BP 368.1

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE FUND OF
CHARLES MINOT
CLASS OF 1828

Digitized by Google

HARVARD UNIVERSITY LIBRARY

N. 1. 1826.

BP368.1

Heidelberger Jahrbücher der Literatur.

1. *Erläuterung der jüdischen Geschichte bis zur Zerstörung Jerusalems durch die Römer. In kurzen Sätzen für Studirende und denkende Leser. Tübingen, bei Osiander.* 1825. 251 *S. in* 8. 1 fl. 12 kr.

2. *Erklärung schwererer Stellen in den Weissagungen des Jeremias. Vom Prälaten und Generalsuperintendenten Dr. J. Fr. Gaab. Tübingen,* 1824. 128 *S. in* 8. 54 kr.

3. *Jeremias Vates e versione Judaeorum, Alexandrinorum ac reliquorum Interpretum Graecorum emendatus notisque criticis illustratus a M. Gottl. Leber. Spohn, Prof. Theol. design. in Acad. Witeberg. Vol. II. post obitum Patris edidit Fr. Aug. Guil. Spohn, Litt. graec. et lat. Prof. P. O. in Acad. Lips. Leipzig, bei Barth.* 1824. 480 *S. in* 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Der Verf. von No. 2. bleibt seiner guten Weise getreu, nur eigenes oder auserlesenes und berichtigtes als Früchte seines gelehrten Nachdenkens kurz und klar vorzulegen. — Möge Würtemberg immer das Glück haben, dafs seine Prälaten und Studienräthe so viele ächtgelehrte Kenntnisse, wie Griesinger, Süfskind, Flatt, Gaab u. s. w., mit den praktischen Aufgaben ihrer wichtigen Aemter vereinigen, und dadurch solche Vormänner der Geistlichkeit werden, die in doppelter Beziehung Nacheiferung erwecken und ihren Amtsurtheilen Achtung verschaffen.

Auch den ungenannten Verf. von No. 1. bewahren offenbar die darin sichtbaren trefflichen Vorkenntnisse und der historisch-kritische Scharfsinn vor den (oft noch wirksamen) Vorurtheilen, nach denen einst die sogenannte Orthodoxie aller mit der Theologie verwandten Geschichte mit Aengstlichkeit alle ersinnliche unhistorische Wendungen zu geben pflegte, eben so sehr, als vor übereiltem Verwerfen oder Absprechen gegen geschichtlich überliefertes. Fast kein Paragraph

Digitized by Google

der Erläuterungen über die jüdische, noch immer sehr verdunkelte, wenigstens nicht psychologisch und pragmatisch, gleich andern Volksgeschichten, bearbeitete Geschichte ist ohne eigenthümliche Andeutungen oder Ansichten. Auch zeugen manche Parallelen und Seitenblicke dafür, dafs der Verf. sich nicht auf blofse theologica einschränkt.

S. 6. berührt die Meinung, dafs vor der uns bekannten Zeit ein ziemlich hoher Grad von Cultur gewesen sey. Rec. versteht dies so: Alle älteste Geschichte macht sich zwei Erdepochen. Vor einer grofsen Wasser-Revolution auf unserm Tellus-Planeten war, nach aller Völker Ursage und nach natürlicher Wahrscheinlichkeit, ein ausgebildeter Zustand von Gesellschaftlichkeit, von Künsten u. s. w. Jene tellurische Urbevölkerung aber hängt mit dem Anfang der jetzigen nur durch die allenfalls Uebriggebliebenen zusammen. Man mufs sich demnach fragen: Was kann aus der Zerstörung dieses Urgeschlechts herüber gekommen seyn? Die Wenigen geretteten, wie viel mögen sie selbst gerade gewufst haben? Und wie konnten sie auch nur dieses fortpflanzen, während sie und ihre Kinder erst wieder der umgekehrten Natur die nothdürftige Subsistenz abkämpfen mufsten? Ueber die sogenannte Sündfluth hinauf setzen die Sagen und viele Pseudepigrapha allerlei Weisheit, aber solche, wie sie offenbar erst diesseits gedacht wurde. Zunächst nach der Fluth wollen uns nicht einmal die Sagen bereden, grofse Cultur zu denken. Nur einige Aufserordentliche werden mit Namen genannt, welche die übrigen rohen und wilden zu Künsten, die Götter zu gewinnen, orphisch beredet haben sollen. Sogar das Feuermachen wird als verloren erst wieder hergestellt. Selbst die biblische Tradition nimmt an, die Uebriggebliebenen, die wieder zur „Ruhe" (das heifst נֹחַ) gelangten seyen der Wirkungen des Weins unkundig gewesen: 1 Mos. 9, 20. Mögen also die „Antediluviani" noch so hoch cultivirt gewesen seyn. Die Cisdiluviani erscheinen in allen Ursagen unserer jetzigen tellurischen Epoche als solche, die wieder von vornen, quam parvis ab initiis, anfangen mufsten. Und hätten sie anfangs bedeutend mehr gehabt, welches Wunderwerk hätte es ihnen entreissen und zu einem Reservat der Priester und Geheimlehren machen können? Wo Monotheismus einmal Folge der allgemeinen Cultur und Volksüberzeugung gewesen ist, nicht etwa, wie in der Mosaischen Einrichtung, blos politisch und priesterlich aufgenöthigt wurde, wie könnte da wieder der Irrwahn von Vielgötterei entstehen?

Digitized by Google

Man muthmafst Ueberlieferung aus früherer, höherer Cultur, um den Monotheismus Abrahams zu erklären. Warum soll es aber nicht wahr seyn, wenn die hebräische Tradition selbst ihn als Polytheisten geboren seyn läfst; was seine Verehrer gewifs nicht zu ersinnen liebten. Sollte es denn einem Mann von Abrahams höherem Charakter anders möglich gewesen seyn, als sich, nicht an einen der geringeren Götter, sondern an den höchsten, gerechten, seiner würdigen, anschliefsen zu wollen? Und sollte Abraham dies nur von einem andern empfangen haben, so würde die Frage ja doch nicht gelöst, sondern blos weiter hinaus gerückt. Der, von welchem her er es empfieng, woher hatte es dieser, wenn nicht endlich doch aus den unverlierbaren Grundanlagen der menschlichen Natur, aus dem Fragen nach Ursache, und aus der Achtung vor Willensvollkommenheit oder vor allem dem Guten, wovon man erkennt, dafs es der Geist nicht durch Naturnothwendigkeit, sondern durch Selbstwollen hervorbringe? Auch ist Abrahams Eljon doch noch nicht (s. 1 M. 18, 21 — Ende. 22, 2.) ein solcher, wie ihn eine höhere Cultur gedacht und geglaubt haben würde.

Abram wird, im Gegensatz gegen die gewöhnliche Deutung: hoher Vater — S. 14. übersetzt: Vater, der sich erheben wird. Aber würde alsdann nicht die Form אֲבִי רָם zu erwarten seyn? Stammt nicht etwa Abram, weil in den Compositis von אב nicht mehr אב, sondern אבי zu stehen pflegt, eher von אבר mit dem ם der Verstärkung, wie in אמנם? Alsdann möchte Abraham aus אֶבְרָ und הָמוֹן oder הָם Menge, zusammengesetzt seyn. — Bei 1. M. 14, 15. wird berichtigt: Jelide Beitho seyen nicht Sclaven, sondern Abkömmlinge der Horde, die also stark war.

Die für Abrahams Charakter günstige Vermuthung S. 17, dafs er die Hagar mit einem Theil seines Viehes und mit Knechten ausgestattet habe, scheint mit 1 Mos. 21, 14, wo ihr selbst Brod und Wasser auf die Schulter gelegt wird, nicht so zu stimmen, dafs man annehmen könnte, der alte Erzähler selbst habe sich jene billige Milde gedacht. Uebrigens mag freilich zwischen dem, was ursprünglich geschehen war, und dem, was nach so langer Zeit durch die freiere Einkleidung der Sagen in die Sammlung der Genesis kam, oft ein bedeutender Unterschied seyn, da die vier ersten Bücher Mose wenigstens nicht vor Jerobeam im Umlauf gewesen seyn können, weil sonst Jerobeams Verstofsung des Leviten

Digitized by Google

stamms und das Symbol von Stieren, statt des Jehovah (diese so grellen, für einen neuen Usurpator allzu gewagten Gegensätze gegen das, was die jetzige Thorah so stark ausspricht!) schwerlich ausführbar gewesen wären.

Jakob S. 21. wahrhaft grofs in seinem Vertrauen auf Gott zu nennen, ist viel gesagt. Ein so furchtsamer, trüglicher Charakter, seiner Weiber und Kinder Spiel, kann keinen grofsen Gott gedacht haben, oder in Gott grofs gewesen seyn, wie Abraham.

Das Wort מֹשֶׁה kann (S. 36.) allerdings nicht *extractus* bedeuten; aber eher *extrahens*, λυτρωτης του λαου nach Stephanus. Act. 7, 36. — Der Name Osarsiph bei Manetho (S. 37.) erinnert an עֹזֵר und vielleicht an das arab. סִיף Schwert. Etwa Retter durch Schwert. 2 M. 12, 23. 29.

Goschen scheint der Vf. sich innerhalb Aegyptens zu denken. So weit der Nil jährlich Monate lang überschwemmt, konnte schwerlich ein Heerdenvolk wohnen. Deswegen denkt Rec. bei 1 M. 46, 28. 34, wo den Einwanderern offenbar eine abgesonderte Gegend angewiesen wird, an die Gegend um den Berg Casius. Die Worte Vs. 34. versteht er so, dafs (nicht die Aegypter, sondern) das Aegyptenland einen Abscheu gegen umherziehende Heerden beweise, dafs es nämlich nach seiner Natur sie nicht zulasse. Nur wer in der Folgezeit Sclavenarbeit an Pharao's Bauten leisten sollte, mufste dann dorthin sich hineintreiben lassen. Nur diese 600,000 männliche Arbeiter, welche wohl etwas von Weibern, Kindern, Knechten und Vieh, aber nach 1 M. 46, 34. nicht die eigentlichen Heerden bei sich haben konnten, machten den Zug aus dem Innern des Landes und durch die Meerenge: 2 Mos. 12, 37. Auch andere Schwierigkeiten möchten sich dann um so eher lösen lassen, z. B. das, was S. 45. wegen der Zeit einer einzigen Ebbe scharfsichtig bemerkt ist.

Der Schauplatz, wo Joseph Vezir wurde, scheint S. 36. dem Vf. zweifelhaft. Dafs er eine Tochter des Oberpriesters von On (Heliopolis) heirathete, scheint auf Unterägypten zu deuten. Auch die Mosaischen Wunder, bei denen S. 40. mit Recht auf Eichhorn Comm. *de anno mirabili Aegypti* hinweist, setzen eine durch mehrere Nilkanäle durchschnittene Landesgegend voraus.

S. 43. sagt: Es beliebte ihm, dem Mose, am arabischen Meerhusen überzusetzen. Vielmehr hatten nach 2 M. 14, 9. die verfolgenden Aegyptier sich am Anfang des Kanals עַל־פִּי gesetzt, also den Auswanderern den Marsch zu Land

Digitized by Google

um die Chirot herum abgeschnitten. Mose hätte demnach entweder nach Mizraim zurückgehen müssen, oder die Furth mufste so benutzt werden, wie sie (s. des Rec. exegetisches Conservatorium 2. St. S. 88. und die Sammlung merkw. Reisen in den Orient I. Th. S. 234. V. Th. S. 371 — 400.) oft benutzt wird. Nur von Jesuitischen Ignorantinern, wenn sie neuerdings auf Gymnasialunterricht Einfluss erhalten, kann man sich nicht wundern, neuerlich zu hören, dafs sie dergleichen historische Erklärungen, welche schon längst (1775) J. D. Michaelis bei dem II. Th. seiner Uebersetzung des A. Ts. in Anmerkungen für Ungelehrte unläugbar gemacht hat, ignoriren, verheimlichen und verketzern wollen. Die historische Bibelerklärung weicht dadurch nicht ab von der Bibel, nur kenntnisschwache Bibelerklärer werden dadurch berichtigt, die biblische Geschichte aber als desto glaublicher gezeigt.

S. 54. spricht mit grofsem Recht von der Vortrefflichkeit vieler unter den Mosaischen Gesetzen. Schade, dafs der Vf. nach seinem pragmatischen Geiste sich nicht auf mehrere Proben davon und auf das Planmäfsige des Gesetzgebers eingelassen hat. Mose hatte nur Ein Unglück, dafs — allzu lange kein Mann seiner Art, ungeachtet er nach 5 M. 18, 15. so sehnlich das Bedürfnifs eines solchen gefühlt hatte, nach ihm folgte. Man sieht, wenn man in der Menschengeschichte sehen lernt, dafs die Vorsehung oder die Weltordnung der Gottheit nicht die Menschen wie im Treibhaus, nicht durch aufgenöthigte Mittheilungen, erziehen will. Immer ragt nach langen Zeiträumen ein Geist, für diese oder jene Gattung menschlicher Angelegenheiten, hervor, als Leuchte für Viele. Alsdann folgen wieder lange Zeitfristen, in denen sich dem Eminenten nachzubilden der übrigen Menge überlassen wird. Ein Vorbild ist vorgehalten, ein Ziel vorgesteckt; in jedem wäre eine gewisse Kraft, sich dahin zu richten. Wer aber meint, dem Einzelnen werde denn doch gleichsam supplirt, was er selbst zu erreichen sich nicht nach Vermögen anstrengt, der hat die Geschichte der Menschen weder im Grofsen noch Kleinen beobachtet.

Josua's Heldenthaten waren so mäfsig, dafs, die zahlreicheren zwei Stämme Juda und Ephraim und die Peräer abgerechnet, die S. 70. berührte Landestheilung am Ende (K. 18.) meist nur Anweisung in spe, Bezeichnung und Umrifs auf einer Art von Landescharte (vergl. das Schreiben 2 M. 34, 1.) war, während überall viele der alten Besitzer als Feinde blieben. Wir sagen: Landescharte. Denn buchartiges Schreiben

Digitized by Google

etwa 1500 Jahre vor Chr. setzt die althebräische Tradition 2 M. 24, 7. voraus. Und aus welchen Gründen sollte man diese hierin bezweifeln? Wolfs Prolegomena, die unvollendeten, welche die Hauptargumente erst noch folgen lassen zu wollen zusagten, geben dazu bei weitem nicht das hinreichende.

Der erste bekannt gebliebene Kopf nach Mose ist Samuel. Auch der Vf. aber S. 97. erkennt in ihm, mit dem freimüthigen v. Rotteck, „ein trauriges Vorspiel jener Kämpfe des Klerus mit der weltlichen Obrigkeit, wie sie die Geschichte des Mittelalters entstellen". Samuel ist ein Beispiel jener Patrioten, welche zwar das Vaterland, aber nur als Mittel ihrer persönlichen Gröfse, grofs und geltend zu machen streben.

Sehr richtig bemerkt S. 99, dafs der erste König der Hebräer auch der erste war, dem der Gedanke, eine stehende Heertruppe zu bilden, zweitausend für sich, tausend für den Erstgebornen, zugeschrieben wird. Davids Salbung von Samuel hält S. 100. für grofses Unrecht gegen Jonathan. Woher aber hatte dieser schon ein Erblichkeitsrecht?

Davids Charakter verdient, als mäfsig, besonnen, bieder, billig, hervorgehoben zu werden. Erst das Glück, da er von Feindesangriffen frei geworden war, und Salomo's Mutter stürzen ihn in einen Meuchelmord, der jeden seiner Krieger wieder ihn erbittern mufste, und die immer wider Juda rivalisirenden Ephraimiten zu Aufstandsversuchen reizte. Für den Sohn der Bathseba, den Zögling Nathans, läfst sich der Alternde ungerecht machen gegen seine älteren Söhne. Die Stiefmutter und Nathan, der seinem Zögling den Vorzug gewinnt, zerrütten (S. 115.) ihm seine Familie, bilden ihm das Recht ein, den Thronnachfolger zu bestimmen. Genialität aber, wie S. 126. andeutet, vermag Rec. mit ästhetischer und psychologischer Unpartheilichkeit weder in den eigenthümlichen Psalmen von David, noch in seinen Thaten nachzuweisen. Genialer erscheint ihm Salomo. Aber dessen gleichsam gelehrte Nathans-Erziehung macht ihn zum prachtliebenden Verschwender, S. 127. und S. 131. zu einem Beispiel von Regenten, welche nicht nur jeder Religionsgesellschaft, wie es seyn soll, ihre Rechte gewähren, sondern gegen die Natur der Sache sogar jede wie an sich gleich gut behandeln zu sollen meinen.

Zu Salomo's psychologischem Urtheilsspruch 1 K. 3, 16. giebt S. 145. eine unerwartete Parallele von dem nicht überweisen Imperator Claudius. Sueton. Claud. c. 15. Ueberhaupt sind so manche von dem Verf. eingestreute Parallelen interessant und überraschend.

Digitized by Google

Die unheilschwangere Revolution unter Rehabeam fällt grofsentheils auf Rechnung des weisen Salomo. Der Prophetenzögling gewann an Ruhm in den von Propheten verfafsten Reichstagbüchern, wie mancher in den Mönchschroniken. Wo lagen von Frankreichs Revolution die tieferen Hauptursachen? In der erschöpfenden Pracht- und Gewaltregierung und der mit Kirchenreligiosität übertünchten Sittenlosigkeit des grofs genannten Urgrofsvaters. Salomo hatte durch unnützen Hofaufwand (s. 1. Kön. 4. 5.), durch unverhältnifsmäfsige Bauten und Frohnen u. s. w. den Wohlstand der Nation erschöpft, durch Zulassung der Vielgötterei die Sittenverderbnifs zugelassen. Denn ist gleich die Vielgötterei an sich blofser Verstandesirrthum, und als solcher nicht staatswidrig, so wird sie dies doch, weil sie durch die Vorbilder unvollkommener, willkührlich und leidenschaftlich handelnder Gottheiten die nachahmenden Menschen demoralisirt, und besonders in der Geschlechtslust verderblichst ausschweifend macht.

Nach S. 183. „legten Esra und Nehemia unfehlbar den Grund zu unserm alttestamentlichen Kanon“. Rec. bezweifelt sehr, ob der erst patristisch-bischöfliche Begriff von einem Kanon, als einer zum Regulativ für Kircheneinheit gemachten Sammlung alter Schriften, in die Denkart der Hebräer und Juden zurückgetragen werden könne. Die Sadducäer erkannten nur die Mosaische Gesetzgebung als Regulativ oder Norm, die Essäer Gesetz und Propheten, die Pharisäer dieses beides nebst ihren Ausdeutungen. Nicht alle diese Schriftauslegungspartheien hätten als ächte Rabbinen geltend werden können, wenn man sich ein schriftlich abgeschlossenes Regulativ der Religionsüberlieferungen zu denken gewohnt gewesen wäre. Ohnehin weifs das Buch Daniel bis zu Antiochus Epiphanius Tod hin einzelnes genau, giebt aber darüber hinaus nichts mehr in dieser Art. Es ist also erst makkabäisch.

Johann Hyrkanus wurde nach S. 199. wieder der erste König, etwa 480 Jahre nach Zedekia. Waren die 70 Jahrwochen zu 490 Jahren zu berechnen, so führten sie geradezu auf die Regierungszeit dieses in Wahrheit sehr merkwürdigen Königs, welcher auch von Josephus als König, Prophet und Hoherpriester zugleich, d. i. als Alles in Allem, dargestellt ist. Dies war aber (S. 193.) etwas mehr als 100 Jahre vor der Geburt Jesu. 490 Jahre rückwärts gezählt führen, s. Ushers Annalen, in die Regierungszeit des Darius Hystaspis. Kurz; die ganze Geschichtfolge hätte die Ausleger überführen sollen, dafs Daniels Stelle nicht von dem grofsen Messias, son-

Digitized by Google

dern, wie sie denn auch משיח beidemale ohne Artikel setzt, von zwei andern gesalbten Fürsten früherer Zeit reden wollte.

S. 213. zeigt, dafs bei den nächsten Nachfolgern Herodes des I. der Name Tetrarch doch Vierfürst bedeuten könne, weil vier Personen in den Landbesitz dieses Herodes zu ungleichen Theilen sich theilen durften. So müfste dann τετραρχης princeps partis quartae oder quadrantis bedeuten. Andere mit τετρ zusammengesetzte Worte umfassen immer ein aus vier Theilen zusammen bestehendes Ganzes, wie τετραγωνος eine Figur, die vier Ecken (nicht nur Eine von vieren) hat. Das in vier Theile sich theilende Land der Galater hatte zwölf Tetrarchen, die vermöge einer gemäfsigten Aristokratie mit gewissen Richtern geringere Streitigkeiten, Verbrechen aber nur vereint und mit einer zu Drynämetos (in einem Eichenhayn?) zusammenkommenden Landraths-Versammlung von dreihundert Männern zu entscheiden hatten. Strabo XII. s. Wernsdorf de Republ. Galatar. c. 6. §. 23. 24.

Nach S. 243. rieth in der Mitte des Jahres 66 der Hohepriester Ananus (Bell. Jud. 2, 17.) die Aufhebung der Opfer für Fremde, auch für die Kaiser. Ohne Zweifel näherten sich die gemifshandelten Juden erst allmählig diesem äufserst anstöfsigen Entschlufs. Man sieht, dünkt mich, warum Paulus um so mehr das Beten für die römischen Obrigkeiten seinen Christensynagogen empfahl. 1 Timoth. 2, 2.

Mit Vergnügen begleitete Rec. den ungenannten Vf. durch die Reihe seiner Erläuterungen. Unser Raum erlaubt dies nicht bei No. 2. und 3., wohl aber die gegründete Versicherung, dafs diese beide Schriften unter das beste gehören, was zur Erklärung des Jeremias zu benutzen ist. Nach der Vorrede will Hr. G. mit dem hebräischen Sprachschatz möglichst ausreichen. Das heifst ohne Zweifel; Man darf nicht blos so zufällig, wie allzu oft geschah, aus den verschwisterten Dialecten zur Nothhülfe Worthedeutungen herüberholen. Dennoch besteht der hebräische Sprachschatz nicht mit Sicherheit in dem, was Rabbinen und sinnerrathende Versionen über die Wortbedeutungen zur Tradition gemacht haben. Ein ausser Uebung gekommener teutscher Dialekt zum Beispiel ist nur aus Vergleichung der verwandten mit Zuversicht zu erklären. Allerdings aber müssen Deductionen der gesammten Bedeutungen eines Wurzelworts durchgeführt, nicht blos für einzelne Stellen einige im arabischen oder syrischen angegebene, oft selbst unerweisliche Nebenbedeutungen zum nothdürftigen Auskunftsmittel verwendet werden.

H. E. G Paulus.

Digitized by Google

Conversion de Familles Catholiques-Romaines dans le Grand-Duché de Bade au Christianisme Evangelique. Evénement exposé et accompagné de Considérations par le Docteur Tzschirner, Prof. en Theologie et Superintendent à Leipsick. Ouvrage traduit de l'Allemand et enrichi de notes par un Catholique Eclectique. (Eprouvez toutes choses, approuvez ce qui est bon. St Paul.) à Liège, chez J. Desoer, Imprimeur-Libraire. 1826. 145 S. in 8.

Der Uebersetzer wünscht, dafs alle Gemüther von dem Geiste der Mäfsigung beseelt seyn mögen, qui conduisait la plume de l'Ecrivain (des Hrn. Dr. Tzschirner), et dont la brochure fait foi pour quiconque la lit *sans prevention*. Er findet darin cette *charité évangelique*, qui, en dépit des persecuteurs, fera toujours *le charactère des vrais disciples de Jesus Christ*. St. Jean 13, 15. Bei dieser Gesinnung beruft er sich auf Worte von Hrn. Vernes, in dessen „*Catechisme de toutes les Communions chrétiennes*" (welchen Rec. näher zu kennen wünschte!). Die Worte sind: La plus certaine, comme *la plus funeste des hérésies*, c'est le manque de charité, *l'intolerance et la persecution*. Quelles atrocités cette barbare hérésie n'a-t-elle enfantées. Quand est ce qu'elle inspirera généralement toute l'horreur, qu'elle mérite.

Rec. bekennt aufrichtig, dafs ihm die fortdauernde Aufmerksamkeit auf das Uebergehen vom römisch-päbstlichen Katholicismus zum Evangelischen Protestantismus, das ist, zu der Ueberzeugung, dafs Jesus Christus von Unterwerfung unter eine fast universal-souveräne päbstliche Kirchengewalt und von einem durch priesterliche Concilien vorgeschriebenen Kirchenglauben nichts gelehrt hat, immer sehr erfreulich bleibt. Nicht etwa um irgend einer Proselytenmacherei oder um Vermehrung des Kirchenthums überhaupt willen, oder wie wenn er in dem evangelisch-protestantischen Kirchenthum Alles unverbesserlich, Nichts noch evangelischer zu wünschen nöthig fände. Vielmehr gerade deswegen, weil in dem evangelischen Protestantismus die der Zeit gemäfse Verbesserungen nach dessen oberstem Grundsatz und auch nach dem Wesentlichen der bestehenden Einrichtungen weit leichter auszuführen sind, als da, wo die Voraussetzung dogmatisch und praktisch geworden ist, dafs Alles von der Kirche zu einer gewissen Zeit festgesetzte für alle Zeiten das beste, das imperfectible, bleiben müsse, und dafs so selten wie möglich durch Verbesserungen die Nothwendigkeit der Verbesserlich-

Digitized by Google

keit eingestanden werden dürfe. Hierin liegt unstreitig die wesentlichste Unterscheidung.

Frage sich doch jeder gutdenkende selbst: wo und wann sind von der päbstlichen Behörde aus Verbesserungen gemacht, wo nicht die von den Laien und von der mittleren, unterrichteteren Geistlichkeit versuchten gehindert worden? Frägt man auch nicht einmal nach so einflufsreichen Puncten, wie die Aufhebung des kirchlichen (unbiblischen, ja antibiblischen) Verbots der Ehe der Geistlichen wäre; frägt man nur: Ob denn nicht alle katholische Christen endlich wieder den nur von der Kirche, und erst im dunkeln Mittelalter, zurückgehaltenen sacramentlichen Kelch im Abendmahl nach Jesu und der Apostel Anordnung erhalten sollen? ob denn jenes: *Non obstante* *) des Constanzer Concils vom 15. Jun. 1415. ewig bindend sey? Ja, frägt man nur: Sollen die Teutschen nicht endlich wenigstens eine teutsche Messe hören dürfen? sollen die meisten immer nur in lateinischer Sprache das Sacrament benedicirt hören und nicht verstehen, ungeachtet diese Todesfeier Jesu im früheren Christenthum nach allgemeiner Tradition in den Landessprachen (griechisch, syrisch, arabisch u. s. w.) verständlich celebrirt wurde? Die hierarchische Antwort auf alle solche Fragen, ungeachtet die denkendsten und gewissenhaftesten in der katholischen Kirche selbst, wenn sie mehr Eklektisch als Ekklesiastisch seyn zu sollen einsehen, ganze Lebensalter hindurch an der Besserung, oft nur eines einzigen solchen Puncts, gearbeitet haben, ist immer: Nein! — Und warum? Weil, wer im Namen der infalliblen Kirche zu sprechen liebt, nicht durch Verbesserungen zu erkennen geben mag, dafs etwas bedeutendes besser zu machen sey, dafs es also nicht immer gut genug gemacht war. Und deswegen mufs, so viel Rec. einsehen kann, jedesmal ein ruhig entschlossenes Ausgehen aus einem Zustand, wo alle Verbesserungen, besonders von den römischen Oberbehörden herab, so unabsehbar erschwert werden, und wo, wie am Tage ist, hundert Rückschritte (in Spanien, Frankreich

*) Für jenen antihussitischen Beschlufs wählte man die mehr als harte Formel: *licet in primitiva ecclesia* reciperetur hoc sacramentum *a fidelibus sub utraque specie*, *tamen* postea a Conficientibus (Sacerdot.) sub utraque specie *et a laicis* tantummodo sub specie panis suscipiatur. So wenig nahm man — vor der Evangelischen Reformation — Anstand, das Urchristenthum und das *postea* der Kirche ausdrücklich gegen einander in Gegensätze zu stellen.

Digitized by Google

u. s. w.) bis zu Erneuerung des Jesuitismus, ja bis an die Kirchen-Inquisition und die Autodafés hin — weit eher, als eine einzige Verbesserung oder Erhaltung des Verbesserten zur Wirklichkeit kommen, auf jeden Fall dem Unbefangensten als ein Uebergang zum Bessern sich erfreulich darstellen, besonders wenn es so wohlgeordnet und unter dem Schutz einer gegen kein Kirchenthum partheiischen Staatsregierung in die Vollziehung tritt, und mit stiller Bescheidenheit sein Gedeihen von der Zeit und der wachsenden Ueberzeugung für das Reinere erwartet. Und dafs dieses alles, um gegen so schnell gewagte Rückschritte zum Verbessern aufzufordern, von denen gesagt werde, die davon als Nichtgebundene von Amtswegen reden dürfen und sollen, sollte dies nicht selbst den Gebundeneren lieb und ein Hoffnungsgrund seyn? Der Protestantismus erkennt es gewifs dankbar, wenn achtbare Beobachter von der andern Seite, nicht aus polemischer, sondern bessernder Gesinnung, eben so zu seiner Berichtigung mitwirken.

So achtbar dem Rec. das auch in der katholischen Kirche wirkliche und mögliche Gute ist, so kann er sich dennoch nicht untersagen, dabei oft eben so zu denken, wie dieselbe von der orientalisch- und russisch-griechischen Kirche sich auszudrücken pflegt. Seit dem Concilium von Florenz nämlich pflegt man zu Rom bedachtsam zu sagen: Die griechische Christenheit ist nicht im Schisma, aber ein Schisma ist in ihr. Ist nun nicht in dem Theile der Christenheit, wo die Inquisitionsgerichte von der Geistlichkeit aufgebracht wurden und immer noch gehegt werden, wo sie nicht, oder nur durch die Laien aufgehoben sind, wo sie immer noch die unwiderrufene Sanction des IV. Lateranischen Generalconciliums von Innocenz III. 1215. für sich haben! ferner: wo alle Nichtgetaufte, selbst die Kinder, nach dem Florentiner Universalconcilium von 1439. ewig in die Hölle verwiesen sind! wo die Bullen In sacra Coena, Unigenitus u. s. w. und das Decretale: Unam sanctam etc. nicht durch die geistliche Hierarchie, sondern nur durch die weiter sehenden Laien unschädlich gemacht wurden! wo die allzu leichte Sündenvergebung durch Heiligenverdienste und Ablafs eine dogmatische Bulle Leo des X. von 1518 für sich hat! (s. des Rec. geschichtliche und rechtliche Prüfung des Jubeljahrablasses. 1825. S. 110 — 114.) u. s. w. — ist nicht in einem solchen Theile der Christenheit manches unbiblische, nichtchristliche so auffallend, dafs das Ausgehen davon in einen für Verbesserungen offeneren

Kirchenzustand zu befördern und zum guten zu leiten Gewissenspflicht wird?

Unter den Zugaben der französischen Uebersetzung ist die merkwürdigste S. 105 — 124. *Développement du Principe Protestante*, als einer *foi raisonnée* (p. 116.) „A mésure, que les sciences, qui facilitent l'intelligence des Saintes-Ecritures seront portées à leur perfection, on verra disparoître des Systèmes des préjugés et des opinions erronées" (p. 119.). „*L'Infaillibilité n'appartient pas au mortel;* donc nulle autorité humaine ne doit m'imposer une obeissance contraire aux droits imprescriptibles, qui me sont accordés par ma raison et par la religion de Jesus-Christ" (p. 118.). Wer erfreut sich nicht, dafs die Niederländische Kön. Regierung gerade jetzt der freiwissenschaftlichen Geistesbildung partheilose Unterrichtsanstalten öffnet. Aber wer fragt nicht auch zugleich: Wer, um sie zu hindern, alle Kräfte aufbiete? Wessen jesuitische Missionen die Staatsregierung auf allen Seiten abzuhalten genöthigt sey? Wer, wie ein Universalsouverain der Gewissen, hierin mehr als der Landessouverain gelten wolle, nur um die alte Unverbesserlichkeit kirchenthümlich festzuhalten?

Neu war dem Rec. die Notiz S. 133. aus der Etoile 26. Oct. 1824, dafs es ein Mr. Kern, Professeur à Goettingue, sey, welcher gegen den Hrn. von Lang für die Jesuitenmoral geschrieben habe.

H. E. G. Paulus.

De historia legum maritimarum medii aevi celeberrimarum, Dissert. inaugur. historico-juridica, quam etc. scripsit Elardus Meyer, Hanseatico-Bremanus. Gottingae 1824. 4. 18 Gr.

Was unsere Literatur über die äufsere Geschichte des Seerechts des Mittelalters bisher hat aufweisen können, ist, so fern man Ausführlicheres und Gründlicheres sucht, zerstreut bei den Herausgebern der einzelnen Gesetzsammlungen und andern Schriftstellern Spanischer, Italienischer, Französischer, Englischer, Holländischer u. a. Zungen. Eine zusammenhängende Darstellung liefern zwar Einige, die über das Seerecht überhaupt geschrieben haben, z. B. *L'Estocq* Auszug der Historie des allgemeinen und Preussischen Seerechts, *Martens* Grundrifs des Handelsrechts, — aber nur in höchst dürftigen und wenig geprüften Notizen. Dafs diesem Mangel für die Rechts- und

Digitized by Google

Handelsgeschichte des Mittelalters, wenigstens dem Haupttheile nach, durch die vorliegende Abhandlung Abhülfe geschehe, berechtigt uns ihr Titel und die ausdrückliche Erklärung des Vf. zu erwarten, der sich S. 5. dahin äufsert: „haec dissertatio in investigatione notissimarum medii aevi legum maritimarum, consuetudinum, scil. Barcinonae (vulgo Consulatus maris), legum Oleronensium et Wisbyensium subsistet, et, si fieri potest, quomodo, ubi et quando hae leges ortae sint, quo in constent, et quam auctoritatem adhuc apud nos habeant, docere conabitur.“ In der That erwirbt diese tüchtige Arbeit sowohl durch fleifsige Zusammenstellung ausführlicherer Nachrichten von den genannten Quellen, als auch durch die eigenen sehr dankenswerthen Untersuchungen dem Namen des Vf. Anspruch auf einen ehrenvollen Platz in diesem Fache der Literatur. Zur Bestätigung hievon, und um zum Lesen der Dissertation selbst aufzufordern, läfst Ref. hier eine Inhaltsmittheilung sein Hauptgeschäft seyn; wobei er die eigenthümlichen Verdienste sowohl, als hin und wieder Schwächen weniger abzuwägen, als nur anzudeuten gedenkt. Einer vollständigen Beurtheilung mufs Ref. sich enthalten, weil ihm die hiezu erforderlichen Quellen nicht zugänglich sind.

Zuerst unter den genannten Gesetzen handelt der Vf. von dem Consolato del mare S. 12 — 42. Nach einem kurzen Ueberblick des im Mittelalter aufblühenden Handels am Mittelländischen Meere folgen Notizen aus der Geschichte von Barcelona und des Handels und Seewesens in Katalonien, welche durchaus mit Hinblick auf den Hauptgegenstand gegeben sind, und bei der Untersuchung über das Rechtsbuch selbst benutzt werden. Die Ehre des Vaterlandes zu diesem, welche für Barcelona, Pisa und Valencia in Anspruch genommen worden ist, spricht der Verf. mit überzeugenden Gründen der zuerst genannten Stadt zu, mit den meisten Schriftstellern. Die für die beiden andern angeführten Gründe sind augenscheinlich so unhaltbar, dafs es einer Widerlegung kaum noch bedurfte. In Hinsicht des Alters ist man seit den Untersuchungen des Capmany y de Monpalau einig, es in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts zu setzen, und zwar vor 1266. Hr. Meyer fügt hinzu noch das Jahr 1227 als die andere Zeitgränze, weil in mehreren Stellen bereits die Schifffahrt der Barcelonischen Bürger nach Syrien, Alexandrien und andern Gegenden in den sogenannten überseeischen Ländern vorausgesetzt werde, und diesen erst 1227 von Jacob I. die Navigation dorthin eröffnet worden sey durch ein Privilegium, wonach Barcelonische Güter nur auf Barcelonischen Schiffen dorthin ver-

Digitized by Google

führt werden durften. Sollte sich aber hieraus wohl mehr folgern lassen, als dafs von dieser Zeit an die Barcelonische Schifffahrt nach den überseeischen Gegenden sehr emporgekommen seyn werde? — S. 34 — 42 folgen Erörterungen über die Urheber, die innere Beschaffenheit, das verbreitete Ansehen und ein Verzeichnifs der Ausgaben des Cons. d. M.

Ueber das Oleronensische Seerecht verbreitet der Verf. sich S. 43 — 54. Ein nicht unerheblicher Beitrag, den durch diese Untersuchung die äufsere Rechtsgeschichte gewinnt, ist die Unterscheidung, wonach von den von Clairac herausgegebenen 47 Artikeln nur die 24 ersten den Namen des Oleronensischen Seerechts verdienen, und die folgenden eine davon ursprünglich verschiedene Sammlung sind. Die Richtigkeit dieser Abtheilung erhellet theils aus einer Vergleichung des Inhalts beider Abschnitte, wovon nur der erstere auf das eigentliche Schifffahrtsgewerbe sich bezieht, zu dessen Bestem den Bewohnern von Oleron diese Gesetze gegeben sind, während die folgenden Artikel andere Nutzungen der See und die Küstenpolizei betreffen, und zum Theil blofs die Grundherren angehen, mithin offenbar nicht für die Oleronensischen Schifffahrer bestimmt gewesen seyn können; theils rechtfertiget jene Unterscheidung sich aus dem Umstande, dafs in die Holländischen und Wisbyschen Seegesetze, welche die Oleronensischen Gesetze aufgenommen haben, nur die 24 ersten Artikel gekommen sind.

In dem alten, bisher unentschiedenen Streite über die Autorschaft zu diesen Gesetzen zwischen Frankreich und England vereinigt der Vf. gewissermafsen die Ansprüche beider Theile: Heinrich II. von England und Eleonore, seine Gemahlin, haben gemeinschaftlich, jedoch letztere, als frühere Eigenthümerin von Oleron, mit gröfserem Antheil, diese Gesetze verfassen lassen. Allein wenn wir es auch als nothwendig zugeben wollten, die beiderseitigen Ansprüche auf die frühesten Zeiten zurückzuführen; so würden wir doch dadurch zu der von dem Vf. aufgestellten Annahme noch nicht berechtigt. Auch wenn Heinrich, oder Eleonore, noch vor ihrer Vermählung mit ihm, allein diese Gesetze erlassen hätte, dürften schon die ältesten Seerechtsschriftsteller unter den Franzosen Ursache gefunden haben, sie von Französischem, und unter den Engländern, sie von Englischem Ursprunge herzuleiten; war doch der König von England zugleich Französischer Vasall, und die Insel Oleron seit Eleonorens Vermählung mit Heinrich zur Englischen Krone gehörig. Nicht zuverlässiger ist die so gar genaue Zeitbestimmung der Ab-

Digitized by Google

fassung, welche Hr. Meyer zwischen 1152, wo Eleonore von Ludwig VII. geschieden wurde, und 1154, wo Heinrich den Englischen Thron bestieg, stellt. Schwerlich dürfen wir daraus, dafs nach unserm Ermessen die Englische Nation auf diese Gesetze kein so gar grofses Gewicht gelegt habe, und dafs sich dieselben unter den königlichen Verordnungen jener Zeit nicht mitbegriffen finden, jetzt den Schlufs ziehen, dafs sie noch vor Heinrichs Thronbesteigung verfafst seyn müssen. Und in der That sind sie doch von den Engländern hochgehalten, wie sich sowohl aus ihrem verbindlichen Ansehen in den Englischen Seegerichten, als aus dem Streite über ihren Ursprung ergibt. — Der Vf. läfst sich hier auch auf die Nachweisung der Handschriften ein S. 50 ff., deren er fünf zählt, jedoch so, dafs er, aufser der von Clairac herausgegebenen, die als die älteste angenommen wird, den andern nur die Eigenschaft von Abschriften verschiedener Manuscripte beilegt, von deren Daseyn selbst sich nichts sagen läfst; auch auf die Existenz dieser Copien wird zum Theil nur aus den Uebersetzungen der Oleronensischen Gesetze in andere Sprachen geschlossen. Hiernach ermifst sich leicht der kritische Werth der von unserm Vf. aufgestellten und nach dem Alter classificirten Anzahl von so viel verschiedenen Handschriften. — Ueber das Alter des zweiten Abschnitts des sogenannten Oleronensischen Seerechts erklärt sich der Vf. mit Recht sehr unbestimmt, indem er ihn nach 1170 und etwa in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts setzt. Es mufs noch dahin gestellt bleiben, ob diese Artikel alle ursprünglich zusammen gehören, oder erst nach und nach zusammengetragen sind.

Der gelungenste und für die Wissenschaft einträglichste Abschnitt dieser Abhandlung ist der den Wisbyschen Seegesetzen gewidmete, S. 55 — 76, über deren Ursprung hier sehr wichtige Aufschlüsse gegeben werden. Diese Sammlung ist aus drei Bestandtheilen erwachsen, den ächten Oleronensischen Gesetzen, nach der Redaction, die sie in dem Seerechte der Holländischen Stadt Damm erhalten haben, aus Amsterdamischen Seegesetzen, und aus seerechtlichen Artikeln des Lübischen Rechts, die sich in den älteren Abfassungen des letzteren noch nicht finden. Diese nehmen zwar in den Handschriften des vollständigen Wisbyschen Seerechts die erste Stelle ein, sind aber am spätesten hinzugekommen, und höchst wahrscheinlich die Zuthat eines Lübischen Abschreibers. Danach berichtigt sich die Annahme des Alters des Wisbyschen Seerechts, welche nicht, wie bisher allgemein geschah, in das zwölfte oder dreizehnte, sondern erst in das

Digitized by Google

funfzehnte Jahrhundert zu setzen ist. — Aus der Beschaffenheit der Handschriften und Ausgaben und aus verschiedenen historischen Momenten führt der Vf. den ganz überzeugenden Beweis seiner neuen Darstellung der Geschichte dieser Rechtssammlung.

Diesen von dem Vf. selbst, als eigentlichem Gegenstande der Dissertation, bezeichneten Untersuchungen sind noch zwei andere Erörterungen einleitungsweise vorausgeschickt, über den eigenthümlichen Character der Seegesetze überhaupt, und über die Rhodischen Seegesetze.

Als eine auffallende Erscheinung an den Seegesetzen der verschiedenen Völker hebt der Vf. ihre grofse Uebereinstimmung hervor. Der Betrieb der Seegewerbe nämlich erzeuge unter den Völkern eine Geneigtheit, sich in einander zu fügen und sich allgemeineren Rechtsregeln, als ihren ursprünglich einheimischen, zu unterwerfen, wie dies bei der Lebensweise der Bewohner des inneren Landes bei weitem nicht der Fall sey. Dergleichen allgemeine Bemerkungen sind hier durchaus an ihrer Stelle, und werden auch in der Abhandlung selbst oft benutzt. Der Vorwurf der Müssigkeit kann sie daher, wie sonst so gewöhnlich die Einleitungsbetrachtungen, gar nicht treffen. Aber ein anderer Mangel derselben darf eben des Gewichts wegen, welches der Vf. öfter auf sie legt, nicht unbemerkt bleiben. Es fehlt an historischer Begründung, und eben darum auch an Anschaulichkeit. Es hätte jene Erscheinung an den Seerechten thatsächlich in Beispielen vor Augen gelegt, und zugleich die Eigenthümlichkeit hievon dadurch erhoben werden müssen, dafs sich in andern gleichnamigen Zweigen verschiedener positiver Rechte, z. B. in den Lehenrechten, eine so auffallende Uebereinstimmung gar nicht finde. Dann hätte der Vf. die Gründe hievon in Facten aus dem Leben Seehandlung treibender Völker, oder auch in Vermuthungen darlegen mögen. Wäre so die Thatsache selbst aufser Zweifel gestellt worden, so hätte der Vf. sich mit Recht darauf in der Folge berufen dürfen, um z. B. die Schwierigkeit der Untersuchung über das Vaterland einer Seerechtsquelle (S. 25.) darzuthun. Statt dessen aber werden die auffallende Uebereinstimmung der Seerechte und die Gründe hievon blos auf guten Glauben hingegeben; und doch liefsen sich bedeutende Zweifel gegen beides erheben: so gegen die Behauptung, dafs die Seegewerbe treibenden Völker vorzugsweise geneigt seyen, von ihrem eigenthümlichen Rechte zum Besten anderer Völker nachzulassen, das Beispiel der Engländer.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N. 2. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Meyer historia legum maritimarum.

(*Beschlufs.*)

Ueber die Beziehung der §§. von den Rhodischen Gesetzen zum Hauptgegenstande erklärt zwar der Verf. hier sich nicht; allein aus dem §. 42. läfst sich entnehmen, dafs er sie darum eingeflochten hat, weil nach seiner Ansicht das Rhodische Seerecht Grundlage der Seegesetze des M. A., insbesondere des Consolato d. M. geworden ist. Als eigenthümlich ist zu bemerken die Meinung, dafs das Rhodische Seerecht nie in der Gestalt eines geschriebenen Rechts existirt, sondern sein Name nur überhaupt Seegewohnheiten bezeichnet habe, die als ein jus universale anerkannt worden seyen (S. 10.). Gestützt wird diese Annahme auf das Schweigen der Römer von geschriebenen Rhodischen Seegesetzen, die ihnen zu merkwürdig hätten seyn müssen, um nicht viel davon zu reden, namentlich auf das Schweigen von Cicero und Julius Cäsar, die sich in Rhodus längere Zeit aufhielten; und dann auf die Aeufserung von Antoninus in l. 9. D. de Lege Rhodia, worin er auf das Rhodische Recht als ein subsidiäres in Seesachen verweise, und es dem Römischen Recht entgegensetze; wäre es geschrieben gewesen, so hätte er es ja nur als Römisches Recht zu publiciren gebraucht. Erst die Römischen Juristen, welche einzelne der Rhodischen Seegebräuche unter dem Titel de lege Rhodia erläuterten, hätten die allgemeine Meinung veranlafst, dafs hierunter ein geschriebenes Recht zu denken sey. Haben aber Römische Juristen wohl jemals blofse Gewohnheiten lex genannt? um der andern Bedenken gegen jene Ansicht zu geschweigen. Dafs man aber im Mittelalter Seerecht überhaupt Rhodisches Recht genannt hätte, wäre der Art, wie man damals das Andenken alter Gesetzgebungen anwandte, ganz angemessen. Interessant ist in dieser Hinsicht die Notiz aus dem Preussischen Chronisten Simon Grunau, welcher das Strandrecht das Schalksrecht Rhodia nennt;

Digitized by Google

Die Form dieser Abhandlung betreffend, so hat man mit einer schwierigen Latinität oft zu kämpfen.

Bei den Freunden der Geschichte des Handels und des Seerechts und des Mittelalters überhaupt wird Hr. Meyer durch diese Dissertation sich nicht nur wahren Dank verdienen, sondern auch den Wunsch erregen, dafs er in dieser Partie sich zu weiteren Untersuchungen entschliefsen möchte, wozu er sich so wohl ausgestattet zeigt. Mit Gründlichkeit und Sorgfalt im Detail verknüpft er ein Anstreben nach höheren, umfassenderen Gesichtspunkten. Hiedurch eignet er sich durchaus zu der so anziehenden Aufsuchung der Fäden, die in dem dunkelen Leben des Mittelalters die Völker unter einander verknüpften, als deren einen Hr. Meyer das Seegewerbe ganz richtig in's Auge gefafst zu haben, und gerade deshalb so davon angezogen worden zu seyn scheint.

Rogge.

Exercitationes Aethiopicae sive observationum criticarum ad emendandam rationem grammaticae Semiticae specimen primum. Scripsit D. Hermannus Hupfeld, theologiae in academia Marburgensi Professor extraordinarius. Lipsiae 1825. 4. 46 *S.*

Es ist eine allgemein anerkannte Wahrheit, dafs in dem verhältnifsmäfsig geringen Vorrathe hebräischer Denkmale nicht alle Wurzelwörter vorkommen können, und diese Sprache daher vielleicht ärmer scheint, als sie wirklich gewesen. Man hat also mit Recht bei den benachbarten Mundarten Hülfe gesucht, aber bei weitem noch nicht diese Quellen erschöpft. Am mehresten hat man die arabische Sprache seit Schultens verglichen, etwas auch die äthiopische, die koptische dagegen fast gar noch nicht. Letztere hat man nicht benutzt, theils weil man sie nicht verstand, theils weil ein Vorurtheil herrschte, dafs sie gar nichts mit der hebräischen gemein habe Daher die zwei sich ganz widersprechenden Artikel in der neuen Hallischen Encyclopädie, unter welchen der letzte von Hug in Freiburg wohl die richtigere Ansicht giebt.

Zur Kenntnifs der äthiopischen Sprache hat Ludolf nicht nur die Bahn gebrochen, sondern auch alles gethan, was damals zu thun möglich war. Ihm wird ewig dieser Ruhm bleiben. Denn was auch noch zur Erweiterung und Berichtigung jener Kenntnifs geschieht, würde nicht geschehen können, wenn er nicht gewesen wäre. Allein da aller Anfang

Digitized by Google

schwer ist, so konnte Ludolf auch irren, und mufste es, weil die hier eingreifenden Wissenschaften noch nicht auf der Höhe standen, auf der sie jetzt stehen. Es war daher nicht genug, ihn hie und da in den hebräischen Wörterbüchern auszuschreiben, sondern man hätte sich wirklich auf die Erlernung dieser Sprache legen müssen, um eine Revision von Ludolf's Arbeiten vornehmen zu können. Und letzteres scheint jetzt die Absicht des Verf. zu seyn.

Herr Hupfeld theilt seine Arbeit in zwei Theile: der erste, welcher nun vorliegt, ist der Verbesserung der äthiopischen Grammatik gewidmet. Der zweite, den wir künftig zu erwarten haben, soll die Anwendung auf die andern Mundarten enthalten. Jener handelt also jetzt im ersten Buche de elementis von der Buchstaben Gestalt, Namen und Potenz, wobei der Verf. sich besonders über die Vocale ausgelassen hat; im zweiten Buche de partibus orationis von den Pronominibus, Verbis und Nominibus. Um Ludolf bequem vergleichen zu können, wird sein Werk bei jedem darüber handelnden Hauptstücke angezogen, so dafs man diesen Theil als Nachtrag und Berichtigung von Ludolf's Grammatik ansehen und mit grofsem Nutzen gebrauchen kann. Möchten doch mehrere junge Theologen diesem lobenswürdigen Beispiele folgen, und, wenn sie etwas Mehreres leisten wollen und leisten zu können glauben, als der grofse Haufen thut, ebenfalls die Exegese berücksichtigen. Denn nur diese kann noch zu etwas Weiterem führen; nur diese greift auch in andere Wissenschaften ein, und hat also aufser der Theologie noch einen besonderen Werth.

Ueber vorliegende Arbeit, halten wir uns überzeugt, werden auch Sprachkundige ein vortheilhaftes Urtheil fällen. Unterzeichneter hat begreiflich an dem graphischen Theil den mehresten Antheil genommen, und wird, wenn er dereinst die in den Bildern und Schriften entworfenen ersten Linien der semitischen Paläographie weiter ausführen sollte, mehrere vom Verf. über die äthiopische Schrift gemachte schätzbare Anmerkungen gründlich, wie sie es verdienen, zu prüfen Gelegenheit haben, wozu hier der Raum fehlt. Nur das noch, weil es allgemeiner ist, glaubt er hier anführen zu dürfen. Der Hr. Prof. nimmt nicht nur (S. 2.) die Neuheit der hebräischen Quadratschrift, welche an der Gestalt der Schriftzeichen selbst Ref. zuerst gezeigt hat, an, sondern auch das ursprüngliche Daseyn semitischer Vocalbuchstaben in so weit, als er über die bisherige Krückenlehre (S. 9.) sagt „*monstrum literarum quiescentium*“. Als Ref. über beide Puncte in den

Digitized by Google

„Bildern und Schriften“ seine gegen die alte Lehrart ketzerische Ansicht laut vertheidigte, hielt er sich zwar überzeugt, dafs die Wahrheit einst allgemein anerkannt werden würde; er glaubte aber nicht den Anfang davon selbst noch zu erleben, weil die gegenwärtige Generation das in den Schulen eingeprägte Vorurtheil schwerlich so bald würde ablegen können. Gerechter mufste er aber schon da über seine Zeitgenossen urtheilen, als selbst der ehrwürdigste Veteran in der Wissenschaft, Eichhorn in Göttingen, die vom Ref. vorgezeichnete Ableitung der hebräischen Quadratschrift in die neueste Auflage seiner Einleitung in das alte Testament mit aufnahm. Seitdem zählt Ref. schon mehrere Gelehrte, die obige Meinung mit ihm theilen. Da ihm jedoch in den darüber erhaltenen Zuschriften auch Zweifel eröffnet worden sind, die zum Theil ganz sonderbar klingen, zum Theil aber wohl der Erörterung werth scheinen; so sey es erlaubt, bei dieser Gelegenheit einige zu beantworten. Unter erstere gehört ein Einwurf gegen die Neuheit der hebräischen Quadratschrift, welcher so lautet: „Die Folge und Kette in den „Schriftzeichen der Tafel (Bilder u. s. w. Th. 2. S. 157.) könne „zwar Niemand läugnen, wohl aber den Anfang und das Ende „umdrehen, wodurch denn die hebräische Quadratschrift „grade die älteste werden würde.“ — Hat man aber wohl dabei bedacht, dafs alsdann die babylonische auch für die neueste müsse gehalten werden? Doch wir wollen einmal den Ziegelstein, auf welchem sie steht, unter die neuesten Denkmale zählen: soll denn die palmyrenische Schrift mit Zeitangaben nach Christi Geburt älter seyn, als die auf jüdischen Seckeln, welche Jahrhunderte vor Christi Geburt geschlagen worden? — Ernstlicher ist der Einwurf gegen das ursprüngliche Daseyn semitischer Vocalbuchstaben statt der Hauche: „Da nämlich in den phönicischen Inschriften weniger Vocale „gefunden würden, als in neueren, so folge daraus, dafs an„fänglich gar keine vorhanden gewesen“. Hiergegen bittet man folgendes zu bedenken: Vom Nichtgebrauche einer Sache kann man auf das Nichtdaseyn derselben nie sicher schliefsen. Gesetzt, wir schrieben, wie es wohl der Abkürzung wegen zuweilen geschieht, „Prfssr n Mrbrg“, folgt daraus, dafs wir in unserer Schrift kein o, e, i, a, u, haben? Niemand zweifelt daran, dafs die Etrurier wirkliche Vocalbuchstaben hatten, und doch liest man in ihren Steinschriften MNRFA, PRESNTS, APLV, AFLS, PETRNI, RNTHLE u. s. w. Der Araber hat Vocale (Puncte), und doch läfst er sie in seinen Schriften oft gänzlich aus. Griechen und Römer haben

Digitized by Google

in ihren neueren Schriften Wortabtheilung und Interpunction. In älteren fehlt beides mehrere Jahrhunderte hindurch. Wie falsch würde man aber schliefsen: „also hatten sie sie ursprünglich nicht“! Denn glücklicher Weise haben sich von ihnen Denkmale erhalten, denen in Ansehung des Alters kein phönicisches an die Seite gesetzt werden kann, in welchen eine noch dazu sehr gehäufte Interpunction sichtbar ist. Beide Einwürfe können also Ref. nicht wanken machen. Denn er gieng von dem aus der Natur der Sprache hergeleiteten Grundsatze aus, dafs Vocaltöne früher da waren als Consonantlaute, wie jeder schon am Kinde bemerken kann; dafs bei Festsetzung eines Alphabets jene also gewifs nicht übergangen wurden, dafs man aber, als man bemerkte, die Vocale schwankten in dem Munde fast jedes Einzelnen, den an und für sich richtigen Gedanken faſste, die Consonanten hauptsächlich seyen es, welche die Sprache festhalten, dafs man daher die Vocale oft wegliefs, und einen Jeden nach seiner Aussprache hinzudenken liefs. Denn wenn der türkische Jude in dem nämlichen Worte A hören läfst, in welchem der polnische O ausspricht. so ändert das in der Bedeutung des Wortes gar nichts. — Allein, was noch mehr ist, man sieht sogar in den phönicischen Inschriften wirkliche Vocalbuchstaben, besonders I und V, ist aber in der Masorethen Schlendrian so verliebt, dafs man, wo ein ה = E steht, es nur einen Hauch gelten lassen will, um nach Belieben einen Vocal hineinlegen, oder nach dem eigends dazu erfundenen lächerlichen Kunstausdrucke darin quiesciren lassen zu können! Dem Buchstab selbst, der doch nicht vernichtet werden konnte, gab man nun den albernen Namen Krücke. Wäre ה kein Vocal, so könnte der Syrer nicht ירנא schreiben statt ירדנא u. s. w. Wie konnte man wohl den Rabbinen jene Thorheiten glauben? Wie konnte man sie Jahrhunderte hindurch in allen Grammatiken wiederholen?

Wir sehen mit Verlangen dem zweiten Specimen der vorliegenden Aethiopicarum, welches in andere Sprachen eingreifen wird, und nach der Aeufserung des Hrn. Prof. nach und nach manchen Zuwachs erhalten hat, entgegen.

Ulr. Fr. Kopp.

Digitized by Google

Heinr. Zschokke's Ausgewählte Schriften. Aarau, 1825. bei H. R. Sauerländer. 10 Bändchen in 12.

Preis für 24 Thle. auf ord. Pap. 12 fl.
weifs „ 16 fl.

Die Geschäftigkeit des Buchhandels und das Verlangen der Lesewelt nach etwas Probehaltigem und Classischem wendet sich gegenwärtig auf das Sammeln der Werke von Schriftstellern, in welchen die Zeit eine gediegene innere Haltbarkeit, wenigstens eine für längere Fortdauer und Wirksamkeit hinreichende Lebenskraft erkannt hat.

Die sichersten Ansprüche auf dieses musterhafte Fortwirken werden die Schriften haben, welche bleibend anziehende, immer neuer Betrachtung würdige Materien in einer geschmackvollen Form dem Leser vorhalten. Das Geschmackvolle besteht darin, dafs einer Materie eine solche Art von Erscheinung gegeben wird, durch welche sie denen Geistesvermögen, von denen sie aufzufassen ist, in höherem Grade annehmlich wird, so dafs sie, wenn wir so sagen dürfen, gerne gekostet werden kann, weil sie für die Empfänglichkeit der Sinne oder des Geistes und Gemüths gleichsam „wohlschmeckend" zubereitet wurden. Die Form der Erscheinung wird deswegen bei sinnlicheren Stoffen darauf berechnet, dafs sie durch sinnliche Empfindung (Sehen, Hören und anderes sinnliches Afficiren) die Einbildungskraft reize und erwecke; wobei es genug ist, wenn sie den Verstand durch Zweckmäfsigkeit befriedigt. Wenigstens darf sie diesem nicht durch das Gegentheil zurückstofsend und unangenehm werden. Ein andermal aber ist die Form der Erscheinung eines zu betrachtenden Gegenstands, seiner Natur nach, darauf zu berechnen, dafs sie vornehmlich durch den Verstand auf die Einbildungskraft wirke, damit sie als wahr oder wahrscheinlich leicht zu fassen sey, und das interessante der Materie um so erkennbarer werde. Je vollendeter dann die Form oder Einkleidung des den Verstand und die Mitempfindung ansprechenden Inhalts selbst ist, und je harmonischer Form und Stoff mit einander verbunden sind, desto fortdauernder wird die Wirkung seyn, verschiedene Zeitalter hindurch Geist und Gemüth zur Aufmerksamkeit, zum willigen Annehmen und Betrachten zu reizen.

Eine bewundernde und erfreuliche Betrachtung der Form, wenn sie trefflich ist, kann fortdauern, auch wenn die Materie nicht mehr als wahr interessirt; wie das, was von irgend einer Mythologie schön dargestellt ist oder darstellbar wäre.

Digitized by Google

Macht aber die Materie, ihrer Natur nach, auf Glauben an ihr Wahrseyn Anspruch, und ist sie doch dem Verstande zurückstofsend oder mit ihm unverträglich geworden, so kann selbst eine an sich vorzügliche Form und Gestaltung ein solches Kunstwerk nicht lange retten. Es kann nicht als allgemein annehmbar fortwirken; nur denen, welche die Form vom Stoff subtiler unterscheiden, bleibt eine solche Form doch noch zur Bewunderung geeignet, während sie übrigens das Verschwenden an eine unhaltbare Materie beklagen; wie hievon die Messiade ein warnendes Beispiel giebt, worüber man nicht reden mag, aber stillschweigend und factisch offenbar einverstanden ist.

Die Zschokkeschen Schriften behandeln meist Materien, welche sehr lange die Aufmerksamkeit anziehen werden. Ihre Form ist, durch unverkünstelte, lichte, lebhafte Darstellung der Wahrheitgründe sich der verständigen Fassungskraft annehmbar zu machen, ohne sie, wie Demonstrationen, aufzunöthigen. Eine Sammlung derselben wird also lange fortwirken; und zu wünschen ist dieses, weil die behandelte Materien vielseitig in das Interesse der Menschheit eingreifen, und daher ein Allgemeinwerden klarer, richtiger Einsichten darüber unabweislich nöthig ist. Rec. freut sich, schon zehn Bändchen dieser interessanten Sammlung vor sich zu haben, welche, auch gefällig in der Gestalt und im Abdruck, zu reichem Genufs des Nachdenkens und Mitempfindens einladen.

Die psychologisch interessante Frage, wie dem Vf. diese Vielseitigkeit, dies praktische und pragmatische Urtheil, diese volksthümliche Eindringlichkeit und Gewandtheit möglich geworden sey, läfst sich zum Theil aus den vorangestellten „Lebensgeschichtlichen Umrissen“ I, 5—62. beantworten, denen sein Bildnifs vorangeht. Einer ungewöhnlichen Vielempfänglichkeit seines Geistes kam durch einen eigenthümlichen Trieb, sich vielseitig zu beschäftigen und in's Leben sich zu versetzen, eine ungewöhnliche Menge äufserer Veranlassungen zum Denken und Handeln, zur wissenschaftlichen und angewandten Wirksamkeit entgegen. S. 51. hat der Vf. namentlich Hrn. H. N. Sauerländer und „den lieben, allemannischen Sänger, Hebel“, als Freunde bei dem frohesten Tage seines Lebens ausgezeichnet. — Die „Erinnerungen aus Rkätien“ und der „Bürgerkrieg in der italienischen Schweiz“ gehören auch zu dieser Lebensgeschichte, da der Vf. überall lebendig darstellt, wie er an dem Drängen der Zeit bessernden Antheil zu nehmen strebte. Ebendahin ge-

Digitized by Google

hören vom zweiten Bändchen die drei ersten Gemälde: die Aufruhr (der Aufstand) von Stans und der Urcantone im J 1799; alsdann Friedr. Cäsar Laharpe, nach 1783 K. Alexanders Lehrer, ein Mann, den das Patriciat von Bern ächtete, der aber den im Archiv vergrabenen Tractat von Lausanne vom J. 1565 wieder zur Wirkung brachte, doch den Grundsatz kräftiger Einheit für die Schweiz nicht durchsetzen konnte; zuletzt Nikol. Friedr. von Steiger, der Republik Bern Schultheifs. (Einen Anhang machen die lesenswerthen Skizzen von der Lebensthätigkeit der seltenen Männer, Schwarz von Sonnenburg, des Evangelischen Apostels Ostindiens, und Ludw. Burkhard von Basel, des Bereisers des Innern von Afrika.) Sehr unterhaltend und weckend sind die vielen Winke der Klio im dritten Bändchen. Im vierten sind als „Sorgen (und Besorgnisse) der edleren Menschheit für die Erhaltung ihrer Würde" viele Notizen der neuesten Zeitgeschichte zusammengestellt. Anregungen für allgemeinen Frieden bis aus Massachuset. Befreiung der Neger, Sorge für Verhaftete. Neben der Pariser Gesellschaft für christliche Moral, auch (S. 78.) eine Tractätchens-Gesellschaft, die aber nicht frömmelnden Afterglauben und Meinungseifer, nicht Sectirerei, sondern das, was alle Christen erbauen kann, verbreiten will. Verbreitung der gegenseitigen (selbstthätigen) Unterrichtsmethoden (das Mittel, welches Südamerika bald von Pfafferei und Nachsprecherei freier machen wird). Die Bibelgesellschaften (der Uebergang bis dahin, dafs man lesen und etwas zusammenhängendes überall verstehen lerne) bis auf die Bulle Pius VII. nach Gnesen (welche das Encyclische Schreiben Leo des XI, zum Erstaunen aller besser unterrichteten leider beistimmend, für ächt erklärt hat, da zu gleicher Zeit der Chaliphe oder Vicarius Dei zu Constantinopel auch ein Bibelverbot durch Muftis und Mollahs verbreiten liefs). Hierauf beginnen gröfsere historisch-politische Schilderungen: Gröfse und Untergang des Freistaats Venedig (auch einer Republik ohne Republikaner). Hollands Schicksal (wo die jetzige Regierung wohl zu verstehen scheint, dafs nur rechtliche Freiheit mit Geistesbildung solche Moorländer bewohnt erhalten und gewerbreich machen kann).

Fünftes Bändchen. Ausbreitung des Christenthums (in seiner Vielgestaltigkeit) S. 267 — 275. Von der Jesuitischen Theokratie, oder dem Priesterreich am Uragay. (Das jetzt streitig gewordene Chiquito gehörte auch dahin.) S. 314. Schicksale der Freimaurerei in Europa, vornehmlich der französischen. (Entartungen, wie in allem Menschlichen. Aber

Digitized by Google

zernichten denn diese auch die Anlagen zum Würdigeren? die Folgen, welche aus einem engeren, freiwilligen Bande des Vertrauens zwischen allen Ständen entstehen, während der allgemeine Egoismus universelles Mifstrauen aller gegen alle herrschend macht?).

Sechstes Bändchen. Kampf und Untergang der schweizerischen Berg- und Waldcantone. (Der gesunde Menschenverstand gab nach S. 31. den Waldstätten vor Zwingli und Luther einen „Pfaffenbrief", dafs über Schweizerbürger kein Fremder eine Jurisdiction habe, jeder Geistliche die Landesauflagen mitentrichte, weltliche Obrigkeit sie ein- und absetze. Sind die Enkel indefs einsichtiger geworden, als die Vorväter?) Umrifs der Geschichte des Aargau. S. 337. „Aargau fand in der Gunst von Kaisern und Königen das Glück seiner Freiheit und Selbstständigkeit gewährleistet, welches ihm von Einzelnen in der Eidgenossenschaft mifsgönnt worden war."

Siebentes Bändchen. Meinungskampf im teutschen Volke zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. (Sehr unpartheiisch und menschenkundig.) Brittisches Besitznehmen der Insel Curassao. 1800. Freundesworte über v. Schlichtegroll. Auch ihm wurde schwer genug gemacht die Ausübung der grofsen Worte Lucans (S. 283.) über die Bestimmung ächter Menschen:

servare modum, finemque tenere,
Naturamque sequi, patriaeque impendere vires.
Non soli sibi, sed genitum se credere mundo.
In commune bonus — —

„Unter was für Geyer und Raben", schrieb Schl. 1812. an Zschokke, „ist meine Taubennatur gerathen." Und doch, wie sich auch Rec. aus seinen Erfahrungen mit Freuden zurückerinnert, war es keineswegs die Regierung, keineswegs die höheren Mitglieder derselben, die einen solchen Ausruf je veranlassen mochten! Wie edel stillte (S. 280.) Maximilian Joseph 1810 die bis an Napoleon gebrachte antiprotestantische Denunciationen des Neides, der auch nur in der Hauptstadt und nur bei wenigen Machtgierigen sich zeigte. — Von Jakobs (nach Gotha zurückgegangen) schrieb Schl. (S. 271.) im J. 1811: „der Unersetzliche geht mir täglich ab, als Freund, als Akademiker, als Gehülfe an Baierns Fortbildung." Von S. 294. folgen interessante Stellen aus Briefen. Es ist, da in diesen Tagen Baiern an seines Maximilians Sarge dankvolle Thränen weint, um so gewisser nicht Schmeichelei, dafs auch

Rec. von S. 317. die Worte auszeichnet: „Einer der wohlwollendsten Könige, die je über Menschen regiert haben! Er hat Stand gehalten bei manchem Andringen, dafs auch Er störend in das eingreifen sollte, was der Zeit gemäfs eingeleitet und in Gang gebracht worden war. So geliebt zu werden, sollen alle streben.“

Achtes und neuntes Bändchen. Des Schweizerlandes Geschichte für das Schweizervolk. (Die Schweiz hat keinen Auswärtigen, der seine Aufnahme in ihr Bürgerrecht — diesen beneidenswerthen republikanischen Adelsbrief — schweizerischer rechtfertigte.)

Die ganze Sammlung wird durch noch vierzehn Bändchen complet werden. Ein Register des vielfachen Inhalts, wenigstens ein Namensregister, da nach den Namen auch die Sachen leicht aufzufinden wären, ist jedem Bändchen, oder dem Ganzen zu wünschen.

H. E. G. Paulus.

Ulrichi de Hutten, Equitis Germani, Opera quae exstant, Omnia. Collegit, edidit, annotationibus illustravit Ern. Joseph. Hermann Münch, Philos. Dr. et in Alma Universitate Alberto-Ludoviciana, quae est Friburgi Brisgoiorum, Prof. P. Extraord. Tomus V. (Motto: Ewig wiederhallt ein grofses Wort; Und die grofse That schafft ewig fort!) Berolini, sumt. G. Reimeri. 1825. 546 S. in 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Auch unter dem teutschen Titel:

Des teutschen Ritters, Ulrich von Hutten, sämmtliche Werke. Gesammelt, und mit den erforderlichen Einleitungen, Anmerkungen und Zusätzen herausg. von — Münch —

Herausgeber und Verleger verdienen ehrenden Dank, Huttens wahres Monument, seine Geisteswerke, zum neuen Genufs, zur neuen Fortwirkung, aus der durch das Seltenwerden der einzelnen alten Abdrücke entstandenen Vergessenheit wieder in das öffentliche Leben, in das Denken und Wollen der Gleichgestimmten, eingeführt zu haben, nachdem so oft von Minderunternehmenden vergeblich zu einer solchen mühsamen und kostspieligen Unternehmung und Ausstattung Hoffnungen gemacht waren.

Unsere Europäische Geisteserhebung beginnt zuerst mit den ästhetischen, alsdann mit den philologisch-historischen

Digitized by Google

und philosophischen Vorbereitungen der Kirchenreformation, ohne welche man sich den finstern, gewaltthätigen Vorurtheilen des pfäffischen Mittelalters nicht entwunden hätte. Man beruft sich umsonst auf Dante, Petrarca u. s. w. als Genien, die der Kirchenglaube aufgeregt habe. Anders nicht, als so, dafs sie den Misbräuchen stark widersprachen, und dafür der Hierarchie gar nicht genehm waren. Die endliche, geistige Kirchenreformation selbst wurde aus dem Todesschlaf der Unwissenheit und der alles duldenden Hingebung an herrschsüchtige Mitmenschen, ohne deren Ceremonienwesen und Ablässe man nicht seelig werden zu können wähnte, durch die unerträglichsten Uebertreibungen der Misbräuche erst nur zum negativen Leben, zum Bezweifeln und Verwerfen der handgreiflichsten Irrmeinungen aufgeregt, nachdem die grofsen Concilien zu Constanz und Basel auf die Nothwendigkeit einer Kirchenreformation in Haupt und Gliedern laut und allgemein aufmerksam, aber auch klar gemacht hatten, dafs freilich von der Sittenverdorbenheit selbst nicht einmal zu äufseren Verbesserungen Einwilligung zu hoffen sey.

Ueberhaupt ist es für alle Zeiten wichtig, einzusehen, dafs eine tüchtige Verbesserung der Misbräuche, als der Folgen und Früchte, nicht anders als durch Besserung der Lehreinsichten, nämlich des Baums, auf welchen die Hierarchie so viel ungöttliches eingeimpft hatte, zu bewirken war. Dazu war neue Entwickelung der Lebenskraft, die Erregung des Selbstdenkens durch die Beispiele der Alten, besonders der griechischen, durch Empfindung für das Schöne, Würdige, Erhabene zum Wahren geleiteten Muster des Geschmacks und der Urtheilskraft nothwendig. Und — wie gar oft in der Menschengeschichte das schlimm gemeinte unerwartet für das bessere mitwirkt — gerade jenes Concilium zu Florenz, wodurch die Curie die guten Wirkungen der meist vom gebildeteren Mittelstand geleiteten Kirchenversammlung zu Basel zu lähmen trachtete, führte — zwar nicht eine haltbare Union mit der Dogmatik und dem Primat von Rom, aber — die geistigere Union herbei, dafs unterrichtetere Griechen die Vorbilder strenger Forschungskraft und gotteswürdiger Idealität, Aristoteles und Plato, und die uralten Muster des Geschmacks, neben welchem die täuschenden Priestersvorurtheile als lächerlich nicht bestehen können, dahin, wo man es am meisten bedurfte, nach Italien, aus der türkischen Verwüstung immer mehr herüber flüchteten, und bald, besonders auch bis in das für ernste Wahrheiten so empfängliche Teutschland, verbreiteten.

Digitized by Google

Dort also, wo das neue, durch Zertheilung in so viele selbstständige Staaten allmählig der römischen Tendenz nach Universalherrschaft entwachsende Europa zum Aufschwung der Geister durch die ewigen Musterwerke des Alterthums wieder erregt worden ist, sollte, dünkt uns immer, auch hauptsächlich das allgemeinere Studium der neueren Geistesbildung sich den Hauptpunct setzen. Alles mustermäfsige aus dem höheren Alterthum wurde dort erneuert und darauf fortgebaut. Wer sich von dortan mit dem Ausgezeichneten beschäftigt, wird auch zu dem Geistigbesten der Vorzeit zurückgeführt, und erkennt zugleich, wie es, durch spätere Erfahrungen und Denkanstrengungen vermehrt, verbessert, wie dort das Vielfache im Wesentlichen vereinigt, geläutert und zur Bildung der jetzigen Welt verwendet wurde. So vielerlei Anhängsel aber, von denen doch keine haltbare Ausbeute vorauszusehen ist, möchten, wie sie es damals waren, der Vergessenheit oder etwa nur denen, welche zur Gelahrtheit verdammt sind, überlassen bleiben.

Die gewöhnliche Methode, immer wieder ab ovo anzufangen, und alles, das einflufslose wie das fortdauernd wichtige, ja jenes sogar oft mehr wie dieses, Schritt für Schritt mitnehmen zu wollen, ist die Ursache, warum die Meisten bis zu dem, was unsre Zeit und ganze Bildung viel näher angeht, nicht vorzugsweise hinkommen. Will man erst in den Steppen des vierten, fünften bis funfzehnten Jahrhunderts alle Seitenwege der Pseudoplatonik, des Augustinismus und der zugleich daraus entsprossenen Mystik und Scholastik durchgespürt haben, wie kann man noch zu rechter Zeit, in der kräftigen Frische des Lebens, die zeitgemäfsen Geisteserregungen auffassen, die uns in Aesthetik, Philosophie und Religionslehre die Wiederhersteller dieser Wissenschaften im vierzehnten bis sechszehnten Jahrhundert vorbereitet hatten. Deswegen, dünkt uns, wären Chrestomathien, d. i. mancherlei Auslesen des geistig nützlichen, also des wahren, guten, schönen, in Stellen, wo es gut gesagt und begründet ist, aus den Besten jener Zeiten viel wünschenswerther, als die fleifsigste Beschäftigungen mit so manchen Schriftstellern, die, wenn sie unsre Zeitgenossen wären, der Achtung, welche ihre jetzige Bearbeiter an sich verdienen, nicht würdig seyn würden. Leeres Stroh gedroschen bleibt immer leeres Stroh, wenn man auch noch so sorgfältig drischt und worfelt. Schade um jeden schönen Augenblick, um den rühmlichen und der fruchtbarsten Anwendung würdigen Fleifs, wenn er an Darstellung von Charakteren und an Meinungen verschwendet wird, die,

Digitized by Google

wenn sie nicht gewesen wären, wir nicht zu vermissen hätten. *Qua parte* locatus es in re terrestri, cerne! ist ein wichtiger Rath eines alten Zeitbeobachters. Wohl uns, dafs wir nach der griechischen und der römischen Culturepoche, und nach dem grofsen Intermezzo eines durch weltliche und religiöse Willkührherrschaft verursachten Zerfalls der Cultur und des Staatenwohls, den dritten grofsen Umschwung des menschlichen Geistes, die Vereinbarkeit der griechischen und römischen Geschmacks- und Verstandesbildung mit der ächtchristlichen Vernunftbildung, erlebt haben. Lasset uns würdig fortschreiten auf dieser Bahn der mündig gewordenen Selbstthätigkeit, ohne die Meinung, als ob die Gelehrsamkeit des neunzehnten Jahrhunderts anders nicht, als in den ausgetretenen Schuhen derjenigen Zeitalter gehen müfste, die man doch endlich allgemein als die Zeiten des Sinkens und Fallens der Wissenschaften und der Staaten, auch als die Zeiten der Ausartung des Urchristenthums selbst, anerkennt.

Wie viele lebhafte Erregungen einer geistvollen Freithätigkeit erneuern sich nun nicht durch die glücklich gesammelten fünf Bände des ritterlichen Feindes aller Verdunklungssucht und Willkührgewalt. Bei ihm wechseln immer Ernst und Spott. Seine Kaustische Satyre, ihren Inhalt von der Wahrheit und den schreiendsten Zeiterfahrungen borgend, geisselt bald lustig bald zürnend das verwerfliche, die Schlechtigkeit der durch Eigennutz Verkehrten und die unerträgliche Trägheit der alles duldenden Besseren, namentlich der allzu gutmüthigen Teutschen.

Der letzte Theil enthält lauter teutsche oder von Hutten selbst verteutschte Schriften. Unpartheiisch gesprochen ist er hier in der Sprachgewandtheit bei weitem nicht so Meister, wie im lateinischen. Auch verleiteten die teutschen Reime zu mancher überflüssigen und ungeordneten Zeile, selbst in der „Klag und Vermahnung gegen unchristliche Gewalt des Babstes zu Rom und der ungeistlichen Geistlichen", welche doch zur Zeit grofse Wirkung gethan hat. Rec. erinnert sich, wie richtig der Verfasser der teutschen Geschichte, Schmidt, darauf aufmerksam macht, dafs um die Zeit der Kirchenreformation in allen Fächern nichts kläglicher ist, als das *Ringen* um den Ausdruck, auch da, wo man den richtigen *Gedanken* hatte. Daher das endlose Geschreibe. Sie häufen in allen, auch Staatsaufsätzen, Worte auf Worte, weil sie das rechte Wort nicht finden. Man lese z. B. Müllers Sammlung der Acten wegen Entstehung des Protestantismus oder des *Protestirens* gegen Entscheidung durch Stimmen-

Digitized by Google

Lasset uns vielmehr das Bessere hoffen, und nicht nur hoffen, sondern dafür jederzeit und in allen Beziehungen thun, was die Pflicht zum Recht macht.

5. Dec. 1825. *Dr. Paulus.*

Parthenii Nicaeensis Amatoriae Narrationes. Ad fidem codicis Palatini recensuit Franciscus Passow. Accesserunt Diogenis Antonii et Jamblichi Excerpta. (*Auch unter dem Titel: Corpus Scriptorum Eroticorum Graecorum. Edidit Fr. Passow. Vol. I.*) *Lipsiae, sumtibus et typis B. G. Teubneri. MDCCCXXIV. in Comm. C. H. F. Hartmanni. IV u. 84 S. 8.*
ord. Pap. 8 Gr. gut Pap. 14 Gr.

Diese Ausgabe des Parthenius als erster Band des *Corpus Scriptorum Eroticorum Graecorum* bildet eigentlich einen Theil der Auswahl Griechischer Autoren, welche bei dem thätigen Buchdrucker Teubner in Leipzig erscheinen, und die dem Publicum aus einigen von den Gebrüdern Dindorf besorgten Ausgaben bekannt sind. Homer, Xenophon, Thucydides und Aeschines sind auf diese Weise bereits erschienen, und die anderen wichtigeren Griechischen Autoren sollen alsbald durch den dafür thätigen Verein gelehrter Männer nachfolgen. Es zeichnen sich die genannten Ausgaben durch netten Druck, sauberes Papier, frische Lettern, die das Auge nicht so sehr beleidigen und doch dabei an Raum ersparen, insbesondere aber durch grofse Correctheit aus, was wir leider von manchen der in den letzten Jahren erschienenen Tauchnizischen Handausgaben nicht rühmen können, so wichtig dies doch ist, und so sehr dies auch von solchen Ausgaben billigerweise ihres Gebrauches auf Schulen willen gefordert werden kann. Rechnet man dazu den billigen Preis, den der Herausgeber dafür angesezt hat, so wird man kein Bedenken finden, diese Ausgaben namentlich dem Gebrauch auf Schulen anzuempfehlen, wo besonders ein kritisch gereinigter, aber auch von Druckfehlern gesäuberter Text vonnöthen ist. Beides aber liefern sicher die oben genannten Ausgaben, wenn auch gleich die kurzen beigefügten kritischen Bemerkungen nicht von dem Umfange sind, als die vorliegender Ausgabe des Parthenius von Hrn. Passow beigefügten; von welcher Ausgabe wir zunächst einen kurzen Bericht unsern Lesern erstatten wollen.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N. 3. 1826.

Heidelberger
Jahrbücher der Literatur.

Parthenii Amatoriae Narrationes ed. Franc. Passow.

(*Beschlufs.*)

Was zunächst den Plan dieser Gesammtausgabe der Griechischen Erotiker betrifft, und die Folge, in welcher die einzelnen Theile dieser Sammlung nach einander erscheinen sollen, so ist auch hier derselbe allgemeine Gesichtspunkt festzuhalten, wornach die übrigen bei Hrn. Teubner erschienenen Ausgaben gearbeitet worden sind, d. h. einen reinen, fehlerfreien, mit kritischen Anmerkungen versehenen Text, der durch angenehmes Aeufsere eben so sehr, wie durch billigen Preis sich empfehle, zu liefern. In Absicht auf die Folge hat der Herausgeber mit Recht die chronologische vorgezogen, so dafs die einzelnen Griechischen Erotiker nicht in der Ordnung auf einander folgen, die etwa ihr Umfang oder ihr Inhalt oder ihr innerer Gehalt ihnen anweisen würde, sondern in derjenigen, die ihnen der Zeit nach zukömmt. So erhalten wir hier zuerst die Erotica des Parthenius, des bekannten Lehrers des Virgilius, welche, wenn sie auch in ihrem Ursprunge nur zur Mittheilung an den Freund, und nicht für die Nachwelt bestimmt waren, doch durch mannigfache Erudition und eine angenehme, nicht zu sehr ins Breite gehende oder gedehnte Erzählungsweise sich empfehlen. Auf Parthenius soll zunächst folgen Xenophon Ephesius, dann Longus, Heliodorus, Achilles Tatius, Charito, Alciphro, Aristaenetus mit den Briefen des Aelianus, und, wo möglich, auch noch die späteren: Eumathius, Theodorus Prodromus, Nicetas Eugenianus, Constantinus Manasse. Fast alle die genannten Erotiker waren so glücklich, gelehrte Bearbeiter zu finden, die uns in Absicht auf Reinheit des Textes, wie auf Erklärung desselben, in sachlicher wie sprachlicher Hinsicht weniger zu wünschen übrig gelassen haben. Von Parthenius konnten wir dies bisher nicht rühmen; wie einem Jeden leicht ein-

Digitized by Google

leuchtet, wenn er nur einen Blick in die wenigen, in dieser Rücksicht nur einigermafsen bedeutenden Ausgaben dieses Autors wirft, von welchen alle die anderen blofse, durch Druckfehler mehr oder minder entstellte Abdrücke sind. Um so mehr dürfen wir uns freuen, dafs die kritische Bearbeitung dieses Autors in die Hände eines so scharfsinnigen Kritikers und feinen Kenners der Griechischen Sprache gerathen ist, von dessen glücklichen Verbesserungen man wohl auf jeder Seite die Proben leicht entdeckt. Unter seinen Vorgängern hat eigentlich blos Bast für den Parthenius etwas geleistet; seine Collation des in der Editio princeps von Cornarius (Basel 1531) noch fehlervollen, nachher von Thomas Gale (Paris 1675) einigermafsen, und eben so nach langem Zwischenraum von Legrand (Göttingen 1798) in Etwas gebesserten Textes mit der damals nach Paris gewanderten, jetzt in seine ursprüngliche Heimath wieder zurückgekehrten Pfälzischen Handschrift, muthmafslich aus dem zehnten Jahrhundert (so wie diese Collation mit Bast's eigenen Anmerkungen in seiner bekannten Lettre critique abgedruckt ist), hat daher Hr. Passow mit Recht zu Grunde dieser Ausgabe gelegt, die ihm selber jedoch vielfache Verbesserungen und Bereicherungen verdankt. Aufserdem benutzte er einige handschriftliche Bemerkungen von J. G. Schneider an dem Rande eines Exemplars der Göttinger Ausgabe beigeschrieben. Das Wichtigere davon erwähnte Hr. Passow in dieser Ausgabe. So folgt nun der correcte Abdruck des Textes in der oben beschriebenen Weise von S. 1 — 28. und dazu die *Annotatio critica* von S. 49 — 75. in engem, aber doch lesbarem, die Augen minder angreifendem Drucke. Man wird in ihnen denselben kritischen Takt, dieselbe feine Kennerschaft der Griechischen Sprache entdecken, die der Herausgeber in anderen Werken sattsam bewährt hat, und wir könnten in so fern überhoben seyn, die einzelnen Belege dafür durch Aushebung der Stellen und Darlegung der kritischen Fälle beizubringen, was ohnehin leicht die Gränzen des uns hier gesteckten Raumes überschreiten würde. Doch dürfte es dienlich seyn, auch auf einzelne grammatische und sprachliche Bemerkungen aufmerksam zu machen, die dem Herausgeber gelegentlich sich darboten. Hier sowohl, wie in den rein kritischen Bemerkungen, hat sich derselbe überall einer gedrängten Kürze beflissen, wie solches überhaupt in dem Plane dieser Ausgaben liegt; jedoch so, dafs selbst eine kurze erklärende Bemerkung nicht ausgeschlossen blieb. Auch sind an jeder Stelle die abweichenden Lesarten der oben bemerkten Ausgaben genau angeführt. Ref.

Digitized by Google

hebt nur Einiges davon aus. Cap. I. wird μαστῆρά; τε καὶ ἑρευνητὰς ἄλλους καθῆκεν mit Recht vertheidigt durch Hinweisung auf den Gebrauch von ἄλλος, der schon in Homerischen Stellen begründet erscheint, und selbst bei den Römern nachgebildet worden ist; eben so gleich darauf das nach der Präposition ἐν eingeschobene δὲ in ἐν δὲ αὐτοῖς Λύρκον. I. §. 4. schreibt der Herausgeber nach dem Zeugnifs der Griechischen Grammatiker eben so mit Recht: συνεργὸς statt des gewöhnlichen σύνεργος. III, 3. οὐ μετὰ πολὺν χρόνον ἢ τόδε ἀπειργάσθαι, eine gewifs ungewöhnliche, auffallende Construction, die durch das von Hrn. Passow vorgeschlagene ἀπειργάσθη mit Leichtigkeit gehoben wird. — IV, 3. billigen wir es sehr, dafs Hr. P. gegen Jakobs unverändert gelassen ὅπως — ἀκέσηταί τε αὐτὸν καὶ — ποιήσηται. Glücklicherweise ist man jetzt von der Sucht, den Conjunctiv in allen diesen und ähnlichen Stellen nach des Dawesius Kanon in das Futur zu verwandeln, ziemlich zurückgekommen, weil doch zuletzt des Verbesserns kein Ende gewesen, und die Autorität der besten Handschriften gänzlich bei Seite hätte gesetzt werden müssen. V, 2. οἰόμενος ῥᾷστα ἀπαλλάξασθαι τῆς νόσου ist wieder als ursprüngliche Lesart hergestellt, welche die Herausgeber aus Unkunde des Sprachgebrauchs in ein ἀπαλλάξεσθαι verwandelt hatten. Eben so V, 3. διὰ θυρῶν, von Legrand unnöthig in διὰ τῶν θυρῶν verwandelt; jenes beweist der Verf. mit einigen Beispielen, deren sich noch andere aus Xenophon nachweisen lassen. V, 3. fin. μὴ προσιδόμενος ὅστις ἦν schreibt Hr. Passow: μὴ προϊδόμενος nach XV, 4. ἐπ' αὐτὴν ἰόντα προϊδομένη. Für die ältere Lesart (obgleich diese Form nirgends, weder bei Matthiä noch sonst angeführt wird) spricht dagegen ὑπειδόμενος in ähnlicher Bedeutung bei Plutarch. Flamin. XI. init. und προσιδόμενος bei Theophrast. Charact. XXII, 2. Eben so wird im Lex. Polybianum pag. 627. angeführt ὑπείδεσθαι; um des Homerischen εἰδόμενος nicht zu gedenken. Oder sollte man in diesen Stellen überall ändern? Ref. findet dies doch etwas bedenklich, zumal da die Handschriften überall die Vulgata bestätigen. VI, 2. mit Recht ἐπιλελοίπει, das Legrand aus Unkunde in ein ἐπελελοίπει verwandelt hatte. XIV, 7. s. die Bemerkung über den Gebrauch von θάλλω und θαλλέω, XVII, 3. über λέγειν. Cap. XXIII. hat der Herausgeber περὶ Χειλωνίδος und nachher Χειλωνίδα belassen. In der Parallelstelle bei Plutarch, Vit. Pyrrh. XXVI. XXVII. und XXVIII. steht in den Ausgaben von Corai und Schäfer jetzt das richtige Χελιδονίδα, so wie der vom Herausgeber auch angeführte Toup ad Schol. Theocrit. IV, 12. bereits verbesserte. XXIII, 3. καὶ ἄλλος δὲ οὐκ ἀρεσκόμενος τοῖς

by Google

Λακεδαιμονίοις ἤθεσιν, schrieben Gale und Legrand ἔθεσιν, so wie z. B. bei Plutarch Pyrrh. XXVI. ἐντραφησομένοις τοῖς Λακωνικοῖς ἔθεσιν, wo auch die Worte: ὁ δὲ Κλεώνυμος ἦν μὲν γένους βασιλικοῦ, δοκῶν δὲ βίαιος εἶναι καὶ μοναρχικὸς, οὔτ' εὔνοιαν, οὔτε πίστιν εἶχεν — für οὐκ ἀρεσκόμενος τοῖς Λακεδαιμονίοις ἔθεσιν zu sprechen scheinen. Hr. Passow setzt auch deshalb hinzu: *quod fortasse recipere debebam: ἤθη si servamus sunt sedes consuetae ex usu Homerico.* Letztere Bedeutung halten wir hier für minder passend, obgleich wir wissen, dafs der ursprünglich Jonische Gebrauch von ἤθη in diesem Sinne selbst hie und da bei Attischen Prosaikern, z. B. bei Aristoteles und Philostratus, vorkomme (s. G. J. Bekker Specimen in Philostrat. Vit. Apollon. Heidelbergae MDCCCXVIII. p. 30. 31). Allein eben so kommt doch hinwiederum auch ἤθη in dem Sinne von *populi mores, instituta civilia*, vor, wie die von Bekker a. a. O. p. 12. angeführten Stellen beweisen; wodurch die von Hrn. Passow beibehaltene Vulgata aber in dem zuletzt bemerkten Sinne vollkommen gerechtfertigt wird. Cap. XXIV. erhalten wir eine schätzbare Bemerkung über den Gebrauch des zweiten Aorists vom Verbum ἀγγέλλειν im Activ, wie im Passiv, den man bisher blos auf die Schriftsteller des Augusteischen und des späteren Zeitalters eingeschränkt wissen wollte, während derselbe schon früher bei Herodotus und Euripides, dagegen bei den älteren Attischen Prosaikern nicht vorkommt, und erst in dem Zeitalter nach Xenophon häufiger zu werden anfängt. Doch zeigt sich auch hier durch eine Vergleichung der verschiedenen Stellen, dafs der zweite Aorist im Activ ungleich seltener ist, als der im Passiv, und aufser dem Indicativ nur im Conjunctiv, und selbst dann nur in der zweiten und dritten Person Singularis und in der dritten Pluralis vorkomme. Eben so ist XXIII. die Lesart der Handschriften wieder hergestellt: αὐτὴν αὐτῷ γήμασθαι, und aus dem Gebrauche des Wortes γήμασθαι, *dare in matrimonium* sc. *se* oder *suos*, erklärt: *de genitore, qui filiam suam sibimet ipsi, αὐτῷ, matrimonio est juncturus*; wie Iliad. IX, 394.

Angehängt sind dem Parthenius noch die Excerpte, welche bei Photius Cod. XCIV und CLXVI Bibliothec. aus den erotischen Werken des Antonius Diogenes und Jamblichus sich finden. S. 29. Ἀντωνίου Διογένους τῶν ὑπὲρ Θούλην ἀπίστων λόγοι δ' καὶ ι' und Ἰαμβλίχου ἐρωτικῶν; auf gleiche Weise wie Parthenius mit kritischen Anmerkungen begleitet, worin die zahlreichen Verbesserungen nachgewiesen sind, die der Herausgeber gemacht hat. Doch erklärt derselbe in der Vorrede, dafs er die meisten dieser Verbesserungen der haupt-

Digitized by Google

sächlich nach einer Venetianer Handschrift verbesserten, vom Prof. Im. Bekker besorgten Ausgabe des Photius verdanke, wovon ihm die einzelnen Blätter zeitig genug noch mitgetheilt wurden (vergl. unsere Anzeige dieses Photius in diesen Blättern 1825. No. 6.). Dem Jamblichus fügte Hr. Passow auch noch die bei Suidas erhaltenen Fragmente bei, weil Chardon de la Rochette's Sammlung derselben nicht Alles umfafste, und selbst dem, was sie enthält, nicht immer die rechte Stelle vom Herausgeber angewiesen worden ist; was freilich bei einem verloren gegangenen Werke keine geringen Schwierigkeiten hat, wenn auch schon die Hoffnung einer Wiederauffindung wenigstens noch nicht ganz entschwunden ist.

D. Ph. Geier, Prof. der Cameralwissenschaft zu Würzburg, Versuch einer Charakteristik des Handels, oder: Darstellung der herrschenden Ansichten von der Natur des Handels und von den zweckmäfsigsten Mitteln zu seiner Belebung. Würzburg, Etlinger. 1825. 234 S. 8. 1 fl. 30 kr.

Der durch mehrere Schriften vortheilhaft bekannte Verf. giebt uns in dieser gut geschriebenen, sowohl von ausgebreiteter Belesenheit, als von genauer Kenntnifs des Gegenstandes und selbstständigem Denken zeugenden Schrift eine Entwicklung der Natur des Handels, wobei er dieses, für die Gesellschaft vielfach wichtige Gewerbe von drei Seiten betrachtet, 1) in seinem Verhältnifs „zur gesammten Menschheit im Staatsvereine", 2) nach seinem Verhältnifs zu dem Kaufmanne, 3) im Verhältnifs zur Regierung. — Das Zusammenfassen dieser verschiedenen Gesichtspuncte, des privat- und staatswirthschaftlichen, so wie des allgemein-staatswissenschaftlichen, ist ohne Zweifel verdienstlich, und gewährt eine Vollständigkeit, welche Jedem, der nur von der einen oder anderen Seite sich mit dem Handel bekannt gemacht hat, den Weg zur gründlicheren Beurtheilung bahnen mufs. Es ist gut, wenn der Staatsmann die Bestrebungen und die Einsicht des Kaufmanns achten lernt; aber nicht minder nützlich ist es, wenn der letztere belehrt wird über die Bedeutung seines Geschäftes in der Gesammtheit menschlicher Thätigkeiten. Rec. würde übrigens die zweite Abtheilung lieber zur ersten gemacht haben, indem bei dem Gewerbe die Ansicht desjenigen, der dasselbe des Gewinnes willen betreibt, das Nächste ist, wovon man dann erst zur Betrach-

Digitized by Google

tung der höheren Beziehungen übergehen kann; er würde ferner die dritte Abtheilung als den praktischen Theil bezeichnet haben, da er die Anwendung derjenigen Sätze enthält, welche die Stellung des Handels im Organismus der Gesellschaft erörtern.

Folgen wir dem Gange des Verf., so finden wir in dem ersten Abschnitt der ersten Abtheilung zunächst die wirthschaftliche Beziehung des Handels zur Menschheit dargestellt; mit den ersten Fortschritten der Kunst in den Arbeiten der Völker entsteht der Tausch, der sodann durch die Einführung eines allgemeinen Tauschmittels, des Geldes, und das Auftreten eines, ausschliefslich der Besorgung der Tauschgeschäfte sich widmenden Standes um Vieles erleichtert wird. Rec. stimmt darin ganz mit dem Verf. überein, dafs das Wesen des Handels als Gewerbes gerade in dieser Absonderung des Tauschgeschäftes gesucht werden mufs, wodurch dasselbe einen eigenthümlichen Zweck, nämlich den Gewinn beim Tausche, erhält; nur ist nicht zu übersehen, dafs man, da einzelne Tauschgeschäfte für andere Zwecke, und zwar für den Absatz der Erzeugnisse oder die Erlangung des Bedarfes, von allen Bürgern getrieben werden, in objectivem Sinne, wenn man blos auf die durch Tausch in Umlauf befindlichen Güter reflektirt, unter dem Handel auch die Gesammtheit der Tauschgeschäfte versteht. So spricht man vom Wollen- und Getreidehandel, ohne dabei blos an die Unternehmungen der eigentlichen Wollen- und Getreidehändler zu denken, und in gleichem Sinne berechnet der Statistiker den Umfang des Handels, ohne dabei zu unterscheiden, welche Gütermassen von den Kaufleuten und welche dagegen blos in dem unmittelbaren Verkehre der Zehrer und Erzeuger umgesetzt worden seyen; vielleicht könnte man, um diesen Doppelsinn zu vermeiden, den weiteren, objectiven Begriff mit dem Ausdruck Tauschverkehr bezeichnen. — Bei der Auseinandersetzung der Vortheile, welche der Handel dem Wohlstande der Völker leistet, kann Rec. der Kürze willen nur bei einer Stelle verweilen: „Der inländische Handel beschäftigt, wie jeder andere, zwei Capitale, welche aber beide dem Inlande zu gut kommen“ S. 30. Hiebei ist zu bemerken, dafs nicht gerade jeder einzelne Kaufmann immer zwei Waaren für einander giebt und empfängt, sondern nicht selten Handelsunternehmungen sich auf eine einzige Waare beschränken, die man mit Geld einkauft und für Geld wieder hingiebt, so dafs man nur im Allgemeinen sagen kann, die im inländischen Handel angelegten Capitale beschäftigen wenigstens doppelt so viele Capitale der inländischen

Digitized by Google

Erd- und Gewerksarbeit, als im ausländischen. Es giebt sogar Handelszweige, nur keine beträchtlichen, die unmittelbar gar nicht auf die Production wirken, und mithin keine Capitale in Thätigkeit setzen, z. B. der Handel mit schon gebrauchten Kleidern, Geräthen, Büchern. — Der Verf. kommt auf die vielbesprochene Frage, ob der Handel productiv sey, und entscheidet sich für die bejahende Antwort, indem er den von Graf Buquoy, Murhard und dem Rec. aufgestellten Gründen beipflichtet; Unterz. bezieht sich hiebei auf das, was er an einer anderen Stelle in diesen Jahrbüchern ausgesprochen hat (1823. No. 64.), und billigt es, dafs der Verf. die ganze Frage für minder wichtig erklärt, als sie bisweilen genommen worden ist. Im zweiten Abschnitt kommt der Einfluſs des Handels auf allseitige Entwicklung der Menschheit in Erwägung; mit Recht wird er als Culturmittel geschildert, und gegen die Vorwürfe, die ihm bisweilen gemacht worden sind, in Schutz genommen, obschon bei manchen der ihm von dem Verf. zugeschriebenen Wirkungen andere miteingreifende Ursachen etwas zu wenig gewürdigt seyn möchten. Was die alte Klage über den in kalte Selbstsucht ausgearteten Handelsgeist betrifft, so würde bei der Bemerkung des Verf., man dürfe das mercantilische Subject sammt seinen Irrthümern und Leidenschaften nicht mit dem Handel selbst verwechseln, immer noch der Einwand übrig bleiben, der Handel habe so oft eine solche Wirkung hervorgebracht, dafs man dieselbe wohl als in seinem Wesen liegend betrachten dürfe; man muſs aber kleine, ganz auf den Handel gewendete Staaten von den gröſseren unterscheiden, in denen es vielerlei Interessen giebt, und die genaue Durchdringung verschiedener Meinungen, Grundsätze und Gefühle das Hervortreten eines so starren Egoismus der Handelnden verhindert. — Die zweite Abtheilung zeigt, was zum Betriebe des Handels erforderlich sey, nämlich verschiedene Capitale und persönliche Eigenschaften des Kaufmanns; sie vergleicht sodann die Vortheile und Nachtheile des Handels für den, der ihn als Gewerbe treibt, mit einander. — Dritte Abtheilung. Verhältnifs des Handels zur Regierung, und zwar 1) in Ansehung der Finanzen. Da der Selbstbetrieb von Handelsgeschäften auf Rechnung des Staates durchaus verwerflich ist, so bleibt nur die Einnahme von Zöllen übrig, welche der Verf., in so ferne sie mäfsig sind, aus finanziellen Gründen in Schutz nimmt. 2) In Ansehung der Vorsorge der Regierung für den Handel. Hier beschäftigt sich der Verf. zuerst mit einer Darstellung und Widerlegung des Mercantilsystems, die, wie oft der Gegenstand auch schon

by Google

zur Sprache gekommen ist, doch ihr Verdienstliches hat, indem sie manche neue von den Anhängern jenes Systems angeführte Gründe berücksichtigt, und neue Gegengründe wider sie aufführt. Die Aufhebung aller Zölle wird für wünschenswerth, und ihr Ersatz durch directe Steuern für leicht zu bewerkstelligen erklärt; Rec. glaubt, dafs man, bei der Abschaffung der Zölle, wofern nicht auch die inneren Consumtionsauflagen ganz umgeändert würden, nicht umhin könnte, einen Theil der ersteren durch eine in der Form der letzteren zu erhebende Steuer zu ersetzen, theils um, wenn inländische Waaren derselben Art einer Accise unterliegen, die Erzeuger derselben nicht gegen den ausländischen Producenten zu verkürzen, theils um nicht auf eine Besteurung des Luxus zu verzichten, die bei der unvermeidlichen Ungenauigkeit der Einkommenssteuern nicht füglich zu entbehren ist. — Hierauf werden die Mafsregeln, welche zur Förderung des Handels mit gutem Erfolge getroffen werden, durchgegangen; sie beziehen sich 1) auf Freiheit des Handels, 2) auf Sicherheit desselben, 3) auf erleichternde und beschleunigende Anstalten. Bei 1) wird eifrig für die Freiheit des inneren und äufseren Handels gestritten, womit im Ganzen Rec. einverstanden ist; nur scheint es ihm, als ob besondere Verhältnisse eines Landes, die das plötzliche Abgehen von einem lange Zeit betretenen Wege unräthlich machen können, mehr Berücksichtigung verdient hätten. Unter 3) werden auch die Gründe für und wider die Messen abgehandelt, woraus der Verf. das Ergebnifs zieht, es wäre thöricht, neue Messen stiften zu wollen, die vorhandenen aber solle man nicht stören, sondern fortdauernd begünstigen, und es der Zeit überlassen, ob sie von selbst aufhören. Hiebei hätte aus Vincens der gänzliche Verfall der ehedem berühmten Messe von Novi, der Untergang der vier Lyoner Messen und das Sinken der Messe von Beaucaire angeführt werden können; jene Regel aber ist vollkommen zu billigen. Märkte für besondere Arten von Waaren, z. B. Seiden-, Wollen-, Pferde-Märkte u. s. w., dürfen mit den eigentlichen Messen nicht vermengt werden, indem sie weit weniger gegen sich haben, als diese; England hat keine Messen, aber viele solche Märkte.

K. H. Rau.

Digitized by Google

Anleitung zum praktischen Ackerbau, von Johann Nepomuck von Schwerz, Director der Kön. Würtembergischen Versuchs- und Unterrichtsanstalt für den Landbau. Erster Band mit 15 lithographirten Tafeln. Stuttgart und Tübingen, bei Cotta. 1823. *XXII u. 578 S.* 5 fl.

Von dem berühmten Verf. der ökonomisch-statistischen Werke über die Landwirthschaft in Belgien, in der Pfalz und im Elsafs, von dem Director einer landwirthschaftlichen Lehranstalt, einer Versuchs- und Musterwirthschaft, durfte man wohl etwas Gediegenes erwarten, wenn er es einmal für gerathen halten sollte, sich über das Ganze des Ackerbaues zu verbreiten. Diese Erwartung ist in dem vorliegenden Werke nicht unbefriedigt geblieben, und der Leser wird um so mehr angezogen, je gründlicher er das Buch studirt. Es verdient, wenn die folgenden Theile dem ersten gleichen, eine ausgezeichnete Stelle in der teutschen landwirthschaftlichen Literatur, wie sich aus nachstehenden Bemerkungen, durch welche wir blos den Inhalt kurz darzulegen suchen, ergeben wird.

Erste Abtheilung. Clima und Boden. In gedrängter, faſslicher Kürze findet hier der Leser Alles, worüber er in andern landwirthschaftlichen Schriften Hunderte von Seiten durchlaufen mufs. Die Bestandtheile des Bodens werden angegeben, die verschiedenen Bodenarten — Kalk-, Thon-, Sand-, humoser Boden — werden charakterisirt, ohne dafs sich der Verf., wie so Viele thun, in das chemische Detail verliert, was aufser den Gränzen wenigstens des praktischen Ackerbaues, welchem dieses Werk gewidmet ist, liegt. S. 39. schliefst er sich mit Recht an Burger an, und meint, dafs es unnütz sey, die Classification des Bodens auf die mechanische oder chemische Scheidung der Bestandtheile desselben zu gründen, dafs man vielmehr zuverlässiger verfahre, wenn man der Eintheilung des Bodens den sichtlich gröfseren oder kleineren Zusammenhang, der sich beim Pflügen und Eggen im halbtrocknen Zustande zeige, so wie seine wasserhaltende und anhängende Kraft zu Grunde lege.

Zweite Abtheilung. Düngmittel. Nach der Aufstellung des Begriffes von Dünger überhaupt unterscheidet der Verf. atmosphärische, animalische, vegetabilische, vegetabilisch-animalische, flüssige, gemengte und mineralische Düngmittel. Bei den atmosphärischen Düngmitteln wird der wichtige Einfluſs unseres Luftkreises auf die Vegetation dargethan, und gezeigt, wie der Landwirth diese wohlthätige

Einwirkung benutzen und zu seinem Vortheile leiten könne. Zu den animalischen Düngmitteln rechnet der Verf. alle thierischen Abfälle aus der Hauswirthschaft, aus Schlachthäusern, technischen Werkstätten u. s. w. Dazu gehören auch die Knochen. Hier treffen wir aber auf Bemerkungen, mit welchen wir nicht ganz einverstanden seyn können. Der Verf. sagt nämlich einmal, dafs die Knochen durch die allmählige Zersetzung ihres Fettes und der Gallerte vermittelst des Kalkstoffes, den sie enthalten, eine ammoniakalische Seife bilden, welche der wirksamste Theil des Düngers sey. Das anderemal aber, nachdem er bemerkt hat, dafs man in England die Knochen erst aussiede, um das Fett zur Bereitung der Radschmiere zu verwenden, ist er der Meinung, es lasse sich von dem Gebrauche der Knochen in diesem Zustande kaum etwas mehr als vom Kalke erwarten, da solche ihrer Fetttheile beraubte Knochen kaum etwas mehr als Kalktheile enthalten. Ref. erlaubt sich die Frage: Bleibt nach dem Aussieden des Fettes nicht noch die Gallerte mit der Knochenerde verbunden? Ist die Gallerte nicht in grofser Masse in den Knochen vorhanden, und giebt sie bei ihrer Fäulnifs im Boden keine Pflanzennahrung? Ist die Kalkerde isolirt in den Knochen, ist sie nicht mit Kohlensäure und Phosphorsäure verbunden? — Ueber die vegetabilischen Düngmittel, Unkraut, Rasen, grüne Düngung, Stoppeln, Scheunenabfälle, Laub und Nadeln, Wasserpflanzen, Torf und Schlamm, Abfälle aus technischen Werkstätten, Asche u. s. w. verbreitet sich der Verf. sehr weitläufig, und liefert interessante Belege für seine Behauptungen aus der belgischen Landwirthschaft, die er so genau kennt. Eben so gründlich ist er bei den vegetabilisch-animalischen Düngmitteln (die gröfstentheils aus dem sogenannten Stalldünger bestehen), und er widmet sogar einen eigenen Abschnitt den Streumitteln, die den Dung auffassen, und zum Theil selbst düngen. — Unter der Rubrik „flüssige Düngmittel« lehrt er die Bereitung der Gülle, welche bekanntlich in der Schweiz auf eine sehr vollkommene Weise betrieben wird, und im siebenten Abschnitt dieser zweiten Abtheilung zeigt er, wie die bisher genannten Düngerarten behandelt und verwendet werden sollen. Die Bereitung des Compostes und die Einrichtung der Miststätte kommen hier zur Sprache, und es werden mehrere Controversen beleuchtet, über welche die landwirthschaftlichen Theoretiker und Praktiker bisher noch nicht einig werden konnten, z. B. die Frage, ob man den Mist im kurzen, verrotteten, oder im strohigen, frischen Zustande auf das Feld schaffen solle. Der Vf. spricht

Digitized by Google

sich für die Meinung derjenigen aus, welche die Anwendung des frischen Mistes vorziehen, und beruft sich auf die bekannten Versuche von Gazzeri. Einverstanden mit der hohen Wichtigkeit dieses Gegenstandes, glaubt Ref. die früher schon gemachte Bemerkung wiederholen zu müssen, dafs die Gazzeri'schen Versuche nur im Laboratorium angestellt worden sind, und noch vieler Modificationen bedürfen, um im psaktisch-landwirthschaftlichen Betriebe Anwendung zu finden. — Im achten und letzten Abschnitte wird von den mineralischen oder erdigen Düngmitteln, vom Kalk, Mergel, Gyps, den Salzabfällen und dem Erdefahren, wie es im Altenburgischen üblich ist, gesprochen. Vom Gyps wird angeführt, dafs er wirklich nähre, denn sonst könnte seine Einwirkung auf die Vegetation durch blofses Ueberstreuen der Blätter nicht so auffallend grofs seyn, dafs sie manchmal einer vollständigen Düngung gleich komme. Diese nährende Eigenschaft scheine der Gyps vorzüglich seinem Gehalte an Schwefel zu verdanken. Gleich im Anfange schreibt aber der Verf. auch den andern mineralischen Düngmitteln nährende Eigenschaften zu. Er sagt, sie wirken nicht blos auflösend für die organischen Düngmittel und anziehend für die atmosphärischen Stoffe, sondern als nährend lagern sie einen Theil ihrer eigenen Substanz im Organismus der Pflanzen ab, befördern deren Zunahme, und tragen dadurch unmittelbar zur Vegetation bei. — Die letztere Behauptung, die man neuerdings auch in Chaptal's Agriculturchemie vorgetragen findet, ist der neueren Pflanzenphysiologie nicht adäquat. Diese Bemerkung kann übrigens Ref. nicht abhalten, diese ganze Düngerlehre als eine sehr vollständige und gründliche Abhandlung anzuerkennen, der, wenn man Burger's Lehrbuch ausnimmt, in der neuesten Literatur nicht leicht eine ähnliche an die Seite gesetzt werden kann.

Dritte Abtheilung. Grasbau. Der Verf. würdigt die Wiesen sehr richtig, gesteht die Nothwendigkeit derselben in manchen Wirthschaften ein, bemerkt aber, dafs gerade in jenen Gegenden, wo der Ackerbau am höchsten gestiegen sey, der Wiesenbau nicht am vollkommensten betrieben werde, wie im Altenburgischen, in der Pfalz, im Elsafs, in Belgien, Norfolk u. s. w., und spricht dann als Grundsatz aus: nicht mehr Wiesen, als durchaus nothwendig sind, aber diese im vollkommensten Zustande! — Zur besseren Deutlichkeit seiner Darstellung unterscheidet er natürliche und künstliche Wiesen. Ohne sich in ein unfruchtbares botanisches Detail zu verlieren, giebt er die besten, so wie die schäd-

lichen Wiesenpflanzen an, zeigt, wie die natürlichen Wiesen unterhalten, die Ursachen ihres Verderbens weggeräumt, und wie sie andauernd verbessert werden können. Zu den Verbesserungsmethoden rechnet er 1) das Einimpfen, 2) das Erhöhen mooriger und versumpfter Stellen, 3) das Verjüngen durch Erde-Aufführen nach Pohl. Daran schliefst sich an das Düngen der Wiesen, welches der Verf. nach den wichtigsten dazu verwendeten Materialien beschreibt, und selbst in den Controversen über die Entbehrlichkeit oder Unentbehrlichkeit, über den Werth oder Nachtheil desselben beleuchtet. Unter künstlichen Wiesen versteht er nicht das, was die Franzosen prairies artificielles nennen, nämlich Klee- Luzerne- und Esparsettefelder — also Futterfelder, sondern eigentliche, mit Hülfe der Kunst geschaffene Grasländer. Diese können vorkommen, wo die Gegend nicht so viel natürlichen Graswuchs darbietet, dafs man im Stande wäre, davon das für den Acker und sonstigen Bedarf nöthige Futter zu erzielen, oder wo die Bodenart selbst ein zeitweiliges Eindreischen mit Gras verlangt, oder wo der Boden sich besser lohnt, wenn man ihn periodisch dem Pfluge unterwirft, und wieder zu Gras niederlegt. Der Verf. stellt hier die Regeln für ein solches Niederlegen — auf dem Wege der Kunst — mit einer Präcision und Umsicht auf, welche nichts zu wünschen übrig läfst.

Die zwei letzten Hauptstücke dieser dritten Abtheilung S. 409 — 560. enthalten die Lehre von der Wiesenwässerung, und sind im Grunde der am sorgfältigsten bearbeitete Theil des ganzen Buches. Der Verf. erklärt sich deutlich über den Werth der Wässerungswiesen, und spricht sich dahin aus, dafs keine Benutzung des Bodens mit dem Pfluge, von welcher Art sie auch seyn möge, auf die Dauer der Benutzung der Wässerungswiesen die Waage halten könne. Er erwähnt kurz der zufällig bewässerten Wiesen, die aber den künstlich bewässerten in der Regel nachstehen, indem das Wasser auch zur Unzeit die Wiesenfläche bedecken kann, und beschreibt weitläufig die Behandlung der künstlich bewässerten Wiesen, die er, wie man es überhaupt thun mufs, in überrieselte und überstauete unterscheidet. Er geht so weit, die bei der Kunstwässerung nöthigen Werkzeuge genau zu beschreiben, und durch beigefügte Zeichnungen zu versinnlichen, und verbreitet sich besonders über die Grabenarbeit, selbst über die Handgriffe derselben, wodurch die Darstellung in jeder Hinsicht gründlich und ihren Gegenstand erschöpfend geworden ist. Für die Grabenarbeit und

Digitized by Google

die Bewässerung überhaupt mufs die Wiese die gehörig abhängige Fläche haben, theils der Zuleitung, theils des Abflusses des Wassers wegen. Sie hat dieselbe aber entweder schon von Natur aus, und dann kömmt es darauf an, sie gehörig zu benutzen, und höchstens die natürliche Lage, wo es sich leicht thun läfst, auf dem kürzesten Wege zu verbessern; oder man mufs sie erst zu diesem Zwecke künstlich herrichten, im eigentlichen Sinne des Wortes bauen. Dies ist nun der Punkt, wo, wie der Verf. selbst sagt, die Kunst sich über das Handwerk erhebt, und wo der Verf. die Gelegenheit gehabt und benutzt hat, seine tiefen praktischen Kenntnisse im Wiesenbau an den Tag zu legen. Bei den überrieselten Wiesen unterscheidet er den Hanghau, wo alle Wassergraben in der Abdachung nach Einer Richtung hin ihren Abfluſs haben, und den Rückenbau, wo die Wiesenfläche in mehrere Beete, nach Art der Ackerbeete, gelegt ist. Das Wasser wird über den Rücken derselben hingeleitet, ergiefst sich über die beiden Wände der Beete, und wird in den längs den Seiten hinlaufenden Furchen wieder aufgefangen. — Auch die Ueberstauungswiesen lassen sich durch Bauen künstlich herstellen. Der Bau mufs aber nach ihrer Natur so geleitet werden, dafs man ihre ganze Fläche schnell unter Wasser setzen, eine beliebige Zeit bedeckt lassen, und nach Willkühr wieder trocken legen kann. Die Regeln, welche der Verf. deshalb aufstellt, sind mit sauberen und deutlichen Zeichnungen auf den Tafeln belegt, und eben dadurch für die unmittelbare Anwendung im Leben vorbereitet.

Wirft man einen Blick auf das Ganze zurück, so mufs man dem Verf. Dank wissen, dafs er die Resultate seiner vieljährigen Versuche und Beobachtungen über so wichtige Theile des landwirthschaftlichen Betriebes dem Publikum mitgetheilt hat. Sie bilden ein Repertorium nicht blos für den Verf. selbst und ähnliche Lehrer — was übrigens in seinem Zwecke lag —, sondern auch für andere Landwirthe, welche ihre Forschungen an die seinigen anknüpfen wollen. Besonders lobenswerth ist aber die Art, wie er es gethan hat. Als ein ächter, bescheidener Meister in seiner Kunst, hat er es nicht verschmähet, auch die Verdienste anderer deutscher, französischer und englischer Landwirthe zu würdigen und zu ehren, und selbst interessante Stellen aus ihren Schriften in seinen Vortrag zu verweben. Dieser hat dadurch eine Lebhaftigkeit und Mannigfaltigkeit gewonnen, welche man in anderen Schriften dieses Faches, deren Darstellung so leicht in das Trockene fällt, vergebens sucht. Der Verf. hat sie noch

Digitized by Google

dadurch erhöhet, dafs er hie und da Bemerkungen mit eingestreut hat, die zwar zur Darstellung der Sache nicht geradezu nothwendig wären, die aber, indem sie die Phantasie in Anspruch nehmen, dem Leser lebendigere Bilder vor Augen stellen. Dies alles läfst uns wünschen, dafs die folgenden Bände, welche dem ersten nicht nachstehen werden, recht bald in die Hände des landwirthschaftlichen Publikums gelangen mögen.

Sammlung geometrischer Aufgaben und Lehrsätze, mit synthetischen Auflösungen und Beweisen, als Material des Unterrichts in der Elementar-Geometrie, von Dr. Ludwig Thilo. Erster Band, enthaltend, als Einleitung, eine Abhandlung über geometrische Lehrsätze und Aufgaben überhaupt, und aus der Planimetrie die Aufgaben und Lehrsätze, welche die Congruenz und Gleichheit der Figuren betreffen. Mit 8 Kupfertafeln. Frankfurt am Main, bei Sauerländer. 1824.

Auch unter dem besonderen Titel:

Materialien für den Unterricht in der Elementar-Geometrie, von Dr. Ludwig Thilo, Professor der Mathematik und Physik am Gymnasium zu Frankfurt a. M. Erster Theil. Sammlung geometrischer Aufgaben und Lehrsätze mit synthetischen Auflösungen und Beweisen. Erster Band. 3 fl. 45 kr.

Zweiter Band, enthaltend aus der Planimetrie die Aufgaben und Lehrsätze, welche die Aehnlichkeit der Figuren und den Kreis betreffen.

Auch unter dem besonderen Titel:

Materialien u. s. w. Erster Theil, zweiter Band. Frankfurt am Main 1825. 4 fl. 30 kr.

Es ist dem Hrn. Verf. zum Verdienste zu rechnen, dafs er einen besonderen Werth auf das geometrische Studium überhaupt, und die Construction geometrischer Aufgaben insbesondere, in den Schulen des Vaterlandes legt. Des Jünglings mathematischer Sinn wird durch kein Studium so sehr gebildet, als das geometrische, keine Disciplin reicht so zweckmäfsige, den jugendlichen Geist so sehr ansprechende Materialien dar, als die Geometrie. Und vieler Lehrer Dank verdient der Hr. Verf., dafs er aus dem reichen Schatze der Schriften alter und neuer Zeit, welche er kannte, eine grofse

Digitized by Google

Menge von Lehrsätzen und Aufgaben, nach eigener Verarbeitung, als Materialien für einen anregenden Unterricht in der Elementar-Geometrie mittheilte.

Der erste Band beschränkt sich auf geometrische Aufgaben, welche die Congruenz und Gleichheit betreffen. In der einleitenden Abhandlung erklärt sich der Verf. in zwei Abschnitten, nach des Rec. Gefühl, mit zu vielen Worten, über den Gegenstand der Sammlung und den Gebrauch derselben, und eröffnet dieselbe mit einer Zusammenstellung des Wenigen, was man über Euclides als Lehrer weifs, handelt darauf von den verschiedenen Arten von Sätzen, welche in der Geometrie vorkommen, und demjenigen, was nach der Relation von Proclus zu einem vollständig behandelten Satze nach dem Begriffe der Alten gehört habe, und spricht sich zuletzt über das Verhältnifs des Lehrsatzes und der Aufgabe zum Systeme der Geometrie, und über die daraus sich ergebende Form für beide aus.

Auffallend ist es, dafs hier unter vielem wohl und gründlich Gedachten sich ein Irrthum eingeschlichen hat, welcher den Hrn. Verf. zu vielen überflüssigen Worten und irrigen Behauptungen veranlafste. Indem er nämlich aus Proclus als die Bestandtheile eines geometrischen Satzes aufführt die Proposition, die Exposition, die Determination, die Construction, die Demonstration und die Conclusion, ist es ihm nicht gelungen, den richtigen Begriff der Determination aufzufassen. Um zu erläutern, was unter Determination und den übrigen Theilen eines Satzes zu verstehen sey, giebt er pag. 62. folgendes Beispiel:

„Proposition. In jedem Dreieck liegt der gröfseren Seite der gröfsere Winkel gegenüber.

„Exposition. Das Dreieck sey ABC, welches die Seite AC gröfser, als die AB habe.

„Determination. So sage ich, dafs auch der Winkel ABC gröfser, als der Winkel BCA ist.

„Construction. Denn da die AC gröfser, als die AB ist, so werde der AB gleich die AD auf die AC gelegt, und die BD gezogen.

„Demonstration. Da der Winkel ADB aufserhalb des Dreiecks BDC ist, so ist er gröfser, als der innere gegenüberstehende DCB. Es ist aber der ADB dem ABD gleich, da auch die Seite AB der AD gleich ist. Also ist auch der ABD gröfser, als der ACB. Also noch mehr der ABC gröfser, als der ACB.

„Conclusion. In jedem Dreieck liegt also der gröfseren Seite der gröfsere Winkel gegenüber. Welches zu beweisen war.“

by Google

Abgesehen davon, dafs Rec in den Schriften der Alten niemals etwas unter Construction aufgeführt gefunden hat, was oben unter dieser Rubrik steht, so ist der Begriff der Determination gänzlich verfehlt.

Die Determination ist nichts anderes, als die Bestimmung der Gränzen, innerhalb derer die gegebenen Stücke einer Aufgabe sich halten müssen, damit sie möglich bleibe. Hätte der Hr. Verf. die Schriften des Apollonius von Perga, in welchen er besonders von geometrischen Aufgaben handelt, gelesen, z. E. die de sectione determinata, de inclinationibus, de sectione rationis, bearbeitet von Diesterweg, u. s. w., so würde er sich überzeugt haben, dafs nur jene Gränzbestimmung den Begriff der Determination bildet. Dafs er dieses nicht wufste, veranlafste ihn nun zu mancherlei irrigen Behauptungen, z. B. für die Aufgaben lasse sich die Unterscheidung jener Theile schwerlich durchführen (Rec. hält dafür, sie gelte, wo nicht ausschliefsend, wenigstens vorzugsweise für die Aufgaben), die Determination könne oft ganz wegbleiben (Ref. hält sie für etwas ganz wesentliches, und jede Aufgabe für höchst unvollkommen aufgelöst, in welcher sie fehlt, wenn eine dazu gehört), sie lasse sich bei jeder Aufgabe leicht aussprechen (Rec. behauptet, manche Aufgaben haben gar keine, weil sie unter allen Umständen möglich sind, bei denen aber, zu welchen eine solche gehört, ist sie oft das allerschwerste). Auch streitet er von diesem Gesichtspunkte aus ganz mit Unrecht gegen eine Behauptung Haubers, welcher sehr gut weifs, was unter Determination zu verstehen ist, und dessen Chrestomathia geometrica übrigens mit gebührendem Lobe angeführt wird. Eben so veranlafst ihn jener Irrthum, bei den Aufgaben; welche nachher folgen, nach dem Beweise, in einer Anmerkung von den Fällen zu sprechen, in welchen die Aufgabe unmöglich wird; gerade als ob, wenn in dem Beweise die Wirklichkeit der Auflösung dargthan ist, nachher noch von der Möglichkeit zu sprechen wäre. Die Determination gehört nothwendig vor den Beweis. Nur innerhalb der Gränzen, welche sie vorschreibt, hat der Beweis seine ganze Kraft. Die Alten pflegten sie vor die Construction zu stellen. Weil es oft sehr schwer ist, sie vor derselben zu finden, und es in der Regel leichter ist, sie aus der Construction herzuleiten, so lassen sie die Neueren der Construction gewöhnlich folgen, wenn sie dieselbe nicht wegen der Schwierigkeit ganz weglassen, welches von vielen freilich ganz mit Unrecht geschieht, namentlich in der oft belobten geometrischen Analysis von Leslie, übersetzt von Grüson.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N. 4. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Thilo Sammlung geometrischer Aufgaben.

(*Beschlufs.*)

Was der Hr. Verf. p. 111. über analytische und synthetische Beweise sagt, befriediget Rec. nicht. Analytische Beweise kennt in der Mathematik er nicht. Was die Alten in der Geometrie Analysis nannten, war nur die Zurückführung der Auflösung einer Aufgabe, oder des Beweises eines Lehrsatzes auf die näher oder entfernter liegenden Bedingungen, von welchen die Auflösung der Aufgabe, oder der Beweis des Lehrsatzes abhing. Es wurde dabei als wahr gefunden oder wahr angenommen, was erst gesucht oder bewiesen werden sollte. Die Analysis war also kein Beweis. Sie ist nur eine Methode, welche zur Kenntnifs des Unbekannten führen sollte. Die Alten hielten sie aber für etwas sehr wichtiges. Ihnen galt eine Aufgabe für aufgelöst, ein Beweis eines Lehrsatzes für gefunden, wenn die Analysis gemacht war. Und mit Recht. Sie ist auch jetzt noch etwas sehr wichtiges. In so weit überhaupt eine Anleitung gegeben werden kann, eine Aufgabe selbst aufzulösen, den Beweis eines Lehrsatzes selbst zu finden, giebt sie diese Anleitung. Rec. kann es deshalb auch nicht billigen, dafs der Hr. Verf. schon auf dem Titel nur synthetisches Verfahren ankündigt, und die Analysis der Aufgaben wegläfst. Sie gerade scheint ihm bei Aufgaben das allerwichtigste, und lieber entbehrt er alles übrige, als sie. Soll die Behandlung geometrischer Aufgaben für den Schüler einen Werth haben, so ist es nicht genug, dafs man ihm die Auflösung gebe, oder ihn, wie es unter den Schülern Pestalozzi's der Fall war, sich selbst, und dem ungeregeltesten Nachdenken und blindem Heruntappen überlasse, sondern es wird erfordert, dafs er an Beispielen gelehrt werde, von demjenigen, was geleistet werden soll, zu den Bedingungen aufzusteigen, wovon das zu Leistende abhängt, und das so weit zu verfolgen, bis er auf bekannte Sätze ge-

Digitized by Google

kommen ist. Solche Uebung gewährt die geometrische Analysis. Ihre Anwendung kann darum nicht genug eingeschärft werden, und nichts ist bei Behandlung geometrischer Aufgaben in der Schule dem analytischen Gange zu vergleichen.

Was der Hr. Verf. am Ende der langen und wortreichen Einleitung über die Wichtigkeit schriftlich-mathematischer Arbeiten der Schüler sagt, wie dieselben Einsicht in das Wesen der Begründung einer mathematischen Wahrheit, Uebung im gründlichen und methodischen Denken gewähren, wie sie eine zweckmäfsige Wiederholung der Hauptsätze herbeiführen, dem Lehrer eine genaue Controlle über die Fortschritte der sämmtlichen Schüler einer Classe gestatten; was er über die vielseitige Anwendbarkeit einer Sammlung von Aufgaben und Lehrsätzen, wie er sie zu geben beabsichtigt, als Materiale für den Unterricht hinzufügt, wie sie dem Lehrer Stoff zur Anwendung der Hauptsätze auf Begründung anderer Wahrheiten, Stoff zu socratisirenden Vorträgen und heuristischen Uebungen darbieten, findet Rec. sehr lesenswerth, mufs es aber auch hier tadeln, dafs er bei den heuristischen Uebungen des analytischen Weges nicht gedenkt, welcher der einzige empfehlenswerthe ist.

In der Sammlung selbst hatte Rec. nur solche Lehrsätze und Aufgaben erwartet, welche über den gewöhnlichen Schulvortrag des ersten geometrischen Curses hinausreichen. Es findet sich aber eine grofse Menge der allereinfachsten und in jedem geometrischen Leitfaden gewifs vorkommenden Sätze, wie folgende: der äufsere Winkel eines Dreiecks ist gröfser, als jeder innere, nicht an ihm liegende, die Winkel an der Grundlinie eines gleichschenkeligen Dreiecks sind einander gleich, dem gröfseren Winkel eines Dreiecks steht die gröfsere Seite gegenüber, zwei Seiten eines Dreiecks sind zusammengenommen gröfser, als die dritte, u. s. w. Sätze, welche hier mit vielen anderen hätten weggelassen werden können.

Dagegen ist die Auswahl der übrigen Sätze und Aufgaben über Dreiecke, Parallelogramme, Paralleltrapezien, Vier- und Fünfecke überhaupt sehr zweckmäfsig, und viele Lehrer werden den besten Gebrauch von diesen mannichfaltigen Mittheilungen, deren Urheber überall genannt werden, machen können. Es würde Unrecht seyn und zu weit führen, über Einzelnes mit dem Hrn. Verf. zu rechten, da des Vorzüglichen sehr viel, und des zu Tadelnden wenig ist. Rec. begnügt sich deshalb mit obigen allgemeinen Bemerkungen und einer allgemeinen Empfehlung. Angehängt ist dem ersten Bande eine algebraische Behandlung der zehn ersten Sätze des zweiten

Digitized by

Buches der Euclideischen Elemente. Es ist wahr, dafs diese Sätze sich leichter algebraisch darthun lassen, als geometrisch. Aber der Verf. würde die Elemente des Euclides ihrer schönsten Zierde berauben, wenn er ihnen dies zweite Buch und die herrliche geometrische Darstellung jener Sätze mit dem ganzen Reichthum ihrer Anwendungen rauben wollte. Schliefslich folgt eine interessante Abhandlung über den Pythagoreischen Lehrsatz und verwandte Sätze.

Der zweite Band ist mehr noch, als der erste, reich an mannichfaltigen interessanten geometrischen Lehrsätzen und Aufgaben, welche der Hr. Verf. aus vielen bedeutenderen geometrischen Schriften der früheren und späteren Zeit mit Sorgfalt zusammengestellt und mit Sachkenntnifs verarbeitet hat. Ohne Zweifel wird derselbe vielen Lehrern zur Erweiterung und Vervollständigung des geometrischen Unterrichts und zur Anwendung des Gelehrten dienen, auch wegen des Reichthums der Mittheilungen manches seltene Buch entbehrlich machen. Er enthält viele im gewöhnlichen Vortrage nicht vorkommende Lehrsätze und Aufgaben über gerade Linien, Dreiecke und Vierecke, den Kreis, über Maxima und Minima, welche bei geometrischen Figuren vorkommen, behandelt mehrere der Aufgaben, welche Apollonius von Perga in der Schrift über die Berührungen aufgelöst hatte, in der von Vieta angegebenen Weise, trägt Lehrsätze über den sogenannten Arbelus, den sogenannten Pelecoides und die Lunulas des Hippocrates vor u. s. w.

Was das Einzelne betrifft, so ist der verfehlte Begriff der Determination, welcher im ersten Bande aufgestellt wurde, beibehalten, und der eigentliche Gegenstand der Determination vernachlässigt. So z. B. wird pag. 53. die Aufgabe aufgelöst: ein Dreieck zu construiren, von welchem ein Winkel, und die Summen der Gegenseite und jeder der anliegenden gegeben seyen. Der Hr. Verf. setzt dabei die Möglichkeit der Construction unter allen Umständen voraus, während es doch einer genauen Untersuchung bedarf, ob unter allen Umständen von dem in der Figur mit H bezeichneten Punkte aus eine Linie HI = FE an die Linie FI gezogen werden könne, und ob die verlängerte DI der Linie AE unter allen Umständen begegne. In der pag. 56. behandelten Aufgabe: „ein „Dreieck zu verzeichnen, in welchem die Grundlinie, das Ver„hältnifs der Summe der übrigen Seiten zu der Differenz der„selben, und ein Winkel an der Grundlinie gegeben seyen", wird das Zusammentreffen eines aus F als Mittelpunkt mit einem Radius = FD beschriebenen Kreises mit der Linie AB

vorausgesetzt, während dasselbe wirklich gar nicht statt findet, wenn das Verhälsnifs der Summe der Schenkel zur Differenz derselben kleiner ist, als das Verhältnifs tang. $(45^0 + \frac{1}{2}A)^2 : 1$. Auch wird wegen Vernachlässigung der dahin gehörigen Untersuchung das zweite in den meisten Fällen statt findende Dreieck gar nicht gefunden.

Eine ähnliche Bemerkung gilt von der Aufgabe pag. 95, ein Dreieck zu beschreiben, in welchem die von den Winkelspitzen auf die gegenüber liegenden Seiten gefällten Perpendikel gegebenen geraden Linien gleich seyen. Es wird dabei vorausgesetzt, was nur unter beschränkenden Bedingungen statt findet, dafs das in der Figur mit ABF bezeichnete Dreieck immer construirt werden könne.

In der pag. 102. behandelten Aufgabe: „durch einen innerhalb eines gegebenen Winkels gegebenen Punkt eine gerade Linie zu legen, welche mit den Schenkeln des Winkels ein Dreieck von gegebenem Flächeninhalte bilde", fühlt der Hr. Verf. wohl, dafs die Aufgabe nicht immer möglich sey. Er fügt deshalb am Ende hinzu, die Aufgabe sey unmöglich, wenn DK $<$ KI würde. Aber damit ist nicht viel gesagt. Er hätte die Gränze für den gegebenen Raum angeben müssen, damit ein demselben gleiches Dreieck auf die angegebene Art beschrieben werden könne. An anderen Stellen würden sich ähnliche Bemerkungen anknüpfen lassen.

Die Auflösung der pag. 50. gegebenen Aufgabe: „einen Punkt in der Ebene dreier gegebenen geraden Linien zu finden, so dafs die von demselben auf die Linien gefällten Perpendikel in gegebenen Verhältnissen stehen", ist nicht erschöpfend, weil sich mehr als ein Punkt mit den gegebenen Eigenschaften finden läfst. Eben so lehrt die Construction der pag. 51. aufgelösten Aufgabe: „einen Punkt finden, so dafs die von demselben zu drei gegebenen Punkten gezogenen geraden Linien in gegebenen Verhältnissen stehen", nur einen Punkt finden, während es deren zwei giebt.

Der unter Art. 236. aufgestellte Lehrsatz hätte erschöpfender ausgedrückt werden können, wie folgt: Wenn zwei Seiten eines Dreiecks zweien Seiten eines anderen proportionirt, und zwei Winkel gleich sind, welche zweien correspondirenden dieser Seiten gegenüber liegen, auch von den übrigen denselben gegenüber liegenden Winkeln entweder der eine ein rechter, oder jeder kleiner, oder nicht kleiner, als ein rechter sind, so sind die Dreiecke einander ähnlich.

Digitized by Google

Der Hr. Verf. glaubt, dafs Euclides den 26. Satz des sechsten Buches der Elemente nicht gebrauche, während er schon im 27. Satze desselben Buches seine Anwendung findet.

Archimedes von Syrakus vorhandene Werke. Aus dem Griechischen übersetzt und mit Erläuterungen und kritischen Anmerkungen begleitet von Ernst Nizze. Mit 13 Tafeln in Steindruck. Stralsund 1824. Verlag von Löffler. 6 fl.

Rec. hält es für einen Fortschritt, oder vielmehr für einen Rückschritt zum Besseren, in der mathematischen Literatur, dafs man bei der sichtbarlich zunehmenden Neigung zum Studium der Analysis der Neueren, bei der fleifsigen Benutzung der glänzenden Fortschritte, welche dieselbe besonders von Frankreich aus gemacht hat, und bei dem eifrigen Bemühen, dieselbe überall, wo sie angewendet werden kann, selbst in geometrischen Dingen, vorzugsweise oder ausschliefslich anzuwenden, der Alten nicht vergifst, und dafs mitten in jener hohen Verehrung des Neuen neue Ausgaben und Bearbeitungen der Schriften der Alten erscheinen, und Leser und Theilnehmer finden. Was kann für das mathematische Studium ersprieſslicher, ja kann etwas anderes für dasselbe wahrhaft ersprieſslich seyn, als wenn die geometrische Methode der Alten mit der analytischen der Neueren Hand in Hand gehet, die eine die andere begleitet, erläutert, ergänzt und vervollständigt? Was kann man dem Anfänger des mathematischen Studiums besseres rathen, als zuerst den Geist der alten Geometrie durch das Studium der Schriften der griechischen Geometer kennen zu lernen, die darin herrschende Methode sich anzueignen, seine eigenen Kräfte durch Anwendung der von ihr dargebotenen Hülfsmittel zu üben, alsdann zu den erleichternden und allgemeineren Kunstgriffen der neueren Analysis überzugehen, und sich aller der Vortheile zu bemächtigen, welche sie darbietet, und wodurch sie den Mathematiker weit über die Grenzen der alten Geometrie hinausführt.

Mit wahrer Freude sieht Rec. unter den Erzeugnissen der neueren mathematischen Literatur eine Uebersetzung sämmtlicher auf uns gekommenen Schriften des Fürsten der alten Geometer, des Archimedes, welcher wohl verwundert stehen würde, wenn er die Fortschritte der neueren Mathematik sähe, welcher aber von jedem neueren Mathematiker mit noch gröfserer Verwunderung über seine Leistungen mit

seinen Hülfsmitteln angesehen zu werden verdient. Wie viele der eminenten Geister führt wohl die Weltgeschichte auf, welche mit einem so kleinen Vorrathe von Hülfsmitteln so viel leisteten, als Archimedes leistete?

Seitdem J. C. Sturm im Jahre 1670 zu Nürnberg „des unvergleichlichen Archimedes Kunstbücher“ sehr glücklich übersetzt herausgegeben hatte, waren in Deutschland zwar einzelne Theile der Archimedeischen Schriften in Uebersetzungen und Bearbeitungen erschienen, unter welchen sich „Archimeds zwei Bücher über Kugel und Cylinder, ebendesselben Kreismessung, von Hauber“, auszeichnen. Aber eine Uebersetzung des ganzen Archimedes fehlte. Und billig war es, dafs die Deutschen nicht hinter den Franzosen zurückblieben, welche schon 1817 in Peyrard einen Uebersetzer fanden.

Der Verf. der vorliegenden Uebersetzung richtete, wie Recht ist, sein Augenmerk vorzüglich darauf, den Inhalt deutlich darzulegen, welches bei mathematischen Schriften selbst in solchen Stellen, in denen der Text einer kritischen Berichtigung bedürfen möchte, möglich ist, und an alle Stellen, deren bei dem genialen Archimedes viele vorkommen, in welchen eine rasch übersehene Schlufsreihe mit übersprungenen Mittelgliedern dargelegt ist, einen begleitenden Commentar anzuknüpfen, ohne jedoch in demselben mehr geben zu wollen, als zum vollen Verständnifs der Stellen erforderlich schien. Dafs die Vorarbeiten anderer Commentatoren dabei benutzt wurden, versteht sich von selbst. In der Uebersetzung sowohl, als in dem Commentar charakterisirt sich Hr. Nizze als einen Gelehrten, welcher eine vertraute Bekanntschaft mit den Schriften der alten Geometer und dem darin waltenden Geiste besitzt, und selbst die Anordnung des Druckes giebt das zu erkennen. Ueberall zeigt sich Kürze und Bündigkeit des Ausdrucks, Gründlichkeit der Entwickelung und systematische Anordnung. Den Sinn des Originals fand Rec. überall, wo er die Uebersetzung mit dem Originale, oder auch mit der im Ganzen sehr glücklichen Sturm'schen Uebersetzung verglich, treu und genau wiedergegeben, und für die Anmerkungen wird der Leser dem Hrn. Verf. Dank wissen.

Die erste gedruckte Ausgabe der Schriften des Archimedes erschien bekanntlich im Jahre 1544 zu Basel. Natürlich bedurfte der Text derselben noch mancher Berichtigungen, welche theilweise ihm auch zu Theil wurden. Die zweite vollständige, seit jener Zeit erschienene Ausgabe ist die von Torelli, Oxford 1792, welche aber bei aller Sorgfalt des Herausgebers, wegen der Nachlässigkeit des Correctors, für die Kritik des

Digitized by Google

Textes so viel als Nichts leistet. Es blieb deshalb dem neuen Uebersetzer in sämmtlichen Schriften des Archimedes, die über die Kreismessung und die Sandrechnung ausgenommen, welche von Wallis eine schätzbare Verbesserung des Textes erhalten hatten, noch Vieles zu berichtigen übrig, indem ohne die Absicht des Hrn. Verf., eine neue Ausgabe des Textes zu veranstalten, die Rücksicht auf eine möglichst vollendete Uebersetzung zu einer kritischen Beleuchtung vieler Stellen des Textes aufforderte. Hr. Nizze theilt in einem Anhange diejenigen kritischen Bemerkungen mit, wozu ihn die Uebersetzung veranlafste. Er wünscht, dafs dieselben von den, freilich seltenen, Freunden dieses Zweiges der alterthümlichen Literatur Berücksichtigung und Berichtigung finden mögen. Rec. wünscht das gleichfalls, um so mehr, da der Hr. Verf. eine, freilich noch entfernte, Aussicht zu einer neuen Ausgabe des Textes eröffnet.

Mögen die Schriften des Fürsten der alten Geometer immer mehr Leser und gründliche Bearbeiter finden! Möge die Erscheinung dieser gelungenen Uebersetzung dazu beitragen, dafs das Studium der alten Geometrie, welches ohne Schaden für die Wissenschaft nicht vernachlässigt werden darf, immer allgemeiner werde!

Lateinische Schulgrammatik zum Gebrauche für alle Classen, von Johann Philipp Krebs, Doctor der Philosophie und Professor der alten Literatur am Grofsherzoglichen Gymnasium zu Weilburg. Zweite Ausgabe nach ganz neuer Bearbeitung. Giefsen, 1824. bei G. Fr. Heyer. 1 fl. 48 kr.

Auch Krebs, schon durch seine Anleitung zum Lateinisch-Schreiben sehr vortheilhaft bekannt, verdient unter den neueren Grammatikern, deren sehr verdienstliches Bestreben dahin gieng, die lateinische Grammatik zu demselben Range zu erheben, den die griechische seit geraumer Zeit durch die Forschungen eines Buttmann, Matthiä, Thiersch, Rost und Anderer behauptet, eine rühmliche Stelle. Zwar gehen seiner Grammatik die gelehrten Ausstattungen ab, welche ein Ramshorn, Zumpt u. A. durch tiefere etymologische und philosophische Sprachforschungen, durch Vergleichungen mit den älteren Sprachformen, aus denen sich die späteren nach und nach herausentwickelt haben, so wie mit anderen Sprachen, besonders der griechischen, u. dergl. den ihrigen

gegeben haben; aber eben dadurch gewann sie an Brauchbarkeit für den niederern, aber gemeinnützlicheren Zweck des Schulgebrauchs — besonders auch durch den ungleich wohlfeileren Preis, als Folge hievon —, während sich jene mehr für das gereiftere Alter der Studirenden und der Lehrer eignen. Doch hat auch Krebs sehr zweckmäfsig richtige Sprachbemerkungen in neueren Ausgaben römischer Classiker benutzt, wiewohl nur nebenbei und mit etwas karger Auswahl.

So kam es, dafs das erste Capitel der Orthoëpie bei ihm sehr kurz ausfiel, indem er nur das Wichtigste aushebt. Uebrigens wird hie und da etwas mehr Genauigkeit und Vollständigkeit vermifst. Z. B. p. 4. §. 9. ist bemerkt, dafs Einige vitium (Gen. plur. von vitis) wie ti, nicht wie zi aussprechen. Warum ist nicht auch litium von lis beigesetzt worden? Ti, heifst es, wurde und wird noch vor einem Vocal wie zi ausgesprochen. Hier hätte noch bemerkt werden sollen: und bei Contractionen, z. B. Horati. Auch vermifst Rec. eine Eintheilung der Consonanten nach den Sprachorganen, und eine genauere nach ihrem Laute, z. B. der stummen in aspiratas, medias, tenues, der Semivocalen in liquidas und semiliquidas; die Lehre von dem Accent oder der Betonung der Vocale, von den Veränderungen, welche zusammentreffende Consonanten ihrer Natur gemäfs erleiden, Weglassung derselben, Vermehrungen und Verminderungen der Sylben, u. dergl., was alles, wie es in der griechischen Grammatik geschieht, schon dem Anfänger beigebracht werden kann und soll; ferner den so wichtigen etymologischen Theil, oder die Lehre von den Bedeutungen der Wörter nach ihrer Form, in so fern sie eine analoge Classificirung zulassen, so wie die von den etymologischen Figuren.

Nach der Lehre von der Schrift und Aussprache kommt die Formenlehre, welche so ziemlich Alles nöthige und wichtige kurz und deutlich darstellt. Unter die mancherlei Ausstellungen jedoch, die Rec. zu machen sich kaum erwehren kann, gehört erstens der Mangel, dafs den lateinischen Kunstausdrücken die teutschen nicht beigesetzt sind, damit sich der Schüler gelegenheitlich auch mit diesen bekannt mache, z. B. bei Nomen (substantivum, adjectivum, appellativum, proprium u. s. f.), Pronomen, Verbum, Casus, den einzelnen Casus, und so durchaus in der Formenlehre. Zweitens Ausdrucksweisen, die nicht genau entsprechend zu seyn scheinen: z. B. §. 14. 130. A. „das Verbum gieht einen *Zustand* an“. Das Wort Zustand wird wohl nur im leidendlichen Sinne gebraucht, dem des sich Verhaltens. § 16. „Die

Substantiven bezeichnen theils *sinnliche*, theils *übersinnliche* Gegenstände (nomina concreta, abstracta), also *lebende* oder *leblose* Wesen, die sich den Sinnen darbieten, oder *Eigenschaften*, die man nur an ihnen wahrnimmt, z. B. canis, sapientia, forma, celeritas.“ Sind die letzteren, zu denen man noch eine Menge rechnen kann, z. B. rubor, hilaritas, u. dergl. übersinnlich? Und doch sind sie abstract! Also welche Eintheilung, welcher Ausdruck! Drittens Unvollständigkeit: so fehlen in der Lehre von der Bildung der Steigerungsstufen unter denjenigen Adjectiven, welche keine Comparationsform zulassen, die Composita mit prae, per, ex, sub (etwas): praedives, percarus, edentulus, subamarus; da die von verbis ihre gradus haben; ferner die auf icus, ivus, inus, imus, ster, und viele andere mit wenigen Ausnahmen.

Sehr vollständig und genau sind hingegen die Lehren von den Zahlwörtern, Pronominen, und in der Lehre vom Verbum besonders die Unterscheidung der einzelnen Zeitverhältnisse und die abweichende Bildung einzelner Verben, z. B. der mit Präpositionen zusammengesetzten, während die abweichenden Formationen der temporum (besonders des Perfects) zu kurz abgefertigt wurden. Noch weit mehr trifft der Vorwurf der Unvollständigkeit die Lehre von dem Adverbium, in welcher auf die verschiedenen Arten der Adverbien nach ihrer Bedeutung (qualitatis, limitandi, affirmandi, negandi, loci, temporis u. dergl.) keine Rücksicht genommen, ja nicht einmal die Verschiedenheit derselben nach der Abstammung vollständig angegeben ist. Es fehlen z. B. die mit Präpositionen zusammengesetzten, interdiu, pridie, denuo u. a., und die von Verbis abstammenden. Andere z. B. Accusative (hier hätte bemerkt werden sollen: auch Ablative) von Substantiven sind nur angedeutet, statt dafs sie hätten aufgezählt werden sollen. Vollständig und besonders wegen der beigesetzten, die Bedeutung anschaulich machenden Beispiele sehr zweckmäfsig eingerichtet ist die Lehre von den Präpositionen. Doch fehlen die zusammengestellten Präpositionen, z. B. exante, exadversum, ferner die adverbiale palam, procul, simul (ἅμα), clam. Wenn bei andern der griechische Ursprung angegeben wurde, warum nicht auch bei am, amb, dis? In der Lehre von den Conjunctionen, welche nach ihrer Natur und Bedeutung hätten eingetheilt und aufgezählt werden sollen, wird auf die Syntax verwiesen, wo sie sich doch nur zerstreut finden.

In der Syntax, dem gelungeneren Theil der Grammatik, fiel uns sogleich etwas auf, wodurch sich diese Grammatik vor andern sehr vortheilhaft auszeichnet, dafs nämlich die Beispiele, welche nur allein die Anwendung der Regel vor Augen stellen, so gewählt sind, dafs der Schüler sie verstehen und übersetzen kann, ohne an solchen grammatischen Fällen anzustofsen, die erst in der Folge erörtert werden, und also nur mechanisch mit Hülfe des Lehrers von dem allmählig im grammatischen und Sprachstudium fortschreitenden Schüler übersetzt werden können. Nur sind für den Anfänger meistens zu wenig Beispiele aufgeführt. Manchmal wünschte Rec. grammatische Fälle, besonders scheinbare Ausnahmen theils aus logischen Gründen, theils als in der griechischen Redeweise begründet, tiefer erfafst zu wissen, z. B. den Accusativ bei Intransitiven §. 292, so wie den sogenannten griechischen (wiewohl jener mit gleichem Recht diesen Namen führen dürfte) Accusativ bei dem Participium perf. passiv. §. 303. Es hätte der aus dem ursprünglichen Gebrauche des Accusativs zur Bezeichnung des Objects und zwar des näheren hervorgehende allgemeinere Gebrauch dieses Casus zur näheren Bestimmung des allgemeinen Verbal- oder überhaupt Prädicatsbegriffs, so wie der ursprüngliche doppelte Gebrauch der Passivform in rein passiver und medialer (deponentialer) Bedeutung besonders nach dem Vorgange der Griechen nachgewiesen werden sollen. Tadelnswerth findet Rec., dafs §. 474. quum in der Bedeutung da, weil, obgleich als unbedingt den Conjunctiv erfordernd angegeben, und nicht darauf aufmerksam gemacht worden ist, dafs es sich auch mit dem Indicativ als dem modus des Gegebenen construirt finde, wenn ein objectiver Grund, d. h. eine Ursache mit factischer Bestimmtheit, oft mit Hinweisung auf einen bestimmten Zeitpunct lebhaft angegeben wird, wobei mehr das Resultat des logischen Denkacts, als dieser selbst hervortritt. Alsdann steht quum statt quando, quandoquidem, quoniam, welches selbst als aus quum jam entstanden für den Indicativ des causalen quum in gewissen Fällen spricht. Z. B. Cic. Cat. 19, 9. Senex, ne quod speret quidem, habet. At est eo meliore conditione, quam adolescens, quum id, quod ille sperat, hic jam consecutus est. Epist. ad div. (ed. Bengel) 7, 32, 8. Tu, et quum instituisti, et mihi vides esse gratum, scribe ad me quam saepissime. 11, 2. Quae profecto, quum istum animum habes, in optimam partem accipies. 15, 12, 3. Quam mihi facultatem cum hic casus provincia eripuit, tamen magnopere a te peto. 15, 14, 5. Id (ut me convenires) quum non

Digitized by Google

accidit, utemur bono literarum. 16, 12, 4. Tu quum eo tempore mecum esse non potuisti, cave festines. De orat. 2, 46. Cum alienissimos defendimus — tamen. Sallust. Cat. 20. Cum tabulas emunt — tamen, und in vielen andern Stellen. Oefters läfst es sich als das oratorische wenn fassen, was aber in so fern nichts in der Sache ändert, als seine logische Bedeutung dennoch eine causale bleibt.

§. 475. wird der Umstand, dafs quum als das Imperf. und Plusquamperf. Conjunctivi bei sich habe, wenn im Hauptsatze ein Perfectum (oder historisches Präsens) folge, daraus erklärt, dafs quum hier nicht eigentliche Zeitpartikel sey, sondern auch den Grund und die vorangehende Veranlassung angebe. Rec. kann dieser Ansicht um so weniger beipflichten, als unendlich viele Fälle dagegen sprechen, wo quum blos zur Zeitbestimmung dient, nämlich solche: fuit tempus, quum rura colerent homines. Jam tum, quum bello fugitivorum tota Italia arderet, C. Norbanus in summo otio fuit; und ist vielmehr der Meinung, dafs dieser Gebrauch des Conjunctivs sich auf eine andere modale Bedeutung des Imperfects und Plusquamperfects Conjunctivi gründe. Unstreitig vertreten diese tempora des Conjunctivs die Stelle des griechischen Optativs, als Begleiters der historischen temporum. Daher kommt es denn auch, dafs quum temporale das Imperf. und Plusquamperf. Indicativi bei sich hat, wenn dasselbe tempus im Hauptsatze steht. Doch genug hievon. Die so wichtige Syntaxis ornata ist mehr, als zu wünschen war, verkürzt worden. — Den Schlufs machen die Abbreviaturen und die Orthographie, welche Capitel eben so gründlich und richtig, als zweckmäfsig abgehandelt sind.

Gleichsam als Anhang zu dieser Grammatik sind 1825 erschienen Anfangsgründe der Prosodik und Metrik von demselben Gelehrten bearbeitet. Diese enthalten Alles nothwendige in gedrängter Kürze. Nicht billigen kann es übrigens Rec., wenn der Verf. es hie und da an bestimmter Genauigkeit fehlen liefs: z. B. wenn er §. 10. mutam cum liquida absolut für unbestimmt erklärt, da in der Regel die Länge des von Natur kurzen Vocals doch wohl nur dann statt findet, wenn der rhythmische Accent darauf fällt; §. 20. bei dem langen ā der Imperative die Ausnahme putā nicht anführt, in der Bedeutung nämlich; ferner die indeclinabeln Zahlwörter unter den langen auf ā aufführt, statt unter den unbestimmten, so wie unter den Adverbien der zweiten Declination mit kurzer Endsylbe apprime, longe, clare, temere, interne

wegläfst, da er doch sonst Ausnahmen bei den älteren und späteren Dichtern anführt; §. 12. das ei der fünften Declination nach einem Consonanten unbestimmt nennt, da fidēi, rēi doch nur Ausnahmen sind, und als alte Formen (eigentlich fideii, reii) sich nur bei Ennius und Lucrez finden; §. 28. unter den kurzen Endsylben ein- und mehrsylbiger Wörter, tum, sum, sim, amem, tuum u. dergl. aufzählt, ohne zu bemerken, dafs dies nur in den seltenen Ausnahmen vorkomme, wo die Ekthlipsis vernachlässigt ist; §. 29. unter den Längen auf t die dritte Person Singularis nicht nennt, wenn der Ictus darauf fällt, meistens in der Cäsur. Gut angebracht ist der Abschnitt von den Dichterfreiheiten. Nur fehlt nach der Diäresis die Synäresis, die Episynalöphe, und nach der Crasis, welche er mit der Synizesis für gleichbedeutend hält, die Tmesis. Nach dem vollständigen Verzeichnisse der einzelnen Versfüfse und der Lehre von den Tacten und Cäsuren folgt die gründliche und in sehr guter Ordnung ausgeführte Lehre von den wichtigsten, durch teutsche und lateinische Beispiele anschaulich gemachten, Versarten, der dactylischen, in welcher die Natur der Hexameter besonders genau gezeichnet ist, choriambischen, trochäischen, jambischen, alcäischen, oder mit andern Worten, der dactylischen und Horazischen, auf welche sich der Verf. als für seinen Zweck genügend mit Recht beschränkte. Ueber die Art der Anordnung u. dergl., z. B. warum er mit dem dactylischen Grundrhythmus beginne und nicht mit dem choriambischen, erklärt sich der Verf. nicht; auch konnte er mit Fug und Recht dergleichen gelehrte Untersuchungen als aufser und über seinem Plane gelegen seyn lassen.

M. Joh. Friedr. Jakob Reichenbachs, Conrectors an der St. Thomasschule zu Leipzig, allgemeines Griechisch-Deutsches Handwörterbuch. Zweite, ganz umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Ausgabe. Erster Band, A — K. Leipzig, 1825. Verlag von Johann Ambrosius Barth. IV und 930 S. gr. 8. Zweiter Band. Ebd. 896 S. 6 Thlr. 12 Gr.
(Die erste Auflage kostete 4 Thlr. 12 Gr.)

Hr. R. hatte in den Jahren 1801 und 1802 dieses Werk herausgegeben, ohne dafs es eben besonderes Aufsehen gemacht hätte. Man hatte damals die erste, freilich noch sehr mangelhafte und dürftige, Auflage von Schneiders auf den durchschossenen Ernesti'schen Hederich gepfropftem Wörter-

Digitized by Google

buche, es kam bald dessen zweite, dann Riemer, und diese Werke, obwohl für Studirende angelegt, doch auch für Gelehrte wichtig, mufsten ein Buch in Schatten stellen, das, ohne Citate und Autoritäten, ohne allen gelehrten Apparat und Schein desselben, weiter nichts als ein ziemlich vollständiges Vocabularium für Schulen, etwas besser als Vollbeding, war, und das, wer weiter kam, bei Seite stellte, um ein gelehrteres Werk zu gebrauchen. Der Verleger mochte noch eine ziemliche Anzahl von Exemplaren vorräthig haben, als im Jahre 1815 Steins ziemlich oder vielmehr sehr mangelhaftes Deutsch-Griechisches Wörterbuch erschien, und im Jahre 1817 das Rost'sche, gleichfalls Deutsch-Griechische. Da entschlofs sich Hr. Reichenbach, seinem Griechisch-Deutschen, fast vergessenen Wörterbuche einen Deutsch-Griechischen, jenes aufs Neue empfehlenden und bei dem Publicum einführenden Begleiter nachzusenden und mitzugeben, und dies gelang: denn seit der Erscheinung dieses Begleiters (1818. 2 Thlr. 12 Gr.) hat sich das erste Werk vollends vergriffen, und es ist eine neue Ausgabe nöthig geworden. An jenem Deutsch-Griechischen Wörterbuche lobte die Kritik zwar Wortreichthum, woran es nicht nur das magere Stein'sche, sondern auch das wohlbeleibte Rost'sche Werk übertraf; zog aber doch das Rost'sche vor, da jener Reichthum des Reichenbach'schen vor jenem vorzüglich in zusammengesetzten oder neugebildeten oder dem Alterthum ganz fremden Begriffen bestehe, die man am besten umschreibe, Rost dagegen mehr Redensarten gebe, viel genauer in Unterscheidung der Synonymen und in der Auswahl der Wörter nach der Sprache der besten Attiker sey. Seitdem ist das Rost'sche vielfach gebraucht, auch im Königreich Würtemberg nachgedruckt worden, welcher Nachdruck lauter als alles Zeitungslob für seinen Werth sprach, aber von Hrn. Rost eben nicht mit Dank und Freude, sondern mit ziemlichem Unwillen begrüfst wurde. Nun spricht auch Hr. Reichenbach von einer zweiten Ausgabe seines Deutsch-Griechischen Wörterbuches, über deren Erscheinung er sich in Kurzem umständlicher werde vernehmen lassen. Beachtet er bei derselben die gerechten Ausstellungen der Kritik, läfst er im Deutsch-Griechischen Theile das Rost'sche Wörterbuch so weit hinter sich zurück, wie in dem vorliegenden Griechisch-Deutschen Theile, so mag er sich zum voraus eine freundliche Aufnahme versprechen. Doch zu unserm vorliegenden Werke.

Hr. Reichenbach giebt in der kurzen Vorrede zur zweiten Auflage seinen eigentlichen Zweck und Plan kürzlich so an:

Digitized by Google

„Den ursprünglichen Plan, mein Wörterbuch als kein grosses, kritisches, mit Beweisstellen ausgestattetes, und dadurch unnöthig im Volumen gesteigertes, sondern als ein Handwörterbuch für den Schulbedarf sowohl, als für jeden Liebhaber der griechischen Sprache, auftreten zu lassen, habe ich unverrückt im Auge behalten, ohne doch irgend etwas auszuschliefsen, was den Gebrauch auch nur einigermafsen vermindern könnte. (Die letztere Phrasis klingt wunderlich. Ref. erwartete: was die Brauchbarkeit desselben nur einigermafsen vermehren könnte.) Den analytischen Theil, der in der ersten Ausgabe einen eigenen Anhang bildete, habe ich in der jetzigen hineingearbeitet, und so nur eine bequeme alphabetische Ordnung hergestellt; von der sehr bedeutenden, schon durch die weit sparsamere Druckeinrichtung in die Augen springenden Vermehrung und Vervollständigung will ich weiter nicht sprechen, versichere aber, dafs gerade im Puncte des Wortreichthums, ungeachtet ich die Wörter einer strengen Prüfung unterwarf, und daher manchem in den ersten Bogen aufgenommenen jetzt schwerlich mehr einen Platz vergönnen würde, mein Wörterbuch mehr als alle bestehenden enthält. Die logische Anordnung der Begriffe ist durchgehends aufs strengste geprüft, und, nach Maafsgabe der Umstände, geändert worden; von der Berichtigung der Wortbedeutungen gilt das Gleiche; die prosodischen Bezeichnungen, die Aufnahme schwieriger und seltener Dialectformen, die Bereicherung der, überall wo es nöthig war, beigefügten Constructionen, die Vermehrung der Redensarten (Gräcismen), machen eine ganz neue Zugabe der jetzigen Bearbeitung aus; die Ausstattung des naturhistorischen Fachs ist insonderheit vielleicht manchem diese Branchen cultivirenden Gelehrten willkommen. Die durchgängig unterlassene Anführung der Auctoritäten wird niemand vermissen; sie gehören, meines Bedünkens, in kein Handwörterbuch, für so wichtig ich sie auch in einem kritischen Wörterbuche achte, was (welches) auf strikte Bestimmung der Zeit und der Sprachart zu sehen hat.“

Wir haben absichtlich diese Stelle aus der, übrigens sehr kurzen, Vorrede ausgehoben, damit sich klar ergebe, was der Verf. habe leisten wollen, und wie er seinen Zweck erreichen zu müssen geglaubt hat. Der gerechteste Maafsstab der Würdigung eines Werkes ist immer der, den der Verfasser desselben selbst angiebt. Eine andere Frage ist freilich die, ob sich gewisse Combinationen von Zwecken wirklich

Digitized by Google

mit einander vereinigen lassen, und ob die von demselben zu dem Ende für nöthig gehaltenen Mittel auch wirklich zu dem vorgesteckten Ziele führen. So ist z. B. der gedoppelte Zweck, ein Handbuch für den Schulbedarf zu liefern und zugleich für jeden Liebhaber der Griechischen Sprache (hier sind wahrscheinlich theils die Dilettanten gemeint, theils diejenigen, die Berufshalber oft in den Fall kommen, Griechische Ausdrücke und Stellen verstehen zu müssen, ohne Philologen zu seyn). Diese beiden Zwecke sind von der Art, dafs der eine manches erfordert, was der andere bei Seite lassen dürfte. Und eben so liefse sich auch sagen, dafs diejenigen Mittel, die ein Wörterbuch für Dilettanten seiner Vollkommenheit näher bringen, nicht immer auch ein Schulwörterbuch seinem Ideale nähern. Doch davon mag späterhin die Rede seyn; jetzt betrachten wir, ob der Vf. geleistet hat, was er leisten wollte. Ein Handwörterbuch für den Schulbedarf soll es seyn, nicht mit Beweisstellen ausgestattet. Das ist es auch, wie das Rost'sche, aber ein solches, das weit seltener, als das Rost'sche, ja fast nie, den Schüler rathlos läfst, das nicht bedeutende Wörter der gelesensten Schriftsteller ausläfst, das die Abstammungen der Wörter fast immer, und richtig angiebt, und, ohne durch Hineinarbeiten der Grammatik in das Lexikon, diejenigen grammatischen Schwierigkeiten löst, die man von einem Wörterbuche gelöst verlangen darf. Noch mehr berücksichtigt ist die zweite Klasse derjenigen, für die dieses Wörterbuch bestimmt ist. Diese mag insbesondere dem Verf. für die grofse Vollständigkeit und für die Aufnahme einer grofsen Menge Wörter danken, die der Schüler nie vermissen würde, weil er nie in den Fall kommt, sie aufzusuchen, oder die der regelmäfsig Studirende und methodisch Unterrichtete durch die Analogie versteht, ohne sie jemals aufschlagen zu müssen. Diese Vermehrung ist wirklich von der Art, dafs das Buch in Ansehung der Wörtermasse von keinem ähnlichen übertroffen, oder auch nur erreicht wird. Ref. hat in dem Augenblicke sechs neuere Wörterbücher vor sich, Riemer (1819), Passow (1819), Schneider (1819), Rost (1821), Planche (*Dictionnaire Grec-François, composé sur l'ouvrage intitulé Thesaurus Linguae Graecae, de Henri Etienne, où se trouvent tous les mots des différens âges de la langue Grecque, leur étymologie, leur sens propre et figuré, et leurs diverses acceptions, justifiées par des exemples. Par J. Planche. Prix 15 Fr. Paris, le Normant, imprimeur-libraire*, 1809. X und 1463 S. 8. jede Seite zu 3 Columnen. Ein sehr schätzbares, in Deutschland wenig bekanntes, Werk, das viele Aehnlich-

Digitized by Google

keit mit dem Reichenbach'schen hat, zunächst für Schulen bestimmt ist, wo aber auch durch Aufnahme der Kunstausdrücke der Malerei, Sculptur, Baukunst, Chirurgie, Medicin und Botanik, überhaupt der Künste und Wissenschaften, für die zweite Klasse der Benutzer des Reichenb. Wörterbuches gesorgt ist) und Hrn. Rs. neueste Auflage. Hier haben wir nun, blos äufserlich die Wörterzahl betrachtend, an drei Stellen die Artikel gezählt, und z. B. von A bis ἄβαι bei Reichenbach gefunden: 20 mehr als bei Schneider, 22 mehr als bei Riemer, 32 mehr als bei Passow, 32 mehr als bei Rost und 16 mehr als bei Planche. Ferner von Z bis Ζε: 4 mehr als bei Schneider, 2 mehr als bei Riemer, 6 mehr als bei Planche, 30 mehr als bei Rost, eben so viele als bei Passow. Endlich von Ω bis Ωκυ: 8 mehr als bei Schneider, 8 mehr als bei Riemer, 3 mehr als bei Passow, eben so viele als bei Planche und 30 mehr als bei Rost. Im Ganzen mag etwa Rost beiläufig halb so viele Wörter haben als Reichenbach. Fragen wir nach der Qualität der Wörter, die Reichenbach voraus hat, so finden wir in den zahlreichen Vermehrungen freilich manches Wort, das vielleicht gar nicht aus Schriftstellern, sondern nur aus einem Lexikon oder einem Grammatiker, wo es einmal vorkommt, genommen seyn mag, Wörter, die der Studirende auf keinen Fall vermissen würde, und die auch Andern, für welche das Werk bestimmt ist, wohl schwerlich vorkommen dürften; manche vielleicht auch, die in die Kategorie derjenigen gehören, welche der Verf. ohne ganz strenge Prüfung aufgenommen hat, und die zu verwerfen seyn möchten; welches ihm nicht nur in den ersten Bogen passirt ist. Eine Probe letzterer Art mag aus dem Buchstaben ω das Wort ᾠδήκω, ich bin geschwollen, seyn. Es hat nie ein solches Verbum gegeben, sondern Planche hat ganz richtig: *ᾤδηκα parf. act. d' οἰδέω. ᾠδήκαντι Dor. pour ᾠδήκασι.* Ein Wort der erstern Art ist das Wort *Ζατρίκιον*, wo weiter nichts steht, als: Das Schachspiel. Dieses Wort hat Meursius in seinem *Glossarium Graeco-Barbarum*, mit der Bemerkung: *Ludi genus: hinc ζατρικίζειν. Videtur autem fuisse ille ludus, qui vulgo Scacchia appellatur.* Es ist ein offenbar neugriechisches Wort: da es indessen in einem Scholiasten eines Klassikers (Schol. Theocr. 6. 18.) vorkommt, so hat es auch F. W. V. Schmidt dem Hrn. Schneider nebst 999 andern zur Vermehrung seines Wörterbuchs präsentirt, ohne eben, wie man weifs, viel Dank dafür von dem Beschenkten zu erndten. Die Consequenz erforderte die Aufnahme, denn dergleichen Scholiastenwörter und Glossarienwörter stehen bei Schneider viele.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N. 5. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Reichenbach Griechisch-Deutsches Wörterbuch.

(*Beschluſs.*)

Wir wollen aber nun doch diejenigen Artikel, die von ἀ bis ἄβαι gehen, genauer betrachten, der Kürze wegen aber nur unser vorliegendes Werk mit Passow vergleichen, dem wir unbedingt den Preis unter den für Studirende geschriebenen Wörterbüchern zugestehen. Unter ἀάατος hat P. die Bedeutung unverletzlich in einem doppelten Sinne; R. aber daneben als gleichbedeutend ἄατος, und noch die Bedeutungen: untrüglich, unschädlich — sehr schädlich, verderblich, furchtbar (über die Unsicherheit der Bedeutung solcher mit dem sogenannten α intensivum zusammengesetzten Wörter spricht P. unter A.), endlich für ἄητος unersättlich (diese Bedeutung hat P. auch nicht unter ἄητος). Dann fehlt bei P. ἀάβακτος oder ἀάβυκτος = ἀβλαβής; ἄαδα Lak. f. ἥδεια; ἀαδέω, Eckel haben, beunruhigen; ἀαδής Dor. f. ἀηδής; ἀάθικτος f. ἄθικτος; ἄακτος, unzerbrechlich, unverwundbar, gesund; ἀάλιος f. ἄτακτος und f. ἀκρατής; ἄαμαι f. ἀδέω, sich sättigen; ἀάμινς Lat. ames (Hor.); ἀανής, unvollendbar; ἀάνης, nützlich; ἄανθα, Ohrgehenke; ἀάπλετος f. ἄπλετος; ἄας Böot. f. εἰς αὖριον; ἀασίφορος, verderblich; ἀάσκω f. ἀάω, ἀάτω; ἀασμός, das Aushauchen; ἀάστονος f. ἀνεύφραντος; ἄαστος, unschuldig; ἀάταλος, unerfüllbar; ἀάτυλος, unschädlich; ἀάτω, täuschen; ἀβάγητρος, zart; ἄβαγνον, Rose; ἄβαζος, stumm; ἀβαής, zart; ἀβάθματα, Naschwerk. Alle diese Wörter, ἀάπλετος und ἀάτω ausgenommen, stehen schon in dem bekannten Basler Lexicon septemvirale, freilich fast durchaus ohne Auctorität, einige ziemlich verdächtig, z. B. ἀβάγητρος und ἀβαής, andere blos aus Grammatikern, wie ἀαδέω, oder blos aus Dialekten, in denen kein geschriebenes Buch vorhanden ist, wie das Böotische ἄας, das Macedonische ἄβάγνον. Einige indessen sind doch von der Art, daſs man sie in gangbare, für Studirende bestimmte Wörterbücher aufgenommen wünschte.

Digitized by Google

Beabsichtigt aber Hr. R. einen Sprachschatz, gleichsam einen Thesaurus *in nuce*, in welchem sich alle wirklich einmal im Gebrauche gewesenen oder dafür geformten Worte befinden, nicht blos solche, die sich noch bei Schriftstellern finden, sondern auch blos in Glossarien aufbewahrte, damit daraus, durch eine immer vollständigere Induction, die unendliche Bildsamkeit der Griechischen Sprache vollkommen in die Augen springe, und auch bei den Dilettanten Staunen errege; so kann er sein Wörterbuch noch sehr vergrößern. Um eine Probe davon zu geben, zählen wir ihm gleich, aus einem der kleinsten Buchstaben, um den Raum zu schonen, über dreißig Wörter auf, die in keinem der sechs genannten Wörterbücher, auch nicht im Septemvirale und im Scapula stehen, und überhaupt in keinem gangbaren Wörterbuche, und dennoch gebraucht worden sind, und meist sichtbar der Analogie gemäfs gebildet erscheinen. Es sind folgende: βάκλιον, *bacilium* (auch in des Meursius oben genanntem Glossar. Graeco-Barbarum), βαλανοκλέπτης, βαλλίστρα, βαναυσότης, βαρύηχος, βασταγμός, βαυκίς, ein Gefäfs, βεβαίωμα, βελονοθήκη, Nadelbüchse, βεξιλλοφόρος, *vexillifer*, βερούτα (soll *canumentum* heifsen, welches nichts ist: wahrscheinlich ist es, wie das vorhergehende, aus der Lateinischen Sprache in der späteren Römerzeit in die Griechische übergegangen, aus *verutum*), βερέκουνα, *pruna*, βέρεδος, *veredus* (Meursius l. c. hat βερεδάριος, *veredarius*), βιβαρευτής, *cetarius* (auch bei Meursius), βίκια, *vicia* (auch Meursius), βιοκρίτης, *censor*, βλαντία, *jactatio*, βλαχός und βλαχοῦμαι (wahrscheinlich eine andere Schreibung und Aussprache für φλυαρός und φλυαροῦμαι, denn die Worte sind durch *insulsus* und *insulsor* — *nugor* — erklärt), βλήσιμος, *missilis*, βλητής, βοστάσιον, βουκισμός, *jentaculum* (auch bei Meursius), βραστήρ, *vannus*, βρεβίον (soll *oratrix* heifsen, aber Meursius hat wohl Recht, welcher sagt: βρεβίον. *Breve. Scribitur* βρεουΐον *apud Eusebium Histor. Eccles. Lib. X. cap. VI. In Glossario Graeco-Latino legitur* βρεβίον. *Oratrix. Quo loco intelligi debet enchiridion precum, Breviarium*), βροχετώδης, *pluvialis*, βροχίζω, *laqueo*, βρώτης, *edax*, βύθισις, *mersio*, βῶκες (soll *voce* heifsen, wird aber wohl *phocae* gemeint seyn; denn es steht dabei ἰχθύες. In den Wörterbüchern kommt βῶξ, βάξ, eine Fischgattung, vor: vielleicht ist es überhaupt dasselbe Wort mit φώκη), βωλοστρόφιον, βωμισκάριον, *altare*. Diese Wörter und noch viele Hundert andere unbenützte stehen in einem zwar seltenen, aber doch nicht ganz verschwundenen Buche, das *Henr. Stephanus* seiner *Comment. de Atticae linguae seu dialecti idiomatis* vorausgeschickt hat, nämlich: *Glossaria duo e situ vetustatis eruta*, Paris. 1573. Das Lateinisch-Griechische 359, das

Digitized by Google

Griechisch-Lateinische 307 Columnen. Will Hr. Reichenbach noch ein Duzend zu demselben Buchstaben; so nehme er es aus des Ref. Anzeige des Schneider'schen Wörterbuches in diesen Jahrbüchern 1819. Febr. No. 13, wo wir auch die Belege und Beweisstellen dazu gegeben haben. Auch kann er immerhin noch βληχηθμός und βωλοστροφέω von Passow aufnehmen. Schneider hat ohnedies auch in seinen Zusätzen alle unsere und so vieler Andern zahlreiche Beiträge, die ihm dargeboten wurden, auf eine nur durch sein Alter zu entschuldigende Weise verschmäht. Denn das ist eine leere Ausflucht, dafs, was er nicht aufgenommen, nicht brauchbar für ihn gewesen sey, da er den Gebrauch des Wörterbuches auf klassische und Profanscribenten habe einschränken wollen. Denn erstlich hat er selbst diese Beschränkung nie gehalten, und dann hat er viele aus den gelesensten klassischen und Profanschriftstellern ihm dargebotene Wörter nicht angenommen. — Betrachten wir weiter, was Hr. R. in der Vorrede geleistet zu haben verspricht, so kommen wir auf die logische Anordnung der Begriffe. Spricht man davon in einem Wörterbuche, so mufs man sich hüten, darunter das zu verstehen, dafs man unter den Bedeutungen die abstracteste voransetzen und die concreten folgen lassen müsse, wie in so manchen Wörterbüchern verschiedener Sprachen der Fall ist. Eine solche Verirrung wäre, wenn man z. B. dem Worte λογος als Hauptbedeutung *ratio* unterlegte, dann sagte, es bedeute auch jede Aeufserung der *ratio*, sey also besonders innere Anschauung, Denkvermögen und Sprachvermögen, wieder specieller das Vermögen, Begriffe, Urtheile und Schlüsse zu bilden, und führe dann immer so recht logisch eintheilend fort, bis man endlich auch auf die Verstandesoperation des Rechnens und auf die davon abgeleitete tropische Bedeutung der Rechenschaft käme; schritte man dann auf der andern Seite auf die Entwickelung der im Sprachvermögen enthaltenen Begriffe, so könnte es nicht fehlen, dafs man am Schlusse eines so philosophisch ausgearbeiteten Artikels, nachdem man jede Bedeutung mit Beispielen aus Philosophen belegt, endlich auch auf die eigentliche und erste Bedeutung, Wort, käme, und zum Beschlusse sagte: kurz, auch alles, was durch Gedanken oder Worte geschieht und abgethan wird. Ist nun gleich dieses Beispiel fingirt, so sollte es uns doch sehr leicht werden, aus vielen Wörterbüchern mehrerer Sprachen Beispiele in Menge nachzuweisen, wo man, ohne alle Berücksichtigung der Wurzel des Wortes und ihres ursprünglich sinnlichen Begriffes, jenen umgekehrten, also verkehrten Weg eingeschlagen, und

Digitized by Google

sich in Divisionen und Subdivisionen gar sehr gefallen hat. Hr. R. hat sich diesen Mifsgriff nicht zu Schulden kommen lassen, sondern aus dem recht erkannten und meistens auch angegebenen Wortstamme auch den ersten, sinnlichen, Begriff aufgestellt, und dann, gröfstentheils in guter Ordnung, die abgeleiteten, die abstracten und die Nebenbegriffe nebst dem katachrestischen Gebrauche, wo er stattfindet, angegeben. Betrachten wir in dieser Hinsicht den Artikel λόγος in Hrn. Rs. Werke, so können wir im Ganzen wohl mit ihm zufrieden seyn, und wer nichts als die Bedeutungen des Wortes ziemlich wohlgeordnet, und noch obenein die neutestamentlichen desselben, kennen lernen will, dem kann er genügen, denn er giebt das Rechte, giebt es gut, und giebt genug. Aber nun lese man denselben Artikel bei Passow. Wie belehrend wird er nicht gerade durch das, was Hr. R. in seinem Wörterbuche weglassen zu dürfen oder zu müssen geglaubt hat, um Raum für seine Vollständigkeit zu behalten, und es doch nicht zu dick anzuschwellen, wir meinen, durch die Nachweisung des Sprachgebrauchs dieses Wortes durch die Schriftsteller hindurch vom Homer an, gleichsam auf historischem Wege! Wie stehen hier auch Schneider und Riemer, und mehr noch alle Andern zurück! Solche Artikel von Studirenden gelesen und studirt sind eine Quelle der Belehrung, ein Mittel der Geistesentwickelung, das befruchtender ist, als so vieles Andere, das mit Pomp und beschränktem Stolze als solches allein angepriesen wird. — Indessen, wie gesagt, wir wollen Hrn. R. logische Anordnung der Bedeutungen in seinem Werke nicht absprechen, und können es nicht, wenn wir gerecht seyn wollen. Aber dies hindert uns nicht zu behaupten, dafs dennoch manche Bedeutung an einer Stelle stehe, wo die Logik sie eben nicht hinzuthun gebietet. Z. B. wenn es unter ἄγω ganz richtig heifst: ich führe, leite, bringe, eigentlich von lebendigen, dann auch von leblosen Dingen; ich führe an; Med. ich hole mir u. s. w und unter Nr. 6. ich regiere, erziehe, unterrichte; so folgt unter Nr. 7. ich treibe das Vieh. Dies gehörte voran, und es hätte oben nach bringe fortgefahren werden sollen: treibe, jage (welches Wort Frisch in seinem unschätzbaren deutsch-lateinischen Wörterbuche mit Recht von ἄγειν ableitet), und dann sollte folgen: eigentlich von lebendigen (Menschen und Thieren), dann von leblosen Dingen. Geordnet ist indessen dieser Artikel bei weitem besser, als bei Schneider, der aber die Bedeutung wiegen vor Hrn. R. voraus hat. — Was die

Digitized by Google

Berichtigung der Wortbedeutungen betrifft, so hat Hr. R. auch hierin allerdings viel geleistet, besonders in Vergleichung mit seiner ersten Auflage, jedoch auch an sich betrachtet. Bei einer so endlosen Zahl von Einzelheiten wird indessen Niemand erwarten, dafs ein Lexicograph nichts mehr zu wünschen übrig lassen sollte. Dafs dies auch hier der Fall ist, wollen wir nur an einigen Beispielen zeigen, mehr, um anzudeuten, von welcher Art diese Desiderien sind, als um das Werk oder einen Theil desselben durchzugehen, wozu uns in diesen Blättern der Raum nicht vergönnt werden könnte. Ὠκύαλος wird von ὠκύς und ἅλλομαι hergeleitet, und ihm die Bedeutung schnell springend zugeschrieben: dann von ὠκύς und ἅλς mit der Bedeutung schnell segelnd. Aber Passow sagt mit Recht, an eine Zusammensetzung mit ἅλλομαι hätte nie gedacht werden sollen. Bei ψυχή fehlen die Bedeutungen: abgeschiedener Geist und: Geist, Eigenthümlichkeit eines Schriftstellers, dagegen hat Hr. R. die Bedeutung das Mark in den Früchten vor den Andern voraus. Bei ψυχαγωγός durfte die Bedeutung: die abgeschiedenen Seelen durch Opfer u. dergl. versöhnend, besänftigend nicht fehlen. Bei ἄβροτος mufste Passows berichtigende Bemerkung, dafs die Bedeutung menschenleer sehr zweifelhaft sey, berücksichtigt werden. Bei τὰ ἀγαθά ist wie bei Allen, aufser bei Schneider, die Bedeutung gute Eigenschaften ausgelassen, wo Schneider das Lateinische *bona* (bei Cic. ad Famm. IV. 3.), in demselben Sinne, vergleichen konnte. Unvollständig ist der Artikel ἀγορά, denn es fehlt, wie bei Rost, die Bedeutung Redegabe. Ἀγραύλια: Das Fest der Agraulos oder Aglauros zu Athen, einer Tochter des Cecrops und der Nymphe Aglauris, und Priesterin der Minerva, daher ἀγλαυρίδες (sic) die in ihrem Tempel dienenden Priesterinnen. So Hr. R., der diesen Artikel ganz allein hat. Aber nun kommt weiter vorne der Artikel Ἀγλαυρίδες, und da heifst es: zu Athen die Parzen. Wie harmonirt das? Das Letztere ist aus dem mehrmals genannten Basler Lexikon, wo wörtlich, aber ohne Beweis, steht: *Ab Athenaeis dicuntur fata, parcae*, μοῖραι. Das ist wohl eine Verwechselung der drei Schicksalsschwestern mit den drei Schwestern Agraulos, Herse und Pandrosos, über deren Bedeutung s. Creuzers Symb. und Myth. II. p. 729 ff. — Von κουρίδιος konnte Hr. R. die richtigere Erklärung bei Passow finden. Κότταβος ist nach dem, was Schneider und Passow (vorzüglich nach Groddeck, Beck und Böttiger) gesagt haben, doch zu unvollständig. Weniger

richtig hat Hr. R. παραβαπτιστής falschgetaufter als Passow falscher Getaufter oder Schneider unächter Christ. — Mit der Aufnahme schwieriger und seltener Dialektformen in die Reihenfolge der Artikel sind wir einverstanden, und haben alle Ursache damit zufrieden zu seyn. Ueber das Mehr oder Minder wollen wir nicht ins Einzelne und Kleinliche gehen. Denn während Einer fragen möchte, warum denn nicht das Lakonische γάβεργος für ἄεργος, und doch das Arkadische ζέζαθρον für βάραθρον aufgenommen sey, könnte ein Anderer fragen, warum denn bei dem aufgenommenen γέντο die spätere Theokritische Bedeutung ἐγένετο anachronistisch zuerst, und die Homerische für ἕλετο zuletzt gesetzt sey? Doch möchte Hr. R. auf beiderlei Fragen ziemlich genügend antworten können. Bei andern Fällen vielleicht weniger: z. B. warum er denn unter ἐντί blos anführe, dafs es 3. plur. praes. Dor. für εἰσί sey (welches freilich wahr ist: Theocr. IV. 52.), und nicht auch, dafs es 3. sing. praes. Dor. für ἐστί sey, welches eben so wahr ist, und zuerst stehen sollte: s Theocr. I. 17. ἐντὶ δὲ πικρός. — Die prosodischen Bezeichnungen sind in neueren Zeiten mit Recht als einem Lexikon unentbehrlich und unerlafslich erklärt worden, und nach Riemer, Rost und Passow hat auch Hr. R lobenswerthen Fleifs darauf verwendet. Aber keiner hat noch den fühlbaren Mangel eines prosodischen Wörterbuches ganz genügend ersetzt, wiewohl Passow in diesem Punkte am wenigsten zu wünschen übrig gelassen hat. Dafs bei Hrn. R., so viel er auch leistet, doch noch eine grofse Nachlese zu halten sey, würde schon zu vermuthen seyn, wenn wir auch nur sagten, dafs eins der allergangbarsten Wörter, καλός, unbezeichnet geblieben ist. Wir wollen nicht die kritische Genauigkeit Passows (unter d. W.) verlangen, der Zeiten und Schriftsteller genau unterscheidet, aber gar keine Bezeichnung ist zu wenig. Natürlich, dafs dann auch Bemerkungen fehlen, wie die, dafs λαβρός einmal (bei Eurip. Herc. fur. 841. ed. Matth.) kurz vorkommt, dafs ὥρεων bei den Epikern lang, bei den Attikern kurz sey, u. dergl. Fehlen solche Sachen doch auch bei Riemer. — Auch das Uebrige, was Hr. R. von seinem Wörterbuche rühmt, Aufnahme der nothwendigen Constructionen, der Grăcismen, der naturhistorischen Artikel finden wir (um kurz zu seyn) gröfstentheils beifallswürdig geleistet. Dafs noch Manches zu thun ist, zeige der Mangel der Redensarten ὥσπερ εἶχε wie er gieng und stand, ὡς ποδῶν εἶχον was ihre Füfse vermochten. Aber wie viel überhaupt dem Artikel ἔχω fehlen mag, ergiebt sich, wenn man erwägt,

Digitized by Google

dafs dieser bei Hrn. R. 19 Zeilen, bei Passow 5 Columnen enthält. Die naturhistorischen Artikel lassen sich noch aus den Zusätzen zu Schneider sehr ergänzen. Wir schlugen ἄνησον auf, und wurden auf ἄησον verwiesen; da steht: was ἄνυθον, Dill. Aber ἄνυθον ist Druckfehler für ἄνηθον, und findet sich natürlich gar nicht. Wie wir über die durchgängige Unterlassung der Anführung der Auctoritäten denken, haben unsere Leser schon bemerkt. Wir halten sie für zulässig in einem Schullexikon für Anfänger, wie das Rost'sche ist; wir halten sie auch für zulässig in einem Wörterbuche für die zahlreiche Klasse von Liebhabern der Griechischen Sprache, die, ohne tiefer in die Sprache und die Griechische Literatur eindringen zu wollen, ein Griechisches Wörterbuch brauchen. Diesen leistet Hrn. Rs. Werk durch seinen Reichthum Dienste, wie kein anderes, und empfiehlt sich dabei, bei gutem und sehr correctem Druck und gutem Papier, durch seinen gewifs billigen Preis; und wir müssen erklären, dafs Hr. R., was er in der Vorrede versprochen hat, mit rühmlicher Ausdauer geleistet, und billigen Forderungen allerdings Genüge gethan habe. Von den drei vor uns liegenden, in der äufseren Form und Unterlassung des Citirens und Raisonnirens sich gleichenden, Wörterbüchern von Planche, Rost und Reichenbach geben wir dem Reichenbach'schen unbedingt den Vorzug, wobei dem Rost'schen, wohlfeilern und die Spitzner'sche Zugabe nebst dem Deutsch-Griechischen Theile jetzt noch vor der Hand voraushabenden Werke immer noch Käufer genug bleiben können. Zur Vergleichung theilen wir hier noch den Artikel βάλλω aus den drei genannten Werken mit.

Planche.

Βάλλω, *f.* βαλῶ, *p.* βέβληκα, *aor.* 2. ἔβαλον, *p. moy.* (nach alter Weise, das Perf. Medii) βέβολα, *jeter, lancer*, contre quelqu'un — *attaquer quelqu'un*, avec des traits, etc. *frapper en jetant, blesser, atteindre.* Βάλλω, *jeter*, sans diriger contre personne ce qu'on jette — *jetter*, les yeux — *répandre*, des larmes — *mettre*, dans sa tête, dans son esprit. Dans cette dernière signification on emploie plus souvent βάλλομαι. Βάλλεσθαι ἐφ' ἑαυτοῦ, Herod. *rouler dans sà tête, dans son esprit.*

Βάλλω, se met aussi pour τίθημι, *mettre, placer.*

Rost.

Βάλλω, f. βαλῶ und βαλλήσω, aor. ἔβαλον und ἐβάλλησα, pf. βέβληκα, werfen, schleudern, besonders das Geschofs, daher schiefsen, treffen, verwunden, erlegen, 2. bewegen, treiben. 3. bespritzen, besprengen, bestreuen. 4. fallen lassen, ver-

Amalthea, oder Museum der Kunstmythologie und bildlichen Alterthumskunde. Im Verein mit mehreren Freunden des Alterthums herausgegeben von E. A. Böttiger, Oberaufseher der Königl. Antikenmuseen in Dresden. Dritter Band. Mit 7 Kupfertafeln und einem Steindruck. Leipzig, bei G. J. Göschen. 1825. XLV und 496 S. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Die zweijährige Verspätung dieses Bandes wird reichlich vergütet durch den gewichtigen Inhalt desselben, und der verdienstvolle Herausgeber hätte das entschuldigende Vorwort in so fern sparen können, zumal da der langsame Druck hie und da den Gewinn trefflicher Zusätze und selbst in der ausführlichen Vorrede noch mancher willkommenen Nachträge gebracht hat. Da diese Zusätze, die Anmerkungen und die Vorrede manche reife Epikrisis der hier gelieferten Aufsätze enthalten, worin der Herausgeber, als Altmeister der Archäologie, seine jetzigen Ansichten ausspricht, so kann sich eine Relation oder auch Recension nur auf nachträgliche Bemerkungen erstrecken, und ich begnüge mich daher, einzelne Gaben dieses reichen Füllhorns herauszuheben, zu betrachten, und dabei meine unmafsgeblichen Meinungen besonders über einen und andern Beitrag des Herausgebers selbst zu äufsern.

Schon der Vorbericht bringt eine gewünschte Ergänzung zu dem gelehrten Aufsatz des Herrn G. H. Nöhden in London über den Memnon (s. den zweiten Band) mit einer lithographischen Abbildung der auf der Rückseite des Bildes sich befindenden Hieroglyphen. Wenn der Herausgeber hiebei, so wie an mehreren Orten dieses Bandes, über die neuesten Versuche, die altägyptischen Schriftarten zu enträthseln, sich in einem verschiedenen Sinne äufsert, so will Referent dies als Wink und Aufforderung zum eigenen Schweigen benutzen, indem eben diese Verschiedenheit der Urtheile eines und desselben grofsen Gelehrten in ihm die Ueberzeugung bestärkt, wie mifslich es zur Zeit noch sey, bei diesen kaum eröffneten Acten mit eigener Meinung dazwischen zu treten. Den Band selbst eröffnet eine Abhandlung über den Torso der Richmondischen Venus im Brittischen Museum von D. G. H. Nöhden, Aufseher der Antiken desselben Museum. Der Verfasser bewährt in dieser, so wie in andern archäologischen Arbeiten, aufs entschiedenste den Beruf, einem so reichen Museum vorzustehen, und liefert einen neuen sprechenden Beweis; wie sehr er unter den Gelehrten Englands unserm deutschen Vaterlande Ehre macht, und die auf ihn gefallene Wahl der Grofsbrittanischen Regie-

Digitized by Google

rung rechtfertigt, wie sehr er aber auch und mit welchem erwünschten Erfolg er bemüht ist, die seither grofsentheils unbekannten Kunstschätze dieser an Antiken so reichen Insel seinen deutschen Landsleuten bekannter und nutzbarer zu machen. — Hierzu eine fein ausgeführte Kupfertafel, die dieses Kleinod des Brittischen Museum, so weit es in solchem Format möglich ist, genügend darstellt. — Es folgt eine Reihe von Aufsätzen über die Tripoden, zweiter Abschnitt; über vier unedirte und wenig bekannte Monumente des alten oder hieratischen Styls von K. O. Müller, Prof. in Göttingen, mit vier Kupfertafeln. In dieser Fortsetzung der ersteren Abhandlung werden wieder interessante Gegenstände zur Sprache gebracht, welche auch dem Herausgeber im Vorbericht zu verschiedenen Nachträgen Anlafs gegeben. Ueber einige Punkte wäre gröfsere Ausführlichkeit wünschenswerth, z. B. über die κόλλησις σιδήρου, zumal da neuerlich Ramshorn, Hausmann und andere Gelehrte die Sache in verschiedenem Sinne gefafst. Das Weitere mufs der künftigen Fortsetzung der Commentatt. Herodott. vorbehalten bleiben. Auch die Bezeichnung χρυσοῦ ἀπύρου, welches nur übersetzt wird reines Gold, sähe Referent gern näher bestimmt, da ihm nicht unbekannt ist, was darüber, keineswegs übereinstimmend, von Lempe, Eckhel, Matthiä, Wurm, Raoul-Rochette und Andern bemerkt worden, und er würde zu den gedachten Commentationen diese Beihülfe dankbar erkannt haben. In Betreff des von Hrn. Müller beschriebenen Samothracischen Reliefs nimmt es mich Wunder, wie der auf Alles aufmerksame Herausgeber im Vorbericht (pag. XX f.) zu bemerken vergafs, dafs dieses selbige, vielleicht älteste Relief auch von Hrn. Doctor Schorn im neuesten Heft des Tischbeinischen Homer mitgetheilt und erläutert worden, worüber ich selbst in diesen Jahrbüchern das Nöthige bemerkt. Der zum Müllerischen Aufsatz (p. 34.) beigefügte Umrifs mufs ohnehin, weil er an sich nicht genügt, mit den beiden Kupfern bei Schorn und Millingen verglichen werden. Die Betrachtung dieser sehr alten Sculpturwerke gibt nun zu manchen Erörterungen Anlafs, welche für die ganze Kunstgeschichte bedeutend sind. Der erfahrene Herausgeber sagt in Beziehung darauf im Vorbericht: „Nur über den Styl (jenes Reliefs) scheinen beide (Millingen und Müller) nicht derselben Meinung zu seyn. Sehr bestimmt bezeichnet der Deutsche den hier herrschenden Kunststyl als den ältesten auch dadurch, dafs die darin vorherrschende Einfalt und Ruhe sich auch noch in einigen andern Griechischen Basreliefs vorfinden,

die der ältesten Kunst zugehören, und dafs erst in einer nachfolgenden Periode jenes übermäfsige Streben nach leidenschaftlichem Ausdruck, grofser Bewegung und Angabe der Gelenke und Muskeln eingetreten sey, worüber er denn mit Heinrich Meyer, der sowohl in seinen Anmerkungen zu Winckelmann, als in seiner zuletzt erschienenen Kunstgeschichte jene Ueberreste der alten Kunst mit dem gewaltigen Ausdruck und Muskelspiel für den ältesten Kunststyl erklärt, und in derselben Beziehung auch mit den Kunstepochen, die Friedrich Thiersch in seiner ersten Vorlesung annimmt, sich zu vernehmen haben wird. Ich gestehe, dafs ich bis jetzt aus voller Ueberzeugung die Ansichten meines Weimarischen Freundes getheilt habe. Doch wer kann sagen, welche neue Frucht uns der morgende Tag noch immer aus den Gärten der Hesperiden bringen wird?" — Im Texte selbst folgt: Ueber die Inschrift des Olympischen Helms. Ein Sendschreiben des Herrn von Brönsted, Kön. Dänischen Geschäftsträgers in Rom, an den Herausgeber — eine strenge Kritik eines früheren Aufsatzes im zweiten Bande der Amalthea, womit man die nachträglichen Bemerkungen des Herausgebers S. 400. dieses dritten Bandes und S. XXIII. des Vorberichts verbinden mufs, wo auch auf Böckh's Corpus Inscriptt. Graecc. I. 1. n. 16. pag. 34 sq. mit Recht hingewiesen ist. Herr Ritter von Brönsted liefert zugleich einen schätzbaren Beitrag zum Text des Pausanias in einer Anzahl von Lesarten aus einer Handschrift der Bibliotheca Angelica. — Von demselben gelehrten Kritiker haben wir nun nächstens ein grofses Reisewerk über Griechenland in einer Deutschen und einer Französischen Ausgabe zu erwarten. Referent, welcher einige Proben der dazu gehörigen Kupfertafeln gesehen, kann im Voraus die Versicherung geben, dafs hierin Ungemeines geleistet worden. Dafs von Herrn von Brönstedt selbst nichts Gemeines zu erwarten ist, braucht wohl nicht ausdrücklich bemerkt zu werden. — Der vierte Abschnitt dieses Bandes, zur Architektur der Alten überschrieben, enthält 1) eine Abhandlung über die Bearbeitung architektonischer Formen des Alterthums auf der Drehbank, 2) Versuch einer Darstellung der architektonischen Vereine, zwei Vorlesungen, vom Kön. Baierischen Hofbauintendanten und Oberbaurath Herrn von Klenze in München. Zur ersten Vorlesung, die einen noch wenig bekannten Punkt der alten architektonischen Technik ins Licht setzt, gab die Veranlassung: „ein sehr gut erhaltener, ja fast unversehrter Do-

Digitized by Google

„rischer Knauf, von einer der Säulen des Pronaos aus dem „Tempel des Zeus Panhellenios auf der Insel Aegina genom„men, und als Eigenthum Sr. Königlichen Hoheit des „Kronprinzen von Baiern (des jetzigen Königs „Majestät) jüngst aus Athen in die Glyptothek nach Mün„chen gebracht.“ Der Verfasser geht dabei von der kritischen Behandlung einiger Stellen des Plinius (H. N. XXXVI. 19. VII. 56.) aus, und gelangt zu Ergebnissen, woraus allein einige räthselhafte Erscheinungen an den Ueberresten der antiken Baukunst erklärbar werden. — Die andere Vorlesung über die Bauvereine des Alterthums gewährt ein noch allgemeineres Interesse, und ergänzt rückwärts die folgenreichen Untersuchungen, die Herr Dr. Sulpiz Boisserée neulich über die Bauvereine des Mittelalters in dem ersten Bande seines unsterblichen Domwerks angestellt hat. Auf dem Wege jener Untersuchung liegen aber gleich vorn herein die zum Theil höchst dunkeln mythischen Sagen von den Telchinen, Kabiren, Korybanten, Cyclopen, Pelasgern, Tyrrhenern, tyrsenischen Pelasgern, und es gereicht gewifs der Sache zum gröfsesten Vortheile, dafs hier einmal ein theoretisch und praktisch bewährter Kenner der Architektur diese Gegenstände mit der Fackel der Kritik beleuchtet. Da der Vorbericht (S. XXV.) uns die angenehme Hoffnung gibt, der Verfasser werde diese und andere seiner Abhandlungen zu einem gröfseren Werke umarbeiten, so wird derselbe nun ohne Zweifel in den neueren Untersuchungen von Welcker, Raoul-Rochette und Andern mannichfaltigen Anlafs zu neuen und erwünschten Erörterungen finden. — Die Vorlesung: Apelles und Antiphilus von Herrn Prof. Tölken in Berlin, die sich an die Klenzischen anreiht, ist, wie auch der Herausgeber im Vorbericht (pag. XXV f.) bemerkt, ein willkommener Beitrag zur Kritik der Griechischen Kunstgeschichte. Es ist wohl keinem kritischen Geschichtsforscher unbekannt, dafs die Geschichte der alten Kunst von den alten Berichterstattern selbst mit manchen Fabeln verbrämt uns überliefert worden, und Sichtung thut hier vor Allem Noth. Würdigung der Gewährsmänner, wie hier des Lucian, mufs die Grundlage bilden. Ohne diese Bemerkung auf die Tölken'sche Erörterung anwenden zu wollen, mufs Referent doch bekennen, dafs neuerlich auch hierin Grundsätze hie und da adoptirt worden sind, die zu einer Alles bezweifelnden Skepsis führen möchten. Er möchte selbst nicht alle Ansichten des würdigen Herausgebers (p. XXVI.) zu den seinigen machen. — Unter der Rubrik Archäologische Beiträge folgen

Digitized by Google

nun zuvörderst drei sehr gehaltreiche vom Herausgeber selbst: I. Ueber die sogenannten Karyatiden am Pandroseum in Athen und über den Mifsbrauch der Benennung: Karyatiden. II. Zwei antike Silenuslampen. Nebst einem späteren Zusatz. (Hierzu die Kupfertafel VII.) III. Afrikanische Antilopen auf alten Denkmalen. Nebst Auszug eines Briefes von Prof. Lichtenstein in Berlin. Von E. A. Böttiger. Aufserdem enthält dieselbe Abtheilung dieses Bandes IV. Fortsetzung der Bemerkungen über antike Denkmale von Marmor und Erz in der Florentinischen Galerie (bis zur CLI. Kupfertafel der Galeria di Firenze), vom Hofrath Heinrich Meyer in Weimar. Die erste Abhandlung von Herrn Hofrath Böttiger eröffnen sehr unterhaltende Nachrichten von den geretteten Bau- und Sculpturwerken auf der Burg zu Athen, von der malerischen Wirkung, die dieselben noch jetzt auf den Beschauer machen, und von dem Schicksal mehrerer jener sogenannten Karyatiden, wobei denn auch das jetzt allgemein bekannte: „Quod non fecerant Gothi, fecerunt Scoti" vorkommt. Nur dafs jetzt manchem Leser dagegen einfallen wird: Quid vero facient Turcae? nämlich wenn sie Athens wieder Meister werden sollten (was Gott verhüte), und wenn sie nicht alle so sind, wie der Eine, von dem hier geschrieben steht. — Aber eben weil es geschrieben steht, hebt sich leider das letztere wenn von selber auf. Die Untersuchung selbst würdigt mit Recht die von Lessing schon angezweifelte mährchenhafte Erzählung von den gefangenen Karerinnen, und führt zu dem klaren Ergebnifs: Es sind Kanephoren. Den Gang dieser mit eben so viel Scharfsinn als Belesenheit durchgeführten Erörterung können einsichtige Leser schon aus folgenden wenigen Worten vermuthen: „Es ist aus der Hauptstelle beim Pausanias (III. 10. 8.) zur Genüge bekannt, dafs die Lacedämonischen Jungfrauen ihrer grofsen Licht- und Naturgöttin, der zur Dorischen Jägerin umgestalteten Artemis, zu Karyä alljährlich einmal den alten asiatischen Hierodulentanz in einen eigenthümlichen Nationaltanz umgestaltet aufzuführen pflegten." In dem späteren Nachtrag zum obigen Aufsatze geht der Herausgeber von einer durch den gelehrten Herrn Meinecke in Danzig trefflich behandelten Stelle des Euphorion (Fragm. XLII. *φιλοπλοκάμοισι Δυμαίναις*) aus, zeigt, wie dieser Gelehrte in Betreff jener Mädchenstatuen zu Athen mit ihm selber übereinstimme

(„Bei dieser Veranlassung erhebt auch er — Meinecke — die vollwichtigsten Zweifel gegen den allgemein angenommenen Sprachgebrauch, die berühmten Kanephoren am Pandroseum in der Akropolis Karyatiden zu nennen, mit der feinen Bemerkung, dafs die ganze Tracht und Gestaltung dieser unvergleichlichen weiblichen Figuren ganz dem attischen, aber nicht dem dorischen Costüme entsprechen"), und fügt eine Reihe gelehrter Bemerkungen über diesen und verwandte Gegenstände hinzu. — Im folgenden Aufsatze: die Silenuslampen, zwei antike Bronzen (wobei eine Kupfertafel), bringt der Herausgeber auf die lehrreichste und anziehendste Weise mehrere Gegenstände zur Sprache, z. B. die Technologie und den Kunsthandel der Alten (wobei der Wunsch eines Werks über diesen Gegenstand geäufsert wird), die den Alten bekannten Beleuchtungsarten mit Vergleichung der neueren, die Lampen so verschieden nach Material, noch viel verschiedener und mannichfaltiger in den Formen, mit einem Blick auf die darüber vorhandenen Werke und mit dem Wunsche eines neuen, gehörig gesichteten und geordneten (eine antike Lychnologie möchte ich sie nennen), und kritisch-philologische Bemerkungen über die Namen der Beleuchtungsgefäfse bei den Alten, über die antike Behandlungs- und Bewahrungsweise des Weines und anderer Flüssigkeiten u. s. w. In dem Zusatz werden über die Doppelnatur der Silenusmythe Winke gegeben, über die hoch ernste und hinwieder über die scherzhafte Seite dieses Mythus. „Allein" (heifst es p. 183 f.) „so wie er (dieser Mythus) von Phrygien und Ly„dien her, woher die orgiastische Dionysosfeier nach Thra„cien und über die Inseln nach Böotien kommt, ist auch der „zweiten Darstellung, der Trink- und Genufslust, die erste „Anregung gegeben. Als Pädagog (er war ja im Sinne der „eingebornen Griechen ein Barbar) des Bacchus auf dem fabel„haften vorderasiatischen Nysa, als Feldherr bei seinem Zug „nach Indien (eigentlich umgekehrt von Indien „her, von Hinterasien nach Vorderasien und „Kleinasien), tritt er zuerst auf, und dies wird der Ver„einigungspunkt beider Vorstellungen. Nun gibt es in der „Dichtung sowohl als in der bildenden Kunst keine Lächer„lichkeit, keinen Muthwillen, der nicht mit dem alten Trun„kenbolde getrieben würde." Hiebei nun noch eine, nach des Verfassers Meinung noch nicht gelösete Aufgabe: „Ob in dem asiatisch-phrygischen Silenus- und Marsiasmythus auch schon ein Keim von der lächerlichen Darstellung, wie sie der lebenslustige Hellene aufgriff, sicher nachzuweisen ist,

Digitized by Google

wobei die Zeit genau angegeben werden müfste, wo die alten Dithyrambensänger und Lyriker überhaupt den Silen zu einer scherzhaften Maske umbildeten.“ — So weit der Verfasser. Die Frage nach dem „komischen Keim“ des Silenenmythus beantwortet sich, meines Erachtens, einem Jeden von selbst, der zum Grundgedanken der ganzen Dionysischen Religion hindurchgedrungen *). War nämlich Dionysos die verkörperte gestaltenreiche Natur, die bunte Sinnenwelt, so war damit ursprünglich und nothwendig der physische Gegensatz selber gegeben, und mit dem Gegensatz die hervortretende Dichotomie des göttlich- und heroisch-Tragischen und des menschlich- und halbthierisch-Komischen; ist ferner Silen, wie er ist, nichts anders als der Bildungstrieb des Stoffes in noch unvollendetem Bestreben, eine schöne Sinnenwelt hervorzubringen, so mufs das Ungeschlachte im bizarren Verein mit dem Gebildeten, das Häfsliche im widersprechenden Bunde mit dem Schönen, das Geistreiche mit dem Geistlosen und Dumpfen des Silenus ursprünglicher Begriff und sein eigenstes Wesen seyn, und nicht etwa erst der asiatisch-phrygische Silenus, sondern der oberasiatische, ja der Silen von Anbeginn und überhaupt mufste gerade den physischen Gegensatz unter der Form des plumpen und zugleich geistreichen Dionysuserziehers aussprechen; er mufste mit einem Worte als der älteste Eiron der Welt auftreten.

Doch nicht um dieser mystischen Gedanken willen habe ich jene allgemeinen Sätze des Verfassers hervorgehoben und beleuchtet, sondern um damit einige kritische Bemerkungen über die im Aufsatz selbst aufgestellte Erklärung der beiden bronzenen Silenslampen vorzubereiten, besonders der einen, worauf es eigentlich ankömmt.

---

*) Welches aber vernünftiger Weise bei christlichen Gelehrten nicht heifst: der an diese heidnische Religion glaubt.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N. 6. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Amalthea von E. A. Böttiger.

(*Beschluſs.*)

Hören wir den beredten Ausdeuter selbst: „Es ist Grundsatz (p. 172 f.) der antiken Kunst, das Gemeinnützliche dem beengenden Kreise des Bedürfnisses zu entnehmen, und durch veredelndere Gestaltung zu einem wahren Kunstwerke zu steigern. So tritt auch im vorliegenden Falle die Lampe als ein bloſses Nutzgeräth völlig zurück. Sie wird zu einem alten, aber noch immer muskelfesten Glatzkopf mit vorragender Stirn und aufgestülpter Nase, mit einem Worte, zu jenem stets durstigen, stets bezechten Gefährten und Pflegevater des Bacchus, zu einem leibhaften Silen. Er ruht aus, oder hat sich vielmehr niedergekauert, und hält nun die zwischen seinen Schenkeln hervortretende Lampe mit Händen und Füſsen fest umklammert. Sein halbgeöffneter, lechzender Mund ruht auf der Oeffnung in der Mitte der Lampe, wo man das Oel eingieſst“ u. s. w. — Hier also die Beschreibung der Lampe. Nun die Erklärung (p. 173.): „Aber was hat denn nun dieser alte Zecher mit der Oel-Lampe zu thun? Will er vielleicht, wie jene Ratten oder Mäuse, die wir als verrufene Oel-Näscher scherzhaft auf mehreren alten Leuchtern und Lampen dem Oel nachstellen sehen, das Oel ausschlürfen? Warum nicht? Wissen wir doch, daſs besonders in Italien und Spanien, wo das Oel überall die Stelle der Butter vertritt, ausgelernte Trinker, wenn sie berauscht sind, durch einen Schluck Oel die Dünste des Rausches niederzuschlagen suchen. Allein mein antiquarisches Gewissen gestattet mir nicht, mich mit dieser Erklärung zu begnügen. Um sie ganz befriedigend zu geben, müssen erst einige Mittelglieder dazu gefunden werden. Silens unzertrennlicher Gefährte ist der gefüllte Weinschlauch. Und den läſst der Alte, wenn er einmal angezapft ist, tüchtig auslaufen. Diese Idee

ergriff die Plastik der Alten. Bacchus selbst vermählte sich ja im ganzen Alterthum mit den Brunnennymphen (d. h. man trank den Wein nur mit Wasser gemischt). So riefen auch die bildenden Künstler da, wo sie Fontainen schufen, Springquellen aus Röhren hervorlaufen liefsen, das Bild des Silenus zu Hülfe. Die Springbrunnenmündung wurde zur Mündung eines Schlauchs, der vom beistehenden Silen in allerlei komischen Stellungen gedrückt, statt der süfsen Bacchusgabe klare Nymphengabe hervorschäumen läfst, wohl immer eine verdriefsliche Verwechselung für jeden, der mit Horaz zur frohen Stunde dem Wassertrinken alles Böse nachsagt. Solche Brunnenfiguren mit auslaufendem Schlauche heifsen daher im Alterthum vorzugsweise Silene, oder nach der dorischen Aussprache Silane.“ — (p. 175 f.) „Die Vergleichung mehrerer bronzenen Lampen — setzt die stufenweise Fortbildung des Silenus, der die geschnäbelte Lampe zwischen den Füfsen hat, aufser allen Zweifel. So hat im bildenden Alterthum jede Idee, in Bildwerken ausgeprägt, ihren Stammbaum!“ — Ebendaselbst in der Note: „Jedes ausgeführte Kunstwerk erhielt nun, bei der unglaublichen Bilderlust und Freude an Vervielfältigung, auch eine verkleinerte, abgekürzte Form; wir möchten es Kunstabbreviatur nennen. So scheint es nicht unwahrscheinlich, dafs eine grofse Zahl noch vorhandener Lampen in gebrannter Erde, wo das ganze Lämpchen einen Silenuskopf darstellt, dessen weit geöffneter Mund die Lampendille bildet, die Oeffnung zum Oeleinträufeln aber eben auf der Glatze angebracht ist — auf diese Weise entstand.“

Dies wird genügen, um dem Leser die Ausdeutung des Verfassers und den Gang, den er dabei genommen, deutlich zu machen. Es ist unmöglich, mit gröfserer Gelehrsamkeit (wovon in den zahlreichen Noten die reifsten Früchte aufgehäuft sind), mit feinerem Witze und mit glücklicherer Combinationsgabe eine Sache zu führen, als der geübte Archäolog die seinige auch hier wieder geführt hat. Auch ist es gewifs eine wahre Bemerkung, dafs im bildenden Alterthum jede (zumal, möchte ich beifügen, eine so oft ausgeprägte) Idee, in Bildwerken ausgeprägt, ihren Stammbaum hat. Aber sollte diese Idee wohl diesen Stammbaum haben? und sollte diese Deduction wohl nicht eine zu künstliche seyn? Das Alter-

Digitized by Google

thum ist, wie allerwärts, so auch in der Bildnerei tiefsinnig, geistreich, aber auch einfach. Hier aber werden einige künstliche Mittelglieder eingefügt, um die Genealogie zu verbinden, Glieder, von denen nicht bewiesen worden, dafs sie organisch in diese Familie gehören. Zuvörderst ist jene angenommene Abbreviatur unwahrscheinlich. Bei weitem die gröfseste Anzahl (nicht blos eine grofse Anzahl) dieser Lampen sind blofse Silenusköpfe, auch bronzene. In einer Heidelberger kleinen Sammlung befindet sich eine solche aus dem Museum Nani. Und ist dies nicht das Einfachste? Führte nicht schon die durch den Zweck gebotene Lampenform darauf? Das Einfachere pflegt aber dem Combinirten, dem Zusammengesetzten, wie die vom Verfasser beschriebenen Silenuslampen sind, vorauszugehen; nicht umgekehrt ihm zu folgen. — Sodann mufs der Weinschlauch zur Vermittelung dienen, um den Silen an Brunnen und an Lampen erklärbar zu machen. Scharfsinnig in der That, und ich will es auch lieber Anderen anheimstellen, ob sie jetzt noch den Visconti mit seinen Pontonniers (utricularii; worüber Schwartz schon in den Miscellaneis politioris humanitatis sehr Vieles gesammelt hat) in Schutz nehmen wollen. — Aber wie nun, wenn ein allgemeiner physischer Begriff, eine ganz natürliche und nothwendige Sache uns für den Brunnen-Silen von selber eine Erklärung böte, ohne dafs wir erst nach dem Weinschlauche, der hier sogar zu einem Vexirwerkzeuge wird, die Hände auszustrecken brauchten — eine Erklärung, die eben so nahe und auf demselben Grund und Boden anzutreffen wäre, wo die jetzt allgemein bekannte und allgemein angenommene Antwort auf die Frage gefunden wird: warum die Brunnenröhren und die Dachrinnen seit den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag so häufig Löwenköpfe haben? — eine Erklärung endlich, die, was der Verfasser so geschickt mit dem Weinschlauch zu erreichen wufste, über Beides, über den Brunnen- wie über den Lampen-Silen, Aufschlufs gäbe. Ja nicht über Beides blos, sondern noch über ein Drittes, welches der umsichtige und gelehrte Verfasser bei seiner Deduction ganz aufser Acht gelassen, nämlich, dafs es noch eine Gattung von Silenslampen gegeben, solche, die nichts von Silen selber an sich trugen, sondern den Kopf des ihm beständig dienstbaren, getreuen Esels. Sie kommt in dem calendarischen Monument der Villa Borghese No 89. vor, und Jeder kann sie jetzt in seinem Millin (Galerie Mythol. I. pl. LXXIX. no. 331.) finden. Gegen den allenfallsigen Versuch, auch diese Silenische Lampe durch

den Mittelbegriff des Schlauchs erklären zu wollen, würde der einsichtige Verfasser selbst sich gewifs durch die Einrede verwahren: das heifse ja am Ende den Schlauch zum Träger des Esels machen, welches in die verkehrte Welt, nicht in die alte gehöre. Eben deswegen mufs ich aber noch einen Punkt berühren, der einen andern Silenischen Mythus angeht, und dessen der Verfasser nicht zu gedenken brauchte. Der Satz: Silen ist des Dionysus Pflegevater — ist ein einfacher physischer Satz, und enthält eine ganz natürliche Wahrheit, diese; Licht, Wärme und Nafs sind die nothwendigen Bedingungen zum Gedeihen des Weinstocks und zur Zeitigung des Weines. Der Satz hat aber auch in einem allgemeineren Sinne seine Wahrheit: Licht, Wärme und Feuchtigkeit sind nothwendige Bedingungen alles natürlichen Lebens, und diese schöne Natur in ihrer üppigen Fülle ist erst durch jene Elemente geworden, was sie ist. Jene Elementarstoffe und Kräfte selber sind noch nicht die schöne, wohlgeordnete, Dionysische Naturwelt — sondern sie sind Materialien und Anregungen dazu. Darum stehet der selber umgestaltete Silenus dem Dionysius vor, leitet und bildet ihn. Darum singt auch Silen so gern von der natürlichen Dinge Ursprung und wie sie allmählig Gestaltung gewonnen (Virgil. Eclog. VI. 31 ff.). Dieses vorausgesetzt und mit Beziehung auf die obigen Andeutungen, ist nur Weniges von Nöthen, um zu zeigen, wie Silen mit Wassern und Brunnen, mit Licht und Lampen in Verbindung gesetzt wird. Zuvörderst heifst er ja selbst einer Nymphe Sohn (Theopomp. ap. Aelian. V. H. III. 18.), und was seine Verbindung mit Quellen und Bächen noch näher beurkundet, er wird Gemahl der Najade (Ναΐδος ἀκοίτας. Pindar. ap. Pausan. III. 15. Fragmm. incert. no. 73.) genannt. Beiläufig bemerkt, wenn unser gelehrter Verfasser an den Tropus erinnert, Bacchus wird mit den Nymphen vermählt, so gehört dies in eine andere Ideenreihe, die den Silen unmittelbar nichts angeht, wie man schon aus der andern Formel sieht: den rasenden Gott durch einen andern nüchternen mit Gewalt zur Besinnung bringen (Plato de Legg. VI. pag 773. p. 454. Bekker. und Plutarch. an seni ger. respubl. p. 793. B.). Hier soll der Wein durch Wasser gebändigt werden, aber Silen ist deswegen Hausherr der Wassernymphe und Nymphensohn, damit Wein wachsen könne. Mit einem Worte, schon kosmogonisch gehört Silenus dem Wasserreiche an, und das Gedeihen der ganzen Vegetation ist an seine feuchte Natur geknüpft. Darum bringt der Mythus die

Digitized by Google

Silene mit Poseidon in Verbindung, und giebt ihnen den Schweif des Neptunischen Thieres, des Pferdes (Gerhard del dio Fauno pag. 15.). — Und wo finden wir den Silen, wenn ihn die Leute fangen, damit er die natürlichen Dinge erklären soll? — an Quellen, wie z. B. dort in Thracien an der mit Wein vermischten Quelle Inna (Bion et Theopomp. ap. Athen. Ep. II. 6.). Das war im alten Naturgarten, wo in üppigster Vegetation Rosen blüheten, und die Wasserquellen Wein mit sich führten, d. h. wo die gehörige Feuchtigkeit den Weinstock nährte und gedeihen machte. — Auf diesem Wege mufste Silenus wohl ganz natürlich zum aquilex, zum Wasserleiter und Brunnenmeister werden. Die Künstler empfingen ihn als solchen schon vom Mythus und von der Volkslegende. Was sie nun aus ihm machten, war ihre Sache, war Sache der freien Kunst, die eben, weil sie frei und weil sie Kunst ist, mit den empfangenen Gedanken genialisch spielen darf; und so mag auch mancher spätere Künstler das Vexirspiel mit dem Weinschlauch, der Wasser giebt, hinterher sich erlaubt haben. — Aber an den Brunnen ist Silenus nicht vom Schlauche, sondern von der Quelle und vom Wasser gekommen.

Wie aber kommt er zum Licht und zur Lampe? Hier will ich das Entferntere zur Seite lassen; wie z. B. dafs er des Uranos, des Apollo, des Pan Sohn genannt wird, dafs er mit dem Olympus in Verbindung steht, dafs er mit Faunus verwechselt ward (Gerhard a. a. O. p. 9 f.), mit einem Worte, dafs er mit himmlischen Mächten und mit Lichtgöttern verwandt ist. Folgendes liegt schon näher, dafs er Phaëtons Bastard heifst (Matth. Gesner de Silenis p. 14 f.), wodurch er halb und halb zu einem Enkel des Sonnengottes oder zum Sohn eines Planetengottes wird. Planeten- und Sternengeister greifen durch die Silenisch-Bacchische Fabel durch. Der alte Laconische Landesheros und Mondsdiener Astrobacus (Ἀστροβάκος) ist einer aus dieser Sippschaft — und wie er Bacchus heifst, so hat er auch den Silensesel; und Fabel und Name gesellen ihn den Sternen zu (Symbolik III. p. 210 f. not. 155.). Silen aber, das ist ein Hauptsatz, tauscht von Bacchus den Namen ein, und heifst selber Bacchus (Gesner a. a. O. p. 14 f. Man s. jetzt noch das Etymologicon Gudianum p. 497. l. 37. 38.). Er ist der alte Bacchus der Urstoffe, der sich im blühend schönen Dionysos verjüngen wird. So wie dieser aber seine eigene Persönlichkeit erlangt und in seiner Gestaltung vollendet ist, tritt jener, der alte mifsgestaltete, als Gegensatz ihm gegenüber. Jener

Stern- und Eselsdämon (und die aselli standen als Sternbild am Himmel) war nun in dem dorischen Mondsdienst ein wachsamer Hausgenius, und mit dem Hausfeuer in eine natürliche Verbindung gesetzt. Es hat keinen andern Sinn, wenn in einem Mythus der Silenusesél die Ehre der Vesta rettet (Symbolik II. p. 634.). — Ich schicke dies deswegen voraus, weil sich allein daraus etwas erklärt, was aus des Verfassers Standpunkt unerklärt bleibt: warum die Hauslampen auch die Silenische Zuthat der Eselsköpfe (wie die Antikensammlungen beweisen) an sich tragen (Symbol. III. p. 211. not. 155.). Aber durch seine Glatze wird Silen dem Licht- und Lampenschein noch ähnlicher, als durch seine Herkunft und durch das ihn tragende astronomische Thier. Er ist ja der Ahnherr aller Glatzköpfe (er ist der φαλαγρὸς oder, was dasselbe ist, der φάλανθος vorzugsweise), und der kahle Sokrates ward ja mit ihm nur verglichen. Σύμβολα δέ ἐστι (sagt Porphyr. beim Eusebius P. E. III. 10. von unserm Silen) τὸ μὲν φίλανθον καὶ στιλπνὸν κατὰ τὴν κεφαλὴν τῆς οὐρανοῦ περιφορᾶς, Sinnbilder der Himmelsbewegung sind die Blumenliebe und das Glänzende seines Hauptes. (Besser liest man wohl τὸ μὲν φάλανθον κ. τ. λ. „das Kahle, Blanke und Glänzende s. H.“ Das Wort gehört zu den vielen Abkömmlingen von φάω, φαίνω, *luceo*, wovon dann zunächst φαλὸς, φάλιος und selbst φίλανθος, d. i. λαμπρὸς, λευκὸς, glänzend, weifs, und das adjectivische φαληριῶσα d. i. Λευκή. Daher auch das vom Plato angezeigte Komische im Anfang des Gastmahls ὁ φαληρεύς in dem Wortspiel mit Kahlkopf zu suchen ist. Daher auch φαλαγρὸς vom Eustathius in Iliad. γ. p. 424. erklärt wird: ὁ κάρα φάλιος, ἤτοι λαμπρός, wer einen blanken Scheitel hat. Daher auch ein Alter, γέρων, beim Diogenes Laërt. VII. 160. durch φίλανθος bezeichnet wird; s. Menage daselbst.) Wie volksmäfsig und wie alt diese Bezeichnungsart bei den Griechen war, beweist unwidersprechlich die Spottrede auf den kahlköpfigen Ulysses, der unerkannt in seinem Hause den Lampenbesorger macht, wo Eurymachus sagt (Odyss. XVIII. 354 f.), von dessen Kopf scheine ein Glanz wie von einer Fackel auszugehen, weil er gar keine Haare mehr habe (— δαΐδων σέλας ἔμμεναι αὐτοῦ καὶ κεφαλῆς κ. τ. λ.). Zu welcher Stelle Synesius in der Lobrede auf die Kahlköpfigkeit den besten Commentar liefert. Die Kahlköpfe, sagt er (p. 74. ed. Petav.), nenne man lieblich mildernd Mondchen (σελήνια), und wirklich seyen die Glatzen dem Monde und des Mondes Phasen nicht blos gleichnamig, sondern auch gleichgestaltig, denn vom Sichelförmigen durch alle Veränderungen bis zur runden Mondsscheibe könne man

Digitized by

die verschiedenen Viertel auf den Scheiteln der Kahlköpfe nachweisen. Die aber zum vollen Glücke Gelangten, nämlich die ganz Vollmondigen, könne man mit vollem Rechte bereits Sonnen nennen, weil sie nicht mehr zu verschiedenen Phasen übergehen, sondern nun schon beständig mit vollkommenem Zirkelrunde den Himmelskörpern entgegenstrahlen (ἀλλὰ διατελοῦσιν ὁλοκλήρῳ τῷ κύκλῳ τοῖς κατ' οὐρανὸν ἀντιλάμποντες). Darauf kommt er auf die Stelle der Odyssee zu sprechen, wie dort die jungen reichbelockten Freier den kahlen Lampenbesorger Odysseus (kahl hatte ihn durch ihre Verwandlung Minerva gemacht: Odyss. XIII. 431.) erinnerten, er könne sich diese Mühe ersparen, weil sein kahles Haupt hinlängliches Licht im ganzen Hause verbreiten werde (ὡς ἀρκούσης τῆς κεφαλῆς περιλάμψαι τὴν ὅλην οἰκίαν). Die komische Farbe und Wirkung der Homerischen Stelle hat ein anderer Gelehrter (im Classical Journal XII. p. 167.) angedeutet.

Ich wende mich wieder zum Silenischen Lampenhalter und Lampenkörper, und sage nun: dieser fahl- und kahlköpfige (φαλακρός, φάλανθος) Silenus ist nichts anderes als der phallenische Dionysos, oder jener alte Bacchus, von dem wir bei'm Pausanias (X. 19. 2.) und bei'm Oenomaus (ap. Euseb. P. E. V. 36. pag. 233. ed. Colon.) lesen. Die Methymnäer auf Lesbos bekommen ein Orakel, sie sollen den Phallenischen Dionysuskopf verehren (φαλληνὸν τιμῶσι Διονύσοιο κάρηνον), wofür Pausanias den Kopf-Dionysus (Διόνυσον Κεφαλλῆνα) nennt. Schon diese letztere Bezeichnung hätte die Alterthumsforscher warnen sollen, der abgeschmackten Vorstellung des Theodoretus (Graecc. Affect. Curatt. X. 141.) kein Gehör zu geben, der hier an den Phallus denkt — eine Mifsdeutung, die schon Liebe in der Gotha Numaria p. 187 sq. sehr gut beseitigt hat, wenn er gleich darin irret, dafs er den Minervenkopf auf den Münzen von Methymna für jenen Bacchuskopf nimmt. Letzterer kommt freilich auf Münzen dieser Stadt vor, aber auf andern (Eckhel D. N. V. II. p. 502.). Phallenisch heifst jener Bacchuskopf von dem falben (fahlen) Schein des Holzes, woraus er gemacht war (der geistreiche Riemer hat schon in seinem griechischen Wörterbuch diesen Wortzusammenhang zwischen Pfahl und fahl, Holz und Schein, richtig nachgewiesen). Die Fischer hatten nämlich in ihrem Netze aus dem Meere einen Kopf von Oelbaumholz heraufgezogen. Er näherte sich etwas dem Göttlichen, doch zugleich hatte er etwas Fremdartiges und an den Hellenischen Göttern nicht Bemerkbares. Aehnlich heifst es vom Silenus: „Er war unansehnlicher als ein Gott von Beschaffenheit, doch besser als ein

Mensch« (Theopomp. ap. Aelian. V. A. III. 18.). Dabei bemerkt Oenomaus (a. a. O.): „Die Städte bringen nicht nur den hölzernen Dionysusköpfen (φαλληνοῖς Διονύσου καρήνοις), sondern auch den steinernen, ehernen und goldenen Opfer und Weihungen dar.« Jener hölzerne aber war vom Oelbaume, wovon die Nahrung für die Lampen kommt. Ist doch auch die Göttin des Oelbaums dem Lichte besonders hold. Sie hatte ja nicht nur dem Ulysses und Telemachus vorgeleuchtet (Odyss. XIX. 33. 34.), sondern auch auf der Burg zu Athen das ewige Licht (Pausan. I. 26. 7. Meursii Cecrop. cap. 21.), und daher ist auch das Pallasbild auf Lampen nicht selten — wie auf einer thönernen in einer Heidelberger Sammlung. Aber auch Bacchus und Silen sind dem Oelbaum und seinem Erzeugnifs hold, und auch ein eherner Silenuskopf kann wohl schicklich als Lampengefäfs das Oel aufnehmen. Strahlt alsdann die Flamme aus der vorderen Oeffnung auf, und wirft der kahle eherne Scheitel den Schein zurück, dann kann man an Mehreres denken: an den Phallenischen (hölzernen, falben) Bacchuskopf von Oelbaum, den das Meer aus seinem Grunde den Lesbiern zur Verehrung heraufgesendet — und barbarisch von Anblick und Gestalt war und blieb auch Silenus — an den kahlen und schimmernden Scheitel des alten Silen, der, Bastard des Phaëton, wie er heifst, mit seiner blanken Glatze den Schein der Planeten in bleicherem Schimmer wiederstrahlt; endlich an den Pflegevater des schönen Dionysus, der über Feuchtigkeit, Licht und Wärme waltet, und durch Nafs und Licht das Gedeihen der Dionysischen Schöpfung vorbereitet.

So waren also Bacchisch-Silenische Köpfe vom Holze des Oelbaums mit den dabei gedachten natürlichen Dingen mythisch überliefert, und es ist nicht unwahrscheinlich, dafs man den Silen (Σιληνός) unter andern auch von σέλας, Glanz, Schein, eben deswegen (obwohl etymologisch nicht richtig; Gesner a. a. O. p. 11.) ableitete — und so liegt es vor Augen, wie die Künstler dazu kamen, zum Träger des Lampenöls und der Lampenflamme gerade das kahle Haupt eines barbarisch mifsgestalteten alten Silenus zu wählen. Mit dieser Idee und mit ihrem Bilde war auch gleich aus Einer Wurzel die ernsthafte und die scherzhafte Anwendung gewachsen. — Ernsthaft angesehen, war ein solcher Silenuskopf das strahlende Sternenhaupt des alten göttlichen Bildners, der mit seinem Licht das chaotische Dunkel der tellurischen Schöpfung erleuchtet, und deren Dünste mit seiner Wärme niederschlägt

Digitized by Google

— kömisch stellte sich der glatzköpfige Lampen-Silenus als ein wahres σελήνιον, als ein Mondchen, wie man solche Leute nannte, dar, und mit seiner bizarren Gesichtsform war er ein lächerlicher Mimus der himmlischen Sterne. — Genug, die einfachen Silenischen Lampenköpfe waren gewifs die älteren, weil die Silenusscheitel selber den ersten Gedanken an die Hand gegeben. Dafs nun der Witz und die Spiellust der Künstler nicht dabei stehen blieben, sondern durch Zuthaten von Löwenhäuten und Trinkgefäfsen an die mythische Geschichte des Halbgottes und an seine Zechlust erinnerten, war ganz wieder im Geiste der regsamen und erfinderischen Einbildungskraft der Hellenen gegründet. In Betreff des der Eingiefsungsöffnung genäherten Mundes widerstrebe ich der witzigen Deutung vom Oeltrinken nicht, erinnere jedoch an die zwergartige Cabirengestalt auf dem berühmten Dresdner Candelaberfufs (Augusteum Tab. V — VII.), die auch den wechselnd bärtigen Mund über dem Gefäfse hält; und ich stelle es dem Verfasser anheim, ob dabei nicht an ein kräftiges Hauchen zu denken ist. Silen war wenigstens das Sinnbild der vom Hauch und Odem ausgehenden Bewegung (σύμβολον πνευματικῆς κινήσεως: Porphyr. ap. Euseb. P. E. III. 110, wobei schon Casaubonus de satyr. poesi p. 62. ed. Ramb. das spiritus intus alit des Dichters in Erinnerung brachte). — Wie man aber auch über die hier angedeuteten allgemeineren Vorstellungen von jenem seltsamen Wesen, Silenus genannt, denken mag — das bleibt ferner nun wohl zweifelsfrei, dafs es bei den Silenischen Lampen vor allen Dingen auf den Silenskopf, und was die dritte Art derselben betrifft, auf das ihm dienstbare Thier ankomme.

Doch genug, und vielleicht zu viel über diese Silenuslampen. Ich mufs mich nun bei dem Uebrigen, das dieser reiche Band noch darbietet, um so kürzer fassen. Es folgt Museographie, und zwar I. Ueber die Königlich Preussischen Denkmäler alter Kunst. Erster Nachtrag von Dr. Levezow in Berlin, worin besonders von den Erwerbungen aus den schätzbaren Sammlungen des Königl. Preussischen Herrn Generals von Minutoli lehrreiche Notizen gegeben werden. II. Nachrichten über einige Antikensammlungen in England. Aus den Tagebüchern des Prof. K. Ottfr. Müller in Göttingen. Sodann Γλαὺξ μυοκτόνος, das Käuzchen, der Mäusetödter. Eine Zugabe. Nebst einem Umrifs No. VII. von Böttiger. Man mufs es einigen geistreichen Freunden des Verfassers Dank wissen, dafs sie ihn, so wie

früher Raphael Mengs seinen Freund Winckelmann, in eine archäologische Versuchung geführt. Herr Hofrath Böttiger hat sich hinterher meisterhaft herausgezogen, und rächet sich, wie reiche und grofsmüthige Männer pflegen, durch eine nicht kärgliche Spende aus dem Schatze seiner grofsen antiquarischen Kenntnisse. Eben deswegen leidet aber auch diese Abhandlung, wie die meisten des Verfassers, keinen Auszug — und wir wollen auch keine Eulen nach Athen tragen. — Aber diesen Belehrungen nach darf man nun nicht mehr, wenn von Athenischen Bildwerken, Münzen, Vasen u. s. w. die Rede ist, von einer Pallas-Eule, sondern von dem auf der dortigen Burg einheimischen Käuzchen sprechen. — Dabei nun noch viele andere Aufklärungen der antiken Zoologie, Landwirthschaft, Technologie, Sculptur und übrigen bildenden Künste. Bei Gelegenheit der Diota auf den Athenischen Münzen werden auch gelehrte Erläuterungen über den Attischen Oelbau, über die verschiedenen Gefäfse und über die Salbenbereitung der Athener gegeben (worüber, ausser den Genannten, auch Spanheim zum Callimachus H. in Pallad. vs. 26. und Corsini in den Fasti Attici I. pag. 29 sq. nachgelesen werden müssen. — Eine Athenische λήκυθος, worauf eine Salbungsscene, bisher im Besitz des kunstverständigen Herrn Negocianten J. Dav. Weber in Venedig, welcher sie kürzlich von Athen erhalten hatte, befindet sich jetzt in einer Heidelberger Sammlung, und es wird gelegentlich nähere Notiz davon gegeben werden.) Den Gedanken an den Froschmäuslerkrieg bei der bekannten Homers-Apotheose läfst Referent gern fallen, kann aber nicht, so lange man noch in den neuesten Abbildungen, wie bei Hirt, unter dem Fufsschemel keine Schriftrolle, sondern dafür einen Frosch neben der Maus zu sehen bekommt.

Die neunte Nummer enthält: Beiträge zu einer kritischen Geschichte der Griechischen Künstler, mit besonderer Berücksichtigung der in der königlichen Bibliothek in Paris befindlichen Handschrift der Naturgeschichte des Plinius; aus einem Briefe an den Herausgeber der Amalthea von Herrn Julius Sillig (jetzt Professor an der Kreuzschule in Dresden). Der Verfasser ist derselbe, der schon im vorhergehenden Bande einen Beitrag geliefert, und sich auch bereits durch eine werthvolle Ausgabe des Catullus (s. Heidelbb. Jahrbb. 1825. No. 74.) einen Platz unter den Philologen erworben. Die hier gelieferten Beiträge (wodurch auch, gelegentlich bemerkt, einige Stellen der trefflichen Epochen der Grie-

Digitized by Google

chischen Kunst von Thiersch, dritte Abtheilung, berichtigt werden können) berechtigen zu grofser Erwartung; und wir können dabei unsern Lesern die angenehme Nachricht ertheilen, dafs wir nicht nur die eigentlichen Kunstbücher des Plinius in einer neuen kritischen Ausgabe von dem Verfasser zu erwarten haben, sondern auch, was schon lange ein nicht weniger dringendes Bedürfnifs war, eine gänzlich umgearbeitete Edition des Künstlerverzeichnisses von Junius. Auch beschäftigt sich derselbe mit der, zum Behuf einer neuen Ausgabe veranstalteten, Sammlung der kleinen Schriften seines Lehrers und Freundes Böttiger. — Die unter Nummer X. angehängte: Archäologische Correspondenz mufs nicht für einen gewöhnlichen Briefwechsel über archäologische Neuigkeiten genommen werden. Sie enthält eine grofse Fülle von Mittheilungen über manchen neuen Fund, aber auch gehaltreiche Erörterungen und selbst kleine Abhandlungen — Alles wieder mit gelehrten Noten und Zusätzen des Herausgebers ausgestattet. Ich mufs mich daher auf die Auszeichnung von Einigem beschränken: Der Fund in den Trümmern von Selinunt (mit den Nachrichten eines vom Königl. Baierischen Oberbaurath Herrn von Klenze zu erwartenden wichtigen Sicilischen Reisewerks); — Auszug aus einem Brief aus Sicilien (wo die Selinuntischen Sculpturwerke den Herausgeber zu einem Zusatz über die Kerkopen veranlassen, worin auch derjenige, der gerade nicht alle mythologischen Ansichten desselben gut heifsen möchte, ihm für mannichfache Belehrung Dank wissen wird); — Nachrichten aus Neapel über die Ausgrabungen in Pompeji und das Museo Borbonico, mit einem (gelehrten) Excurs des Herausgebers über die Mauerschriften bei den Griechen und Römern; — Ueber des Hauptmanns Goro von Agyafalva neuestes Werk: Wanderungen durch Pompeji, und einige frühere Werke dieser Art; — Nachrichten aus Rom; — Briefe des Professors Eduard Gerhard an den Herausgeber (hiebei eine Nachschrift des letzteren über die von den Herren Platner, Bunsen und Gerhard unternommene Beschreibung der Stadt Rom; — Ueber des Baron Otto von Stackelberg neueste Unternehmungen (nebst einer dem Referenten besonders willkommenen Nachricht von den antiquarischen Forschungen des Königl. Hannöverschen Herrn Legationsraths Kestner in Rom); — Aus Frankreich; — Aus Eng-

land (mit kritischen Notizen des gelehrten Herrn Professors Nöhden über bedeutende antiquarische Werke der Engländer, und mit einem willkommenen Zusatz des Herausgebers: Ueber Richard Payne Knight); — Aus Holland (von Herrn Professor Reuvens in Leyden, nebst einem Zusatz des Herausgebers: Ueber die zwei archäologischen Museen in Haag und Leyden. — Hiebei eine Bemerkung des Herausgebers: — „dafs wenigstens auf keiner wohlorganisirten Universität ein jährlich wiederkehrender Cursus der Archäologie länger vermifst werden sollte"). Dazu aber ist die Zurichtung und Ausstattung eines eigenen Antiquariums, d. h. eines mit versinnlichenden Lehrmitteln versehenen eigenthümlichen Hörsaals eben so unerläfslich, als ein physischer, chemischer und anatomischer Hörsaal mit den erforderlichen Apparaten und Sammlungen. Diese Wünsche sind an manchen Universitäten bereits aufs schönste in Erfüllung gegangen, während sie an andern fromme Wünsche bleiben werden. — Aus Kopenhagen: Auszug aus einem Briefe des Herrn Gierlev, über die Lage des alten Carthago, mit einem Zusatz des Herausgebers. Zu den Briefen aus Wien (mit literarischen Zusätzen, namentlich auch des Herausgebers, unter andern über die Alexandrinische Rhetorstatue, mit einem Kupferstich Tab. VIII.). — Den Beschluſs macht ein (wichtiger) Nachtrag zur Museographie: Das Antiken-Museum in Turin im Juli 1823. von Dr. Schorn in Stuttgart. — Ein dreifaches Register über alle drei Bände der Amalthea von Herrn Dr. Sillig in Dresden erhöhet den Werth und Nutzen dieser Sammlung, die jeder Philolog und Archäolog besitzen sollte, und der wir den besten Fortgang wünschen.

Creuzer.

Von demselben Herrn Dr. und Professor Eduard Gerhard, dessen in voranstehender Anzeige einigemal gedacht wurde, und der schon vor mehreren Jahren durch eine kritische Schrift (*Lectiones Apollonianae* scripsit Eduardus Gerhardus, Lipsiae 1816.) und durch seine Ausgabe des Maximus περὶ κατα[illegible]χῶν, Lipsiae 1820. sich als einen tüchtigen und scharfsinnigen Philologen bewährt hat, ist dem Referenten ganz

Digitized by Google

kürzlich aus Neapel eine neue gehaltreiche Abhandlung zugekommen, die von allen Mythologen und Archäologen gelesen zu werden verdient, und worüber eben deswegen, auch abgesehen von dem engen Raume dieser Blätter, hier nur ein ganz kurzer Bericht beigefügt wird:

Del Dio Fauno E De' Suoi Sequaci. , Osservazioni indirizzate all' ornatissimo Signore D. Gaspare Selvaggi, membro della Real Societa Borbonica, di Odoardo Gerhard. Napoli, dalla Stamperia Reale. 1825. 8. 54 *S. mit dem Register.*

Schon die sehr reichhaltige archäologische Abhandlung des gelehrten Verfassers über Venus-Proserpina im Kunstblatt machte den Referenten auf diese neue Schrift desselben aufmerksam, und er fand sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht. Zwar ist es nur eine Gelegenheitsschrift, bei der Aufnahme des Verfassers in die Herculanische Akademie geschrieben, auch mufste für die Italienischen Gelehrten, denen die neueren deutschen Forschungen seit Matth. Gesner unbekannt sind, mit einer gewissen Ausführlichkeit über manche uns nun schon geläufige Vorstellungen geredet werden. Dennoch wird der aufmerksame Leser durch manche neue Aufklärung über einzelne mythologisch-archäologische Punkte überrascht werden. Die Hauptsache aber ist, dafs der Verfasser, nun schon seit Jahren im Vaterlande der Künste gewissermafsen eingebürgert, mit deutscher Gründlichkeit diese günstige Lage benutzt, und wenn er auf der einen Seite ein achtbarer Repräsentant unserer Philologie bei den Italienern ist, andererseits jede mythologische Idee, jede Frucht philologischer Forschung mit den dort im Ueberfluſs vorhandenen Kunstwerken des Alterthums in Vergleichung bringt, und so Eins durch das Andere erläutert. Diese Methode verleihet auch der vorliegenden Abhandlung für deutsche Alterthumsforscher einen eigenthümlichen Werth. — Die Hauptsätze lassen sich mit wenig Worten anzeigen. Zuvörderst, dafs Faunus nichts anderes als der Pan der Griechen ist; sodann, dafs die Pane oder Faune sich nur durch die ihnen eigenthümlichen Hörnchen von den Satirn unterscheiden, denen sie gänzlich fehlen. Diese Sätze sind aber durch eine Menge einzelner Bemerkungen und feiner Beobachtungen, mit philologisch-archäologischen Ausführungen besonders auch in den inhaltsvollen Noten, vorbereitet und bekräftigt; wobei denn auch manche bisher noch nicht gehörig berücksichtigten Unterscheidungen gemacht werden. Man bemerke z. B. nur über die

Digitized by Google

Silene folgende Rubriken p. 17 sqq. *Il canuto Sileno* (Σειληνὸς πολιός); *Il Sileno barbato* (γενειῶν); *L' imberbe Satiro* (ἀγένειος); *Il Babbo-Sileno* (Σειληνὸς πάππος ossia Παππσειληνός). Referent glaubt den Verfasser gerade bei diesen Auseinandersetzungen um so mehr würdigen zu können, da er selbst auf diesem weitläuftigen Gebiete der Dionysischen Religionen einigemal gearbeitet hat. Den Beschlufs machen schätzbare Register: *Indice I. degli Autori emendati ed illustrati; Indice II. de' monumenti illustrati.* Ich wünsche dem Verfasser Gesundheit und Mufse, um seine wichtigen Arbeiten mit Lust und Liebe fortsetzen, und zunächst seine angekündigten *Monumenti inediti* liefern zu können.

Creuzer.

Gedächtnifsbuch der lateinischen Grammatik von Karl Vömel. Frankfurt am Main, Verlag der Hermannschen Buchhandlung. 1825. VIII und 208 S. kl. 8. 1 fl.

Der Vf., ein jüngerer Bruder des verdienten Rectors am Frankfurter Gymnasium, Theodor Vömel, bietet hier Schulmännern ein Hülfsmittel dar, für welches er ihren Dank erwartet, der ihm auch gewifs von Vielen werden wird. Manche werden zwar etwas Anderes erwarten, und erschrecken, wenn wir ihnen sagen, dafs die Regeln und Ausnahmen über das Genus der Substantive über ein Drittheil des Buches, nämlich 74 Seiten, füllen, dagegen die ganze Syntax auf 10 Seiten abgemacht ist: sie werden den Kopf schütteln, wenn sie sehen, dafs ein Viertheil des Buches sodann die Ausnahmen der Casusendungen einnehmen, und endlich zwei Fünftheile des Ganzen mit Verzeichnissen von Verbis ausgefüllt sind. Setzen wir nun noch hinzu, dafs in den beiden gröfsten Abtheilungen des Buches eine Menge Wörter stehen, die nicht nur dem Schüler fast nie, sondern überhaupt fast niemals vorkommen; so wird das Verdammungsurtheil fertig seyn, und man wird sich die Mühe genauerer Betrachtung ersparen zu können glauben. Und dennoch sind wir in vollem Ernste gesonnen, das Buch aus Ueberzeugung zu loben und zu empfehlen. Ungeachtet man längst von den beiden Extremen zurückgekommen ist, dem Gedächtnisse zu viel, und dann wieder fast gar nichts zuzumuthen, so ist doch in der lateinischen Grammatik immer noch zu Vieles, was reine Gedächtnifssache ist, dem zufälligen Behalten überlassen, und Manches, was zur grammatischen Genauigkeit unentbehrlich ist, findet sich blos in

Digitized by Google

Wörterbüchern vereinzelt und unverbunden, so dafs es nicht unter einen Ueberblick gebracht ist, oder es findet sich in Büchern, die weitläufig, oder theuer, oder aus andern Gründen den Schülern, oft auch den Lehrern, nicht zugänglich sind. Da hat denn Hr. V. die Werke von K. L. Schneider, Struve, Ruddimann (Rudiman schreibt er) und Andern benützt, und, anstatt wie Andere, die dem Gedächtnisse zu Hülfe kommen wollten, nur das Gewöhnliche und Gebräuchlichste aufzunehmen, vielmehr Vollständigkeit zu erreichen gesucht, und die ungewöhnlicheren und selten vorkommenden Wörter am wenigsten weglassen zu dürfen geglaubt. Das Gedächtnifs wird übrigens, und wenn es auch noch so gut ist, sich gegen das Lernen und Behalten so vieler im wirklichen Gebrauche so selten vorkommender Einzelnheiten, besonders in den Regeln vom Genus, stark genug sträuben; was Hr. V. selbst gefühlt hat, und weswegen er die Anmerkungen blos für die oberen Klassen, jedoch weniger zum strengen Auswendiglernen bestimmt hat. Dies hindert jedoch nicht, dafs das Buch zu seinem Zwecke wirklich gebraucht werde und tauglich sey, und wir würden es neben jeder Grammatik, da keine Schulgrammatik das hier Gegebene so vollständig giebt, zum fleifsigen Gebrauche empfehlen, sollte auch Mancher dieses Gedächtnifsbuch nicht in sein Gedächtnifs aufnehmen, sondern nur statt des Gedächtnisses brauchen wollen. So viel Ref. aus dem blofsen Durchlesen des Buches, ohne dessen Anwendung in Schulen selbst gemacht oder gesehen zu haben, urtheilen kann, so ist die Anordnung wie die Ausführung im Ganzen zweckmäfsig zu nennen. Nur die Syntax würden wir entweder ganz weggelassen, oder mehr, als hier geschehen ist, berücksichtigt wünschen. Besonders verdienstlich scheint uns aber der vierte Abschnitt, Verba. Dieser enthält 1. Impersonalia. 2. Intransitiva in Ansehung ihres Perfects und Supinums. 3. Verba ohne Perfect und Supinum. 4. Verba mit der Reduplication im Perfect. 5. Verba nach der 1 Conjugation, welche ihr Perfect auf *ui* oder *i* und das Supinum auf *itum* oder *tum* endigen. 6. Verba der 2 Conjugation. 7. 8. Verba der 3 Conjugation 9. Verba der 4 Conjugation. 10. Gleichlautende Verba. Darauf folgt ein alphabetisches Verzeichnifs 1. der Deponentia und Communia, und 2. aller in der Bildung des Perfects und Supinums abweichenden Verben. Druck und Papier sind sehr gut: um so fataler ist es, dafs wegen Mangel der Quantitätszeichen in der Druckerei die Längen durch den französischen accent grave, die Kürzen durch den accent aigu, und die mittelzeitigen

Sylben durch den accent circonflexe (^) haben bezeichnet werden müssen. Besser noch wäre der letztere umgedreht dazu zu gebrauchen, wie z. B. Noël in seinem Gradus ad Parnassum (Paris. 1810. 8.) gethan hat, der die Kürzen durch ∪, die Syll. ancipites durch v bezeichnet. Um nun dem Hrn. Verf. noch einige Verbesserungen für die künftige Auflage zu empfehlen, fügen wir unserer Anzeige noch Folgendes bei. Erstlich ist der deutsche Ausdruck der Vorrede nicht sehr gut, zuweilen geradezu fehlerhaft: z. B. S. III. „das Gedächtnifs erschweren" für beschweren (man erschwert das Behalten). Ebend. der Gallicismus: „Alles sollte — durch den Verstand geschehen, ohne — einzusehen". Eben so S. IV. „Aber es fehlt diesem Wenigen — die nöthige Vollständigkeit — geleitet von dem Grundsatze, dafs nur das Gewöhnliche — aufgenommen werden dürfe". Worauf bezieht sich nun geleitet? auf diesem Wenigen? auf Vollständigkeit? Keinesweges! Es soll heifsen: da man sich von dem Grundsatze leiten liefs u. s. w. Unter den Beispielen sind uns unter andern folgende aufgefallen: S. 6. *infans defuncta*, ein begrabenes Mädchen. S. 36. *barbitus defunctus*, die aufgehörte Leier. S. 6. *debitus* verhängnifsvoll. S. 64. *stirps rapta*, der beraubte Stamm. S. 34. *arctos sicca*, der trockene Bär. S. 112. soll sich *inimicissimus* durch Feindchen geben lassen. Auch Druckfehler finden sich, z. B. S. 9. Cammerad. S. 34. Perpenticularlinie. S. 43. beweifst (f. beweist). S. 76. libertatus (f. bus), Freigelassener. S. 125. *deribeo*. Endlich würden wir mehr lateinische versus memoriales, auch solche, dergleichen in der Zumpt'schen Grammatik stehen, und die dem Gedächtnisse sehr helfen, in ein Gedächtnifsbuch der lateinischen Grammatik aufgenommen haben.

Digitized by Google

N. 7. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Aerztliche Bemerkungen, veranlafst durch eine Reise in Deutschland und Frankreich im Frühjahre und Sommer 1824. Von Dr. Joh. Heinr. Kopp, churfürstl. hessischem Oberhofrathe, Medicinal-Referenten u. s. w. zu Hanau. Frankfurt am Main, Verlag der Hermannischen Buchhandlung. 1825. VI Dedikat. und Vorrede und 256 S. in kl. 8. 2 fl. 24 kr

Vorliegende, den Herren Geh. Räthen von Leonhard und Lehr zu Heidelberg und Wiesbaden, und dem Herrn Dr. Rullmann zu Wiesbaden dedicirte Schrift ist die Frucht einer Reise, welche der berühmte Verfasser, wie schon der Titel besagt, im Frühjahre und Sommer 1824 in der Absicht unternahm, seine, durch eine langwierige und schmerzhafte Unterleibskrankheit zerrüttete, durch den Gebrauch der Wiesbadener Heilquellen aber glücklich wieder hergestellte Gesundheit noch weiterhin zu befestigen. Die Reise geht durch das Rheingau und die Rheinpfalz, durch einen Theil des Grofsherzogthums Baden über Strasburg nach Paris, dem eigentlichen Ziele der Reise. Denn „viel versprechend für Wissenschaft und für die verschiedenen Zweige der Heilkunst schien es nun (sagt der Verf. S. 4), bei hergestellten Kräften und erwachsender Thätigkeit, Paris zu sehen, mit seinen Riesenanstalten und dem Vereine grofser Gelehrten in einer Stadt. Erfreulich war dabei der Gedanke, so manchen Arzt, mit dem ich lange in Briefwechsel stand, persönlich kennen zu lernen. Ich säumte nicht, den Plan auszuführen, und wünschte mir späterhin Glück, dafs ich es that.“ Ref. hält sich überzeugt, dafs diese Reise nicht nur zunächst für den Zweck des Vf. von ersprieflichen Folgen gewesen sey, sondern dafs das gesammte ärztliche Publikum das Ergebnifs derselben mit Vergnügen aufnehmen werde. Denn ungeachtet wir durch die schriftlichen, gleichfalls aus eigener Anschauung hervorgegangenen Nachrichten, welche uns früherhin Wardenburg und J. Frank, später aber und, wie bekannt, in unseren Tagen, Schweigger, Andrée, Weisse, Casper, Ammon und Heyfelder über die zahlreichen, gröfseren und klei-

neren Kranken-, Heil- und Verpflegungsanstalten der Hauptstadt Frankreichs geliefert haben, zu einer so vollständigen Kenntnifs über diese wichtigen Gegenstände gelangt sind, dafs es uns beinahe ist, als hätten wir von Allem selbst Einsicht genommen, so bietet doch das medicinische Leben und Treiben in jener grofsen, in so mancher Hinsicht ausgezeichneten Stadt so viel Mannichfaltiges und Merkwürdiges, und man kann wohl sagen, nicht nur mit jedem Jahre, sondern mit jedem Monate sich Veränderndes dar, dafs es einem neuen Beobachter an weiterem Stoff zu wissenswerthen Mittheilungen keineswegs fehlen kann; und gerne vernimmt daher derjenige, welchem der Zustand seiner Kunst, wie sich solche auch in fremden Ländern darstellt, nicht gleichgültig ist, wenigstens den Hauptzügen nach, von Zeit zu Zeit Kunde von einer solchen gegenwärtigen Gestaltung derselben. Was daher auch bereits in den oben genannten, zum Theil sehr ausführlichen und gehaltreichen Schriften über die naturwissenschaftlichen und medicinischen Anstalten Frankreichs, und insbesondere seiner Hauptstadt, zu unserer Kenntnifs gelangt ist, immer bleiben uns neue Beiträge hierzu nicht unwillkommen; und kommt insbesondere dazu, dafs sich der Beobachter als ein Mann von vielseitiger Bildung, geschärfter Urtheilskraft und gereifter Erfahrung darstellt, wie solches bei unserem Verf. in vorzüglichem Maafse der Fall ist, so kann es nicht fehlen, dafs wir ihm Mittheilungen verdanken, welche uns eben so wohl zur unterhaltenden und angenehmen, als zur belehrenden und nützlichen Lectüre dienen werden.

Eine umfassende und detaillirte Beschreibung sämmtlicher, zur Naturwissenschaft und Heilkunde gehöriger Anstalten, wie sie namentlich Paris aufzuweisen hat, lag übrigens nicht im Plane des Verfassers. Er „wollte (S. V — VI der Vorrede) nur auf das hinweisen, was ihn damals besonders anzog, es so darstellen, wie es ihm vorkam, und Reflexionen damit verbinden, zu welchen ihn das Gesehene führte.“ Wir glauben, dafs dem Verf., als einem unserer Veteranen in der Arzneikunde, vorzugsweise ein Urtheil in diesem Fache zustehe, und dafs seine Bemerkungen über die verschiedenen, ihm in Paris zur Anschauung und Untersuchung gekommenen medicinischen Gegenstände von besonderem Gewichte seyn werden. Auch hat der Vf. an verschiedenen Stellen der Schrift den Beobachtungen und Urtheilen französischer Aerzte über die betreffenden medicinischen Gegenstände seine eigenen Ansichten und Erfahrungen über dieselben eingeschaltet

Digitized by Google

Das Werk zerfällt in acht Abschnitte. Ref. wird trachten, dasjenige aus denselben in möglichster Kürze für unsere Leser auszuheben, was ihm der Mittheilung vorzugsweise werth scheint, und hie und da seine Bemerkungen anfügen.

I. Veranlassung zur Reise. — Mineralquellen. — Medicinalanstalten in Bonn, Mainz und Strasburg. S. 1 — 13. Der Veranlassung zur Reise des Verf. haben wir bereits erwähnt. Hauptsächlich war es der innerliche Gebrauch der Wiesbadener Heilquellen, welchen derselbe seine Genesung verdankte, und eben diesem Gebrauche schreibt er es auch zu, warum diese Thermen, welche aufser ihrer beträchtlichen Wärme sich noch besonders durch die verhältnifsmäfsig grofse Menge fester Bestandtheile auszeichnen, gegenwärtig trefflichere Wirkungen gegen mancherlei Unterleibsbeschwerden hervorbringen, als ehemals, wo man sich ihrer häufiger blos als Bad bediente. Nach dem Verf. werden diese Quellen, so wie überhaupt alle, welche stetigen geognostischen Verhältnissen ihr Daseyn verdanken, durch einen, tief im Inneren der Erde durch eigenthümliche Gebirgsverhältnisse hervorgebrachten, galvanischen Procefs erzeugt, zu welchem ein ungeheurer Kraftaufwand der Natur gehört, welcher auch die Ursache ist, dafs schon die blofse natürliche Wärme, die an einem solchen Wasser verschieden adhärirt, inniger mit ihm gemischt ist, und langsamer von ihm entweicht, auch ohne sonst besonders hervorstechende physisch-chemische Qualitäten, ihm Heilkraft verleiht. Daher hält der Verf. auch nicht viel auf künstlich fabricirte Mineralwasser, weil nicht in der oft geringen Menge von Kohlensäure, Eisenoxyd oder andern Salzen, sondern in der von der Natur auf bestimmte Weise dargestellten Verbindung der Gesammtheit der Bestandtheile, als einem geschlossenen Ganzen, die Wirkung eines Mineralwassers auf den belebten Organismus gesucht werden mufs, die Kunst aber eine solche Verbindung nicht hervorzubringen vermag. — In Bonn besuchte der Vf. das v. Walther'sche chirurgische Klinikum, in Mainz die vom Geheimenrathe Leidig geleitete Hebammenschule, und ertheilt beiden Lehranstalten das gebührende Lob. — In Strasburg, dessen medicinische Facultät gegenwärtig zwölf Professoren zählt, die in französischer Sprache Vorlesungen halten, obwohl man auf dieser Hochschule noch das benachbarte Deutschland erkennt, sah der Verf. auf dem anatomischen Museum, das er insbesondere auch wegen seiner trefflichen pathologischen Präparate als vorzüglich rühmt, den kariös gewesenen Schädel eines Syphilitischen (S. 116.), dessen angefressene Stellen hin und

wieder Quecksilberkügelchen in den Knochenzellen zeigen, so wie er dann (a. a. O.) zum weiteren Beweise des substantiellen Ueberganges des Quecksilbers in den Körper die ihm von Biett in Paris mitgetheilte Erfahrung von einem mit veralteter Lustseuche behafteten Menschen anführt, der oft Mercurialkuren bestanden, und welchem im warmen Bade regulinisches Quecksilber aus den Poren der Achselhöhle drang. — Im Entbindungshause zu Strasburg wendet Lobstein das Mutterkorn als wehenbefördernde Arznei zu einem halben Skrupel halbstündlich oder alle Stunden mit Vortheil an. — Von Fodéré, aus Savoyen, ehedem Hospitalarzt in Marseille, gegenwärtig Professor der gerichtlichen Arzneiwissenschaft in Strasburg, und der Erste, der diese Wissenschaft in ihrer Gesammtheit in Frankreich einführte, rühmt der Verf. seine noch immer fortdauernde literarische Thätigkeit in schon vorgerücktem Alter. — Zu Gunsten des Magnetismus erwähnt der Vf. der Erfahrung des verdienten Dr. Reisseissen in Strasburg von mehreren in seiner Praxis ihm vorgekommenen Fällen von spontanem Somnambulismus, deren öffentliche Bekanntmachung um so wünschenswerther wäre, als dieselben ohne Einschreitung magnetischer Behandlung verliefen, Reisseissen selbst keinen Gebrauch vom Magnetismus in seiner Praxis macht, und er bei grofsem Scharfsinne und Gründlichkeit unbefangen und frei von Schwärmerei ist, welche gute Eigenschaften, nach des Ref. Ermessen, bei Magnetiseurs um so mehr Anerkennung verdienen, je seltener sie bei ihnen angetroffen werden.

II. Paris. — Aerzte, Wundärzte, Geburtshelfer und andere Heilkünstler. — Académie royale de médecine. — Apotheker. — Mineralwasserverkauf. — Klinische Anstalten. — Anatomie. — Prüfungen. — Ecole de médecine. — Kranken- und Versorgungsanstalten. S. 14 — 37. Bei einer Zahl von 712,212 Seelen hat Paris 640 Aerzte und Geburtshelfer, 154 Wundärzte, 8 Augenärzte, 45 Zahnärzte, 37 Officiers de Santé, 31 Bruchschneider und Bruchbänderverfertiger, und 23 Thierärzte. Besitzer von Apotheken werden 206 gezählt. Handlungen von natürlichen und künstlichen Mineralwassern bestehen 14. Letztere verkaufen beinahe alle Apotheker. In den Officinen der letzteren wird vorzüglich auf ein gefälliges und einnehmendes Aeufsere, und bei den Mitteln möglichst auf Wohlgeschmack und Wohlgeruch gesehen. Geheimmittel werden von Apothekern und andern ansässigen Leuten in Menge feil geboten. Unter jene gehört insbesondere der Roob antisyphilitique des Laffecteur, dessen eigentlicher Er-

Digitized by Google

finder aber der Arzt Boyveau seyn soll. Ref. heilte bei seinem Aufenthalte in Frankreich zur Zeit der Occupation einen jungen Mann an der Lues confirmata buchstäblich nach den Rust'schen Inunctionsvorschriften und deren Zubehör, der viele Monate zuvor sein Geld an diesen Roob nutzlos verschwendet hatte, und der Verzweiflung über die vermeinte Unheilbarkeit seines Uebels nahe war. Derselbe lebt jetzt als glücklicher Familienvater. — Für einen chirurgischen Besuch nimmt Dupuytren oft 300 Franken, andere Aerzte von einem Handwerker 30 Sous; die Einnahme des Erstern soll sich jährlich auf 300,000 Franken belaufen. Ein Pariser Arzt, der einigermafsen viele Kranke hat, wechselt des Tags zwei bis drei Mal mit frischen Pferden. — Die Académie royale de médecine wurde 1820 mit der Bestimmung gestiftet, auf Verlangen der Staatsverwaltung Gutachten über Gegenstände der Gesundheitspolizei zu geben. — Insbesondere rühmt der Verf. die Leichtigkeit, mit der man in Paris, wo Alles mehr dem öffentlichen Nutzen gewidmet ist, zu allen wissenschaftlichen Anstalten zugelassen wird, noch mehr aber die Vorzüglichkeit der Administrationsweise der Pariser Hospitäler, welche mit grofser Ordnung, Zweckmäfsigkeit und möglichster Ersparnifs von Leuten und Umständen gehandhabt wird, und vielen Städten zum Muster dienen könnte. Im Allgemeinen ist die ärztliche Behandlung in ihnen abwartend und unthätig, was Ref., wenn es nicht zu weit getrieben wird, nicht tadeln kann, da er sich oft überzeugt hat, wie viel eine strenge und zweckmäfsige medicinisch-polizeiliche Aufsicht in Hospitälern, auch ohne grofsen Arzneiapparat, vermag. Auf die Krankenkost wird viel Aufmerksamkeit verwendet, und dies findet Ref. gleichfalls höchst zweckgemäfs, da der Arzt bei einem strengen diätetischen Regime des Kranken in der Regel viel leichter und sicherer heilt, und sich die Kranken viel öfter durch's Zuviel, als Zuwenige in der Diät Schaden zufügen. Sämmtliche dreizehn öffentliche Kranken- (Hôpitaux) und eilf öffentliche Verpflegun häuser (Hospices), so wie das Gebär- und Findelhaus, da nnenbüreau und andere Wohlthätigkeitsanstalten, steh sie mögen durch den Regenten, den Staat oder durch P ftungen gegründet seyn (mit alleiniger Ausnahme de stalt zu Charenton, dem K. Taubstummeninstitut er K. Erziehungs- und Verpflegungsanstalt für jüngere und ältere Blinde), unter einer einzigen, aus siebenzehn Mitgliedern bestehenden, allgemeinen Aufsichts- und Verwaltungsbehörde (welcher wieder andere ärztliche und administrative Behörden untergeordnet sind), deren

jährliche, von Kapitalzinsen, Grundstücken, Vermächtnissen, Accisen, Verpachtungen u. s. w. herrührende Einnahme und Ausgabe beiläufig zu 9 1/2 Million Franken berechnet wird. Jene öffentlichen Hospitäler, unter denen z. B. das Hôtel-Dieu jährlich im Durchschnitte 10,500, das Hôpital St. Louis 9000, das Hôpital de la Charité 2753 Kranke aufnimmt, geben im Durchschnitte 35,000 Kranken (mit wenigen Ausnahmen) unentgeldlichen Aufenthalt, Verköstigung und ärztliche Behandlung, und aufser den zwölf Anstalten in den zwölf Stadtbezirken zu unentgeldlicher medicinischer und chirurgischer Behandlung kranker Hausarmen (secours à domicile), der unentgeldlichen Vertheilung von Bruchbändern, der Behandlung des Erbgrindes, der Vaccination, finden jährlich noch etwa 5000 Personen in den Versorgungshäusern (Hospices) gleichfalls ohne Bezahlung Aufnahme und ärztliche und diätetische Verpflegung. Vollkommen einverstanden ist Ref. mit dem Vf., wenn er behauptet, dafs ungeachtet des Reichthums an Krankenhäusern in Paris der Studirende daselbst doch weniger lerne, als in deutschen klinischen Anstalten, wo derselbe mehr zur Selbstthätigkeit veranlafst wird, und unter Anleitung und Aufsicht des Lehrers entweder Kranke selbst zur Besorgung bekommt, oder wenigstens zu eigener Untersuchung derselben specielle und praktische Anleitung erhält. Zu der sehr wahren Bemerkung des Verf., dafs die Passivität des Studirenden bei den Hospitalumgängen und den Verordnungen des Lehrers während derselben, erstere gegen gewöhnliche Krankheitsfälle gleichgültig mache, fügt Ref. hinzu, dafs sie dem angehenden Arzt allmählig auch noch zu dem Dünkel Veranlassung geben, als sey die Untersuchung und Behandlung der Kranken auch für ihn eine eben so leichte Sache, wie für den Lehrer, welcher täglich ohne grofse Mühe und Zeitaufwand Hunderte von Kranken zu besuchen und zu behandeln vermöge; welcher Dünkel dann unvermeidlich zur Indolenz und zum Schlendrian führt, und zum grofsen Schaden des künftigen Arztes und Kranken von einem eifrigen und gründlichen Studium der medicinischen Wissenschaften nur gar zu leicht entfernt hält. Es ist daher auch nicht selten, dafs junge Aerzte, wenn sie die hohe Schule verlassen haben, und nun, sich selbst überlassen, in einen praktischen Wirkungskreis treten, Vieles ganz anders und namentlich schwerer finden, als sie sich's auf der Akademie, woselbst sie weniger, als es hätte geschehen sollen, an die Selbstthätigkeit am Krankenbette gewöhnt wurden, gedacht hatten, und nun erst anfangen müssen, die Kranken durch eigene Augen zu

Digitized by Google

sehen, da sie die ihres Lehrers nun entbehren müssen. Eben so hält Ref., gleich dem Verf., dafür, dafs ein schon gereifterer Arzt aus dem Besuche der vielen und grofsen Pariser Krankenanstalten mehr Nutzen ziehen werde, als ein angehender, da die Masse dessen, was sich der Beobachtung darbietet, für den letzteren zu viel ist, als dafs sein Geist sich solche assimiliren könnte, und es weniger darum zu thun seyn darf, viele Kranke mit leiblichen Augen anzuschauen, als vielmehr Krankheiten zu beobachten und sie gründlich studiren und behandeln zu lernen. — Zu Uebungen im Operiren ist in Privatstunden Gelegenheit, und die grofse Wohlfeilheit der Leichname begünstigt dasselbe unstreitig. Letzterer Umstand ist nach Ref. gewifs auch eine Hauptursache, warum das Studium der praktischen Anatomie in Frankreich (besonders in neuerer Zeit, und seit Bichat und Broussais) so fleifsig betrieben wird, obwohl der Schwierigkeiten, Leichen zu erhalten, unerachtet, auch in England die praktische Zergliederungskunst in unsern Tagen immer mehr Ansehen gewinnt, und der Medicin und Chirurgie voranleuchtet.

III. Broussais und seine Lehre. S. 38 — 90. Wie es Ref. scheint, ein treues, aus der Natur genommenes Bild dieser Lehre, in der Nähe entworfen, und ohne Leidenschaft dargestellt, aber, trotz ihrer vielen Anhänger in Frankreich und andern Ländern aufser Deutschland, keineswegs zum Vortheil derselben! Die Grundzüge dieser Doctrin kennt der Leser längst, theils aus dem bekannten Examen des doctrines médicales, theils aus dem Catechisme de la médecine physiologique, theils aus einer nicht geringen Anzahl anderer Schriften und Beurtheilungen, die selten zu Gunsten, viel häufiger aber zum Nachtheil der genannten Doctrin gesprochen haben; un Ref. hält es daher für überflüssig, die Grundsätze derselben hier zu wiederholen. Bedauern mufs übrigens Ref., dafs der Verf., welchem es bei der Darstellung dieses Broussais'schen Systems offenbar um Wahrheit und Unpartheilichkeit zu thun war, bei Anführung der grofsen Mängel desselben, nicht auch das, obschon in einer Masse von Einseitigkeiten und Irrthümern versteckte, und wahrscheinlich nur durch die unerträgliche Anmafsung des Stifters mehr in den Hintergrund gekommene, und weniger anerkannte Gute derselben einer kurzen Aufmerksamkeit werth hielt, und die Verdienste Broussais um die Lehre von den akuten und chronischen Unterleibsentzündungen, den neuen Impuls, den er der pathologischen Anatomie in Frankreich ertheilte, und der nicht ganz mit Unrecht in einem weiteren Umfange als bisher von ihm

Digitized by Google

in Anwendung gebrachten Lehre von den krankhaften Sympathien und der Oertlichkeit fieberhafter Krankheiten (Gegenstände, welche in manchem Betrachte mit einer unbefangenen Beobachtung der kranken Natur übereinstimmen, so wenig sie auch in den gewöhnlichen Lehren der Schule enthalten sind) nicht auch einige Erwähnung that. Den Ref., welcher in Leichen der verschiedensten Art sehr oft auch die unzweideutigsten Merkmale von Entzündung im Verdauungskanale fand, ohne dafs er ihre Anwesenheit im Leben zu vermuthen Ursache gehabt hatte, bedünkt es, Broussais sey so zur Gründung seiner Lehre gekommen, dafs er bei zahlreichen und genauen anatomisch-pathologischen Untersuchungen den Magen und Dünndarm zwar allerdings häufig entzündet fand, hieraus nun aber voreiliger und irriger Weise schlofs, dafs ein solcher Zustand in den meisten, ja allen fieberhaften Krankheiten vorhanden sey, und nun einerseits getrieben durch seinen Hang zur Berühmtheit und den Kitzel zu Reformationen, andererseits aber doch entblöfst von gründlichen und umfassenden medicinischen Kenntnissen, sich verleiten liefs, auf jene, in unsern Tagen zwar allerdings vernachlässigte, von älteren Aerzten aber, und insbesondere von Morgagni gar wohl schon gekannte Lehre von den verborgenen Entzündungen im Verdauungskanale in anhaltenden Fiebern ein ganzes medicinisches System zu gründen, und solches, koste es, was es wolle, und koste es selbst Menschenleben, nach seinen physiologischen, pathologischen und therapeutischen Principien auf eine bis zur fixen Idee gehende, und mit der verderblichsten Consequenz geführte Weise zu vertheidigen. Ref. hält sich daher auch fest überzeugt, dafs Broussais's System sich weder nach seiner theoretischen noch praktischen Seite halten werde, sich nicht halten könne, dafs es namentlich in Deutschland, wo man zwar allerdings die Leistungen der Ausländer oft begieriger aufnimmt, als sie es verdienten, ihre Verdienste nicht selten überschätzt, dasjenige aber, was sie uns geben, in der Regel doch vorher seinen Fundamenten nach besonnen und gründlich prüft, ehe ein Urtheil darüber gefällt, und von demselben praktischer Gebrauch gemacht wird, niemals Wurzel fassen, aber auch das einzelne Gute dieser Doctrin bei vorurtheilsfreien und für das Bessere empfänglichen Aerzten nicht verloren gehen werde, und namentlich die in unsern Tagen vielfach übersehene Lehre von den akuten und chronischen Entzündungen des Verdauungskanals, welche gewifs auch nicht ohne vortheilhaften Einfluss auf die specielle Lehre der gastrischen und galligten Fieber bleiben wird, durch dieselbe

Digitized by Google

neue und gerechte Anregung empfangen habe. — Im Uebrigen hat Ref. mit vielem Vergnügen des Verf. Mittheilungen über Br., den er als einen kraftvollen, freundlichen Mann von 50 Jahren, mit dem Ausdrucke des Muthes und der Entschlossenheit, aber auch der Leidenschaftlichkeit und Schlauheit beschreibt, gelesen. Die Hauptzüge seines Charakters sind Ehrgeiz und Ruhmbegierde. So tadelnswerth und wenig lehrreich der Verf. Br.'s Klinik um seiner mangelhaften diagnostischen, ätiologischen und therapeutischen Untersuchung der Krankheiten willen fand, so besuchte er doch dieselbe zu wiederholten Malen, und lernte Br., der aufser seinem Hospitaldienste eine weitläuftige Praxis hat, auch bei Besuchen zu Hause kennen. Br.'s medicinische Klinik im Val-de-Grâce fand der Verf. übrigens immer viel weniger besucht, als die chirurgische Klinik Dupuytren's im Hôtel-Dieu (was dem Ref., wenn auch Br.'s Klinik besser beschaffen wäre, als sie es ist, leicht erklärlich scheint, da eine chirurgische Klinik, in welcher alle Arten von bedeutenden, und zum Theil sehr seltene chirurgische Fälle vorkommen, und viele grofse Operationen gemacht werden, nicht nur von wundärztlichen, sondern auch vielfach von ärztlichen Zöglingen besucht zu werden pflegt), und meistens waren seine Zuhörer Leute von einer weniger wissenschaftlichen Ausbildung, die möglichst schnell und auf einem weniger mühevollen Wege gute Aerzte werden wollten, und die für ihn begeistert sind, wenn sie, das Bessere noch nicht kennend, seine Festigkeit und Ausdauer im Vertheidigen seiner Lehre und die Sicherheit in seinem Handeln auch unter den mifslichsten Umständen gewahren. Doch erwähnt der Verf. S. 70, dafs wenn Br.'s Behandlung eines Kranken keinen vortheilhaften Erfolg habe, er sich nicht selten hinter den Ohren kratze, indem er sagt: man müsse Geduld haben, die Zeit bringe Linderung, gewöhnlich aber dann auf seine alte Idee, die Gastro-Enteritis zurückkomme. Zu den vorzüglichsten Anhängern Br.'s in Paris gehören unter Andern Jadelot, Lerminier, Husson, Lallemand, Bégin; einer seiner schonungslosesten Gegner ist Authenac, sein gediegenster Laennec. Wohl sehen die vorzüglicheren Aerzte in Paris die Seichtigkeit seines Systems ein, aber sie nehmen zu viel Rücksicht auf sein Ansehen, auf die Menge der seiner Parthei Zugethanen, auf den Einfluss, den er bereits hat, und auf die heftigen Ausfälle, die er sich gegen seine Widersacher erlaubt. — Aufgebracht war Br. über *Marcus*, als ihn der Verf. mit der Behauptung des letzteren bekannt machte, dafs dem Typhus eine Gehirnentzündung zu

Digitized by Google

Grunde liege. Ref. bemerkt hiebei, dafs sich Br. mit Marcus wahrscheinlich wieder ausgesöhnt haben würde, wenn er zugleich erfahren hätte, dafs letzterer schon längst in Deutschland die meisten gastrischen Fieber für Magenentzündungen erklärte. — Vorzüglich schadet nach unsers Verf. Ansicht Br.'s Verfahren durch Unterlassen, weniger durch starkes Eingreifen in der Anwendung von Mitteln; viele seiner Kranken erholen sich nur langsam, die, auf die Weise deutscher Aerzte behandelt, sich schneller erholen würden, andere gehen zu Grunde wegen Versäumnifs des passenden Arzneigebrauchs, noch andere, weil sie unzeitig, unstatthaft oder unzweckmäfsig geschwächt wurden. Unter den Aerzten von Valde-Grâce, welche unter sich abwechselnd den Dienst haben, sterben auch bei Br. verhältnifsmäfsig am meisten Kranke. Demungeachtet ist Br. im Stande, in der Ueberzeugung von der Wahrheit seiner neuen Lehre zu behaupten, dafs die Pathologie vor ihm „un chaos, un amas informe de vérités et d'erreurs" war, und „le grand Hippocrate, s'il vivait encore, se ferait une gloire, d'assister à mes cours, pour apprendre ma doctrine." Wer erinnert sich nicht hiebei unwillkührlich an die eben so lächerlichen als ärgerlichen Prahlereien des Paracelsus?!

IV. Lännec. — Gebrauch des Brechweinsteins und anderer Spiefsglanzmittel, so wie der Ipekakuanha in Brustkrankheiten und Rheumatismen. — Das Stethoskop. — Dupuytren. — Boyer. — Das Hôtel-Dieu. — Das Ludwigshospital. — Alibert. — Biett. — Dunstbäder. — Neuere pharmakologische Nomenklatur. — Die Charité. — Ansteckungsfähigkeit der Lungensucht. — Das Hospital der Syphilitischen. — Sublimat. — Speichelflufs. — Folgen der väterlichen Lustseuche für die Nachkommenschaft. — Das Hospital für Kinder. — Larrey. — L'Hôpital de la Garde royale. — Moxa. S. 91 — 139.

Der Verf. rühmt Lännec's richtigen Blick und seine Bestimmtheit in der Diagnose der Brustkrankheiten, und die Anwendung des Stethoskops zur Unterscheidung der Lungen- und Herzfehler hält er in mehrfachem Betrachte für eine Bereicherung unserer Wissenschaft. Es bedienen sich auch desselben in Paris Heilkünstler der verschiedensten Meinungen und Systeme, so wie es die Studirenden während ihrer Hospitalbesuche und die meisten praktischen Aerzte in Paris bei sich tragen. Häufig sey es aber auch, dafs die französischen Aerzte dadurch etwas mehr zu hören glauben, als man in der That mit gesunden Ohren, aber unbefangenem Sinne höre, und

Digitized by Google

Ref. fügt aus seinen Erfahrungen, die er bis jetzt mit diesem Werkzeuge gemacht hat, hinzu, dafs dasselbe seinen diagnostischen Nutzen wohl bewähren dürfe, um nur einigermafsen für die Zeit und Mühe zu entschädigen, welche man bedarf, um sich in seinem Gebrauch gründlich einzuüben, und sich wesentliche Vortheile für die Diagnose und Therapie durch dasselbe zu verschaffen. Lännec wendet den Brechweinstein nach Rasori und Peschier in Peripneumonieen und Rheumatismus articularis von 6 bis 12 Gran häufig mit schnell gutem Erfolge an, und nur selten entstehe Erbrechen, meist aber Verstopfung darnach. Auch der Verf. machte die Erfahrung, dafs Kranke mit entzündlichen Affectionen der Brust, nach vorausgegangenen Aderlässen, den Goldschwefel sowohl, als die Ipekakuanha in ungewöhnlich grofsen Dosen ohne Uebelkeit oder Erbrechen ertragen können, wobei sich Ref. zu bemerken erlaubt, dafs er diesen Umstand, von welchem in unsern Tagen oft die Rede ist, nicht so sehr auffallend findet, da nach den Gesetzen des Antagonismus im kranken Leben, bei der Anwesenheit einer Entzündung in der Brusthöhle, in der Regel die sensible Stimmung der Eingeweide der Bauchhöhle vermindert ist, und sich namentlich der Magen, bei seiner dem kranken Organismus zugewandten, und durch dasselbe verminderten und veränderten Thätigkeit, im Stadio cruditatis einer Peripneumonie eine Zeit lang in einer Art von Torpor befindet, bei welchem nauseose, emetische und purgirende Arzneimittel ihre sonst gewöhnliche Wirkung auf den Körper entweder gar nicht, oder nur in vermindertem Maafse hervorzubringen pflegen. Dieselbe Erscheinung temporärer und relativer Unempfindlichkeit des Körpers für gewisse, zu andern Zeiten wieder anders wirkende Reize finden wir auch in andern Krankheiten, denn dieselben Gaben nach und nach gereichten Quecksilbers, welche im gesunden, oder wenigstens fieberlosen Zustande bei den meisten Personen die stärkste Salivation hervorbringen würden, veranlassen hievon bei akuten Fiebern oder gewissen örtlichen Entzündungen in acme morbi keine Spur, dieselben Gaben Opium in krampfhaften Krankheiten oft keine Minute Beruhigung oder Schlaf, die im gesunden Körper oder in gewissen andern Krankheitszuständen nicht nur alsbald die eben genannten Erscheinungen, sondern selbst die vollkommenste Narkosis nach sich ziehen. Um aber in diesem Bezuge blos bei der Peripneumonie stehen zu bleiben, so hat Ref. zwar den Brechweinstein bisher noch nie in den ihm vorgekommenen Fällen von Lungenentzündung in Gebrauch gezogen, und er kann daher aus

eigener Erfahrung bis jetzt weder über den Nutzen dieses Medikaments in der genannten Krankheit überhaupt, noch über seine positive oder negative Wirkung auf den Verdauungskanal in derselben ein Urtheil fällen; aber es bestätigt sich ihm das eben genannte Gesetz des Antagonismus kranker Organe gegen einander doch auch bei der von ihm in Anwendung gebrachten Behandlung der Peripneumonie, indem er, wie Andere den Brechweinstein, ohne Erbrechen oder Durchfall zu erregen, in Lungenentzündungen reichen, eben so auch (nach vorangegangenen und gleichzeitigen, durch individuelle Umstände zuweilen sehr reichlich gewordenen allgemeinen und besonderen Blutausleerungen) nicht selten Tage lang in der einen Stunde Salpeter und in der andern versüfstes Quecksilber mit Pulv. fol. digital. purpur. (letzteres zuweilen zu 1 Gr. alle zwei Stunden) nebst Goldschwefel reichte, ohne auch nur ein einziges Mal deutliche Uebelkeit, Erbrechen oder häufige Stuhlgänge im Stadio cruditatis dieser Krankheit erregt zu haben. Ref. glaubt, dafs es in Fällen reiner Pneumonie in der Regel auch gar nicht gut seyn würde, wenn der Brechweinstein oder jene andern eben genannten Medikamente Erbrechen oder Durchfall erregen, und somit ihre sonst gewöhnlichen Wirkungen auf den Verdauungskanal äufsern würden, weil sonst wohl die glückliche und vollkommene Zertheilung der örtlichen Entzündung dadurch gestört oder gehindert werden würde, und er hat in den Fällen des günstigen Ausganges selbst der heftigsten Peripneumonieen beobachtet, dafs es der Natur hiebei nicht um Erbrechen oder Erregung von Durchfällen zu thun war, sondern dafs sie lediglich durch Schweifse, reichlichen Bronchial- und Lungenauswurf und Sedimente im Urin in der Regel die Genesung einleitete und bewerkstelligte. — Ein ähnlicher temporärer Torpor der Verdauungswerkzeuge findet dann aber auch gewöhnlich bei Säufern Statt, jedoch bei diesen offenbar aus Ueberreiz, und es ist daher nichts Ungewöhnliches, wenn ein solcher 1 1/2 Gr. Opium mit 4 Gr. Goldschwefel (wie der Verf. S. 96. ein Beispiel dieser Art aus eigener Erfahrung mittheilt) auf einmal ohne merkliche Aenderung im Husten, Schläfrigkeit oder Uebelkeit nehmen konnte. Ref. erlaubt sich hiebei in dieser Beziehung auch an die grofsen Dosen Mohnsaft zu erinnern, welche zuweilen nöthig sind, um im Delirium tremens Beruhigung und Schlaf hervorzubringen, und bittet überhaupt zu bedenken, dafs die Arzneimittel in gewissem Sinne nicht dem Kranken, sondern der Krankheit gelten. — Einen interessanten, selbst beobachteten Fall von

der Heilkraft der Ipekakuanha (mit Salmiak) im Bluthusten erzählt der Verf. S. 99. von einem 22jährigen, bereits seit 13 Monaten an diesem Uebel leidenden Jünglinge, welcher oft binnen einer Stunde 1 1/2 bis 2 Pfund Blut spie, und gegen dessen Uebel die sonst bewährtesten und anhaltend gereichten Mittel nichts gefruchtet hatten. — Nächst Lännec's medicinischer Klinik gedenkt der Verf. mit grofser Auszeichnung der chirurgischen, von mehreren hundert Zuhörern aus allen Weltgegenden besuchten Klinik Dupuytren's im Hôtel-Dieu, dem gröfsten, in neueren Zeiten viel verbesserten Krankenhause, und Dupuytren selbst schildert er als einen, in wissenschaftlicher und technischer Hinsicht gleich vollendeten Wundarzt. — Eines der anziehendsten, geräumigsten und wohlhabendsten Hospitäler in Paris ist das Hôpital St. Louis, welches gröfstentheils Hauskranke aller Art aufnimmt, unter welchen der Verf. auch einige Fälle von Ichthyosis zu sehen Gelegenheit hatte. Alibert, Biett und Richerand wirken in demselben, und namentlich zeigte sich Biett als ein vielseitig gebildeter, trefflicher Praktiker, dem auch die Leistungen der Ausländer nicht fremd sind. Gegen den Herpes exedens wird das Cosme'sche Mittel und innerlich das Decoct. Zittmanni, gegen andere Flechten das Blasenpflaster und innerlich nicht selten die Tr. cantharid. bis zu 25 Gtt. täglich einige Monate lang angewandt. Eben so wird der Arsenik innerlich gegen verschiedene Hautübel häufig in Gebrauch gezogen, und von den Franzosen sehr gerühmt. Hauptsächlich ausgezeichnet ist das Ludwigsspital durch seinen grofsen und kostspielig errichteten und unterhaltenen Apparat von warmen Wasserbädern, durch seine Dampfbäder für die ganze Hautoberfläche und einzelne Stellen derselben, die Regendouche, Schwefeldunstbäder (nach Galés; eigentlich aber ist Darcet nach S. 115. der Erfinder der Dampfapparate, da er sie längst vor Galés's Bekanntmachung verfertigen liefs) und örtliche Mineraldunstbäder, z. B. von Zinnober- oder Schwefeldämpfen für das Gesicht, ohne dafs davon etwas in die Lungen des Kranken kommt, welcher durch eine, mit einem Trichter versehene Röhre athmet. Diese einzige, grofsartige Badeanstalt verdient, nach dem Verf, wegen des ungeheuern Umfanges, der Mannichfaltigkeit ihrer Theile und der Trefflichkeit ihrer mechanischen Hülfs- und Verbindungsmittel, das sehr genaue Besehen eines jeden nach Paris reisenden praktischen Arztes. Bei Behandlung der Krätze bedient man sich vorzüglich der Bäder aus Schwefelkali, und nicht nur die Hospital-, sondern auch viele tausend Kranke überhaupt, die in ihren Häusern

Digitized by Google

wohnen, und vom Hospitale behandelt werden, erhalten in letzterem ihre Bäder. Unser Verf. hält, wie wir auch schon aus seinen Beobacht. im Geb. der ausüb. Heilk. wissen, concentrirte Schwefelbäder gleichfalls für das sicherste und bequemste Mittel, um die Heilung der Krätze in der Regel ohne alle innerliche Arzneien zu erzielen, und Ref. versichert, durch das blofse, Morgens und Abends unternommene warme Waschen des Körpers mittelst einer Auflösung des Schwefelkaliums, ohne allen inneren Arzneigebrauch und ohne üble Folgen, eine grofse Anzahl Personen von der Krätze befreit zu haben, wodurch somit nicht nur die Kosten für die Bäder erspart, sondern auch die Behandlung des Uebels um Vieles vereinfacht wurde. Ref. läfst jedoch nicht die ganze Hautoberfläche auf einmal, sondern nur stellen- oder gliederweise mit jener Auflösung waschen, und hält genau darauf, dafs die Waschungen zwar sehr warm, aber ohne starke Reibung der Haut geschehen, und dafs von Zeit zu Zeit mit denselben einen oder mehrere Tage ganz ausgesetzt werde, weil sich sonst leicht an einzelnen Stellen der Haut, besonders am Ellbogengelenke, flechtenähnliche Krusten bilden, welche nicht selten die gänzliche Heilung verzögern und wieder eine besondere äufsere Behandlung erfordern, auch die Natur solche Stellen gerne benutzt, um durch sie habituelle krankhafte Ausscheidungen zu begründen. Für eine wesentliche Bedingung zur gründlichen Heilung und zu Verhütung der Wiederkehr der Krätze hält es Ref. sodann ferner bei dieser Behandlung, dafs im Verlaufe derselben diejenigen Kleidungsstücke, welche während jener Hautkrankheit getragen wurden, in Seifenwasser oder Lauge gewaschen werden, weil von ihnen aus die Krätze, besonders an den Handgelenken, sich der Haut sonst leicht wieder aufs Neue mittheilt. — Auch gegen allgemeine Kleien- und Schuppenflechten wendet der Verf. das Schwefelkali in Auflösung äufserlich und die Tinct. cantharid. innerlich bei Erwachsenen täglich 3 Mal zu 6, allmählig zu 24 Tropfen, also bis zu 72 des Tags, 5 bis 6 Wochen lang, bei magerer Diät, Enthaltung von erhitzenden Getränken, und zuletzt Bädern aus kohlensaurem Natrum an, wobei die Flechten zugleich mit Liquor calcar. oxymuriat. bedupft werden, wenn sie durch die Schwefelleber zuvor röth und schmerzhaft geworden waren. Die aus Sublimat, Sassaparille- und Chinawurzel bestehende, im Hôpital St. Louis häufig angewandte Tisane de Feltz fand der Verf. in seinen Erfahrungen gegen eingewurzelte secundäre Syphilis gleichfalls sehr hülfreich.

Digitized by Google

An der Charité, einer reinlichen Anstalt mit beiläufig 2800 Kranken beiderlei Geschlechts (besonders vielen Brustkranken und Bleikoliken), und einer medicinisch-chirurgischen Klinik, wirken Boyer, Roux, Lerminier und Fouquier, welcher letztere die Ansteckungsfähigkeit der Lungensucht läugnet, die unser Verf. aber unter gewissen Umständen in Schutz nimmt, und gegen deren Ansteckung sich die Gesundheitspolizei noch weniger wirksam zu beweisen vermöge, als selbst gegen die Fortpflanzung der Lustseuche. Ref., welcher die Lungensucht, wie jeder andere Arzt auch, leider! schon häufig genug beobachtete, will die Ansteckung durch dieselbe in einzelnen Fällen und unter gewissen Bedingungen zwar nicht läugnen, und bekannt ist es ohnedies, dafs dieser Krankheit in südlichen Klimaten, wie namentlich in Italien, eine deutlicher und entschiedener ansteckende Kraft zugeschrieben wird. Allein bis jetzt ist ihm noch kein Fall von Uebertragung dieser Krankheit vorgekommen, und zwar selbst nicht in solchen Fällen, wo Personen mit offenbarer, entweder individueller oder in der Familie begründeter Anlage zur Lungenzehrung mit dem Lungensüchtigen durch eine Reihe von Medien in naher und beständiger Berührung standen, stets neben demselben schliefen, zu jeder Zeit mit ihm in derselben Atmosphäre verweilten, ja sogar, gegen die ausdrückliche und oft wiederholte Warnung des Ref., selbst das durch die schmelzenden Schweifse des Schwindsüchtigen durchnäfste Bett mit ihm theilten. Wäre jedoch bei der Annahme einer entschiedenen Ansteckungsfähigkeit der Lungensucht von wirksamen gesundheitspolizeilichen Mafsregeln gegen deren Uebertragung auf Andere die Rede, so fände Ref. ein einfaches, und wenn es gehörig befolgt wird, gewifs nicht unwirksames Verfahren darin, dafs es jedem Arzte, welcher einen Schwindsüchtigen behandelte, zur Pflicht gemacht würde, im Falle des Ablebens des letzteren der Obrigkeit sogleich die Anzeige davon zu machen, damit die Angehörigen des Verstorbenen zu sorgfältiger Lüftung und Reinigung des Zimmers, in welchem sich der Schwindsüchtige aufhielt, so wie zur Reinigung und Lüftung der von ihm gebrauchten Kleidungsstücke und des Bettes angehalten würden, welches Verfahren, so weit Ref. die Verhältnisse kennt, in der Stadt und auf dem Lande um so leichter Eingang im Publikum finden würde, als dasselbe ohne grofses Aufsehen, ohne grofse Kosten und überhaupt ohne einen fühlbaren Eingriff in die Freiheit des Bürgers in Anwendung gebracht werden könnte.

Digitized by Google

Im Hospital der Venerischen (aux Capucins), welches zu den unreinlichsten in Paris gehört, an welchem übrigens Cullerier der Aeltere werthvolle Vorlesungen über die venerischen Krankheiten hält, werden jährlich gegen 3000 Syphilitische mit fast allen Formen und Modificationen, und etwa 3500 Auswärtige vom Hospital aus behandelt. Das hier fast allein gebräuchliche, innerlich gegebene Quecksilberpräparat ist der in Weingeist aufgelöste Sublimat als van Swieten'sche Solution; der Speichelfluſs wird für etwas Zufälliges, für eine Nebensache bei der Heilung Venerischer gehalten, und so wie die Symptome der Lustseuche verschwunden sind, erfolgt die Entlassung derselben aus dem Krankenhause. Unser Vf. hält jedoch den Speichelfluſs für mehr als eine blos zufällige Erscheinung, er zählt die bekannten nachtheiligen Folgen des längere Zeit fortgesetzten Sublimatgebrauches auf, und hält dafür, daſs von denen, die aus dem Hospitale der Venerischen entlassen werden, genug mit Nachkrankheiten, die einen venerischen Charakter haben, befallen werden mögen. Ref. ist derselben Meinung, und er kann sich daher nicht genug wundern, daſs dieses Mercurialpräparat, welchem nach seiner häufigen, und wie er glaubt, mit Genauigkeit angestellten Beobachtung nur eine sehr bedingte Anwendung, selbst in den secundären Formen der Syphilis zukommt, ein gleich unbedingter Gebrauch gegen primäre sowohl als consecutive venerische Zufälle in einem Hospitale finden kann, wo jährlich eine so groſse Anzahl Venerischer behandelt wird, und es hiebei gar nicht sollte fehlen können, daſs nicht die Menge derer, die durch dieses Mittel entweder gänzlich ungeheilt oder nur scheinbar geheilt, und dann bald wieder mit den abermaligen Symptomen der Lues, vielleicht nur in anderer Gestalt, in das Hospital zurückkehren werden, die Aerzte desselben schon längst hätte zu der Ueberzeugung bringen sollen, daſs überhaupt nur die wenigsten syphilitischen Kranken durch den Sublimat gründlich geheilt werden, daſs man aber insbesondere bei dem Gebrauche dieses Arzneimittels gegen die primären Formen der Syphilis, abgesehen von seiner oft so zerstörenden Wirkung auf die assimilativen und blutbereitenden Organe, am allerwenigsten vor syphilitischen Nachkrankheiten gesichert ist, ja, daſs sich unter dem Gebrauche desselben auch die consecutiven Zufälle der venerischen Krankheit (wogegen der Sublimat noch am ehesten angezeigt wäre) sehr oft noch verschlimmern, statt sich zu bessern oder gänzlich geheilt zu werden.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N. 8. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Kopp ärztliche Bemerkungen.

(*Beschlufs.*)

Ref. könnte dieses durch eine Reihe von Beispielen beweisen, indem ihm Fälle vorgekommen sind, wo unter dem Gebrauche des Sublimats die Uvula bereits der Zerstörung durch das venerische Gift sehr nahe war, und wo nur der reichliche Gebrauch des versüfsten Quecksilbers das Gebilde noch rettete, wo ferner venerische Hautausschläge und nächtliche Knochenschmerzen, venerische Nasengeschwüre und Auftreibungen des Stirnbeines, gegen welche bereits längere Zeit zuvor unter steter Verschlimmerung des Uebels der Sublimat gebraucht ward, allein durch die Anwendung des versüfsten Quecksilbers und den durch dasselbe erregten Speichelflufs gründlich und für immer getilgt wurden. Ref. hat keinen Grund, anzunehmen, dafs sich's hierin in Frankreich viel anders verhalten werde, als in Deutschland, da eine Verschiedenheit im Klima, dessen Temperatur, der physischen Beschaffenheit und Lebensweise der Bewohner beider Länder, nicht in dem Maafse statt findet, dafs bei gleicher Unbefangenheit und Genauigkeit in der Beobachtung die Behandlung der syphilitischen Uebel durch den innerlichen Sublimatgebrauch in dem einen dieser Länder andere Resultate, als in dem andern hervorbringen werde. Ref. bemerkt ferner, dafs diejenigen Syphilitischen darum noch nicht immer gründlich geheilt sind, deren Localübel während der innerlichen Anwendung des Sublimats verschwunden ist (so wenig als derjenige vor den Folgen des tollen Hundsbisses gesichert ist, dessen Bifswunden bald geheilt sind), indem er solche örtliche Uebel schon oft nicht nur innerhalb weniger Tage, also zu einer Zeit schon verschwinden sah, wo von einer antisyphilitischen Wirkung des Quecksilbers noch gar keine Rede seyn konnte, sondern es auch häufig geschieht, dafs venerische Localzufälle in Kurzem ohne allen innerlichen oder äufser-

lichen Quecksilbergebrauch lediglich von selbst wieder verschwinden, und somit für einige Zeit geheilt zu seyn scheinen, dann aber oft erst nach einer Reihe von Monaten durch den nunmehrigen Ausbruch der Symptome allgemeiner Lues beweisen, dafs das einst unbeachtete, schmerzlose, dem Anscheine nach gänzlich geringfügig gewesene, venerische Localübel allmählig im Stande war, seiner inneren Qualität nach sich über den ganzen Körper zu verbreiten, und die ernsthaftesten und hartnäckigsten Folgen nach sich zu ziehen. Ref. könnte zum Belege dieser Wahrheit (die bei der Häufigkeit der venerischen Vergiftung und ihrem oft so tiefen Eingreifen in das physische und moralische Wohl der Menschen, und weil da und dort die blos locale Behandlung frischer venerischer Uebel und die Ueberflüssigkeit des innerlichen Quecksilbergebrauchs gegen dieselben gelehrt wird, nicht häufig genug gesagt und beherzigt werden kann, und daher nicht nur in specie für den syphilitischen Kranken und den ihn behandelnden Arzt, sondern auch für die Gesundheitspolizei im Allgemeinen von der gröfsten Wichtigkeit ist) eine Reihe selbst beobachteter Fälle mittheilen; er will aber, um die Gränzen einer Anzeige nicht noch mehr zu überschreiten, statt aller nur anführen, dafs er gerade im gegenwärtigen Augenblicke einen jungen Menschen behandelt, welcher bereits vor zehn Monaten in Folge des Umgangs mit einer unreinen Weibsperson ein kleines, schmerzloses Geschwürchen an der Vorhaut bekam, das er nicht weiter beachtete, und daher sich selbst überliefs, worauf es nach zehn bis zwölf Tagen geheilt zu seyn schien. Zehn Monate lang hatte er nun einer ununterbrochenen Gesundheit genossen, als sich jetzt erst, ohne dafs er in jener Zeit einen neuen Umgang mit einer Weibsperson gepflogen, die Zufälle der allgemeinen Lues bei ihm entwickelten, und nun nach einander, innerhalb weniger Wochen, venerische Halsschmerzen, Geschwulst und Exulceration beider Mandeln, Condylomata am After und Mittelfleisch, dergleichen Auswüchse am Scrotum, dem männlichen Gliede und der inneren Seite beider Oberschenkel und selbst in den Zwischenräumen der Zehen des rechten Fufses, sich zuletzt aphthöse, warzenartige Erhabenheiten und Excoriationen zeigten, die offenbar venerischer Natur waren, und den sorglosen Kranken zuletzt nöthigten, ärztliche Hülfe zu suchen. — In Rücksicht der wichtigen Frage: ob der Speichelfluss eine wesentliche oder unwesentliche Bedingung zur gründlichen Heilung sowohl primärer als secundärer venerischer Uebel sey, will Ref. hier nur noch kurz, obwohl gegen

Digitized by Google

die Ansicht der Franzosen, bemerken, dafs er denselben in der Regel für eine wesentliche Bedingung zu einer radicalen Heilung der örtlichen und allgemeinen Lustseuche hält, dafs es aber auch einzelne Fälle gebe, wo die gründliche Heilung derselben ohne einen solchen Speichelflufs erfolge, so wie auch zuweilen Fälle vorkommen, wo schon Salivation eintritt, noch ehe das venerische Gift getilgt ist. Ref. kann sich jedoch über diesen Gegenstand hier nicht weiter einlassen, und behält sich vor, bei einer andern Gelegenheit seine Ansichten und Erfahrungen hierüber mitzutheilen.

Im Hospital für kranke Kinder, das gewöhnlich fünfhundert Kranke von zwei bis vierzehn Jahren enthält, ein schönes Local und gute Verpflegung hat, werden die Knaben von Jadelot, die Mädchen von Guersent behandelt, der Verf. berichtet uns aber nichts Ausgezeichnetes von dieser Anstalt. — Mehr verweilt derselbe bei dem Hôpital de la Garde royale, welchem Larrey vorsteht, dessen Ruhm übrigens bei uns gröfser ist, als in seinem Vaterlande, der von Napoleon grofse Auszeichnung genofs, von demselben zum Baron erhoben und in seinem Testamente bedacht wurde, nun aber zurückgesetzt ist, der Prahlerei und Uebertreibung von seinen Landsleuten beschuldigt wird, und ehedem weit besser operirt haben soll, als jetzt. Unser Verf. schildert ihn als einen äufserst gutmüthigen und gefälligen Mann sowohl gegen Fremde, als gegen seine Kranken und Untergebenen; meist wird sein Hospital aber nur von deutschen oder englischen jungen Aerzten besucht. Die Kranken leben in diesem Hospitale am besten. Der gedruckte lange Speisezeddel dieses Krankenhauses enthält mehr Gerichte, als in den gröfsten Gasthöfen mancher Mittelstadt zu haben sind, was den Vf. um so mehr wundert, da Larrey als Militärarzt die Gewöhnung der Kriegsleute an Ueppigkeit und Ueberflufs gewifs nicht gut heifsen kann. Der vielfachen Anwendung der Moxa (von denen die kleinere oder chinesische eine aus mehreren Pflanzenpulvern bestehende Paste ist, die beim Abbrennen die Haut nur oberflächlich, die grofse ägyptische oder Zylindermoxa aber, aus Baumwolle, die Haut tiefer verletzt, welche beide Larrey fast bei jedem Spitalumgange anwendet, ja zuweilen einem Kranken nach und nach 30 Moxen appliciren läfst), gedenkt der Vf. ausführlich, und bemerkt, dafs Larrey dadurch nicht selten in Fällen Genesung bewirke, wo die Anwendung sonst ganz ungewöhnlich erscheine. Ref. hat sich der Moxa in der Hospital- und Civilpraxis auch schon öfter bald mit, bald ohne guten Erfolg bedient, und er ist überzeugt, dafs die Anwen-

Digitized by Google

dung dieses kräftigen Mittels in mancherlei chronischen, inneren und äufseren, Krankheitszuständen, gegen welche die Kunst so oft ohne guten Erfolg kämpft, von ausgezeichnetem Nutzen seyn würde, wenn nur die betreffenden Kranken sich in der Regel nicht so sehr vor der Application des Feuers fürchteten, und daher den Gebrauch desselben seltener zuliefsen, als es zu wünschen wäre. Ref. bediente sich bisher einer sehr kunstlosen Moxa, die aber eben um ihrer Einfachheit und Wohlfeilheit willen, und weil man sie fast überall leicht haben kann, um so eher Anwendung verdient, auch in physisch-chemischer Hinsicht eben dieselbe, ja vielleicht eine noch kräftigere Wirkung leistet, als die künstlichere Larrey'sche Moxa, nämlich der gewöhnlichen (pyramidenförmig gestalteten) Rauchkerzchen (Candelulae fumales) der Apotheken, von denen er, nach Umständen, eines oder zwei aufsetzen, und dann mit oder neben einander bis zum letzten Funken abbrennen läfst. Unter andern liefs Ref. einst zwei derselben einem jungen Manne auf dem Haupte abbrennen, der in Folge eines von Sumpfluft entstandenen Quartanfiebers wassersüchtig geworden war, und bei dem sich, wie es schien, nach einer schnell eingetretenen serösen Exsudation zwischen den Gehirnhäuten und in den Gehirnventrikeln, convulsivische und apoplectische Zufälle eingestellt hatten. Kaum hatte der Kranke die Einwirkung des Feuers kräftig empfunden, als er zum Bewufstseyn zurückkehrte, die zuvor statt gehabte Paralyse des resorbirenden Systems, welche früherhin den wirksamsten inneren Mitteln widerstanden hatte, sich binnen etlichen Tagen hob, worauf in Kurzem viel Urin abgieng, und der Kranke nun durch den Fortgebrauch roborirender und diuretischer Arzneien allmählig zur gänzlichen und dauerhaften Genesung gelangte.

V. Esquirol. — Die Salpetrière. — Charenton. — Bicêtre. — Itard. — Die Maternité. — Hebammenanstalt. — Schaden durch venerische Hebammen. — Findelhaus. — Zellgewebsverhärtung. — Taubstummenanstalt. — Institute für Blinde. — Veterinäranstalt. S. 140 — 172.

Die Salpetrière, Charenton und Bicêtre, diese drei für die Heilung und Aufbewahrung Geisteskranker bestimmten Orte, gehören zu den merkwürdigsten ärztlichen Anstalten in Paris. Die vorzüglichste unter ihnen ist aber in allen Rücksichten die Salpetrière, die zugleich Versorgungsanstalt ist, und unter ihren 5000 weiblichen Bewohnern etwa 800 Psychischkranke und 260 Epileptische zählt. An ihr allein werden, und zwar von Esquirol, dem Arzte der Anstalt, Pinel's

ed by Googl

Nachfolger, Vorlesungen über psychische Krankheiten gehalten, die sehr stark besucht, und durch Esquirol's Humanität, Kenntnisse, Eifer und Thätigkeit ungemein nützlich sind. Zugleich besitzt dieser verdienstvolle Gelehrte auch eine sehr bedeutende und wohl eingerichtete Privatanstalt für Geisteszerrüttete. Innerliche Arzneien sieht man in den Pariser Irrenanstalten selten gegen die Gemüthskrankheiten gebrauchen, dagegen wird mehr Werth auf die moralische Behandlung, die Art der Verwahrung, Lebensordnung, Bäder, den Gebrauch des Glüheisens im Nacken und kalte Sturzbäder auf den abgeschorenen Kopf während des warmen Bades gelegt. In Charenton, woselbst der Verf. 300 gemüthskranke Männer und 200 Weiber, meist aus den höheren Ständen, sah, und woselbst die Einrichtung vollkommener seyn könnte, ist Royer-Collard Arzt; am Bicètre, das gleichfalls grofser Verbesserung bedürfte, nur für männliche, heilbare und unheilbare, Irren bestimmt, zugleich aber auch Verpflegungsanstalt für alte Arme und Unheilbare, so wie Aufbewahrungsort für schwere männliche Verbrecher ist, ist Pariset angestellt. — Mit der Maternité (Maison d'accouchement), einer grofsen Gebäranstalt, in welcher jährlich über 2000 Schwangere, zum Theil unerkannt, entbunden werden, und an welcher Dubois als Geburtshelfer und Chaussier als Arzt wirken, besteht eine Schule für angehende, auf Kosten der Departements sich unterrichtende Hebammen, in welcher junge Aerzte keinen Zutritt haben. Gegen den Gebrauch in Deutschland werden in Frankreich meist nur junge Personen von 15 bis 25 Jahren zu Hebammen gebildet, um für das von den Gemeinden auf sie verwandte Geld lange nützen, und im mittleren Lebensalter schon erfahrene Hebammen werden zu können. Der Verf. thut bei dieser Gelegenheit den gewifs sehr beherzigungswerthen Vorschlag, die Hebammen bei dem Unterrichte auch mit den Kennzeichen der Lustseuche, und den sie vor derselben schützenden Mitteln bekannt zu machen, damit sie bei der Entbindung venerischer Personen das Gift nicht auf gesunde Gebärende und Kinder übertragen, wovon der Verf. sowohl eigene, als fremde traurige Beispiele erzählt. — Im Findelhause, welchem Breschet als Wundarzt vorsteht, ist die Sterblichkeit wegen der sehr verbesserten Einrichtung weit geringer, als ehemals. Von den 5000 jährlich aufgenommenen, verlassenen Kindern werden nur die kränken im Hause behalten, die gesunden aber Ammen auf dem Lande zum Säugen und zur Pflege gegeben, was dem Institute eine jährliche Auslage von 1,400,000 Franken verursacht. Sehr häufig wird

Digitized by Google

hier die Zellgewebsverhärtung beobachtet, von welcher unser Verf. nach eigener Ansicht hier ein deutliches Bild entwirft, und die Krankheit für eine eigenthümliche Modification vererbter Lustseuche ansieht, worin ihm Ref. vollkommen beistimmt, indem er namentlich vor anderthalb Jahren einen, von einem früher mit der Lustseuche behaftet gewesenen Vater erzeugten Säugling an dieser Krankheit sterben sah, von dessen früheren fünf Geschwistern Ref. auch eines, an einem entschieden syphilitischen, im höchsten Grade bösartigen und tödtlich gewordenen Ausschlage behandelte. Das letzterzeugte Kind dieses Mannes starb vor einem halben Jahre am fünften Tage nach der Geburt unter beständigem Wimmern an Gastromalacie, was den Ref. die Section lehrte. — Am nützlichsten findet man im Pariser Findelhause Wasserdampfbäder gegen die Zellgewebsverhärtung; Ref. würde, wenn ihm wieder Fälle dieser Art vorkämen, das versüfste Quecksilber in kleinen Dosen mit Moschus in Gebrauch ziehen. — Itard ist Arzt des K. Taubstummeninstituts, und ausschliefslich nur mit der Behandlung Gehörkranker beschäftigt, worin er Gewandtheit und manches Eigenthümliche besitzt. Der Taubstummen sind neunzig, und ihr erster Lehrer ist der Abbé Periez, die Lehrmethode die des Abbé de l'Epée, vom Abbé Siccard vervollkommnet. Sie geschieht durch die Zeichensprache, wodurch die Taubstummen, aufser der Erlernung mechanischer Arbeiten, lesen, schreiben und rechnen lernen, und sich in mehreren Sprachen, in der Geographie, Geschichte u. s. w. Kenntnisse erwerben, worüber sie jeden Monat zahlreich besuchte Prüfungen erfahren. — Eine ähnliche Einrichtung findet auch in der K. Anstalt für junge Blinde statt, die sechszig Mädchen und dreifsig Knaben zählt. Die Buchstaben ihrer Bücher, die Gränzen in den Landcharten, die Noten u. s. w. sind erhaben, und für das Gefühl in den Fingerspitzen geeignet, und eben so sind auch ihre Bücher eingerichtet. — An der seit 1767 unter Bourgelat's Direction stehenden Unterrichtsanstalt für Thierarzneikunde im Schlosse Alfort bei Paris geben sieben Professoren Unterricht. Der Zweck dieser Anstalt ist, Thierärzte, geschickte Hufschmiede, Landwirthe und Schäfer zu bilden, zu welchem Behufe sie treffliche Hülfsmittel besitzt.

VI. Magnetismus in Frankreich. — Varietäten. S. 173 — 179. Ref. ist nicht ganz der Ansicht des Verf., wenn er behauptet, dafs die Franzosen, weil sie nicht Gemüth genug haben, sich weder zum Magnetisiren, noch Magnetisirtwerden eignen. Ref. erinnert hier nur daran, dafs Mesmer in

Digitized by Google

den letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts mit grossem Glücke und Aufsehen magnetische Kuren in Paris verrichtete, nachdem er kurz zuvor wegen Anwendung derselben in deutschen Staaten Hindernisse und Verfolgungen mancherlei Art zu bestehen gehabt hatte; dafs sich zu jener Zeit, in Folge der Empfänglichkeit der Franzosen für den Magnetismus, nicht nur in der Hauptstadt, sondern auch in mehreren Städten Frankreichs, ganze Gesellschaften zu Gunsten des Magnetismus gebildet hatten, deren Verhandlungen, wenn sich Ref. nicht irrt, einst öffentlich bekannt geworden und zum Theil im Drucke erschienen sind; und dafs längst vor der Revolution, und noch bis zu deren Ausbruche hin, eine Zeit sensibler oder nervöser Stimmung (wenn Ref. sich so ausdrücken darf) in Frankreich herrschte, während welcher hysterische Erscheinungen, Vapeurs, Ekstasen, Hellsehen, und wie die Zufälle einer theils natürlich krankhaften, theils erkünstelten Nervenverstimmung weiter benannt werden mögen, bis zur Beschaulichkeit frommer Inspiration, insbesondere in höheren Zirkeln, sehr häufig zum Vorschein kamen. Wohl gab dann das Emporkommen jenes, dem sogenannten Gefühlleben allerdings fremden, kräftigen Usurpators, der auf einem Eilande des westlichen Oceans ohnlängst sein Leben schlofs, der französischen Nation eine ganz andere, dem inneren nervenschwachen Beschauungsleben fremde, ja entgegengesetzte Richtung, indem mit den, durch gewaltsam herbeigeführte politische Ereignisse nun nach aufsen gedrängten Kräften den Bewohnern Frankreichs weder mehr Zeit noch Gelegenheit übrig blieb, zur eigenen Betrachtung in sich selbst zurückzukehren, und auch der Geist des friedlicher noch am Heerde Weilenden durch die vielfach sich drängenden und wechselnden Ereignisse fast jedes Tages sich in eine stete Spannung und Regung nach aufsen versetzt sah. Eine solche Richtung des französischen Volkes war und blieb aber nur eine vorübergehende, und keineswegs eine dauerhafte, und Ref. müfste sich sehr irren, wenn nicht mit der stufenweisen Rückkehr eines friedlichen Volkes zu alten Gebräuchen und religiösem Cultus eine, seiner angestammten Natur wohl nicht fremde, sensible Stimmung, oder, wenn man lieber will, dasjenige Gefühlleben in demselben wiederkehren sollte, welche einer, im Uebrigen keineswegs beneidenswerthen Empfänglichkeit für den Magnetismus und den ihm verwandten Erscheinungen Daseyn verleiht. Andererseits glaubt Ref., dafs die Receptivität der Deutschen für den Magnetismus und das Treiben derselben in diesem und ihm verwandten Gebieten,

Digitized by Google

wie wir es seit zehn oder zwölf Jahren um uns her beobachtet haben, unter Anderem auch in einer, durch politische Ereignisse herbeigeführten, bald durch Furcht, bald durch Hoffnung hervorgebrachten Stimmung der Gemüther ihre Disposition gefunden habe, dafs aber der Meridian einer solchen magnetischen Stimmung unter den Deutschen bereits schon wieder passirt zu seyn scheine.

VII. Gesundheitspolizei und gerichtliche Medicin in Frankreich. — Rückblick auf das Betreiben beider Wissenschaften in Deutschland. — Nützliche Anwendung des Chlorinkalks in Paris und Marc's Bericht darüber. S. 180 — 224. In Frankreich handelt man in medicinisch-polizeilicher Rücksicht nur da, wo es augenscheinlich Noth thut, in Deutschland ist man aber auf das andere Extrem gerathen. Als Beweis hievon theilt der Verf. von S. 181 — 189. eine Reihe medicinisch-polizeilicher, von verschiedenen Aerzten gemachten Vorschläge mit, welche wir bereits kennen, und wobei Ref. blos bemerkt, dafs manches der Aufmerksamkeit der obersten Medicinalbehörde werth ist, was deswegen doch noch nicht als allgemeine Mafsregel einzuführen wäre, und dafs eine weise Regierung nie ohne vorhergegangene umsichtige Prüfung urtheilen und beschliefsen werde. Im Uebrigen hält auch Ref. die Sorge einer Regierung für gute Besetzung unterer Medicinalämter für die Basis jeder guten Sanitätspolizei und gerichtlichen Medicin. Besonderen Dank verdient der Verf. für die ausführliche Mittheilung des von Apotheker Labarraque in Paris entdeckten Gebrauchs des Chlorkalciums zur Tilgung des faulen Geruchs bei Leichnamen, dessen Anwendung sich aufser der Sicherheit und Schnelligkeit in der Wirkung insbesondere auch noch durch die Wohlfeilheit und Leichtigkeit seiner Anwendung empfiehlt. Dr. Marc, ein Deutscher von Geburt, Leibarzt des Herzogs von Orleans, und einer der vorzüglichsten gerichtlichen Aerzte Frankreichs, hat eine Reihe von Versuchen mit diesem Antisepticum, sowohl gegen den Leichengeruch in der Rettungs- und Ausstellungsanstalt für unbekannte Unglückliche (morgue), als zu Verhütung des Gestankes in Abtritten und Urinbehältern öffentlicher Orte angestellt, die in hohem Grade zu Gunsten der Wirksamkeit dieses Mittels sprechen, und seine allgemeine Einführung in den geeigneten Fällen sehr wünschenswerth machen. Unser Verf. wendet das flüssige Chlorkalcium bei schlaffen, übelriechenden, chronischen Geschwüren mit auffallendem Nutzen an, und glaubt, dafs dasselbe zur Zerstörung der Contagien und Miasmen in manchen Rücksichten noch Vorzüge vor den

Digitized by Google

G. Morveau'schen und Smyth'schen sauren Dämpfen haben werde.

VIII. Wechsel des allgemeinen Krankheitscharakters. — Einfluss der Witterung auf die Entstehung der Krankheiten. — Die Lungensucht in epidemischer Beziehung. S. 225 — 256. Ref. übergeht die eindringende Empfehlung des Verf.: den stationären Krankheitscharakter und seinen Wechsel, zum Heile der Therapie, eifrig zu beobachten, als bekannt, so wie die Bemerkungen über die Lungensucht in epidemischer Beziehung, insbesondere für Hanau, als dem Wohnorte desselben, woselbst an dieser Krankheit besonders viele sterben, und wovon die Ursache unter andern hauptsächlich in der durch die localen Verhältnisse der Stadt begründeten, stationären katarrhalischen Constitution und deren späteren nachtheiligen Folgen für die Respirationswerkzeuge liegt. Dagegen erlaubt sich Ref. noch etliche Augenblicke bei der Behauptung des Verf. zu verweilen, dass sich der seit dem heissen Sommer 1811 und der Anwesenheit des grossen Kometen in jenem Jahre rein entzündlich gewesene allgemeine Krankheitscharakter, in Folge des gleichfalls meteorologisch denkwürdigen Jahres 1824, nun zum asthenischen neige; was derselbe aus folgenden Erscheinungen schliefst: 1) es gebe weniger Entzündungen, besonders weniger Pneumonieen, als vor einigen Jahren; 2) das Aderlassen sey jetzt bei weitem nicht so oft nöthig, als früher; 3) die Kranken vertragen jetzt weit eher Reizmittel; 4) nervöse Fieber mit dem Charakter der Schwäche seyen jetzt häufiger, als vor mehreren Jahren, ja sogar hin und wieder schon epidemisch; 5) intermittirende Fieber kamen im Jahre 1824 bereits öfter vor, als in einer ganzen Reihe vorhergegangener Jahre. — Ref. übergibt diese wichtigen Punkte, so wie die Beobachtung des Verf.: dass zur Zeit feuchter Witterung weit weniger Kranke sich zeigen, als unter dem Einflusse der trockenen, seinen Lesern zur Vergleichung mit ihren eigenen Beobachtungen und Erfahrungen, erlaubt sich aber seine, auf eine gänzlich unbefangene und partheilose Wahrnehmung sich stützende Stimme bescheiden dahin abzugeben, dass ihn in Betreff des letzteren Umstandes namentlich die Erfahrung des gegenwärtigen Spätjahres gerade das Gegentheil gelehrt habe, indem bei der, beinahe den ganzen Herbst und anfangenden Winter 1825 herrschend gewesenen feuchten, nebligen und gelinden Witterung in der Gegend und an dem Orte, wo Ref. die Arzneiwissenschaft gegenwärtig ausübt, nicht nur häufiger als zuvor fieberhafte Krankheiten unter Erwachsenen aufgetreten sind, sondern

Digitized by Google

sich zugleich auch unter den Kindern (und nicht selten auch bei Erwachsenen) der Keuchhusten und das Scharlachfieber entwickelt haben, von welchen das letztere in der Stadt mit Andauer jener Witterung wahrhaft epidemisch geworden ist. In Rücksicht der gegenwärtigen Abnahme des entzündlichen epidemischen Genius, dem seltneren Vorkommen von Lungenentzündungen als sonst, der seltneren Nothwendigkeit des Aderlasses in denselben, und dem leichteren Vertragen von Reizmitteln bei Kranken überhaupt bekennt Ref. um der Wahrheit willen, dafs seine Beobachtungen zur Zeit gleichfalls noch nicht mit denen des Verf. übereinstimmen, indem der inflammatorische Charakter der Krankheiten, nur zuweilen mit dem galligten complicirt, in seiner Gegend in der Regel noch immer vorwaltet, insbesondere aber auch Lungenentzündungen und entzündliche Seitenstiche häufig auftreten, allgemeine und besondere Blutentziehungen vor allen Dingen und meistens wiederholt erfordert werden, und Nitrum in Emulsion neben Calomel die vorzüglichsten Hülfsmittel sind. Die Beschaffenheit des Pulses und des aus der Ader gelassenen Blutes, das in der Regel eine sehr bedeutende Entzündungshaut zeigt, der gewöhnlich schnelle Anfang der Krankheiten, ihr im Ganzen kurzer Verlauf, die Beschaffenheit der Secretionen, die Wege, durch welche die Natur Krisen einleitet und vollendet, alles das spricht in des Ref. Kreise in der Mehrzahl fieberhafter Krankheiten und örtlicher Entzündungen für einen gegenwärtig noch prävalirenden entzündlichen Genius epidemicus. Ref. findet daher auch in der Regel bei Behandlung derselben keine häufige Anzeige zum Gebrauche von Reizmitteln, häufig dagegen zu solchen Hülfsmitteln, welche die Masse des Blutes vermindern, die Bewegung desselben mäfsigen, und die Mischung dieser Flüssigkeit verändern, wo dann meistens auf sehr einfachem Wege, bei gehörigem Verhalten des Kranken, die Genesung herbeigeführt wird. Selbst das Alter des Kranken macht in Rücksicht der noch herrschenden entzündlichen Diathesis keinen wesentlichen Unterschied, und beurkundet noch mehr die Allgemeinheit ihrer Verbreitung. Ref. sah ohnlängst bei einem etlich' und siebzigjährigen, an einer Pneumonie leidenden, hager und schwächlich aussehenden Manne, bei welchem eine dreimalige Venäsection und das Anlegen von Blutegeln an den Thorax angezeigt waren, das aus der Ader gelassene Blut jedesmal von einer eben so entzündlichen Beschaffenheit, als er es auf dieselbe Weise wieder bei einem sechszehnjährigen Knaben mit derselben Krankheit fand, bei welchem ein zweimaliger Aderlafs

Digitized by

neben dem Gebrauche von Blutegeln in Anwendung gebracht wurde, und bei dem die Natur in den nächst darauf folgenden Tagen doch noch auf demselben Wege, nämlich durch wiederholtes Nasenbluten, sich mit sehr günstigem Erfolge Erleichterung und Genesung zu verschaffen bemüht war. Zu gleicher Zeit kommen dem Ref. gar nicht selten Personen vor, die nicht eigentlich für krank gelten, die umher gehen und ihre Geschäfte selbst aufser dem Hause betreiben, doch aber öfters über Mattigkeit und Beklemmung klagen, und deren Blut bei einem Aderlasse sodann eine sehr auffallende Crusta inflammatoria zeigt. Wohl weifs Ref., wie unendlich verschieden sich der Genius epidemicus an den verschiedenen Orten gestaltet, wie vielfach derselbe durch die Lage und Temperatur des Orts, durch das Verhältnifs des letzteren zum Boden, dem Wasser, der Luft, der Lebensweise und dem Gewerbe der Bewohner bestimmt wird, wie zuweilen nur unbedeutend scheinende topographische Abweichungen in kleinen Entfernungen von einander an dem einen Orte reiner entzündliche, an dem andern gemischte, an dem dritten wahrhaft nervöse Fieber endemisch und stationär machen, während doch in gröfseren Verhältnissen alle unter denselben siderischen und kosmischen Einflüssen stehen. Ref. will aber mit seinen Bemerkungen nur andeuten, dafs die Erfahrung wenigstens bis jetzt noch nicht überall eine solche, von dem Verf. prädicirte Hinneigung des allgemeinen Charakters der Krankheiten zum asthenischen nachzuweisen vermag, dafs mitten unter den Beobachtungen berühmter Aerzte von einer solchen Inclination der Krankheiten es auch Beobachtungen gebe, die zur Zeit noch gerade das Gegentheil von dem ersteren factisch darthun, dafs ferner ein vorherrschender entzündlicher Charakter selbst bei einer gelinden, feuchten und nebligen Witterung doch oft längere Zeit fort herrschend beobachtet werden könne, und dafs, so wichtig auch die auf theoretische Combination und eine rationelle Erfahrung gestützten Urtheile über die Veränderungen im allgemein herrschenden Genius der Krankheiten sind, sie doch immer nur mit grofser Vorsicht und mit steter Rücksicht und Vergleichung desjenigen, was die eigene aufmerksame Beobachtung am Aufenthaltsorte lehrt, von jedem einzelnen Arzte aufgenommen werden dürfen, wenn sie für die wichtige, aber noch immer noch grofser Aufhellungen bedürftige Lehre vom epidemischen Genius, und somit für die Theorie und Praxis der Heilkunst von wahrhaft ersprieſslichen Folgen seyn sollen.

Ref. entschuldigt die Weitläuftigkeit der Anzeige dieses Werkes mit dem Interesse, welches ihm dasselbe durch die Mannichfaltigkeit der in ihm vorkommenden wissenswürdigen Gegenstände gewährte, so wie mit der hohen Achtung, welche er für die literärischen Verdienste des berühmten Verf. hegt. Druck und Papier der Schrift machen der Verlagshandlung Ehre, und die Correctur ist mit wenigen Ausnahmen fehlerfrei.

Practical essay on the strength of cast iron, and other metals; intended for the assistance of Engineers, iron masters, architects, millwrights, founders, and others engaged in the construction of machines buildings etc. containing practical rules tables and exemples; founded on a series of new Experiments, with an extensive table of the properties of materials. The second edition, improved and enlarged. Illustrated by four engravings and several wood-cuts. By Thomas Tredgold, civil engineer etc. London 1824. *XIX und* 506 *S.* 8. Pr. 15 slstl.

Ref. hat den langen Titel dieser äufserst gehaltreichen Schrift deswegen vollständig mitgetheilt, weil er alles dasjenige angiebt, was man im Buche zu suchen hat und auch gewifs finden wird. Untersuchungen über die absolute, relative und rückwirkende Festigkeit der verschiedenen Körper sind seit dem Wiederaufblühen der Mechanik, man darf annehmen seit Mariotte, hauptsächlich in Frankreich, neuerdings zahlreicher in England, in Menge angestellt, und auch in Deutschland sind die Bemühungen verschiedener Gelehrten, vorzüglich Eytelwein's, allgemein bekannt. Inzwischen haben alle jene berühmten Männer, z. B. Musschenbroek, Girard, Gauthy, Rondelet, Duleau, Navier, Perronet, Barlow, Smeaton, Brown, Beaufoy, Rennie u. a. ihre Versuche hauptsächlich nur auf die verschiedenen Holzarten und unter den Metallen vorzugsweise auf Schmiedeeisen, dann Messing und Kupfer ausgedehnt. Eine umfassende Zusammenstellung der früher erhaltenen Resultate in nächster Beziehung auf das Bauwesen gab neuerdings Tredgold in seinen 1820 erschienenen: *Elementary principles of carpentry* u. s. w., einem eben so gründlichen als schönen, mit 22 Kupfern gezierten Werke in 4., dessen hoher Preis von 1 Lstl. 4 slstl. dasselbe auf dem Continente selten macht. Inzwischen hat man in den neuesten Zeiten das Gufseisen so allgemein zu den verschiedensten Maschinen und Vorrichtun-

Digitized by Google

gen benutzt, und die Anwendung desselben wird nicht blos in England, sondern auch auf dem Continente so ausgebreitet, dafs dieses Material vorzugsweise eine Prüfung rücksichtlich seiner Güte und Festigkeit verdient, um auf der einen Seite bei kostbaren und auf grofse Dauerhaftigkeit berechneten Anlagen nicht zu bald Reparaturen nöthig zu haben, auf der andern aber nicht der Sicherheit wegen die einzelnen Theile unförmlich, übermäfsig schwer und kostbar vorrichten zu lassen. Hierüber vollständige und ganz eigentlich practisch brauchbare Vorschriften zu geben, ist der nächste Zweck der vorliegenden Schrift. Der gründlich gelehrte, ungewöhnlich belesene und mit der gröfsten Menge der klassischen Werke über die von ihm bearbeiteten Gegenstände vertraute Tredgold hat daher nicht blos dasjenige benutzt, was vor ihm namentlich durch Buchanan, Dunlop, Barlow, Banks, Ebbels u. A. über die Festigkeit des Gufseisens aufgefunden ist, sondern auch theils früher, theils unmittelbar für das vorliegende Werk eine Menge eigener Versuche angestellt, um die Eigenschaften und insbesondere die Festigkeit dieses höchst nützlichen Materials mit Sicherheit kennen zu lernen. Die Resultate dieser fremden und eigenen, genau geprüften und unter einander verglichenen, Versuche kann man als die Hauptgrundlage dieser Schrift ansehen, wie auch der Titel angiebt, wobei jedoch die anderen Metalle und selbst auch Hölzer, Steine u. dergl. keinesweges ganz übergangen sind.

Es liegt schon in der Natur der Sache, dafs es zweckwidrig seyn würde, den Inhalt des Werkes nach allen seinen Theilen einzeln anzugeben, und Ref. begnügt sich daher, den Charakter desselben nur im Allgemeinen zu bezeichnen, und die behandelten Gegenstände der Hauptsache nach namhaft zu machen. Im Ganzen hält sich der Verf. wenig bei der Theorie auf, zeigt jedoch die allgemeinen Grundsätze, wie sie durch Galilei, Mariotte, Euler, Coulomb u. A. aufgestellt sind, folgt in der Darstellung selbst hauptsächlich dem in England höchst geachteten und wahrhaft gelehrten Th. Young, und entwickelt nach denselben die verschiedenen Formeln zur Berechnung des Widerstandes, welchen die Körper nach dem Grade ihrer Festigkeit einer auf die eine oder andere Weise gegen sie ausgeübten Gewalt entgegensetzen. Zur Bestimmung der Festigkeit der verschiedenen Körper hat er dann die Resultate der genauesten Versuche, für Gufseisen hauptsächlich seiner eigenen benutzt, und die hieraus erhaltenen Werthe in die Formeln aufgenommen. Bekanntlich hat man indefs durch die meisten bisherigen Versuche die Festigkeit der Kör-

Digitized by Google

per im Maximo zu bestimmen sich bemühet, d. h. man hat dasjenige Gewicht aufzufinden gesucht, durch welches die Theile wirklich getrennt werden, oder aber durch welche ein Zerreissen, ein Zerbrechen derselben bewirkt wird. Für die practische Anwendung pflegt dann festgesetzt zu werden, dafs man der Sicherheit wegen von dieser Gröfse nur etwa ein Drittheil nehmen solle. Der Verf. dagegen befolgt eine für die Praxis sicher weit bessere Methode, welche übrigens schon durch Coulomb, Young u. A. mehr oder weniger bestimmt angegeben ist. Er untersucht nämlich die Festigkeit der Körper blos bis so weit, als sie keine bleibende Aenderung ihrer Form annehmen (take a set, nach dem englischen Ausdrucke), oder nach weggenommener Last zu ihrer ursprünglichen Form völlig wieder zurückkehren, indem man dreist annehmen darf, dafs sie bis so weit sicher beschwert werden dürfen, ohne dafs man ein Zerbrechen derselben zu befürchten hat. Dabei bedient sich Tredgold einer durch Th. Young eingeführten Bezeichnung, nämlich Modulus der Elasticität, und versteht hierunter eine Säule von der nämlichen Substanz, welche fähig ist, einen Druck auf die Unterlage hervorzubringen, und sich zu dem Gewichte, wodurch eine Zusammendrückung des Körpers hervorgebracht wird, verhält, wie die Länge der zusammendrückenden Säule zu ihrer Verkürzung, wobei vorausgesetzt wird, dafs ein gleiches Gewicht dieselbe um eine gleiche Gröfse ausdehnen würde. Obgleich es gut ist, bei der practischen Anwendung sich gewisser allgemeiner Bezeichnungen zu bedienen, so glaubt Ref. doch nicht, dafs die hier mitgetheilte von grofsem Nutzen seyn könne, ist indefs nicht Praktiker genug, um aus genügender Erfahrung sich ein entscheidendes Urtheil hierüber anzumafsen. Uebrigens bleibt Tredgold nicht bei den allgemeinen Bestimmungen der Festigkeit der Körper stehen, sondern zeigt die hieraus folgenden Regeln in bestimmten Anwendungen, z. B. auf die Construction der Balanciere, der Säulen, Tragstangen, Wellbäume, Radzähne, hohler Fufsböden u. dergl.

Indem das vorliegende Werk vorzugsweise für die praktische Anwendung bestimmt ist, so beginnt dasselbe nach einer kurzen Einleitung mit Tabellen, deren man sich zur Ersparung der Berechnung bei der Construction der verschiedenen Maschinen, der Tragbalken, Säulen und sonstiger Vorrichtungen bedienen kann, und verbindet hiermit dann eine Anweisung zum Gebrauche derselben. Zusammenhängend hiermit sind die in der dritten und vierten Abtheilung enthal-

Digitized by Google

tenen Untersuchungen über die Durchschnitte von Balken, welche den stärksten Druck vermöge ihrer relativen Festigkeit aushalten können. Was man wohl nicht mit Unrecht als den Anfang machend erwarten könnte, folgt dann erst im fünften und sechsten Abschnitte, nämlich eine Prüfung fremder und eine Erzählung der eigenen Versuche über die Festigkeit der verschiedenen Körper, welche schon oben erwähnt sind, und wovon die über Gufseisen ohne Widerrede unter die ausführlichsten und vorzüglichsten gehören, welche bisher bekannt gemacht sind. In den drei folgenden Abschnitten findet man dasjenige, was wohl den gröfsten und allgemeinsten Nutzen hat, nämlich praktische Formeln zur Berechnung der Dimensionen solcher Körper, welche Lasten zu tragen oder einem Drucke Widerstand zu leisten bestimmt sind, und namentlich wird im neunten von derjenigen Elasticität gehandelt, vermöge deren die verschiedenen Substanzen einer Drehung um ihre Längenaxe widerstehen (resistance to torsion), worüber unter allen bei weitem die wenigsten Versuche vorhanden sind, weswegen auch Ref. in diesem Augenblicke mit einer Reihe solcher beschäftigt ist. Bei der Angabe der Formeln zur Berechnung des Widerstandes, welchen die verschiedenen Körper nach ihren ungleichen Dimensionen einer äufseren Gewalt entgegenzusetzen vermögen, deren Anwendung meistens an einem Beispiele praktisch gezeigt wird, bezieht sich der Vf. stets auf den Gebrauch der von ihm berechneten Tabellen, welche allerdings grofse Bequemlichkeit für solche Praktiker haben mögen, deren Geschäfte zahlreiche Berechnungen dieser Art verlangen, manche andere aber werden es zu mühsam finden, für einzelne Fälle sich in denselben orientiren zu lernen. Im zehnten Abschnitte endlich handelt der Verf. von dem Widerstande, welchen die verschiedenen Stoffe sowohl als kleinere Körper, als auch in Gestalt langer Säulen einem Drucke entgegensetzen, also von der rückwirkenden Festigkeit, woran im letzten Abschnitte noch eine Untersuchung der Kraft geknüpft ist, mit welcher die einzelnen Theile einer Maschine dem Stofse anderer bewegter Theile vermöge ihrer Elasticität widerstehen (resistance to impulsion). Angehängt sind dann eine alphabetische Uebersicht der hauptsächlichsten, mit dem Inhalte des Werkes in näherer Beziehung stehenden Eigenschaften der verschiedenen Stoffe, ein Sachregister, eine (nicht vollständige) alphabetische Zusammenstellung der benutzten Schriftsteller und eine nähere Erklärung der Kupfer.

Diese kurze Anzeige wird genügen, um darzuthun, dafs dieses gehaltreiche Werk auf dem Continente eine gleiche

Digitized by Google

Aufmerksamkeit verdient, als ihm in England zu Theil geworden ist.

M u n c k e.

Aeschyli Tragoediae quae supersunt ac deperditarum Fragmenta. Recensuit ac Commentario illustravit Chr. Godofr. Schütz. Vol. IV. Scholia Graeca in septem Aeschyli, quae exstant, tragoedias. Halae, in Bibliopolio Gebauriano, MDCCCXXI. IV und 459 S. in gr. 8.

Es enthält dieser vierte Band der Schützischen Ausgabe des Aeschylos, womit übrigens diese Ausgabe keineswegs geschlossen ist, den vollständigen Abdruck der Griechischen Scholien in die sieben Tragödien des Aeschylos aus der Stanleyschen Ausgabe, ein Unternehmen, das um so verdienstlicher anzusehen ist, als die Stanleysche Ausgabe in neuerer Zeit bekanntlich sehr selten und theuer geworden ist. Nur können wir bei Anzeige dieses Bandes die Bemerkung nicht unterlassen, ob es nicht gerathener gewesen wäre, gleich anfangs zu jedem einzelnen Stücke entweder unter den Text zu jeder Seite oder am Ende jedes Stücks die Griechischen Scholien im Abdruck beizufügen; für den Leser würde diese Einrichtung gewifs mehr Bequemlichkeit gehabt haben. In diesem neuen Abdruck der Scholien sind nach der Butler'schen Anordnung die Σχόλια πρῶτα, δεύτερα und τρίτα durch beigefügte Buchstaben (A. B. Γ.) unterschieden. Sonst ist im Ganzen wenig geändert, nichts aus bisher unbenutzten Handschriften hinzugekommen. Unter dem Texte finden sich hie und da Nachweisungen der in den Scholien etwa citirten Stellen aus Homer, Pindar u. dergl., dann Verbesserungen fehlerhafter oder verdorbener Stellen durch Heath, Pauw, Ahresch, so wie des Herausgebers in kurzen Noten. S. 452. schliefst sich an die Scholien an: Βίος Αἰσχύλου (die Bemerkungen der Gelehrten, die abweichenden Lesarten und Zusätze der Robortellianischen Ausgabe zu diesem Leben des Aeschylos soll der fünfte Band enthalten); S. 456. folgen Ἐπιγράμματα εἰς Αἰσχύλον mit einigen kritischen Bemerkungen; S. 457 ff. Κατάλογος τῶν Αἰσχύλου δραμάτων, κατὰ στοιχεῖον, nebst den Zusätzen von Butler. Ueber diese sämmtlichen Stücke des Aeschylos kann der fünfte Band dieser Ausgabe nähere Auskunft geben; da er überdies die Fragmente der verlorenen Stücke und Supplementa Annotationum zu den früheren Bänden enthält.

Digitized by Google

N. 9. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Mafsdariedschisade Seid Hussein's Dreitheilung eines Winkels oder des denselben messenden Bogens.

(Hierzu die anliegende Zeichnung.)

Nicht unter diesem Titel, denn das Buch hat keinen Titel, aber wohl über diesen Gegenstand ist zu Constantinopel im verflossenen Jahre eine kleine (nur 17 Blätter starke), aber für die Geschichte geometrischer Bemühungen in der Türkei äufserst merkwürdige Schrift im Druck erschienen, welche nichts weniger als den bisher von keinem Mathematiker hergestellten Beweis der Dreitheilung eines Winkels oder des denselben messenden Bogens zu liefern vorgibt. Seit der Gründung der Ingenieurschule zu Constantinopel, welche zu Ende des verflossenen Jahrhunderts unter Sultan Selims III. Regierung in der Hafenvorstadt Chafsköi errichtet ward, ist dieses nach einem langen Zwischenraume von mehr als zwanzig Jahren wieder das erste geometrische Werk, womit die dortige Ingenieurschule in ganz neuem Glanze aufzutreten wähnt. Binnen drei Jahren, nämlich vom J. 1800 bis 1802, erschienen nicht weniger als sieben mathematische Schriften zu Constantinopel im Druck, nämlich: 1) Telchissul-eschkial d. i. die Läuterung der Figuren von Hussein aus Taman, eine Abhandlung über Minen i. J. d. H. 1215 (1800); 2) Rissalet fil-hendesset d. i. geometrische Abhandlung mit sieben Kupfertafeln i. J. d. H. 1217 (1802); 3) Logarithmentafeln, ohne Ort und Jahr des Drucks; 4) Tafeln für Bombardiere, ebenfalls ohne Angabe des Jahrs und des Druckortes; 5) Ussuli hendesset d. i. Grundsätze der Geometrie, aus dem Englischen Bonny Castle's von demselben Hussein aus Taman übersetzt, ohne Druckort; 6) Medschmuatul-muhendissin d. i. Sammlung der Geometer, eine Anleitung zur practischen Geometrie von demselben Verfasser, ohne Angabe des Jahres und Ortes des Drucks; 7) Imtihanul-muhendissin d. i. die Prüfung der Geometer, von demselben Verfasser, gedruckt zu Skutari i. J. d. H. 1217 (1802). Diese Elementarbücher, deren einige mehrere Auflagen erlebt haben, sind nur Uebersetzungen aus europäischen geometri-

schen Compendien, und keines derselben gibt Bürgschaft für das Selbststudium irgend eines Professors der türkischen Ingenieure. Im Gegentheile gibt sich der Verfasser der hier angezeigten Schrift als einen über seine bisherigen Collegen, die Professoren und Adjuncten der türkischen Ingenieur-Academie, weit vorragenden, seiner Wissenschaft kundigen und dieselbe durch Selbststudium mit Liebe treibenden Geometer zu erkennen, wenn gleich sein vermeintlicher Beweis von der Dreitheilung eines Winkels nicht stichhaltig, und dabei die gröfste Selbsttäuschung untergelaufen ist. Dafs aber Seid Hussein, der Sohn des Schiffszolleinnehmers (dieses ist die Bedeutung von Mafsdariedschisade), nicht nur sich und den Sultan, sondern auch alle anderen Professoren und Adjuncten der Ingenieur-Academie, in deren Gegenwart er vor dem Sultan seinen Beweis führte, so weit täuschen konnte, dafs dieselben das (S. 22 gegebene) Zeugnifs über die unfehlbare Beweisführung der Dreitheilung eines Winkels oder des denselben messenden Bogens ausstellten, ist wohl das sprechendste Zeugnifs für den Grad geometrischer Einsicht bei dem Personale der türkischen Ingenieur-Academie. Da nach dem islamitischen bürgerlichen Rechte (wie vormals nach dem römischen) sieben Zeugen die vollgültigste Zeugenschaft gewähren, so ist auch dieses geometrische Attestat von sieben Zeugen, nämlich von den vier Chodscha's oder Professoren und von drei Chalifen (gewöhnlich Chalfa ausgesprochen) d. i. Adjuncten unterfertigt. Der vierte dieser auf Chodschastellen Anwartschaft habenden Chalifen (Nachfolger oder Stellvertreter) ist der Verfasser selbst, welcher natürlich sich nicht selbst unterschreiben konnte. Er erzählt in der Vorrede, wie die Beweisführung der Dreitheilung eines Winkels oder des denselben messenden Bogens bisher in der grofsen Encyclopädie als unstatthaft erklärt, und in der türkischen Uebersetzung Euclid's die Dreitheilung selbst in dem 23. Problem des III. Buches blofs practisch angegeben worden, und fährt dann S. 5. mit folgenden Worten bis ans Ende des Vorberichtes fort:

»Lob und wieder Lob! Durch die Gnade des allweisen, »allmächtigen Gottes, durch die Prophetenwunder unseres »Herrn des Heilands beider Welten, über welchen Gebet und »Heil sey, und durch die Kraft des Jugendglücks und den Ein»fluſs der Gerechtigkeitsfrucht des jetzt den Thron schmücken»den, die Welt mit Obhut beglückenden, und durch den »Glanz seiner Herrschaft entzückenden Helfers der Diener, »die ihm angehören, und Entwurzlers der Bösen, welche sich »wider ihn empören, Bewahrers der wahrsten aller Religionen,

Digitized by Google

»Behüters der Länder, worin die Moslimen wohnen, der ge-
»segnet ist durch allmächtige Segnung und geleitet wird durch
»göttliche Leitung, des Sultans zweier Erdtheile, des Chakan's
»zweier Meere, des Dieners der beiden edlen Heiligthümer
»(Mekka's und Medina's), des Sultans, Sultans Sohnes und
»Sultans Enkels, Sultans Mahmudchan Ghasi's, Sohnes Sultan
»Abdulhamidchan Ghasi's, des Sohnes Sultan Achmedchan Gha-
»si's, Gott verlängere sein Leben, und wolle ihm glückliche
»Herrschaft und durchdringende Befehlskraft geben (durch
»Gottes Gnade, des Propheten Wunderkraft und des Sultans
»Glück also), hat der ohnmächtigste, schwächste, unwürdig-
»ste und nichts vermögendste der Diener, Mafsdariedschi-
»sade Seid Hussein, der erste Adjunct an der kaiserlichen
»Ingenieur-Academie, die Lösung des Beweises der Dreithei-
»lung eines Winkels oder des denselben messenden Bogens,
»welche seit dreissig Jahren in allen geometrischen Büchern
»als unauflöslich erklärt worden, am 13. Schaaban (16. Mai)
»d. J. 1237 (1821) glücklich gefunden, und das Zeugnifs, dafs
»er den Beweis davon geometrisch hergestellt habe, wurde
»von allen Chodscha's und Chalifen mit Unterschrift und Siegel
»bestätigt. So ist dieses seit langer Zeit als unmöglich zu be-
»weisen erklärte Problem glücklich aufgelöst worden, und es
»ist klar, dafs daraus viele andere bisher in der Geometrie für
»schwierig erachtete Puncte gelöset werden können, weshalb
»das Ganze mit tausend Mängeln und Fehlern dem königlichen
»Throne vorgelegt worden, denn wenn der gerechte Monarch
»dasselbe nur eines halben Blickes würdiget, so wird sich
»darüber sonder Zweifel der Dom der Glorie wölben. Meine
»unterthänigste Hoffnung ist, dafs es dem hohen gerechten
»Willen Seiner Majestät gefallen werde, den ganzen Vorfall
»in die Reichsgeschichten eintragen zu lassen, wie dafs die Lö-
»sung dieser Schwierigkeit aus den geheimsten Wissenschaften
»zur Zeit Allerhöchstdero Regierung in der Ingenieur-Academie
»der hohen ottomannischen Pforte aufgefunden worden ist,
»damit, wenn die europäischen Geometer dasselbe zufällig in
»die Hände bekommen, sie sich nicht diese Erfindung aneig-
»nen können; dafs daher dieser Artikel besonders gedruckt in
»der Bibliothek der kaiserlichen Ingenieur-Academie und in allen
»anderen Bibliotheken hinterlegt werde.«

Möglichster Kürze willen wird Rec. dem Beweise Seid Hussein's bis zur durchschossenen fehlerhaften Stelle genau folgen, dann aber, seine unnöthigen Weitläufigkeiten vermeidend, den Schlufs schneller herbeiführen. »Um den Winkel »*bac*, oder den ihm zum Maafse dienenden Bogen *brqc* in drei

Digitized by Google

» gleiche Theile zu theilen, beschreibe man aus seinem Scheitel » a mit einem beliebigen Halbmesser ab den Halbkreis bcd, » ziehe aus c und d, ce und df senkrecht auf bd, und aus c » und dem Halbirungspuncte g von ce, die gleichlaufenden cf » und gh mit dem Durchmesser bd. Nun beschreibe man aus » dem Durchschnitte k der geraden ac und gh, der zugleich » der Halbirungspunct von ac ist, mit dem Halbmesser ka den » Umfang aec, und aus g mit dem Halbmesser gh den Bogen » hi, vereinige i mit c, und aus dem Durchschnitte l der gera- » den gh und ic ziehe man mn senkrecht auf gh; verbindet » man nun i mit dem untern Durchschnittspuncte o der geraden » mn und des Umfanges aec, verlängert diese Linie io, bis » sie den Umfang aec in p schneidet, so wird, wenn man ap » zieht und bis q verlängert, und endlich ar gleichlaufend mit » ip führt, der Bogen bc in die drei gleichen Theile br, rq » und qc getheilt seyn. «

» Die Richtigkeit dieser Theilung soll nun erwiesen wer- » den. Zu diesem Ende vereinige man den obern Durchschnitts- » punct s der geraden mn und des Umfangs aec mit den Puncten » c, a und i, und verlängere cs, bis sie den verlängerten » Durchmesser in t und gh in v schneidet. Da gl mit ei pa- » rallel ist, und ec halbirt, so mufs gl auch ci halbiren; dem- » nach sind die rechtwinkligen Dreiecke cnl und lmi wegen » der gleichen Hypotenusen cl, li, und der gleichen Katheten » ln, lm vollkommen gleich, und es ist $mi = nc = em$. Be- » trachtet man nun die rechtwinkligen Dreiecke omi, snc, so » haben sie nebst den Katheten mi und nc auch die Katheten » om und sn wechselsweise gleich, da nämlich $ln = lm$ und » kl senkrecht auf die Sehne so, folglich $ls = lo$, und ln » $- ls = lm - lo$ oder $sn = om$ ist; diese Dreiecke sind » also vollkommen gleich, folglich der Winkel $moi = nsc$ » $= osv$ und oi mit ct gleichlaufend. Da ferner kv mit at » gleichlaufend und ck die Hälfte von ca ist, so mufs auch kv » die Hälfte von at seyn. Weil nun kv mit it und ki » mit vt parallel ist, so mufs $kv = it$ seyn; und da » kv die Hälfte von at ist, so mufs auch it die » Hälfte von at, oder $it = ai$ seyn. Weil csa ein » rechter Winkel, und ik gleichlaufend mit cs ist, so müssen » auch die Winkel bei u 90° haben und ik halbirt die Sehne » sa. Die rechtwinkligen Dreiecke sui, aui sind demnach » wegen der gemeinen Kathete ui und der gleichen Katheten » us, ua vollkommen gleich, und es ist $ai = si$. Vereinigt » man nun s mit p, so haben die Dreiecke pos, kol den Win- » kel o gemein, und die Seiten, welche diesen Winkel in beiden

Digitized by Google

»Dreiecken einschliefsen, sind proportionirt; mithin sind diese »Dreiecke ähnlich, und ps ist das doppelte von kl und mit kl »gleichlaufend. Wegen der ähnlichen Dreiecke kcl und aci »ist ai auch das doppelte von kl; folglich ist ps gleich und »gleichlaufend mit ai, und die geraden ap und is müssen auch »gleich und gleichlaufend seyn. Es ist also $ap = is$; und da »$is = ai$ ist, mufs auch $ap = ai$, also das Dreieck pai »gleichschenkligt seyn. Nun ist der äufsere Winkel $pab =$ »$api + pia$ oder, weil $api = pia$ ist, $pab = 2\,pia$; »und weil ar gleichlaufend mit ip gezogen worden ist, pab »$= 2\,bar$, mithin $rab = qar$. Der Winkel pac am Um»fange und der Winkel pkc am Mittelpuncte ruhen auf dem»selben Bogen pc; folglich ist $cap = \frac{pkc}{2}$, oder, weil we»gen der gleichlaufenden pk, ra, der Winkel $pkc = car$ »ist, $cap = \frac{car}{2} = par = rab$.«

Dem Mathematiker kann es nicht entgehen, dafs Seid Hussein in der durchschossenen Stelle sagt, ki sey mit vt parallel. Er setzt also hier voraus, dafs die Verlängerung der mit vt wirklich gleichlaufenden geraden oi durch den Mittelpunct k gehe. Zu diesem Glauben mag ihn die Zeichnung verleitet haben; denn wenn man seine Methode befolgt, so geht die Verlängerung oi durch den Mittelpunct. Dieses ist aber nur scheinbar, und rührt blos von der Unmöglichkeit her, in der wir uns befinden, mathematische Puncte und Linien sichtbar darzustellen. In der Geometrie ist das Zeugnifs der Sinne ungültig; wenn demnach Seid Hussein auf den Ruhm, die Dreitheilung des Winkels gefunden zu haben, einen gegründeten Anspruch machen will, so beweise er, dafs die Verlängerung von oi durch k geht. Kann er dieses nicht, so läfst er die Frage, wie er sie fand. Denn geht z. B. die Verlängerung von oi durch k', so wäre nun $k'v = it$, und da $k'v$ nicht wie kv gleich der Hälfte von at ist, so wäre auch it nicht gleich $\frac{at}{2}$, oder nicht gleich ai, und der fernere Beweis des Türken beruht auf der Gleichheit von ai und it, und auf der Halbirung der Sehne as durch die senkrechte ik, was nur in so fern wahr ist, als ik' mit ik übereinkömmt oder durch den Mittelpunct geht.

Nach Seid Hussein's Verfahren kann eigentlich kein anderer Winkel als der von 90° in drei gleiche Theile mathematisch genau getheilt werden, und sein Verfahren beschränkt

Digitized by Google

sich demnach auf eine längst aufgelöste Aufgabe. Hier ist der Beweis davon:

Ist der Winkel $cab = w$ wirklich in drei gleiche Theile getheilt, oder $caq = \frac{w}{3}$, so ist nach Vorigem pk parallel mit cv, folglich $pkc = kcs = csk = \frac{2w}{3}$. Nun ist aber csk als äufserer Winkel $= svk + skv$, oder, weil $svk = pkx = \frac{w}{3}$ ist, $\frac{2w}{3} = \frac{w}{3} + skv$, mithin $skv = \frac{w}{3} = svk$, und $sv = sk = \frac{d}{2}$.

Zieht man nun $k\alpha$ senkrecht auf gk und $\alpha\beta$ senkrecht auf ge, nennt $ai = y$; $c\alpha = z$; $ae = n$; so ist aus den ähnlichen Dreiecken $c\alpha\beta$ und vsl, $sv : vl = c\alpha : \alpha\beta$ oder $\frac{d}{2} : vl = z : \frac{n}{2}$, und $z = \frac{dn}{4vl}$. Wegen der vollkommen gleichen Dreiecke slk und slv ist $kl = lv$, nach Vorigem ist aber auch $kl = \frac{ai}{2} = \frac{y}{2}$; mithin ist $z = \frac{dn}{2y}$. (1)

Da ferner, wie bekannt, die Producte der Secanten xv und cv in ihre äufseren Theile yv und sv gleich sind, so hat man $xv \cdot yv = cv \cdot sv$ oder $(\alpha v + \alpha c)\, sv = (kv + kx)(kv - ky)$; und wenn man d, z und y einführt $(\alpha v + z)\frac{d}{2} = \left(y + \frac{d}{2}\right)\left(y - \frac{d}{2}\right)$

Es ist aber $kv = 2lv$; mithin ist wegen der ähnlichen Dreiecke αvk, svl, auch $\alpha v = 2 \cdot sv = d$; folglich

$$(d + z)\frac{d}{2} = y^2 - \frac{d^2}{4} \text{ und}$$

$$x = \frac{2y^2 - \frac{3d^2}{2}}{d}, \text{ also nach (1)}$$

$$\frac{dn}{2y} = \frac{2y^2 - \frac{3d^2}{2}}{d}, \text{ oder}$$

$$y^3 - \frac{3d^2y}{4} - \frac{d^2n}{4} = 0. \quad (2)$$

Digitized by Google

Nach Seid Hussein's Verfahren ist $gh = gi$, und $ai = ei - ea = \sqrt{\overline{gi}^2 - \overline{ge}^2} - n =$

$$\sqrt{(n+d)^2 - \left(\frac{d^2 - n^2}{4}\right)} - n$$

oder $ai = \sqrt{\frac{5n^2}{4} + 2dn + \frac{3d^2}{4}} - n.$

Wenn nun dieses Verfahren richtig wäre, so müfste $ai = y$ seyn, folglich $y^3 - \frac{3d^2y}{4} - \frac{d^2n}{4}$ durch $y - \left(\sqrt{\frac{5n^2}{4} + 2dn + \frac{3d^2}{4}} - n\right)$ ohne Rest theilbar seyn, oder der Werth von ai in die Gleichung (2) substituirt, derselben Genüge leisten. Demnach ist $\left(\sqrt{\frac{5n^2}{4} + 2dn + \frac{3d^2}{4}} - n\right)^3 - \frac{3d^2}{4}\left(\sqrt{\frac{5n^2}{4} + 2dn + \frac{3d^2}{4}} - n\right) - \frac{d^2n}{4} = 0.$

Schafft man die Wurzelzeichen aus dieser Gleichung weg, so erhält man $n^5 + 24dn^4 - 5d^2n^3 - 16d^3n^2 - 4d^4n = 0$; oder wenn man $n = \frac{d}{s}$ setzt, $s + 24s^2 - 5s^3 - 16s^4 - 4s^5 = 0.$

Ist nun der zu theilende Winkel $= 0°$, so ist $n = d$ und $s = 1$, daher ganz richtig $1 + 24 - 5 - 16 - 4 = 0.$

Hat aber besagter Winkel $90°$, so ist $n = 0$ und $s = \infty$; man erhält sodann $0 = 0.$

Liegt endlich der zu theilende Winkel zwischen 0 und $90°$, so ist $n < d$ und $s > 1$; mithin mufs jetzt der verneinende Theil der Gleichung, worin die höheren Potenzen von s vorkommen, gröfser als der bejahende seyn, oder eine verneinende Zahl gleich null werden, was ungereimt ist.

Aus diesem folgt, dafs nur der Winkel von $90°$ sich nach dem Verfahren des Türken mathematisch genau in drei gleiche Theile theilen läfst, was aber schon die ältesten Geometer auf eine weit einfachere Art zu bewerkstelligen wufsten.

Anmerkung. Der unterzeichnete Specialredactor hat diese interessante und sehr gehaltreiche Recension lange Zeit

Digitized by Google

unabgedruckt liegen lassen, worüber er aus gewissen Gründen sowohl dem Publicum, als insbesondere dem ihm unbekannten Hrn. Verfasser einige Worte der Entschuldigung beifügen zu müssen glaubt. Bei dem Durchlesen führten nämlich gerade bei dem schwierigsten Theile derselben wiederholte Schreibfehler, namentlich die vielfache Verwechselung der Gröfse s mit der Zahl 5, des Buchstabens d und a, in ein solches Labyrinth, dafs er bei überhäuften Geschäften die Mühe einer genauen Revision scheuete, welche bei der Kürze der Darstellung nicht gering seyn konnte, weil sie ein wiederholtes Nachrechnen erforderte. Endlich hat eine sorgfältige Prüfung und fortgehende Corrigirung der Schreibfehler die Ueberzeugung hervorgebracht, dafs die kritische Beurtheilung des von dem Türken Geleisteten nicht blos durchaus richtig, sondern auch mit grofsem Scharfsinn und vorzüglicher Sachkenntnifs abgefafst ist.

Folgendes sey mir indefs erlaubt zum Beweise meiner Aufmerksamkeit auf diese gediegene Arbeit hinzuzufügen. Nur einen Ausdruck habe ich mir deswegen abzuändern erlaubt, weil der gebrauchte mir weniger üblich zu seyn schien. Durch welches specielle Verfahren der gelehrte Hr. Verfasser seine Hauptgleichung vom fünften Grade gefunden habe, weifs ich nicht. Setzt man indefs $r\left(\frac{5n^2}{4} + 2dn + \frac{3d^2}{4}\right) = A^{1/2}$; so ergiebt sich nachher durch Substitution

$$n^6 + 24dn^5 - 5d^2n^4 - 16d^3n^3 - 4d^4n^2 = 0.$$

eine Gleichung der sechsten Ordnung; allein diese sowohl, als die des Hrn. Verfassers ist doch eigentlich nur eine biquadratische. Der Umstand aber, dafs der Hr. Verfasser sie nicht hierauf zurückgeführt, auch der letzten Gleichung nicht die gewöhnliche Form, nämlich

$$s^4 + 4s^3 + \tfrac{5}{4}s^2 - 6s - \tfrac{1}{4} = 0.$$

gegeben hat, obgleich unbedeutend an sich, schien mir eine Revision des Ganzen nothwendig zu machen, welche dann, durch die erwähnten Schreibfehler erschwert, die allerdings einer Entschuldigung bedürfende Verzögerung des Abdruckes herbeiführte.

Muncke.

---

by Google

1) *System der Logik von Dr. Wilhelm Esser. Elberfeld*, 1825. *XVIII und* 512 *S.* 1 Thlr. 12 Gr.

2) *Handbuch zu Vorlesungen über die Logik, von H. L. W. Sigwart. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Tübingen*, 1824. *X und* 198 *S.* 1 fl. 20 kr.

3) *Die Logik, insbesondere die Analytik, dargestellt von A. D. Ch. Twesten. Schleswig*, 1825. *LIV und* 504 *S.* 1 Thlr. 12 Gr.

4) *Die Denklehre in rein-deutschem Gewande, auch zum Selbstunterricht für gebildete Leser, von J. H. Tieftrunk. Halle und Leipzig*, 1825. *XVI und* 240 *S.* 1 Thlr. 8 Gr.

Unter allen philosophischen Disciplinen ist die Logik in neueren Zeiten am häufigsten bearbeitet worden. Dennoch ist man sogar über Begriff und Behandlung dieser Wissenschaft keineswegs zur Einstimmigkeit gelangt, vielmehr wird sie, wie zu den Zeiten der Griechen, nach den von einander durchaus abweichenden, wenn nicht einander entgegengesetzten, Weisen des metaphysischen, psychologischen und analytischen Standpunctes fortwährend behandelt.

Der Verfasser von No. 1, das sich System der Logik nennt, befand sich, laut Vorr. S. XIV. „in der Nothwendigkeit, mehr als zwei Drittheile der Logik „selber zu entwickeln, ohne dafs ihm durch die Schriften Anderer über diese Wissenschaft ein bedeutender Dienst „hätte geleistet werden können . . . und da er (S. XV.) das „meiste, was in dem Buche vorkommt, sich selber hat entwickeln müssen, so ist er aufser Stand, literarische Nachrichten darüber anzuführen.“ — Die Verf. von No. 2. und 3. beabsichtigen Leitfäden für ihre Zuhörer, nebst Beiträgen zur Vervollkommnung der Logik zu liefern, und beziehen sich in Anmerkungen und Erörterungen nicht selten auf frühere Logiker, durch die sie, geradezu oder im Gegensatz, zu ihren Entwickelungen veranlafst wurden. No. 4. kündigt sich als einen „Versuch an, die Denklehre auf eine der Gemeinfafslichkeit zusagende Weise vorzutragen.“

Esser giebt ausführliche, wenn nicht weitschweifige, §§., und möchte dem academischen Vortrag schwerlich etwas anderes als Erläuterung durch Beispiele, oder literarische Nachweisungen, und Ergänzungen, Verbesserungen oder Widerlegungen, übrig lassen, letztere freilich in nicht geringer Menge. Tieftrunk berücksichtigt bei seinem sehr

deutlichen, doch keineswegs weitschweifigen, Vortrage vorzugsweise das Bedürfnifs derer, welche sein Lehrbuch zum Selbstunterricht benutzen wollen. Die andern zwei Lehrbücher geben in gedrängter Kürze sowohl die Resultate eigner Forschungen, als was sie von früheren entlehnen. Twestens Logik ist, auch abgesehen von den neuen Untersuchungen und Entdeckungen, die sie in so reichlichem Maafse enthält, als Muster der für academische Lehrbücher sich eignenden, gedrängten, einfachen, deutlichen und genauen Schreibart, in den §§. wie in den Erläuterungen, höchst preiswürdig.

Auch in Bezug auf Durchführung des analytisch-Aristotelischen Standpunctes weichen diese vier Bearbeitungen bedeutend von einander ab. Tieftrunk unternimmt zugleich, jedoch auf dem Wege der Analysis und Reflection, eine Deduction der logischen Grundsätze und Grundformen: Twesten hält sich mit ungemeiner Schärfe und Consequenz auf dem analytischen Standpuncte: Sigwart bestrebt sich gleichfalls, diesem Standpunct treu zu bleiben: Esser, nicht im Klaren über seinen Zweck, ergänzt häufig die analytische Behandlung durch psychologische und metaphysische Excurse.

Soll die Logik, unabhängig von höheren und schwierigeren metaphysischen oder psychologischen Untersuchungen, für sich ausgebildet werden, so mufs ihr ein solcher Begriff und ein so bestimmtes Princip vorangestellt seyn, dafs wie die Verdeutlichung beider, so die Ableitung der Wissenschaft aus dem Princip vor der Beendigung jener Untersuchungen unternommen werden kann. Soll ferner der Begriff der Ausführung entsprechen, und die Wissenschaft aus dem Princip oder den Principien abgeleitet seyn (und das beabsichtigen diese wie alle übrigen Bearbeiter der Logik als Wissenschaft), so darf der Begriff weder zu eng noch zu weit, und das Princip mufs so beschaffen und benutzt seyn, dafs die besonderen Gesetze und Bestimmungen aus ihm sich ergeben, nicht blos mit ihm verknüpft werden. — Nach Esser ist Logik „die „Wissenschaft von den nothwendigen und unabänderlichen „Gesetzen derjenigen Geistesthätigkeit des Menschen, welche „das Denken heifst, sie soll mithin das gesammte Denk„vermögen des menschlichen Geistes untersuchen, erforschen „und zergliedern, um — abgesehen von der Erfahrung — alle „Gesetze aufzufinden, welche auf jeden möglichen Fall des „menschlichen Denkens berechnet sind“ u. s. w. Sie ist daher „eine Wissenschaft von den allgemeinen und nothwen-

Digitized by Google

„digen Gesetzen des menschlichen Denkens, insofern diese „Gesetze blos die Form und nicht den Inhalt unsres Denkens „betreffen“ (s. S. 3 und 5). Sigwart stellt eine Deduction des Begriffs Denken voran, nennt Logik die Wissenschaft von den nothwendigen Bestimmungen und Gesetzen des Denkens, und unterscheidet, je nachdem das Denken als Denken alles Seyns, oder abgesehen davon, dafs es Denken alles Seyns sey, betrachtet werde, speculative und formale Logik, handelt aber nur letztere ab, d. h. „die „Wissenschaft von den Gesetzen, unter denen das Denken mit „sich selber übereinstimmt“ (s. S. 14 ff.). Tieftrunk verlangt von der Denklehre, dafs sie die Thatsache des Denkens entwickele, das Thun und Treiben desselben bis zu seinen ersten Anfängen und Keimen verfolge, sein Verfahren und die Gesetze seines Verfahrens zur Klarheit bringe, und zeige, wie wir von ihm den Leitstern haben, um zur Wahrheit und Wissenschaft zu gelangen (s. S. 1).

Gegen Esser erinnert Ref., dafs sein Begriff von Logik für sich unverständlich ist, und höhere Erörterung über die Denkfunction voraussetzt: gegen Sigwart, dafs die von ihm vorangestellte Deduction, welche mit der Behauptung beginnt, das menschliche Ich finde sich in seinem Bewufstseyn auf endliche und unendliche Weise bestimmt, den Begriff der Logik von Untersuchungen abhängig zu machen scheint, die in der Einleitung zu einer Elementardisciplin, wie die formale Logik, unmöglich mit genügender Schärfe und Ausführlichkeit geführt werden konnten, und gewifs noch nicht als beendigt zu betrachten sind: gegen Tieftrunk, der das Denken als eine dem Ich inwohnende, völlig innere Wirksamkeit beschreibt, dem Anschauen entgegenstellt, und von der Denklehre verlangt, dafs sie die Gegenstände aufser dem Denken so weit berücksichtige, wie weit die Denkkraft, zur Bestimmung der Dinge, Begriffe aus sich selber habe, ist zu bemerken, dafs, selbst die Genugsamkeit seiner Erörterungen über die Denkthätigkeit zugegeben, keineswegs alle Begriffe, welche die Denkkraft zur Bestimmung der Dinge aus sich selber hat, in seiner Denklehre bearbeitet werden, namentlich die Begriffe von Kraft, Zweck u. s. w. unberücksichtigt bleiben. Zugleich ist gegen alle drei, wie gegen den gröfseren Theil der früheren Logiker überhaupt, zu bemerken, dafs ihre Erklärungen um vieles zu weit und unbestimmt sind, da sie doch wohl keineswegs unternehmen, die Gesetze vollständig aufzustellen, nach welchen entweder das Denken im Allgemeinen, oder eine bestimmte Art des Denkens, wie

Digitized by Google

das mathematische, metaphysische u. s. w. fortschreitend sich entwickelt, vielmehr, gleich wie die übrigen, die die Logik nicht metaphysisch oder psychologisch bearbeitet wissen wollen, auf Ableitung methodischer Regeln und Gesetze, und zwar zunächst auf Ausmittelung der Formen und Gesetze fast gänzlich sich beschränken, nach denen nicht etwa neue Gedanken erzeugt, sondern schon vorhandene so entwickelt werden, dafs explicite in ihnen hervorgehoben wird, was sich implicite in ihnen schon fand, und nur beiläufig von den Gesetzen und Methoden des fortschreitenden, neues erzeugenden Denkens handeln (vergl. Twestens Vorrede S. IX.). Durch die Beschränkung der Denklehre auf die Form des Denkens, wie sie sich bei Esser und Sigwart findet, wird diese Disciplin im Ganzen nicht ausführbarer, da, abgesehen davon, dafs der Gegensatz des Formalen und Materialen sich überhaupt nicht streng durchführen läfst (s. Twestens Vorrede S. XI.), was Sigwart speculative Logik nennt, ebenfalls nur von Formen des Denkens zu handeln hat, von denjenigen Formen nämlich, vermittelst deren wir das Seyn als solches denken: so dafs also immer eine nähere Bestimmung hinzukommen müfste. Eine solche nähere Bestimmung ist nun auch in Sigwarts Behauptung, dafs „die Logik die „Wissenschaft von den Gesetzen sey, unter denen das Den„ken mit sich selber übereinstimmt", nicht zu verkennen: aber werden dadurch die Gesetze der ursprünglichen Erzeugung im Denken, sey es auf dem mathematischen oder philosophischen Gebiete, wohl ausgeschlossen? und doch ist von diesen Gesetzen der ursprünglichen Erzeugung im Denken bei Sigwart, wie bei den übrigen Logikern dieser Richtung kaum die Rede.

Twesten behauptet, die Logik handle von der Ueberzeugung des Verstandes, in wie fern derselbe auf dem klaren Bewufstseyn beruhe, „dafs dasjenige, wovon man überzeugt „werden solle, in demjenigen, wovon man überzeugt sey, „bereits liege, oder damit auf eine solche Weise zusammen„hänge, dafs es nicht geläugnet werden kann, ohne uns in „Widersprüche zu verwickeln", oder, „sie sey die Theorie „von der Anwendung der Grundsätze der Identität und des „Widerspruchs (§. 6.). Vergleichen wir Twestens Erklärung nun mit dem, was in seiner, wie in den Aristotelisch-analytischen Logiken überhaupt, wirklich geleistet wird, bedenken wir, „dafs die Logik ursprünglich von Begriffen und „Urtheilen gar nicht um ihrer selbst, sondern nur um ihres „Gebrauchs willen für eine andere Denkoperation (das

Digitized by Google

„Schliefsen) handelt", „dafs der eigentliche Kern der Aristo-„telischen Logik die Syllogistik ist, Begriffe und Urtheile „für sie nur als Elemente des Schlusses da sind" (s. Vorrede S. IX f.); so ist offenbar, dafs ein solcher Begriff nicht nur dieser besonderen Bearbeitung der Logik genau entspreche, sondern sich auch historisch vollkommen rechtfertigen lasse, indem er bestimmt ausspricht, was die Logiker dieser Richtung zunächst und vorzüglich beabsichtigen, wenn sie die Logik als die Wissenschaft von den Gesetzen des formalen Denkens u. dergl. bezeichnen. Dieser Begriff hat aufserdem den Vorzug, dafs er, an sich deutlich, keiner psychologischen oder metaphysischen Vorbereitung bedarf, da die Wahrheit der Sätze der Identität und des Widerspruchs an sich als evident betrachtet, „ihre Wichtigkeit aber leicht so weit in's „Licht gesetzt werden kann, als hier nöthig ist (s. Vorrede S. XXV.). Endlich wird durch den so gefafsten Begriff auch der Bearbeitung der Logik ihre Selbstständigkeit gesichert, indem er theils ihre Grenzen bestimmt, theils Ableitung der Disciplin aus einem an sich deutlichen Princip einleitet. Nur diejenigen Regeln und Gesetze des vermittelnden Denkens gehören ihr an, die aus den Grundsätzen der Identität und des Widerspruchs als besondere Anwendungen abgeleitet werden können. Sie verfährt mithin rein analytisch, da jene Grundsätze nur Anweisung geben, aus schon vorhandenen Vorstellungen das in ihnen Enthaltene zu entwickeln. Wenn aber die analytische Logik oder logische Analytik auf diese Weise darauf verzichten mufs, von der Entstehung der Erkenntnisse, ihren Quellen und der Art und Weise zu handeln, sie aus denselben im Zusammenhang und mit Vollständigkeit zur Deutlichkeit des Bewufstseyns zu erheben, so darf die Nothwendigkeit eben dieser Untersuchungen darum keineswegs verkannt werden. Nur mufs bestimmt anerkannt werden, dafs die Logik, insofern sie solche Untersuchungen zu führen unternimmt, d. h. die Logik als allgemeine Methodologie, anderer Grundsätze bedarf, als der der Identität und des Widerspruchs, und, wenigstens für jetzt, hier nicht mit gleicher Sicherheit wie in der Analytik verfahren kann. Dafs die Logik als allgemeine Methodologie nicht mit den zuletzt genannten Grundsätzen ausreiche, hat man auch durch die That anerkannt, insofern man ihnen das Princip des zureichenden Grundes hinzuzufügen pflegt. Indem man aber dieses Princip, wie jene, nur an die Spitze stellte, ohne aus ihnen die logischen Regeln und Bestimmungen zu deduciren, hat man im analytischen Theile

Digitized by Google

der Logik häufig den Satz vom zureichenden Grunde zu Hülfe genommen, ohne seiner zu bedürfen, und dagegen auf die Sätze der Identität und des Widerspruchs nicht analytische Bestimmungen zurückführen zu können geglaubt, die sich durchaus nicht aus ihnen ableiten lassen. Auch kann sich uns nicht verbergen, dafs die Untersuchungen der nicht analytischen Logik, obwohl gemeiniglich vermischt mit den analytischen Bestimmungen, sich von diesen durch Unbestimmtheit, Unsicherheit und Willkührlichkeit sehr merklich unterscheiden. Wie sehr viel weiter ist z. B. die Lehre von der unmittelbaren Ableitung eines neuen Urtheils aus einer gegebenen, oder von den unmittelbaren Schlüssen (um der Lehre von den mittelbaren Schlüssen nicht zu gedenken), fortgeschritten, als die Lehre von der synthetischen Begriffs- und Urtheilsbildung?

Durch scharfe und bestimmte Sonderung beider Theile oder vielmehr Disciplinen der Logik hat Twesten eine wissenschaftlichere Behandlung des einen wie des anderen eingeleitet, und selber, wie wir sehen werden, sehr bedeutend gefördert. „Im Gegensatz mit der analytischen Logik oder „Analytik", sagt er S. XXVI, „kann man alsdann die Theo„rie von der methodischen Anwendung der übrigen Grund„sätze des Denkens und Wissens die synthetische Logik „nennen, in wie fern man als höchste und gemeinschaftliche „Aufgabe derselben die Bildung (Synthesis) auch solcher Be„griffe, Urtheile und Erkenntnisse betrachtet, die nicht als „schon gegeben vorausgesetzt werden." Jedoch hat Twesten die Analytik als den eigentlichen Gegenstand seiner Darstellung behandelt, und nur einen kurzen Entwurf der synthetischen Logik hinzugefügt.

Die Eintheilung der Logik in Analytik und Synthetik ist eine so natürliche und nothwendige, dafs sie schon frühzeitig in der Behandlung dieser Disciplin mehr oder weniger bestimmt berücksichtigt worden, aber, weil bisher nicht auf ihren wahren Grund zurückgeführt, schwankend und ohne bedeutenden Einfluss auf wissenschaftliche Strenge geblieben ist. Sollten nämlich Elementar- und Methodenlehre auf eine genügende und förderliche Weise von einander gesondert werden, so müfste erstere auf Analytik, letztere auf Synthetik zurückgeführt werden. Eine rein analytische Betrachtung der Denkfunctionen wird nämlich allerdings innerhalb der Grenzen einer Elementarlehre sich halten: eine gründlich durchgeführte Methodenlehre dagegen Untersuchungen über ursprüngliche Erzeugung der Erkenntnisse, mithin

Digitized by Google

über die Synthesis derselben, nicht nur voraussetzen, sondern als ihre vornehmste Aufgabe betrachten müssen. Auch enthält des Aristoteles zweite Analytik, die den späteren Methodenlehren zu Grunde liegt, der Hauptsache nach, einen Entwurf zur Synthetik. Wenn freilich die Elementarlehre die einzelnen Functionen des Denkens, die Methodenlehre das Denken in seiner wissenschaftlichen Tendenz betrachten soll (s. Sigwart §. 35.), so ist letztere gleichfalls so weit analytisch, in wie weit auch die Wissenschaft in ihren Methoden sich zum Theil auf Verdeutlichung schon vorhandener Erkenntnisse beschränkt, unterscheidet sich dann aber auch von ersterer weder den Principien noch der Behandlung nach hinlänglich, um der Elementarlehre als besonderer und gleichliegender Theil beigeordnet zu werden. Die sogenannte angewandte Logik findet allerdings, so fern in ihr das menschliche Denken nach seinen allgemeinen und nothwendigen Beschränkungen betrachtet werden soll, nicht eben passender in der Synthetik als in der Analytik ihren Platz, kann aber auch, in so weit sie nicht Anweisung zur Vervollkommnung der Erkenntnisse enthält, und als solche der Synthetik angehört, mit Recht der Psychologie zugewiesen werden; und ohne Nachtheil hat Esser sie ausgelassen (s. seine Gründe S. 13.), Tieftrunk in seinem zweiten Theile nur gelegentlich die Schranken des menschlichen Erkennens berücksichtigt.

Bei Sigwart zerfällt die Logik in zwei Haupttheile, deren ersterer von den Bestimmungen und Gesetzen des Denkens, der zweite von der Beziehung dieser Bestimmungen und Gesetze auf die wirkliche Thätigkeit des Denkens handeln soll; der zweite Haupttheil wird in reine und angewandte Logik, und die reine Logik in Elementar- und Methodenlehre getheilt. Auch Esser sondert die Erörterung der Grundgesetze des Denkens von der Elementar- und Methodenlehre, theilt die Logik in drei Theile, und handelt im zweiten Theile von den allgemeinen Gesetzen des Denkens, die jedem besonderen Denken zu Grunde liegen, und im dritten Theile von den Gesetzen des Denkens in der Wissenschaft.

Tieftrunk erörtert im ersten Theile seiner Denklehre das Wesen des Denkens an sich selbst, zerlegt es in seine Thätigkeiten und entnimmt die Gesetze desselben (s. S. 20.): betrachtet in dem sehr kurzen zweiten Theile (von S. 227 — 240.) diese Gesetze als Regeln und Wegweiser zur denkrichtigen Anwendung unsres Erkenntnifsvermögens, berücksichtigt hierbei die Schranken des menschlichen Erkennens, und

handelt von der Vervollkommnung unsrer Erkenntnisse; den ersten Theil aber zerfället er, scharfsinnig und seiner Behandlungsweise völlig gemäfs, in zwei Hauptstücke, von der denkgemäfsen Betrachtung der Dinge, und von der denkgemäfsen Bestimmung der Dinge, indem er, als zwiefache Thätigkeit der Denkkraft, das Vermögen der Regeln und das Vermögen der Bestimmung durch diese Regeln, oder das Vermögen Begriffe von Gegenständen durch Beachtung zu gewinnen, und das Vermögen Gegenstände durch diese Begriffe zu bestimmen, von einander sondert (s. S. 125 ff.). Im zweiten Hauptstücke zieht er dann zuerst die in der Denkkraft selbst gewurzelten Begriffe zur denkgemäfsen Bestimmung der Dinge durch's Urtheil in Betracht (S. 106 ff.), und handelt demnächst (S. 157 ff.) von den Regeln, denen die Urtheilskraft in ihrem Zersetzungs- und Auflösungsgeschäft zu folgen habe.

Jedem dieser Eintheilungsversuche wird der billige Beurtheiler gern zugestehen, dafs er nicht unerhebliche Gründe für sich anzuführen habe, und geeignet sey, den logischen Stoff einigermafsen zweckmäfsig anzuordnen, so lange keine strengwissenschaftliche Ableitung aus obersten Grundsätzen beabsichtigt wird; keiner aber läfst sich den übrigen entschieden und in allen Stücken vorziehen, weil keiner derselben durch Begriff und Princip der Logik nothwendig bedingt wird, und keiner so genau und nach so festen Grundsätzen sondert, dafs durch Versetzung einzelner Lehrstücke die Construction des Ganzen wesentlich gefährdet werden würde.

Indem Twesten den Begriff der Analytik genau begrenzte und sie aus den Grundsätzen der Identität und des Widerspruchs in der That abzuleiten unternahm, mufste er mit der Erörterung dieser Grundsätze die Analytik beginnen; er konnte sie nicht der Analytik und Synthetik als gesondert von beiden voranstellen, da sie nur Grundsätze der Analytik, nicht der Synthetik sind; ferner aber mufste er für die aus diesen Grundsätzen abgeleitete Analytik eine von den bisherigen durchaus verschiedene Eintheilung auffinden, um alle besondere Regeln aus jenen Gesetzen in der Ordnung und auf die Weise abzuleiten, dafs sowohl ihre Nothwendigkeit als ihr Verhältnifs zu jenen Gesetzen daraus klar werde (s. §. 20.).

(*Die Fortsetzung folgt.*)

Digitized by Google

N. 10. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Logik nach Twesten, Sigwart, Tieftrunk und Esser.

(*Fortsetzung.*)

Sehr zu beachten sind Twestens Erörterungen über Zweck, Art und Weise des Studiums der analytischen Logik (s. §. 14 ff. vergl. Vorr. S. XII f.), welche in der Begrenzung, in der sie in seiner Behandlung genommen wird, wie einen höheren Grad der wissenschaftlichen Vollendung erreichen, so auch dem Lernenden mehr Ausbeute und namentlich mehr Uebung in der logischen Sicherheit gewähren muſs, als da, wo sie durch vielartigen fremden Stoff sich ergänzt.

Die vielverheiſsenden Erörterungen in Essers Einleitung über die Quelle der Logik und die Methode ihrer Behandlung (S. 20 — 45.) unternehmen den Beweis, daſs die Nothwendigkeit, so zu denken, die Nothwendigkeit, so für wahr zu halten, nicht einschlieſse, mithin das Denken und seine Gesetze für den Menschen keine absolute Zuverlässigkeit haben (auch nicht für's Denken?), daſs daher die Logik kein allgemeines sicheres Kriterium der Wahrheit aufstelle, und zwar nicht nur kein materiales, sondern auch kein formales Kriterium der Wahrheit; daſs sie aber eben darum keine philosophische Disciplin sey, weil die Philosophie von den nothwendigen Gesetzen des Fürwirklichhaltens zu handeln habe. Diese Erörterungen sind, gleich wie die übrigen dieser Abtheilung, theils zu sehr auf der Oberfläche geschöpft, theils der Logik groſsentheils fremd. Eine gründliche Prüfung derselben müſste auf ihre Quelle, Hermes Einleitung in die christkatholische Theologie, zurückgehen, wo ihnen sehr viel vollständigere und gründlichere Untersuchungen gewidmet sind.

Die Gesetze der Identität und des Widerspruchs werden bei Twesten (§. 22 f.) in Formeln ausgedrückt, und sehr bestimmt und genügend dadurch von einander unterschieden, daſs jener auf den positiven,

dieser auf den negativen Ausdruck der Einerleiheit zurückgeführt wird, so dafs die Ableitung des einen vom anderen sich als eben so unmöglich ergeben mufs, wie die Ableitung der Bejahung von der Verneinung, oder umgekehrt diese von jener ist. Die höhere Deduction dieser, so weit es zu ihrer Entwickelung nöthig ist, deutlichen Gesetze wird mit Recht der Transcendentalphilosophie oder der Metaphysik überlassen, deren Untersuchungen die Logik vorarbeiten, nicht vorgreifen soll (vergl. Vorrede S. XXIV.). Ihre weitere Erörterung aber ergiebt sich aus der Analytik selber, indem alle Formen und Gesetze derselben aus ihnen, als Formen ihrer Anwendung, abgeleitet werden.

Vom Princip der Identität wird der Satz der Einstimmung unterschieden, insofern er erlaubt, mit a andere Vorstellungen zu verbinden, die nicht Nicht-a, aber auch nicht eben a sind.

Vom Satze des ausgeschlossenen Dritten wird eine zwiefache Form, eine ursprüngliche und eine abgeleitete, angegeben, von diesem Grundsatze aber wie vom Satze der Einstimmung gezeigt, dafs sie den Principien der Identität und des Widerspruchs untergeordnet, und gleich wie diese ausschliefslich analytische Sätze sind.

Vom Satze des zureichenden Grundes hingegen reichte es hin, zu erinnern, dafs er der Analytik nicht angehöre. Die schon von Jacobi eingeleitete Untersuchung, in wie weit der Satz vom zureichenden Grunde auf das Princip der Identität sich zurückführen lasse, hat die Logik weder Beruf noch Mittel genügend zu führen; zu bedauern aber ist es, dafs auch Metaphysik und Transcendentalphilosophie sie unerörtert zu lassen pflegen.

Sigwart unternimmt gleichfalls und mit Recht keine eigentliche Deduction der logischen Grundgesetze, bestimmt aber jedes derselben schon hier vorläufig näher, weil er nicht wie Twesten die logischen Gesetze und Regeln als verschiedene Formen derselben aus ihnen ableitet, und fügt das Gesetz des Grundes hinzu, indem er, gleichwie die früheren Logiker, das analytische und synthetische Verfahren nicht genau sondert. Das Gesetz der Identität wird von ihm als das Gesetz der Bejahung und Uebereinstimmung betrachtet, also der Grundsatz der Einstimmung mit einbegriffen; der Grundsatz des Widerspruchs als Gesetz der Verneinung und des Widerspruchs; der Grundsatz des ausgeschlossenen Dritten als die Sphäre der Denkformen beschliefsend und begränzend, indem er bestimme, dafs die in den Gesetzen der

Digitized by Google

Identität und des Widerspruchs gegebenen, und als einander ausschliefsend bereits gesetzten Formen die einzig möglichen seyen.

Die Momente der Qualität und das kategorische Urtheil führt Sigwart auf die Grundsätze der Identität und des Widerspruchs, die Bestimmungen der Quantität und das disjunctive Urtheil auf den Grundsatz des ausgeschlossenen Dritten, die Bestimmungen der Relation und der Modalität, so wie die Form der Bedingtheit, auf das Gesetz des Grundes zurück, und behauptet, dafs letzteres die Gesetze der Identität, des Widerspruchs und ausgeschlossenen Dritten, ja nur diese, voraussetze. Obgleich nun theils das Gesetz des Grundes wohl noch andere als die genannten analytischen Grundsätze voraussetzen möchte, und auf jeden Fall der hier vorausgesetzte rein analytische Charakter desselben nicht nachgewiesen wird, theils, wie Twesten durch die That gezeigt hat, die Bestimmungen für die hypothetische Form vollständig aus den Grundsätzen der Identität und des Widerspruchs abzuleiten, mithin nicht auf das Princip des Grundes, so weit es sich von diesem unterscheidet, zurückzuführen sind; obgleich ferner die Ableitung der Quantitätsbestimmungen und des disjunctiven Urtheils einerseits, so wie der Qualitätsverhältnisse nebst den kategorischen Urtheilen andrerseits auf je verschiedenen Grundsätzen sich wohl eben so wenig rechtfertigen lassen möchte, als eine solche Sonderung des untergeordneten principii exclusi tertii von den Grundsätzen der Identität und des Widerspruchs selber, so haben doch Sigwarts Erörterungen der logischen Grundsätze in Bezug auf Bestimmtheit im Ausdruck diesen Theil der Logik wesentlich gefördert, und besonders falsche Bestimmungen früherer Logiker beseitigt.

Esser würde seine überaus weitläuftige Erörterung wohl bedeutend abgekürzt und manche Fehler in Ausdruck und Bestimmung sich erspart haben, wenn er den schon in der ersten Ausgabe von Sigwarts Logik enthaltenen Erörterungen über die logischen Grundgesetze reiflich hätte nachdenken wollen. Sein Ausdruck für das Gesetz der Identität (s. S. 51.): „alles das mufs nothwendig zu einem Gedanken „verbunden werden, was mit sich selbst eins, oder was we„sentlicher Bestandtheil eines und desselben Gedankens ist", beschränkt dasselbe auf den Satz der Einstimmung, und fafst es höchst unbestimmt; oder ist etwa an sich deutlich, was wesentlicher Bestandtheil eines und desselben Gedankens sey? Wie sehr viel genauer, bestimmter und für jeden, der den

Begriff der mathematischen Gleichheit kennt, ist doch die alte Formel A = A. Auch der Ausdruck für den Grundsatz des Widerspruchs („in unsrem Denken nichts sich selbst widersprechendes zu setzen, weil widersprechende Merkmale nicht zu einem und demselben Bewufstseyn vereinigt werden können") ist eine sehr unbestimmte und ungenaue Uebersetzung der Formel: A non est non-A; und eben so theils ungenügend, theils schief gestellt die weitläuftige Beweisführung, „dafs, wenn auch das Gesetz des Widerspruchs aus dem der Einerleiheit gefolgert werden könne, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit desselben sich doch vorzüglich auf die im unmittelbaren Bewufstseyn deutlich gegebene Unmöglichkeit gründe, widersprechende Vorstellungen zu einer Totalvorstellung zu vereinigen" (S. 57.). Gefolgert werden kann nämlich das Gesetz des Widerspruchs aus dem der Einerleiheit schlechterdings nicht. Wenn das Gesetz des zureichenden Grundes ausgedrückt wird: „alles, was ist, mufs einen (zureichenden) Grund seines Seyns haben" (S. 73.), so wird es theils mit dem Grundsatze der Causalität verwechselt, theils dieser wiederum unrichtig aufgefafst, da nicht für das Seyn, sondern für das Werden die Ursache gesucht wird. Aufser den vier logischen Gesetzen, auf die hier gleichfalls die Formen des kategorischen, disjunctiven und hypothetischen Urtheils, und zwar als die einzig möglichen Formen des Urtheils, durch einige wenig genügende Erörterungen (S. 82 ff.) zurückgeführt werden, sind von Esser noch die Principe der Gleichartigkeit, Verschiedenartigkeit und der Verwandtschaft als solche Gesetze schon an dieser Stelle erörtert, wonach die Einheit unserer Erkenntnisse — und hier unserer Begriffe — einzig und allein herangebracht werde (S. 87.). Erstere beiden sucht er dann als wirkliche Denkgesetze, das dritte als leitendes Princip nachzuweisen (S. 90 ff.).

Wenn Tieftrunk in der zweiten Abtheilung des zweiten Hauptstücks den Satz des Widerspruchs („kein Urtheil darf dem andern widersprechen") als Grundregel aller Zersetzungs- und Auflösungs-Urtheile voranstellt (S. 194 ff.), und daraus als unmittelbare, durch blofse Verdeutlichung sich ergebende Folgerung den Grundsatz der Ausschliessung eines Mittleren und den Grundsatz der Einerleiheit ableitet, so findet gegen diese Ableitung theils die obige Bemerkung ihre Anwendung, theils mufs erinnert werden, dafs der Ausdruck für den Satz des Widerspruchs wohl zu eng, und die Deduction ungenügend seyn möchte,

Digitized by Google

insofern sie von den Grundbegriffen der Einstimmung und des Widerstreits absieht, die im ersten Hauptstück als zweiter Ansatz der Denkkraft zur Betrachtung der Dinge erörtert werden (S. 45.).

Esser und Sigwart folgen in ihren Elementarlehren der gewöhnlich gewordenen Anordnung nach Verschiedenheit der Form, in der die Vorstellungen gegeben werden, sondern daher die Lehren von den Begriffen, Urtheilen und Schlüssen. Diese Anordnung empfiehlt sich nun zwar, in so fern ein Fortschreiten vom Leichteren zum Schwereren bei ihr statt findet; sie genügt aber nicht, theils weil die Verschiedenheit dieser Formen überhaupt nur eine relative und für die analytische Betrachtung bis zu einem gewissen Grade gleichgültig ist, theils weil in der Lehre von den Begriffen manches erst aus der Lehre vom Urtheil und sogar aus der Syllogistik seine Aufklärung erhält. In ersterer Rücksicht ist durch solche Anordnung die richtige Geltung dieser Formen verdunkelt worden, in zweiter Rücksicht hat wohl besonders durch diese Anordnung die Logik sich den Vorwurf zugezogen, dafs ihre Begriffe und Wahrheiten, weit entfernt, nach ihrer eignen Forderung aus Principien abgeleitet zu seyn, „in Rücksicht eines inneren, nothwendigen Zusammenhangs nicht anders neben einander ständen, als in einem „Register“ (Hegel Wissenschaft d. Logik XXII. — s. Twestens Vorr. XXX.).

Auch Tieftrunk verzichtet auf die Eintheilung des Denkvermögens in das Vermögen der Begriffe (Verstand), Vermögen der Urtheile (Urtheilskraft) und Vermögen der Schlüsse (Vernunft — S. 32.), und sondert die Lehre von den Begriffen, Urtheilen und Schlüssen nur in so fern, in wie fern das erste Hauptstück des ersten Theils zunächst von der Begriffsbildung, und das zweite von den Urtheilen, und zwar in unmittelbarer und mittelbarer Folgerung, handelt.

Twesten entwickelt die Formen der Anwendung der Gesetze der Identität und des Widerspruchs, indem er die abzuleitenden analytischen Gesetze und Formeln als andere nur erweiterte Ausdrücke derselben betrachtet, und als gemeinsame Form aller analytischen Gesetze den Grundsatz voranstellt: „wenn Du a gesetzt hast, mufst Du b setzen, weil „a = a ist, oder weil a sonst nicht a seyn würde“ (§. 26.).

Da nun die Verschiedenheit der analytischen Gesetze nur in der Verschiedenheit des gegebenen ihren Grund haben kann, so werden — im Fortschreiten vom einfachen zum zusammengesetzten — die verschiedenen möglichen Fälle, unter

Digitized by Google

denen das gegebene gesetzt und das in ihm implicite enthaltene aus ihm entwickelt werden kann, vollständig aufgeführt. Der erste Fall, dem zufolge das gegebene als ein Begriff gesetzt wird, leitet auf Behauptungen über das Verhältnifs seiner Merkmale zu dem Begriffe selbst und zu einander, dahertheils zu nothwendigen und allgemeinen, theils zu besonderen und blos möglichen Urtheilen. Bei'm zweiten Falle, „es seyen zwei Begriffe gegeben" (§. 36 ff.), wird theils auf eine neue Weise, theils schärfere Bestimmungen herbeiführend gezeigt, wie aus den Verhältnissen des Inhalts die des Umfangs, und umgekehrt diese aus jenen, sich bestimmen lassen, und, wie weit auf analytischem Wege ausgemittelt werden könne, ob von zwei gegebenen Begriffen der eine dem andern beigelegt oder abgesprochen werden müsse. Da nun auch die aus Entwickelung des zweiten Falls sich ergebenden Verhältnisse Urtheile sind, so wird in einem Anhange zu den beiden ersten Fällen zusammengefafst und weiter ausgeführt, was bisher von den Urtheilen, und zwar nach ihrer Entstehung, daher völlig, auf's Reine gebracht war. Rein analytisch wird hier das Urtheil als Subsumtion von Begriffen unter Geschlechts- oder Artbegriffe betrachtet, und nur von den qualitativen, quantitativen und modalen Bestimmungen, und zwar in letzterer Rücksicht blos von den möglichen und nothwendigen Urtheilen gehandelt, da einerseits die Wirklichkeit, als ein nicht analytisch erkennbares Verhältnifs, von dieser Betrachtung ausgeschlossen bleibt, andrerseits die gewöhnlich aus dem Verhältnisse der Urtheile zum Bewufstseyn abgeleiteten Modalitätsbestimmungen der Urtheile, als problematischer, assertorischer und apodictischer Urtheile, mit Recht als psychologische, nicht analytische Verhältnisse, aus der analytischen Logik entfernt werden. Von der Relation aber konnte erst bei'm dritten Falle, „es sey ein Urtheil gegeben" (§. 58 ff.), die Rede seyn. Dieser dritte Fall unterscheidet sich von den früheren sehr wesentlich dadurch, dafs in ihm das Urtheil nicht blos analytisch, wie in der früheren, sondern auch synthetisch seyn kann, oder vielmehr seyn mufs, so weit er zu neuen, in vorigen nicht schon enthaltenen Betrachtungen führen soll. Da nun die kategorischen Urtheile, wenn auch synthetisch, doch entsprechenden analytischen in Bezug auf die logische Betrachtung gleich sind, so wird in diesem Abschnitte nur von den übrigen Momenten der Relation, von dem hypothetischen und disjunctiven Urtheile gehandelt. Wiewohl aber das hier gegebene als synthetisch verknüpft gesetzt wird,

Digitized by Google

so muſs das aus ihm analytisch zu entwickelnde doch schon implicite in ihm enthalten seyn: daher denn auch die Lehre von den hypothetischen und disjunctiven Urtheilen durchaus analytisch behandelt, d. h. aus den Grundsätzen der Identität und des Widerspruchs abgeleitet wird. Nachdem dann sehr kurz, aber mit genügender Vollständigkeit, die durch eigene Untersuchungen ergänzten Lehren früherer Logiker, namentlich Herberts, von den verschiedenen Arten der hypothetischen und disjunctiven Urtheile, und von den aus Verknüpfung des disjunctiven Urtheils mit dem kategorischen und hypothetischen sich ergebenden abgehandelt sind (§. 64 ff.), wird gezeigt, wie aus einem gegebenen Urtheile theils ein Begriff (§. 75 ff.), theils ein anderes Urtheil, und zwar ein entweder formell (§. 77 ff.) oder materiell (§. 92 ff.) von dem gegebenen verschiedenes Urtheil, abgeleitet werde. Dieser Abschnitt begreift daher die Lehre von den unmittelbaren Schlüssen in sich, die aber der Verfasser vielfach zu ergänzen Gelegenheit findet, indem er nicht nur von den Fällen handelt, wo durch veränderte Quantität (Schlüsse der Subalternative) oder Qualität (Schlüsse der Opposition oder Aequipollenz), und durch Umstellung (Conversion und Contraposition), sondern auch diejenigen berücksichtigt, wo durch veränderte Relation (§. 80.) und Modalität (§. 83.) aus einem gegebenen Urtheile ein neues abgeleitet wird, und zugleich theils die Opposition und Aequipollenz auch disjunctiver Urtheile, theils einige Arten der Combination unmittelbarer Schlüsse erwägt (§. 90.). Auch die Betrachtung der unmittelbaren Schlüsse als analytischer Urtheile (§. 91.) und die Lehre von der Ableitung materiell verschiedener Urtheile aus einem gegebenen (§. 92. 93.) ist neu, und besonders in so fern wichtig, in wie fern die Grenzen der analytischen Behandlung dadurch von neuem scharf bezeichnet werden. Der vierte Fall (§. 94 ff.) untersucht, „wie aus zwei gegebenen Urtheilen, die in keinem Verhältnifs analytischer Abhängigkeit „von einander stehen, theils ein neues Urtheil, dessen Wahrheit aus keinem von ihnen für sich allein erhellt, theils in „von beiden gemeinschaftlich abhängiger Begriff abgeleitet „werde.“ Ständen nämlich die gegebenen zwei Urtheile in einem analytisch erkennbaren Verhältnisse, so würden sich keine von den im vorigen Abschnitte nachgewiesenen verschiedene Resultate ergeben. Dieser vierte Abschnitt handelt daher von den mittelbaren Schlüssen. In Bezug auf die Lehre von den einfachen kategorischen Schlüssen macht Ref. besonders auf die §§. aufmerksam, in denen die Nothwen-

Digitized by Google

digkeit und der Unterschied der vier Schlufsfiguren (§. 102. 105. 107. 109. 111. 114. 116.) nachgewiesen wird. In der Lehre von den hypothetischen Schlüssen (§. 121 ff.) werden theils die verschiedenen möglichen Fälle berücksichtigt, wo entweder beide Prämissen und der Schlufssatz, oder eine Prämisse und der Schlufssatz von hypothetischer Form sind, theils wird vom Verhältnifs der hypothetischen Schlüsse zu den kategorischen, nach Herberts Vorgang, ausführlich gehandelt (§. 127 ff.). Eben so ist die Lehre von den disjunctiven Schlüssen (§. 131 ff.) vervollständigt worden. — Auch in der Zurückführung der mittelbaren Schlüsse auf analytisch hypothetische Urtheile (§. 139 ff.) tritt der rein analytische Charakter dieser Bearbeitung der Logik sehr bestimmt hervor. Die fünfte Abtheilung, in der aus mehr als zwei Urtheilen gefolgert wird (§. 144 ff.), handelt — früherer Logiker, wie Fries und Calker, vorzüglich aber Lambert's und Herbert's Untersuchungen sorgfältig benutzend, und manchfaltig verbessernd und ergänzend — von den zusammengesetzten Schlüssen mit einer Ausführlichkeit, die theils dadurch hinlänglich gerechtfertigt wird, „dafs es eine eben so noth„wendige Aufgabe der Analytik ist, die analytischen Ver„knüpfungen der Gedanken, als einer wissenschaftlichen Gram„matik, die Verbindungen der Worte und Sätze erschöpfend „abzuleiten“ (s. Vorrede S. XXXII.); theils dadurch, dafs Grund, Wesen und Gesetze häufig vorkommender und nothwendiger Verknüpfungen der Gedanken jetzt richtiger und genügender sich erkennen lassen, als es vor dieser ausführlichen Entwickelung der Lehre von den zusammengesetzten Schlüssen möglich war. Die dem Verfasser eigenthümliche Kürze und Bestimmtheit im Ausdruck hat es ihm möglich gemacht, die Resultate dieser ausführlichen Entwickelungen auf etwa zwanzig Blättern zusammenzufassen.

Twesten unterscheidet drei Hauptarten der zusammengesetzten Schlüsse, da entweder mehrere gegebene Urtheile bei gleicher analytischer Form und gleichen Subjects- und Prädicatsbegriffen, oder gleichen Vorder- und Nachsätzen, zu zwei zusammengesetzten Sätzen so verbunden werden können, dafs ein einfacher Schlufssatz aus ihnen folgt (Umwege im Schliefsen, nach Lambert), oder mehrere Prämissen wegen verschiedener Form oder Materie zwar nicht auf zusammengesetzte Sätze gebracht werden, aber doch zu einem gemeinschaftlichen Schlufssatz führen können, oder endlich diese beiden Hauptarten sich zu einer dritten verbinden lassen. Die beiden ersten Arten werden mit sorgfäl-

Digitized by Google

tiger Berücksichtigung sowohl der disjunctiven als der kategorischen und hypothetischen Form abgehandelt, und für die erste Art zusammengesetzter Schlüsse in kategorischer Form Lamberts in unverdiente Vergessenheit gerathene sieben modi derselben aufgeführt (§. 148.), und von neuem belebt, indem die lemmatischen oder gehörnten Schlüsse auf die modi in Diprepe, Perdipe und Diprese, die Inductionsschlüsse auf die modi Caspide und Serpide, die conjunctiven und Inductionsschlüsse auf den modus Saccapa zurückgeführt werden (§. 150 — 152.). Die Behandlung der zweiten Art (§. 153 ff.) hat besonders durch Subsumtion der kategorischen Kettenschlüsse unter die Figuren der einfachen Schlüsse, und durch sorgfältige Berücksichtigung der polysyllogistischen Schlüsse gewonnen. Bei der dritten oder gemischten Art werden wiederum Lamberts Untersuchungen über die sogenannten entfernteren Umwege des Schliefsens in Erinnerung gebracht.

Von Esser ist die logische Analysis dieser Formen im Ganzen sehr dürftig und ohne gründliche Kenntnifs der vorhandenen Vorarbeiten, selbst der logischen Schriften des Aristoteles und Lambert, behandelt worden. Wenn doch nur zu der Leichtfafslichkeit des Ausdrucks Bestimmtheit und Genauigkeit hinzukämen. Die Dürftigkeit einer analytischen Darstellung scheint Esser durch Betrachtungen ergänzen zu wollen über die Vervollkommnung unserer Begriffe (S. 129 ff.), theils an sich, theils in so fern sie Objecten entsprechen. Diese Betrachtungen enthalten nun zwar verschiedene brauchbare, sogar zuweilen, namentlich über den Werth der indirecten oder analogen Begriffe und die sprachliche Bezeichnung, neue Bemerkungen, verfehlen aber ihren Zweck, wenn sie sich als Lehren von der Begriffsbildung geltend machen wollen. Ohne nämlich aus Principien abzuleiten, ohne den analytischen und synthetischen Gesichtspunct irgendwie zu unterscheiden, und ohne auf die letzten Quellen der Begriffe zurückzugehen, würden sie selbst dann nur vorläufige, aphoristische Bemerkungen zu der Lehre von der Begriffsbildung, nicht diese Lehre selber enthalten, wenn sich in ihnen auch weit mehr richtiger Blick im Einzelnen, natürlicher Sinn für Anordnung überhaupt, und mehr Scharfsinn fände. Solche vorläufige Bemerkungen aber können nur dann nützlich werden, wenn sie entweder die Keime zu tieferen Untersuchungen in sich enthalten, oder wenigstens auf die Nothwendigkeit derselben hinweisen; leisten sie weder das eine noch das andere, so gewöhnen sie, bis zum Grunde vordringende Untersuchungen zu umgehen, statt sie vorzubereiten.

Digitized by Google

Sehr dankenswerth, und keineswegs ohne wissenschaftliche Ausbeute, sind dagegen Sigwarts Bemühungen um die Analytik der Begriffe, Urtheile und Schlüsse. In der Begriffslehre wird besonders umständlich von den Verhältnissen der Uebereinstimmung und des Widerstreits gehandelt (§. 85 ff.). Auch in Sigwarts Lehre von den Urtheilen erkennt Ref. Scharfsinn und Consequenz in Durchführung des Einzelnen sehr gern an, wiewohl er die zu Grunde liegende Eintheilung für unrichtig halten muſs. Die Urtheile werden nämlich in kategorische und disjunctive, und jene in assertorisch-kategorische und hypothetisch-kategorische, diese in assertorisch-disjunctive und hypothetisch-disjunctive getheilt; die hypothetischen darum nicht als besondere Art den kategorischen und disjunctiven beigeordnet, weil das Verhältniſs des Grundes zur Folge im disjunctiven und kategorischen Urtheile nicht minder als im hypothetischen statt finde, und die kategorischen und disjunctiven Urtheile sich auch hypothetisch ausdrücken lieſsen (§. 110 ff.). Wenn nun aber die Zurückführung des hypothetischen Urtheils auf den Satz des Grundes unnöthig, und die Gesetze und Regeln für das hypothetische Urtheil sich, gleich wie die für das kategorische und disjunctive, aus den analytischen Grundsätzen der Identität und des Widerspruchs ableiten lassen (wie Twesten sie vollständig und mit wissenschaftlicher Strenge daraus abgeleitet hat), so fällt zugleich mit der Ansicht, der sich Sigwart widersetzt, sein Hauptgrund gegen die Eintheilung der Urtheile in hypothetische, kategorische und disjunctive weg; und es fragt sich nun, ob der Unterschied zwischen dem hypothetischen Urtheile einerseits, und dem kategorischen und disjunctiven andrerseits, von der Art sey, daſs er zu einer Nebenordnung berechtigte. Behauptet man im Allgemeinen, daſs die Urtheilsformen auf einander zurückgeführt werden können, so ist mindestens eben so wenig Grund vorhanden, die disjunctive der kategorischen, als beiden die hypothetische Form nebenzuordnen; vielmehr behauptet Twesten mit Recht (S. 49.), „daſs das disjunctive Urtheil dem kate„gorischen und hypothetischen nicht auf dieselbe Weise ent„gegengesetzt sey, wie diese unter einander, weil es mit „beiden Formen verbunden werden könne.“ In der That lassen sich aber die drei Urtheilsformen nur zum Theil auf einander zurückführen und nicht so, daſs die Nebenordnung aufgehoben werden dürfte, da sich jede nach eigenthümlichen analytischen Regeln entwickelt; selbst wenn wir davon absehen wollen, daſs diese Dreitheilung sich ganz wohl als ge-

by Google

gründet in höheren Gesetzen des Denkens nachweisen lassen möchte (s. Twestens sehr beachtenswerthe Bemerkungen §. 61.).

Auch hat Sigwart durchaus nicht gezeigt, dafs, was wir gewöhnlich hypothetisches Urtheil nennen, theils einen kategorischen, theils einen disjunctiven Charakter habe, und als Unterabtheilung des kategorischen und disjunctiven Urtheils betrachtet werden müsse; vielmehr ist selbst da, wo man die hypothetische und kategorische Form mit einander vertauschen kann, die Verbindung eine sehr verschiedene. Wie sollte doch auch die hypothetische Form in der Syllogistik eine von der kategorischen und disjunctiven verschiedene seyn müssen (Sigwart selber aber läfst sie als solche gelten), wenn der Grund dieser Verschiedenheit sich nicht schon in der Form des Urtheils fände? Dagegen kann das disjunctive Urtheil eben so wohl hypothetisch als kategorisch seyn; dennoch mufs vom kategorisch-disjunctiven (oder nach Sigwart, assertorisch-disjunctiven) und hypothetisch-disjunctiven das rein disjunctive unterschieden werden (s. Twesten §. 65.); so dafs auch die Zweitheilung der Urtheile in kategorische und hypothetische nicht zu billigen seyn würde. — Besonders ausführlich hat Sigwart von der Vergleichung der Urtheile, oder von den unmittelbaren Schlüssen gehandelt, und auf mehrere bisher vernachlässigte Formen die Aufmerksamkeit gelenkt, manche aber auch erörtert, deren Erörterung theils durch kurze Andeutungen, theils durch Rückweisungen hätte erspart werden können. Indem er nämlich einerseits je eine seiner vier Arten des Urtheils mit den übrigen in Beziehung auf Quantität, Qualität und Stellung der Begriffe vergleicht, andrerseits sich nicht auf die Fälle beschränkt, in denen aus einem gegebenen Urtheile ein anderes unmittelbar abgeleitet werden kann, sondern zwei zu vergleichende Urtheile voraussetzt, wird er zu Wiederholungen und zu Vergleichungen von Urtheilen veranlafst, deren Unterschied hin und wieder sehr unwesentlich ist. Twesten ist im Stande gewesen, Wiederholungen und Unwesentliches zu vermeiden, daher dieselbe Lehre mit noch mehr Vollständigkeit kürzer zusammenzufassen, indem er zeigt, wie aus einem gegebenen Urtheile theils ein nur formell verschiedenes durch Veränderung der Relation, Quantität, Modalität, Qualität und durch Umstellung, theils ein materiell verschiedenes abgeleitet werden kann. Die Veränderung der Modalität und der Materie ist von Sigwart, wie von den andern früheren Logikern, aufser Acht gelassen. —

Digitized by Google

Sigwarts Lehre von den Schlüssen zeichnet sich durch gründliches Eingehen in das Einzelne von den neueren Darstellungen sehr vortheilhaft aus, obgleich der Verf. auch hier, besonders durch Vergleichung mit Twestens meisterhafter Bearbeitung der Syllogistik, Gelegenheit zu Ergänzungen und Verbesserungen finden, und für eine dritte Ausgabe seines Lehrbuchs gewifs gern benutzen wird. In Beziehung auf Sigwarts Zurückführung der drei Gattungen der Schlüsse auf die Sätze des Grundes, der Identität, des Widerspruchs und des ausgeschlossenen Dritten wiederholt Ref. das früher bemerkte, dafs nämlich die Regeln für die hypothetischen Formen sich aus den analytischen Gesetzen der Identität, des Widerspruchs und ausgeschlossenen Dritten vollständig ableiten lassen. Bei der Behauptung, die Eintheilung der Schlüsse in einfache und zusammengesetzte sey nicht wesentlich, und beziehe sich nur auf die sprachliche Darstellung (s. §. 199.), ist doch wohl übersehen worden, dafs der Schlufssatz in den zusammengesetzten Schlüssen immer aus mehr als zwei gegebenen Urtheilen hervorgeht. Sigwart stellt die hypothetischen Schlüsse voran, ohne jedoch für diese Anordnung Herbert's Bemerkung geltend zu machen, dafs die hypothetischen Schlüsse nur zwei Termini haben; so wie er auch übrigens Herbert's scharfsinnige Entwickelung der Lehre von den hypothetischen Schlüssen (s. sein Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie S. 59 ff.) aufser Acht gelassen zu haben scheint.

Tieftrunk stellt sich im ersten Hauptstücke des ersten Theils seiner Denklehre die Aufgabe, die Urweisen oder Grundformen der Betrachtung der Dinge, die zugleich Urweisen der Bestimmung seyn sollen, aufzufinden, hebt als solche die drei Begriffspaare der Einerleiheiheit und Verschiedenheit, der Einhelligkeit und des Widerstreits, des Inneren und Aeufseren hervor, leitet aus dem dritten die Begriffe des Selbstseyenden und der Bestimmung, des Begründenden und Begründeten, oder der Ursache und Wirkung, und den Begriff der wechselseitigen Bestimmung durch einander, oder der Wechselwirkung, ab, knüpft daran die Regeln der Gleichartigkeit, Manchfaltigkeit und Verwandtschaft (der höchsten, niedrigsten und Zwischenbegriffe), und beschliefst dies Hauptstück mit kurzer Erörterung richtiger, und Widerlegung unrichtiger Weisen, die Bestimmungen der Begriffe einzutheilen. Dieses Hauptstück geht grofsentheils weit über die analytische Logik hinaus in Transcendentalphilosophie. Ref. richtet die Aufmerksamkeit auf dieselben als auf Versuche,

Digitized by Google

die Kantische Deduction der Kategorien zu ergänzen und zu berichtigen, theils erlaubt er sich einige Bemerkungen. In der Ableitung der Kategorien der Relation aus den Reflectionsbegriffen des Inneren und Aeufseren vermifst Ref. nicht minder den Beweis, dafs den Begriffen von Substanz, Ursache u. s. w. die des Inneren und Aeufseren in der That zu Grunde liegen, als Rechtfertigung und genaue Bestimmung des Begriffs der Wechselwirkung, gegen dessen Denkbarkeit neuerlich sehr erhebliche Zweifel erhoben worden sind. Ganz einverstanden ist dagegen Ref. mit Beseitigung der Eintheilung der Begriffe in bejahende, verneinende und einschränkende, einzelne, besondere und allgemeine u. s. w. (S. 95 ff.). Das zweite Hauptstück (S. 106 ff.) beginnt mit einer vergleichenden Erörterung der verschiedenen Erklärungen vom Urtheil, in denen allen der Vf. mehr oder weniger bestimmte Hinweisung auf die Grundthätigkeit des Denkens findet, d. h. auf die Handlung, Gegenstände durch Merkmale zu bestimmen; sucht dann, zur Ergänzung der im ersten Hauptstück enthaltenen Deduction, die Begriffe der Einheit, Vielheit und Allheit, der Sachheit, des Mangels und der Einschränkung, als im Denken selber enthaltene Merkmale oder Weisen des Urtheilens, die Begriffe des Selbstseyenden und der Bestimmung, des Grundes und der Folge, so wie der Wechselwirkung, die vorher als Grundweisen der Betrachtung erörtert waren, zugleich als Regeln des Urtheils nachzuweisen, ohne jedoch den Begriff der Wechselwirkung durch die Erklärung, „dafs der Verstand sich Dinge in äufseren Verhältnissen denke, deren Aeufserlichkeit nicht durch Oertlichkeit „bedingt sey“ (S. 142.), denkbarer zu machen. Ableitung der Begriffe des Möglichen, Wirklichen und Nothwendigen, als der Verhältnifsbestimmungen der Gegenstände zu unserem Erkenntnifsvermögen, aus der Sonderung des Anschauens und Denkens in uns, beschliefst die erste Abtheilung dieses Hauptstücks, und leitet zu dem zweiten, d. h. zur Erörterung der verschiedenen durch das blofse Wesen des Urtheilens bestimmten Urtheilsweisen, in der die Fragen des betrachtenden Denkens als eben so viele Aufgaben des bestimmenden Denkens angesehen werden. Mit Recht wird von der Gröfse- oder Umfangsbestimmung des Urtheils (Bestimmung der Quantität) das sogenannte unbestimmte Urtheil ausgeschlossen (S. 168), aber die Sonderung des einzelnen Urtheils vom allgemeinen wohl schwerlich durch die Bemerkung hinlänglich gerechtfertigt, dafs „die Frage: wie viel? nicht blos auf das, was „unter einem Begriffe gedacht werde (auf die Subjecte), son-

Digitized by Google

„dern auch auf die Begriffe gehe, durch welche das Unter ge„dacht werde“ (auf die Prädicate; S. 170). Eben so möchten sich aus der angeblichen Nothwendigkeit: „sowohl die be„jahlichen als die verneinlichen Bestimmungen bis zur völligen „Erschöpfung dessen, was einem Gegenstande zu- oder ab„gesprochen werden könne, zu treiben“, wohl nicht die sogenannten unendlichen Urtheile genügend ableiten lassen (S. 174.). Der Verhältnifsbestimmung (Relation) nach theilt der Verf. (S. 177 ff.) die Urtheile in nicht bedingende (kategorische) und in bedingende, und letztere in einseitig bedingende und wechselseitig bedingende (disjunctive) ein.

Die Lehre von den unmittelbaren und mittelbaren Folgerungen oder Schlüssen sucht Tieftrunk sehr zu vereinfachen, hält die in der ersten Figur statt findende Ordnung des Schlufsverfahrens für die einzig reine, und die Stellungen in den drei anderen Figuren für Entstellungen, die aus verstellter Einmischung unmittelbarer Schlüsse in die Stellung der mittelbaren entständen u. s. w. (S. 203 ff.); wogegen Ref. namentlich durch Lambert's, Herbart's und Twesten's Untersuchungen über Zweck und Bedeutung der verschiedenen Schlufsfiguren, die Reinheit und Ursprünglichkeit derselben für erwiesen halten mufs. Der letzte Abschnitt dieses Hauptstücks („von dem Verfahren der Denkkraft um Grundsätze „zu erzeugen, oder von der Vernunft“ S. 217.) handelt theils von den auf dem Wege der Erfahrung durch Induction und Analogie angestrebten allgemeinen Wahrheiten und Grundsätzen, theils von den reinen Vernunfterkenntnissen, oder den Erkenntnissen von strenger Allgemeinheit, und zeigt, wie schon die Denklehre auf den Begriff des in aller Absicht Unbedingten leite.

Im zweiten Theile der reinen Denklehre handeln Sigwart sowohl wie Tieftrunk, nur unter verschiedenen Ueberschriften, und ersterer ausführlicher als letzterer, von der Verdeutlichung der Begriffe (Erklärung), von ihrer Eintheilung und vom Beweise. Esser schickt diesen Lehren im zweiten Abschnitt seines dritten Theils eine Untersuchung über die Gesetze voran, nach denen zu verfahren sey, um die zu einer Wissenschaft gehörigen Erkenntnisse zu finden. Aus analytischen Principien eben so wenig als aus andern Grundsätzen abgeleitete und sehr lose verbundene Betrachtungen. Mit unverhältnifsmäfsiger Ausführlichkeit, ohne aber auch hier die Regeln irgendwie wissenschaftlich abzuleiten oder als einander bedingend nachzuweisen, handelt der Vf. S. 263 — 272. von der höheren und niederen Kritik.

Digitized by Google

Twesten, indem er auch in seinem zweiten und dritten Abschnitt die Bestimmungen aus den analytischen Denkgesetzen ableitet, hat nicht nur Lehren für die Analytik gewonnen, die gewöhnlich, wenigstens zum Theil, von nicht analytischen Standpuncten behandelt, oder aus nicht analytischen Grundsätzen abgeleitet werden, sondern dieselben zugleich vielfach erweitert und ergänzt. Wiewohl aber der Vf. auch in diesen Abschnitten streng analytisch verfährt, und den Standpunct der analytischen Behandlung überall nach Verschiedenheit des zu behandelnden Stoffes genau bezeichnet (vergl. §. 170. 177. 220. 221. 224. 232.), so konnte er doch nicht, wie im ersten Abschnitte, die hier zu behandelnden Formen als verschiedene Formeln der obersten analytischen Grundsätze betrachten, sondern mufste sich begnügen, im zweiten Abschnitte die Gegenstände der Anwendung dieser analytischen Formeln (zunächst bei'm wissenschaftlichen Denken), im dritten aber die Bedingungen dieser Anwendung, durch Reflection und Combination möglichst vollständig auszumitteln, und demnächst die Bestimmungen über die einen wie die andern aus den Principien der Analytik abzuleiten. Beide nämlich, jene Gegenstände wie diese Bedingungen, gehören dem Denken überhaupt, also dem synthetischen wie dem analytischen, nicht letzterem ausschliefslich an, können daher zwar keineswegs aus den analytischen Grundsätzen vollständig abgeleitet, wohl aber ausschliefslich vom Standpuncte derselben betrachtet werden.

Die Anwendung der analytischen Gesetze wird in Beziehung auf den Zweck unsres Denkens in eine positive, negative und gemischte getheilt, innerhalb der positiven die Anwendung zum Finden von der zum Begründen und Erweisen unterschieden; jene sowohl in Bezug auf das progressive als regressive und mittlere, in Fragen und Aufgaben sich zeigende Verfahren, nur so weit der analytische Gesichtspunct es verstattet, erwogen (§. 172 — 177.); in Bezug auf die Anwendung zur Begründung des Wahren zuerst im Allgemeinen von den Theilen des Beweises und seinen Arten, nach Verschiedenheit der Form und nach dem Grade der Gewifsheit, gehandelt, und derselbe von der Erörterung unterschieden (§. 182.); dann aber werden die Lehren von der Prüfung des Beweises, so wie von der Erfindung und Darstellung, mit ausgezeichneter Schärfe und Vollständigkeit vorgetragen, und in ersterer der zuletzt erwähnten Abtheilungen, die man wohl als einen Entwurf zu neuen elenchis sophisticis bezeichnen könnte, die Fehler des Beweises in Bezug

Digitized by Google

sowohl auf die Argumente, als auf die Thesis und auf den zwischen ihnen nachzuweisenden Zusammenhang, genau gesondert; in letzterer Abhandlung endlich die Grundzüge zu einer neuen analytischen Topik geliefert, die, wie zuerst und vorzüglich an sich, so auch als Proben der Wiederbelebung und Verbesserung alter vergessener Bestimmungen, in hohem Grade bemerkenswerth sind. Schon Aristoteles nämlich hatte das Bedürfnifs gefühlt, für seine rhetorische oder dialectische Topik eine analytisch-logische Grundlage nachzuweisen, und in seiner ersten Analytik (Anal. prior I, 27. 28. ed. Buhle) gezeigt, dafs, um Beweise zu finden, man dasjenige, dem das Object oder der Begriff zukomme (ἀκολουθεῖ), theils was ihm zukomme, theils was ihm widerstreite, aufgefunden haben müsse.

Twesten leitet eine neue Bearbeitung der Topik wie im Allgemeinen, so zum Behuf besonderer Wissenschaften, die er gewifs mit Recht für keineswegs unnütz hält, dadurch ein, dafs er zeigt, wie die Pramissen für eine gegebene Thesis um so leichter gefunden würden, je mehr man im Besitze der antecedentia, consequentia und repugnantia der Begriffe und Sätze sey, da (auf welche Weise und in welcher Schlufsart — ob in kategorischer oder hypothetischer oder disjunctiver, ob durch einfache oder zusammengesetzte Schlüsse — der Beweis geführt werden solle) der gesuchte Mittelbegriff oder was ihm entspricht, nur durch umfassende Kenntnifs der antecedentia, consequentia oder repugnantia gegebener Begriffe sich finden lasse. Was also Aristoteles mit vorzüglicher Rücksicht auf einfache kategorische Schlüsse ausspricht, erweitert und bestimmt Twesten auf solche Weise näher, dafs es zur allgemeingültigen Grundlage einer analytischen Topik wird. — Im Abschnitte über die negative Anwendung der analytischen Gesetze und Formen werden die Grundsätze der logischen Kritik, d. h. der Ausmittelung des Unwahren vermittelst des Widerspruchs, sowohl in Bezug auf die höhere als die niedere Kritik, aus den analytischen Gesetzen abgeleitet, indem gezeigt wird, wie diese die Anweisung enthalten, „gerade diejenigen Vorstellungen zusammen zu bringen, die möglicher Weise im Widerspruch stehen „können“ (s. besonders §. 207. u. folg.).

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N. 11. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Logik nach Twesten, Sigwart, Tieftrunk und Esser

(Beschluſs.)

Die dritte Abtheilung dieses Abschnittes zeigt, wie weit die analytischen Grundsätze und Formen eine gemischte Anwendung zulassen, d. h. „wie sich aus der Unmöglichkeit der „negativen Anwendung der Analytik auf ein positives Resul„tat, die Wahrheit, schlieſsen lasse“; wie das der gemischten Anwendung eigenthümliche Princip („durchgängige Harmonie ist Kriterium der Wahrheit“) vollständig nur vom ganzen Geschlecht, nicht vom Individuo, durchgeführt, dennoch aber in einzelnen Fällen, wo die nächsten Voraussetzungen und Folgen einer Voraussetzung sich vollständig abzählen lassen, auch in den wissenschaftlichen Bestrebungen des Einzelnen, namentlich bei der Prüfung der Hypothese, mit Erfolg angewandt werden könne.

Der dritte Abschnitt der Analytik dieses Lehrbuchs (von den Bedingungen der Anwendung der Gesetze der Identität und des Widerspruchs) entspricht dem Haupttheile der analytischen Methodenlehre in den gewöhnlichen Handbüchern der Logik, verheifst aber nicht wie diese eine vollständige Anleitung zur Verdeutlichung des Inhalts und Umfangs der Begriffe, und zur Erreichung des systematischen Zusammenhangs aller Erkenntnisse (solche Verheifsungen müssen der Analytik fremd seyn, wenn sie ihre Grenzen kennt), sondern betrachtet Deutlichkeit und Zusammenhang als die nothwendigen Bedingungen der Anwendung der analytischen Gesetze: Deutlichkeit des Inhalts und Umfangs der Begriffe aber werden zunächst als Bedingungen zur Auffindung der antecedentia, consequentia und repugnantia unsrer Begriffe und Urtheile, systematischer Zusammenhang aller Erkenntnisse als Bedingung der negativen und gemischten Anwendung der Analytik nachgewiesen; so dafs der dritte Abschnitt mit dem

Digitized by Google

zweiten auf das engste verknüpft ist, und zugleich die Vorordnung des zweiten sich hinlänglich rechtfertigt (s. besonders §. 222.). Sehr zu beachten ist z. B. die Lenkung der Aufmerksamkeit auf eine Topik für Auffindung der Merkmale (§. 225.), die Zurückführung der verschiedenen Verknüpfungsarten der Merkmale zur Einheit, auf die Kategorien (§. 229.), die Angabe der verschiedenen möglichen Formen der Erklärungen (§. 231.) und der Eintheilungen (§. 245 ff.); eben so, was über das Verhältnifs der Erklärung und Eintheilung zum Beweise (§. 237. 251.) und der Eintheilung zur Erklärung (§. 256.) gesagt wird. Am wenigsten Stoff zur analytischen Betrachtung bietet die — die Forderungen der Deutlichkeit des Inhalts und Umfangs ergänzende — Bedingung des systematischen Zusammenhangs der Erkenntnisse dar. Inzwischen enthält auch diese Abtheilung bedeutende Winke über Verknüpfung des Manchfaltigen, verbindende Einheit (die mit Recht vom höchsten Princip unterschieden wird §. 257.) und Entwickelung der Vielheit aus, oder Subsumtion derselben unter die Einheit.

Nur als Anhang kündigen sich die Grundlinien der Synthetik an, und sind allerdings in geringerem Maafse ausgeführt, als die Analytik, aber offenbar das Resultat eines sehr reiflichen und eindringenden Nachdenkens, enthalten sie überaus bedeutende Keime zu höheren speculativen Entwickelungen.

Twesten beabsichtigt eine an die Analytik sich möglichst eng anschliefsende propädeutische Darstellung der Regeln und Methoden des wissenschaftlichen Verfahrens, und überläfst die tiefere Begründung transcendentalen oder metaphysischen Untersuchungen. Inzwischen würde auch, wer die Synthetik als Mittelglied zwischen Logik und Metaphysik zu behandeln beabsichtigte (eine Behandlung, wie sie für academische Vorträge besonders geeignet seyn möchte), in diesen Grundlinien einen vorzüglichen Leitfaden finden, nebst bedeutenden Winken über tiefere Begründung. Wenn der erste Abschnitt, der von den Quellen und der Begründung der Erkenntnisse handelt, dasjenige als gültig im Sinne der Synthetik betrachtet, was nicht aufgehoben werden kann, ohne das Bewufstseyn selber aufzuheben, als die von ihm unabtrennlichen Modificationen des Bewufstseyns aber, d. h. als Quellen aller unserer Erkenntnisse, Anschauung, Gefühl und Reflexion, und als das in diesen Quellen gegebene theils Stoff, theils Form, theils ursprüngliche Vereinigung beider annimmt,

Digitized by Google

so möchte es nicht schwer seyn, die Nothwendigkeit dieser Annahmen durch tiefere Begründung nachzuweisen. Der zweite Abschnitt unternimmt zuerst die allgemeinen Erfordernisse der Erzeugung und Vervollkommnung der Erkenntnisse aus dem ursprünglich Gegebenen, in Bezug auf Begriffsbildung, Bildung der Urtheile, der wissenschaftlichen Ansichten, Theorien und Systeme nachzuweisen, demnächst aber die bestimmtere Entwickelung dieser Erfordernisse in Beziehung auf die drei verschiedene Arten der Erkenntnisse hinzuzufügen, mithin von der Erzeugung und Vervollkommnung der empirischen, philosophischen und mathematischen Erkenntnisse zu handeln: und zwar von der empirischen Erkenntnifs ausführlich, von der philosophischen sehr kurz und propädeutisch. In der ersten Abtheilung, von der empirischen Erkenntnifs, wird Anweisung gegeben, zuerst ihren Stoff theils aus der Wahrnehmung, theils aus dem Berichte mittelbarer oder unmittelbarer Zeugen zu schöpfen (s. vorzüglich die Bemerkungen über die Schätzung der Zeugnisse §. 293 f.), demnächst den Stoff durch Aufsuchung des Zusammenhangs, der Gründe und Gesetze (als deren letzte Quelle die mathematisch-philosophische Erkenntnifs betrachtet wird) auf innere Weise durch Induction, Analogie und vermittelst der Hypothesen, zu verknüpfen. Die Abtheilung der philosophischen Erkenntnifs beschränkt sich auf Sonderung dieser von der empirischen und mathematischen, so wie auf Unterscheidung der Zergliederung philosophischer Begriffe und der Reflexionen und systematischen Bearbeitung. Am eigenthümlichsten ist der dritte Abschnitt, der, indem er von dem Ziele des Strebens nach Erkenntnifs handelt, die Wahrheit als Uebereinstimmung einer Erkenntnifs mit ihren Gegenständen und die Bedingungen dieser Uebereinstimmung nachweist, den Irrthum, d. h. die Verwechselung dessen, was in wahrer Vorstellung blos subjectiv ist, mit dem Objectiven, nicht sowohl aus gesetzwidriger Wirksamkeit, als vielmehr aus Unwirksamkeit der Geistesthätigkeit ableitet, ihn vom Nichtwissen und dem Scheine genau sondert, und auf eine höchst bemerkenswerthe Weise Wissen und Glauben nicht dem Grade, sondern der Art und der Quelle nach unterscheidet, indem di Gewifsheit des Wissens aus der Anschauung, die des Glaubens aus dem Gefühle abgeleitet, und auf diese Art zum bestimmten Bewufstseyn erhoben wird, was Männer wie Lessing und F. H. Jacobi im Sinne gehabt zu haben scheinen. Bei der Prüfung dieser wichtigen Begriffssondetung

müfste theils untersucht werden, in wie fern sie sich im Sprachgebrauch nach allen seinen Richtungen nachweisen lasse, theils und vorzüglich, ob sie eine an sich nothwendige, auf einer zwiefachen wesentlichen Modification der Ueberzeugung gegründete sey. In ersterer Rücksicht hebt der Verfasser besonders hervor, dafs das Bewufstseyn der Gewifsheit, als unmittelbares Bewufstseyn vom eignen Zustande, welches doch wohl für ein Gefühl gehalten werden mufs, durch den Ausdruck Glauben bezeichnet werde, möge nun dieses Gefühl nur ein secundäres, die anschauliche Einsicht begleitendes, oder ein ursprüngliches, das Fürwahrhalten selber unmittelbar und an sich mit sich führendes seyn. Und allerdings begreift sich auf diese Weise, wie in Fällen, wo genügende Einsicht nur auf Anschauung oder entsprechender Reflexion beruhen kann, der Glaube als das subjective Gefühl einen geringeren Grad der Gewifsheit bezeichne, da aber, wo die Ueberzeugung aus keiner Anschauung oder Reflexion hervorgeht, und dennoch unabweisbar ist, der Glaube von gleichem Grade der Gewifsheit wie das Wissen seyn müsse. In zweiter Rücksicht möchte sich wohl nicht blos zeigen lassen, dafs es in der That völlig gewisse Ueberzeugungen gebe, die weder aus Anschauung noch aus Reflexion abgeleitet werden können, sondern auch, dafs als Quelle einer solchen Gewifsheit ein unmittelbares, ungegenständliches, in und mit dem Selbstbewufstseyn gegebenes Bewufstseyn gesetzt und Gefühl genannt werden müsse. Diese Begriffsbestimmung aber ist um so wichtiger, je mehr sie einerseits die Zusammengehörigkeit von Glauben und Wissen anerkennt, in so fern sie nämlich für jedes (primäre) Wissen ein (secundäres) Glauben, d. h. ein die anschauliche Gewifsheit begleitendes Gefühl der Ueberzeugung, und für jedes (primäre) Glauben ein (secundäres) Wissen setzt, d. h. die Veranschaulichung und denkgemäfse Vermittelung der ursprünglich im Gefühle ruhenden Gewifsheit; andrerseits verschiedene Entwickelungsmethoden für die gewisse Ueberzeugung anerkennt, je nachdem sie unmittelbar als Wissen oder als Glauben gegeben ist. Die weitere Durchführung dieses Unterschieds, und die Nachweisung, wie das die Gewifsheit mit sich führende Gefühl, durch die wissenschaftliche Reflexion vermittelt, und in wie weit es nach den Gesetzen der Anschauung entwickelt

ed by Google

werden könne, wie weit nicht, würde ein höchst wichtiger Beitrag zu einer umfassenden philosophischen Methodik, vorzüglich in Bezug auf die Behandlung der Religionsphilosophie seyn, und gar sehr geeignet, theils der leidenschaftlichen Verunglimpfung der Schleiermacher'schen Lehre von einem unmittelbaren Gefühle der Abhängigkeit zu begegnen, theils die Unmittelbarkeit des Gefühls, als einer vom Erkennen und Wollen verschiedenen Modification des Bewufstseyns zu erweisen.

Nach dem bisher Dargelegten hat die Aristotelisch-analytische Behandlung der Logik um so mehr Ausbeute zu gewähren und zu verheifsen, je mehr sie sich innerhalb der Grenzen ihres Standpunctes hält. Und wäre denn Ausmittelung aller allgemeinen und nothwendigen Formen des vermittelnden Denkens, so weit es sich darauf beschränkt, unsere Erkenntnisse durch richtige analytische Ableitung aus einander und Verknüpfung unter einander zu vervollkommnen, — wäre eine solche Ausmittelung etwa von geringerem wissenschaftlichen Werth, als die Untersuchung über die allgemeinen und nothwendigen Sprachformen? Die wissenschaftliche Wichtigkeit der Sprachlehre aber, ganz abgesehen von ihrem Einflufs auf die Fertigkeit in besonderen Sprachen, pflegt doch nicht in Anspruch genommen zu werden, obwohl es ihr noch keineswegs gelingen will, ihre Formen mit einiger Vollständigkeit und aus einem obersten Grundsatz abzuleiten. Die Wissenschaft von den Formen des analytischen Denkens würde wichtig seyn, auch wenn weder andere Wissenschaften sie voraussetzten, noch die Fertigkeit in einem wohlgeordneten, zusammenhängenden Denken durch sie gefördert würde; wichtig, in so fern jede wissenschaftliche Erforschung der Gesetze irgend einer Geistesrichtung wichtig seyn mufs. Nun aber wird sie in der That von andern Wissenschaften, deren Nothwendigkeit anerkannt ist, vorausgesetzt: oder sollten etwa Untersuchungen über die Quellen unserer Erkenntnisse, so wie über die Grundbegriffe der Erfahrung, und über die Begriffe, vermittelst deren wir das Uebersinnliche denken, durch gründliche Kenntnifs der Formen der analytischen Vermittelung im Denken nicht um so mehr gefördert werden, je weiter der Kreis der Gedanken ist, über den jene Untersuchungen deutliche und bestimmte Uebersicht zu gewinnen, in dem sie Uebereinstimmung nach allen Richtungen zu vermitteln und nachzuweisen haben? Sie ist ferner der Fertigkeit in einem wohlgeordneten Denken gar sehr förderlich

(vergl. Twestens Vorrede S. XII ff.). Es bleibt also nur die Frage, ob sie, unabhängig von metaphysischen oder transcendentalen Untersuchungen, zu Stande kommen könne oder nicht. Diese Frage ist verneint worden, besonders seit man sich überzeugt hat, dafs aus den logisch-analytischen Formen des Urtheils keineswegs die Urbegriffe und Principien der Erkenntnifs, vielmehr jene aus diesen abgeleitet werden müssen. Eine Philosophie, die aus den Formen und Gesetzen der blofsen Vermittelung die Grundsätze und Grundbegriffe der ursprünglichen Auffassung abzuleiten unternimmt, betrachtet auch in der That das mittelbare als Quelle des unmittelbaren. Ja eine analytische Logik, die nur einmal ihre eignen Grundsätze und Formen, geschweige denn alle Grundsätze und Formen des Denkens und Erkennens, bis zu ihrer letzten Wurzel verfolgen zu können glaubte, wäre einer Geometrie vergleichbar, die, weil sie auf untrügliche Weise die Verhältnisse der räumlichen Gröfsen zu ermessen im Stande ist, nun auch das Wesen des Raumes und der Gröfse selber vollkommen begriffen zu haben wähnte. Aber hätte die Geometrie sich ihrer Constructionen etwa enthalten sollen, bis die Metaphysik die Untersuchnng über jene Grundbegriffe für geschlossen zu erklären im Stande gewesen? Und doch verlangen eben das in Bezug auf die Logik, die ihr den vor Jahrtausenden wohlerworbenen Besitz entreissen möchten, und sie auffordern, statt auf ihm fortzubauen, den Grund der Gründe auszumitteln, um von dem aus einen durchaus neuen Bau aufzuführen. Gerade als wenn unsere Häuser ihres Grundes ermangelten, bis wir zum Kern der Erde vorgedrungen. Wollte freilich die logische Analytik alle ferneren und tieferen Untersuchungen für überflüssig halten, so handelte sie eben so unverständig, wie der Bauherr, wenn er die Forschungen der Geologen bespöttelte, weil er ihrer nicht bedarf, um für sich einen sicheren Grund zu finden. Bleibt aber die Analytik auf ihrem Grund und Boden, und entwickelt sich nach ihren Gesetzen, so wird ihr Gebäude bestehen, auch wenn der letzte Grund ihres Grundes gefunden seyn wird: gleich wie griechische Tempel und gothische Kirchen bewundernde Anerkennung finden werden, selbst wenn unser Wissen bis zum Kern der Erde vordringen sollte. Keine andere philosophische Disciplin erfreut sich in gleichem Maafse, wie die analytische Logik, des Vorzugs, ein so genau abgrenzendes Gebiet so selbstständig anbauen, aus so einfachen, an sich gewissen Grundsätzen so streng sich ableiten zu können. Hüten

Digitized by Google

wir uns doch, Grenzbestimmungen aufzuheben, die so wohl begründet sind — Grenzbestimmungen, die immer nöthiger werden, je mehr die Untersuchungen unsrer Wissenschaften sich verwickeln.

Zwei Vorwürfe hat mangelhafte Bearbeitung der analytischen Logik oft genug veranlafst: zuerst, dafs sie den Weg zu den tieferen, und allerdings auch wichtigeren, Untersuchungen der Metaphysik oder Transcendentalphilosophie, wenn nicht versperre, doch keineswegs eröffne; und dann, dafs sie durch allerlei äufserliche Betrachtungen die logischen Operationen auf quantitative Bestimmungen oder äufserliche Unterschiede und begriffsloses Calculiren zurückführe. Beiden Vorwürfen entzieht sie sich, wenn sie mit wissenschaftlicher Strenge aus den ihr eigenthümlichen Principien ableitet, und eben auf diese Weise das ihrige, und zwar recht vieles, beiträgt, die Metaphysik in den Stand zu setzen, ihre höchst schwierigen Forschungen mit möglichst umfassender Uebersicht und streng systematischer Architektonik fortzusetzen. *Soll* aber etwa der zweite dieser Vorwürfe gegen die Verknüpfung und Trennung im vermittelnden Denken, nach den Grundsätzen der Identität und des Widerspruchs, überhaupt gerichtet seyn, so darf er uns in unsern analytischen Untersuchungen nicht irren, bis man uns belehrt haben wird, wie man einer solchen Vermittelung im Denken entrathen könne, ohne auf Gesetze der Verknüpfung für unsere Erkenntnisse und auf Verständigung zu verzichten. Ref. gesteht, von der Unentbehrlichkeit und Nothwendigkeit der Principien der Analytik noch eben so überzeugt zu seyn, wie es Aristoteles war, und hält es nicht für überflüssig, die bei diesem grofsen Logiker und Metaphysiker sich findende Deduction (Metaph. IV, 3 ff.) wieder in Erinnerung zu bringen. — Ref. hat die bekannte Behauptung, „die Formen der Logik seyen bereits „untergegangen, und müfsten eine völlig veränderte Gestalt „gewinnen", lieber unberücksichtigt gelassen, als durch einzelne Bemerkungen einer genauen Prüfung der verschiedenen Versuche, sie vom Standpuncte der Speculation aus völlig neu zu gestalten, vorgreifen wollen; wünscht aber lebhaft, dafs eine solche Prüfung, gründlich und leidenschaftlos, recht bald unternommen werden möge.

Nach den bisherigen Untersuchungen und Betrachtungen ist es kaum nöthig hinzuzufügen, dafs Ref. Twestens Logik für eine Arbeit hält, wie wir ihrer in Bezug auf Strenge der Ableitung und Gliederung, so wie auf Manchfaltigkeit

Digitized by Google

der Entdeckungen, seit Aristoteles auf dem analytischen Gebiete nur sehr wenige erhalten haben. Daher denn auch der lebhafte Wunsch, man möge die von neuem eröffnete und gereinigte Bahn fortan nicht wieder verlassen, die Sonderung von Analytik und Synthetik anerkennen, zugleich aber die wichtigen Beziehungen der einen zur andern nicht verkennen, und für letztere nach und nach Sicherheit der Methode, und daher Stetigkeit im Fortschreiten gewinnen, wie erstere sich ihrer erfreut. Die Synthetik wenigstens vor der Hand noch abgesondert von Metaphysik zu bearbeiten, hält Ref. für wünschenswerth, wiewohl er keineswegs verkennt, dafs sie sehr viel mehr, als die Analytik, von der höchsten der philosophischen Disciplinen abhängig ist und bleiben wird.

Uebrigens ist Ref. weit entfernt, die bedeutenden Verdienste, wie anderer neuer Logiken, so der Sigwart'schen und Tieftrunk'schen Arbeiten zu verkennen, deren erstere, wenn auch von Twesten übertroffen an analytischer Consequenz, wissenschaftlicher Strenge und Eigenthümlichkeit der Untersuchungen, doch als wichtige Vorarbeit ihren Rang behaupten wird, letztere vorzüglich schätzbar ist als Versuch, für die logisch-analytischen Formen, auf dem Gebiete der Reflexion, einen sicheren Grund zu gewinnen, und auf diese Weise die Untersuchungen der Kantischen Kritik zu ergänzen — ein Versuch, welchem auch diejenigen ihre Achtung und Aufmerksamkeit nicht versagen dürfen, die, wie Ref., überzeugt sind, dafs auf solche Weise jene Untersuchungen nur eingeleitet, nicht beendigt werden können. Esser würde weniger verheifsen und mehr geleistet haben, wenn er die Vorarbeiten auf diesem Gebiete besser zu würdigen gewufst hätte; da er aber erfinden wollte, ohne bestimmt zu wissen, was entbehrt werde, ohne über Zweck und Umfang der Logik im Klaren zu seyn, und ohne die Strenge ihrer Methode und die Nothwendigkeit dieser Strenge reiflich erwogen zu haben, hat sein unleugbares Talent der Verdeutlichung sehr geringe Frucht getragen.

Digitized by Google

1) *Des Demosthenes Philippische Reden. Uebersetzt, erläutert und mit einigen Abhandlungen begleitet von Dr. Albert Gerhard Becker. Neuer Bearbeitung erster Theil Halle, bei J. Chr. Hendel und Sohn. 1824. gr. 8. LXII und 249 S.* 1 Thlr.

2) *Δημοσθένους λόγοι ἐκλεκτοί. Demosthenis selectae orationes. Ad Codices Mss. recensuit: Textum, Scholiasten, et Versionem, plurimis in locis, castigavit; notis insuper illustravit Richardus Mounteney, Colleg. Regal. apud Cantabrigienses haud ita pridem (!) socius. Praefiguntur Observationes in Commentarios vulgo Ulpianeos, et Tabula antiquae Graeciae Demostheni accommodata. Adjicitur etiam Index locupletissimus. Editio decima tertia, emendatior et auctior (?). Lond. ap. F. C. et J. Rivington. MDCCCXX. gr. 8. XL und 343 S.*

3) *Harangues politiques de Démosthène, Recueil contenant les trois Olynthiennes, les quatre Philippiques, les discours sur la paix et sur la Chersonnèse, publié avec une Introduction, des Commentaires et une Carte de la Grèce, par R. Toepffer. Genève, chez A. Cherbuliez. 1824. gr. 8. VII. XL und 316 S.*

4) *Oeuvres complètes de Démosthène et d' Eschine, en Grec et en Français. Traduction de l' Abbé Auger, de l' Academie des I. et B. L. de P. Nouvelle Edition, revue et corrigée par J. Planche, Prof. de Rhétorique au Collége royale de Bourbon. Ornée d' un portrait de Démosthène gravé d' après l' antique p. M Mécou. Τί δὲ, εἰ αὐτοῦ τοῦ θηρίου ἀκηκόατε! etc. Par. chez Verdière etc. 1819 — 1821. 10 Bände. 8.*

1) Herrn Pastor's Dr. Alb. Gerh. Becker's Uebersetzung des Demosthenes.

Die erste, längst vergriffene Auflage dieses Buches erschien unter dem Titel: Auserlesene Reden des Demosthenes und Aeschines. Aus dem Griechischen übersetzt und mit den nöthigen Einleitungen und Erläuterungen versehen. Erste Hälfte. Halle, 1797. und enthielt Phil. I. Die Olynthischen in der von Dionysius Hal. angegebenen Folge. Phil. II. De Cherson. Philippi Epist. und Orat. in Phil. Epist. Die gegenwärtige enthält nur: Plutarch's Lebensbeschreibung des Demosthenes, Phil. I, die drei Olynthischen in der gewöhnlichen Folge, und de pace. Aber mit weit gelehrteren Einleitungen und Anmerkungen. Der Plan dieser Bearbeitung

ist bestimmter: Alle Philippischen Reden des Demosthenes nach dem Kanon des Dionysius, folglich auch die darunter begriffenen unächten, auch die in Deutschland noch nicht vollständig übersetzte Phil. IV., in Einer Sammlung, mit Benutzung alles dessen, was seither zur Erklärung dieser Werke erschienen ist, und mit eignen Untersuchungen zusammenzufassen. Ob Ref. mit Recht dem zweiten Bande ungeduldig entgegensieht, wird der Leser aus folgenden Andeutungen selbst beurtheilen.

Die Einleitungen und die Anmerkungen geben historische und antiquarische Erörterungen, berichtigen sehr oft die Erklärungen der Vorgänger, theilen hin und wieder die Kunsturtheile der alten Grammatiker mit, so dafs der Leser vollkommen in den rechten Stand gesetzt wird, den Redner und seine Zeit zu verstehen. Es sind dabei die neueren Forschungen, namentlich die von Böckh und Schömann, zum erstenmal bei Demosthenes benutzt. Denn auch der neueste deutsche Herausgeber einiger Philippischen Reden hatte sie übersehen, und Schäfer will bei der Reiskischen Ausgabe, mit schätzbaren Sprachbemerkungen, nicht auf Sacherklärungen eingehen.

In den Anmerkungen zu Plutarch's Biographie, welcher die Seitenzahl der Frankfurter Ausgabe beigedruckt ist, ist der Verfasser von: „Demosthenes als Redner und als Staatsmann“ viel kürzer, als in den Anmerkungen zu jeder Rede; wer mehr wissen will, wird jene Schrift nicht ohne grofse Zufriedenheit nachsehen. Doch ist auch hier alles Nöthige gesagt; undeutlich ist manchem nur die Streitsache mit Oropus S. XVIII, welche auch de pace p. 61. l. 5. Reisk. nicht auseinander gesetzt wird. Vergl. Wessel. ad Diod. L. XV. c. 76. T. VI. Bip. Die Geschichte mit des Harpalus Becher, durch welchen Demosthenes bestochen worden seyn soll, hätten wir gerne beleuchtet gesehen, da sonst überall die Quellen, aus welchen einige Lästerungen gegen unsern Redner flossen, als unlauter nachgewiesen sind. Will man den, welcher überall gegen Bestechungen eifert, mit Lust lesen, so mufs er selbst von diesem Fehler rein seyn. Er war es auch; wie sich denn das Mährchen selbst als solches darstellt: Harpalus soll dem Demosthenes einen kostbaren Becher in der Nacht geschickt haben, und den andern Morgen sollen es schon die Leute in der Volksversammlung, die bekanntlich sehr früh anging, gewufst haben! Wer von beiden hatte wohl einen Vortheil, es ihnen zu verrathen, Demosthenes oder Harpalus? — Darum glaubte man die Sache schon im Alterthume nicht; um darüber

nicht negative Beweise anzuführen, vergleiche man nur Lucian. laus Demosth. c. 33 — 36. T. IX. Bip. Hört man aber gar dieselbe Bestechung nicht nur vom Harpalus, sondern auch von Milesischen Gesandten erzählen bei A. Gellius L. XI. c. 9. §. 1, so ist man sehr geneigt zu glauben, dafs irgend eine Verwechselung vorgegangen, etwa mit Demades, wozu Dinarchus die Veranlassung mag gegeben haben, adv. Aristogit. pag. 79. sq. und pag. 84. R. id. c. Demosth. init. cf. Hauptm. de Demad. c. V. p. 251. sq. R. Barton. ad Plut. Demosth. c. 25. p. 733. sqq. R.

Nach dieser Biographie folgt die Einleitung zur ersten Philippischen Rede, worin sachgemäfs die hierher gehörigen historischen Data, namentlich über Philippus, zusammengestellt und belegt werden. Unter Philipp's Biographen ist Valckenaer's Rede de Philippo M., welchen Hr. B. weiter unten S. 15. selbst citirt, Leland life of Philipp, und Drumann's Versuch etc. vergessen. Auch führt der gelehrte Hr. Beck S. 312. der Anleitung zur Weltgeschichte (der älteren Auflage, da bekanntlich die neuere leider nicht bis zu diesem Theile gekommen) noch an: Histoire de Philippe par de Bury. Par. 1760. 4.

Was Hr. B. über die Glaubwürdigkeit der Redner für die politische Geschichte sagt, fanden wir sehr wahr; warum aber die Rede περὶ συντάξεως von einem Zeitgenossen des Demosthenes herrühren soll, konnten wir nicht einsehen. Es kommt uns vielmehr manchmal vor, als habe ein Grammatiker seinen Schülern aufgegeben, aus einigen Reden des Demosthenes zur Uebung eine Zusammensetzung, σύνταξιν, zu machen, woraus dieser cento entstanden sey.

Als Probe eigner Forschungen und deren Mittheilungen ist die gewöhnliche Folge der Olynthischen Reden vertheidigt, nicht allein in einer eignen Abhandlung (S. 103 —131.), sondern auch zerstreut in den Anmerkungen. Vergl. diese Jahrb. v. J. 1822. Nro. 75. S. 1185 — 1191. Ref. hat durch die von Hrn. B. vorgetragenen Ansichten und sehr fleissigen Zusammenstellungen veranlafst die Sache von neuem erwogen, hat sich aber nicht überzeugt, dafs die gewöhnliche Folge die richtige sey. Hören wir die Gründe und die Gegengründe in Folgendem zusammengedrängt:

Die Anordnung nach Dionysius beruht auf der Erzählung des Philochorus (worauf aber Dionysius selbst kein Gewicht legen soll): dafs eine dreimalige Gesandtschaft der Olynthier in Athen um Beistand gefleht, und die Athenienser dreimal Hülfe geleistet haben. Dies kann aber nicht seyn, denn in

Digitized by Google

den Reden findet sich keine Spur davon, und in der Rede de f. leg. stellt Demosthenes die Sache ganz anders vor. So Hr. B.

Der Gegner würde darauf erwiedern: An den Olynthischen Reden ist keine Spur davon; aber der gleichzeitige Geschichtschreiber sagt es. Und Demosthenes selbst bestätigt de f. l. das Factum, und stellt die Hülfsleistung dort für seinen Zweck als grofs und in runden Summen dar; was thut das? er kommt mit Philochorus mehr überein, als auf den ersten Augenblick scheinen sollte:

Nach Philochorus betrug die Hülfsleistung	Nach Demosthenes l. c. p. 426. R.
Triremen: 65.	50 Triremen.
Söldner: 6450 und die Schiffsmannschaft.	10000 Söldner.
Bürger: 2000, wahrscheinlich aufser denen, welche in der ersten Expedition mitgingen.	4000 Bürger.

Sollten diese Anstrengungen auf Eine Expedition verwendet worden seyn, wie Hr. B. anzunehmen scheint, der doch auf derselben (95) Seite 2000 Mann und 30 Triremen eine glänzende Expedition nennt?

Die Reden selbst liefern von der Richtigkeit der gewöhnlichen Folge den Beweis, argumentirt Hr. B. weiter. Denn die erste (vulgo) Rede mufs gleich nach dem Beginn der Feindseligkeiten gegen Olynth gehalten worden seyn, weil darin Demosthenes die von den Olynthischen Gesandten begehrte Hülfe fordert.

Der Gegner: Haben nicht beide Reden, die vulgo erste und die vulgo zweite, das gleiche Thema: es müsse Hülfe geleistet werden? so dafs man hieraus für die Stellung gar nichts beweisen kann. Man vergleiche nur beider

Propositio

Olynthiacae I.	Olynthiacae II.
P. 10. Ἔστι δὴ τά γ' ἐμοὶ δοκοῦντα, ψηφίσασθαι μὲν ἤδη τὴν βοήθειαν καὶ παρασκευάσασθαι τὴν ταχίστην, ὅπως ἐνθένδε βοηθήσετε· πρεσβείαν δὲ πέμπειν, ἥτις ταῦτ' ἐρεῖ καὶ παρέσται τοῖς πράγμασι.	P. 21. Φημὶ δὴ δεῖν ὑμᾶς ἅμα τοῖς μὲν Ὀλυνθίοις βοηθεῖν, καὶ ὅπως τις λέγει κάλλιστα καὶ τάχιστα, οὕτως ἀρέσκει μοι· πρὸς δὲ Θετταλοὺς πρεσβείαν πέμπειν, ἥ τοὺς μὲν διδάξει ταῦτα, τοὺς δὲ παροξυνεῖ.

Wiederholt nun Demosthenes, wie er denn den Hauptgedanken gerne wiederholt, um ihn dem Zuhörer an's Herz zu legen, in der ersten Stelle S. 14: Φημὶ δὴ ἀρχὴν βοηθητέον τοῖς

ed by Google

πράγμασιν ὑμῖν: τῷ τε τὰς πόλεις τοῖς Ὀλυνθίοις σώζειν καὶ τοὺς τοῦτο ποιήσοντας στρατιώτας ἐκπέμπειν· καὶ τῷ τὴν ἐκείνου χώραν κακῶς ποιεῖν καὶ τριήρεσι καὶ στρατιώταις ἑτέροις — so läfst sich aus diesem Vorschlag eher darauf schliefsen, dafs diese Rede später gehalten ist, weil er gröfsere Anstrengungen verlangt, man müfste denn mit dem Scholiasten (Ulpian) glauben, dafs Demosthenes das Doppelte verlangt, um die Hälfte zu erhalten; warum aber fordert er in der anderen nur die Hälfte?

Hr. B. fährt fort, die Vertheidigung aus den Reden selbst zu führen. S. 97. sagt er, dafs die vulgo zweite Rede darum nicht die erste seyn könne, weil darin steht, dafs die Athenienser mit den Olynthiern das Bündnifs geschlossen hätten.

Gegner: Die Olynthier werden in der zweiten Rede allerdings Bundesgenossen der Athenienser genannt, allein das waren sie schon vor allen drei Olynthischen Reden geworden, unter der Verabredung, dafs sie mit Philipp Krieg anfingen, dann sollten die Athenienser helfen. Nicht von einem Bündnifs, sondern von der Erfüllung der bedungenen Hülfe ist die Rede, wie aus der ersten p. 10. extr. sq. und der dritten p. 32. extr. Liban. Arg. p. 7. hervorgeht.

Hr. B. bezieht sich S. 97. noch auf die Stelle der zweiten Rede p. 25. „Ihr zaudert in's Feld zu rücken, und schiebt es hinaus Geld zusammenzubringen.“ Also waren noch keine Truppen geschickt.

Allein eben darum halten wir diese für die erste.

Die dritte, sagt Hr. B., habe zum Inhalt, den Uebermuth des Volkes wegen einiger Siege des Chares über Philippus zu mäfsigen, worauf Theopomp. ap. Athen. L. XII. p. 532. c. d. bezogen wird.

Dagegen bezieht Schweighäuser diese Stelle auf die erste Expedition; wir glauben, mit Recht, denn Alles pafst. Nach der vulgo zweiten, das heifst nach der ersten, Rede wird Chares abgeschickt; er gewinnt einigen Vortheil über Philipp, kehrt nach Hause, opfert den Göttern und speist das Volk. Theopomp. l. c. Das Volk wird übermüthig; dies veranlafst, Libanius sagt ausdrücklich: καί τι κατορθοῦν ἔδοξαν, die folgende Rede, vulgo dritte, worin Demosthenes auch namentlich auf des Chares βοίδια anspielt p. 37. cf. Dionys. ad Amm. c. VIII. extr. Es bleibt also nur die erste Rede übrig, welche demnach die letzte seyn mufs. Wollte man bei dem Allen, aller historischer Autorität zuwider, doch nur Eine Expedition der Athenienser, Olynth zu helfen, annehmen, so geriethe man auf unauflösbare Widersprüche, und liefse

Digitized by Google

alle Fragen unbeantwortet, welche sich hinter einander aufdrängten; bei welchen indefs eben so wenig für die Sache gewonnen würde, als bei den Ansichten, Eindrücken, Gefühlen, nach denen man aus einigen Stellen der Reden ihre Folge beweisen wollte. Hr. B. hat dies in den Anmerkungen zu jenen Stellen recht gut gezeigt, indem er die Gegner, wenn sie auf diese Art argumentiren, widerlegt. Wenn z. B. H. Rauchenstein aus p. 9. l. 1. die Folge nach Dionysius beweist, so beweist Hr. Becker aus derselben Stelle die gewöhnliche. Bleiben wir daher auf historischem Grund und Boden stehen, wie auch Hr. B. von hieraus das Hauptargument führt:

„die Grammatiker citiren die Olynthischen Reden einstimmig nach der gewöhnlichen Ordnung.“

(Die Grammatiker werden mit interessanten Literarnotizen nachgewiesen.) Allein bedenken wir vorerst, dafs die Grammatiker gewöhnlich nur citiren Δημοσθένης, oder nur mit dem Beisatz ἐν τοῖς Φιλιππικοῖς, wozu bekanntlich die Olynthischen oft von ihnen gezählt werden, so bleiben nur wenige Stellen übrig, worin die Olynthischen mit A. B. Γ. oder ἐν τῷ πρώτῳ u. s. w. angeführt sind. Sodann aber citiren sie nicht chronologisch. Man sehe doch nur den Index Scriptorum zu Harpocration s. v. Δημοσθένης, wo die Olynthischen Reden vor die Phil. I, welche als τέταρτος Φιλιππικός citirt wird, und welche unumstöfslich die erste aller dieser Staatsreden ist, zu stehen kommen. Man wird sehen, dafs eben dieselben Grammatiker, welche hier als Autorität angenommen werden, eben denselben Philochorus, dessen Zeugnifs verworfen werden soll, als ihren Gewährsmann anführen.

Wenden wir uns jetzt zu der Uebersetzung, so kann von Reiske keine Rede seyn; dessen Art zu paraphrasiren mag aus folgender Vergleichung hinlänglich ersehen werden:

Demosth. Ph. I. p. 43.

Πότ' οὖν, πότε ἃ χρὴ πράξετε· ἐπειδὰν νὴ Δί' ἀνάγκη τις ᾖ. — „λέγεταί τι καινόν;“ — „τέθνηκε Φίλιππος;“ οὐ μὰ Δία.

Reiske T. I. p. 72.

„Wann wollt ihr denn nun endlich einmal euch zu regen anfangen? Wann wollt ihr denn anfangen, an Ausübung euerer Schuldigkeit zu denken? Wenn's geschehen seyn wird.“ „Je was denn?“ „Ha, ha! kommt's da heraus. Das war doch noch ein Wort. Das lässet sich hören.“ — „Bruder, was giebt's neues? — Ist Philippus todt? Ich dachte was mich bisse. Der Teufel wird ihn nicht gleich holen.“

Würdiger wird die Vergleichung der Uebersetzung von Jakobs mit der des Hrn. B. seyn:

Digitized by Google

Jakobs.	Becker.
Wann, wann werdet ihr thun, was nöthig ist? Welchen Zeitpunkt erwartet ihr noch? Bis euch die dringende Noth zwingt? — Oder wollt ihr lieber auf dem Markte umhergehen und fragen, was man Neues erzählt? Was kann es wohl Neueres geben, als dafs ein Makedonier Athenäer bekriegt, und unter Griechen den Herrn spielt?« — „Ist Philippos gestorben?« — Leider noch nicht.	Wann also, wann werdet ihr thun, was geschehen mufs? Sobald etwas sich ereignet hat? Sobald beim Zeus! eine Noth uns treibt? — Oder wollt ihr, saget an, umherwandelnd auf dem Markte, einander befragen: „Giebt's nichts Neues?« Kann es wohl etwas Neueres geben, als dafs ein makedonischer Mann Athenäer im Kampfe überwindet, hellenische Angelegenheiten entscheidet? — „Ist Philippos todt?« — Nein, beim Zeus.

Die Uebersetzung des Hrn. B. hält sich treuer an das Original. Aufgefallen sind dem Ref. S. XIX. „Demosthenes lag seinem Hofmeister (παιδαγωγόν) inständig an — Dieser hatte mit den öffentlichen Sclaven Bekanntschaft — Die Eifersucht (des Knaben, ἐζήλωσε) auf den Ruhm des Mannes.«

Die Anmerkungen bieten reiche Ausbeute, und verdienen alle Aufmerksamkeit.

S. 62. zu Phil. I. p. 42. steht eine gelehrte Bemerkung über die Verse, welche sich bei Demosthenes häufig finden. Auch der Schol. ad Hermog. p. 386. extr. Laur. macht darauf aufmerksam, hinzusetzend: sie seyen aber nicht metrisch gesprochen worden; und führt aus Olynth. I. p. 10. an:

δῆλον γάρ ἐστι τοῖς Ὀλυνθίοις, ὅτι
νῦν οὐ περὶ δόξης οὐδ' ὑπὲρ μέρους χώρας.

Longin (Fragm. III. §. 4.) bestätigt dasselbe, behauptend: sie seyen von dem in gespannter Aufmerksamkeit gehaltenen Zuhörer nicht bemerkt worden; und führt unter andern eine von seinen Herausgebern nicht nachgewiesene, aber aus Olynth. III. p. 29. entnommene Stelle an:

πολλῶν δὲ λόγων καὶ θορύβου γιγνομένου παρ' ὑμῖν.

In grofser Menge sind Verse aus den griechischen und aus den lateinischen Prosaikern, auch aus dem Neuen Testamente, gesammelt in Fabr. Bibl. latin. T. II. pag. 389. sqq. ed. Ern. und den daselbst citirten Schriften.

Schöne kritische und grammatikalische Bemerkungen enthält der Commentar; z. B. zu p. 10. l. 9. wird Valckenaer's Aenderung τῷ γὰρ εἶναι mit entscheidenden Gründen verworfen. Zu Olynth. I. p. 12. l. 4. wird gegen Hoogeveen und Pinzger

τὸν πόλεμον auf den Amphipolitanischen Krieg bezogen, wie auch Weiske de hyperbole I. p. 38. aus mehreren Stellen der Redner, welche aber nicht alle beweisende Kraft haben, gezeigt hat. Ueber τὰ κάτωθεν i. q. τὰ κάτω wird auf Lobeck ad Phrynich. p. 128. verwiesen.

Am bedeutendsten sind die Sacherklärungen. Zu Olynth. I. p. 13. l. 1. werden Cersobleptes, Berisades (nicht Beresiades, wie in einem neueren Commentar steht) und Amadocus entschieden Brüder genannt, da doch des Amadocus Sohn, der auch Amadocus hiefs, zu Philippus geflohen war. Der Vater Amadocus war vielleicht schon ermordet. S. (aufser den von Hrn. B. Citirten) Diodor. Sic. L. XVI. c. 34. Demosth. Aristocr. p. 623. sq. Harpocr. u. Suid. s. vv. Κότυς, Κερσοβλέπτης. Theopomp. ap. Harpocr. s. v. Ἀμάδοκος, und Barbeyrac Histoire des Traitez T. I. Art. CCXLII. p. 213. sqq. Die Bemerkung über die Treulosigkeit der Thessalier zu Olynth. I, pag. 15. l. 15. ist, obgleich in drei Zeilen zusammengedrängt, auch für den, der mehr wissen will, durch die vollständigen und doch ausgewählten Nachweisungen vollkommen hinreichend. Die Bemerkung darüber, wohin Demosthenes Gesandte wolle geschickt haben, ist zu p. 16. l. 7. ganz richtig, aber die Citate sind unrichtig, wie dies noch einigemal der Fall ist. S. 112. n. 8. steht Ulpian. p. 268. B. Vol. V. ed. Hier. Wolfii, was wir weder in dessen gangbarer Ausgabe v. 1604, noch in der letzten v. 1642 fanden; soll es vielleicht heifsen: p. 26. B. Vol. V. Wolf. 1642? Dann pafst aber die Stelle nicht ganz. So wird Longinus noch nach Morus, Fabricii Bibl. gr. ohne Angabe der Ausgabe citirt. S. 195. über die veränderte Gesinnung der Athener gegen die Thebaner steht Wolf ad Leptin. p. 228. statt der von Wolf daselbst angeführten Stelle Demosth. Cor. p. 291. l. 4, wozu noch Plut. Pelop. c. 6. T. II. p. 336. sq. R. und Diodor. L. XIV. c. 6. hätte kommen können.

Wir müfsten aus den Sachbemerkungen vieles, was noch in keinem Commentar zu Demosthenes stand, und doch sehr nothwendig zur Erklärung desselben ist, rühmend anführen; es wird aber Hrn. Becker und dem Leser lieber seyn, wenn wir einiges, welches vermifst wurde, nachzutragen versuchen, worin wir bei der zweiten Olynthischen anfangen wollen, da alles Obige aus Phil. I. und Olynth. I. genommen ist.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N. 12. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Demosthenes Reden.

(*Beschlufs.*)

Vermissen wird mancher, dafs der literarische Zusammenhang des Demosthenes mit seinen Vorgängern und seinen Nachahmern, wodurch doch die Lectüre einen eigenen Reiz erhält, nirgends nachgewiesen wurde. Auch mit sich selbst hätte Demosthenes an manchen Stellen verglichen werden können.

Gleich im Proömium der zweiten Olynthischen spricht Demosthenes vom Wohlwollen der Götter, was er so gerne thut. S. in derselben Rede p. 24. und Phil. I. p. 53. Damit vergl. Cicero Catil. III. c. 8 u. 9. S. 22. Wenn eine Verbindung geschlossen wird aus Wohlwollen] Diese Sentenz ist vielfach von andern Schriftstellern benutzt worden. S. Wyttenb. zu Julian. p. 47. C. p. 74. Lips. Vergl. Cic. de Off. L. II. c. 6. sqq. Ebend. Ein Ungerechter und ein Meineidiger kann keine dauerhafte Macht besitzen] Mit dieser Sentenz konnte Demosthenes Coron. p. 303. und Euripides als offenbarer Vorgänger verglichen werden; dafs aber Euripides hier Vorgänger war, wird man schon an den zufälligen Ausdrücken, wie ἀνθήσας u. s. w., sehen, in der Electra V. 948. Auch Psalm XVIII. v. 43. (vulg.) würde nicht ohne Interesse damit zusammengestellt. Die Vergleichung von dem festen Grund eines Hauses kommt im Alterthum oft vor. S. Reiske und Schäfer zu dieser Stelle pag. 21. und Walaeus zu Matth. c. VII. v. 34. — Ebend. Worte ohne Thaten sind eitel] Vergl. Thucydides, den Lieblingsschriftsteller unseres Redners, L. II. c. 41. Τὰ ἔργα — πιθανώτερα τῶν λόγων bei Xenophon, der wie Demosthenes Platon zum Lehrer hatte, Cyrip. L. VI. c. 4. §. 3. (§. 5. Schn.) (Cicer.) Declam. in Sallust. c. 4. — Ebend. Dafs Demosthenes bei aller Kürze Synonyma liebt, bemerkt Bremi zu Rauchenstein Phil. p. 41. 1. Eben so Thucydides,

bis auf dieselben Ausdrücke. Demosthenes sagt p. 21: πολλὴ δὴ τὴν μετάστασιν καὶ μεγάλην τὴν μεταβολήν, und Thucydides sagte L. II. c. 48: τοσαύτης μεταβολῆς ἐς τὸ μεταστῆσαι cf. VI. c. 20. Daher der nachahmende Julian Or. in Const. pag. 20. C. ἅπαντα μεταβαλόντα καὶ μεταστάντα. — S. 25. scheint sich Demosthenes zu widersprechen, denn hier sagt er: πολὺ γὰρ ῥᾷον ἔχοντας φυλάττειν ἢ κτήσασθαι, und Ol. I. pag. 16: δοκεῖ τὸ φυλάξαι τἀγαθὰ τοῦ κτήσασθαι χαλεπώτερον. Man mufs aber zu jener Stelle τοῖς σώφροσι ergänzen, wie der Zusammenhang zeigt, und wie man noch deutlicher aus Xenophon sieht Cyrip. L. VII. c. 5. §. 26. Cf. Sallustius, welcher in seinen Reden den Demosthenes in ganzen Stücken übersetzt, Catil. c. 51. S. 23. läfst sich ἄλλως nur aus der Platonischen Philosophie erklären, das Hr. B. durch ferner, Jakobs durch daher übersetzt. Demosthenes sagt: Philippus mag in seinem vertrauten Umgange keinen Kriegserfahrnen, und keinen Besonnenen: εἰ δέ τις σώφρων ἢ δίκαιος ἄλλως, τὴν καθ' ἡμέραν ἀκρασίαν τοῦ βίου — οὐ δυνάμενος φέρειν. Hierin liegt: wenn jemand aus irgend einem andern Grunde als aus Besonnenheit rechtschaffen ist u. s. w. Denn nach Plato ist der wahre Grund der Rechtschaffenheit die Besonnenheit: de Legg. L. III. pag. 696. c. T. VIII. Bip. τὸ γὰ δίκαιον οὐ φύεται χωρὶς τοῦ σωφρονεῖν. Dafs aber ἄλλως diese Bedeutung hat, aus sonst irgend einem andern (als dem wahren) Grunde, lehrten uns Valcken. zu Herod. L. IV. c. 77. p. 316. und Ruhnk. zu Tim. p. 198. sq. ibiq. citt.

Die Uebereinstimmung des Demosthenes mit Thucydides in manchen Stellen ist oft so grofs, dafs sich Verwechselungen finden: Olynth. II. pag. 23. extr. schreibt der Rhetor Seneca (Declam. XXIV. ibiq. Schott.) dem Thucydides zu. Cf. Sallust. Orat. Lepidi circa fin. Fragm. Hist. L. I.

Zu diesen Bemerkungen fast nur bei Einer Seite wollen wir doch noch die nächste sich darbietende Vergleichung aus Plato selbst fügen:

Demosth. Ol. p. 24. τὸ ὅλον ἡ τύχη παρὰ πάντ' ἐστὶ τὰ τῶν ἀνθρώπων πράγματα.	Plat. Legg. L. IV. p. 709. b. τύχας εἶναι σχεδὸν ἅπαντα τὰ ἀνθρώπινα πράγματα.

Vergl. Nicostratus ap. Athen. L. XV. p. 693. a. Stob. Ecl. L. I. c. 8. p. 212. sqq. Heer. Lennep. ad Phalar. Ep. p. 182. sq. Interprr. ad Cic. Off. L. II. c. 6. §. 19. Muret. ad Cic. Catil. I. c. 6. p. 621. sqq. ed. Graev.

Wir schliefsen diese Anzeige mit aufrichtigem Dank für die wahre Bereicherung, welche uns Hr. B. mit diesem Werke gemacht hat.

Digitized by Google

Bei den folgenden Bearbeitungen kann Rec. sich kürzer fassen.

2) Demosthenes ed. Mounteney. 13. Aufl.

Diese Ausgabe von Mounteney scheint, nach der Zahl ihrer Auflagen zu schliefsen, die gangbarste zu seyn. Reiske hat sie nicht gebraucht. S. dessen Praef. ad Demosth. §. 11. p. XXXXIX. p. XLVI. Schaef., obgleich Mounteney Handschriften benutzt hat (Praef. p. IX.). Desto mehr ist diese Ausgabe von andern Herausgebern einzelner Reden gebraucht; denn sie ist in der That sehr bequem und verständig eingerichtet. Unter dem Text, welcher die erste Philippische und die drei Olynthischen Reden in chronologischer Ordnung nach Dionysius von Halicarnafs, in Capitel abgetheilt, und die ὑποθέσεις des Libanius, nach der Wolfischen Recension, giebt, stehen die Scholien (des Ulpian) in gespaltenen Columnen ziemlich vollständig. Hinter dem Text und den Scholien, von S. 111. an, kommen die Noten zu beiden; sie bestehen gröfstentheils aus den lateinisch übersetzten Anmerkungen des selten gewordenen Tourreil, aus den Wolfischen Noten, auch denen, welche Reiske und neuerlich auch Schäfer mit Unrecht weggelassen haben, und aus eigenen jetzt zum Theil veralteten Bemerkungen. Alle sind bequem geordnet. Nach dem Commentar kommt die lateinische Uebersetzung von Libanius ὑπόθεσις und von Tourreils Einleitung vor der hie und da veränderten Wolfischen Uebersetzung jeder der vier Reden. Angehängt ist ein mechanisch verfertigtes, aber sehr vollständiges Wortverzeichnifs, und ein schlechter von einer abgenutzten Kupferplatte genommener Abdruck einer Charte von Griechenland. Desto schöner ist Druck und Papier des Buches.

Was aber diese Ausgabe schätzbar macht, sind die vorausgeschickten Observationes in Commentarios vulgo Ulpianeos, von J. C. d. i. von Johannes Chapman. S. Praefat. p. IX. sq. und Harles. ad Fabric. Bibl. gr. Vol. II. p. 828. sq. und in der Introd. Hist. ling. gr. T. II. 1. p. 235.

3) Demosthenes ed. Toepffer.

Diese, ihrer Bestimmung wohl entsprechende Ausgabe ist weiter nichts als ein schöner Abdruck eines Tauchnitzischen Abdruckes, mit wenigen Varianten aus Auger's Ausgabe (Vol. I. 4.) und mit Noten aus Tourreil, zuweilen aus Auger's Uebersetzung, welcher aber auch aus Tourreil entlehnt hat (z. B. p. 205. sq.), und einigen des Hrn. Herausgebers folgender Art:

Digitized by Google

S. 249. „καὶ μὴ, sous-entendez ὅπως, et rapportez προαιρούμενα à πράγματα, aussi sous-entendu.“ S. 207 ἐξ οὗ, depuis que, sous-entendez χρόνου. S. 197. ταὐτὰ, pour τὰ αὐτὰ, les mêmes choses. Zuweilen wird auf Matthiä's Grammatik verwiesen; oder Barthélemy Anacharsis benützt; manchmal auch eine Parallelstelle aus einem lateinischen Classiker beigesetzt; meist aber nur die schwierigere Stelle in's Lateinische und in's Französische übersetzt.

Diese Noten zu den auf dem Titel angegebenen Reden sind von verschiedenen verfafst, nämlich: von Hrn. Prof. L. Vaucher zu Olynth. I. II, und de pace; von Hrn. Prof. J. Humbert zu Olynth. III. und Phil. I.; von Hrn Prof. R. Töpffer zu Phil. II. III. IV. und de Cherson.

Die Einleitung, hinter welcher noch eine kleine chronologische Tafel nach Dionysius Hal. steht, ist ein Auszug aus Auger's erstem Bande zu dessen Uebersetzung, aus welchem auch der kürzere geographische Anhang genommen zu seyn scheint, denn andere Nachweisungen wird der Leser bei einem solchen nur für die französische Schuljugend berechneten Buche billig nicht erwarten. Angehängt sind noch die Abweichungen dieses Abdruckes von J. Bekker's Ausgabe der Philippicae, mit der grofsen Bekkerschen Ausgabe ist er nicht verglichen worden. Die gröfseren Ausgaben, meint Hr. Töpffer, gehörten nur in die Bibliotheken der Gelehrten, und die der einzelnen Reden, welche gewöhnlich auf Schulen gelesen würden, seyen ohne Commentar, und darum nicht zu brauchen. Die in der Vorrede versprochene geographische Charte fehlt.

4) Demosthenes von J. Planche.

So bändereich diese Ausgabe ist, so kurz können wir sie anzeigen; denn sie giebt nicht einmal so viel Eigenes, als die von Hrn. Töpffer. Ref. charakterisirt sie wohl am besten, wenn er sagt: es ist eine neue Ausgabe von Auger's Uebersetzung des Demosthenes und Aeschines; samt dessen Einleitungen, und kleinen Noten, welche aber weit unbequemer als in den bisherigen Ausgaben, wo sie gleich unter der Uebersetzung am gehörigen Orte standen, hinter jede Rede gedruckt sind; nur ist der griechische Text, aber ohne allen kritischen Werth, der Uebersetzung gegenüber gedruckt. Weggelassen ist Auger's erster Band, welcher eine allgemeine Einleitung enthält, und aus dem letzten die Tables des matières. Zugegeben ist dagegen dreimal eine zweite Uebersetzung, welche der Auger'schen angehängt wird; nämlich

Digitized by Google

von La Harpe de Cherson. und vom Hrn. Herausgeber Philipp. III. und IV. Das Kupfer ist ein schöner Stich nach der bekannten Antike, worüber Winkelmann T. II. S. 275. ed. Meyer.

So eben erhalten wir noch den fünften Band der von Hrn. Schäfer besorgten Ausgabe des Demosthenes, London 1825, welcher die notas variorum bequem geordnet und mit höchst schätzbaren Zusätzen versehen hat.

Franz Burkard aus Weimar, churf. u. herzogl. Sächsischer Canzler zur Zeit der Reformation. Von Dr. J. Tr. Lebr. Danz, Grofsherzogl. Sächs. Geh. Consistor. Rathe und ordentl. Prof. der Theologie zu Jena. Weimar, bei Hofmann. 1825. XII und 000 S. in 8. 16 Gr.

Zu dem so herzlich und durch bleibend wohlthätige Anstalten gefeierten Jubelfest eines Regenten, dessen Huld und hochgebildetem Biedersinn auch Rec. in den kräftigsten Jahren seines Lebens die ermunterndste Freiheit und Unterstützung für forschende Selbstbildung und unverkümmerte Gedankenmittheilungen von 1789 bis 1803 zu danken hatte, und so lange er denken kann, danken wird, hat sich der Vf. in der merkwürdigen Lebensgeschichte eines für die Sächsischen Häuser in der schweren Zeit der Kirchenreformation wichtig gewordenen Staatsmanns ein interessantes Thema gewählt. Rec. nimmt an diesem Weimarischen Canzler, welcher von pragmatisch-philologischen Studien zur grunderforschenden Jurisprudenz (nicht zu einer blofsen Gesetzanwendungs-Kunde) unter Melanchthons Leitung übergegangen war, um so inniger Antheil, weil derselbe, auch Fürsorger für die damals neue, hoffentlich nie veralternde, Universität Jena geworden, ihn lebhaft an einen ähnlich verdienstvollen Mann, an den verstorbenen Geheimen Rath von Voigt erinnert, welcher ebenfalls durch Geschmack an verständig bildender Philologie vorbereitet, das Studium des Rechten über der Rechtskunde nicht vergessen hatte, und dann, ausgefunden von dem treffend wählenden Scharfblick des Fürsten, von Stufe zu Stufe zum vertrauten Rathgeber und unermüdeten, vielumfassenden Geschäftleiter erhoben wurde, wo er ebenfalls, nicht blos aus Staatsraison, sondern zugleich aus Liebe zu freisinniger, geistig mächtiger Wissenschaft, immerhin als sorgsamer Berather der so glücklich gelegenen, so vielfach wirksamen Uni-

Digitized by Google

versität, ja als sachkundiger Freund aller ihrer thätigen Lehrer sich erprobte, und daher auch in meinem Dankgefühl unvergefsbar fortlebt.

Franz Burkard, geb. d. 3. Jul. 1504, war ein Jahr jünger als Churfürst, Johann Friedrich, der Grofsmüthige, dessen Staatsdiener er wurde. Achtzehnjährig hatte er schon zu den Universitätsstudien in das damals so vollthätige Witteberg neben den classischen Sprachen auch Uebung im Französischen und Englischen mitgebracht. Wie B. als Melanchthons Haus- Tisch- und Studiengenosse durch die von unsern Vorurtheilen freieren Classiker, durch diese lebenskundige Menschen- und Staatskenner, weg von jener am Rechte mechanisch künstelnden Juristerei, über welche Luther und Melanchthon oft so bedenklich jammern, zur ächten Kenntnifs der aus nothwendigen Pflichteinsichten folgenden Rechte und zu einem weltbürgerlichen Ueberblick der Staatskunst gelangt war, sehen wir zunächst aus dem Briefe, in welchem der sanfte, kluge, nicht blos stubengelehrte Melanchthon ihn, der so eben in die Staatsgeschäfte gerufen war, auf die rühmlich begonnene gelehrte Laufbahn zurückzublicken veranlafste. Der Juriste, Burkard, war seit 1532. Professor der griechischen Sprache gewesen, und erklärte wiederholt den Hesiodus, den Aratus u. s. w. vor Zuhörern, wie der Dichter Joh. Stigel war; als nach dem Tode Johanns des Beständigen, Johann Friedrich in Person sich die Universität Witteberg huldigen liefs, und in ihm, dem damaligen designirten Rector, einen Mann kennen lernte, der -- auch aufser dem Katheder brauchbar wäre. Als ihn nun 1535. dieser Fürst zum Amtsgehülfen des Canzlers Kluge nach Weimar rief, er aber das, was er leisten konnte, seiner Melanchthonischen Geistesbildung schuldig zu seyn nicht vergafs, antwortete der rechtsinnige Schwabe ihm zum Theil in folgenden Sätzen: „Dafs Du einigen Werth auf meine mündliche Mittheilungen über wichtige Angelegenheiten des Staats, der Wissenschaft und überhaupt aller Lebensverhältnisse legst, das gewährt mir, wie ich nicht bergen will, ein ganz besonderes Vergnügen. Denn so gewifs das Vertrauen, das ich Dir dadurch erwies, ein Zeichen meiner grofsen und wahren Liebe zu Dir war; eben so gewifs bin ich überzeugt, dafs Du aus diesen Unterredungen, welche Dir mein ganzes inneres Leben unverhüllt vor Augen legten, weit mehr ächte Gelehrsamkeit gewonnen hast, als aus den Bücherschätzen der Rechtsgelehrten. Ich kann dies ohne Anmafsung sagen, weil ich mein Wissen nicht den Büchern allein, sondern durch Menschenbeobachtung auch

Digitized by Google

dem Leben verdanke, welches mich zu den wichtigsten Verhandlungen der Zeit, in Verkehr mit den geistreichsten, und in Streit mit den ränkevollsten Menschen unserer Tage geführt hat . . . Wie oft habe ich mir die Ereignisse der alten Welt mit den Begebenheiten der Gegenwart verglichen, entweder um mir den muthmafslichen Ausgang derselben klar zu machen oder Mittel dafür aufzufinden . . . Oft, wie Du Dich wohl erinnerst, habe ich die Zukunft richtig vorher verkündigt. Und ich darf hoffen, dafs Du durch solche Mittheilungen für allerlei Angelegenheiten des Lebens eine Vorbereitung erhalten hast, nicht nur als richtige Ansicht von der Religion, von Künsten und Wissenschaften, sondern auch von der Form und dem Gebäude des Staates, welche Haltung man in wichtigen Angelegenheiten haben solle, und was Männer von Herz und Ehre niemals aus ihrem Gesichtspunct verlieren dürfen" . . . . So und noch mehr der bekanntlich so bescheidene Melanchthon, der zwar seinem Freunde (S. 20.) bemerklich machte, dafs er einem Herrn, welcher eigenwillig, argwöhnisch, im Tadeln unsanft, Geschäfte wie Gewitterwolken ungern heranziehen sehe, zu dienen haben werde; der aber auch, was seinem Herzen gewifs sehr wohl that, hinzufügte; dennoch sey Johann Friedrich von grofser und edler Gemüthsart, und offenbar am ganzen Hofe der beste und menschenliebendste Mann! Unter den übrigen habe B. Neider und Nachsteller zu besorgen, so nöthig es auch wäre, dafs, wenn sie in die heilig genannte Berathung gehen, alle jenes Wort des Diomedes bedächten: Wo zwei einträchtig zu einem Geschäfte gehen, sieht das Paar immer mehr, als der Einzelne. . . . Hauptsächlich die Kirche verlange, als ein kränkelnder Körper, sanfte Mittel; alle heftige seyen ihr verderblich u. s. w.

Schon als bald darauf B. mit seinem Churfürsten von der endlich heraus negoziirten Belehnung aus Prag zurückkam, stund der von der Grücität in die Diplomatik übergegangene in dem Ruf, welchen Stigel, als Dichter, so ausdrückte:

Et Tu, *Cura Ducum*, Francisce! et *gratia Regum*,
cui *fluit eloquii dulcis* ab ore *sonus*.

Wie der überhaupt sehr hochgehaltene Canzler, Georg Brück (Pontanus) für den besten teutschen Staatsredner galt, so hiefs B. „der feinste Orator in Latein, als man seiner Zeit „in Germanien haben möge." Offenbar aber mufste, nach dieser Charakteristik, B. sich schon als den redlich einnehmenden Mann bewiesen haben, wie ihn, nach vielen andern Proben, seine Leichenrede (S. 76. 77.) schildert. — Die feine

Antwort, welche bald nachher auf einem Convent zu Smalkalden B. dem französischen Gesandten, Wilh. du Bellai, zu geben hatte, wird, als bisher ungedruckt, S. 93 — 98. bekannt gemacht.

(Schade, denkt Rec. hier beiläufig, dafs eine solche lateinische Sprache in diesen Dingen der Französischen weichen mufste. B. sprach hier wahrhaft urban, und doch unumwundener, runder und klarer, als es in der Sprache gewöhnlich geschieht, welcher schon deswegen das partheilosere, universellere, fixirtere Latein vorgezogen hätte bleiben mögen, weil es mit der Nationalehre der übrigen Staaten nicht zu harmoniren scheint, wenn sie die Sprache eines einzelnen Reichs über sich dominirend werden lassen; weil ferner einer solchen Particulär-Sprache Gebrauch im Unterhandeln dem, dessen Muttersprache sie ist, immer einigen Vortheil über die, welche sie erlernen, geben mufs; und endlich weil für die Unterhandlungen selbst es oft nicht vortheilhaft seyn kann, wenn sie in einer Sprache geführt werden, die der auflauernde Laquai oder irgend eine Intriguantin ebenfalls verstehen. Die Erfahrung scheint zu sagen, dafs seit eben der Zeit, wo die französische Sprache in der Diplomatik ein so grofses Uebergewicht erhalten hat, die übrigen Nationen meistentheils gegen Frankreich im Nachtheil waren. Das Uebergewicht der Sprache kann allerdings nicht Hauptursache dieser französischen Präpotenz gewesen seyn. Aber zum wenigsten ist sie ein Zeichen, ein bedenkliches Zeichen davon, und ein mitwirkendes Mittel. Man erinnere sich an das Göthesche Xenion!)

Zu bemerken ist, wie selbst diese Smalkadische Verhandlungen, während die protestantischen Fürsten von papistischer Gewalt und List gedrängt waren, in dem mitgetheilten Actenstück beweisen, wie gewifs der lebhaft ergriffene Protestantismus derselben sie dennoch nichts revolutionäres, nichts reichsverfassungswidriges sich erlauben zu wollen veranlafste. Frankreich hatte ihnen (gegen den nach Alleinherrschaft strebenden K. Carl V. und seine Dynastie), unter der Gestalt eines Concordienstifters, mächtige Unterstützung angeboten. Vergl. Sleidanus II, 57. Offenbar hätten sie um so eher in ihrer gerechten Opposition trotzig werden können. Ihre Antwort aber durch B. war (S. 97.), se nemini opitulaturos esse, quam suae (Regis Franciae) Majestati *in iis rebus, quae non pertinent ad invictissimum Imperatorem ac romanum Imperium.* Denn ihnen sey es, wie sie in Conventibus Augustanis das Bekenntnifs abgelegt, um Abstellung der gotteswidrigen Meinungen (impiae opiniones) in der Religion zu thun, quas

tamen indocti et mali mordicus tenent, propter avaritiam et ambitionem. Der König möchte sich also durch die Verfolgungssucht dieser Unwissenden, „qui sine discrimine in bonos et malos saeviunt . . acerbissimis odiis student pios recte sentientes opprimere, circumventos falsis criminibus et variis artificiis regum animos incendunt“ . . nicht bewegen lassen, die zu verderben, welche *veteres abusus* recte reprehendunt. Nur in diesem Sinn bestund die protestantische Antwort (S. 95.) auf der *libertas Principum* et Potentatum (Potestatum? oder Potentatuum?) Germaniae, ipsorum sanguine parta. Nicht auf sie, sondern auf die Gegner falle die Schuld der discordia. Debebant enim credere verbo Dei. Deinde etiam posset restitui concordia . . . sed ambitio et avaritia tum Pontificum tum aliorum hactenus prohibuit, quo minus *pia et libera Synodus* (aufser Italien) haberi potuerit.

Auch von Heinrich VIII. aus Englaud waren Gesandte zu Smalkalden gewesen, welche unter der Bedingung von Religionseinheit (man verwechselte gar zu lange Religion mit den ererbten kirchlichen und kirchenväterlichen Auslegungen!) auf Verbündung mit den Evangelischen hinzielten. Dies und die Vermählung der Anna von Cleve veranlafste B. mehrmals, und noch kurz vor seinem Tode, zu Gesandtschaftsreisen zu dem sonderbaren Kön. Kirchenreformator, der den Melanchthonischen Geschäftsmann, wie den Melanchthon selbst, in manchem, z. B. in Aufhebung des priesterlichen Cölibats, bei sich gelten liefs. Im Ganzen war es aber doch, wie Mykonius Historia Reformationis gerade heraussagt, meist nur darum zu thun, „König Heintzen Pabst seyn zu lassen, von dem sich offenbarte, dafs es nur um's geistige Einkommen für seine Collectio Augmentatorum zu thun war“ S. 103.

Mit wie mancherlei Sorgen für Staats- und Kirchenfreiheit sich der protestantische Staatsmann, während die Willkührmacht des Kaisers und die Verluste der Hierarchie einen Kriegsausbruch immer unvermeidlicher machten, auf Reichstagen, Conventen, Religionsgesprächen, Conciliumsvorbereitungen u. s. w. umtreiben lassen mufste, empfehlen wir in der Schrift selbst nachzulesen. S. 104 — 106. giebt eine ungedruckte Relation Burkards an Canzler Brück dd. 14. Jan. 1541. Ein anderes Schreiben von Cruciger (S. 109.) sagt sehr aufrichtig: Caesaris *voluntatem* apparet esse *optimam*, ut . . fiat *emendatio omnium abusuum*. Sed . . de doctrina non satis instructus est. Melanchthon und Amsdorf wurden bei ihm verläumderisch denuncirt. (Die Nachwelt kennt sie besser. Die Denuncianten sind mit der Tagsgeschichte dahingegangen!)

Digitized by Google

Jede Zusammenkunft vertagte sich auf eine nächstfolgende, und das Sprüchwort entstand: Germani semper conveniunt et nunquam conveniunt.

Anziehender für die spätere Folgezeit und unvergeſslicher ist, was B. aus dem unmittelbaren Fürstenrath noch eilf Jahre lang für die Wittebergische Universität und deren sittliche Gestaltung (S. 35.), nachher aber 1548. (S. 68.) für das so schwierige Hervorgehen der Universität Jena aus dem dortigen Gymnasium gewirkt hat. Auf den Geist gepfropfte Pflanzungen tragen unverwelkliche Früchte, auch des Nachruhms, der von fast allen andern Bestrebungen nach dem kurzen Glanze der Gegenwart so leicht vergänglich ist. Canzler Brück selbst wurde jetzt noch (S. 69.) Lehrer. Burkard blieb am Hofe und besetzte die Universität mit Melanchthonianern, unter denen Victorin Strigel sein Tochtermann wurde. Den kläglichen Meinungseifer der Flacianer gegen die gemäſsigteste dieser exegetisch-praktischen Schule muſste er noch erleben. Nach der Rückkehr von einer englischen Gesandtschaftsreise durch welche er die Vermählung Herzog Johann Wilhelms mit der Königin Elisabeth einleiten sollte, starb der vielversuchte Mann den 15. Jan. 1560. Aus seines Tochtermanns, Matth. Wesenbeck's Papinianus p. 150 sqq. wird eine geschichtliche, beider Männer würdige Parentation nachgewiesen, und durch Auszüge erneuert. Auch sein Brustbild (eine bedachsame, sorglich umsichtige Physiognomie) ist hier, der würdigen Jubelfestschrift, beigefügt.

Möchte doch Hr. Dr. Danz recht vieles auserlesene und minder bekannte aus den an Reformationsurkunden reichen Archiven zu Weimar und Gotha, deren Liberalität Er rühmt, an den Tag bringen. Europa's Erhebung zur ordnenden Selbstständigkeit im Regierungswesen datirt sich ja doch für Regenten und Regierte von der groſsen Geistesepoche des sechszehnten Jahrhunderts. Erst seitdem sind aus der Menge von Ländern, die im Römerthum und daher auch noch im Mittelalter nur wie Provinzen waren, Staaten und Reiche geworden, die, nachdem sie der weltlichen Universalmonarchie entwachsen sind, innerhalb welcher allein die geistliche sich über alles ausdehnen konnte, nun unfehlbar auch der vollen Unabhängigkeit von dem Ueberrest der geistlichen Universalmonarchie entgegen reifen, da offenbar in keinem souverainen Staate zwei Souveraine (neben dem rechtmäſsigen einheimischen auch noch ein fremdartiger) in die Länge anerkennbar bleiben können.

H. E. G. Paulus.

Digitized by Google

*Worte aus dem Buche der Bücher, oder über Welt- und Menschenleben, niedergeschrieben vom Fürsten von N***, herausg. von Dr. Aug. Wilh. Tappe, Professor, Ritter des Sct. Annen-Ordens, mehr. gel. Gesellsch. Mitgl. Dresden, bei Arnold. 1824. 216 S. in 8.* 1 Thlr.

Der Vornehme, welcher diese Maximen mit Empfindung gedacht und nach ihnen gehandelt hat, ist gewifs ein äufserst achtungswerther Mann. Unfehlbar hat Er auch dadurch so viel innere Selbstbeseeligung sich erworben, als in dem Gemisch von Bösem und Gutem auf dieser Erdenwelt erreichbar ist. Seine Sprüche erfüllen oft, was S. 48. „Die Bitte des Verfassers“ wünscht. Das Buch der Bücher ist ihm weder allein das Biblische, noch allein das Nichtbiblische. Alles, was der einzelne Menschengeist aus der Betrachtung seiner selbst und der ihm möglichen äufsern und innern Erfahrungen als möglich, wirklich und nöthig, als das, was ist, was seyn kann und was seyn soll, in seinem Nachdenken erfassen kann, ist ihm sein Buch der Bücher, sein lebendiger und lebensthätiger Unterricht. Wir heben aus dem vielen schätzbaren, was die Religion betrifft, einige Stellen aus: „Die Religion und ihre Formen. Religion und Kirchenthum vermengen, heifst: Wesen und Sache mit Form und Zeichen verwechseln. Reines Gold und reine Liebe, ohne Zusatz, bleiben immer was sie sind, und wenn auch ihre äufsere Form in unendlicher Gestalt erschiene. Mit Religion und Kirchenthum verhält es sich eben so. — Die reine Tugendlehre des göttlichen Stifters unserer Religion ist allgemein-menschlich, und deshalb ewig; sie erwärmt und belebt alle edlen Pflanzen im Reiche der Geister, und erregt in ihnen Wachsthum und fröhliches Gedeihen. Pfleget sie also, diese herrliche Gotteslehre, mit Einsicht und mit treuer Liebe! Schafft Gutes, wie sie es gebietet, im weitesten Sinne des Worts, und die wahre Religion wird euch erfreuen; und ein belebendes und himmlisches Licht wird euch leuchten bis in eine höhere Ordnung der Dinge!“ — „Der Sectengeist. Was ist eine Secte? Gewöhnlich ist es eine Anzahl Betrügender und Betrogener, angeführt und geplündert von Unredlichen oder Besessenen. Mit Recht hat also jeder Mensch von Kopf und Herz einen innigen Widerwillen gegen allen Sectengeist.“ — „Die Gestirne des Lebens. Denken und Arbeiten; und dann: Muth, Geduld [Ausdauer *)] und Vertrauen auf

*) Die deutschen Worte: Geduld und Demuth, als biblische

Gott ... das sind die leuchtenden Gestirne in der dunklen Nacht des Erdlebens, die unsern Pfad erhellen zum wahren Leben im Osten der Ewigkeit.“ — „Die Gotteserkenntnifs. Erwirb Dir Gotteserkenntnisse durch höhere Anschauung Deines Geistes.“ So ist es. Wer kann Gott denken, wenn er nicht sich selbst als Geist, als denkend und wollendes Selbstbewufstseyn zu betrachten gewohnt ist. Die meisten Religionen und Religionstheorien halten sich die Gottheit nur vor als Intelligenz und als Macht, das intelligirte zu verwirklichen. Deswegen sind die meisten Religionen nur Verstandessache. Nur wenn der Geist auch das Wollensollen bedenkt, und dann die Uebereinstimmung des Wollens mit dem Sollen als die höchste Vollkommenheit erkennt, kommt er durch höhere Anschauung dessen, was er selbst seyn sollte, zum vollen Ideal der Gottheit, als heiliger, wollendvollkommener Geistigkeit.

Zu dem ersten Satz von Religion und Kirchenthum erlaubt sich Rec. eine Bemerkung. Kirchenthum ist allerdings die äufsere Form und Gestalt, unter welcher die Religiosität einer Gesellschaft erscheint. So lange die Form der Materie Gelegenheit giebt, kräftig in die Erscheinung, in das Leben überzugehen, ist sie gut. Aber bei solcher Mischung des Aeufsern mit dem Innern kann leicht auch der unreinen Beimischung (Legirung) so viel seyn, dafs das reine Gold gar schwer zu finden, noch weniger zu benutzen wäre. Gar nicht gleichgültig ist's deswegen, unter welcher Form und Bezeichnung uns das Wesen der Religion vorgehalten wird. Lessings drei Ringe haben viel Mifsverstand veranlafst. Sie setzen voraus, die Fassung sey bei den dreien

---

Aufgaben häufig wiederholt, veranlassen viele Mifsverständnisse. Soll man denn also alles nur dulden, nur den Muth und die Schätzung dessen, was man in Wahrheit ist, niederdrücken? Ist das „Zuwenig“ nicht eben so ungerecht, als das Zuviel? Man begeht nur einen Mifsgriff in den Worten. Aber die Worte verkehren dann auch leicht die Sache. Ὑπομένειν, ὑπομονή ist ein Bleiben, Beharren, Ausdauern, auch während man unter einem Uebel ist. Ταπεινοφροσύνη ist im biblischen Sprachgebrauch nicht Niedrigkeit der Gesinnung (Niederträchtigkeit), sondern Gesinnung, Achtung auch für das Niedere, also gerechte Schätzung auch dessen, was sich nicht selbst erhebt. P.

Digitized by Google

so gleich gewesen, dafs man sie nicht unterscheiden konnte. In der Wirklichkeit ist's nicht also. Nicht allzu schwer wird es, bei jedem Kirchenthum zu sagen: dieses hindert mehr, jenes fördert besser das Wesentliche der Religiosität — die Erweckung des Willens zur thätigen Gesinnung, dafs Gott nur durch Wahrhaftigkeit des Geistes (welches die Rechtschaffenheit ist) zu verehren sey (Joh. 4, 23. Matth. 6, 33.). Wer sich nicht selbst täuschen will, oder nicht zum Nichtdenken darüber frühe gewöhnt ist, empfindet tief, dafs kein äufseres Geberdenmachen, sondern allein die Entschlossenheit, immer das Rechte zu wollen, dem Geiste Wahrheit ist. Welches Kirchenthum nicht immer dahin treibt, darin vielmehr weich und nachgiebig ist, das hat der Legirung zu viel.

H. E. G. Paulus.

M. Tullii Ciceronis de Re Publica quae supersunt. Varietatem lectionis ex editione prima sumptam subjecit, notulas Maji aliorumque selectas nec non (?) suas cum Indice nominum propriorum addidit, emendare aliquot loca tentavit Jo. Frid. Carolus Lehner, Gymn. Reg. Monac. Professor. Accedunt variae lectiones in Somnium Scipionis nondum vulgatae. Solisbaci, apud J. C. de Seidel. MDCCCXXIV. XII und 164 S. gr. 8. 36 kr.

Eine sehr brauchbare und dabei sehr wohlfeile Ausgabe! Hr. L, auch durch seine Ausgabe des sechsten Buches des Polybius vortheilhaft und rühmlich bekannt, so wie früher durch seine von uns in diesen Jahrbüchern angezeigte *Philologica Cura* (Monach. 1821. 4.), fand sich eben durch das sechste Buch des Polybius und die Aehnlichkeit der darin vorkommenden Aeusserungen mit denen des Scipio in diesem Ciceronischen Werke, die von A. Majus manchmal übersehen worden sind, veranlafst, diesen Fragmenten des Cicero eine gröfsere Aufmerksamkeit zu widmen, und sie endlich herauszugeben, ungeachtet er dazu eben nur wenig Mufse hatte. Was er nun dabei gethan und thun wollte, sehen unsere Leser am besten aus folgendem Stücke aus der Vorrede, welche sie zugleich als eine Probe der Schreibart des Hrn. L. hinnehmen mögen: *Mutata igitur orthographia, subjecta varietate lectionis, capitumque summariis conflatis, notulas passim addidi, quibus partim sen-*

Digitized by Google

sum explicarem sive aliorum sive meis verbis, partim ex aliis vel Ciceronis vel aliorum scriptis quae apta essent, afferrem, partim emendandi rationem proponerem. Quae tamen notae, cum non instituti mei fuissent, quamquam non temere jactas, quasi irrepsisse putes velim. Illud enim consecuturus fui, ut editio haecce et minoris quam princeps ematur, neque talis sit, quae nihil nisi integrum editionis principis contextum exhibeat, quaque nulla magis esse incommoda mihi videatur [*qua — videtur* wollte er wohl schreiben? Doch der Leser stöfst wohl noch öfter an diesem Bruchstücke der Vorrede an]. *Talem enim cui aptam esse censeas? Philologi nimirum quaerent, quid codicis sit, quid Maii. In eo namque peccavit Maius, quod sua iis quae codicis sunt, passim intermiscuit. Tirones vero, nec non eos, qui res potissimum curant, oportet exspectare, donec multorum opera in his fragmentis consumpta minus mendoso uti contextu liceat.*

Die Einrichtung der Ausgabe ist nun folgende. Jedes Kapitel hat eine Ueberschrift mit Inhaltsangabe, wo seltsamer Weise bei jedem Kapitel die Kapitelzahl zweimal steht, nämlich vor der Inhaltsangabe und nach derselben; am innern Rande ist das Kapitel in Paragraphen abgetheilt, am äufsern stehen die Seitenzahlen des Manuscripts aus der Mai'schen Ausgabe. Unter dem Texte ganz kurze Noten, welche zum Theil die verschiedene Schreibung der Handschrift, zum Theil die Sprache, zum Theil die Sache betreffen. Benutzt hat er, aufser der Ed. Princ. selbst, die Creuzersche Recension des Werkes in diesen Jahrbüchern 1823. No. 4 und 5, und eine in der Jenaischen Literaturzeitung. Der Text ist hier und da verbessert, und die Interpunction häufig berichtigt, auch ist nicht Alles, was A. M. aus dem Augustinus u. A. zwischen den Text aufgenommen hat, von Hrn. L. aufgenommen worden, z. B. I. 25. am Schlusse, wo er sagt: *equidem purgandum Ciceronis contextum non sine causa censui.* So lakonisch sind gewöhnlich seine Bemerkungen. Ueber die Verdächtigung des Somn. Scip. durch einen gewissen Hyperkritiker, wo nicht Afterkritiker oder Kritikaster in Seebode's kritischer Bibliothek sagt er kein Wort, es wäre aber auch in dieser Ausgabe nicht an seiner Stelle gewesen. Eine ausführliche Widerlegung verdient jenes Geschreibe selbst in einer gröfseren kritischen Ausgabe nicht, sondern nur eine kurze Abfertigung. Nach jenen dort befolgten Grundsätzen getrauen wir uns dem Cicero z. B. einen grofsen Theil des Werkes de Natura Deorum, ja manchem lebenden Schriftsteller sein von ihm selbst herausgegebenes Werk, als mit

tized by Google

seinen übrigen nicht ganz harmonirend, als unächt und ihm untergeschoben zu erweisen. Doch zurück zu unserer Ausgabe, aus der wir noch einige Stellen ausheben und mit unsern Bemerkungen begleiten wollen, da sie sehr beachtet und berücksichtigt zu werden verdient, und Studirenden besonders auch schon ihres wohlfeilen Preises wegen zu empfehlen ist. L. I. 2. §. 6. *Quae est enim istorum oratio tam exquisita.* Das ist die allein richtige Lesart des Codex von der zweiten Hand, die A. M. in den Add. selbst billigt, ungeachtet im Text das schlechte *quae etenim istorum* etc. steht. Hr. L. sagt von dem letztern: *quae lectio etsi postponenda, nihil vitii habet.* Conf. Liv. XXI. 39. *Otium etenim ex labore, copia ex inopia . . . . corpora varie movebant.* Wenn Hr. L. weiter nichts wollte, als beweisen, dafs *etenim* an der zweiten Stelle stehen könne, so konnte er die Beweise näher haben, und brauchte nicht bis zum Livius zu gehen. Cicero Or. pro Coelio III. sagt: *sunt etenim ista maledicta pervulgata in omnes.* Aber er zeige uns einmal einen solchen Fragesatz, wie das *quae etenim* etc. wäre, und zwar nicht etwa bei Cicero, sondern, wenn er einen findet, auch aus einem späteren Schriftsteller. I. 38. p. 99. ed. princ. *et illud videre st, in animis hominum regale si imperium sit.* Hier haben Einige wohl allzu begierig einen Beleg zu finden geglaubt, dafs auch Cicero *est videre*, nach dem Griechischen ἔστιν ἰδεῖν, wie Gellius, gesagt habe. Aber A. M. giebt selbst an, dafs die Handschrift habe *videst in animis*, welches er in den Add. mit Recht in *vide si* verwandeln, und dann das spätere *si* wegstreichen heifst, wie auch Heinrich und Schütz gethan haben, und in dem schönen Heidelberger Abdrucke (bei Groos 1823. 12.), der allen andern blofsen Textesabdrücken vorzuziehen ist, nicht vergessen wurde. Hr. L. schreibt *et illud vide, in animis — regale si imperium sit.* I. 41. hat der Codex: *pectora dia tenet desiderium, sicut ait Ennius, post optimi regis obitum, simul inter* etc. Im Text giebt A. M. die Worte *sicut — obitum* vor *pectora*; und diese Wortstellung behält Hr. L. im Texte, polemisirt aber gegen den Gelehrten, der dem Hrn. A. M. dies zu thun gerathen hat. Lieber hätte er die Wortstellung der Handschrift geradezu herstellen sollen, wie A. M. in den Verbesserungen S. 336. ausdrücklich thun heifst, was Hr. L. übersehen hat. II. 11. ist eine kleine Verwirrung. A. M. giebt: *set a vita hominum abhorrentem et a moribus*, sagt aber in der kritischen Note, der Codex habe von der ersten Hand *a majoribus*, von der zweiten *moribus* ohne Präposition.

Hr. L. aber giebt an, der Codex habe von der ersten Hand wie die Ed. princ. *a moribus*. Dies ist falsch. Aber recht ist, dafs er, wie Heinrich, das *a* wegläfst. III. 28. hat Hr. L. anzugeben vergessen, dafs die Stelle *Cujus etiam focum* etc. aus dem Nonius Marcellus v. *apud* ist. V. 5. giebt A. M. *larum familiarum* nach der Handschrift, sagt aber in der kritischen Note *nisi mavis familiarium*. Das letztere nimmt Hr. L., wie billig, auf, sagt aber in einer Parenthese in der Note dazu, *oppos. deorum*, welcher Parenthese Sinn schwer abzusehen ist. V. 7. sagt er, das Fragment aus Nonius voc. *contemtus* habe er in der Ernestischen Ausgabe nicht gefunden. Allein es steht in den Fragmenten des ersten Buches pag. 1149. ed. min. VI. 12. Die berühmte Stelle im Somn. Scip., wo die alten Codd. haben *et parum rebus, audite cetera*, die neueren *et pax sit rebus, audite cetera* haben, giebt Hr. L. mit A. M. nach Bouhier: *et parumper audite cetera*. Einfach ist diese Emendation, und giebt einen leichten Sinn, immer besser, als wenn man nach *parum rebus* eine Aposiopese statuirt, supplirend *animum advertite;* besser auch, als das so vielfach empfohlene *pax sit rebus*, wo erstlich das *sit rebus* anstöfst und nur mit Mühe nach dem Beschwichtigungsrufe *pax* erklärt werden kann; zweitens aber das *pax* selbst nach der Bitte: *quaeso, ne me ex somno excitetis*, seltsam auffällt, und man eher erwarten sollte: *leniter arridens Scipio, Pax, inquit, ne me e somno excitetis*. Was Cicero geschrieben hat, möchte schwer auszumitteln seyn. Schwerlich hat Heinrich das Wahre getroffen, wenn er schreibt *et rumpatis visum;* das Beste aber hat er gewifs.

Wir brechen hier unsere Bemerkungen ab, und setzen nur noch hinzu, dafs wir mehrere recht gute Anmerkungen und Vorschläge, mit denen wir übereinstimmen, übergangen haben, um unsere Anzeige dieser sehr empfehlungswerthen Ausgabe nicht zu sehr auszudehnen.

Digitized by Google

N. 13. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

1) *Memoire sur la vie et les opinions de Lao-Tseu, Philosophe Chinois du VI. siècle avant notre ère, qui a professé les opinions communément attribuées à Pythagore, à Platon et à leurs disciples, par M. Abel Remusat. A Paris, de l'imprimerie Royale.* 1823. 64 *S. in* 4.

2) *Le livre des recompenses et des peines, traduit du Chinois, avec des notes et des éclaircissemens, par M. Abel Remusat, Docteur en medecine de la Faculté de Paris, de l'Academie Royale des Inscriptions et Belles Lettres, Lecteur Royal et Professeur de Chinois et de Tartare Mandschou au Collège Royal de France. A Paris, chez Antoine Auguste Renouard.* 1816. 79 *S. in* 8.

Wir hoffen, dafs keinem der Leser dieser Anzeige der Name des berühmten Verfassers dieser Abhandlungen unbekannt seyn wird. Er gehört, ohne dafs darüber ein Zweifel obwalten könnte, nicht blos zu den gelehrtesten Orientalisten unserer Zeit, sondern auch zu den geistreichsten Geschichtsforschern seines Vaterlandes. Da es ihm, wie jedem ächten Gelehrten, immer um die Sache, nie um das blos Zufällige, was herumliegt, zu thun ist, so weifs er den anscheinend trockenen und weniger ergiebigen Gegenständen den Geist zu geben, der in ihm selbst ist, und dessen die Sache am Ende nie ermangelt, wenn man ihn nur in ihr zu finden weifs. Wenn wir aus der Masse der Schriften, durch welche der berühmte Verfasser eine Zierde der Akademie ist, zu der er gehört, die obigen zwei vorläufig herausheben, so geschieht es der eigenen besseren Vertrautheit mit dem Gegenstande halber, nicht, weil sie etwa anderen, denen gleiches Lob zukommt, den Vorrang streitig machen.

I. Der Verfasser sagt im Eingange, dafs so häufig zwischen Gedanken, die im Oriente vorkommen, und solchen, die sich der Occident als ihm gehörig vindicirt, eine Uebereinstimmung gefunden werde, die nicht dem blofsen Zufall,

dieser schlechtesten Erklärungsweise, zuzuschreiben sey. Findet sich solches vor, so muſs die äuſsere Kritik zunächst daran gehen, und Ursprung, Alter und Authenticität untersuchen. Es ist den Missionarien in Indien und China oft begegnet, daſs ein äuſseres Zusammentreffen mit Satzungen christlicher Dogmatik, oder europäischer Philosophie, ohne daſs die gewaltige Kluft des Unterschiedes festgehalten wurde, zu gewagten Voraussetzungen führte. Diese Missionarien haben sich, wenn von der chinesischen Gedankenwelt die Rede war, zu sehr an die Schriften des Confucius und seiner Schüler gehalten, und so kam es, daſs der Philosoph, von dem hier die Rede ist, weniger bekannt geworden. Li-eul oder gewöhnlicher Lao-tseu lebte im Anfang des sechsten Jahrhunderts vor der christlichen Aera, und wird noch heute als Erzvater und Reformator der Secte Tao-sse angesehen, zu welcher Alle gehören, die weder als Gelehrte an Confucius noch sonst an die aus Hindostan stammende Religion des Buddha sich anschlieſsen. Lao-tseu ist nicht blos ein von Confucius selbst zu Rathe gezogener Philosoph, er ist eine der Manifestationen der höchsten Vernunft, welche die Tao-sse göttlich verehren. Dieser doppelte Character umgiebt sein Leben mit einigem Dunkel, indem die Gelehrten ihm ein blos gewöhnliches Schicksal, mit nicht herauszuhebenden Particularitäten verleihen, die eigene Secte dagegen von ihm in wunderbarer Weise spricht. Daſs seine Existenz historisch unbezweifelt ist, bezeugt, auſser seinen Verhältnissen zu Confucius, der Sse-ki des Sse-ma-tsian, der der Herodot China's geworden. Nach diesem wurde Lao-tseu gegen das Ende des siebenten Jahrhunderts vor Christi Geburt geboren, und zwar im Flecken Li, einem Orte dritter Classe. Sein Familienname war Li, sein persönlicher Name Eul, sein Ehrenname Pe-yang, und sein Titel nach dem Tode Tan. Am Hofe der Tcheou bekleidete er das Amt eines Historiographen. Confucius befragte ihn um Ceremonien, jenem Lebensprincip der Chinesen, und Lao-tseu scheint ihm Strafreden wegen seiner übertriebenen Anhänglichkeit an das Alte gehalten zu haben. Er beschäftigte sich viel mit seinem Werke über die Vernunft und Tugend, und suchte sich so viel als möglich verborgen zu halten. Doch emigrirte er aus den Staaten der Tcheou, und publicirte zwei Theile seines Werkes in mehr als achttausend Worten, worauf er gänzlich verschwand. Dies sind die einzig historischen Nachrichten über ihn. Des Fabelhaften giebt es dagegen mehr. Seine Mutter soll ihn ein und achtzig Jahre in ihrem

Digitized by Google

Schoofse getragen haben, weswegen er Lao-tseu, das greise Kind, genannt wird. Nach anderem soll er, der hier Thai-chang-Lao,kiun, oder der alte sehr erhabene Fürst, heifst, viele Menschwerdungen erfahren haben. Er existirte, heifst es, von Anfang an, war aber noch nicht durch den Weg der Geburten gegangen; es ist kein Jahrhundert, in dem er sich nicht gezeigt hat, und zeigen wird. Nach derselben Tradition wird er zuletzt, nachdem er die Barbaren bekehrt hat, Buddha, und es ist sehr wahrscheinlich, dafs die Tao-sse, die indische Vorstellungen aufnahmen, sie nicht besser zu den ihrigen machen konnten, als indem sie den Buddha in eine der Incarnationen ihres Lao-tseu verwandelten. Vielleicht sind auch jedesmal, wenn seine Lehre in China neu auflebte und Schwung erhielt, die Häupter der Secte als er selbst angesehen worden, so dafs er am Ende mit dem ganzen Reichthum seiner Nachfolger angethan erschien.

Von dem Buche des Lao-tseu über Vernunft und Tugend sind zwei Ausgaben auf der Königlichen Bibliothek zu Paris: die erste ist von 1627, in zwei Bänden, mit den Noten und dem Commentar des Kao-chou-tseu von Sou-men; die andere Ausgabe ist in der Sammlung der Tseu, das heifst der Philosophen, die vor der grofsen Bücherverbrennung lebten. Aufserdem enthält das 211te Buch der Bibliothek des Matuan-lin eine genaue Notiz über neunzehn Ausgaben dieses Buches, das zu den Kings oder classischen Grundbüchern gehört (es heifst Tao-te-king). Es ist nicht ausgemacht, aber wahrscheinlich, dafs der Tao-te-king dem Schicksal verbrannt zu werden entging, indem Kaiser Chi-hrang-ti selbst zu den Tao-sse gehörte. Das Wort Tao, das in dem Buche eine so wichtige Rolle spielt, heifst ein Weg, ein Verbindungsmittel, abgeleitet daher, Wort, Vernunft, Kopf, Anfang. Die Secte Tao-sse gebraucht das Wort aber im Sinne der Urvernunft, welche die Welt geschaffen hat und sie zusammenhält. Daher der Name Tao-sse, Secte des Tao. Ueber die verschiedenartige Bedeutung des Tao sagt Lao-tseu im Eingange seines Buches: „Die ursprüngliche Vernunft kann der Vernunft unterworfen seyn, und durch Worte ausgedrückt werden, aber sie bleibt eine übernatürliche Vernunft. Man kann ihr einen Namen geben, aber er ist unaussprechbar. Ohne Namen ist sie das Princip des Himmels und der Erde, mit einem Namen ist sie die Mutter des Universums. Man mufs leidenschaftslos seyn, um ihre Vortrefflichkeit anzuschauen, mit Leidenschaften behaftet, würde man nur ihren weniger vollkommenen Zustand betrachten.“ Herr

Digitized by Google

Remusat glaubt, dafs diese Uebersetzung nicht ganz zureichend sey, er fügt deswegen eine lateinische Version hinzu, indem er meint, die griechische sey vielleicht die einzige Sprache, die für die Uebersetzung genügen könne. Tao entspreche nämlich ganz dem griechischen λόγος, dem des Platon oder des Johannes, so wie dem aller anderen griechischen Philosophen. Dafs der Tao zugleich einen Namen habe und keinen, finde sich auch in der Philosophie der Platoniker, je vor oder nach Erschaffung des Universums in den beiden Demiurgen vor, und lasse sich mit den beiden Welten vergleichen, welche die Philosophie der Barbaren nach Clemens von Alexandria (Stromata l. V. ed. Potter. p. 702. 703.) anerkannte. Die Leidenschaftslosigkeit, welche man nach Pythagoras haben mufste, um die Harmonie des Universums zu geniefsen, treffe auch mit der leidenschaftslosen Betrachtung des Tao zusammen. Eine andere Stelle des Tao-king ist nach dem Verfasser ganz mit Platonischen Vorstellungen übereinstimmend. Es ist folgende: „Vor dem Chaos, das „der Geburt des Himmels und der Erde voranging, war ein „einziges unendliches und verschwiegenes Wesen, unbeweg„lich und immer handelnd, ohne sich zu verändern. Man „kann es als die Mutter des Universums betrachten; ich weifs „den Namen nicht, aber ich bezeichne es durch den Namen „Vernunft. Genöthigt ihm einen Namen zu geben, nenne ich „es Gröfse, Progression, Entfernung, Gegen„satz. Es giebt in der Welt vier Gröfsen: die Vernunft, „der Himmel, die Erde, der König. Der Mensch hat sein „Muster an der Erde, die Erde am Himmel, der Himmel an „der Vernunft, die Vernunft in sich selbst.“ Herr Remusat gesteht, dafs die Hinzufügung des Königs eine originell chinesische sey, was sich auch vielleicht noch von Anderem sagen läfst. Der Satz des Tao-king: „Die Vernunft hat eins hervorgebracht, eins zwei, zwei drei, und drei alle Dinge“, läfst sich allerdings auf die Lehre des Pythagoras zurückführen. Die Zahlenlehre ist bei Lao-tseu eine einfache Symbolik gewesen, die erst späterhin in unendliche Subtilitäten umgestaltet worden ist.

Eine andere Vergleichung bietet folgende Stelle des Laotseu dar: „Der, welchen ihr anschaut, aber nicht sehet, heifst I, der, den ihr höret, aber nicht verstehet, heifst Hi, der, den eure Hand sucht, aber nicht fassen kann, heifst Wei. Es sind drei Wesen, die man nicht begreift, und die im Grunde nur eins sind.“ Herr Remusat sucht mit dem ihm ganz eigenthümlichen Scharfsinn zu zeigen, dafs der trigram-

Digitized by Google

matische Name I-hi-wei der in so vielen Verwandlungen wiederkommende jüdische sey.

Wie aber ist diese den Meinungen occidentalischer Philosophen und vorderasiatischer Religionen verwandte Lehre zu dieser Verwandtschaft gekommen? Dies ist die Frage, die Herr Remusat am Ende aufwirft. Die Reise des Lao-tseu fällt später, als die Vollendung seines Werks; aber sollte sie nicht dennoch ein Beweis seyn, dafs Lao-tseu gerade seine Meinungen aus den westlichen Gegenden hatte, und dafs er später nur diese Reise unternahm, um ihre Quelle weiter zu verfolgen (S. 48.). Auch diese Reisen, auch die Verwandlungen, von denen die Secte der Tao-sse spricht, geben ihm eine Aehnlichkeit mit Pythagoras, dessen Zeitgenosse er ohnehin nach allgemeiner Annahme war. Hier könnte man freilich den bescheidenen Einwurf machen, dafs das, was die Philosophie überhaupt unterscheidet, nur die Form derselben ist, dafs man also im Grunde nicht dasselbe in zweien Philosophien gefunden hat, wenn man einen anscheinend gleichen Inhalt sieht. Dieser Inhalt wird durch seine Form selbst ein anderer; man braucht hier wohl nur an die indische Trimurti und an die christliche Dreieinigkeit zu erinnern. Doch ist es ein grofses Verdienst, das Gleiche in Verschiedenem aufzuweisen.

II. Auch dieses Werk gehört der Secte der Tao-sse an. Voran geht eine Vorrede des Kaisers Chun-tchi, die eigentlich für eine ganze Sammlung von moralischen Büchern bestimmt ist, welche aber die Sectirer diesem speciell vorsetzten, und eine andere des chinesischen Herausgebers. Die Strafen und Belohnungen sind wie der Schatten, der dem Körper folgt, und daher ganz identisch mit ihm ist. Drei Diener zählen die Sünden oben, aufser denen, die im Kopfe des Menschen selbst sind: ein grober Fehler kostet zwölf Lebensjahre, ein kleiner nur hundert Tage (S. 22.). Um ein Unsterblicher des Himmels zu seyn, mufs man dreitausend gute Handlungen begangen haben, um ein Unsterblicher der Erde zu seyn, nur dreihundert. Es gehört zu den Lastern, nach Norden zu zu spucken, sich zu schneutzen, zu pissen, oder zu schimpfen. Darin besteht vielleicht das Unterscheidende der chinesischen Moral und jeder andern. Diejenigen, die Moral und Religion stets für eins halten, die im Christenthum nichts Höheres kennen als seine Moral, können aus diesem Buche lernen, dafs die chinesische Moralität nicht sehr untergeordnet ist, und dafs daher der Vorzug des Christenthums wohl in [illegible] Anderem liegen mufs. Man kann behaupten,

Digitized by Google

ohne paradox zu seyn, die Moralität ist überall dieselbe. In China ist alles moralisch.

Herrn Remusat gebührt das eminente Verdienst, dafs er nicht, wie frühere Gelehrte, im Geheimnifs der chinesischen Sprache zu seyn vorgiebt, und daher auf die fast unmögliche Erlernung derselben gar bescheidentlich aufmerksam macht, sondern dafs er in Schrift und Wort behauptet, dieses Vorgeben sey Charlatanerie und Unwissenheit, und vielmehr zeigt, wie viel leichter sich an diese Sprache und Literatur, als fast an alle anderen orientalischen herangehen lasse. Er rettet dadurch die Würde des Gegenstandes, dem er sein Leben mit grofser Hingebung gewidmet hat; denn was ein nur Wenigen enthüllbares Geheimnifs ist, verliert den Character des Wissenschaftlichen und des Wissenswerthen.

Disputationes Heraclitеae. Particula prima, de doctrinae Heraclitеae principiis, qua ad solemnia gymnasii Crucenacensis celebranda — invitat Theod. Lud. Eichhoff, gymnasii collega. Moguntiae, litt. Kupferberg. 1824. 20 *S.* 4. *maj.*

Mit Hinweisung auf Schleiermacher's geschätzte Untersuchungen über diesen Gegenstand (s. Wolf's Museum der Alterthumswissenschaft Bd. I.) erklärt der Vf., er habe sich nicht befreunden können mit der Ansicht; nach welcher der Heraclitische Hauptgedanke von dem beständigen Fliefsen oder der immerwährenden Bewegung der Dinge vornehmlich durch die Anschauung der Natur, und aus den wahrgenommenen Veränderungen der Aufsenwelt sich solle entwickelt haben; und meint dagegen in den ontologischen Abstractionen der Eleatiker den wahren Anknüpfungspunkt gefunden zu haben für die Beurtheilung der Lehre Heraclit's, indem er das allerschöpfende, die Verneinung oder das Gegentheil des Seyns ausschliefsende, jede nähere Bestimmung seines Wesens als eine Einschränkung der Realität entfernende Eins des Xenophanes als die negative Grundlage derselben betrachten will. Zur Verdeutlichung der Lehrsätze des Xenophanes fügt Er denselben einige dem Inhalte nach ihnen entsprechende Verse des Schülers jenes Philosophen, des Parmenides, bei, welcher den Begriff des Einen verlassend, unmittelbar von dem Begriffe des Seyenden ausgeht, und bei welchem der trennende Gegensatz des Seyns und Nichtseyns noch schärfer und bestimmter als bei jenem hervortritt; bemerkt aber zugleich,

Digitized by Google

wie die Behauptungen des Parmenides von Plato widerlegt worden seyen. Um dieses letztere genauer zu zeigen, hebt Er die Stellen aus Plato's Sophisten aus, wo in der Parmenideischen Einheit des Alls das Verhältnifs eines Ganzen zu seinen Theilen nachgewiesen, und wo vermittelst einer Analyse des Begriffs der Verschiedenheit gegen Parmenides dargethan wird, wie auch dem Nichtseyenden (nämlich den negativen Eigenschaften der Dinge) ein Seyn zukomme, und dem Seyenden ein Nichtseyn (negative Bestimmungen); erinnert sodann an die damit übereinstimmende Dialektik in dem Gespräche Parmenides, und läfst an die sich widersprechenden Folgerungen, mit welchen dieses Gespräch nicht so wohl zu Ende geht, als abgebrochen ist, die Vermittelung und Ausgleichung des Widerspruchs sich anreihen durch die (von einem weiter liegenden Standpunkte aus gefafste) Idee des Seyenden, in welcher sich alle Gegensätze durchdringen und einigen. Hiemit, glaubt Hr. E., sey die Richtung der Speculation angedeutet, durch welche sich aus jenem Einen und Seyn der Eleatiker der demselben entgegengesetzte Begriff entwickelt habe, so dafs aus diesem die vollendete Idee des Seyns, das ὄντως εἶναι des Plato, habe hervorgehen können. (Aus diesem? etwa dem Begriffe des Nichtseyns für sich gedacht? Der Sinn ist wohl vielmehr; aus diesem, indem er mit jenem zusammengefafst wurde; es müfste denn vermöge einer unwillkührlichen Subreption etwas von den Lehrsätzen der neuesten Philosophie, welche das Absolute aus dem Nichts hervorgehen läfst, hier eingeflossen seyn.) Eben diese von Plato wissenschaftlich erkannte Wahrheit nun, sagt der Verf, wiedereinlenkend von der das Spätere vorausnehmenden Digression über die allmählige Ausbildung und Vollendung der Lehre von den in die Einheit der höchsten Idee sich auflösenden Gegensätzen, — eben diese Wahrheit sey schon früher von dem tiefsinnigen Heraclit aufgefafst, und in einer concreten, oft bildlichen Sprache angedeutet worden.

Da der Verf. hier die Hauptaufgabe der Platonischen Dialektik, wenn auch nur im Vorbeigehen, berühren wollte, so hätte Er nicht unterlassen sollen, das Verknüpfungsverhältnifs der Ideen des Seyns und des Nichtseyns etwas schärfer zu bestimmen, die Beziehungen in ihnen kenntlich zu machen, durch welche der Einigungspunkt für sie gegeben ist; was in wenigen Worten hätte geschehen können. Plato unterscheidet nämlich in dem Sophisten, wo er gewisse Begriffe mit der Idee des Seyenden, der des Verschiedenen u. s. w. zusammenhält, überall sehr genau von dem wesentlich Eins und das-

Digitized by Google

selbe seyn mit einer Idee das bloſse Theilhaben (μετέχειν) an einer Idee; und weit entfernt, ein unbestimmtes Ineinanderaufgehen der Gegensätze zu beabsichtigen, denkt er sich vielmehr die negative Seite der Dinge dadurch, daſs er auch sie als real anerkennt, als von dem Urgrunde alles Seyns abhängig (als theilhabend an der Idee des Seyns), ohne übrigens das Daseyn derselben, den ihr zukommenden Charakter der Wirklichkeit mit ihr selbst oder ihrem Wesen zu verwechseln. (Es lieſse sich hiermit in Verbindung setzen, was er über das μὴ ὄν als bloſse Verneinung des bestimmten Seyns, und als das materielle Princip scheint gelehrt zu haben; s. die Anzeige der neuesten Untersuchungen von Brandis in diesen Jahrbüchern 1824. No. 53.).

Daſs Heraclit von den Lehrsätzen des Xenophanes wohl Kenntniſs gehabt haben müsse, wird S. 11. aus der Art, wie er seiner erwähnt, gefolgert (s. das Fragm. bei Diogen. Laert. l. IX. c. 1. πολυμαθίη νόον οὐ διδάσκει. Dieses, setzt er hinzu, bewähre sich an Pythagoras, Xenophanes u. a.). Die Worte Philo's (quis rer. div. haer.), ἓν γὰρ τὸ ἐξ ἀμφοῖν τῶν ἐναντίων, οὗ τμηθέντος, γνώριμα τὰ ἐναντία, welche nach dessen Angabe den Hauptsatz der Philosophie Heraclit's ausmachen sollen, werden sodann besonders herausgehoben, und mit der Stelle συνάψειας οὖλα κ. τ. λ. (bei Stobäus, Ecl. phys. I. p. 690. Heeren. und bei Aristoteles) zusammengehalten. Das Wort οὖλος wird von dem Vf. richtig und dem Zusammenhange gemäſs, mit Rücksicht auf Sext. Empir. adv. Mathem. IX, 337, durch *integer*, *totus* erklärt, und die weniger passende, aus dem Homerischen Gebrauche für ὅλος geschöpfte Auslegungsart beseitigt. Die von Schleiermacher ebendaselbst als eine andere Heraclitische Stelle oder ein späterer Zusatz ausgeschiedenen Worte: ἐκ πάντων ἓν καὶ ἐξ ἑνὸς πάντα betrachtet Hr. E. als einen integrirenden Theil des Bruchstücks; allein sie können nicht füglich von συνάψειας abhängen, und man sieht leicht, daſs sie durch die ihnen vorstehende Partikel καὶ als ein zweites Allegat an die vorher angeführte sinnverwandte Stelle bloſs angeknüpft sind. Uebrigens weiſs der Vf. die wenigen Zeugnisse und Fragmente geschickt zu verbinden, in welchen von dem ἓν die Rede ist, wiewohl die neuesten Ausleger derselben diesen Eleatisch-dialektischen, an spätere Schulterminologie erinnernden Ausdruck nicht für den von Heraclit selbst gebrauchten wollen gelten lassen. Am längsten verweilt Er bei der hieher gehörenden Stelle *Platon. Conviv.* p. 187, wo Eryximachus sagt: τὸ ἓν γάρ φησι (sc. Ἡράκλειτος)

Digitized by Google

διαφερόμενον αὐτὸ αὑτῷ ξυμφέρεσθαι, ὥσπερ ἁρμονίαν τόξου τε καὶ λύρας, wo Er das bezweifelte τὸ ἕν gegen Schleiermacher und Ast in Schutz nimmt. „Luce clariora“ möchte Ref. diese Worte Heraclit's auch nach dem Auslegungsversuch des Hrn. E. schon deswegen nicht nennen, weil bei dem Bogen das *intendi et relaxari* oder der *motus in contrarias partes* wohl nur mit Noth ein solches Verhältnifs hervorbringt, welches man eine Harmonie nennen möchte. Hr. E. übersetzt die Stelle durch: *unum, a se ipso dissidens in concordiam redire ut harmoniam* etc. Das Eins, so erklärt Er diesen Gedanken, das Eins mufs sich erst mit sich selbst entzweien, nach entgegengesetzten Richtungen hin (gleichsam) auseinandergehen, damit sodann dem Streite die Versöhnung folgen, und Harmonie entstehen könne. Um dem Einwurfe, dafs die Verbindung der Wörter ἕν und ξυμφέρεσθαι einen tautologischen Satz hervorbringe, zu begegnen, bezeichnet er das ἕν als das in dieser Theorie dem Eleatischen Einen am meisten entsprechende Eins (*unum, quod Eleaticorum dicas*), welches von dem συμφερόμενον, dem aus der Versöhnung des Entgegengesetzten entstandenen Einen, wohl zu unterscheiden sey. Das ἕν der Eleatiker an und für sich nennt Er ein lebloses Abstractum (*exanime*), und berührt hier eine Aeusserung Heraclit's (Simplic. in Aristot. Praedic. f. 104. b.), in welcher er den Gedanken ausgedrückt findet, dafs, wenn dieses — das ἕν, wie es von den Eleatikern gedacht ward — wirklich wäre (wenn die Zwietracht aufhörte, sagt Heraclit mit Beziehung auf einen Homerischen Vers), Alles zu Grunde gehen würde. An die Stelle jenes ungenügenden Begriffs von dem Einen nun soll Heraclit den verwandten richtigeren gesetzt haben, nach welchem es wesentlich eine Einheit von Theilen, mithin der Gegensatz in ihm schon gegeben sey, aus welchem sich der Streit oder die Zwietracht entwickeln könne. Der Verf. berührt hierauf noch einige Zeugnisse der Alten, die uns zum Theil erkennen oder errathen lassen, in welchem Sinne Heraclit die Idee des Streits und der aus ihm entspringenden Harmonie zum Grundgesetze der Natur gemacht, und wie er auch in dem Menschen dasselbige Gesetz wiedergefunden habe. Doch die ausführlichere Erörterung der Lehre von der Harmonie der Natur wird folgenden Abhandlungen vorbehalten, — wo denn freilich die hier vorerst nur zurückgeschobenen Zeugnisse, die der ganzen ontologisirenden Ansicht und Betrachtungsweise des Hrn. E. am wenigsten günstig sind, Ihm zunächst wieder entgegentreten werden. Dahin gehören vornehmlich die klaren und unzwei-

deutigen Stellen Platonischer Dialogen, welche uns das: ὅτι πάντα χωρεῖ καὶ οὐδὲν μένει, die Idee des absoluten Werdens, als den Grundgedanken der Heraclitischen Philosophie betrachten lehren. S. *Cratyl.* p. 402. (daſs es dem Vf. nicht leicht seyn werde, mit dieser Stelle aus dem Streit zum Frieden zu kommen, läſst uns der Nothbehelf vermuthen, zu welchem die S. 20. durch auszeichnende Lettern hervorgehobenen Worte: ὥςπεροῦν Ὅμηρος Ὠκεανόν u. s. w. scheinen die Hand bieten zu sollen.) Ferner *Theaetet.* p. 160, wo der Heraclitische Satz, daſs Alles sich wie im Strome bewege, mit der Behauptung, daſs die Erkenntniſs nichts anderes als Wahrnehmung sey, zusammengestellt, und diese Behauptung als eine Folge desselben betrachtet wird. — Der Satz, daſs „Alles sey und auch nicht sey" (*Aristot. Metaph.* III. c. 7. cf. c. 3. und 4.), ist wohl eines von jenen räthselhaften Sprüchlein, welche die Schüler Heraclit's, wenn man sie etwas fragte, gleichsam aus dem Köcher hervorzuziehen und abzuschieſsen pflegten (s. *Plat. Theaet.* pag. 180.), und läſst sich mit der Lehre von dem nie stillstehenden Entwickelungsprocesse der Natur, wobei die verschiedenen Gestaltungen der Dinge doch sämmtlich als von der ersten Grundgestalt nach und nach ausgegangen und in stets erneuertem Kreislaufe wieder auf dieselbe zurückführend vorgestellt werden, ganz gut vereinigen. Hr. E. aber scheint etwas weit Höheres — die beliebte Lehre von der Indifferenz der Gegensätze, in dem Sinne, wie sie oben von Ihm dem Plato geliehen wurde — in diesen Worten ausgedrückt zu finden, weil sie Ihn zu dem Ausspruche veranlassen, auch das Erhabenste sey dem natürlichen Scharfblicke Heraclit's nicht unerreichbar gewesen. — Für die Erinnerung an *Sext. Empir. adv. Math.* l. X. pag. 669. Fabric. σῶμα μὲν οὖν ἔλεξεν εἶναι τὸν χρόνον Αἰνησίδημος κατὰ τὸν Ἡράκλειτον· μὴ διαφέρειν γὰρ αὐτὸν (nicht αὐτοῦ) τοῦ ὄντος καὶ τοῦ πρώτου σώματος, ist Ref. dem Vf. dankbar, kann aber die von Ihm beigefügte Erklärung: „Tempus non differre a prima et summa corporum *forma*" nicht ganz treffend finden, wenn der Heraclitische Gedanke dadurch sublimirt, und ihm mehr als eine sehr entfernte Verwandtschaft mit dem, was Neuere über die Idealität der Zeit gedacht und erkannt haben, zugeschrieben werden soll. Würde nicht die Auffassung der Zeit als Form der Körper eine Sonderung der Begriffe voraussetzen, nach welcher die Zeit zuvörderst als ein vom Körper selbst Verschiedenes, ein ἀσώματον, müſste gedacht seyn? Und wie weit ist nicht von der Vorstellung eines Unkörperlichen überhaupt noch entfernt,

Digitized by Google

wer die Qualitäten der Seele nach dem Grade ihres Antheils an dem trockenen Dunste bestimmt! — Wenn bei Heraclit die Zeit mit dem ersten Körper in Eine Vorstellung zusammenfliefst, so bezieht sich dieses wohl darauf, dafs in seiner physischen Verwandlungstheorie das Vergehen und die Wiedererzeugung des Feuers die beiden Durchgangspunkte sind, nach welchen sich der ganze Cyclus der Naturveränderungen bestimmt, und die Dauer ihrer regelmäfsigen Stufenfolge sich abmifst und begränzt.

Der Unterzeichnete hat bei Gelegenheit der ihm aufgetragenen Anzeige dieser kleinen Schrift eine mit dem Zeitgeschmacke und modernen Schulmeinungen in Berührung stehende falsche Richtung der philosophischen Alterthumsforschung bestimmt charakterisiren zu müssen geglaubt, ist aber nichtsdestoweniger überzeugt, dafs Hr. E. durch fortgesetzte Bemühungen zur Aufhellung des dunkeln Heraclit manches wird beitragen können, wenn Er dabei von anderen Grundbegriffen ausgehen, und durch eine allseitigere Auffassung seines Gegenstandes das zu bethätigen suchen wird, was der feine kritische Takt seines Vorgängers als die Gabe, „aus abgerissenen Theilen sich das Bild eines Ganzen zusammenzusetzen", bezeichnet hat.

Lewald.

Haruspices. Scripsit Dr. Petrus Frandsen, Danus. Berolini, MDCCCXXIII. In libraria Maureriana. XII u. 59 S. 8. 8 Gr.

Hinter dem nicht sehr Lateinischen Titel dieser Schrift folgt eine auch nicht sehr Lateinische, aber gute Abhandlung über einen Gegenstand, den selbst die neuesten Herausgeber des Cic. de Legg. für noch unentschieden erklärt haben. Die Sache scheint durch die Bemühung des Hrn. Fr. der Entscheidung näher gebracht, sollte auch nicht jede einzelne Erklärung gebilligt werden können, Einiges auch zur völligen Erschöpfung des Gegenstandes vermifst werden. — Die *Prolegomena* enthalten zuerst eine Definition der *Haruspicina*. Sie sey, heifst es, im engern und ursprünglichen Sinne *e victimarum extis futura cognoscendi ars*, im weitern umfasse sie *prodigiorum quoque et fulgurum interpretationem atque procurationem*. Was man sonst noch dazu gerechnet habe, beruhe auf keinem sichern Grunde. Er, sagt der Vf., habe in den vorhandenen Lehrbüchern der Rö-

Digitized by Google

mischen Alterthümer oder in den Abhandlungen über sie nur ungesichtete Materialien und Verwirrung gefunden, und sich deswegen an die Quellen selbst gemacht; eine nicht geringe Mühe, da kein kleinerer Zeitraum als von Ennius bis auf Theodosius zu durchlaufen gewesen sey. Im ersten Buche handelt er nun *de ortu et origine haruspicinae*, im zweiten, *quomodo ea Romae et quando adhibita sit.*

Voraus gehen Bemerkungen über die Allgemeinheit der Divination bei allen Völkern, eine unmittelbare Folge der Allgemeinheit der Religion, und des sich so gern an sie anschliefsenden Aberglaubens. Dann über die Verbreitung der Eingeweidebeschauung bei Opfern (*extispicium*) auch im Orient; ganz kurz. Ein ausführliches Capitel darüber hat Peucerus *Comm. de praecipuis Divinationum generibus* (Servestae 1591. 8. 479 foll.) fol. 203 bis 227. Vorzügliche Ausbildung der *Haruspicina* in Etrurien, woher sie auch bei den Römern κατ' ἐξοχὴν *Etrusca disciplina* hiefs, aus dem Nationalcharakter des Volkes, seiner Feudalverfassung und seiner Mischung aus Orientalischem und Griechischem Element hergeleitet, jedoch mehr angedeutet, als erklärt. Eigene Bildungsschulen für die Söhne der höheren Stände, damit die alte Cultur und die geheimen Wissenschaften nicht untergehen, verglichen mit den Prophetenschulen der Juden, und den Druidenschulen der Gallier. (Ueber die letzteren sind die Quellen nachgewiesen in J. G. Frickii *Diss. de Druidis Occidentalium populorum Philosophis.* 4. Ulm. 1731.) — Tages, als von den Etruriern angegebener Erfinder dieser Kunst und der Bücher, in denen sie enthalten war. Die libri *haruspicini, fulgurales et rituales*: wovon die letzteren wahrscheinlich vorzüglich *prodigiorum quoque interpretandorum procurandorumque artem* enthalten haben. Erwähnt werden aufserdem Etrurische *libri fatales, libri Tarquitiani, libri Acheruntici*, wenn der letztere Name nicht etwa *Aruntici* heifsen mufs, von *Aruns*, einem Etrurischen nomen proprium, wie *Tarquitiani* von *Tarquitius*. Beides hat viel für sich, und wir wagen keine Entscheidung. — Ueber den Namen und dessen Schreibung, *Aruspices* oder *Haruspices*; für jenes spreche ein alter Scholiast (den Hr. Fr. weiter nicht angiebt), der den Namen von *ara*, Altar, herzuleiten scheine, da er ihn βωμοσκόπος übersetze, *propterea quod hostiam in ara inspicerent.* Dieses Griechische Wort, sagt Hr. Fr., habe er nirgends und niemals gelesen. Das Wort steht freilich weder bei Schneider, noch bei seinen Vermehrern und Excerptoren: aber in dem zu *Henr. Steph. Thesaur. Ling. Gr.* gehörenden Werke: *Glossaria*

Digitized by Google

duo e situ vetustatis eruta, ad utriusque Linguae cognitionem et locupletationem perutilia. fol. Paris. Anno 1573. *excudebat Henr. Steph.* [S. darüber Brunet *Manuel du Libraire* v. *Stephanus*, und Casaubon. ad Theophrast. Charact. p. 48. ed. Needham., wo sie *nunquam satis laudatus liber* genannt werden.] Da steht S. 23. (falsch ist über der Columne 19.) *Aruspices*, βωμοσκόποι, *Aruspex*, βωμοσκόπος, ϑύτης. S. 106. *Hariolus*, βωμοσκόπος, φοιβίτης (welches Schneider im Lexic. φοιβητής gelesen wissen will.) Ebend. aber: *Haruspex*, ϑύτης, ἱεροσκόπος; endlich S. 322. steht bei *Haruspex* στλαγχνοσκόπος. Vergl. auch Eschenbach. Diss. acadd. p. 554. Wir wollen übrigens auf die Etymologie von *ara* nicht dringen, sondern halten die Schreibung des Wortes mit *H* für besser, und die Ableitung von ἱροσκόπος für sehr wahrscheinlich. — So viel über den ersten Theil der Schrift, welcher aufser der Einschränkung der *haruspicina* in den ihr gehörigen Wirkungskreis weiter nichts Besonderes, Eigenthümliches oder Tiefgeschöpftes enthält. Jene Einschränkung auf *exta*, *fulgura* und *ostenta* giebt Cicero selbst an die Hand de Divin. II. 18. prc. II. 22. prc.

Es folgt der zweite, ausführlichere und bedeutendere Theil der Schrift. Zuerst von der engen Verbindung des politischen Lebens der Römer mit der Religion. Früher Eingang, den Etrurische Cultur und Sitten in Rom gefunden. Das *collegium haruspicum* des Romulus auf ein Zeugnifs bei Dionysius von Halikarnafs hin anzunehmen, ist nicht räthlich. Unter den Kaisern freilich existirte eins: aber die Aelteren und Neueren haben häufig die Zeiten vermischt. Eins ist man darüber, dafs die *Haruspicina* eine Etrurische Kunst sey, dafs sie in Etrurischen Büchern enthalten gewesen, und in gewissen Familien dort fortgepflanzt worden sey. Aber ob die Etrurier allein, oder auch Römische Bürger in Rom diese Kunst verstanden und geübt haben, das ist die Hauptfrage und der Gegenstand des Streites. Das Letztere galt lange für ausgemacht, und wurde immer mit Stellen aus Cicero, Valerius Maximus und Livius bewiesen; das Erstere behauptet Hr. Fr., und sucht von S. 17. an darzuthun: *Omnes haruspices, de quorum origine aliquid effici potest, Etruscos fuisse.* Wir treten seinem Resultat bei, ohne alle seine Beweise zu billigen. Zuvörderst mufs aber erwähnt werden, dafs schon Görenz zum Cicero de Legg. II. 9. erklärt hat, dafs die genannte Stelle durchaus nur Etrurische Haruspices meine (*Etruriaeque principis disciplinam docento*), nicht aber von Römersöhnen (*ut misere*, setzt Hr. G. in seinem wunder-

Digitized by Google

lichen Notenlatein hinzu, *multi statuunt*) die Rede sey. Diese unbewiesen hingeworfene Bemerkung machte dem Hrn. Fr. Muth, den Beweis für einen Satz aufzusuchen, dessen Wahrheit er ahnete, dem jedoch klare Zeugnisse der Alten zu widersprechen schienen. Dafs übrigens nur Etrurier, und kein Römischer Bürger, Haruspices gewesen, diesen Satz hat schon gegen Nieupoort der sehr gründliche und nicht genug bekannte Haymann in seinen Anmerkungen über Nieupoorts Handbuch der Römischen Alterthümer (Dresden 1786. 8.) S. 79. bestimmt behauptet, welcher auch zeigt, „dafs sie aus Etrurien verlangt wurden, wenn man sie „brauchte, bis man sie endlich zu Rom stets vorräthig „hatte.“ Doch wir kehren zu Hrn. Fr. zurück, welcher die Wahrheit auf folgendem Wege suchte. Er untersuchte die Namen der Männer, welche in der Geschichte Roms als Haruspices vorkommen, und fand, dafs keiner uns nöthige, bestimmt in ihm einen Römernamen und gebornen Römischen Bürger zu erkennen. Er fand bei Diodor. Sic. V. 40. das bestimmte Zeugnifs, dafs die „*ostentorum interpretes*“ immer aus Etrurien seyen geholt worden. Er liest bei Cicero de Legg. II. 9. *Etruscos Haruspices* (für *Etruscos et Haruspices*) mit Muretus, Davisius, Görenz, Schütz und den neuesten Herausgebern. Darauf kommt er auf die Stelle Cic. de Divin. I. 41. zu sprechen: „*ut de principum filiis sex singulis Etruriae po-*„*pulis in disciplinam traderentur*“ — vergl. mit Valer. Max. I. 1. „*ut e florentissima tum et opulentissima civitate decem principum filii* „*Senatus Consulto singulis Etruriae populis perciplendae sacrorum* „*disciplinae gratia traderentur.*“ Nach einigen Erörterungen über die nicht zutreffenden Zahlen wirft er die Frage auf, wer denn die *principum filii* gewesen seyen. Er will durchaus Etrurier haben, und dreht an der Stelle so lange, bis er findet, dafs *singulis Etruriae populis* der *Dativus Graecus* ist für *a singulis Etruriae populis;* und dann bringt er zum Beweise eine Anzahl Stellen aus Cicero vor, wie folgende: *Honesta bonis viris, non occulta quaeruntur.* Da fiel uns das französische Sprüchwort ein: *il est au bout de son Latin*, welches hier aber buchstäblich zu verstehen ist. Es ist ihm zwar selbst nicht recht wohl bei seiner Vermuthung, denn er sagt: *exemplum vocabuli tradere in promptu quidem non habeo.* Aber der Muth kommt ihm gleich wieder, denn er fährt fort: *atqui nulla mihi incessit libido nodum in scirpo quaerendi.* Und doch war Bedenklichkeit hier gerade an der rechten Stelle. Nicht nur nicht *in promptu* ist ein Beispiel, wo Cicero *traditus* mit dem Dativ

Digitized by Google

statt *ab eo* gesetzt hätte, sondern es giebt gar keins, und kann keins geben. Denn derselbe Cicero, der Tuscul. III. 1. 2. *demum magistris traditi sumus* gesagt hat, und in Verr. II. 1. 45. 115. *adolescentes ei* (Dat.) *in disciplinam traditi*, derselbe, der die Klarheit des Ausdrucks so sehr liebt, und der Unklarheit und dem Doppelsinn so abhold ist, kann nicht sagen *ut — Etruriae populis in disciplinam traderentur* für *ab Etruriae populis*. Die Stelle läfst sich durch blofse Interpretation nicht mit der Wahrheit in Harmonie bringen. Ref. wird sich in seiner bald erscheinenden Bearbeitung der Bücher de Divinatione umständlicher hierüber erklären. Mit Hrn. Frs. Urtheil über den Valerius Maximus, dafs nämlich dieser den Cicero mifsverstanden habe, können wir uns nicht recht befreunden. Nicht als ob wir läugnen wollten, dafs ein Römer den andern, und wäre er auch fast dessen Zeitgenosse (da Valerius Maximus unter dem Tiberius lebte), mifsverstehen könne: sehen wir doch täglich, wie unsere Zeitgenossen einander aus allerlei Ursachen mifsverstehen. Aber das scheint uns seltsam, dafs dem Valerius Maximus, gesetzt, er hätte auch den Cicero mifsverstanden, die Sache selbst, wie sie sich wirklich verhielt oder verhalten hatte, sollte unbekannt gewesen seyn. Den Beweis, den man für Römische Haruspices im Livius (IX. 36.) hat finden wollen, beseitigt Hr. Fr. dadurch, dafs er sagt, *Etruscis literis eruditus* müsse man gar nicht nothwendig von der Haruspicina verstehen. Und darin geben wir ihm Recht; so wie auch in dem Puncte, dafs man selbst zugeben könne, dafs Römer, nämlich Einzelne, diese Kunst gelernt und verstanden haben, ohne dafs daraus folge, dafs sie dieselbe auch ausgeübt haben, oder wirkliche Haruspices gewesen seyen. Nie also — und das ist ein Hauptsatz des Verf. — haben zur Zeit der Republik Römer die Haruspicina ausgeübt, jedesmal wurden sie, wenn man sie brauchte, aus Etrurien nach Rom berufen. Die Haruspices waren keine Priester. Manche Prodigia konnten die Pontifices deuten und (dies ist bekanntlich der Kunstausdruck) *procurare*; bei andern wurden die Sibyllinischen Bücher eingesehen; wo dies nicht zuzureichen schien, liefs man die Haruspices holen, und zwar ursprünglich immer nur für öffentliche Angelegenheiten. Ihre Antworten waren in der Regel schriftlich.

Doch wir wollen den Gang des Buches nicht weiter verfolgen, da das Folgende zwar gut ausgeführt ist, aber nicht gerade besonderes Neues enthält, wir auch die Schrift nicht

Digitized by Google

durch einen Auszug entbehrlich machen wollen. Gut wird gesprochen über die *fulguratores*, das *Extispicium*, über die Haruspices unter den Kaisern, den Verfall ihrer Kunst und ihrer Achtung, über das *Collegium Haruspicum* (Tac. Ann. XI. 15.), und endlich ihren Untergang durch das Christenthum. Könnten wir nur auch noch den Styl und Vortrag des Verf. loben; aber hier ist eben nicht die glänzende Seite des Büchleins. Kommen zwar gleich nicht mehrere Stellen vor, wie folgende S. 49: *at studio forsitan aedificandi templorum permotus;* so ist doch das Colorit des Styls im Ganzen und Einzelnen nichts weniger als Römisch. Da findet sich S. 48. das fatale *nullibi*. S. 55. die falsche Anwendung des bekannten Sprüchworts *fama crescit eundo* in der wunderlichen Redensart: *cujus generis contemtio serius ocius* (ein nicht hierher passender Horazischer Lappen) *crescit eundo*. S. 54. *permixtim*. S. 45. *scatuit copia*. S. 54 *animum advertere ad haruspicinam*. S. VII. *vocabulum ambitu suo adstringitur*. S. VIII. *curatiorem operam navare*. S. IX. *homines bonae frugis*. S. 5. *in mythicum gyrum incidere*. S. 6. *diligenter concremare libros*. Das. *non videatur* für *non videtur*.

Schliefslich müssen wir auch noch tadelnd erwähnen, dafs die Griechischen Stellen in dieser Schrift ohne Accente geschrieben sind; eine Nachlässigkeit, die unsern Zeiten nicht mehr geziemen will. Die Schrift selbst aber empfehlen wir als einen achtungswerthen Beitrag zu den Römischen Alterthümern.

Digitized by Google

N. 14. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Neue Jüdische Briefe oder Darstellungen aus dem Leben Jesu. Von Th. Schuler, Pfarrer bei der Kirche zu Sct. Nicolai. Straſsburg, bei Schuler und Pfähler. Leipzig, bei Fleischer. 1826. I. Bändchen 249 S. II. Bändchen 241 S. in 8. 1 fl. 48 kr.

Eine Schrift, welcher Rec. eine fast allgemein gute Aufnahme und recht viele heilsame Wirksamkeit verspricht und wünscht. Die Hauptpersonen in der so wichtigen Lebensgeschichte Jesu hat der Vf. sehr zweckmäſsig in einen unverkünstelten, lehrreichen, historischen Briefwechsel mit einander verbunden, worin jede einer andern gutgewählten gewisse von ihr vornehmlich zu erwartende Nachrichten aus Jesu Thun und Lehren meist mit den Hauptworten der Evangelien, zugleich mit untermischten Empfindungen und deutenden Ansichten im vertraulichen, führend begeisternden Ton überschreibt. So wird, so viel über Jesus uns aufbewahrt ist, ohne fremdartige Beimischungen und doch in einer freyeren, sich selbst verständlicher hingebenden Nacherzählung zu einem herzerhebenden Ueberblick zusammengefaſst, welcher rührt, weil Gerührte an Theilnehmende sich aussprechen.

Auch der Schleier des Wundersamen bleibt, doch (s. I, 119. von den Dämonischen) ohne dichter gemacht zu werden, über das Ganze verbreitet. Er wirkt also, seiner Bestimmung nach, fort, nämlich um Aufmerksamkeit und Wiſsbegierde zu reizen und anzuziehen. Aber das an sich wahre, welches deswegen durch sich selbst für alle Empfängliche glaublich wird und bleibt, wird nicht von dem Wunderbaren abhängig gemacht. Nicht auf das Unbegreifliche, oder wenigstens Unerklärte, wird das Unmittelbar-glaubwürdige gebaut. Dies ist das nothwendige und unterscheidende zwischen der Denkglaubigkeit und der Wunderglaubigkeit. Das Erklären des Wunderbaren, das heiſst, das Zurückführen der an sich unläugbaren Erfolge auf den eben so wenig läugbaren, immerwährenden Zusammenhang zwischen Wirkungen und (oft

lange unerkannten, aber nicht immer unerkennbaren) Ursachen — dieses Aufklären des Dunkeln ist nur für die, welche klar werden wollen, um das Klare desto fester zu glauben. Eben deswegen ist es nicht für Jedermann und nicht Jedem ein Bedürfnifs. Aber dafs nicht das an sich Nöthige auf das Dunkle gebaut werde, dies ist um Aller willen nöthig, weil das Dunkle nicht immer so bleibt. Wo Ueberzeugung allgemein werden soll, mufs das, was Allen geltend seyn und beweisen kann, in der ersten Reihe der Beweisgründe stehen. Wer durch die Umwege des Wunderbeweises geführt zu werden, ein eigenthümliches Bedürfnifs hat, möge es erfüllen, so gut als es seiner Individualität zusagt. Aber keiner soll dann doch den übrigen allen zumuthen, anders nicht als durch eben diese geschichtliche Nebenumstände zur Hauptsache zu gelangen. Nur wer den Wunderbeweis nicht vollständig überdacht hat, kann ihn für den kürzeren Weg zur Ueberzeugung halten. Wer mit einem sachkundigen (!!) Wegweiser und mit der nöthigen Umsicht ihn zu durchwandeln versucht, wird wenigstens dies, wie weitläuf er seyn mufs, bald bemerken; und dies schon deswegen, weil der eigentliche auf den Inhalt gegründete Beweis als ein unentbehrlicher Bestandtheil des Wunderbeweises in diesen auch aufgenommen und überall miteingeflochten seyn mufs. Denn darüber sind auch die Wunderglaubigsten doch endlich einig, dafs, was in sich unrichtig wäre, auch durch Wunderumgebungen nicht zur Wahrheit werden könnte, da — alle populäre Religionen sich auf Wunder berufen, und auch die Entstehungszeit des Urchristenthums die täuschendsten Wunderbeweise des Satans für an sich falsche Religionsbehauptungen als möglich und wirklich angibt.

Die bündigste, nicht von wandelbaren Nebenumständen abhängige Ueberzeugung aber entsteht in jeder Sache dadurch, dafs der Nachdenkende auf den Inhalt, auf das Wesentliche des Gegenstands, geradezu alle seine Aufmerksamkeit richtet. S. 201. im I. Th. schreibt der Liebesjünger Johannes an Maria, dafs manche riefen: Kann ein vom Satan besessener auch der Blinden Augen aufthun? Ihn selbst aber läfst der Verf. hinzusetzen: „Du siehst, Maria, sie denken hier an die Heilung des Blindgebornen. Ich aber bedarf keiner Wunder und Zeichen mehr. O, wie erhaben ist Deines Sohnes Lehre! Dieses Gleichnifs vom guten Hirten, wie ist es so schön und wahr, so rührend und herzlich. O dafs ich, von ferne nur, dem lieben Bilde gleichen möchte.“

Durch dergleichen leichte Zusätze der wahrscheinlichen Mitempfindungen, auch durch einfache Verdeutlichungen der

Digitized by Google

Aussprüche und durch unpedantische Erklärungen über Zeitumstände weifs der Vf. den Briefwechsel um so anziehender und belehrender zu machen, ohne dafs Er durch geruchlose Redeblumen, geschmacklose Empfindeleien und überflüssige Verzierungen den Schönredner machen will, wie in einigen ähnlichen Darstellungen die mystische Schwärmerei auch elegant zu werden versucht hat.

Selbst der Umfang dieser zwei Bände zeigt, dafs der Vf. nicht vielrednerisch seyn, vielmehr lieber concentriren und durch Kürze das Gute des Inhalts steigern will. In der That sind seine gedrängte Darstellungen desto gehaltreicher. Auch ist diese Einkleidung schon dadurch belehrender, weil sie gar oft, unvermerkt, zeigt, wie wahr eine Empfindung seyn kann, ohne dafs sie wie ein Dogma, wie ein hyperphysischer Lehrsatz, wie eine übergeschichtliche Entdeckung ausgelegt werden müfste. So lesen wir z. B. I, 73. auch wieder von Johannes an Maria: „Mit dieser bedeutenden Frage schlofs Jesus seine tiefe, sinnvolle Rede. O Maria, in Ihm ist wahrlich das Wort, die Gottesweisheit, die da war bei Gott und Eins mit Gott, von Anfang an; durch welche alle Dinge entstanden sind, und ohne welche nichts vorhanden wäre; in der das s*lige Leben enthalten ist, das Leben, so in der Erleuchtung der Menschen, im Lichte, besteht. Dieses ewige Licht scheint nun in der Finsternifs der Welt; sie aber begreift es nicht u. s. w. Das Gesetz wohl ist uns durch Mose gegeben. Erbarmung und Treue (Ueberzeugungstreue?) aber sind uns durch Jesus Christus geworden. Er allein, der erkohrne Sohn, der in des Vaters Schoofs ist, der mit Ihm innig Einige, sein Vertrauter und sein Liebling, Er allein hat uns Gott verkündet, den sonst niemand je geschaut, so klar und vollkommen erkannt hat.“ Nach dieser sehr anwendbaren Umschreibung des erhabenen Prologs im Johannesevangelium läfst der Vf. den schreibenden Johannes so schliefsen: „Tief bewegt ende ich hier meine lange Zuschrift. Mit heilig freudiger Rührung ergreift mich der Gedanke, dafs die Muter meines Herrn meine unendliche, meine überirdische Empfindung fassen und theilen wird.“ Ueberdenkt man jene Worte als ins Leben hinein, und nicht für eine Gelehrtenschule, gesprochen, so wird selbst der Scholastiker, selbst der Kathedermann kaum meinen können, die Muter Jesu werde sich die Gottesweisheit in ihrem Sohne etwa so, wie eine Substanz, wie eine von seinem Geist unterschiedene Persönlichkeit gedacht haben.

Digitized by Google

Die ganze Darstellung des Vfs. ist viel zu wahr und hat, mit Recht, viel zu wenig fremdartiges, als dafs sie, wäre es auch im besten Verstand, ein Roman des Lebens Jesu genannt werden dürfte. Sie kann ein geschichtliches Erbauungsbuch seyn für jeden Theilnehmenden. Das Wesentliche ist hervorgehoben für Einsicht und Empfindung. Nebenumstände sind so gehalten, dafs sie weder das Glauben noch das Forschen beschränken. Einzelnes, was sich noch erhellen lassen möchte, wird der Verf. bei ferneren Ausgaben von selbst bemerken. Rec. freilich ist für sich immer am meisten geneigt, das Glaubwürdige durch möglichst volle Erhellung desto glaublicher zu machen. Aber er weifs recht gut, dafs diese Methode ihre Einseitigkeit haben mufs. Sie ist für die, welche hell sehen können! und wollen! Das allgemeinere Bedürfnifs ist durch die Methode des Vfs. allgemeiner zu befriedigen.

6. Dec. 1825. *H. E. G. Paulus.*

Thomas Tredgold's Grundsätze der Dampfheizung und der damit verbundenen Lüftung aller Arten von Gebäuden. Nach der zweiten englischen Originalausgabe für Deutschland bearbeitet von M. O. B. Kühn etc. Leipzig, 1826. *XII und* 208 *S.* 8. *mit* 6 *Kupfertafeln.* 1 Thlr. 12 Gr.

Dafs wir dieses Werk so bald schon anzuzeigen uns beeilen, bedarf wohl bei Sachkennern keiner Entschuldigung. Es sind nämlich, Gottlob, in allen Theilen der Industrie seit dem letzten halben Seculo solche Fortschritte gemacht, dafs das allgemein verbreitete Gefühl des dadurch erzeugten Wohlbehagens unwiderstehlich zur Fortsetzung ähnlicher Bemühungen auffordert, und so lange ein hieraus entspringender höherer Luxus durch geistige Anstrengung erworben werden mufs, nicht aber, wie ehemals in Rom, auf der Menge der durch physische Gewalt unterworfenen und in Sclavenstand versetzten Nationen beruhet, so lange man auf gleiche Weise auf die militärische Stärke der Staaten als auf die Bequemlichkeit und den Wohlstand der Völker bedacht ist, darf niemand fürchten, dafs die höhere Cultur zur Sittenlosigkeit, Schwelgerei und Ohnmacht führe. Der rohen Gewalt barbarischer Völker wird Europa nicht unterliegen; leichter könnte dieses vielleicht geschehen durch einen Stillstand des Gewerbfleifses, ein Nachlassen in der hierzu erforderlichen Anstrengung und

Digitized by Google

durch Zurückbleiben hinter aufblühenden Völkern, welche zum Theil durch die Natur allerdings vorzugsweise begünstigt sind.

Unter die vorzüglichsten Aufgaben zur Erhaltung der Gesundheit und einer gröfseren Bequemlichkeit des Lebens gehört aber unstreitig die Sorge für eine zweckmäfsige Erwärmung und Lüftung der Wohnungen; die Kunst und Wissenschaft verlangt Trockenstuben und Treibhäuser, und vor allen Dingen fordert der täglich fühlbarere Mangel an Brennmaterial zu Vorschlägen der Ersparnifs dieser Stoffe auf. Man hat daher schon lange die früher üblichen unförmlichen und holzverschwendenden Oefen aufgegeben und mit spärlicher consumirenden vertauscht, man hat aus vielen Gründen die Heizung durch erwärmte Luft sowohl vorgeschlagen als auch ausgeführt, und nunmehro tritt ein gewiegter Schriftsteller mit der Empfehlung der unlängst bekannten Heizungsmethode durch Wasserdampf auf. Die erstere der neuen Methoden ist in Deutschland vorzüglich durch Meisner's bekannte Schrift (die Heizung mit erwärmter Luft, Wien 1821. neue Aufl. ebend. 1823.) in Anregung gebracht, welche Rec. in diesen Blättern Jahrg. 1822. Hft. I. S. 57. beurtheilt hat, die zweite benutzt man bis jetzt hauptsächlich nur in England, sie ist aber auch für Deutschland sicher der Beachtung sehr werth, und die Uebersetzung einer vollständigen Abhandlung darüber war daher ohne Zweifel ein sehr zweckmäfsiges Unternehmen.

Bei der Beurtheilung der vorliegenden Schrift bedauert Ref. sehr, dafs er das englische Original gegenwärtig nicht zur Hand hat, und sich daher blos an die Uebersetzung halten mufs. Der Verfasser desselben ist der bekannte englische Ingenieur Tredgold, dessen klassisches Werk on the strength of cast iron Rec. erst kürzlich angezeigt hat. Dabei wurde bemerkt, dafs er sowohl als Theoretiker als auch rücksichtlich des Praktischen unter die bedeutendsten Männer der jetzigen Zeit gehört, den man allenfalls dem berühmten Smeaton an die Seite setzen könnte; und eben daher finden auch seine Schriften in England ein so ausgebreitetes Publicum und sehr schnellen Absatz, so dafs bei der Bekanntwerdung derselben auf dem Continente schon die zweite Auflage erschienen zu seyn pflegt. Es läfst sich daher nicht anders erwarten, als dafs auch das vorliegende Werk zu den gehaltreichsten literärischen Producten gehört, welches namentlich für die praktische Anwendung ganz vorzüglich empfohlen werden kann. Eben bei dieser Celebrität des Verf. aber mufs die Kritik am strengsten seyn, weil nichts so nachtheilig ist, als wenn Irr-

thümer durch bedeutende Autoritäten unterstützt allgemeiner verbreitet werden, und dieses um so mehr, wenn der Gegenstand zur Anwendung für Praktiker bestimmt ist, von denen eine genügende Prüfung der Sache selbst auf keine Weise gefordert werden kann. Um diesen Satz mit einem sehr auffallenden Beweise zu belegen, will Rec. nur an die Abhandlung des Pariser Institutes über die Blitzableiter erinnern, welche blos wegen ihrer gelehrten und mit Recht berühmten Verfasser in zahlreiche deutsche und sogar auch in einige englische Zeitschriften mit grofsen Lobpreisungen übergegangen ist, ohngeachtet sich selbst die Zweckwidrigkeit der darin gegebenen Vorschläge aus anerkannten und unbestreitbaren physikalischen Grundsätzen leicht nachweisen läfst, und von einem gründlichen Sachkenner, Pfaff in Kiel, im Gehlerschen Wörterbuche der Physik Th. I. S. 1076. wirklich dargethan ist. Vielleicht ist die Autorität jener Gelehrten, für welche noch obendrein die Celebrität der Stadt Paris und des Königl. Institutes entscheidet, grofs genug, um zu bewirken, dafs wir in Deutschland um funfzig Jahre voll zahlreicher Erfahrungen rückwärts gehend abermals anfangen, den Gewittern drei Männer hohe Eisenstangen entgegenzustrecken, die Pulvermagazine aber den Blitzstrahlen recht eigentlich bloszustellen. Rec. hält es daher für seine Schuldigkeit, den eigentlich zweckmäfsigen und brauchbaren Inhalt der vorliegenden gehaltreichen Schrift von dem minder richtigen zu sondern.

Im Allgemeinen sind alle diejenigen Vorschläge, Berechnungen und Angaben über die Einrichtung, Gröfse und das Materiale der Dampfheizungsapparate und Ventilatoren, welche der gelehrte Verf. mittheilt, in so weit vollkommen richtig, als man bei den verschiedenen mitwirkenden und zum Theil ganz unbestimmbaren Bedingungen hierbei überhaupt zu sicheren Resultaten gelangen kann. Ein jeder weifs nämlich aus eigener und fremder Erfahrung, wie so oft, selbst aus gar nicht genügend auszumittelnden Ursachen, gewisse Zimmer so leicht warm zu halten sind, während andere sehr bald wieder erkalten, und auf gleiche Weise geheizt eine weit gröfsere Menge von Brennmaterial erfordern. Auf den Einfluss der Winde und den Grad der Stärke, womit sie die Wände verschiedener Zimmer treffen, oder über und unter ihnen einen kalten Luftstrom erzeugen, hat der Verf. allerdings Rücksicht genommen, die Ableitung durch die verschiedenartigen Wände ist bei ihm aber zu wenig berücksichtigt, indem er von der Voraussetzung ausgeht, dafs diese von Holz oder mehrentheils

Digitized by Google

von Ziegelsteinen gemacht sind, welche für schlechte Wärmeleiter gelten können. Für England und namentlich für London mag dies allerdings passen, allein für Deutschland und die darin üblichen Häuser von Bruchsteinen mufs auf diese Ableitung nothwendig Rücksicht genommen werden. Die Bestimmung des hierfür erforderlichen gröfseren Aufwandes von Brennmaterial ist indefs äufserst schwierig, weil diese Steine nach der Beschaffenheit ihrer Bestandtheile, z. B. beigemischten salzsauren Kalkes u. dergl., die Feuchtigkeit mehr oder weniger anziehen, und diesem gemäfs eine ungleiche Wärmeleitung besitzen. Inzwischen wird es dennoch nicht nöthig seyn, aus dieser Ursache die angegebenen Bestimmungen abzuändern, indem der Verf. den Wärmeverlust durch Ventilation etwas hoch anschlägt, bei strengerer Kälte aber die Nothwendigkeit erfordert, dem dringendern Bedürfnisse der Erwärmung das minder dringende einer fortwährenden Erneuerung der Luft aufzuopfern. Ohnehin nimmt der Verf. die Menge der durch Respiration, Hautausdünstung und Wasserbildung der in den Zimmern sich aufhaltenden Personen verdorbenen Luft viel zu grofs an. Für das blofse Athmen nämlich (S. 40.) bringt er für einen erwachsenen Menschen 800 engl. Cub. Z. in der Minute in Rechnung, da man kaum 180 p. C. Z. hierfür rechnen kann (s. Gmelin in Gehler I. 432.), und für die Gesammtmenge der durch ein Individuum verdorbenen Luft 5184 C. Z. Nun sind zwar die durch die Haut ausgestofsenen verunreinigenden Stoffe schwer zu schätzen; allein wenn auf den erzeugten Wasserdampfgehalt so viel gerechnet wird, so beruhet dieses auf einer unrichtigen Ansicht von der Schädlichkeit dieser Dämpfe und der Sättigung der Luft mit denselben, indem es sehr fraglich ist, ob reiner Wasserdampf überhaupt nachtheilig auf die Gesundheit wirkt, auf allen Fall aber ergiebt sich bald, dafs die Angabe des Vf. viel zu hoch ist. Insofern man indefs allezeit in der praktischen Ausführung etwas mehr thut, als die Theorie strenge fordert, um auch unerwarteten Hindernissen zu begegnen, und ohnehin bei der Dampfheizung die Erwärmung und somit auch die Consumtion von Brennmaterial durch stärkere oder schwächere Feuerung unter dem Dampfkessel sehr gut regulirt werden kann, man nebenbei auch gegen den Einfluss kurze Zeit dauernder ungewöhnlicher Kälte gesichert seyn mufs, so darf man nach allem diesem sich füglich genau an die Vorschriften des Verf. halten.

Es würde offenbar zweckwidrig seyn, dem Verf. in allen seinen Angaben zu folgen, indem es vielmehr nur darauf an-

kommt, anzugeben, was man in diesem Buche findet. Letzteres begreift die zwei Hauptaufgaben, nämlich erstlich: auf welche Weise kann ein gegebener Raum, sey es ein Wohnzimmer, eine Kirche, Theater, Hospital, Gefängnifs, Gewächshaus oder Trockenhaus, am bequemsten und sichersten nach seiner individuellen Gröfse und Beschaffenheit, nach der Zahl und Gröfse seiner Fenster und Thüren, bei einer gegebenen äufseren Temperatur vermittelst heifsen Wasserdampfes bleibend zu einer verlangten inneren erwärmt werden; und zweitens: welches ist die erforderliche Gröfse und die beste Einrichtung der Oeffnungen, wodurch in solche Räume nach der Zahl der darin wohnenden Menschen oder der Menge und Beschaffenheit der darin befindlichen Sachen frische Luft von aufsen zugeführt und die verdorbene abgeführt wird. Rücksichtlich des Ersteren sucht der Verf. zuvörderst nach fremden und eigenen Erfahrungen zu bestimmen, wie grofs die Quantität Luft ist, welche nach dem Verhältnifs der Differenz der äufseren und inneren Temperatur durch die unvermeidlichen Ritzen der Fenster und Thüren entweicht oder durch die Fläche des Glases abgekühlt wird. Hierzu setzt er dann ferner die Menge derjenigen Luft, welche nach der Anzahl der Menschen oder der Menge und Feuchtigkeit der z. B. zu trocknenden Sachen künstlich abgeleitet und von aufsen wieder zugelassen werden mufs. Indem hierdurch nach dem Verhältnifs der specifischen Wärmecapacität der Luft und des Wasserdampfes, dessen Temperatur in den Zuleitungsröhren er zu 75° R. annimmt, die erforderliche Menge des letzteren gefunden wird, so berechnet er ferner hauptsächlich nach den Resultaten eigener schätzbarer Versuche, wie viel Wärme von einer gegebenen Oberfläche eiserner, kupferner, weifsblechener u. a. Röhren in einer bestimmten Zeit abgegeben wird, und findet diesemnach die für jeden besonderen Fall erforderliche Gröfse dieser Oberfläche. Hieraus ergiebt sich dann weiter, wie grofs die Quantität des in einer bestimmten Zeit erforderlichen Was-erdampfes seyn mufs, und somit kommt er dann ferner auf die Gröfse des hierzu nöthigen Dampfkessels und die Menge des zur Heizung desselben aufzuwendenden Brennmaterials nach der eigenthümlichen Beschaffenheit des letzteren. Für alles dieses sind leichte und bequeme Formeln zur Auffindung anderer, in ähnlichen Fällen erforderlicher, Gröfsen mitgetheilt, wobei zugleich deutlich nachgewiesen ist, auf welchem Wege diese Formeln gefunden sind.

Rec. erinnert sich nicht sonst irgendwo eine so gründliche und praktisch brauchbare Anweisung für diesen Gegen-

Digitized by Google

stand gelesen zu haben, auch pflegen die Baumeister bekanntlich nach dem bloſsen Augenmaaſse und nach Gutdünken die Heizapparate den Räumen, welche dadurch erwärmt werden sollen, anzupassen, bleiben also blos bei einer roben Empirie stehen. Nun ist zwar schon oben erwähnt, und niemand wird in Abrede stellen, daſs bei der Aufgabe der Erwärmung gegebener Räume viel zu viele Bedingungen zu berücksichtigen sind, als daſs man glauben dürfte, die Berechnungen des Vf. seyen so haarscharf richtig, daſs sie allezeit, bis auf einen einzigen Grad etwa, das verlangte Resultat geben müſsten. Etwas dieser Art zu verlangen, würde unvernünftig seyn; allein jeder Baumeister, welcher in den Fall kommt, solche Anlagen zu machen, wird es dem Verf. herzlich danken, durch dieses Werk in den Stand gesetzt zu seyn, die erforderlichen Einrichtungen nach einer sichern Grundlage herstellen zu können, ohne wie bisher gänzlich im Finstern zu tappen, und diesemnach ungenügende oder übergroſse, unförmliche und unnöthige Kosten verursachende Apparate anfertigen zu lassen. Zugleich aber geht auch ein vorzüglicher Nutzen daraus hervor, daſs der Praktiker nach den in diesem Werke enthaltenen Angaben den Kostenaufwand, welchen die Herstellung und Anwendung der Dampfheizungsapparate erfordert, in Voraus berechnen und mit andern Heizapparaten vergleichen kann. Von dieser Seite ist also das Publicum dem gelehrten Vf. ausnehmend verpflichtet.

Auf gleiche Weise vortrefflich sind zweitens die Anweisungen, welche hier mitgetheilt werden, um gegebene Räume nach ihrer individuellen Bestimmung durch Ventilatoren zu reinigen. Im Allgemeinen findet man die auf richtige pneumatische Grundsätze gegründeten Regeln über die Gröſse und Lage der anzulegenden Oeffnungen zum Abführen der verdorbenen Luft und Zuführen der frischen, wobei namentlich die zwei Vorschläge wohl zu berücksichtigen sind, zuerst, daſs man überhaupt die unteren Luftlöcher mit einem feinen Drahtgitter überziehen müsse, um das Verstopfen derselben zu verhüten, hauptsächlich aber um die eindringende Luft gleichsam zu spalten und ihre scharfe Bewegung dadurch zu mildern; zweitens aber für Krankenzimmer auch dafür zu sorgen habe, daſs nicht zum Nachtheile der Gesundheit die kalte Luft unmittelbar einströme, sondern erst in einem andern Raume gehörig erwärmt werde, um den Unterschied ihrer Temperatur und derjenigen in den Zimmern weniger auffallend zu machen.

Bei der Anweisung zum Heizen vermittelst Wasserdampf ist der Vf. nicht blos bei dem bekannten Vorschlage der Dampf-

röhren stehen geblieben, sondern er hat auch andere Einrichtungen angegeben, wie man namentlich solche Röhren in geschmackvollen Formen als Urnen, Schränke, Säulen u. dergl. anbringt, sie durch die Mauern und unter den Fufsböden fortleitet, an oder in den Wänden fortlaufen läfst u. s. w. Auch hierbei ist stets auf das bestimmte Bedürfnifs Rücksicht genommen, je nachdem man dieselben in Wohnzimmern, Krankenstuben, Opernhäusern, Treibhäusern u. s. w. gebraucht. Eine Einrichtung zur Heizung eines Zimmers durch Dampf, welche eben so geschmackvoll als bequem ist, und vom Verf. im Edinburgh philos. Journ. No. XXIII. gleich nach dem Erscheinen des Werkes bekannt gemacht wurde, findet sich hier leider nicht, und ist ohne Zweifel erst später von ihm ausgedacht. Schade, dafs der Uebersetzer diesen Nachtrag nicht benutzt hat, da doch das genannte Heft der Zeitschrift schon im Januar 1825 auf dem Continente war. Für Treibhäuser, Gewächshäuser und Blumenzimmer, welche wissenschaftlicher Eifer sowohl als auch Luxus in England auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht haben, findet man hier die Angaben der Höhe, Weite, Einrichtung, Heizung, und auch Vorschläge zur Bewässerung, ein Gegenstand, welchen Rec. genau zu beurtheilen aufser Stande ist; allein er mufs aus andern Gründen voraussetzen, dafs hierin die theoretischen Kenntnisse und praktischen Erfahrungen des Verf. kaum etwas zu wünschen übrig lassen, und würde ihnen daher benöthigten Falls unbedingt folgen. Aufserdem findet sich noch ein Vorschlag ausführlich erörtert über die Anlegung von Räumen in gröfserer oder geringerer Ausdehnung von stets gleichmäfsiger Temperatur für solche Kranke, welche die Aerzte zu gleichen Zwecken in südlichere Gegenden zu senden pflegen. Wenn man berücktichtigt, wie beschwerlich oft die weiten Reisen in solche Länder sind, wie wenig man im Ganzen dort auf eine stets gleichmäfsige, dem Befinden solcher Unglücklichen angemessene, Temperatur rechnen kann, wie geringe Pflege und wie selten gehörige ärztliche Behandlung sie dort zu erwarten haben, und was für Kosten Reise und Aufenthalt daselbst erfordern, so mufs man dem Verf. beipflichten, wenn er behauptet, dafs nicht blos Mitleiden, sondern selbst auch Speculationsgeist zu einer solchen Anlage im Grofsen an solchen Orten auffordern könnte, welche durch die Natur und anderweitige Bedingungen hierzu vorzüglich geeignet sind. Das Einzige, was dagegen entscheidet, ist der Umstand, dafs die meisten solcher Patienten von den Aerzten gröfstentheils deswegen in südliche Gegenden gesandt

Digitized by Google

werden, weil sie alle Hoffnung dabei aufgeben, und den Verwandten den Anblick des langsamen Absterbens derselben ersparen wollen; und so könnte hierdurch ein solches auf's Beste eingerichtete Haus leicht bald in Misscredit kommen. Uebrigens sind die Vorschläge des Verf. für eine solche Anstalt im hohen Grade zweckmäfsig.

So weit hat Rec. das Gute und vorzüglich Brauchbare in dem Werke mit gebührendem Lobe angezeigt; es ist nun aber auch nothwendig, die Mängel desselben zu bezeichnen, hauptsächlich nur aus dem oben schon erwähnten Grunde, damit es nicht von Unkundigen, welche sich auf die Autorität des berühmten Verf. verlassen, als richtig und völlig erwiesen in die Wissenschaft eingeführt werde. Wir müssen hierher zuerst die allgemeinen Aeufserungen über das Wesen und Verhalten der Wärme überhaupt rechnen. Der Vf., welcher in den zur Statik und Mechanik gehörigen Gesetzen der Natur durchaus klassisch ist und eine wahrhaft seltene Gelehrsamkeit und Belesenheit besitzt, hat sich hier auf die Theorieen über das Wesen und das Verhalten der unwägbaren Stoffe, namentlich der Wärme, eingelassen, worin er minder bewandert ist, und obgleich er die wichtigsten Untersuchungen der neuesten Schriftsteller hierüber kennt, so fehlt es ihm doch an den gehörigen Vorkenntnissen, um sich in diesem dunkelen Gebiete überall mit Sicherheit zu orientiren. Weil es zweckwidrig seyn würde, hier jede einzelne Behauptung über die strahlende und die durch Mittheilung verbreitete Wärme, über die zum Schmelzen des Eises erforderliche Wärme, die latente und sensibele des Dampfes, die Sättigung der Luft mit Wasserdampf und den Niederschlag des letzteren zu prüfen, wird es genügen, nur im Allgemeinen zu bemerken, dafs die Angaben theils unrichtig, theils nicht scharf bestimmt sind. Für den Zweck des Verf. war dieses indefs unnöthig, indem diejenigen Bestimmungen, deren er hier vorzugsweise bedurfte, nämlich der Wärmemenge, welche die verschiedenen zur Heizung durch Dampf brauchbaren Stoffe in einer gegebenen Zeit ausstrahlen, durch eigene genaue Versuche aufgefunden sind, auf deren Zuverlässigkeit man bei der bekannten Gewandtheit des Verf. bauen kann. Hieraus ergiebt sich, dafs Eisenblech mit rostig brauner Oberfläche die meiste Wärme abgiebt, demnächst Eisenblech mit schwarzer glatter Oberfläche, am wenigsten Weifsblech, ein im Allgemeinen schon durch Rumford bewiesener Satz. Hieraus ergiebt sich dann ferner, dafs Heizungsröhren von Eisenblech vorzugsweise für diesen Zweck zu

Digitized by Google

empfehlen sind. Bei allen den vielen Bemerkungen über die Natur und das Verhalten der Wärme, nebst der Verbreitung derselben durch Strahlung und Mittheilung, hat übrigens der Verf. eine Hauptsache vergessen, welche eben so wichtig als der Mehrzahl der Leser gewifs höchst interessant gewesen wäre, und worüber Rec. auch seinerseits gern von einem solchen Sachkenner, als Tredgold ist, Belehrung erhalten möchte. Man kann nämlich annehmen, dafs es nur drei Hauptarten der Zimmerheizung giebt, durch mehr oder minder vortheilhaft eingerichtete Oefen, durch erhitzte Luft und durch Dampf, wenn man die meistens ungenügende und auf allen Fall höchst kostspielige Kaminheizung ganz bei Seite setzt. Die erstere erwähnt der Verf., und empfiehlt sie für Schulzimmer, die zweite verbindet er mit der dritten in so fern, als er verlangt, dafs die z. B. in Krankenzimmer strömende Luft vorher in eigenen Räumen durch Dampf erwärmt werde, ohne der namentlich durch Meisner empfohlenen Methode besonders zu gedenken, die dritte ist das eigentliche Object seiner Untersuchung. Es wäre indefs wünschenswerth gewesen, alle drei rücksichtlich ihrer Vortheile und Nachtheile prüfend zu vergleichen, und hierauf ein Urtheil zu gründen, welche von allen am wohlfeilsten, sichersten und bequemsten angewandt werden kann. Rec. ist seinerseits sehr entschieden für die letztere eingenommen. Die erstere nämlich steht den beiden folgenden nach, weil sie für jedes Zimmer einen besonderen Ofen, also auch nahe eben so viele Kamine und Schornsteine oder Schornsteinschlote erfordert, aus denen eine unmäfsige Menge Wärme unbenutzt entweicht, und so das Brennmaterial im eigentlichen Sinne zersplittert wird. Gegen die zweite Heizung mit heifser Luft lassen sich eine Menge Einwendungen vorbringen, welche Rec. in seiner oben erwähnten Beurtheilung der Meisner'schen Schrift nambaft gemacht hat, worunter die wichtigsten sind, dafs die Luft wegen ihrer verhältnifsmäfsigen geringen Wärmecapacität auf einen hohen Grad der Temperatur gebracht werden mufs, und daher der durch das Feuer glühend gemachten Luft so viel weniger Wärme entzieht, je heifser sie selbst ist, wozu noch der Umstand kommt, dafs sie bei strenger Kälte in grofse Zimmer fast glühend eintreten mufs, und also keine volle Sicherung gegen Feuersgefahr gewährt, abgerechnet, dafs die warme Luft aus den Zimmern um so stärker entweicht, je gröfser die Quantität der stets neu zuströmenden ist, ohne dafs man das gleichzeitige Eindringen der äufseren kalten zu verhüten vermag. Die Heizung mit

Digitized by Google

Dampf gewährt daher den grofsen Vortheil, dafs das Wasser nur wenig über 80° R. erhitzt werden kann, und daher der unter dem Kessel hinstreichenden glühenden Luft des Feuers so viel mehr Wärme entzieht, und diese durch die grofse Quantität der latenten und sensibelen Wärme des Dampfes der Zimmerluft mittheilt, ohne dafs man ein stärkeres Zuströmen kalter Luft zu erzeugen nöthig hat, als anderweitige Bedingungen unvermeidlich fordern. Es läfst sich dann ferner der Heizungsraum so einrichten, dafs durch diesen wenig Wärme verloren wird, und indem man das abgekühlte Wasser wieder in den Siedekessel zurückleitet, oder zu anderweitigen ökonomischen Zwecken benutzt, so darf man ganz eigentlich behaupten, dafs durch dieses Mittel die gesammte Wärmeproduction des verbrannten Feuermateriales mit unbedeutendem Verluste zur Heizung der Räume verwandt wird. Nimmt man hinzu, dafs diese Methode unter allen am meisten gegen Feuersgefahr sichert, und noch obendrein mit manchen ökonomischen Gewerben, namentlich den Destillationen, als Nebenanstalt verbunden werden könnte; so kann man nicht umhin einzugestehen, dafs sie unter allen die gröfsten und entschiedensten Vortheile gewährt. Aus allem diesem ergiebt sich aber genügend, wie interessant es für Ref. gewesen seyn würde, ein auf Berechnungen gestütztes Urtheil des sachverständigen Verf. hierüber mit seinen eigenen Ansichten vergleichen zu können. Beiläufig mufs Ref. noch erwähnen, dafs der Verf. eine sehr zweckmäfsige und eigentlich wohl nothwendige Einrichtung grofser Dampfheizungsapparate unberührt läfst, nämlich die Hähne oder Klappen, durch deren Oeffnen oder Schliefsen der Dampfstrom regulirt, und den zu erwärmenden Zimmern in gröfserer oder geringerer Menge zugeführt, oder von ihnen ganz abgeschlossen werden kann; ferner ist des grofsen Vortheils §. 128. nicht gedacht, welcher daraus erwächst, dafs man das Wasser aus den Röhren wieder in den Kessel zurückführt, indem dasselbe hierdurch stets rein erhalten wird, und keinen Pfannenstein absetzt, welcher den Kesseln höchst nachtheilig ist, und ein öfteres Reinigen derselben nothwendig macht.

Aufser diesen allgemeinen Bemerkungen mufs Rec. noch auf einige specielle Gegenstände aufmerksam machen, welche ihm bei'm Lesen aufgefallen sind, und den blofsen Praktiker leicht irre führen könnten. Im §. 4. behauptet der Verf., man empfände in einer 28 bis 30° R. warmen Luft kaum Wärme, da doch ein bis 16° warmes Zimmer schon unausstehlich heifs erscheint. Was dann ferner ebendaselbst über die Ver-

Digitized by Google

dunstung nasser Kleider gesagt wird, ist eben so unhaltbar, da die Temperatur derselben ohne scharfen Luftzug nur wenig unter die der äufseren Umgebung herabgeht; überhaupt aber ist rücksichtlich der Empfindlichkeit gegen Wärme und Kälte in der ganzen Abhandlung auf den wesentlichen Umstand nicht Rücksicht genommen, dafs bei anhaltender Einwirkung äufserer Wärme auf den menschlichen Körper die Entwickelung der thierischen Wärme bedeutend abnimmt, woraus der unangenehme Eindruck der ersten Kälte im Winter erklärlich wird. Ein Ausdruck §. 50. könnte bei geringerer Aufmerksamkeit leicht zu Mifsverständnissen führen. Es heifst nämlich, man müsse die Gröfse der Oberfläche der erforderlichen Dampfröhren in Quadratfufsen durch 1800 dividiren, um die Quantität Kohlen zu finden, wodurch der Raum auf 12°, 5 R. zu erhalten sey, und durch 2100 und durch 2520, um denselben auf 21° oder 30° R. bleibend zu erwärmen, woraus zu folgen scheint, dafs für eine höhere Temperatur eine geringere Quantität Brennstoff nöthig sey, welches unmöglich ist. Genau betrachtet wird man aber finden, dafs in den letzteren beiden Fällen die Gröfse der Oberfläche wächst, und dadurch der Quotient gleichfalls, ohngeachtet des gröfseren Divisors. Rec. vermifst ferner in dieser Abhandlung, ihrer grofsen Vollständigkeit ungeachtet, eine wichtige Vorrichtung, welche insbesondere dann unentbehrlich ist, wenn das aus dem Dampfe condensirte Wasser wieder in den Kessel zurückläuft, nämlich ein Ventil, welches die in den mit Dampf zu füllenden Räumen enthaltene Luft fortläfst. Solche anzubringen ist nothwendig, weil sonst die Luft nicht entweichen, folglich keine Erfüllung der Röhren mit Dampf und keine Heizung erfolgen kann, und noch obendrein die Spannung der mit Dampf gesättigten Luft bei der Siedehitze mehr als den doppelten Druck der Atmosphäre betragen würde, worauf solche Apparate nicht eingerichtet zu seyn pflegen, so dafs also das Sicherheitsventil gehoben werden, und Luft, aber auch Dampf entweichen würde. In der oben erwähnten Abhandlung im Edinburgh Phil. Journal giebt Tredgold an, dafs man solche Ventile zum Entweichen der Luft durch Ausdehnung der Heizröhren mechanisch öffnen und schliefsen läfst, wonach sie also zugleich bei'm Aufhören der Heizung der Luft das Eindringen verstatten. Man kann indefs diese Vorrichtung dann entbehren, wenn man das condensirte Wasser nach dem auch anderweitig schon bekannten Vorschlage des Verf. durch einen umgekehrten Heber nicht unmittelbar in den Kessel, sondern

Digitized by Google

vorher in eine Cisterne leitet, aus welcher der Kessel gespeiset wird, eine auch in so fern zweckmäfsige Einrichtung, als durch solche heberförmige Röhren bei'm Erkalten des Apparates auch die äufsere Luft wieder in die Dampfröhren und den Kessel eindringen kann. Letzteres hält Tredgold nur dann für nöthig, wenn die Apparate dem äufseren Luftdrucke nicht widerstehen können; allein es ist allgemein erforderlich, da es zweckwidrig seyn würde, die Apparate einem so grofsen Drucke von 14 Pfund auf den Quadratzoll unnöthigerweise auszusetzen, um so mehr, als das Sicherheitsventil sich schon öffnet, wenn der Dampf mit 4 Pfund gegen einen Quadratzoll drückt, oder eine Wassersäule von etwa 9 Fufs trägt, wobei zu berücksichtigen ist, dafs die Elasticität des siedenden Dampfes im Siedekessel und die der äufseren Atmosphäre einander gleich sind (s. §. 102.). Unter den Ventilen scheint Tredgold das von Edelkranz angegebene, welches sich zugleich nach Innen und nach Aufsen öffnet, nicht gekannt zu haben, ohngeachtet es sicher eins der besten ist; sinnreich wird man dagegen den Vorschlag finden, neben der mit einem Ventile verschliefsbaren Röhre, durch welche der Kessel mit Wasser gespeiset wird, eine etwas höhere und oben offene anzubringen, durch welche die Luft eindringen kann, wenn die Spannung des Dampfes im Kessel aufhört. Dagegen wird das neue Dampfvisir des Verf. (Elesticitätsmesser des Dampfes) §. 105, eine metallene Platte zwischen zwei Ringen, welche durch den Druck des Dampfes sich beugen soll, schwerlich Beifall finden.

Rec. hat sich lange bei dem Werke selbst aufgehalten, doch sicher nicht länger, als die Wichtigkeit des Gegenstandes fordert, und es ist Zeit, jetzt noch etwas Weniges über die Uebersetzung zu sagen. Dafs die Uebersetzung eines so bedeutenden Werkes nützlich sey, wird keinen Augenblick bestritten werden, und ist oben schon anerkannt, auch leidet es keinen Zweifel, dafs das Werk Liebhaber finden werde; indefs darf eine billige Kritik deswegen einige gerechte Vorwürfe nicht zurückhalten. Im Allgemeinen ist zwar die Uebersetzung fliefsend, und scheint auch treu zu seyn, wie sich ohne die Vergleichung mit dem Originale nicht genau ausmitteln läfst, allein dafs einige Stellen weggelassen und dagegen andere vom Uebersetzer eingeschoben sind, ohne beides genau von einander zu sondern, ist eine nicht zu entschuldigende Freiheit, obgleich in der Vorrede dieses im Allgemeinen angegeben ist. Ein jeder Schriftsteller hat das, was er dem Publicum giebt, vor demselben zu verantworten, und daher

Digitized by Google

mufste Hr. Kühn den Text, so weit er ihn zu übersetzen für gut fand, unverändert lassen, und konnte dann allerdings dasjenige, was er zu berichtigen nöthig fand, auf irgend eine ihm beliebige Weise, aber kenntlich bezeichnet, zusetzen. Einige Male ist dieses geschehen, z. B. bei der zweiten Tabelle, welche die specifischen Gewichte (nicht spec. Schwere, denn da alle Materie bekanntlich gleich schwer ist, so kann es, aller Autoritäten ungeachtet, keine specifische Schwere geben) der Gasarten enthält, bei der dritten Tabelle über die Ausdehnung der Körper, welche aus Gehler I. S. 582. genommen ist, und bei der nach Biot's Formel neu berechneten sechsten Tabelle; allein es hätte dieses überall geschehen müssen. Rücksichtlich der Tabellen, wovon die zweite, dritte, fünfte und sechste durch den Uebersetzer umgearbeitet sind, gereicht diese Bemühung dem Werke offenbar zum Vortheile, namentlich für Deutschland, wo man weniger an den Gebrauch der Fahrenheit'schen Skale gewöhnt ist, die Verbesserungen nicht gerechnet, welche die Angaben selbst hierdurch erhalten haben. Namentlich ist die fünfte Tabelle über die Ausdehnung der Gasarten von — 25° bis + 50° R., ihr Volumen bei 12° R. als Einheit genommen, nicht ohne grofse Mühe berechnet, jedoch ist der Zusatz in der Anmerkung S. 191, dafs die Ausdehnung der Flüssigkeiten auf gleiche Weise berechnet werden könne, unrichtig, indem aufser dem Quecksilber keine Flüssigkeit sich regelmäfsig ausdehnt, wie dieses bei der Luft der Fall ist. Endlich wünscht Rec., dafs ein vom Uebersetzer gebrauchtes Wort, der Kocher (boiler) statt Dampfkessel oder Siedekessel, nicht möge eingebürgert werden. Verschiedene Druckfehler, z. B. S. 60. Cubikfufs Zoll, sind leicht zu verbessern; unangenehmer ist die allgemeine unrichtige Bezeichnung der Figuren auf der zehnten Tafel.

Es läfst sich erwarten, dafs aus einem so ausnehmend nützlichen Werke gar bald Auszüge in die Zeitschriften übergehen werden. Dabei ist indefs sehr zu wünschen, dafs diese durch Sachkenner gemacht werden, welche mit Weglassung des Ueberflüssigen und zum Theil Unrichtigen die Hauptsache in einer klaren Uebersicht zusammenstellen, um dadurch einer an sich so vortrefflichen Sache leichteren Eingang zu verschaffen.

Muncke.

Digitized by Google

N. 15. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Sammlung Griechischer und Römischer Autoren bei Teubner in Leipzig.

Wir haben in No. 2. S. 32 f. dieser Jahrbücher, Jahrgang 1826, bei unserer Anzeige des Parthenius ex ed. Passow. bei Teubner, im Allgemeinen der Sammlung classischer Autoren, sowohl Griechischer als Römischer, gedacht, welche in Leipzig bei Hrn. Teubner erscheinen, auch einige von den Autoren namhaft gemacht, welche bereits daselbst erschienen sind. Rec. findet sich um so mehr veranlafst, näheren Bericht davon zu erstatten, als diese Ausgaben sich in jeder Hinsicht empfehlen, und ihrem Zweck so vollkommen entsprechen. Dieser Zweck nämlich ist kein anderer, als für den Schulunterricht, wie für den Gebrauch bei akademischen Vorlesungen und für das Privatstudium Ausgaben zu liefern, die durch einen von falschen Lesarten wie von Druckfehlern gleich gereinigten Text, so weit solches nach den vorhandenen Hülfsmitteln nur immer möglich ist, durch richtige Interpunction und Orthographie, durch deutliche Lettern, guten Druck, durch ein angenehmes Aeufsere und billigen Preis allen den Forderungen entsprechen, welche man in dieser Hinsicht zu machen gewohnt ist. Allen diesen Forderungen aber ist in den bisher erschienenen Theilen dieser Sammlung aufs rühmlichste entsprochen; es ist Alles aufgeboten worden, was zu dem bemerkten Zweck dienlich seyn und dem Unternehmen zur Empfehlung gereichen konnte. Darum werden Schulmänner insbesondere mit dem gröfsesten Nutzen diese Ausgaben gebrauchen, und der akademische Lehrer, der diese Ausgaben seinen Vorlesungen über einzelne Schriftsteller zu Grunde legt, wird sich eben so sehr bald von den Vortheilen überzeugen, die diese Ausgaben vor jeden andern bei seinen Vorträgen ihm gewähren. Letzteres mag insbesondere von denjenigen Autoren gelten, die ihres Inhalts wie ihrer Sprache wegen weniger auf Schulen gelesen werden können, sondern mehr für akademische Vorträge oder für Privatlectüre

sich eignen, wie z. B. **Aristophanes**, **Dionysius Periegetes**, die **Griechischen Erotiker** u. s. w. Um aber den Leser in den Stand zu setzen, selber zu übersehen und zu beurtheilen, was in diesen Ausgaben geleistet worden, will Rec. die einzelnen Theile dieser Sammlung durchgehen, und auf das Unterscheidende derselben, was ihnen zur besonderen Empfehlung gereicht, aufmerksam machen.

Aristophanis Comoediae. Ad optimorum librorum fidem cum brevi annotatione critica editae (von Wilh. Dindorf). Lipsiae, sumtibus et typis B. G. Teubneri. MDCCCXXV. Vol. I. 347 S. *Vol. II.* 428 S. 2 Thlr.

In dieser Ausgabe ist, was die Constituirung des Textes anbelangt, von den bis jetzt bekannten kritischen Hülfsmitteln ein Gebrauch gemacht, wie solches in keiner der bisherigen Ausgaben des Aristophanes der Fall gewesen ist. Der Text ist von mannichfachen Fehlern, von manchen unnöthigen Verbesserungen Brunk's (dessen Recension die bisher in den Handausgaben vorherrschende war) gereinigt, und nach den bessern Handschriften berichtigt, insbesondere findet sich eine durchweg verbesserte gleichförmige Schreibart in einzelnen Wörtern, Redensarten u. dergl., so wie in Einführung der bei Aristophanes vorherrschenden Attischen Formen, was in gleichem Maaſse von den Stücken Dorischer Schreibart gilt, welche in einzelnen Dramen (z. B. in den Acharnern) vorkommen. Eben so ist eine bessere Versabtheilung eingeführt da, wo die frühere fehlerhaft und unbegründet erscheinen konnte. Der **erste** Band enthält die **Acharner**, die **Ritter**, die **Wolken**, die **Wespen** und den **Frieden**, den Text mit den Griechischen Argumenten zu Anfange eines jeden Stückes. Am Schlusse des Ganzen von S. 340 — 347. ist die Annotatio critica beigefügt, was Rec. deshalb ausdrücklich bemerken muſs, damit man nicht etwa dieser Annotatio critica auf den bloſsen Titel hin einen allzu groſsen Umfang zuschreibe, der die Masse des Bandes bedeutend vergröſsert und darum dasselbe dem oben bemerkten Zwecke minder entsprechend machen könnte. Denn keineswegs hat der Herausgeber hier alle die Abweichungen von dem hergebrachten Brunk'schen Texte, oder die eigenmächtig, zumal nach handschriftlicher Autorität vorgenommenen Aenderungen aufgeführt, er sagt vielmehr selber: „quae quia longum est exponere omnia, pauca elegi, de quibus hac annotatione dicerem.“ Daher geben die folgenden Bemerkungen einige meist

kürzere Verbesserungsvorschläge an, und zwar blos zu den Acharnern, Rittern, Wespen und zum Frieden. In gleicher Kürze sind die Bemerkungen zum zweiten Bande, welcher die übrigen Stücke: die Vögel, die Thesmophoriazusen, Lysistrata, Frösche, Ekklesiazusen und Plutus enthält, abgefafst; hier nimmt ebenfalls die Annotatio critica keinen grösseren Raum, als von S. 423 — 428. ein, und verbreitet sich auch hier nicht über alle Stücke. Ref. hat sich die Mühe nicht verdriefsen lassen, bei mehreren Komödien eine genaue Vergleichung der hier gelieferten Recension mit der früheren anzustellen; er fand sich aber auf diese Weise vollkommen überzeugt, wie hier überall ein durchgängig verbesserter und berichtigter Text (worauf hier so viel ankommt) geliefert ist, der unbedingt vor jedem bisherigen den Vorzug behauptet; wie ferner eine seltene Correctheit überall anzutreffen ist, welche zu erreichen, wie Jeder weifs, der in solchen Dingen eigene Erfahrungen gemacht, keine Kleinigkeit ist. Rec. will hier nur beifällig Einiges aus den Achernern anführen. Z. B. Vers 10. statt des unrichtigen ὅτε δῆτ' ἀνεχήνη steht hier das Richtigere: ὅτε δὴ 'νεχήνη. vgl. vs. 16. Eben so gleich darauf vs. 12. πῶς τοῦτ' ἔσεισέ μου δοκεῖς τὴν καρδίαν statt des bisherigen matten σεῖσαι. Rec. erinnert Zweifler nur an Monk zu Euripides Hippol. 448. Aristoph. Nub. 881. coll. 696 etc. Sollte aber auch statt μου nicht ein μοι hier zu setzen seyn? Ibid. vs. 35. ᾔδην für ᾔδη. Vs. 68. ist die gewöhnliche Lesart: καὶ δῆτ' ἐτυχόμεθα διὰ τῶν Καϋστρίων πεδίων ὁδοιπλανοῦντες etc.; wofür sich hier nach dem Codex Ravennas findet: ἐτυχομεσθα παρὰ Καϋστρίων πεδίων ὁδοιπλανοῦντες, und in der Annotatio critica vorgeschlagen wird: παρά Καύστριον πεδίον. In diesem Fall aber fragt Rec., ob nicht statt des παρὰ ein περὶ aufgenommen werden dürfte? — Vs. 133. ist statt νεχήνατε auf die Autorität des Grammatiker Herodianus aufgenommen die Form νεχήνετε. — Vs. 158. statt ἀποτέθραικε; τίς; das Richtigere ἀποτεθρίακεν. — Vs. 295. ist κἄτά σ' αὖ χωσομεν verbessert in das Richtige: κατά σε χώσομεν, eben so im folgenden Verse: μηδαμῶς, πρὶν ἄν γ' ἀκούσητ'· ἀλλ' ἀνάσχεσθ' ὦγαθοί (wie zum Theil schon Elmsley emendirte) statt ἀνάσχοισθ', ὦ 'γάθοί. — Vs. 323. δεινὰ τἄρα πείσομαι, wo bei Brunck γ' ἄρα steht, was grundfalsch und unrichtig ist. — Vs. 601. νεανίας δ' οἵους σὺ διαδεδράκοτας. Die auffallende Construction, die Schäfer zu Lambert. Bos. de Ellips. p. 479. zu erläutern suchte, hält der Herausgeber für eine Ausgeburt der Abschreiber, und verbessert demnach οἵους σύ, für welche Structur auch die angeführten Stellen aus Demosthenes und Aeschines zeugen können. Doch kann sich Rec.

noch nicht vollkommen von der Richtigkeit dieser Emendation überzeugen, zumal da die Attraction νεανίας δ' οἵους nicht als irregulär abgewiesen werden kann, wie ähnliche von Matthiä §. 473. Not. 1. pag. 653. angeführte Stellen beweisen. Sollte etwas zu ändern seyn, so würde Rec. lieber vorschlagen οἵους σὲ, wie weiter unten vs. 703. ἄνδρα κυφὸν, ἡλίκον Θουκυδίδην, was auch Matthiä a. a. O. p. 654. erwähnt hat. In den vs. 729 ff. vorkommenden zahlreichen Dorischen Formen und Wörtern hat der Herausgeber insbesondere hülfreiche Hand geleistet, so dafs wenige Verse sich finden, die nicht in irgend einer Weise berichtigt worden. Aber auch im Uebrigen empfiehlt sich dieser Text durch die berichtigte und gleichmäfsig durchgeführte Schreibart, wie z. B. ' ἀνὴρ (vs. 479.), σῦ (vs. 421.), δύγὼ (41.), ταὔργον (vs. 8.), ὦνδρες (53.), ὠκβατανα (vs. 64.), ὀφλὼν (vs. 691. statt des alten ὄφλων, das so wenig richtig ist, als z. B. ϑίγων, wenn auch gleich Buttmann in der ausführlichen Grammatik S. 204 des zweiten Bandes noch Zweifel hegt; vergl. ibid. S. 149. Auch im Demosthenes ist jetzt überall ὀφλὼν und ὀφλεῖν hergestellt: s. die Praefat. zu Vol. I. pag. XIII.); eben so ist das unrichtig gesetzte jota subscript. bei einer Crasis, als z. B. κἄπειτ' (vs. 426.) und in ähnlichen Fällen überall weggeblieben; was wir um so löblicher finden mufsten, als gerade bei Ausgaben, die den Zweck haben, wie vorliegende, Fehler dieser Art um so nachtheiliger sind, weil durch sie bei den Lernenden so leicht grammatische Irrthümer und Unrichtigkeiten sich fortpflanzen. Auch ist überall statt des bisherigen ἰέμαι, ἰέμην ein ἵεμαι, ἵεμην (z. B. Eqq. 625.) gegeben; über welche Aenderung wir von Ludwig Dindorf zu Euripid. Suppl. 699. eine ausführlichere Erklärung erhalten. Sehr ist es zu loben, dafs, obgleich durch manche Veränderung in der Abtheilung der Verse, wie solche durch die seitdem fortgeschrittene Metrik erforderlich gemacht wurden, die Zahl der Verse bald vermindert, bald auch vermehrt worden ist, dennoch die alte Zählung der Verse durch die dem Rande beigesetzten Verszahlen beibehalten worden ist: ein Verfahren, wodurch der Verwirrung, die sonst unfehlbar veranlafst wird, am besten vorgebeugt werden, und die Ausgabe selber in den Händen ihres Besitzers um so brauchbarer werden kann.

Digitized by Google

Euripidis fabulae cum annotationibus Ludovici Dindorfii. Vol. I. Medea, Hippolytus, Alcestis, Heraclidae, Supplices, Troades, Rhesus, Ion, Helena. 500 S. in 8. Vol. II. Androm. Elect. Hercul. fur. Bacch. Hec. Phoen. Orest. Iphigen. Cycl. 541 S. Lipsiae etc. MDCCCXXV. 2 Thlr. 4 Gr.

Zu Anfang findet sich auf den beiden ersten Seiten γένος Εὐριπίδου καὶ βίος, dann folgen die einzelnen Tragödien in der auf dem Titel angegebenen Folge, mit jedesmal vorausgesetztem Griechischen Argument. Von S. 445 — 483. laufen *Scholia Vaticana in Troades et Rhesum*, mit einzelnen Verbesserungen oder Verbesserungsvorschlägen, die unter dem Text kurz angedeutet sind. Von S. 484 — 499. geht die Annotatio critica, ganz in derselben Weise und Anlage, wie wir solches bei der Ausgabe des Aristophanes bemerkt haben. Auch hier sind es blos einzelne Bemerkungen zu einzelnen Stellen, welche vorgetragen werden, da eine Angabe aller einzelnen Aenderungen oder Abweichungen von der bisherigen Lesart die Masse der Annotatio critica allzu sehr vermehrt und so zu befürchten gewesen, dafs der ursprüngliche Zweck und die Bestimmung dieser Ausgaben gefährdet würde. Was wir aber über die Constituirung des Textes bei Aristophanes bemerkt haben, die bessere Schreibart, die berichtigte Versabtheilung u. s. w., mufs auch von dieser Ausgabe in gleichem Maafse gelten, und ihr in gleichem Maafse zur nicht geringen Empfehlung gereichen.

Sophoclis Tragoediae. Cum praefatione Guilielmi Dindorfii. Lipsiae etc. MDCCCXXV. LXXIII und 388 S. in 8. 1 Thlr.

Die einzelnen Dramen folgen in der Ordnung auf einander: Ajax, Electra, Oedipus Tyrannos, Antigone, Trachinerinnen, Philoctet, Oedipus epi Kolono, und am Schlufs des Textes S. 385 — 388. Σοφοκλέους βίος. Eine Annotatio critica ist nicht beigefügt, indem statt ihrer die Praefatio dienen kann. In dieser nämlich theilt zuvörderst der Herausgeber die Varianten von drei Mediceischen Handschriften mit, wovon die erste vorzüglichere aus dem vierzehnten Jahrhundert, auf Pergament geschriebene (No. 2725. [Γ]) vier Stücke enthält: Ajax, Electra, Philoctet, Oedipus Tyrannos; die beiden andern von minderem Werth, und auf Papier geschrieben (No. 2788. [Δ] und 2817. [Θ]), aus dem vierzehnten und dreizehnten Jahrhundert, nur drei Stücke: Ajax, Electra und Oedipus Tyrannos enthalten. Dafs diese

Digitized by Google

Handschriften auch für die Constituirung des Textes und Berichtigung mancher fehlerhaften Stellen nicht ohne Nutzen gewesen sind, braucht Rec. nicht noch besonders zu bemerken. Auch Verbesserungen anderer Gelehrten sind mit Nutzen angewendet, eigene Conjecturen seltner zugelassen worden. Die Gründe jeder einzelnen Aenderung und Verbesserung konnten aus denselben Ursachen, wie bei Aristophanes und Euripides, nicht alle angeführt, und somit auch alle die Aenderungen selber nicht namhaft gemacht werden; auch verweist uns der Herausgeber wegen mancher von ihm vorgenommenen Veränderungen auf seine Recension der Wunderschen Ausgabe des Sophocles. So enthalten wiederum S. LVI — LXXIII blos einige einzelne Bemerkungen, besonders metrische, zu einer Anzahl Stellen aus dem Ajax, dem Philoctet und den beiden Oedipus. Wenn auch gleich bei Sophocles dem Herausgeber bessere Vorarbeiten zu Gebot standen, wie bei den übrigen Autoren, und in so fern ihm seine Arbeit erleichtern konnten, so weifs doch jeder, der mit der Lectüre des Sophocles einigermafsen vertraut ist, wie viel doch immer hier noch zu thun ist, und welche Schwierigkeiten ein Herausgeber zu bestehen hat. Darum eben wird der hier gelieferte Text um so mehr gerechte Anerkennung und Billigung finden, als eben die Arbeiten der Vorgänger und die dadurch weiter vorgeschrittene Kritik des Sophocles mit die Grundlage bilden, und gleiche Vorzüge, wie bei den vorher genannten Ausgaben, auch hier bemerklich sind. In der Zählung der Verse ist, um Verwirrung zu verhüten, dieselbe Zählungsweise beibehalten, die wir oben bei Aristophanes bemerkten.

Homeri Carmina ad optimorum librorum fidem expressa, curante Guilielmo Dindorfio. Lipsiae etc. MDCCCXXIV. Vol. I. Ilias. II u. 447 S. Vol. II. Odyssea. 348 *S.* 1 Thlr. 12 Gr.

Aus dem Vorwort des Herausgebers ersehen wir, was auch nähere Einsicht und Vergleichung der einzelnen Stellen bald lehren kann, dafs es hier nicht um eine neue Recension des Textes zu thun war (was auch bei diesem Autor gerade jetzt nicht erwartet, noch verlangt werden kann), sondern dafs es hier hauptsächlich darum zu thun war, einen möglichst correcten Text, dem Bedürfnisse der Schulen u. s. w. entsprechend, zu liefern. Dies ist aber auch in jeder Hinsicht geschehen, und man wird sich in dieser Hinsicht gewifs vollkommen befriedigt finden. Nur höchst wenige, minder bedeutende Aenderungen sind deshalb von dem Herausgeber

Digitized by Google

vorgenommen worden, und diese betreffen meistens nur die Orthographie: ein Gegenstand, um den sich auch in den bisher bemerkten Ausgaben des Aristophanes, Euripides und Sophocles die Herausgeber grofse Verdienste, und ihren Ausgaben eigene Vorzüge vor den übrigen verschafft haben. Denn wenn auch manche richtigere Schreibart schon früher anerkannt worden, so hatte man doch bisher noch nicht davon die allgemeine Anwendung gemacht. Unter den Wörtern, welche auf diese Weise hier in berichtigter Schreibart erscheinen, führen wir noch δεύω an, welche Schreibart auf die Auctorität des Grammatikers Herodianus hin eingeführt worden; wie denn überhaupt die in Schreibart gemachten Aenderungen sich meistens auf die Auctorität alter Grammatiker gründen.

Hesiodus cum brevi annotatione critica edidit Ludovicus Dindorfius. Lipsiae etc. MDCCCXXV. IV u. 108 S. 6 Gr.

Zuerst das Leben des Hesiodus aus Proclus, dann folgt bis S. 71. der Text der drei noch vollständig auf uns gekommenen Werke des Hesiodus. Hier sind die bis jetzt bekannten kritischen Hülfsmittel zum Hesiodus sämmtlich so benutzt, dafs wir hier einen möglichst berichtigten und verbesserten Text erhalten, dergleichen die früheren Herausgeber des Hesiodus uns nicht darzureichen vermochten. Einen eigenen Werth erhält ferner diese Ausgabe durch die vollständige Sammlung der Hesiodeischen Fragmente S. 72 — 100. Es ist zum Theil ein Abdruck aus Gaisford poetae minores, wo sich bis jetzt die Fragmente am vollständigsten gesammelt fanden, und auch die Noten von Gaisford und Ruhnkenius sind zum Theil mit abgedruckt. Es hat aber der Herausgeber aus seitdem bekannt gewordenen Grammatikern, die freilich Gaisford noch nicht kannte, dreizehn neue Fragmente hinzugefügt, so dafs die Zahl sämmtlicher Fragmente sich auf h u n d e r t und e i n s beläuft. Die Annotationes füllen S. 101 — 108, sie enthalten kritische und grammatische Bemerkungen, Verbesserungsvorschläge u. dergl.; wir machen insbesondere aufmerksam auf die längere Note zu vs. 617 der Theogonie über Βριάρεως, zu vs. 720 ff. Die Beschreibung des Tartarus hält der Herausgeber für das Werk nicht eines einzelnen Dichters, sondern als aus nicht weniger als acht verschiedenen Gedichten zusammengesetzt, und so hat er versucht, diese acht verschiedenen Gedichte nach den einzelnen Versen auszumitteln und neben einander zusammenzustellen; welcher Versuch gewifs volle Beachtung verdient.

Theocriti, Bionis et Moschi Carmina edidit Augustus Meineke. Accedit brevis annotatio critica. Lipsiae. MDCCCXXV. 161 *S. in* 8, 10 Gr.

Auch hier ist das Θεοκρίτου γένος und die ὑποθέσεις der einzelnen Idyllen vorausgeschickt, der Text selber dann nach den neuesten Hülfsmitteln berichtigt gegeben, woran sich, wie bei den andern Ausgaben, eine kurze Annotatio critica von S. 144 — 151. anschliefst, in welcher theils von gemachten Aenderungen Rechenschaft gegeben, theils anderer Gelehrten, so wie des Herausgebers Verbesserungsvorschläge bemerkt und in der Kürze besprochen, theils gebilligt, theils auch öfter als unnöthig abgewiesen werden. Wir müssen übrigens auch bei dieser Ausgabe dasselbe Urtheil, das wir bei den andern Ausgaben ausgesprochen, wiederholen, und dieselben Vorzüge auch dieser Bearbeitung der Griechischen Bukoliker zuerkennen.

Dionysii orbis terrarum descriptio. Recensuit et adnotatione critica instruxit Franciscus Passow. Accessit tabula geographica lapidi inscripta. Lipsiae etc. MDCCCXXV. XV und 104 *S. in* 8, 10 Gr.

Diese Ausgabe verdient in mehr als einer Hinsicht alle Aufmerksamkeit. Vorerst betrifft sie einen Schriftsteller, der in früheren Zeiten mit vielem Eifer gelesen und erklärt, dann, besonders während des verflossenen achtzehnten und auch siebenzehnten Jahrhunderts gänzlich in Vergessenheit gerathen war, und in neueren Zeiten, als die Wichtigkeit dieses Autors und der traurige Zustand desselben mehrere Gelehrte zu einer Bearbeitung desselben veranlafste, eben diese Männer nach einander durch den Tod dahinschwinden sah. Wir nennen hier nur Bredow, Spohn und Wernicke, lauter Männer, mit eben so viel Kenntnifs und Gelehrsamkeit, als auch kritischen Hülfsmitteln ausgerüstet, der Erstere mit zahlreichen Pariser Collationen, der Letztere unter anderm mit den Bemerkungen des gelehrten Lucas Holstenius. Der Verlust mufste um so bedeutender erscheinen, als auch die sonst mit einem brauchbaren kritischen Apparat versehene Ausgabe des seeligen Matthiä in Frankfurt doch einen berichtigten Text keineswegs zu liefern vermochte. Unter solchen Verhältnissen war die Herausgabe eines Schriftstellers, dessen Wichtigkeit und Nutzen jetzt wieder gehörig gewürdigt zu werden beginnt, um so nothwendiger, da wir eines brauchbaren Textes eigentlich entbehrten. Um so erfreulicher aber

Digitized by Google

mufste diese Ausgabe werden, wenn sie mit neuen kritischen Hülfsmitteln unternommen war, die vereint mit den früher bekannten, einen besseren Text zu liefern im Stande waren: wie solches bei dieser Ausgabe der Fall ist. Mit Beseitigung unnöthiger Conjecturen neuerer Gelehrten, mit Verbesserung falscher Lesarten durch die bemerkten Hülfsmittel, wobei nur weniges, wie Orthographie, Interpunction u. dergl., nach eigenem Ermessen geändert ward, ist dem Herausgeber solches moglich geworden; wobei er sorgfältig beflissen gewesen, jede Stelle, in der er von der Lesart der Handschriften abgewichen, in der Adnotatio critica zu bemerken, und so über keine Lesart uns im Zweifel zu lassen. Nimmt man dazu die meisterhafte Correctheit des Drucks, besonders wenn man die von Druckfehlern wimmelnden und deshalb ganz unleserlichen älteren Ausgaben vergleicht, so müssen wir uns zu dieser Ausgabe doppelt Glück wünschen. Ueber den Verfasser selber und dessen Werk deutet uns Hr. Passow S. XIV und XV seine eigene Ansicht kurz an. Er hält Dionysius für einen Libyer, und setzt die Abfassung des Werkes nicht vor die Regierung des Domitian und nicht nach dessen Tode; auch ist er nicht der Meinung, dafs bedeutende Lücken in diesem Stück sich vorfänden, wie wohl Einige zu behaupten versucht haben. S. 1 — 37. steht der Text; dann S. 38 — 104. die Adnotatio critica. Hiezu wurden die Commentarien des Eustathius, die älteren Lateinischen Uebersetzungen des Avienus und Priscianus und das, was Neuere versucht, benutzt; auch finden sich die Abweichungen von dem Texte des Honorius Stephanus (nach der Ausgabe von 1577.) und Matthiä immer angegeben. Dabei sind die Varianten der von Stephanus, der sechs in der Englischen Ausgabe von Thwaites und der beiden von Matthiä verglichenen Handschriften sorgfältig zusammengetragen, und ihnen die Varianten von fünf andern unbenutzten Handschriften vollständig hinzugefügt. Letztere bestehen aus einer Rhedingerschen Handschrift, 1488 geschrieben und mit der Schellersheimschen meistens übereinstimmend, ferner aus einem Codex Gudianus in der Wolfenbüttler Bibliothek (verglichen durch Hrn. Conrector Krüger), einer Dresdner, einer Münchner und Moskauer. Aufserdem werden noch gelegentlich Varianten mancher andern Codd. angeführt, welche andere Gelehrte in ihren Werken gelegentlich angeführt hatten. An sie knüpfen sich dann weiter die eignen schätzbaren Bemerkungen des Herausgebers. Gelegentlich erhalten wir auch Nachricht von einigen zu Raudnitz an der Elbe in der Bibliothek des Fürsten Lobkowitz befindlichen

Handschriften, eilf Griechischen und fünf Lateinischen, worunter ein Plato, ein Diogenes von Laerte, ein Demosthenes, Dionysius Periegetes und Dionysius Areopagita, Einiges von Plutarch's Moralien u. s. w. Die beigefügte Tafel des Dionysischen Weltkreises auf Steindruck ist eine sehr brauchbare Zugabe.

Wir wenden uns nun zu den Prosaikern. Auch hier bemerkt Rec. im Allgemeinen, finden sich überall die Beweise des Bestrebens, den Text auf die Grundlage der älteren, anerkannt besseren Handschriften zurückzuführen, die eigenthümlichen Formen, sey es des Dialekts oder des einzelnen Schriftstellers, wiederherzustellen, mit Benutzung der Resultate neuester Forschungen. Dazu die aufserordentliche Correctheit des Druckes, die wirklich in Erstaunen setzen mufs. Auf diese Weise können wir uns bei manchen Schriftstellern wohl rühmen, hier erst einen gehörig richtigen und ursprünglichen Text zunächst dem, wie er aus der Hand des Verfassers geflossen seyn mag, zu erhalten. Rec. will bei der Anzeige der einzelnen Autoren, die deshalb dem Schulgebrauche sich ganz vorzüglich eignen, diese Vorzüge nicht wiederholen, es genüge hier, sie im Allgemeinen angedeutet und besprochen zu haben.

Aeschinis Orationes. Curavit Guilielmus Dindorfius. Accesserunt Lectiones codicis Havniensis ad orationem contra Timarchum. Lipsiae etc. MDCCCXXIV. 190 *S.* 10 Gr.

In dem angenehmsten Aeufseren, niedlichem Druck, scharfen und deutlichen Lettern, die, obgleich klein, doch durch ihre Stellung das Auge nicht angreifen, erhalten wir einen möglichst gereinigten und gebesserten Text des Aeschines, wobei zugleich die Seitenzahlen der Stephan'schen Ausgabe bemerkt, und eine eigne Zählung der Zeilen auf jeder Seite mit 5 — 10 u. s. w. veranstaltet ist. Statt der Adnotatio critica erhalten wir am Schlufs die vollständige Collation der auf dem Titel bemerkten Koppenhagener Handschrift mitgetheilt. Die Collation dieser trefflichen Handschrift der Königlichen Bibliothek zu Koppenhagen No. 415. ist von Hrn. Bloch nach der Reiske'schen Ausgabe gemacht. Am Ende fehlt Einiges wenige in der Handschrift.

Demosthenis orationes edidit Guil. Dindorfius. Lipsiae etc. Vol. I. XVI u. 361 *S. II.* 368 *S. III.* 329 *S.* 2 Thlr. 20 Gr.

Obgleich hier durch Bekkers treffliche Recension schon Viel geleistet, so finden sich doch noch immer viele dunkle, ver-

Digitized by Google

dorbene, schwierige Stellen, welche die hülfreiche Hand des Herausgebers in Anspruch nahmen. Der eben erschienene Band von Schäfers Commentarien bot ebenfalls dem Herausgeber manche Berichtigung und Verbesserung dar. Für die beiden ersten Olynthischen Reden besafs er überdem eine durch Bloch gemachte Collation der Koppenhagener Handschrift, die auch den Aeschines enthält, mit dem Reiske'schen Texte, und theilt uns dieselbe in der Praefatio S. II und III kürzlich mit. Daran reihen sich von S. III — XIV einzelne Bemerkungen zu verschiedenen einzelnen Stellen in den drei Bänden, die den Demosthenes enthalten, sie geben theils Rechenschaft von den gemachten Aenderungen und Verbesserungen, theils enthalten sie Verbesserungsvorschläge, selbst mit grammatischen Bemerkungen, wie z. B. S. IV über die Schreibung ἢ 'κεῖνος und ähnliches; S. V über εἰ δὲ μὴ statt εἰ δὲ μή γε; S. IX über δεινὰ καὶ πολλὰ und ähnliches; S. XIII über πέως, dessen Gebrauch für ἕως mit Schäfer den Attikern abgesprochen wird; S. XIV über οὐγδϱ δή — γε u. s. w. Sie ersetzen auf diese Weise die andern Bänden am Schlusse beigefügte Annotatio critica. Ein Index Orationum oder ein alphabetisches Verzeichnifs der einzelnen Reden mit Beifügung der Seitenzahlen und des Bandes, der sie enthält, ist der Praefatio beigegeben. Auch sind, was wir sehr loben müssen, die Seitenzahlen der Reiske'schen Ausgabe am Rande bemerkt, und überdem jede Seite, wie bei Aeschines, nach den Zeilen numerirt. Auch die unächten oder verdächtigen Schriften des Demosthenes, wie z. B. die Briefe und einige Reden, fehlen nicht, es ist aber bei dem Columnentitel das Wort ΔΗΜΟΣΘΕΝΟΥΣ in Klammern eingeschlossen.

Isocratis Orationes. Cum praefatione Guil. Dindorfii. Lipsiae etc. MDCCCXXV. XIV und 408 S. 1 Thlr. 16 Gr.

Diesem mit derselben rühmlichen Sorgfalt und Correctheit besorgten Abdrucke liegt im Ganzen die Bekkersche Recension zu Grunde, die sich mit Recht hauptsächlich auf den vorzüglichen Codex Urbinas aus der Vaticanischen Bibliothek gründet. Den grofsen Verdiensten, die Bekker durch scharfsinnige Ausmittelung der wahren Lesarten aus den jener Handschrift beigefügten Interpolationen der Grammatiker sich erworben, zollt der Herausgeber die verdiente Anerkennung, und giebt selbst noch einige weitere Beiträge hiezu, verbunden mit einigen sprachlichen Bemerkungen, wie z. B. über den Gebrauch des Superlativs von παντοδαπὸς, der den Abschreibern stets ein Anstofs war, über πρὶν, nicht πρὶν ἤ, vor dem Infinitiv u. s. w. An diese Bemerkungen schliefst sich an der Abdruck des von

Andreas Mustoxydes zuerst herausgegebenen βίος Ἑλλάδος, worauf der Text der einzelnen Reden folgt, am Rande die Seitenzahl der Stephan'schen Ausgabe und die Linienzahlen jeder einzelnen Seite, wie bei Aeschines und Demosthenes.

Isocratis Panegyricus. Ex Recensione Immanuelis Bekkeri a Guil. Dindorfio passim reficta. Brevem annotationem criticam adjecit Gustavus Pinzger. Lipsiae etc. 1825. *IV u.* 63 S. 5 Gr.

Es ist der Text aus der gröfseren Ausgabe des Isocrates abgedruckt; von S. 37. an geht die Annotatio critica, worin der thätige Herausgeber die verschiedenen Lesarten zusammengestellt und so hauptsächlich es möglich gemacht hat, eine klare Uebersicht von allen einzelnen Stellen, deren Lesart geändert worden, zu gewinnen. Darum sind hier die Lesarten des Codex Urbinas vollständig mitgetheilt, aus den übrigen Codd. und alten Ausgaben (die von kritischem Werth sind) nur einzelne Varianten. Da, wo des Vf. Kritik von der seiner beiden Vorgänger, Bekker und Dindorf, abweicht, ist solches mit einem Sternchen bezeichnet. Dafs in der Annotatio bei Anführung der Varianten auch manches andere gelegentlich abgehandelt, manche Beiträge zur Verbesserung oder Erklärung schwieriger Stellen gegeben worden, braucht Rec. wohl nicht noch besonders zu bemerken, um dieser Bearbeitung die verdiente Aufnahme allerwärts zu verschaffen.

Xenophontis Expeditio Cyri. Cum brevi annotatione edidit Lud. Dindorfius. Lipsiae etc. X und 201 S. 10 Gr.

Xenophontis Historia Graeca, cum brevi annotatione et MS. Victoriani varietatibus edidit Lud. Dindorfius. Lipsiae etc. XLI und 220 S. 12 Gr.

Xenophontis Institutio Cyri. Cum brevi annotatione critica ed. Lud. Dindorfius. Lips etc. IX und 253 S. 12 Gr.

Xenophontis Memorabilia. Cum MS. Victoriani varietatibus ed. Guil. Dindorfius. Lipsiae etc. XX und 115 S. 8 Gr.

Xenophontis Scripta minora. Cum brevi annotatione critica ed. Lud. Dindorfius. Lipsiae etc. XXXIX u. 244 S. 12 Gr.

In allen diesen Theilen ist dem Text selber eine gleiche Vervollkommnung zu Theil geworden, und das, was andere Vorgänger geleistet, in gehöriger Weise benutzt: was bei diesem so viel gelesenen Schriftsteller von desto gröfserem Interesse seyn mufs, und diese Ausgabe wegen der Richtigkeit des Textes und gänzlichen Mangels aller Druckfehler so sehr für den

Digitized by Google

Schulgebrauch empfiehlt. Auch sind immer jedem einzelnen Bande lateinische Summarien von den einzelnen Büchern oder Abschnitten vorausgeschickt, was in jedem Fall angenehm und bequem ist. Da, wo eine Annotatio critica beigefügt ist, ist dieselbe von keinem bedeutenden Umfange und ihrem Inhalt nach gleich der der übrigen Ausgaben, wie wir solches im Vorhergehenden mehrfach bemerkt haben. Was aus Handschriften in dem Texte aufgenommen worden, ist nicht namentlich verzeichnet, sondern nur einzelne Berichtigungen und Verbesserungsvorschläge angedeutet. Bei der *Historia Graeca* ward die von Victorius an den Rand der Aldiner Ausgabe geschriebene Collation einer sonst unbekannten Handschrift benutzt, die einzelnen Varianten in der Vorrede angegeben, zugleich mit einzelnen Bemerkungen des Herausgebers untermischt, die statt der Annotatio critica dienen. Dasselbe ist der Fall bei den *Memorabilien*, wo ebenfalls in der Vorrede die Collation zweier Manuscripte des Victorius, geschrieben an den Rand einer Aldiner und einer Florentiner Ausgabe, mitgetheilt und mit Bemerkungen hie und da begleitet wird. Zu den *Scriptis minoribus* des letzten Bandes (*Oeconomicus*, *Convivium*, *Hiero*, *Agesilaus*, *De Republ. Lacedaem. et Athen.*, *De Vectigall.*, *De re Equest.*, *Hipparchic.*, *Cynegetic.*, *Apolog. Socr.*) haben wir uns zahlreicherer Bemerkungen zu erfreuen, die für die Erklärung vieler Stellen neues Licht anzünden. Lesarten der bekannten Handschriften, die der Herausgeber zurückgeführt und aufgenommen, Verbesserungen der früheren Herausgeber, die in gleicher Weise hier eine Stelle fanden, sind freilich hier nicht aufgezählt, sondern übergangen, und betrifft demnach der Inhalt der Anmerkungen nur Eigenes.

Thucydidis Historia. Curavit Lud. Dindorfius. Lipsiae etc. MDCCCXXIV. *XXII und* 497 S. 1 Thlr.

Die *Vita Marcellini* und die lateinischen Summarien der einzelnen Bücher sind dem Texte vorangeschickt, kurze Annotationes von S. 492 — 497. beschliefsen denselben. Der Text erfreut sich derselben Berichtigungen, derselben Correctheit, wie Xenophon und die übrigen bisher aufgezählten Autoren.

Plutarchi Vita. Curavit Godofr. Henr. Schaefer. Lipsiae etc. Vol. I. IV und 450 S. 1 Thlr. 16 Gr.

Es enthält dieser erste Band, welchem noch drei andere folgen, und wovon der letzte auch die „*farrago animadversionum*“ enthalten soll, den Text der Vitae in der gewöhnlichen Ord-

Digitized by Google

nung bis auf Aemilius Paulus incl. Vor der Erscheinung der Anmerkungen, denen mit dem Rec. gewifs alle Freunde des Plutarch mit Verlangen entgegensehen, wird man daher nicht näher ins Einzelne eingehen können. So viel aber kann Rec. durch Vergleichung einzelner Vitae versichern, dafs der Text, obwohl auf denselben Grundlagen beruhend, wie die früheren von Schäfer besorgten Textesausgaben, doch hier in verbesserter Gestalt erscheint. Die Anmerkungen sollen hauptsächlich Kritik, auch wohl Erklärung betreffen, und Einzelnes aus Coraji's Noten enthalten. Für den bequemen Gebrauch ist durch Beifügung der Seitenzahlen der Frankfurter Ausgabe gut gesorgt. Sonst auch theilt diese Ausgabe dieselben empfehlenswerthen Eigenschaften der übrigen Ausgaben.

Herodoti Historiarum libri IX. Cum brevi annotatione Aug. Matthiae et Henr. Apetzii. Lipsiae 1825. *Vol. I. VIII und* 306 S.

Dieser erste Band enthält den Text der vier ersten Bücher, nebst den vorausgehenden Lateinischen Summarien jedes Buchs. Hauptsächlich ist die Gaisford'sche Recension befolgt worden, jedoch mit einzelnen Veränderungen in Formen u. dergl., wie solche der Herausgeber für nöthig erachtete, worüber die dem zweiten Bande beigegebene Annotatio uns im Einzelnen belehren soll. Sie wird dann auch manche Beiträge für die Erklärung einzelner Stellen enthalten.

C. Julii Caesaris Commentarii de bello Gallico et Civili. Accedunt libri de bello Alexandrino, Africano et Hispaniensi. E recensione Francisci Oudendorpii. Textum passim refinxit, annotationem criticam adjecit Jo. Christoph. Daehne. Lipsiae etc. 1823. *XI und* 421 S. 18 Gr.

Dem Text dieser Ausgabe liegt der Oudendorp'sche Text von 1740 zwar zu Grunde, aber theils ist nach der Oberlin'schen Ausgabe manches in Interpunction, Schreibart u. dergl. geändert, theils nach den seither bekannt gewordenen Handschriften uud den Bemühungen anderer Gelehrten manches berichtigt, jede Abweichung jedoch sorgfältig in den Annotationes bemerkt, worin auch zugleich manche andere kritische Bemerkungen vorgetragen, Verbesserungsvorschläge gemacht und mit Gründen unterstützt werden, die auch sprachlichere Erörterungen herbeiführen. So erhalten wir hier die Angabe der hauptsächlichsten Varianten aus den gröfseren Ausgaben von Oudendorp, Morns, Oberlin, Held, Herzog, Lemaire, welcher letztere insbesondere mehrere gute Pariser Handschrif-

Digitized by Google

ten benutzte, ferner aus drei älteren Ausgaben, zugleich mit Benutzung des für Kritik wie für Erklärung oft so wichtigen Griechischen Uebersetzers. Der Herausgeber wird dafür mit vollem Recht auf den Dank aller Freunde des Cäsar rechnen können, um so mehr, da seine so verdienstliche Arbeit so höchst mühevoll war, da sie mit solcher Genauigkeit, Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit (welche sich besonders auch in Constituirung des Textes kund giebt), und mit gleicher Ausdauer unternommen worden. Diese Annotationes reichen, bei höchst compendiösem, aber doch sehr correctem und leserlichem Druck, von S. 345 — 421, und bilden darum auch eine für den Kritiker und Gelehrten gleich willkommene und wichtige Sammlung. In der Vorrede findet sich dabei die Angabe der hauptsächlichsten und wichtigsten Handschriften des Cäsar, wie der im Druck erschienenen Ausgaben desselben, und eine kurze Zeittafel der Hauptmomente in dem Leben Cäsars, nach Wetzel's Tabelle. S. 324 — 343. nehmen, nach den vollständigen Schriften, die Fragmente ein, sie schliefsen mit Anführung der Dicta Caesaris, so wie der Zeugnisse und Urtheile Anderer, Zeitgenossen wie späterer Autoren, über Cäsar. Möge das Gesagte hinreichen, auch dieser Ausgabe überall geneigte Aufnahme zu verschaffen, und den Herausgeber die gebührende Anerkennung seiner Bemühungen finden lassen.

P. Virgilii Maronis Opera omnia. Ad optimorum librorum fidem recensuit et in usum scholarum edidit Jo. Christ. Jahn. Lips. etc. MDCCCXXV. *XXXIII und* 456 S. 18 Gr.

Obgleich in neueren Zeiten Vieles von verschiedenen Seiten her für Virgil geleistet worden ist, so wird man doch nicht läugnen können, dafs die Kritik immer noch hier ihre grofsen eigenen Schwierigkeiten hat, und die Herausgabe dieses Dichters, wenn ein berichtigter, auf handschriftliche Auctorität gegründeter Text geliefert werden soll, wie solches bei den übrigen Ausgaben dieser Sammlung der Fall ist, keine leichte Aufgabe ist. Um so mehr müssen wir uns freuen, dafs die Bearbeitung dieses Dichters so geschickten Händen anvertraut worden, die uns einen solchen Text wirklich zu geben vermochten. Mit Recht bemerkt der Herausgeber, wie eigentlich unter der Menge Handschriften, die zu Virgil bereits verglichen worden, vorerst eine kritische Sichtung vorgenommen werden müsse, mit Bezug auf die Richtigkeit der Collation und die Interpolation mancher dieser Hand-

schriften. So ziehen Heinsius und Heyne die Mediceische Handschrift vor; unser Herausgeber ist wegen der von Turcius Rufus Apronianus in dieser Handschrift gemachten Aenderungen geneigt, der Römischen Handschrift den Vorzug zuzuerkennen. Doch hat er wegen des allgemein eingeführten Gebrauchs der Heyne'schen Recension dieselbe in den meisten Fällen beibehalten, und nach dem Römischen Codex nur da geändert, wo auch andere gute Handschriften damit übereinstimmten; im Uebrigen aber auch Sorge getragen, die unnöthig gemachten Verbesserungen auszumerzen, insbesondere den ungerechten Verdacht, der auf vielen Versen des Virgils haftete, zu beseitigen, wobei Weichert's Abhandlung „de versibus aliquot P. Virgilii et C. Valerii Flacci injuria suspectis" insbesondere benutzt wurde. Derselbe Gelehrte überliefs auch dem Herausgeber seinen ganzen für den Virgil gesammelten Apparat, wovon uns hier Vieles mitgetheilt wird. Bei den Georgicis wurde an einigen Stellen Spohn's Handschrift, bei den Bucolicis die Collation eines Zwickauer Codex benutzt. Doch sind beide Handschriften nicht sehr alt, und enthalten nur wenig Brauchbares. In den kleineren, dem Virgil beigelegten Gedichten ward nur Weniges geändert, weil bedeutende Hülfe hier nur von guten Handschriften zu erwarten war. Eine Introductio giebt über das Leben des Virgil, dessen Schriften und deren Schicksale die erforderliche Auskunft denjenigen, für welche diese Ausgabe bestimmt ist. Dann folgt der Text, nach den oben angeführten Grundsätzen und den bemerkten Hülfsmitteln berichtigt, in correctem Drucke, und von S. 352 ff. — 456. die Annotationes zu den verschiedenen einzelnen Werken des Dichters. Es kann hier nicht der Ort seyn, ausführlicher in das Einzelne dieser so schätzbaren Annotationes einzugehen, und auf diese Weise im Einzelnen die Verdienste des Verfassers und die Vorzüge seiner Arbeit hervorzuheben; wir müssen uns daher begnügen, im Allgemeinen die Freunde des Virgilius aufzufordern, diese Bemerkungen näher zu durchgehen, und die zahlreichen exegetischen, grammatischen, metrischen und kritischen Erörterungen eines ernstlichen Studiums zu würdigen.

(Der Beschluſs folgt.)

N. 16. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Sammlung Griechischer und Römischer Autoren bei Teubner in Leipzig.

(*Beschluſs.*)

T. Livii Patavini Historiarum libri qui supersunt omnes et deperditorum fragmenta. Editionem curavit, brevem annotationem criticam adjecit Detl. C. G. Baumgarten-Crusius. Tom. I. L. I - X continens. Lips. etc. 1825. VIII und 484 S. 16 Gr.

Ein vieljähriges Studium, eine langwierige Bekanntschaft, welche der Herausgeber mit den Schriften des Livius gepflogen, und eine vertraute Kenntniſs der Sprache dieses Schriftstellers konnten wohl den Herausgeber vor Andern zur Herausgabe des Livius befähigen, und das Publicum andererseits erwarten, dasselbe zu erhalten, was es bei den übrigen Ausgaben erhalten hat, einen berichtigten, lesbaren Text, worin Fehler der Handschriften, schlechte Lesarten und unnöthige Conjecturen eben so sehr vermieden, als richtigen, kritisch begründeten Lesarten der gebührende Platz wieder eingeräumt worden, um so einen der ursprünglichen Handschrift so viel als möglich genäherten Text zu erhalten. Nach einer kurzen Einleitung über Leben und Schriften des Livius, so wie deren Schicksale und Bearbeitungen, folgt alsbald der in jeder Hinsicht correcte Text; dann von S. 464 — 484. die Annotatio critica, nicht in der Ausdehnung, wie bei den eben bemerkten Ausgaben des Virgil und Cäsar, sondern etwas kürzer, aus kritischen Bemerkungen, auch einigen sprachlichen Erörterungen, die an erstere sich anknüpfen, bestehend.

Wir schlieſsen unsern Bericht mit dem Wunsche des gedeiblichsten Fortgangs dieser Unternehmung, und werden von den in der Folge erscheinenden weiteren Theilen zu seiner Zeit unsere Leser in Kenntniſs setzen.

Die Preise sind blos von den ordinären Ausgaben verstanden, während auch bessere zu höheren Preisen existiren.

Digitized by Google

Berlin, bei Suhr: Chronologisches Handbuch der neuesten Geschichte. Enthaltend die Begebenheiten vom Anfange der französischen Revolution an bis zum Ende der Revolution in Spanien, 1789 bis 1823. Herausgegeben von Karl Stein. 275 S. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Seit die chronologischen Handbücher von Wedekind so vielen Beifall gefunden haben, sind gröfsere und kleinere chronologische Werke wie Pilze aus dem Dintenfasse unserer allzeit fertigen Büchermacher hervorgestiegen, und das Anfertigen derselben scheint ihnen ein leichter und einträglicher Erwerbszweig zu seyn. Ohne die erforderlichen historischen Kenntnisse, ohne richtigen Tact, ohne eine Ahnung davon zu haben, dafs mit Wedekind's Werken, so schätzbar sie auch sind, nicht Alles gethan sey, dafs namentlich sein chronologisches Handbuch der neueren Geschichte von 1740 bis 1815 ohne festen Plan gearbeitet, viel Unwichtiges darin aufgenommen und viel Wichtiges darin übergangen worden ist, dafs es endlich nicht wenig unrichtige Data enthält, schreiten diese Menschen rüstig ans Werk, excerpiren die Wedekind'schen Bücher so gut sie es verstehen, lassen davon weg und setzen hinzu, was ihnen gut dünkt, und — das Werk ist fertig. So hat ein gewisser Heiser vor einigen Jahren ein chronologisches Taschenbuch herausgegeben, dem man nicht Unrecht thut, wenn man behauptet, es sey unter aller Kritik; so hat Hessel seinem genealogisch statistischen Almanach eine nicht weniger als 108 Seiten enthaltende, roh und flüchtig gearbeitete chronologische Uebersicht von Noah bis zur Schlacht bei Ayaruche anhängen zu müssen für dienlich erachtet, die nun von Jahr zu Jahr mit allen ihren Ungenauigkeiten unverändert abgedruckt wird.

Was nun das vorliegende Werk betrifft, so zeichnet es sich weder durch Planmäfsigkeit, noch durch gute Auswahl, noch endlich durch Genauigkeit vor den bisher erschienenen zahllosen chronologischen Büchern und Büchlein aus. Seit der Erscheinung der dritten Auflage seines chronologischen Taschenbuchs hätten sich — bemerkt der Verf. in der Vorrede — die merkwürdigen Erscheinungen der Zeit nicht minder gehäuft als zuvor, und so sey in ihm der Gedanke entstanden, das gegenwärtige Handbuch herauszugeben. Ist das aber ein hinreichender Grund, um ein, wie uns bedünkt, ganz überflüssiges Werk anzufertigen? Statt eine neue Anflage seines chronologischen Taschenbuchs abzuwarten, in die er dann die neuesten Ereignisse hätte aufnehmen können, hat er lieber ein neues Buch herausgeben wollen. Wenn er aber denn doch

Digitized by Google

dies für gerathen fand, so hätte er den von Wedekind ausführlich dargestellten Zeitraum von 1789 bis 1815 ganz weglassen und seine Arbeit erst mit dem Jahre 1815, wo Wedekind aufhört, anfangen sollen. Wer das Wedekind'sche Werk besitzt, für den ist die von dem Verf. gelieferte Darstellung des Zeitraums von 1789 bis 1815 ohne allen Werth, indem sie sich zu der Wedekind'schen nur wie ein flüchtiger und ungenauer Auszug verhält. Der Verf. bittet, an seine Arbeit keine zu hohen Forderungen zu machen; aber eben, weil er etwas ganz Ueberflüssiges unternommen, und statt seines Vorgängers Werk zu berichtigen, sich begnügt hat, dasselbe zu excerpiren, ja zu verschlimmbessern, so ist es Pflicht, seine Arbeit strenge zu beurtheilen, um wenigstens Andere von solcher Buchmacherei abzuschrecken.

Hinsichtlich seiner Quellen (bemerkt der Verf.) habe er Wedekind's Handbuch der Welt- und Völkergeschichte, sein eigenes chronologisches Taschenbuch und die allgemeine Zeitung benutzt.

Es erregt schon ein schlimmes Vorurtheil, wenn jemand, der sich für berufen hält, historische Werke herauszugeben, Quellen und Hülfsmittel nicht zu unterscheiden weifs. Von den angeführten Werken kann blos die allgemeine Zeitung als Quelle betrachtet werden, die beiden andern sind nur Hülfsmittel.

Lebte der Verf. an einem Orte, wo ihm sonst keine literärischen Hülfsmittel zu Gebote stünden, so wäre er zu entschuldigen, wenn er für seine Angaben nichts als eine Zeitung anzuführen wüfste. Da er aber in Berlin lebt, wo sich eine eben so zahlreiche als vortreffliche Bibliothek befindet, so ist es in der That unverzeihlich, dafs er das Recueil von v. Martens, die Archives diplomatiques und die bei Brockhaus erschienenen europäischen Constitutionen (um so vieler anderer Quellen und Hülfsschriften zu geschweigen) gar nicht benutzt hat.

Der Verf. hat den von ihm dargestellten Zeitraum wieder in Perioden getheilt, wovon wir keinen Grund einzusehen vermögen. Die dritte Periode von dem Brande von Moskau bis zum zweiten Pariser Frieden ist, als nur drei Jahre in sich begreifend, offenbar zu kurz; besser wäre es gewesen, die zweite mit dem Sturze des französischen Kaiserthrons (1814) zu schliefsen, und die dritte von da bis 1823 herabzuführen. Wie ungleich übrigens diese Perioden bearbeitet sind, ergibt sich schon aus der Seitenzahl: die erste von 1789 bis 1799, welche an hochwichtigen Ereignissen keiner nach-

steht, wird auf 24 Seiten abgefertigt, während die dritte nur drei Jahre begreifende 45 Seiten und die vierte 73 Seiten einnimmt. So ist von Plan und zweckmäfsiger Auswahl der Begebenheiten nirgends eine Spur zu finden.

Der Verf. hat seinem Werke eine Einleitung voranschicken zu müssen geglaubt, welche von 1661 anhebt, und gegen das Werk selbst sonderbar absticht, das nur Facta ohne Urtheil liefert, während jene Raisonnement enthält. Er hat vergessen, dafs er ja kein historisches Compendium, sondern nur „ein Hülfsmittel zur Erinnerung an die Vorgänge unserer Zeit" zu schreiben beabsichtigte. Die Einleitung hätte daher als ein wahres hors d'oeuvre ganz wegbleiben sollen.

Es ist schon oben bemerkt worden, dafs dem vorliegenden Werke kein Plan, wonach sich die mehrere oder mindere Ausführlichkeit und die Auswahl der aufzunehmenden Thatsachen richtete, zum Grunde liege, und die meisten Facta nicht allein ungenau, sondern viele derselben sogar unrichtig angegeben seyen. Diese harten Beschuldigungen sollen nun erwiesen werden.

Dem Werke fehlt es durchaus an einem festen Plane. Die Frage: was ist wichtig? was aufzunehmen, was nicht? hat dem Verf. kein Kopfbrechen verursacht, und er hat besonders in der neuesten Zeit eine Menge unbedeutende Facta, nichts entscheidende Gefechte, die Stiftung von Ehrenmedaillen (S. 97.), einen Studententumult (S. 136.) und dergleichen aufgenommen, während er sehr wichtige Begebenheiten, wie z. B. die Revolution von Venedig, entweder ganz übergangen oder nur flüchtig berührt hat. So weifs er von der Revolutionirung der Schweiz im Jahre 1798 (die freilich auch von Wedekind höchst dürftig und unbefriedigend dargestellt worden ist) nichts zu sagen, als unter'm 26. Jänner „Lemanische Republik" und unter'm 12. April „Proclamation der helvetischen Republik". Der zahlreichen Verfassungsurkunden der neuesten Zeit hat er mit wenigen Ausnahmen keine Erwähnung gethan.

Der Ausdruck ist fast durchgehends ungenau und aus zu weit getriebener Kürze oft unverständlich. Belege dazu finden sich auf jeder Seite. Gleich die erste Seite, wo doch der Fleifs des Verf. noch nicht erlahmt seyn konnte, zeigt, wie wenig Sorgfalt er auf den Ausdruck verwendet und wie leicht er sich die Arbeit gemacht hat. Wenn es z. B. daselbst heifst, „Schwur im Ballhause", so erfährt man weder, wer geschworen habe, noch was geschworen worden ist. Von dem Aufruhr in Rom am 28. Dec.

Digitized by Google

1798 heifst es blos „Unruhe in Rom (Duphot)“; der Ausdruck Unruhe sagt viel zu wenig, und dafs der französische General Duphot erschossen worden, erfährt man gar nicht. Diese Nachlässigkeiten im Ausdrucke verdienen um so schärfere Rüge, als diese Facta bei Wedekind richtig angegeben sind.

Der Verf. scheint es oft selbst zu fühlen, wie ungenau und unverständlich er sich ausgedrückt habe, und sucht dies durch einen in Parenthesen eingeschlossenen Nachtrag wieder gut zu machen, der oft seltsam genug lautet. Statt z. B. zu sagen: „Friede zu Werelä zwischen Rufsland und Schweden“, sagt er: „Friede zu Werelä (Rufsland und Schweden)“. Bei der „Stürmung der Bastille“ setzt er in Parenthese bei („Volkswuth“), und bei'm 4. Mai 1821 bei „Ermordung des Hofkaplans Vinuesa“ bei („Hammer“), ein Beisatz, der wohl Vielen unverständlich seyn dürfte.

Wedekind gibt bei den kriegerischen Ereignissen wenigstens die beiderseitigen Oberbefehlshaber an; der Verf. nennt blos den Sieger, z. B. „Schlacht bei Wagram (Napoleon)“. Bei den Capitulationen von Festungen sagt er nicht, an wen sie übergegangen sind; so heifst es z. B. unter'm 2. Febr. 1797 blos: „Capitulation von Mantua.“ Bei den Friedensschlüssen und Verträgen werden die paciscirenden Mächte fast nirgends angegeben. So heifst es z. B. blos: „Friede zu Campo Formio, Luneville, Amiens, Prefsburg, Wien u. s. w., Tractat zu Valencay“ u. s. w. Die beiden Friedensschlüsse zu Tilsit machen eine Ausnahme, die um so weniger unerwähnt bleiben darf, als die Ungenauigkeit beim Verf. Regel ist.

Das Datum vieler Thatsachen ist unrichtig. So heifst es z. B. unter'm 30. Sept. 1790. „Tod Josephs II. Kaiser Leopold II.“ Der letztere wurde an diesem Tage zum Kaiser erwählt; Joseph II. war bereits am 20. Febr. dieses Jahres gestorben. Eben so unrichtig heifst es unter'm 1. März 1792. „Kaiser Franz II.“, da er doch erst am 5. Juli zum Kaiser gewählt wurde. Auf den 16. März desselben Jahres wird der Tod Gustavs III. gesetzt, der doch an diesem Tage nur verwundet wurde, und erst am 29. März starb.

Dafs der Verf. den Todestag so vieler Gelehrten unter die politischen Begebenheiten gemischt hat, ist nicht zu billigen. Wenn er sie denn doch namhaft machen wollte, so hätte er ein eigenes chronologisches Verzeichnifs derselben seinem Buche anhängen sollen.

Um das Aufsuchen der „Facten“ (sic!) und Personen zu erleichtern, hat der Verf. ein alphabetisches Verzeichnifs beigefügt. Wedekind hat dies bei seinem ungleich ausführlichern

Digitized by Google

Werke unterlassen, und nach unserm Dafürhalten wohl daran gethan. Wer so unwissend ist, dafs er z. B. nicht weifs, in welchem Jahre die Schlacht bei Marengo geliefert oder der Friede von Luneville geschlossen worden ist, dem kann die Angabe des Datums allein nicht viel helfen, und der thut wohl, sich nach andern Hülfsmitteln, z. B. dem Conversationslexikon umzusehen, wo er mehr Belehrung findet. Ueberhaupt sind chronologische Werke nicht für Unwissende, sondern nur für Sachkundige von Nutzen.

Wir könnten das Verzeichnifs von Nachlässigkeiten und Unrichtigkeiten noch sehr vermehren, wenn es dessen bedürfte; bei dem vorliegenden Werke, das wir für völlig unbrauchbar zu erklären kein Bedenken tragen, sind wir nur deswegen so ausführlich gewesen, um Andern, die aus Geistesarmuth, Trägheit oder Hunger für gut finden sollten, chronologische Werke anzufertigen, an einem warnenden Beispiele zu zeigen, dafs es mit dem blofsen Excerpiren und rohen Compiliren nicht gethan sey.

Histoire des Confesseurs des Empereurs, des Rois et d'autres Princes. Par Mr. Grégoire, ancien Evêque de Blois. Paris. 1824. 8.

Geschichte der Beichtväter von Kaisern, Königen und andern Fürsten. Aus dem Franz. des Bischofs Grégoire. I. Th. 250 *S. II. Th.* 182 *S.* 8. *Leipzig, bei Leop. Vofs.* 1 Thlr. 18 Gr.

Eine erschöpfende Geschichte war die Absicht des Verf. nicht. Aber zu wie vielen interessanten Beleuchtungen, zu welchen Blicken in die Höfe, in die Orden, besonders in den Orden eines P. La Chaise und Le Tellier, die Auswahl solcher Fragmente Anlafs gebe, sieht man zum voraus. Der Scharfsinn des Verf. hebt das wichtigste, das treffendste, hervor; die Klarheit seiner Darstellungen macht es anschaulich, sein religiöser Sinn ist überall durchleuchtend, und streut die Beweise aus, dafs er für einen höhern Zweck schrieb, als zur blofsen Unterhaltung. Die Uebersetzung ist sehr lesbar. Doch hätte sie manche phraseologische Dehnungen sich ersparen können.

Für die Geschichte der fürstlichen Beichtväter hatte man einzelne Nachrichten in nicht gehaltvollen, wenig verbreiteten Schriften, wie Historia de Apostolico sacrario aut. Angelo Rocca. Rom. 1605. 4. — Histoire ecclesiast. de la

Digitized by Google

cour de France par Guill. Du Péyrat. Paris 1645. fol. — Histoire de la Sainte Chapelle des Rois de France par Archon, 2 Vol. 4. 1715. — Histoire ecclesiast. de la cour de France par l'Abbé Oroux. 2 Vol. 4. Paris 1776. — Dreux Duradier hat in seinen Recréations historiques (in 12. 1767.) eine Geschichte der Narren am französischen Hofe. Um so mehr mufs man sich wundern, dafs ein ungleich wichtigerer Gegenstand die Feder keines Schriftstellers beschäftigte. Die Beichtväter, von denen hier gesprochen wird, hatten meistens in Ländern Einfluss, wo der Freisinnigkeit durch absolute Macht Stillschweigen auferlegt ist. Man malt ja aber auch Schiffbrüche, und giebt die Gefahren an, um den Schiffer zu warnen. Zola, ein gelehrtes Mitglied der Universität Padua, hat bewiesen, dafs, schreibt man eine Kirchengeschichte, man die Mifsbräuche nicht zu verschweigen habe — De vitanda, in historia, calamitatum ecclesiae dissimulatione. 12. Padiae 1777. — Zola bekämpft das Vorurtheil, nach welchem Mancher Unordnungen duldet oder verschleiert, aus Furcht, man könnte der Religion schaden, und auf das Priesterthum einen Schatten werfen, sobald man die bösen Thaten der damit Bekleideten aufdeckt. Untreue Beamte suchen sich wohl hinter den Mantel der Unverletzbarkeit des Regenten zu flüchten. Sie schreien, man greife die Regierung an, indem man die ihr verantwortlichen Beamten enthüllt. Eben so ist es mit unmoralischen Geistlichen, die das Interesse ihrer Leidenschaften mit dem des Himmels verwechseln und aller Welt glaublich machen wollen, ein Angriff auf ihre Vergehungen sey eine feindselige Handlung gegen die Religion, namentlich gegen die sogenannte Staatsreligion.

Da dieser Zweig der Geschichte noch so wenig bearbeitet ist, kann man nicht immer die Wahrheit und die sie bedingenden Umstände vollständig ausmitteln. Wo wären diese wohl zu finden? Etwa in den „historischen“ Romanen, deren seit den angeblichen Anecdotes de la cour de Philippe Auguste par Mademoiselle de Lussan bis zur La Duchesse de Valière par Madame de Genlis so viele hervorkommen? In diesen Zwittergeburten der Literatur, wo Wirklichkeit und Dichtung verschmolzen, die Geschichte verwirrt, und jede Thatsache wie ein Traum dargestellt ist? Die Geschichte der fürstlichen Beichtväter wird auch deswegen unvollkommen seyn, weil viele Dinge mit dem Geheimnisse des Amtes, das sie verwalten, zugleich begraben wurden. Den wichtigsten

Grund entdeckte schon Tacitus vor 1700 Jahren —: *Rara* temporum felicitas, ubi etc.

Ueber die Beichtväter am französischen Hofe, deren Thun und Treiben schärfer, als irgendwo, beobachtet wurde, verbreitet sich der Verf. am meisten, weil sie dort mehr, als an andern Höfen, einen grofsen Einfluſs gehabt haben. Wir geben einige Proben aus den Skizzen (S. 116 ff.) über Ludwig XIV. Einige Tage vor seinem Tode sagte der Jesuite La Chaise (seit 1675 Beichtvater bei jenem) dem König: „Sire! ich bitte Sie um die Gnade, meinen Nachfolger aus meinem Orden zu wählen. Dieser ist Eurer Majestät so sehr ergeben, ist so ausgebreitet und so zahlreich, Alle sind für die Ehre des Ganzen eingenommen. Man könnte in dem Falle einer Ungnade nicht für ihn stehen, und ein böser Stoſs ist doch bald geführt.“ Der König (so derb von dem Todtkranken an das Schicksal Heinrich des IV. gemahnt) war von dem Antrage so ergriffen, daſs er ihn seinem ersten Wundarzte Marechal mittheilte. Mémoires de Duclos Tom. I. p. 134. Vgl. Les Jésuites tels qu'ils ont été dans l'ordre politique etc., par M. S.... (Silvy), ancien magistrat. 8. Paris 1816. p. 298. 133. La Chaise wurde wirklich von seinem Confrater, Michel Le Tellier, ersetzt, welcher selbst seines Vorgängers Tod bedauern machte. Mit solchen Zügen ist Le Tellier sogar von einem seiner Ordensbrüder in unsern Tagen gemalt worden; s. Mémoires de Géorgel. Paris 1817. 8. Tom. I. p. 47. Abbé Géorgel sagt, indem er von den nicht zu entschuldigenden Fehlern des Pater Le Tellier redet, daſs „dieser Mann, von harter und trotziger Gesinnung, das Alter Ludwig des XIV. gemiſsbraucht habe, um die Ehre seines Ordens auf den Trümmern einer Secte zu erhöhen, welche man nur verachten dürfte, wenn man sie verlöscht sehen wollte. Sein Eifer, von diesem Ehrgeiz verblendet, sah den Jansenismus, wo er gar nicht war, und bewaffnete den Arm seines Beichtsohnes gegen die Parlemente, welche den Jansenismus beschützten.“ Das erste Jahr der Herrschaft dieses Jesuiten war das der Zerstörung von Port-Royal.

In den Mémoires de Maurepas (Tom. I. p. 32. Paris 1792.) wird erzählt, die Jansenisten hätten verschiedene Sätze aus Schriften von Le Tellier gezogen, sie nach Rom gesandt, und dadurch ihre Einverleibung in den Index der verbotenen Bücher bewirkt. Zur Vergeltung habe er nun aus Quesnels Werken Stellen ausheben lassen, die der Grund zu der Bulle Unigenitus wurden.

Digitized by Google

Der Cardinal von Noailles, Präsident der Geistlichkeit, trug 1700 kräftig dazu bei, dafs hundert und sieben und zwanzig Sätze der Jesuiten, die Bossuet gesammelt und übergeben hatte, verdammt wurden. Dieser aufgeklärte Eifer verwandelte dann vollends den Hafs, welchen sie gegen den Cardinal hegten, in Gift. Schon war es in ihren Augen ein unauslöschlicher Flecken, dafs er ohne ihre Vermittelung zu dem Purpur gelangt war. Als er zu dem Conclave nach Rom ging, wurde er ohne sein Wissen von Papieren begleitet, welche ihn verschrieen. 1711 aber kamen die Schurkereien des Beichtvaters durch eine Depesche des Abbé Bochart an seinen Onkel, den Bischof von Clermont, an das Licht. Er sandte diesem einen Brief, an den König gerichtet, um ihn zu versiegeln, und einen Befehl, welchen er anschlagen sollte. Beide Papiere fielen verwechselt in andere Hände, und wurden dem Cardinal gebracht, gegen welchen sie gerichtet waren. Le Tellier, trostlos und beschimpft, erbot sich, eidlich zu erhärten, dafs er an diesen Ränken keinen Antheil habe. Noailles schrieb darüber an Frau von Maintenon: „Welchen Schaden thut der Kirche ein Beichtvater von solchem Ansehen, der sich kein Bedenken macht, sie einer Spaltung preis zu geben, blos um seiner Erbitterung gegen mich zu genügen, der die Bischöfe verführt, indem er ihnen Aussichten auf Reichthum eröffnet; der sie veruneinigt und herabwürdigt; der, statt sich in ihre Beschlüsse zu fügen, sie nöthigt, die seinigen anzunehmen, und unter ihrem Namen bekannt zu machen, nicht etwa blos in ihrem Sprengel, sondern selbst in dem meinigen und in ganz Frankreich? Welcher aufserordentlichen Dinge ist ein Geist solcher Art fähig?“

Dieser Brief des Cardinals ist vom 11. August 1711. Neun Tage darauf, unter'm 20. desselben Monats, schreibt dennoch ebenderselbe: „Ich gebe dem Pater Le Tellier neue Vollmachten, ob er schon am wenigsten sie zu haben verdient. Ich bringe damit dem Könige ein Opfer, und überlasse es Ihm, die erstere zu verantworten, indem ich unseren Herrn bitte, dafs dieser Ihn die Gefahr erblicken lasse, in welcher Er schwebt, so lange Er seine Seele einem Manne von solchem Charakter anvertraut“ (s. Lettres de Madame de Maintenon Tom. IV. p. 306 bis 314. Du P. Laborde Lettre à son Eminence M. le Cardinal de Noailles, touchant les artifices et les intrigues du P. Le Tellier et de quelques autres Jésuites.). Welche Schwäche des Cardinals. Er hatte einen zarten und frommen Sinn, eine erhabene Tugend; aber wie sehr gieng seine Güte hier in Schwäche über!

Digitized by Google

Warum gab er denn neue Vollmachten, wenn er die Gefahr des Königs, der zu seinem Sprengel gehörte, kannte? Gott soll ergänzen, was der Hochverpflichtete von seiner Amtspflicht vernachlässigte. Die Entdeckung jenes Betrugs hätte ohne Zweifel die Entfernung des Beichtvaters bewirkt, wenn Ludwig den Jesuiten nicht blindergeben gewesen wäre. Nicht zufrieden, ihnen die Leitung seines Gewissens anzuvertrauen, nöthigte er auch die Glieder seiner Familie, Jesuiten zu Beichtvätern zu nehmen. Die Folge ihrer Intriguen war, dafs sie die Bulle Unigenitus veranlafsten und auswirkten. Mémoires de Dangeau, publiés par M. Lemontey p. 166.

Ohne Aufhören belagerte eine Menge Ehrgeiziger und Pfründegieriger den Beichtvater, der gleich seinem Vorgänger über alle Stellen verfügte. Doch mufste er dabei sich mit Madame von Maintenon bereden, da diese, auf Anrathen des Cardinals von Bissy, sich auch mit den geistlichen Angelegenheiten befafst hatte, und bisweilen darin durchdrang. Man wirft ihm vor, den Häusern seines Ordens ohne gehörige Form eine Menge der reichsten Pfründen zugewendet zu haben. Histoire générale des Jésuites. 12. 1761. T. III. p. 21. Eine noch gehässigere Anekdote übergiebt ihn der Verachtung der Nachwelt. Ludwig XIV. wollte wissen, ob er dem Volke den Zehnten auflegen könnte, da es schon von Abgaben erdrückt war, wovon ein Theil in den Schoofs der Maitressen flofs. Er fragt Le Tellier. Dieser übergiebt ihm nach einigen Tagen ein Gutachten, nicht von der Sorbonne, aber von mehreren Mitgliedern der Sorbonne, mit dem Resultat: alle Güter der Unterthanen gehören dem Könige; Er habe also über das, was sein eigen sey, zu gebieten. Histoire de la regence T. I. p. 5.

Man hat von Ludwig dem XIV. gesagt, er habe keine Religion gekannt, aber, um seelig zu werden, sich das ganze Leben hindurch geschmeichelt, seine Vergehungen auf dem Rücken anderer, besonders der Calvinisten und Jansenisten, auszugleichen, welche er, auf Zureden der Jesuiten, als Ketzer büfsen machte. Wer kann läugnen, dafs Frankreich unter Ludwig XIV. von den Lorbeern des Sieges und von den Lumpen des Elends bedeckt war. Er selbst starb, von den Dichtern besungen, von seinem Volke aber — nicht zurückgewünscht.

Nach seinem Tode leerte der Regent die Staatsgefängnisse, welche Le Tellier mit den Feinden der Bulle (Unigenitus) angefüllt hatte. Der Jesuit selbst wurde erst nach

Digitized by Google

La Flèche und dann nach Amiens verwiesen, wo er 1719 starb. Die Akademie der Inschriften, deren Mitglied er gewesen, beschränkte ihre sonst gewöhnliche Lobrede darauf, dafs sie den Tag seiner Geburt, seiner Ernennung zum Beichtvater und seinen Todestag nannte. Oeuvres de Saint Simon Tom. VII. und VIII. Oeuvres de Duclos. 8. Paris 1806. Tom. X. p. 60.

H. E. G. Paulus.

Der Regensburgischen Chronik dritter Band, aus der Urquelle, den königl. Archiven und Registraturen zu Regensburg bearbeitet von Carl Theodor Gemeiner. Regensburg, 1821. *Ebendaselbst vierter und letzter Band, mit einer Biographie des verstorbenen Verfassers von Dr. Kiefhaber.* 1824.

Carl Th. Gemeiner ward geboren 1756 zu Regensburg, und studirte seit 1775 Theologie zu Leipzig; aus Mangel an Aussichten zu einer baldigen Versorgung widmete er sich später der Diplomatik, brachte es, nachdem er schon seit 1781 in seiner Vaterstadt eine Anstellung erhalten hatte, unter der churerzkanzlerischen, später primatischen Regierung zum Landesdirectionsrath und Hauptarchivar des Fürstenthums Regensburg; 1810 kam er mit dem Lande an die Krone Baiern, und endete sein der Geschichte gewidmetes Leben am 30. November 1824. Klar und bestimmt setzt Hr. Dr. Kiefhaber das mannigfache Wirken seines Freundes aus einander; seine Werke werden aufgezählt, die Gelegenheiten, die sie hervorgerufen, angedeutet, und zugleich die Urtheile ausgezeichneter Männer darüber angeführt.

Es würde thöricht seyn, sich jetzt noch über die Art und Weise, über den Werth und die Wichtigkeit der Regensburger Chronik verbreiten zu wollen, sie ist längst schon allen, denen gründliche Forschung des Mittelalters am Herzen liegt, bekannt. Die Specialgeschichten und Chroniken sind das Hauskleid der Geschichte; in welch einer anderen Gestalt erscheinen uns hier manchmal die Haupt- und Staatsactionen! So lernen wir die Anmafsungen der Baseler Synode, die, wie viele Eiferer alter und neuer Zeit, die Freiheit nur für sich zu schätzen wufste, nirgends so, als aus dem dritten Bande der vorliegenden Chronik kennen; nirgends erscheint der hochgefeierte, ritterliche Maximilian so ungerecht, so erbärmlich, möchte Referent sagen, als in den Geschichten der Stadt Regensburg.

Digitized by Google

Der zweite Band schlofs die Reihe der alten adeligen Geschlechter, der dritte beginnt mit dem ersten Kämmerer Lempold Gumberg 1430. In der Urkunde, worin Sigmund Herzog Ludwig von Ingolstadt, nachdem er vom Concilium zu Basel in Bann gethan war, in die Acht erklärt (28. April 1434.), heifst es: er habe den Boten des Kaisers die Ohren abgeschnitten, sie genöthigt, die Briefe zu essen u. s. w. Derselbe Sigmund ertheilt den Regensburgern für 120 Gulden das Privilegium, in aller Herrn und Fürsten Ländern die Störer des Friedens zu fahen und nach ihrem Stadtrecht zu richten. Die Krone, die er verpfändete, konnte aus Geldmangel nicht eingelöst werden, da bot der Kaiser der Stadt Pfeffer an Zahlungs Statt. Regensburg mufste sich mit den vorbeiziehenden Zigeunern abfinden, das Land nicht zu beschädigen; ein Priester ermordet einen andern einer Beischläferin wegen III. 131. — Aus III. 140. ersieht man, dafs die Behauptung Beckmanns (Geschichte der Erfindungen I. 394.): anfangs seyen blos Frauenspersonen höheren Standes gefahren, ungegründet ist. — Die Hebammen sollen zu keiner Jüdin kommen III. 207. (a. 1452.). Den Wirthen wurde 1453 nachdrücklichst anempfohlen, niemand etwas zu essen zu geben, als des Morgens: ein blofses Süppel, nach Essenszeit Käse, Brot und Rübeln; was jeder Trinker selbst mitbringt, das darf ihm jedoch ohne weiters gebraten und gesotten werden. Unter Friedrich III. war die Bestechung der Beamten allgemein; Matthäas Döring nennt ihn gradezu regem Judaeorum (Contin. Chron. Engelhusii apud Menken III. 10. vergl. mit I. 1284.). Für Geld fand jeder Verbrecher eine Fürsprache, für Geld fanden alle Recht, Mönche verschiedener Farben und Juden 640. — Der merkwürdige Aufstand 1485, die Uebergabe der Stadt an Herzog Albrecht von Baiern und die endliche Wiedererlangung der Freiheit sind von S. 685 urkundenmäfsig dargestellt. — Zu seiner trefflichen Schrift über den Ursprung von Regensburg giebt der Verfasser III. 787. einen wichtigen Nachtrag.

Der vierte Band geht von 1497 — 1525. Im Namen Maximilians ward dem Rath angesinnt, sich seines Rechtes gegen einen Bürger zu enthalten, darauf antwortete der Kämmerer Wolfgang Liskircher: des Königs Meinung werde seyn, das Recht zu fördern, nicht aber dasselbe zu verweigern. Maximilian setzt mit Gewalt 1499 einen Hauptmann ein, damit Albrechts Freunde sich der Stadt nicht wieder bemeistern könnten. Im Jahr 1505 (98) heifst es im Rathsprotokoll: Dem Joseph Grunpek, K. M. Sekretari

Digitized by Google

ist Tags nach Misericordias auf sein Supplicaton und Anbringen, allhie eine Poetenschul zu halten (vergl. des Poeten Maister zu München Klage in Westenrieders Beiträgen V. 227.), vergönnt und zugesagt, und ihm deshalb 40 Gulden rheinisch Jahrgeld zu geben bewilligt, nämlich alle Quatember 10 Gulden. — In einem Antwortschreiben auf den Brief Maximilians, nach Rom gehen zu wollen, schreibt Julius (18. August 1507): Adventum C. t. maximo cum desiderio exspectamus. Hortamur tamen eandem, ut hujusmodi modestiam Dm. Friderici III. imitari velis, qui loca S. romanae ecclesiae parvo comitatu armorum sine ulla suspicione ingressus est. IV. 121. — Ein Jude sagte 1510 der Stadt Vehde und Feindschaft an. 159. No. 322. — Auf eine Beschwerde der Geistlichkeit wegen neuer Verfügungen erwiederten die städtischen Abgeordneten: Wenn dem also ist, dafs in den h. Schriften verboten wäre, die Geistlichen mit Steuern zu belegen, so seyen der Zeiten, da die Gesetze gemacht worden waren, andere Ursachen vorhanden gewesen; es hat alles eine andere Gestalt gehabt als jetzt; und ist der Vernunft nicht wider, dafs durch Ursachen und mit der Zeit die Gesetze verändert und auch ganz und gar in andere Wege verkehrt werden; dem natürlichen Verstand sey aber widerwärtig, dafs die Geistlichen den Bürgern das Brod vom Munde abschneiden. IV. 288. (a. 1516.). Damit ist zu vergleichen IV. 440. Das Volk sagte: hätte es gewufst, dafs die Geistlichen etwas von dem Geld zur heiligen Mariä bekommen, so würde ihm jeder Heller gereut haben! Zu 1518 klagen die bischöflichen Räthe, dafs an jedem Tag, so hochzeitlich er auch sey im ganzen Jahre, die Altäre, alsbald man Messe gelesen, ihrer Zier müssen beraubt werden; wo man es aber eine kleine Weile verzieht, so versieht sich etwa ein unseliger Christ, der solches entfremdet und eilends der Judengasse zulauft, das zu versetzen oder zu verkaufen. Daher erwächst, dafs weder Kelch, Altartücher, Mantel, Schleier, Corallen-Paternoster, noch andere Zier der Bildung Mariä und der h. Mutter S. Anna, item Chorröcke, Mefsbücher nicht sicher sind. Auch hat S. F. Gnad mit sammt dem Kapitel angezeigt, dafs die Bildung Mariä und anderer lieber Heiligen blofs und nackt müssen stehen, dafs man die Altarleuchter, wie man sie behalten will, an eiserne Ketten legen mufs; auch die Priester, dieweil sie Messe lesen, sind ihre Barett auf dem Altare nicht sicher, wie zu Niedermünster beschehen. IV. 444. — „Zu Rom, schreibt der Regensburger Gesandte 1522, wo alle Sachen sehr schwer und mit grofsem Gelde zu Ende kommen,

kann kein guter Geselle Ehre und Dank verdienen. Zu des Pabstes Leo Zeiten war man in den Händen florentinischer Kaufleute, die mit keinem kleinen Haufen Gold zu füllen waren; jetzt ist alle Gewalt zu Rom in den Händen der Flämminger und Spaniolen, alles aufgewendete Gold ist daher verloren." IV. 461. — Ein Landvogt zu Frauenfeld hat einen lutherischen Prädicanten mit Ruthen lassen schlagen und ihm die Zunge mit einem Nagel lassen an den Pranger heften, die er sich selbst hat müssen ausreifsen. IV. 518. — Auch können unsere deutschen Wörterbücher mit trefflichen, den Urkunden entnommenen Ausdrücken durch die Regensburger Chronik bereichert werden; so z. B. geleumt, wohlgeleumt, Rahm Raub, Legstadt d. h. ein Ort, wo Transitohandel getrieben wird, wohlgezeugt (εὔγενης), Entgang Verminderung, urwärig beständig u. s. w. Auch ersieht man, wie thöricht es ist, über die Orthographie unserer Vorfahren in dieser Zeit Untersuchungen anzustellen oder zu streiten; in derselben Zeile wird häufig dasselbe Wort verschieden geschrieben.

Städtewesen des Mittelalters. Von Karl Dietrich Hüllmann. Erster Theil. Kunstfleis und Handel. Bonn, bei Adolph Marcus. 1826. *VIII und 476 S.* 8. 3 fl. 18 kr.

Im Gegensatz zu der Weise, die bei uns in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aufkam, durch Ansichten und Ideen, durch Wahrnehmungen und Schlüsse, die sich auf die Sitten wilder Horden und psychologische Hypothesen gründeten, die Weltgeschichte gleichsam a priori construiren zu wollen, regt sich zu unserer Zeit allenthalben ein scharfsichtender Forschungsgeist, der jede Sage, jedes modernde Ueberbleibsel der dahingeschwundenen Menschheit dreht und wendet, mit dem Gleichartigen prüfend zusammenhält und ordnet, um wo möglich aus den hie und da zerstreuten Stücken, aus den unscheinbaren Fetzen das verblichene, früher in glänzender, jugendlicher Frische prangende Kleid eines längst verschwundenen Zeitalters wiederum zusammenzusetzen und aufzuputzen. Diese feine Nadelarbeit wird in den neuesten Zeiten so kunstreich getrieben, dafs häufig ein geübtes Auge dazu gehört, die grofsen Stiche und blöden Stellen herauszufinden. Wie allgemein bekannt, weifs der Verfasser des vorliegenden Werkes mit grofser Kunst und Gewandtheit den

Digitized by Google

Inhalt einzelner Urkunden zu einem Ganzen zusammenzureihen; er versteht es, dadurch ein Bild mittelalterlicher Zeiten zu entwerfen, wie die beschränkten Chronikenschreiber nimmermehr gekonnt hätten. Aufser den gedruckten, zum Theil seltenen Quellen, wozu Hr. Hofrath Reufs, dessen menschenfreundliche Theilnahme an Studien aller Art jeder, der die Göttinger Bibliothek benutzte, nicht genug rühmen kann, behülflich war, hatte Hüllmann noch ungedruckte Urkunden aus verschiedenen Archiven, besonders aus dem Archive zu Königsberg; keines, sagt der Verfasser, selbst nicht das zu Venedig, dürfte über das Innere des Handels im Mittelalter so viele Nachrichten enthalten, wie dieses (457.). Vor allem will Ref. den Leser mit dem Inhalt des Ganzen, so weit es nämlich bei solchen in's Einzelne gehenden Forschungen möglich ist, bekannt machen.

Zum grofsen Vortheil gereichte der Landwirthschaft, von der die Gewerbe Nahrung und Leben empfangen, die Erblichkeit der Lehen, die Aufnahme freier Zinsbauern, Colonen, Malmannen (siehe weiter unten) und Sock- oder Sackmänner. Wegen der häufigen Fleischspeisen und anderer schwer verdaulichen Gerichte, die wohl von mancher schwärmerischen Verirrung unglücklicher Klosterbrüder vorzüglich Ursache gewesen seyn mögen, waren die Verdauung befördernden Mittel von Nöthen, Pfeffer, der bekanntlich in den grundherrlichen und Zollabgaben eine bedeutende Rolle spielt, und andere Gewürze aller Art. Zum Gottesdienst in den Kirchen bedurfte man Wachs, Bernstein (Brennstein, Ambra) und Weiherauch; die Geistlichen wollten feine Stoffe, selbst tibetanisches Ziegenhaar zu Kleidern, Chorröcken u. dergl.; die Ritter Trutz- und Schutzwaffen, Reithosen, vorzüglich aber Pelzwerk, ein Lieblingsputz aller deutschen Völker. (Ueber die Pelzkleidung der Gothen sehe man die Ausleger zum Cod. Theod. V. 240. ed. Ritter.)

Die Kreuzzüge und die dadurch entstandene nähere Bekanntschaft mit den Mauren gaben Gelegenheit zu Veränderungen aller Art in Asien und Europa. Seidenbau und Seidenweberei, schon früher bekannt, stieg durch den zunehmenden Luxus der Geistlichen, der Ritter und Handelsherrn, so auch die Manufakturen von Baumwollenzeugen. Aufserdem kamen noch in Handel feines Leder von verschiedenen Gattungen, Safran, Alaun, Zucker, allerhand metallene Geräthschaften, Südfrüchte, endlich auch Menschen, womit sich, unerachtet aller päbstlichen und einheimischen, wahrscheinlich so ernstlich nicht gemeinten Verbote, die Vene-

Digitized by Google

tianer bis tief in's funfzehnte Jahrhundert beschäftigten (Daru III. 22. Ueber diesen schändlichen Menschenhandel in England spricht Henry Histoire d'Angleterre IV. 472.). Bologna, das in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts seine Leibeigenen in Freiheit setzte, „weil die Menschen frei geboren, nur im Laufe der Zeiten und durch die Schuld des Völkerrechts in Knechtschaft gerathen seyen", fand wenig Nachahmung, weder in den Demokratieen, noch auf den geistlichen und adeligen Territorien; nur scheinbar ist die Entstehung der Communen in Frankreich und in andern Ländern dieser Behauptung entgegen. Wenn auch mit Kaisern und Königen, konnte die römische Hierarchie doch nicht mit den habsüchtigen Kaufleuten fertig werden, alle Bannblitze scheuchten sie im früheren Mittelalter nicht vom Handel mit den Saracenen ab, so nicht im späteren mit den Hussiten. Von römischer Seite benutzte man diese Verhältnisse, den übertriebenen, durch die Unsicherheit alles Besitzthums einigermafsen entschuldigten Zinsfufs zu neuen Gelderpressungen, Erbschleichereien u. s. w. In einem Concilium zu Ravenna 1317 ward beschlossen: Usuarius manifestos — fore communione altaris et ecclesiastica sepultura privatos (Hieronymi Rubei Histor. Raven. Venetiis 1589. fol. 877.). In der Berberei, in Aegypten, Syrien, Cappadocien und am schwarzen Meere wurden italienische Handelsniederlassungen gegründet, von den Eingebornen wufste man sich aufserordentliche Privilegien, eigene richterliche Behörden und dergl. zu verschaffen. Diese Niederlassungen, gleichviel, ob über Aegypten, Bactrien, oder im westlichen Armenien der indische Waarenzug ging, wurden Stapelplätze für den Welthandel. Neben der griechischen herrschte bis zu den Kreuzzügen die Flagge der Saracenen auf dem Mittelmeere; jetzt erscheinen Italiener, Provenzalen und Katalonier, die mit gröfserer Sicherheit die Meere durchzogen, seitdem, wie und wann, wird nie genau ausgemittelt werden können, gegen die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts die Eigenschaft des Magnets entdeckt war.

(*Der Beschluſs folgt.*)

Digitized by Google

N. 17. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Hüllmann Städtewesen des Mittelalters.

(Beschluſs.)

Dies ist nur eine Seite des Groſshandels; auch in den Seestädten des Nordens, am baltischen Meerbusen, erwachte, vorzüglich durch den Eifer für die Verbreitung des Christenthums, Handel und Schifffahrt; deutsches Leben und Treiben ward in den slavischen und wendischen Norden verpflanzt, ermangelte aber hier aller der schönen Blüthen in Kunst und Wissenschaft, die das Bürgerthum in der Lombardei und in deutschen Städten zu Tage förderte. Lübeck erhob sich nicht nur durch sein Stadtrecht, das neunzig Städte an der Ostsee annahmen, sondern auch durch die später erlangte oberste Leitung der groſsen, zur gegenseitigen Sicherheit errichteten deutschen Hansa, zum Mittelpunkt des nördlichen Städtewesens. Zuerst hatte Cöln Niederlassungen in England, bald eiferte Lübeck nach; nicht ohne Zwistigkeiten vereinigten sich beide später zu einer Hansa, wie und wann, läſst urkundlich sich nicht nachweisen. Mehrere Städte traten bei, man erwarb sich die gröſsten Handelsfreiheiten im Norden, Süden und Westen, und so entstand der merkwürdigste Handelsbund in der ganzen Weltgeschichte. In das Einzelne des nordischen Handels, in die Erwerbszweige und Streitigkeiten der einzelnen Städte kann hier nicht eingegangen werden.

„Die Summe der wichtigen Veränderungen, der Geist der neueren Gesellschaft, ist so auszudrücken: die Alleinherrschaft des unbeweglichen Vermögens ward gebrochen; es entstand neben ihr eine Mitherrschaft des beweglichen“ (207). Die gedrückten Hörigen entfliehen in die nahen Städte, und nach Jahr und Tag konnten sie gewöhnlich von ihren Leibherren nicht mehr in Anspruch genommen werden. Die Könige hoben den Bürgerstand als Gegengewicht gegen die übermächtigen Aristokraten: ein Kampf entstand zwischen dem hohen Adel einer Seits, der niedere

Digitized by Google

hielt sich grofsentheils zu den Städtern (marchands nobles), den Königen und den Communen anderer Seits. Die geldlosen Grundbesitzer konnten mit den reichen Städtern nicht gleichen Schritt halten; Kleidungen, Wohnungen, Hausgeräthe, Nahrungsmittel, Alles verbessert und verfeinert sich, und dadurch ward der Kunstfleifs erstaunlich gehoben. Wollenzeuge gehören zu den wichtigsten Kunsterzeugnissen in den Städten; die Tuchhändler, denen die jetzt auch zur Bedeutung sich erhebenden Färberei- und Wollkämmerinnungen häufig untergeordnet waren *), bildeten eigene Zünfte. Vorzüglich zeichneten sich die Tuchwebereien in den Niederlanden und dem südlichen Frankreich aus, später erst erhoben sich bekanntlich die englischen, die Leinenzeuge wurden aber gröfstentheils von den Gutsunterthanen beiderlei Geschlechts verfertigt. Metallwaaren, Bier, Meth, der in den nördlichen Gegenden die Stelle des Weines vertrat, Salz, worüber in einem grofsen Theil des südlichen Europa's die Venetianer sich das Monopol gewaltsam zu verschaffen wufsten, gehören auch zu den vorzüglichsten Handelsartikeln.

Die örtlichen Veranlassungen zu Handelsstädten, zu Gewerben, Märkten und Messen waren schiffbare Gewässer, Bischofssitze, Klöster, Wallfahrten, Verehrung der Heiligen u. s. w. Natürlich mufsten dann für Waaren und Kaufherren passende und bequeme Einrichtungen getroffen werden; es entstanden Kaufhäuser, Tuch- und Gewerbshallen, Börsen, von den kaufmännischen Geldgeschäften so genannt, Kramläden, Bänke, wobei der Umstand, dafs die Läden und Bänke gleichartiger Waaren neben einander standen, und die bald eintretende Erblichkeit derselben nicht zu übersehen sind. Um der Mühen und Störungen überhoben zu seyn, die das Feilhalten in den öffentlichen Hallen verursachte, legte man in den Häusern Läden an, wodurch die Ueberhänge, Nebenzimmer und dergl. entstanden. Aus der örtlichen Einrichtung des Waarenabsatzes der Kunstarbeiten und Handwerken ist die Zunftverfassung derselben unmittelbar hervorgegangen (315), und frühe schon finden wir Zünfte mancherlei Art, Kürschner, Fleischer, Leinweber u. s. w. Die Gilden der Kaufleute aber seyen vorzüglich aus dem Bedürfnifs, sach-

*) Die den Tuchhändlern untergeordneten Zünfte werden in den Statuten von Padua genau aufgezählt: tentori, purgatori, follatori, garzatori, savonatori, kartezatori, fillatori. Gli statuti de Padeva tradotti de Latino in vulgare. Padova 1551. 4. S. 42. a.

Digitized by Google

kundige Schiedsrichter in Handelssachen zu haben, entstanden. Es wird dann Einzelnes über die wichtigsten Städte des Binnen-Grofshandels im östlichen Gebiet, Regensburg, Wien, Breslau, Prag, im westlichen Troyes, Genf, Lyon, Beaucaire, im mittleren Augsburg, Nürnberg, Frankfurt, Cöln, beigebracht, und die verschiedenen Handelsstrafsen nebst den Handelsartikeln urkundlich nachgewiesen. Endlich wird das Nothwendigste bemerkt über Münzen, über ihren Namen und Werth, über Geldwechsel und Anweisungen, und mit dem Beginne der Girobank zu Venedig, eine Vorkehrung, die später in allen grofsen Handelsstädten nachgeahmt wurde, die Darstellung des Handels- und Gewerbwesens im Mittelalter geschlossen.

Wie aus dem Ganzen sichtbar ist, wollte Hüllmann das Städtewesen nicht in einem bestimmten Zeitraume des Mittelalters darstellen, sondern historisch auffassen und entwickeln. Nun beginnt aber der vorliegende erste Theil mit Handel und Gewerbe, mit der Blüthe der freien städtischen Gemeinden, ohne zuerst über die Anfänge und das allmälige Wachsen derselben uns aufgeklärt zu haben. Das Ungenügende dieses Plans ward auch von dem einsichtsvollen Verfasser im Laufe der Arbeit hinlänglich gefühlt, denn bei der kurzen Darstellung der Zünfte mufste er einem später folgenden Theile über die Anfänge des Städtewesens vorgreifen (317). So sehr Ref. der Behauptung: Jedes Zeitalter ist ein in sich abgeschlossenes, in allen Hauptzügen genau übereinstimmendes Ganze (192), beipflichtet, so kann doch das ganze Mittelalter keineswegs als ein solches Zeitalter betrachtet werden, gesetzt auch, wir würden zu unserem Zweck es erst mit der Auflösung der Staatsgewalt, mit der gröfseren Unabhängigkeit der Beamten und Gemeinden, mit der Ausbilduug des Feudalsystems und des für Wissenschaften, Leben und Verfassung bedeutungsvollen Ritterthums beginnen. Würde der Verfasser mit dem Anfange angefangen haben, so würden auch die bedeutenden Veränderungen, die die veränderte Richtung des Welthandels in einigen Städten verursachte, deutlicher an's Licht getreten seyn; es ist bekannt und vom Verfasser auch bemerkt worden, dafs einst die Strafse des Welthandels für das nördliche Deutschland von Kiew aus über Nowgorod, Wisby und Lübeck ging, für das südliche über Breslau, Prag und Regensburg. Erst nachdem, nach der Eroberung Constantinopels durch die Lateiner, der Handel wiederum seine frühere Richtung zur See über Venedig genommen hatte, hoben sich die Städte Augsburg und Nürnberg, Regensburg

Digitized by Google

aber kam sichtbar zurück (Bruchstück einer baierischen Handelsgeschichte vom Jahre 1253 — 1294, durch Ritter v. Lang). Ganz anders war das Leben, der Handel und das Gewerbswesen, ganz anders waren Sitten, Gesetze und Gewohnheiten im zwölften und in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, im Vergleiche zu den spätern im vierzehnten und fünfzehnten! Einen seiner Vorfahren, Cacciaguida, läfst Dante im XV. Gesang des Paradiso das damalige Florenz so beschreiben:

Fiorenza dentro delle cerchia antica
Ond' ella toglie ancora, e terza, e nona
Si stava in pace sobria, e pudica.
Non aveva catenella, nè corona,
Non gonne contigiate, non cintura,
Che fosse a veder più che la persona.
Non faceva nascendo ancor paura
La figlia al padre, che 'l tempo, e la dote
Non fuggian quinci, e quindi la misura.
Non aveva case di famiglia vote
Non vera giunto ancor Sardanapalo
A mostrar ciò, che in camera si puote
Bellincion Berti vidi io andar cinto
Di cuojo, ed' osso, e venir dollo specchio
La Donna sua, senza il viso dipinto.
E vidi quel de Nerli, e quel del Vecchio
Esser contenti alla pelle scoperta
E le sue Donne al fuso, e al pennecchio.

Mit dieser vortrefflichen Schilderung kann man Ricard Malespini cap. 161. und Giovanni Villani VI. 71. vergleichen. Wie ganz anders spricht derselbe Villani im Jahr 1330 (X. 154). Als die Frauen zu Florenz, schreibt er, zu dieser Zeit mit grofsem Schmuck an Kronen, Guirlanden von Gold, Silber und Perlen prangten, als sie Netze mit eingeflochtenen Perlen und andere kostbare Kopfbedeckungen, wie auch äusserst prachtvolle Kleider mit vergoldeten silbernen Knöpfen trugen, als zu kostspielige Hochzeitsschmäufse gehalten wurden (Leonardus Aventinus klagt in einem seiner Briefe, dafs die Hochzeitsfeier das ganze Vermögen seiner Frau aufgezehrt habe), sah sich der Magistrat genöthigt, strenge Gegenmittel zu ergreifen, die in den Florentiner Statuten: Ordinamenta de famulis et famulabus, de prohibitione ornamentorom mulierum, ordinamenta nuptialia et sponsalia (lib. IV. Rubr. 1. 42. 149.), nachgelesen werden können. Das Leben des deutschen Städters war in den früheren Jahrhunderten des Mittel-

Digitized by Google

alters spärlich und einförmig. Wie ganz anders mufs es im fünfzehnten Jahrhundert ausgesehen haben, zu einer Zeit, wo Aeneas Sylvius sagte: Vidimus in civitate Lubecensi qui consulatum gerunt, omnes aureo splendore longum famulorum ordinem post se ducere. Idem factitant reliquarum urbium consules, quamvis aurum non ferant; apud Italiae civitates quantus sit magistratuum fastus vix dici potest (Mart. Mayer hinter Pii II. Commentarii. Romae 1584. 4. S. 737.). Da sah sich doch der Magistrat von Regensburg genöthigt, 1485 eine Kleiderordnung zu erlassen, so viel Ref. weifs, die erste in Deutschland, worin es unter andern heifst: Zum siebten verbieten wir auch den Frauen und Jungfrauen die langen Spitzen an den Schuhen und Sockeln, die sie bisher getragen haben, die langen Schwänze an den Röcken und besonders die ausgeschnittenen Goller, Busen- und Brusttücher, die sie in kurzer Zeit über alle Maafsen aufgebracht haben, setzen und wollen, dafs ihre keine an den Schuhen Spitzen trage, die länger seyen als ein Fingerglied, und die Schwänze nicht über eine halbe Elle lang. Und wenn sie füran Kleider machen lassen, sollen die Achsel ganz bedeckt, das Kleid vorn ganz zugethan und nicht niederer gesenkt oder fester ausgeschnitten seyn, denn auf das meist zwei Twerchfinger unter dem Halsgrüblein und hinten vom Halsknöchlein ein halb Drittheil der Elle. Diese äufserst interessante Kleiderordnung verdient ganz nachgelesen zu werden bei Gemeiner in der Regensburger Chronik III. 682.

Es ist nichts leichter in der Welt, als zu so einem umfassenden Werke Zusätze zu machen, daher will sich Refer. blos auf Einiges, was ihm wichtig dünkt, beschränken. Auffallend ist es, dafs im ganzen Werke nie von Portugal die Rede ist, da nach den Privilegien der französischen Könige zu urtheilen (Ordonnances XIII. 58.), der Handel der portugiesischen Kaufleute in Frankreich bedeutend gewesen seyn mufs. — Durch den politischen Zusammenhang mit Byzanz scheint in Unteritalien die griechische Sprache und Luxus aller Art lange fortgedauert zu haben. In einer Tradition des lombardischen Dux Arigiso II. im Jahre 717 von Benevent heifst es: Tyria multa, quidquid feret Indus, quidve tabso (?) vana Creta et mollis mittit Arabs, mandatque nigri pellis Etiops et vestiunt Seres, alle diese Wundersachen rühmt der Lombarde zu besitzen. Borgia Memorie storiche di Benevento I. 271. — Von den aufserordentlichen Freiheiten, die sich die handeltreibenden Städte zu verschaffen wufsten, zeugt besonders Amalfi. Unter Pabst Lucius III. 1184 wurden

Digitized by Google

ihnen ihre herkömmlichen Freiheiten zu Benevent bestätigt; sie konnten nicht vor die gewöhnlichen Gerichte gerufen werden, alle Streitigkeiten selbst mit Einwohnern aus Benevent konnten nur von einem Richter aus Amalfi verhandelt werden, und, sonderbar genug, testimonium civium contra Amalfitanum non recipiebatur. Borgia a. a. O. III. 164. — In seinen Commentarien a. a. O. S. 6. sagt Pius II: Ex Scotia in Flandriam conium, lanam, pisces salsas margaritasque ferri. — Manches Wichtige würde wahrscheinlich noch aus den Concilien-Sammlungen, die selten gehörig benutzt werden, gezogen werden können; in den folgenden Bänden wird der Verfasser wahrscheinlich die Juden, eine nothwendige Ergänzung zum Handel- und Städtewesen, und den Handschriftenhandel (über Creta, besonders seitdem es [1205] unter venetianische Herrschaft gerathen war), noch besonders berühren. — In Beziehung auf die gegenseitige Zollfreiheit der Städte will Ref. nur eine Note Westenrieders in den Beiträgen zur vaterländischen Historie V. 234. abschreiben. In den Mon. Boic. kommen dergleichen Zollfreiheiten genug vor; Kaiser Ludwig gab im Jahr 1323 den Nürnbergern das Privilegium, „dafs die nürnbergischen Bürger in der Stadt München zu Wasser und Land und die Bürger von München zu Nürnberg zollfrei seyn sollen.“ Wobei sich beide Städte den nächsten Tag nach Jacobi 1323 reservirt haben, dafs der erste Bürger, welcher nach St. Michelstag zu München oder Nürnberg ankommt, dem Zöllner ein Pfund Pfeffer, zween weifse Handschuhe und ein weifses Stäblein zur Recognition dieser Zollfreiheit reichen wolle. Diese wechselseitige Befreiung der Kaufleute dauerte bis 1748.

Aus einer Urkunde Otto I. a. 958 (Meibom I. 742.), wo es heifst: justitia et census, qui saxonice Mal vocatur, schliefst der Verfasser, nach des Ref. Ansicht mit Unrecht, dafs die Malmannen wie die Sockmänner Erbzinsbauern gewesen sind. Mal, Mallus heifst bekanntlich Gerichtsplatz; Malmannen sind demnach wie Dingmänner freie Grundbesitzer, die nie ganz verschwunden sind, durch die das Gericht anberahmt, geschlossen und gehegt wurde. Der Vf. führt ja selbst eine Urkunde an S. 13. No. 25, worin es heifst: Malmannen habentes proprias domos. In einer Urkunde Conrads von 1032. ap. Schaten ad h. a. heifst es: — aut homines ipsius ecclesiae *Francos liberos* et ecclesiasticos litones, *malmen* et *servos* cujuslibet conditionis seu *colonos* contra rationem distringendos. Dabei soll nicht geläugnet werden, dafs in manchen Gegenden die freien Grundbesitzer zu erb-

Digitized by Google

lichen Zinsbauern herabsanken, was zwar aus der Phrase, „quidquid fiscus regius consequi debuit“ (Hüllmann S. 12. No. 22.), nicht gefolgert werden kann, indem ja selbst die Freien unter gewissen Umständen zu einer Bede in Anspruch genommen werden konnten. Lang historische Entwickelung der deutschen Steuerverfassung S. 54. 55. Ueber die Abgaben der Freien und ihre Verhältnisse braucht Ref. blos auf zwei Anmerkungen in Wigands trefflichem Werke: Das Femgericht Westphalens S. 98. 99. Anm. 11. und 12. zu verweisen. — Abgesehen davon, dafs der freie Bürgerstand, besonders in Frankreich, nie ganz verschwunden ist man erinnere sich an die Stadtgeschichte von Rheims, so beginnt doch nicht, wie S. 86. bemerkt wird, erst um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, sondern gegen 1100 mit den Communen das Ablösen und Fixiren der grundherrlichen Abgaben. Gegen 1100 entstand Noyon, nach diesem Muster Laon 1110, etwas später Amiens, so auch in der Provinz Languedoc, Carcassone 1107, Montpellier 1113, Beziers 1121 (Brequigny in der Vorrede zum XI. Bd. der Ordonnances und Histoire générale de Languedoc IX. 515.). — S. 234. scheint der Verfasser anzunehmen, die Begharden seyen aus den Weberzünften hervorgegangen. Den Ursprung, die Weise und die sonderbaren Meinungen dieser mit den Flagellanten zusammenhängenden und vielfach verfolgten Sekte stellt gründlich dar Lenfant histoire du Concile de Constance II. 80. folg. — Zu S. 240. Unter Eduard III. erging nicht allein ein Verbot gegen die Ausfuhr der Wolle, sondern das Parliament verbot auch die Einführung fremden Tuches und dergl. (Statutes by Ruffhead bal. I. 221. Henry VI. 442.). Ueber die Art und Weise, wie früher der Wollhandel in England getrieben wurde, findet sich ein interessantes Aktenstück in Pegalotti's Werk Della Decima II. 324. — Zu S. 373. Nicht erst seit dem zwölften Jahrhundert, sondern schon im zehnten kommen Consules Mercatorum vor. Fantuzzi I. 149. ad a. 959. Marinus Negotiator et Capitularius Scalae Negotiatorum, so auch ebendaselbst I. 128 und 385. — Zu S. 325. Die Tuchhändler bildeten zu Florenz nicht allein eine, sondern zwei Zünfte, eine, die mit ausländischen, und die andere, die blos mit einheimischen Tüchern handelte. Non era permesso, sagt Pegalotti nach den Statuten IV. Trattato de Consoli delle Arti Rubr. 39, a Lanajoli di tenere, e vendere panni oltramontani, nè al contrario potevasi da' Mercanti di Calimala tenere o vender panni delle Fabriche di Firenze. Della Decima II. 91. — S. 66. lese man Uguiccio Faggiola statt Fageo-

Digitized by Google

land. — Die erste Zeile von S. 87 gehört zu 88. S. 445. Raspe statt Raspo; 450. sendeten statt stundeten. S. 451 kommt von Ziel der Plural Zielen vor. — Uebrigens wünscht Referent, dafs der gelehrte und fleifsige Herr Verfasser diese wenigen Bemerkungen und Einwürfe blos als ein Zeichen der innigsten Theilnahme an Studien dieser Art ansehen, und dafs er die gelehrte Welt bald mit der Fortsetzung dieses umfassenden Werkes beschenken möge.

Weimar, im Verlage des Landes-Industrie-Comtoirs: Genealogisch historisch statistischer Almanach. Dritter Jahrgang für das Jahr 1826. Herausgegeben von Dr. G. Hassel. 12. *VIII und 428 S.* 1 Thlr. 16 Gr.

Der vorliegende Jahrgang dieses Almanachs ist wie seine beiden Vorgänger in Betreff der Genealogie und Statistik von Hrn. Hassel bearbeitet worden. Derselbe Fleifs in Sammlung der Materialien, dieselbe Genauigkeit und gute Anordnung, welche die andern geographischen und statistischen Werke desselben auszeichnen, sind auch in dem vorliegenden zu loben.

Das Ganze zerfällt, wie auch schon der Titel sagt, in drei Abtheilungen: Genealogie, Geschichte und Statistik. Die erstere besteht wieder aus vier Rubriken: I. den fünf grofsen Mächten von Europa; II. dem deutschen Bunde, und zwar sowohl den deutschen Bundesstaaten als den mediatisirten Standesherren; III. den sämmtlichen übrigen europäischen Staaten, und endlich IV. den vornehmsten aufsereuropäischen Staaten.

Die fünf grofsen Mächte von Europa von den übrigen abgesondert zu behandeln, dazu scheint uns kein hinreichender Grund vorhanden; der Unterschied zwischen denselben besteht blos hinsichtlich der Politik, nicht aber in Betreff der Genealogie; auch wird der Gebrauch eines Werks durch allzukünstliche Eintheilung ohne Noth erschwert.

Bei jedem Staate handelt der Verf. I. von dem Staate nach Areal, Volksmenge, Einkünften, Land- und Seemacht, II. der Staatsverfassung, III. dem Titel, IV. dem Wappen, V. den Ritterorden, VI. der obersten Staatsbehörde, und VII. dem diplomatischen Corps. So viel wir haben vergleichen können, ist die Darstellung dieser Rubriken gut gerathen; nur scheint es uns inconsequent, dafs der Verf., der doch den deutschen

Digitized by Google

Bund nicht allein als ein Ganzes, sondern auch nach den einzelnen Staaten, die ihn bilden, dargestellt hat, bei der Schweiz, die hinsichtlich ihrer Verfassung so viel Aehnlichkeit mit dem deutschen Bunde hat, nicht eben so verfahren ist. Die einzelnen Kantone hätten sonach mit Angabe ihrer Staatsverfassung und ihres Regierungspersonales namhaft gemacht werden sollen.

Was die von Hrn. Brücken bearbeitete zweite Abtheilung des Werks, die sogenannte „chronologische Uebersicht der Hauptbegebenheiten im Volks- und Staatsleben" betrifft, so können wir davon nicht viel Gutes rühmen. Abgesehen von dem pretiösen Zusatze „im Volks- und Staatsleben" (in vornehm seyn sollenden Titeln und Beisätzen suchen unsere Schriftsteller jetzt einander zu überbieten), scheint sie uns — wenigstens in dieser Ausführlichkeit — in einen genealogischen Almanach gar nicht zu gehören, der dadurch nur ohne Noth angeschwellt und vertheuert wird. Es gibt der chronologischen Hand- und Taschenbücher ohnehin nur zu viele, und wer sich mit chronologischen Studien beschäftigt, kann Wedekind's Handbuch der Welt- und Völkergeschichte (unstreitig das vorzüglichste von allen) doch nicht entbehren. Die Chronik des letztverflossenen Jahrs mit genauer Angabe des Tags, die in dieser Uebersicht ganz fehlt, dürfte für den vorliegenden genealogischen Almanach hinreichend seyn. Für's Andere ist diese chronologische Uebersicht höchst flüchtig bearbeitet, und so vielen Raum sie auch einnimmt (sie füllt volle 93 eng gedruckte Seiten), so ist darin doch viel Wichtiges übergangen. So fehlt z. B. die magna charta (1215), die Schlachten bei Morgarten (1315), Sempach (1386), Falköping (1389), Nikopolis (1396), Sct. Jakob und Verna (1444); unter'm Jahr 1307 wird zwar der Schweizerbund erwähnt, der noch viel wichtigere Aufstand der Waldstädte im folgenden Jahre und das Bündnifs zu Brunnen (1315) aber übergangen.

Der Zeiträume oder Perioden sind unseres Dafürhaltens viel zu viele angenommen, wodurch die Uebersicht nicht allein nicht erleichtert, sondern eher erschwert wird; überdies sind mehrere derselben, wie z. B. Rudolfs von Habsburg Kaiserwahl (1273) und der Anfang des dreifsigjährigen Kriegs (1618) nicht epochemachend zu nennen. Bis zum Jahre 1697 ist diese Uebersicht völlig unbrauchbar, weil bis dahin nicht die einzelnen Jahre, worin wichtige Begebenheiten sich ereignet, angegeben, sondern die von zwanzig, dreifsig und funfzig Jahren unter einem Jahre aufgeführt werden. So stehen z. B. unter dem Jahre 1000 die Begebenheiten bis 1049,

Digitized by Google

unter dem Jahre 1312 die bis 1349, unter dem Jahre 1500 die bis 1517 u. s. w.

Es geht, geht Alles durcheinander,
Wie Mäusedreck und Koriander —

sagt der Gewürzkrämer in Göthe's Puppenspiel von seinem Laden; dasselbe könnte man von dieser angeblichen chronologischen Uebersicht sagen, so bunt und planlos stehen die Facta unter einander.

Die „Chronik des Tages" enthält auf 15 Seiten die Monate Juli bis December 1824 in einer Ausführlichkeit, die uns sehr unzweckmäfsig scheint. Die unbedeutendsten Dinge sind aufgenommen, z. B. dafs eine Manoeuvrir-Escadre von Brest ausgelaufen (S. 94.), in Philadelphia Feste zu Ehren Lafayette's gefeiert (S. 102.), in Gotha ein Museum eröffnet (S. 107.) und dergl. Wenn es S. 106. heifst: „diplomatische Regsamkeit in Lissabon", oder S. 108: „der Pöbel zu Constantinopel regt sich", so ist dies, als wenn man das Gras wollte wachsen hören. Bequem mag diese Manier, die Zeitungen abzuschreiben, und wichtige und unwichtige Begebenheiten ohne Plan und Auswahl zusammenzuraffen, allerdings seyn, von der Beurtheilungskraft des Verfassers legt sie aber kein sonderliches Zeugnifs ab.

Der hierauf folgende Nekrolog der im Jahre 1824 verstorbenen Gelehrten und Schriftsteller würde willkommener seyn, wenn er nicht alle, sondern nur die ausgezeichneten Schriftsteller enthielte. Nicht jeder, von dem man, Gellert's Worte parodirend, sagen kann:

Er lebte, schrieb ein Buch und starb —

verdient aufgenommen zu werden; aber vielen Deutschen geht nun einmal die liebe Vollständigkeit über Alles. Gar nicht abzusehen ist es, warum der Vf. Meusel's gelehrtes Deutschland citirt; wer dasselbe besitzt, bedarf dieser Citate nicht, und wer es nicht hat, kann keinen Gebrauch davon machen.

Zum Schlusse folgen noch statistische Notizen unter dem Titel „statistisches Quodlibet". Wir wollen denselben ihre Brauchbarkeit nicht absprechen, wünschen jedoch, dafs der Verf. diesen gar zu trivialen Titel mit einem edleren, etwa „statistische Notizen" oder einem ähnlichen vertauschen möchte. Die „Uebersicht der europäischen Hochschulen" enthält in sechs Feldern den Namen der Universität, das Stiftungsjahr, die Zahl der Facultäten, der Lehrer, der Studirenden und die Angabe des Jahrs, in dem die Zählung geschehen ist. Der chronologischen Ordnung, in der die Universitäten aufgeführt werden, hätten wir die alphabetische vorgezogen,

Digitized by Google

nicht allein des leichtern Aufsuchens wegen, sondern auch, weil das Stiftungsjahr von mehreren nicht genau angegeben werden kann. Der Verf. gibt zwar das Stiftungsjahr von Bologna, Paris, Oxford und Cambridge als ausgemacht und unbestritten an, wir zweifeln aber sehr, ob es damit seine Richtigkeit habe.

Die Zahl der Facultäten, der Lehrer und Studirenden würden wir als völlig unerheblich weggelassen haben. Bei der Charakterisirung einer Universität kommt es auf diese unwesentlichen Dinge gar nicht an, sondern blos darauf, was für ein Geist die Lehrer und Studirenden beseele, und nach diesem allein entscheidenden Maafsstabe dürfte mancher nicht zahlreichen Universität vor mancher sehr frequenten der Vorzug gebühren.

Warum die aufsereuropäischen Universitäten, wie Lima, Mexico u. s. w. weggelassen worden, davon läfst sich kein hinreichender Grund einsehen, und eben so wenig ist es zu billigen, dafs die aufgehobenen, wie Altorf, Erfurt, Grätz, Helmstädt, Ingolstadt, Rinteln u. s. w. ganz weggeblieben sind. Oder sollte die von Wittenberg ausgegangene Revolution nicht von weit gröfsern Folgen gewesen seyn, als Alles, was die italischen, spanischen, portugiesischen und französischen Universitäten zusammen gewirkt haben?

Erklärung der Bildwerke am Tempel des Jupiter Ammon zu Siwah, von Dr. E. H. Tölken, Professor an der Universität zu Berlin. Berlin 1823. 4.

Diese Bogen nebst den beiliegenden drei Steindrücken gehören zu der von Herrn Tölken herauszugebenden Reise zum Tempel des Jupiter Ammon in der Libyschen Wüste und nach Oberägypten von dem Herrn General-Lieutenant Freiherrn von Minutoli, und machen als Probeheft die Aufmerksamkeit aller Forscher und Freunde des Alterthums auf dieses im Verlage von A. Rücker erscheinende und wie innerlich so äufserlich trefflich ausgestattete Werk rege. Es werden in diesen nur in wenigen Abdrücken ausgegebenen Blättern zum erstenmal die Reliefs der Tempelwände von Umebéda bekannt gemacht und erklärt. Es dürfte zweckmäfsig seyn, die Hauptvorstellungen kürzlich darzulegen, mit Angabe der Abweichungen, die wir uns von der Erklärung des Vf. abgehend erlauben.

Digitized by Google

Taf. X. gibt Bildwerke von der Aufsenseite des Tempels. Fig. 2: Jupiter Ammon mit dem Herrscherstab und dem ägyptischen Schlüssel, nebst seiner Tempelgenossin, gleichfalls mit dem Schlüssel; ihnen bringt ein Mann, etwa der Erbauer, zwei Obelisken (Sinnbild des Tempels) vor einem Opferaltar dar, und hinter ihm ist seine muthmafsliche Bitte an die Götter in Hieroglyphenschrift enthalten. Der Widderkopf Jupiters ist nach der Bemerkung des Verf. etwas löwenartig gebildet. Die Verschmelzung des ersten Zeichens im Thierkreis mit dem Löwen als dem eigentlichen Sinnbild der Sonne mag absichtlich auf die Bedeutung dieses Sonnengottes anspielen. Ueber den Schlüssel, der hier in den Händen der Götter so häufig als in Aegypten sich findet, macht Hr. T. am Ende des Heftes lesenswerthe Bemerkungen, und rechtfertigt seine Gestalt durch die Einrichtung der ägyptischen und altgriechischen Schlösser. Er ist das Symbol des Eröffnens und Beschliefsens der Ober- und Unterwelt, und bezeichnet im Allgemeinen die gesetzliche Machtvollkommenheit in irgend einem Bereiche. Die Tempelgenossin des Jupiter Ammon ist nach des Hrn. Verf. überzeugender Auseinandersetzung Dione. Unter diesem Namen wurde sie neben Zeus zu Dodona verehrt, nach Demosthenes in Mid. 15. und Strabo VII. fin. Wenn dann einige unter Dione die Aphrodite verstanden, andere aber (Pausan. V. 15.) von einer ammonischen Here zu Olympia wufsten, so geschah dies nur vergleichungsweise, weil die dodonäisch libysche Dione mit beiden Göttinnen Aehnlichkeit hatte, mit Here als Gattin des Zeus, mit Aphrodite aber vermöge ihres Begriffes. Um die Einigung beider griechischen Gottheiten in der einen libyschen anzuzeigen, verehrten die Lacedämonier eine Aphrodite-Hera (Pausan. III. 13.). Homer führt dagegen Dione neben Here und Aphrodite in seinem Göttersystem so auf, dafs er jene zum Kebsweibe des Zeus und zur Mutter der Aphrodite machte (Iliad. V. 312. 370.); woraus man sein Verfahren, das Ausländische dem Einheimischen anzupassen und damit zu verflechten, an einem Beispiele sehen kann. Man würde fehl greifen, wenn man die homerische Dione für die dodonäische halten wollte; vielmehr war die letztere allem Anschein nach Aphrodite selbst, und hatte ihre weissagenden Tauben, aber eine solche, die zugleich Here oder Gattin des Zeus war. Man darf in den örtlichen Culten keine völlige Uebereinstimmung mit dem systematischen Synkretismus der griechischen Epiker erwarten. Diese ammonische Dione überkam sehr wahrscheinlich Italien unter dem Namen Juno (vgl. Creuzers

Digitized by Google

Myth. II. S. 547.). Wegen ihres morgenländischen Ursprungs und ihrer Begriffsverwechslung mit Aphrodite glaubt Ref. den Namen Dione-Juno am wahrscheinlichsten von יוֹנָה, Taube (Taubenweib), ableiten zu können. Dahin scheint auch der Umstand zu zielen, dafs auf gegenwärtiger Tafel ihre Schenkel mit Flügeln eingehüllt sind.

Taf. X. fig. 3. ist ein Bruchstück, worauf wir die grossen Jahresgötter abgebildet sehen. Der Unterschied der Geschlechter ist auf dieser und den folgenden Vorstellungen dadurch angezeigt, dafs die männlichen Gottheiten in schreitender Stellung erscheinen. Nur Osiris und Hermes ithyphallicus sind Taf. IX. säulenartig gebildet. Das Scepter der Götter ist am obern Ende durch den Kopf des Kukupha (Horapollo I. 55.), das der Göttinnen durch einen Lotuskelch ausgezeichnet. Die erste weibliche Figur zur Linken des Beschauers mit dem Schafskopf wäre kenntlicher, wenn die männliche vor derselben nicht verstümmelt wäre. Könnten wir in dieser Jupiter erkennen, so würden wir in jener unstreitig Dione finden. Der Schafskopf im Tempel des widderköpfigen Gottes übrigens läfst eher diese Göttin vermuthen, als die Neith, für welche sie der Verf. ausgibt. Denn die Bemerkung, dafs Athene dem Sternbilde des Widders vorstehe, könnte nur den Kopf eines Widders, aber nicht den eines Mutterschafes rechtfertigen. Auf ihrem Haupte ist die Weltkugel mit der Lebensschlange (nach dem Verf. eine Sonnenscheibe; aber auch Rhea hat Taf. VIII. denselben Kopfschmuck, für welche doch die Sonnenscheibe sehr unpassend wäre). Hierauf folgt Horus mit der Sonnenkugel und seinem charakteristischen Bartansatz, als Gott der Sonne in ihrem Zunehmen und des Jahres vor der Sommersonnenwende. (Der Verf. hält ihn für Herakles, als welcher er nichts Ausgezeichnetes hätte; Horus dagegen ist in der durch die folgenden Gottheiten ausgedrückten Ideenreihe unentbehrlich.) Hieran schliefsen sich zwei gute Genien mit Schlangenköpfen, ein weiblicher und ein männlicher, den Jahressegen bezeichnend. Der Scheffel auf dem Haupte des männlichen Kamephis deutet wahrscheinlich auf die erste Erndte zur Zeit der Sommersonnenwende. Er durchbohrt mit einer Lanze dem Anschein nach ein typhonisches Thier. Es herrschen ja im hohen Sommer in Libyen und Aegypten die dem Typhon zugeschriebenen Gluthwinde, wogegen dieser Genius hier schützend kämpft. Oder wenn andere in dem Werkzeuge, das Hr. T. für eine Lanze ausgibt, lieber eine Wurfschaufel

Digitized by Google

sehen sollten, so bezöge sich diese abermals auf die Erndte. Nun erscheint Harpokrates, an der einzigen geringelt herabhängenden Locke kenntlich (Sinnbild der schwach werdenden Sonne); auf dem Haupte hat er seinem Charakter gemäfs eine kleine Sonnenscheibe zwischen Bockshörnern. Die Hörner, können wir sagen, sind vom Pan entlehnt, den kennen wir ja als den Steinbock im Thierkreis (s. unsere Jahrb. 1824. S. 792.). In der Linken hat er den Krummstab und die Geissel, um in dieser für Aegypten namentlich so gesegneten Zeit der Ueberschwemmung die typhonischen Einflüsse vollends zu vertreiben. Harpokrates steht hier als die wieder abnehmende Sonne (der hinkend wandelnde Gott nach der Mythologie) und als das Jahr nach der Sommersonnenwende dem Horus in richtiger Stufenfolge gegenüber. Dafs Horus nicht, wie gemeiniglich angenommen wird, blos die Sonne in der Sommersonnenwende, und Harpokrates in der Wintersonnenwende ist, sondern beide, wie gesagt, umfassender zu nehmen sind, wird unter anderm aus einer hier in Betracht kommenden unedirten ägyptischen Bronce klar, welche kürzlich der verdienstliche Kunstkenner J. D. Weber zu Venedig aus den Händen eines Goldschmieds gerettet, und wovon er dem Ref. eine Handzeichnung mitgetheilt hat. Es ist Harpokrates mit seiner Locke, in den Händen zwei Geisselriemen haltend, zwischen den Zeichen des Krebses und Steinbocks auf der einen, und des Scorpionen und Löwen auf der andern Seite. Ueber seinem Haupte ist der struppige Kopf des Typhon mit offenem, gleichsam Gluth blasendem Munde, mit den Füfsen tritt er auf zwei Krokodile (typhonische Thiere). Hierdurch ist die Doppelherrschaft Typhons angedeutet; nämlich in der versengenden Hitze einerseits, und andererseits in den winterlichen Tagen, da das Meer den guten Nil verschlungen hat, äufsert sich seine zerstörende Macht. Zwischen beiden typhonischen Extremen steht Harpokrates in den Zeichen vom Krebs an bis zum Steinbock, wie in der That, so im Bilde mitten inne. (Hr. T. gibt den Harpokrates für Osiris aus, was gar nichts für sich hat. Den Kopfschmuck aus Palmzweigen, der nicht einmal deutlich ist, besitzt Osiris nicht ausschliefslich, und der Krummstab und die Geissel finden sich notorisch in den Händen des Harpokrates; man vergl. nur Creuzers Abbild. zur Myth. Taf. XV. No. 2.) Die letzte Figur auf dem Bruchstück ist Isis mit dem Modius auf dem Haupte als Sinnbild der zweiten Erndte im November, darüber befindet sich die Mondsscheibe zwischen den Kuh- oder Mondshörnern.

Digitized by Google

Taf. VIII. und IX. enthalten die Reliefs im Innern des Tempels. An der Decke sind Adler mit ausgebreiteten Flügeln und über ihnen Sterne abgebildet, zum Zeichen der himmlischen Herrschaft; in den Füfsen halten sie h. Opfermesser (nach dem Verf. Feldzeichen, aber s. Taf. IX. die zweite Reihe von unten, wo eine Priesterin vor dem Opferaltar dergleichen in den Händen hat). Zu oberst an den Seitenwänden zieht sich ein Streifen, Ammons Scepter nebst der Weltkugel, wovor ein Falke mit gesenkten Fittigen huldigt, in vielen Wiederholungen enthaltend. Darunter ist ein Ammonsfest mit Candelabern, Altären, Opfernden, Betenden und Tanzenden. Sodann folgt auf beiden Seiten ein breiter Streifen von Hieroglyphen, welche aber die Reisenden nicht abgeschrieben haben, was um so mehr zu bedauern ist, da deren mögliche Entzifferung in unserer Zeit von mehreren Seiten her in Anregung gebracht wird. Die folgende Reihe ist auf den gegenüber stehenden Wänden verschieden, aber doch nach unserem Urtheil sich auf einander beziehend. Sie enthält die segnenden Götter beider Hemisphären, die eine Wand (Taf. IX.) die der Oberwelt und die andere (Taf. VIII.) die der Unterwelt. Auf beiden Wänden ist Jupiter Ammon vorgestellt, thronend in einer Capelle, vor welcher ein Anbeter kniet; was die Anschauung zu der Beschreibung in der Inschrift von Rosette gibt. Aber Ammon hat nicht beidemal die gleichen Attribute, und nicht die Willkühr hat unseres Erachtens abgewechselt. Auf der rechten Wand Taf. IX. hat er eine gröfsere Sonnenscheibe auf dem Haupte, auf der linken Taf. VIII. eine kleinere zwischen Bockshörnern und mit zwei Palmzweigen. Jenes ist die zunehmende (in andern Cülten als Horus gedacht), dieses die abnehmende (anderwärts Harpokrates bezeichnet) Sonne, jenes zugleich der Gott der obern, und dieses der Gott der untern Hemisphäre. Wie alle Sonnendienste, so kennt auch der ammonische einen Gott in der Kraft und denselben in der Entkräftung. Auch Ammon hatte, wie Harpokrates, einen Fehler im Gang, zusammengewachsene Beine (Plutarch. de Is. 62.). Daher hat er auch mit ihm die Bockshörner hier gemein, was bei beiden eine Anspielung auf das Zeichen des Steinbocks ist. (Wenn der Verf. S. 120. diese Hörner sogar dem Horus beilegt, so beruht diese Meinung ohne Zweifel auf einem Mifsverständnifs.) Deswegen trinkt nach der Fabel der kleine Zeus (als Steinbock im Winter) Ziegenmilch, und erstarkt so nach und nach von der kleinen Sonne zum grofsen Gott. Was der Aegypter in die Zweiheit des Har-

Digitized by Google

pocrates und Horus auflöste, geschieht hier in dem Leben des einen Gottes Zeus. Mit dieser Ausdeutung von dem gedoppelten Ammon stimmt die folgende Götterreihe zusammen.

Es folgen nämlich Taf. IX. Isis und Osiris, durch die Attribute eines Lotusstengels, einer Katakombe und eines Wassergefäfses als Vorsteher des Kreislaufes vom Leben zum Tode und von diesem zur Wiedergeburt bezeichnet. An sie schliefsen sich die Zeugungsgötter Hermes ithyphallicus und Brimo, diese mit dem Kalathus auf dem Haupte, jener mit dem stehenden Gliede und mit zwei sich oben umlegenden Federn als Hauptschmuck. Die Federn erinnern an die Parcen, welche gleichfalls von den Vögeln als den Propheten des Schicksals diesen Kopfschmuck entlehnen (s. unsere Jahrb. 1824. S 801.). Bei Hermes bedeuten sie hier ohne Zweifel, dafs sein Geschäft nach festen Naturgesetzen von Statten gehe. (Der Verf. hält sie nach Horapollo II. 118. für ein Sinnbild der Gerechtigkeit.) Mit der Geissel in der Hand vertreibt er die widrigen Einflüsse der Natur, um sie zur Zeugung vorzubereiten. Dieser Hermes ist die einzige Vorstellung in diesen Bildwerken, welche uns erinnert, dafs wir uns nicht in Aegypten befinden; er ist nach Herodot II. 51. ein pelasgischer Gott, und erklärt sich aus dem anerkannten Verkehr zwischen dem pelasgischen Griechenland und dem libyschen Ammonstempel. Hr. T. nennt ihn Osiris; aber auch abgesehen von der unangemessenen zweimaligen Wiederholung desselben Gottes nach einander, so haben die Aegypter den Osiris selbst nicht als Phallusgott gebildet, sondern nur ihm zu Ehren nach Herodot II. 48. eigene Ellen lange Bildchen verfertiget, an denen das Männliche beinahe so grofs als der übrige Körper war. Die wir Brimo, Hekate oder Proserpina als die Gattin des Hermes, auf welche sein sinnliches Gelüsten gerichtet ist (Cic. de N. D. III. 22. und daselbst Creuzer), nennen, in dieser vermuthet der Vf. eine Personification Aegyptens.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N. 18. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Tölken Erklärung der Bildwerke des Ammonstempels zu Siwah.

(*Beschluſs.*)

Nach den Göttern, welche der Fruchtbarkeit im Allgemeinen vorstehen, werden nunmehr im Besondern die Spender der wohlthätigen Jahreseinflüsse und die Förderer des Gedeihens vorstellig gemacht: Horus mit dem Falkenkopfe (nach dem Verf. Phtha) in Gesellschaft eines weiblichen Agathodämon, der einen Widderkopf mit der Schlange hat, und zur Bezeichnung der ersten Erndte derselbe seyn mag, welcher Taf. X. fig. 3. einen Schlangenkopf hat und auch auf Horus folgt. (Der Verf. hält diese Göttin für Neith, und führt Manil. IV. 124. und Serv. ad Aen. XI. 259. an, daſs ihr das Sternbild des Widders geheiligt gewesen, was allerdings durch den borghesischen Thierkreis und ein italisches Vasengemälde nach unserer Ausdeutung in den Heidelberg. Jahrb. 1824. S. 791. bestätigt werden kann. Allein der Schluſs von dem Widderkopf auf die Neith ist dessen ungeachtet unsicher, wenn man bedenkt, daſs wir uns in einem Ammonstempel befinden, wo nach des Verf. eigener Ansicht Taf. IX. in der zweiten Reihe von unten zwei Priesterinnen mit Widdermasken, und nach des Ref. Dafürhalten auſserdem Isis und Osiris mit Widderköpfen vorkommen.) Das Segensjahr, das mit Horus und dem guten Genius eröffnet wird, erreicht durch die Nilfluth mit dem Aufgang des Hundssterns seinen eigentlichen Gipfelpunkt. Daher reiht sich nun Anubis an als Repräsentant des guten Hundssterns und der mit seinem Aufsteigen verbundenen heilsamen Folgen. Mit ihm steht dem Begriff und der Abbildung gemäſs eine Parce mit der Feder auf dem Haupte in Verbindung, um den Gedanken auszudrücken, die Befruchtung des Landes und deren Maaſs erfolge nach astrologischen Schicksalsgesetzen. (Der Verf. hält sie für die Göttin der Wahrheit und des Rechts; s. aber Creu-

Digitized by Google

zers Abbild. zur Myth. Taf. XV. n. 2, wo ein Schatten zwischen zwei Parcen, deren Hauptschmuck eine Feder ist, steht, vergl. Pausan. X. 24. Auch Priester oder Propheten sind auf ägyptischen Bildwerken geschmückt. Die häufig vorkommende Feder in der Waage des Todtengerichts kann wieder nicht, wie der Verf. will, Gerechtigkeit bedeuten; denn man hält wohl die Waage mit Gerechtigkeit, aber man kann diese nicht sinnbildlich in die Waage legen, wohl aber das Schicksal, dessen Bestimmungen die Stelle des Gewichts vertreten.) Hierauf erscheint Harpokrates mit dem Falkenkopf und oben mit einer kleinen Sonnenscheibe und zwei Palmzweigen (nach dem Verf. wieder Osiris). Die Sonne nimmt ab, aber die Natur ist reich und üppig. Daher werden nun die grofsen Segens- und Erndtegötter zur Anschauung gebracht: Isis mit dem Widderkopf und der Mondsscheibe zwischen den sie charakterisirenden Gazellenhörnern (nach dem Vf. wieder Athene), und Osiris mit dem Falkenkopf und den mächtigen Stierhörnern, die ihm vorzugsweise zukommen (nach dem Verf. Helios). Es folgt eine Göttin, die man für Aphrodite halten mag. Das Uebrige ist verstümmelt. — Wir begegnen so ziemlich derselben Götter- und Ideenreihe, wie Taf. X. fig. 3, wodurch die Richtigkeit unserer Auslegung an Wahrscheinlichkeit gewinnt. Es folgten dort, wie hier, Horus und ein weiblicher Kamephis, Harpokrates und Isis auf einander. Nur statt des männlichen Kamephis ist hier der Anfang der Nilfluth deutlicher durch Anubis und die Parce angedeutet. Immer aber ist es derselbe Ideenkreis: Zunehmen und Abnehmen der Sonne, Wassersegen, Wachsthum und Fruchtbarkeit nach göttlichen Rathschlüssen.

Auf der linken Tempelwand Taf. VIII, wo der unterirdische Ammon thront, finden wir folgende Gottheiten: Harpokrates mit der kleinen Sonne und zwei Palmzweigen auf seinem menschlichen Haupte, auch sonst als ein unterirdischer Gott bekannt (Creuzer Abbild. Taf. XV. n. 2.), von dem Harpokrates der obern Sphäre Taf. IX. dadurch unterschieden, dafs ihm in letzterer Beziehung ein Falkenkopf und eine Strahlenkrone gegeben wurde. Hierauf erscheint Rhea mit dem Löwenkopf und der Weltkugel, als Mutter des Typhon und der Nephthys eine Gottheit der Unterwelt. Sie ist in Bewegung gegen ihren Gatten Kronos, dessen Haupt mit der Sonnenscheibe geziert ist. Der Seelenführer Thoth, mit einem Stern und zwei Falkenfedern auf dem Kopf, steht zwischen zwei der Dione ähnlich gebildeten Parcen, und daran reiht sich Anubis mit zwei Federn, dessen Hundskopf mit

Digitized by Google

Beziehung auf sein unterirdisches Amt nach Art der Schakale geformt ist. Den Zug beschliefsen Isis, zwischen deren Gazellenhörnern die Mondsscheibe sich befindet, aber etwas kleiner als T. IX, und Osiris an seinem charakteristischen Kopfschmuck kenntlich, als Sohn des Ammon mit dem Widderkopf (wie Isis T. IX.), als der unterirdische durch die kleine Sonne zwischen Bocksh örnern bezeichnet. Rückwärts von dem Throne Ammons ist im Hintergrunde dessen Gattin Dione, gnädig die Hand erhebend, zu bemerken, wie es scheint, als Hoffnungsbild zur Paligenesie für die Abgeschiedenen. (Der Verf. sieht in dieser Götterreihe aufser Kronos und Rhea nur Priester und Priesterinnen; solche finden sich wohl in der untern Reihe, diese sind aber in geziemender bittender Stellung, was hier nicht der Fall ist. Ueberdies würde die Vorstellung von Priestern den Götterbildern auf der gegenüberstehenden rechten Seite nicht entsprechen. Nach unserer Auslegung aber beziehen sie sich auf einander wie Ober- und Unterwelt.)

Der weiter folgende Streifen auf beiden Seiten enthält eine Veranschaulichung des Flehens der Menschen in Beziehung der oben abgebildeten Gottheiten, und zwar Tafel IX. eine Opferhandlung in Rücksicht auf Jahressegen und Nilfluth, zu welchem Behufe zwei Altäre in der Mitte stehen, der eine mit dem Ichneumon, der andere mit dem Krokodil bezeichnet. Also den guten und den feindseligen Göttern wird geopfert, um die Geneigtheit jener zu gewinnen und den Zorn dieser abzuwenden. Auf der andern Seite der Altäre erblickt man die Horte des Landes und die Rächer des Osiris, nämlich Horus in der Mitte des ibisköpfigen Thoth mit der Mondsscheibe zwischen Kuhhörnern (denn man dachte den Thoth als Begleiter des Mondes: Plut. de Is. 41.) und des Anubis. (Der Vf. hält letztern für Typhon, und den Hundskopf, an welchem wegen des Aufsatzes die Ohren nicht sichtbar sind, für den Kopf eines Krokodils oder Schweines. Aber wie könnte diesem feindseligen Zerstörer das göttliche Scepter, das er in der Linken, der h. Schlüssel, den er in der Rechten hält, der Kopfschmuck, den Anubis mit Horus als dessen Begleiter gemein hat, zukommen?) Der entgegengesetzte Streifen Taf. VIII. enthält eine Reihe betender Priester und Priesterinnen, der Analogie nach in Bezug auf das Todtenreich. Die unterste Vorstellung beider Seiten ist zu sehr verstümmelt, als dafs etwas mit Gewifsheit angegeben werden könnte.

W. F. Rinck.

M. Tullii Ciceronis de Claris Oratoribus liber, qui dicitur Brutus. Cum notis J. A. Ernesti aliorumque interpretum selectis edidit suasque adjecit Fridericus Ellendt, A. M. — Praefixa est succincta Eloquentiae Romanae usque ad Caesares Historia. Regiomonti Prussorum, sumtu fratrum Borntrager. MDCCCXXV. X. CXLII und 261 S. in 8. 2 Thlr.

Eine Ausgabe, die wir willkommen heifsen müssen. Seit langer Zeit ist dieser Schrift, einer der trefflichsten Cicero's, keine eigene Bearbeitung zu Theil geworden, und doch konnte die Wetzelsche Ausgabe nach dem jetzigen Stande der Ciceronischen Kritik keineswegs mehr befriedigen. Und hier dringt sich dem Ref. aufs Neue die schon oft gemachte Bemerkung auf, wie leicht es noch am Schlusse des vorigen Jahrhunderts war, sich mit sehr mittelmäfsigen Commentaren über den Cicero eine Art von Celebrität zu erwerben: denn er erinnert sich noch gar wohl der Lobsprüche, die Wetzels, man darf wohl sagen, schlechte Ausgabe des Brutus in der Allg. Deutschen Bibliothek erhielt, ungeachtet, besonders in der Bearbeitung des Textes, sehr willkührliche, wo nicht gar keine Grundsätze befolgt waren. — Wenn sich übrigens Hr. E. in der Vorrede beklagt, dafs die Lateinische Literatur im Verhältnifs gegen die Griechische gegenwärtig vernachlässigt sey, so möchte diese Klage gegenwärtig wohl etwas weniger gerecht seyn, als sie es noch vor einigen Jahren war. Gerechter finden wir die Klage, dafs die meisten der Lateinisch Schreibenden oder Lateinische Schriftsteller Erläuternden ihre Kenntnifs der Sprache nur durch Schreiben und Lesen erworben haben, ohne auf die nicht auf der Oberfläche liegenden Gesetze der Sprache zu achten, ja selbst ohne sie zu ahnen. Dafs daraus ein Schwanken in den Grundsätzen des kritischen Verfahrens entstehen müsse, dafs selbst das richtig Gefundene oder Herausgefühlte nicht zu fester Ueberzeugung gebracht und Andern überzeugend mitgetheilt werden könne, ist eine nothwendige und an Vielen nicht zu verkennende Folge davon. — Doch wir wenden uns zu unserm Buche. Ungebrauchte Handschriften hatte der Herausgeber nicht, auch an alten Ausgaben mangelte es ihm sehr, wie er denn z. B. die beiden Ascensius'schen Ausgaben von 1511 und 1522, die Basler Ausgaben von Cratander und Herwag, die Robert und Karl Stephanischen und so manche andere, die weder von Ernesti und seinem Nachtreter Wetzel, noch von Schütz gehörig verglichen sind, und doch so reiche Ausbeute geben, nicht unter den von ihm benutzten Hülfsmitteln nennt. Mit seiner

Digitized by Google

Historia Eloquentiae Romanae will er zwar nicht mit Ruhnkens *Hist. Crit. Oratorum Graec.* in die Schranken treten, wohl aber den Hrn. Burigny übertreffen, der in den Mem. de l'Acad. des Inscr. Vol. XXXVI. weiter nichts, als einen Auszug aus dem Brutus des Cicero giebt. Dies ist ihm allerdings wohl gelungen, und wir müssen diese Abhandlung als eine Bereicherung der Römischen Literaturgeschichte betrachten, ob sie gleich ein eigentliches Buch über die Geschichte der Römischen Beredtsamkeit nichts weniger als überflüssig macht, und zwar erstlich wegen der ihr zu enge gesteckten Gränzen, da sie nur bis auf die Caesares geht, dann aber auch, weil sie den Hortensius, den Asinius Pollio und den Cicero ganz übergeht: und zwar den Letztern, weil — *Quid*, sagt er, *a tot auctoribus laudatis vel enarratis addi potest?* Von den beiden Andern schweigt er, weil wir über den Hortensius von Luzac und über den Asinius Pollio von Thorbecke treffliche Monographieen haben. Haben? fragen wir. Luzac's Schrift ist eine im Jahr 1810 in Leyden erschienene Inauguralschrift, und Thorbecke's Commentatio gleichfalls, vom Jahr 1820. Diese Schriften sind sehr selten und schwer zu bekommen; und wären sie auch allgemein verbreitet, es durften darum in einer *Historia Eloquentiae Romanae* die bedeutendsten Männer eben so wenig fehlen, als künftig ein Geschichtschreiber der allgemeinen Geschichte die schwäbischen Kaiser wird übergehen dürfen, „weil man ja Raumers Geschichte der Hohenstaufen habe". Auch wird sich wohl in den Quellen selbst noch eine Nachlese halten lassen, ungeachtet sie vom Verf. mit Sorgfalt und mit Kritik benutzt worden sind. Doch wollen wir, um den Raum einer Recension nicht zu überschreiten, die specielle Beurtheilung der Abhandlung andern Blättern überlassen, um über die Ausgabe des Brutus selbst etwas ausführlicher sprechen zu können, und über eine Anzahl von Stellen unsere Ansichten mitzutheilen. Was den Lateinischen Vortrag betrifft, so verdient er im Ganzen Lob. Es sind uns jedoch einige Versehen aufgefallen, die wir einem Manne, der Anderer Irrthümer nicht immer schonend rügt [Cicero, wie der neueste Herausgeber des Priscian, Krehl, bekommen das Lob: *inepte*, Luzac: *temerarie*], ohne weitere Bemerkungen vorzuhalten nicht umhin können. S. VII. *ab Hermanno, viri illustri, de me — praeclare meriti.* LVI. *praetervidit* (ein ganz unerhörtes Wort!) LXXVI. *mentionem ejus fieri in Gellio, in Plinio.* CXII. *seculi potius, quum sui culpa.* CXIII. *apprime* (das beüchtigte Adverbium). S. 159. *nullibi.* CXIV. *Coelium quem* (f. *cui*) *librum suum inscripsit Varro* u. dgl. Auch falsche Citate z. B. S. XIX.

Cic. ad Att. für ad Famill. IX. 22. haben wir gefunden, und sinnstörende Druckfehler, z. B. S. X. *inultus* statt *multus*, XVIII. *ante* für *arte*, XL. *Seneca* für *Senecae*, LXXXIII. *earum qui*, CXXIII. *exstaret* für *exstant*.

Betrachten wir nun die Ausgabe des Brutus selbst, so finden wir an ihr ein besonnenes, sicheres Urtheil, eine Abneigung gegen willkührliche Textesveränderungen, sorgfältige Beobachtung des Ciceronischen Sprachgebrauches, nur nicht immer von einer hinlänglich umfassenden Lectüre unterstützt, um jedesmal das zu Beweisende mit den erforderlichen Stellen zu belegen; dabei ist auch die Auswahl zu loben, die der Herausgeber aus den Anmerkungen der frühern Bearbeiter dieses Buches giebt. Hier aber vermissen wir eine vor acht Jahren erschienene sehr gehaltreiche Schrift über den Brutus, die Ref. vor sich hat und deren Titel ist: Observationes Criticae in quaedam Bruti Ciceronis loca. Auctore Hallgrimo Johannaeo Scheving, Scholae Bessestadensis in Islandia Adjuncto. Havniae. Typis excudit H. F. Popp, civis et typographus Havniensis. 1817. 85 Seiten in 8, über welche Birger Thorlacius das Urtheil gefällt hat: Commentationem hanc, diligenter et cum acumine critico elaboratam, dignissimam judicat Facultas Philosophica Universitatis Regiae Havniensis, quae Magisterii Artium et Doctoratus Philosophici Honores auctori acquirat. Wir können dieses günstige Urtheil nur bestätigen, und sind überzeugt, Hr. E. würde Mehreres in dieser Schrift der Beachtung sehr würdig gefunden, manche Vorschläge des Hrn. Sch. seinen Lesarten vorgezogen, für manche seiner Behauptungen aber auch hier Beweise und Belege gefunden haben. Da es den meisten unserer Leser eben so gehen möchte, wie Hrn. E., nämlich dafs ihnen jene Schrift unzugänglich ist, so wollen wir dieselbe bei den von uns zu betrachtenden Stellen auch berücksichtigen.

V. 21. *Ego vero, inquam, si potero, faciam vobis satis.* So Hr. E. mit Ernesti, Wetzel und Schütz. Aber Scheving hat mit Recht das *potuero* der Handschriften in Schutz genommen, und dafür Epp. ad Famm. XI. 23. ad Att. II. 15. Orat. 10. de Legg. III. sub fin. und andere Stellen citirt; zu denen man fügen kann, was Beier ad Cic. de Off. III. 23. 89. p. 351. sq. sagt, und die Stelle Cic. de Rep. I. 43. Auch hat Schev. zu dieser Stelle einen eigenen Excurs beigefügt S. 82 — 85. — IX. *Sed suavitate ea, qua perfunderet animos, non qua perfringeret.* Diese Lesart behält und vertheidigt Hr. E. wie Ernesti. Aber wer wird von der *suavitas* sagen: *perfringit animos?* Ja, wir wollten uns *perfringere* gefallen lassen, wenn es hiefse,

Digitized by Google

etwas, wodurch die *animi* umzäunt oder umschlossen oder überhäutet sind, *suavitate perfringere*; aber die *animos* selbst nimmermehr. Wir ziehen also die von Schneider aus Cod. Gud. 1. (un l nicht *ex conjectura*, wie Hr. E. sagt) vorgezogene, auch von Schütz und Scheving gebilligte Lesart *perstringeret* vor. Es ist allerdings eine Gradation zwischen *perfundere suavitate* und *perstringere*, die Hr. E. mit seinem *perfundit s. leviter tangit*, was dann eben so viel seyn soll, als *perstringit*, nicht vertuschen oder vertilgen kann! Richtig erklärt Schütz *perstringere* durch *leviter pungere*, was recht gut zu den *aculeis* paſst, von denen es nachher heifst: *cum delectatione aculeos etiam relinqueret in animis*, und bedeutend stärker ist als *suavitate perfunderet*. — X. 4. *cujus (Homeri) etsi incerta sunt tempora, tamen annis multis fuit ante Romulum; siquidem non infra superiorem Lycurgum fuit, a quo est disciplina Lacedaemoniorum adstricta legibus.* Hier verwirft Hr. E. Wetzels Erklärung, dafs *superior Lycurgus* stehe zum Unterschied von dem Attischen Redner Lykurgus, auch die des Corradus, der annimmt, Cicero denke an einen jüngern Lykurgus aus Sparta, den Timäus erwähnte, und wolle durch *superior* den Gesetzgeber von ihm unterscheiden; auch die von Trofs mitgetheilte Ansicht der Stelle, wonach *non infra* weggeworfen und gelesen werden soll *siquidem superior Lycurgo fuit*, welches freilich gewaltsam ist, verwirft er, und will *superiorem* als Glosse eines interpretis inepti ausgestrichen wissen. Scheving supplirt *eo* nach *superiorem* (welches wir lieber beigesetzt sähen), und erklärt die Stelle ganz gut und einfach so: *Etsi incerta sunt Homeri tempora, omni tamen dubio caret, eum vixisse ante Romulum, cum constet eum non fuisse post Lycurgum, qui tamen Romulum aetate praecessit.* — XIII. 49. *Et Graeciae quidem oratorum partus atque fontes vides.* Ernesti stöfst sich an *partus atque fontes*, Schütz emendirt gar, und allerdings scharfsinnig *oratorum partus artisque fontes.* Hr. E. hält *fontes* für eine Glosse von *partus.* Scheving sagt zum Schutze der Stelle: *Cicero non attentus fuit ad propriam vocum partus et fontes significationem, sed tantum ad illam translatam, qua utitur, ex qua idem valent ac initium et origo, — nec ipsa vocabula partus et fontes assumto hoc significatu inter se discordant. Similiter dixit* Cic. Brut. 17. *imitari ossa et sanguinem* etc. — XVII. 67. liest Hr. E. zwar mit Recht *Catones;* man erfährt aber nicht, dafs die lect. vulg. *Catonis* ist, ob er gleich von ihr spricht, und sogar sagt, Görenz vertheidige sie ad Cic. de Finn. V. 2. 3, welches Citat falsch ist, da Görenz die Stelle mit der alten Lesart blos anführt zu IV. 2. 3. — XXI. 81. *cujus et aliae sunt orationes et contra Ti. Gracchum, exposita est in C. Fannii annalibus.* So steht

Digitized by Google

allerdings in den Handschriften. Allein die Stelle scheint doch so nicht stehen bleiben zu können. Scheving will entweder *quae* vor *exposita* einsetzen, oder, was Schütz gethan hat, *est* ausstreichen. Eins von beiden scheint nöthig. — XXV. 97. *homo non liberalitate, ut alii, sed ipsa tristitia et severitate popularis.* Hier haben Ern. und Wetzel ganz ohne Noth *hilaritate* emendirt. *Liberalitas* für *comitas* wird von Schütz, Schev. und dem Herausgeber mit Recht beibehalten und vertheidigt. — XXIX. 110. *quorum neuter summi oratoris habuit laudem, et uterque in multis causis versatus erat.* Hier weist Hr. E. mit Recht Ernesti's von Schütz gebilligtes *at* ab. Wenn er aber schreibt: *sed ratio temporum prohibet. Si enim et copulative accipiendum esset, vel si adversativa particula at ejus locum teneret, habuit exspectandum erat*, so hat er sich wohl verschrieben, denn *habuit* steht ja. Vielleicht wollte er sagen, dann sollte man *versatus est* erwarten. Er hält es indessen mit Schneider, der *et* für *et tamen* nimmt, und belegt diesen Gebrauch mit einer Stelle: *alia exempla*, sagt er, *nunc non sunt in promptu.* Scheving bot viele Stellen an: z. B. Brut. c. 56. Somn. Scip. c. 8. de Senect. c. 9. Dann aus Livius, Celsus, Martialis; darauf Griechische Stellen aus Euripides, Aristophanes, Aesopus, Epiktetus. — XXX. 114. *quae propria est hujus disciplinae philosophorum de se ipsorum opinio.* Dafs dies die Lesart der Handschriften und Ausgaben ist, erfährt man von Hrn. E. gar nicht. Dies kommt daher, weil *ipsorum*, das er blos zwischen Klammern setzen wollte, durch Zufall, wie es scheint, ganz ausgefallen ist. Scheving vertheidigt es und construirt: *Itaque in hoc viro firma et stabilis inventa est illa opinio, quae ipsorum philosophorum hujus sectae de se propria est*, mit der Erklärung: *Quando nude dicitur, hanc vel illam aliquis de se habet opinionem, id ita potest intelligi, ut, si ipse quidem habeat, nihil tamen impediat, quo minus et alii. Sin vero pronomen ipse additur, significatur, hanc opinionem illi, de quo sermo sit, propriam esse, nec in alios cadere. Eodem modo* Liv. lib. I. 28. *Romani, si unquam alias ullo in bello fuit, quod primum diis immortalibus gratias ageretis, deinde vestrae ipsorum virtuti, hesternum id proelium fuit.* — XXX. 115. *Qui cum innocentissimus in judicium vocatus esset, — cum essent eo tempore eloquentissimi viri L. Crassus et M. Antonius consulares, eorum adhibere neutrum voluit.* Das erste *cum* nimmt Hr. E. mit Schütz aus der Ausgabe des Victorius auf, für *quanquam*, das die Handschriften und übrigen Ausgaben geben; wobei er eine treffliche Anmerkung über den Gebrauch des *quanquam* mit dem Conjunctiv macht. Scheving weifs nichts von des Victorius *cum*, sieht aber doch, dafs dieses *quamquam — esset* nicht gut stehen kann, und glaubt

Digitized by Google

deswegen, entweder sey *quamquam* versetzt, und müsse unten, statt oben, stehen: *quamquam essent eo tempore* etc. Wolle man das nicht, so soll man *esset* nach *vocatus* wegstreichen und lesen: *Qui, quanquam innocentissimus, in judicium vocatus, — cum essent — consulares, eorum adhibere neutrum voluit.* Man wird diesen Ansichten seinen Beifall nicht versagen können, selbst wenn man sich auch lieber an Hrn. E. Lesart zu halten geneigt seyn möchte. — XXXI. 120. *Nam, ut Stoicorum adstrictior est oratio —: sic illorum liberior et latior, quam patitur consuetudo judiciorum et fori.* Das *latior* mifsfällt Hrn. E. und er emendirt *laxior*, doch ohne viel auf seine Emendation zu halten. Wir können sie auch nicht sehr billigen, sondern nehmen dafür Schevings *laxior*, und belegen es, da es von ihm unterlassen worden ist, mit einer Stelle des Cicero selbst, de Orat. I. 60. 254. *adstrictus certa quadam — moderatione, — quanto facilius nos non laxare modos orationis, sed totos mutare possumus?* — XXXIV. 129. *C. Fimbria — habitus est sane, ut ita dicam, luculentus patronus, asper, maledicus, genere toto paullo fervidior atque commotior.* Dafs die Stelle verdorben sey, hat man längst vermuthet. Vavassor sagte, er begreife nicht, wie bei dem ganz eigentlichen Ausdruck *luculentus patronus* die entschuldigenden Worte *ut ita dicam* stehen können; Pighius und Gruter wollen das gleich nachher folgende *tolerabilis patronus* wegstreichen, weil es sich mit dem *luculentus patronus* nicht vertrage. Ernesti verwandelt erstlich, um einen uneigentlichen Ausdruck zu haben, der das *ut ita dicam* rechtfertige, *luculentus* in *truculentus*, und erklärt *patronus* für eine alberne Glosse, weil, was F. für ein *patronus* gewesen, gleich nachher gesagt werde. Schütz emendirt noch auf diese Conjectur hinauf, und schreibt *truculentus accusator.* Hr. E. wäre geneigt es mit Pighius und Gruter zu halten, hält sich aber, des *ut ita dicam* wegen, an Ernesti's *truculentus*, und streicht mit ihm *patronus* weg. Scheving weifs nichts von Schütz's Conjectur, er erkennt aber, dafs *luculentus patronus* nicht stehen kann, erstens, weil dies kein *ut ita dicam* braucht, da der Ausdruck nicht figürlicher ist, als z. B. *eximius, egregius patronus* wäre; zweitens, weil *luculentus* gar schlecht zu *asper* und *maledicus* pafst; drittens, weil ein *luculentus patronus* unmöglich gleich darauf *idem tolerabilis patronus* heifsen kann. Er schreibt deswegen *luculentus accusator*, und vertheidigt seine Conjectur so, dafs wir ihr unsern Beifall nicht versagen können. Da diese Vertheidigung ausführlich ist, so heben wir aus ihr nur folgendes aus: *Primum verba ut ita dicam — bene cum lectione luculentus accusator conveniunt; nam qui accusationes apud Romanos factitabant, homines non*

boni, certe non gratiosi, habebantur, quod cum ex multis locis Ciceronis patet, tum vero ex hoc ipso capite sat perspicue, ubi Cicero loquitur de M. Bruto, quem dicit dedecori fuisse Brutorum generi, quod accusationes factitaverit, eumque fuisse accusatorem vehementem et molestum, ut facile fuerit cernere naturale quoddam stirpis bonum degeneravisse vitio depravatae voluntatis. Cum vero cultori artis alicujus minus honestae, qualis est accusatio, honesta praedicata tribuimus, quo de genere est illud luculentus, quia improprie et paulo audacius loquimur, emolliendi formula ut ita dicam opus est. Deinde illa asper et maledicus, quae tam male quadrant in luculentum patronum, accusatori bene conveniunt. Wir würden Schevings Lesart allen andern Vorschlägen vorziehen und in den Text aufnehmen. — LI. 192. *sic oratori populi aures tanquam tibiae sunt; eae si inflatum non recipiunt aut si auditor omnino tanquam equus non facit, agitandi finis faciendus est.* Wir wollen uns mit den verunglückten Erklärungsversuchen und Verbesserungsvorschlägen der ältern Erklärer und Herausgeber nicht aufhalten, nur zur Ergänzung der Note des Hrn. E., der des Turnebus Adversarien nicht nachsehen konnte, übrigens keine eigene Ansicht aufstellt, aus Schevings Anmerkung die hierher gehörige Stelle mittheilen: *Turnebus putat verbum esse circense, pro argumento habens, quod factiones, quae a faciendo nomen adeptae sint, in circo quatuor fuerint, et in lusu pilae factores etiam appellet Plautus; equum igitur putat facere, qui aurigae pareat.* Wahrscheinlich würde diese Erklärung Hrn. E. so wenig genügt haben, als sie uns genügt. Auch die Stelle Ovids, die Scheving citirt: Amor. I. 2. 16.

Asper equus duris contunditur ora lupatis:
Frena minus sentit quisquis ad arma facit:

wo er selbst beisetzt: *quod mihi tamen paullo est obscurius;* selbst diese Stelle möchte uns wohl nicht zufrieden stellen können. Statt Schütz's allzu kühner Emendation (nämlich man soll die acht Worte *aut — facit* wegwerfen, und *cantandi* für *agitandi* lesen) schlagen wir blos vor *tanquam equus novus facit.* Jedermann weifs, wie leicht aus *nouꝰ* (wie in Handschriften abbrevirt wird) *non* werden konnte. *Novus equus* aber, ein noch nicht zugerittenes, widerspenstiges Pferd, bietet in diesem Sinne Cicero selbst de Amicit. 19. 68. *Nemo est, qui non equo, quo consuevit, libentius utatur, quam intractato et novo.* — Doch wir brechen ab, um unsere Anzeige nicht über die Gebühr auszudehnen, und setzen nur noch hinzu, dafs sich in den Anmerkungen des Hrn. E. mehrere sehr schätzbare und von gründlichem Forschen zeugende Bemerkungen über den Ciceronischen Sprachgebrauch finden, z. B. über *quamquam* mit dem

Digitized by Google

Conjunctiv zu XXX. 115; über *abesse* mit dem Dativ zu LXXX. 276; über *accidere*, dafs es auch von günstigen Ereignissen gebraucht werde, zu XXII. 85; über *autem* und *enim* an der dritten, vierten, ja fünften Stelle, zu XLIX. 181; mehrere gute Bemerkungen über den Gebrauch des Conjunctivs, an verschiedenen Stellen; über Aoristische Futura zu L. 187; über *jam* und *nam* als Continuativpartikeln mit verschiedener Bedeutung XLIII. 159; über den Indicativ zwischen der Conjunctivconstruction XLIX. 185; über den Indicativ bei der indirecten Frage, zu III. 13; über *nescio an* als bescheidene Verneinung zu XVIII. 71; über das continuative *Quid?* LI. 192. Eigene Emendationen hat Hr. E. nur selten gemacht, noch seltener in den Text aufgenommen; wie z B. XVIII. 72. *Est autem* —. *Attius enim* für *Est enim* —. *Attius autem.* — XLII. 156. *ita prorsus etiam antea putabam* für *et.* — Druck und Papier sind sehr schön, und empfehlen auch ihrerseits diese so empfehlenswerthe Ausgabe.

M. T. Ciceronis de Officiis libri tres. Mit einem Deutschen Kommentar besonders für Schulen. Bearbeitet von Joh. Friedr. Degen, Doktor der Theologie, Kön. Baierscher (sic!) Consistorialrath und Professor zu Baireuth. Dritte von neuem durchgesehene Ausgabe. Berlin, im Verlage bei J. W. Boicke. 1825. *XVI und 415 S. in* 8. 2 fl. 20 kr.

Nicht immer ist das Urtheil des Publicums im Einklange mit der Kritik. Findet sich dies gleich am häufigsten auf dem Gebiete der Kunst, so ist es doch auch nicht selten der Fall auf dem Felde der Wissenschaften. Ein Beweis davon ist die dritte Auflage dieser Ausgabe, wovon die erste (von 1800.), leidlich gelobt in der Allg. Deutschen Bibliothek, dennoch erst nach zwanzig Jahren vergriffen war, die zweite (von 1820.), förmlich vernichtet und todtgeschlagen von Beier in seiner Ausgabe dieses Werkes, nach fünf Jahren eine dritte zur Nachfolgerin hat, die ganz unbefangen, ohne eine Vorrede (nur in die Einleitung ist ein Stück aus der Vorrede zur zweiten Auflage eingeschaltet), ohne von jenem Todtschlag auch nur Notiz zu nehmen, ächtchristlich sogar für ihren Mörder betet, d. h. die Beiersche Ausgabe „eine mit vieler „Belesenheit und Kritik unternommene Arbeit mit mehreren „gelehrten Excursen" nennt, ohne auch nur eines einzigen der furchtbaren Excurse oder Incurse gegen Hrn. Degen zu

gedenken, von denen das Elogium in der Vorrede zum ersten Theil S. XV. *erroribus partim horribilibus inquinatissima est Degenii editio, nuper demum adeo iterata* — noch einer der glimpflichern ist. Unendlich viel schlimmer fährt Hr. D. in Beiers Ausgabe T. I. p. 158. T. II. p. 112. 131. 217. 268. 347. (der hier gerügte Fehler ist jetzt corrigirt) 360. 354. 351. 408. 164. etc. Wie sollen wir nun die fromme, stille Gelassenheit, mit der Hr. D. die oft zu harten Streiche nicht hinnimmt, sondern förmlich ignorirt, nennen? Wir müfsten sie loben, und gewissen Schriftstellern zur Nachahmung empfehlen, die, mit Schonung getadelt, dennoch mit lächerlicher Aufgeblasenheit und festem Glauben an ihre Infallibilität durch empfindliche Antikritiken ihrem Herzen Luft machen, und auf die schonendste Erwiederung derselben mit kindischer Rechthaberei auch dann noch das letzte Wort haben wollen (wovon im vorigen Jahrgange dieser Jahrbücher ein merkwürdiger Fall vorgekommen ist): wir müfsten sie, sagen wir, loben, wenn, wo mit Recht getadelt wurde, der Fehler stillschweigend getilgt und das Bessere oder Richtigere aufgenommen wäre. Aber dies ist keineswegs der Fall, und wo etwas Getadeltes verbessert ist, da scheint es nur bei Gelegenheit der Durchsicht und genauern Correctur geschehen zu seyn, wie z. B. I. 44. extr. wo die erste Ausg. *illi officio* hatte, die zweite *in officio*, wahrscheinlich durch einen Druckfehler, welches von B. getadelt wird, und wo jetzt wieder richtig *illi* steht. Dagegen stehen alte Fehler in Menge wieder in der neuesten Ausgabe, ungeachtet sie von B. gerügt waren: z. B. I. 14. 12. die Verwechslung der Familie der Junier mit der der Julier, in der Angabe, dafs jene ihr Geschlecht vom Aeneas abgeleitet haben; II. 23. 8. die Behauptung, 150 Talente seyen 150000 Gulden u. dergl. Auch Olshausens kleine, aber vorzügliche Ausgabe ist nicht beachtet, wohl aber Gernhards Ausgabe zuweilen angeführt, was schon in der zweiten Ausgabe geschehen war. Von Uebersetzungen sind zwar Garve's und Hottinger's Arbeiten angeführt, nicht aber die neueste von K. L. C. Hauff, München 1822. Wollte der Vf. durch Nichtnennung derselben vielleicht andeuten, dafs sie keine Bereicherung der philologischen Literatur sey, so stimmen wir ihm gern und ganz bei; müssen dies aber eben so sehr von seiner Ausgabe sagen, welche wir wenigstens den in unserm Bereich Studirenden weder in der ersten und zweiten Gestalt sehr empfehlen konnten, noch in der dritten viel mehr empfehlen können. Dies wird indessen ihren Absatz nicht hindern: denn bequem ist die Ausgabe für gar manche Studirende; ja

Digitized by Google

wir wissen Lehrer, deren Orakel sie Schülern gegenüber war, welche sämmtlich nur den Nürnberger Text auf des Lehrers Rath sich angeschafft hatten. Genauer von dieser Ausgabe und ihrer Einrichtung zu sprechen, ist wohl nicht nöthig; auch mag es wenig helfen, wenn wir, was wir mit gutem Gewissen thun können, erklären, das Urtheil des genannten Kritikers sey zu strenge gegen den *Virum summe venerandum*, wie er T. I. p. 35. genannt wird, und es sey viel Richtiges und Brauchbares in dem Buche, die zweite Auflage sey schon besser gewesen als die erste, und die dritte sey, wie wir gesehen haben, wirklich wieder durchgesehen. Das alles macht Hrn. D. weder zu einem Kenner der Sprache, noch der alten Philosophie, noch der alten Geschichte, wie die gegenwärtige, nicht mehr so genügsame, Zeit es verlangt und verlangen mufs. Eine vierte Auflage wird sich mit Recht wieder eine aufs neue durchgesehene nennen können, wenn wir auch nur in ihr Dinge, wie S. 6. *Cato. Mag.* S. 12. *van Lyden* (für *van Lynden*), S. 13. die Amozonen u. dgl. corrigirt sehen. Hätten wir die Aussicht, Kritik berücksichtigt zu sehen, so würden wir hier noch eine Reihe von Stellen betrachten, die Hr. D. in der Vorrede zur ersten Ausgabe besser als Heusinger gegeben zu haben geglaubt hat, wir würden die Aenderung oder Beibehaltung seiner Ansicht mit Gründen billigen oder mifsbilligen. Im gegenwärtigen Falle aber sind wir blos unsern Lesern schuldig, zu beweisen, dafs wir das Buch genauer betrachtet haben. Dieser Beweis wird sich aber durch etwa ein Duzend Stellen führen lassen, und unsere Anzeige kann dann ganz gelassen schliefsen. I. 1. 6. *ut idem utroque in genere elaboraret.* So steht jetzt richtig wie bei Heusinger und B., da in der ersten Ausg. *laboraret* vorgezogen und schwankend erklärt war. Hr. D. liefs sich nämlich durch Gernhard ad Cic. de Sen. 7, 24. überzeugen oder überreden. Von Hrn. Bs. Belehrungen weifs er nun einmal nichts und will nichts wissen. II. *ut in astrologia C. Sulpicium audivimus;* gegen Heus. Gernh. Schütz's und Bs. *audimus.* Olsh. behält das Perfectum, das wir hier auch für richtiger halten; und wir vermuthen, das *audimus* mehrerer Handschriften sey aus der Schreibung AVDIMVS (*audiimus*) entstanden. I. 10. 1. *ea migrare interdum et non servare fit justum.* Hier hat Hr. D. hartnäckig mit Sch. das alte *sit* beibehalten, das, nach Bs. richtiger Bemerkung, nur stehen kann, wenn man oben mit den Zweibrükkern u. e. A. schreibt *ut non reddere* für *ut reddere.* — I. 12. 2. *Indicant* XII, *ut*, STATVS DIES CVM HOSTE. So, ohne *tabulae*, lesen wir mit Heus. aus Handschriften und dem nicht

Digitized by Google

seltenen Gebrauche Cicero's. Man sehe nur Cic. de Legg. II. 23, wo in einem Capitel dreimal XII ohne *tabulae* steht, und daselbst Moser p. 338. In den Büchern de Off. III. 16. 65. schwanken die Herausgeber abermals. Da läfst es B. mit H. weg: Hr. D. behält es mit O. (wo gar *tabilis* steht), und freilich haben es hier alle Codd., nur Nonius nicht, welcher die Stelle anführt. — I. 19. 9. ist *existantque* für das bessere *existuntque* abermals beibehalten. Wir verweisen (aber nicht Hrn. D.) nur der Kürze wegen auf Beier ad I. 3. 8. p. 20 sq. — I. 31. 5. *sermone eo, qui notus est nobis.* Hier ist das von H. Sch. und B. beliebte, aber nicht bewiesene (denn die angeführten Stellen beweisen nicht, was sie beweisen sollen) *qui natus est nobis* gegen das früher vorgezogene und von O. mit Recht beibehaltene *notus* eingetauscht. — I. 31. 7. *vultus adspiciendus fuit.* Dies war in der ersten Ausgabe mit Recht gegen Heusingers aus einer Handschrift geschöpftes *vultum adspiciendum fuit* vertheidigt und beibehalten; aber ungeachtet alle für das letztere angeführten Stellen nichts beweisen, so hat sich Hr. D. jetzt doch dafür entschieden, ohne Zweifel weil — Gernhard es aufgenommen hat, vermuthlich weil er dachte, G. verstehe besser Latein, als er. Und darin hatte er Recht. Uebrigens ist in der Note das arme verstofsene *vultus* noch stehen geblieben. — III. 11. 8. *Cyrsilum quemdam — lapidibus cooperuerunt.* Hier hat Hr. D. abermals *obruerunt* behalten, weil *cooperuerunt* nur in zwei Handschriften steht. Aber in Fällen, wie dieser, gilt nicht die Ueberzahl, sondern die Wahrscheinlichkeit, dafs das seltenere Wort (wie es denn nur in ein Paar Stellen des Cicero vorkommt) von dem bekannteren verdrängt worden sey. — Doch für wen schreiben wir dies? Vielleicht für den künftigen Verbesserer und Sichter dieser Ausgabe: wie wir denn am Schlusse dieser Anzeige die Vermuthung nicht bergen können, Hr. Degen selbst habe an diesem fast ganz getreuen Abdrucke der zweiten Ausgabe wenig oder gar nichts gethan, vielleicht überhaupt keinen Antheil. Ob sich wohl der Vir summe venerandus selbst so inconsequent auf dem Titel Doktor und Consistorialrath geschrieben hat?

Digitized by Google

Erklärung des neuaufgenommenen topographischen Plans der die Umgebungen des Odilienbergs im niederrheinischen Departement einschliefsenden Heidenmauer und der umliegenden Denkmäler, von J. G. Schweighäuser, Professor an der Königl. Akademie u. s. w. Eine kurze Beschreibung aller in diesem Plane begriffenen Denkmäler und die Anzeige der zu denselben führenden Wege enthaltend. Strafsburg, Verlag von J. H. Heitz, Schlauchgasse No. 3. 1825. VI und 50 S. in gr. 8. nebst einem grofsen lithographirten Plan *). 4 Franks.

Als wir in diesen Blättern (Jahrg. 1825. Nro. 19.) der *Notice sur les anciens châteaux et autres monumens remarquables du Département du Bas-Rhin* von Hrn. Schweighäuser gedachten, machten wir dort (S. 302.) auf ein höchst merkwürdiges Denkmal der Vorzeit aufmerksam, welches die Höhen des Odilienbergs in der Nähe von Strafsburg umgiebt. Die kürzere Beschreibung, welche der Hr. Verf. von diesem unter dem Namen der Heidenmauer bekannten Denkmal dort gegeben, war allerdings in mehr als einer Hinsicht geeignet, die Aufmerksamkeit des gelehrten Publikums, insbesondere der Freunde des Alterthums, dafür in Anspruch zu nehmen. Um so erfreulicher mufs uns die vorliegende Gabe des Verf. seyn, der mit so unermüdetem Eifer und rastloser Thätigkeit seinen Beruf als Aufseher über die Alterthümer vaterländischer Gegenden zu erfüllen sich bestrebt. Mit einem solchen Führer in der Hand wird man gewifs nicht ohne das gröfseste Interesse diesen classischen Boden durchwandern, man wird Nichts übersehen, was die Blicke des Alterthumsforschers auf sich ziehen mufs. Und diesen Genufs, den die Betrachtung ehrwürdiger Denkmale der Vorzeit gewährt, wird dem Freunde der Natur durch die romantischen Naturscenen erhöht, welche hier überall dem Auge des theilnehmenden Beobachters sich darbieten. Dafs vorliegende Schrift, als Führer in diese interessanten Gegenden, durch dieselbe Klarheit und Einfachheit des Vortrags, durch dieselbe Genauigkeit und Sorgfalt in Angabe des Einzelnen sich auszeichnet, wie wir dies an andern Schriften des Hrn. Verf. ähnlichen Inhalts zu rühmen Gelegenheit gehabt haben, wird man auch ohne unser ausdrückliches Bemerken schon erwartet haben.

Was nun das merkwürdige, in seiner Art einzige Denkmal selber betrifft, so ist dies eine Mauer, welche die ver-

*) Das Ganze wird auch in Französischer Sprache ausgegeben.

Digitized by Google

schiedenen den Odilienberg umgebenden Höhen einschliefst, und auf diese Weise einen Flächeninhalt von mehr als einer Million Quadrat-Metres umfafst, in einem Umfang von mehr als 10500 Metres. Ihre Höhe soll ehedem fünfzehn Fufs betragen haben, noch jetzt sieht man Strecken von fünf bis sechs Fufs, ja sogar von zehn Fufs Höhe, bei einer Dicke von mehr als fünf Fufs. Ihre Bestandtheile sind grofse, nur roh in's Gevierte gehauene Felsstücke, welche durch Keile von Eichenholz mit einander verbunden sind, die an den beiden Enden in Gestalt eines Schwalbenschwanzes ausgeschnitten sind. Die meisten dieser Keile sind freilich von der Zeit zerstört; aber man bemerkt doch an den meisten Steinen noch die Einschnitte, in welche diese Keile eingefügt waren. In den untersten Lagen der Mauer sind die Steine oft von solcher Gröfse, dafs man sie kaum von natürlichen Felsblöcken unterscheiden kann; und selbst in den obern füllt oft ein einziger Stein die ganze Dicke der Mauer aus. An einigen Stellen noch höher, an andern niedriger, folgt dieselbe den unregelmäfsigen, von der Natur gezogenen Linien, und umschliefst die verschiedenen Höhen sammt den Abhängen, wodurch diese Höhen mit einander verbunden sind. An manchen Stellen ersetzen auch natürliche Felsenwände die künstliche Mauer, deren einzelne Stücke dann blos hie und da die Zwischenräume der Felsen ausfüllen. So, an vielen Orten mit dichten Bogen von Moos und Flechten bedeckt, gewährt sie allerdings einen grofsartigen Anblick, welcher durch die Abgründe, an denen sie hinläuft, durch die mannigfache Aussicht bald in gesegnete Ebenen, bald in romantische Thalschluchten, durch die dunklen Wälder, womit die Höhen bedeckt sind, vermehrt wird, vereint mit dem Interesse, das die mancherlei andern Denkmale, welche diese Mauer umschliefst, gewähren. Um aber dahin zu gelangen, wird man am besten thun, wenn man von der Seite des sogenannten Mennelsteins die Höhe erklimmt. Dort ist auch zum Theil die Mauer noch am besten erhalten, und ihre Trümmer decken weithin den Abhang des Berges. „Wild mit den Splittern gehorstener Felsen vermengt, bilden „sie ein Gemälde der wieder ins Chaos versinkenden und die „stärksten Werke der Menschenhand mit in ihren Ruin hin„reissenden Natur« (S. 7.). Auch die Aussicht von dem gedachten Mennelstein ist eine der prachtvollsten, welche die ganze Gebirgskette der Vogesen darbietet.

(*Der Beschluſs folgt.*)

Digitized by Google

N. 19. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Ueber die Heidenmauer von J. G. Schweighäuser.

(*Beschlufs.*)

Gleich merkwürdig ist ein etwas weiter westwärts gelegener, senkrecht sich erhebender Fels, der Wachtelstein genannt, in dessen Nähe der Verf. Druidische Denkmale vermuthet (S. 10. 11.). Ganz besonders wohl erhalten ist die Mauer auch in dem Dreisteiner Thale, schöne Waldungen durchschneidend, zwischen deren Grün sie einen malerischen Anblick darbietet, und zugleich eine entzückende Aussicht auf die Dreisteiner Schlösser gewährt. Freilich führt kein Pfad zu dieser Mauer, aber mit der Beschreibung unseres Vf. und mit dem Plane in der Hand, wird man diesen Theil derselben leicht auffinden.

Ueber die Bestimmung dieser Mauer hat man verschiedene Ansichten. Unser Vf. schliefst sich an die frühere Meinung, welche in dieser Art von Festung einen Zufluchtsort für die Bevölkerung der Ebenen erkennt, wenn letztere durch feindliche Einfälle beunruhigt wurden. Schon in den Ueberlieferungen des Mittelalters wird ihr dieser Zweck zugeschrieben, der auch durch manche andere Umstände bestätigt wird. Erwägt man aber die vom Verf. vorgebrachten Gründe, so wird man seine Vermuthung S. 39. nicht unwahrscheinlich finden, dafs diese Befestigung zuerst von den alten Galliern oder Celten errichtet worden, welche mit der militärischen Bestimmung derselben noch eine religiöse verbanden. Indefs führt Manches zu der Vermuthung, dafs von dieser ursprünglichen Anlage nur noch die rohen Felsen übrig sind, welche zur Unterlage dienten, dafs die jetzige durch Schwalbenschwänze zusammengefügte Mauer aber erst unter der Regierung der Römer auf diese älteren Grundlagen erbaut worden ist, vielleicht im dritten Jahrhundert nach Christo, als die wiederholten Einfälle der Alemannen die Erneuerung dieser alten Bergfeste nochwendig machen konnten. Merkwürdig ist, dafs

Digitized by Google

schon in einer päbstlichen Bulle vom Jahr 1050 diese Mauer unter dem jetzigen Namen der Heidenmauer vorkommt.

Aufser der Beschreibung dieses Denkmals, welches den Haupttheil der Schrift ausmacht, findet man aber auch die übrigen merkwürdigen Gegenstände des Alterthums, welche diese Höhen umschliefsen, verzeichnet, insbesondere die Abtei, welche Herzog Attich im siebenten Jahrhundert für seine Tochter, die heilige Odilie, hier stiftete, und welche im siebzehnten Jahrhundert in ein Prämonstratenserkloster verwandelt worden, jetzt aber noch immer ein berühmter Wallfahrtsort ist. Wahrscheinlich trat sie an die Stelle eines festen Schlosses, welches am Ende des dritten Jahrhunderts Kaiser Maximianus erbaut. Obgleich Unglücksfälle aller Art die Gebäude mehrfach zerstört, und die jetzige Kirche, obschon von sehr gefälliger Einrichtung im Innern, doch erst zwischen 1687 und 1692 erbaut worden, die übrigen Gebäude aber meist noch neuer sind, so haben sich doch mehrere Capellen von hohem Alterthum bis auf unsere Zeiten erhalten, und scheint Einiges sogar Ueberrest des ursprünglichen Baues zu seyn, da alle Kennzeichen übereinstimmen, sie für Denkmäler der religiösen Baukunst des siebenten Jahrhunderts zu erklären; worauf der Verf. mit Recht um so mehr Gewicht legt, als Denkmale dieser Baukunst diesseits der Alpen so höchst selten sind. Die genaue Beschreibung dieser verschiedenen Capellen möchte über die Deutung des Verf. wenig Zweifel übrig lassen. Wenn man nun in unseren Tagen der lange Zeit freilich mit Unrecht verkannten Gothischen Baukunst wieder das verdiente Lob und die gerechte Bewunderung hat widerfahren lassen, so wird man doch auch den schönen Denkmalen dieses vorgothischen, sogenannten byzantinischen Styls, der in seinen Rundbogen als letzte Nachahmung der Bauten des classischen Alterthums sich kund giebt, Gerechtigkeit widerfahren lassen können. „Man mufs eingestehen", sagt der Vf. S. 22, „dafs die schönen Gebäude des älteren Styls, aufser dem Um„stande, dafs ihre Seltenheit sie angelegentlich aufsuchen „macht und ohngeachtet ihrer minderen Gröfse, etwas Gefäl„ligeres für ein an die reinen Formen und Verhältnisse der „Griechischen und Römischen Baukunst gewöhntes Auge ha„ben." Eine herrliche Aussicht gewährt die Felsenterasse des Klosters, und eben so malerisch ist das Thal am Fufse des Berges. — Weiter führen wir noch an aus der Beschreibung das Landsberger Schlofs S. 5, die Dreisteiner Schlösser S. 29 f., das Hagelschlofs S. 32 f., das Schlofs Rathsamhausen und Lützelburg S. 42. u. s. w.

Digitized by Google

Was den Plan betrifft, so ist derselbe mit der gröfsesten Genauigkeit verfertigt, die Hauptpunkte sind trigonometrisch bestimmt, Alles im Einzelnen mit der rühmlichsten Präcision durch den Hrn. Thomassin ausgeführt; die lithographische Behandlung aufs beste entsprechend. Er ist das Resultat mehrjähriger und mühevoller, an Ort und Stelle unternommener Forschungen. Ein Gedicht „Auf dem Odilienberge" beschliefst als schätzbare Zugabe diese Schrift, welcher wir allgemeine Theilnahme wünschen.

Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, dafs das grofse Unternehmen der Herren Golbéry und Schweighäuser, die Herausgabe sämmtlicher Denkmale des Alterthums in den beiden Departements des Ober- und Niederrheins, als Theilen des ehemaligen Elsafs, einen raschen Fortgang gewinnt, und der gerechten Theilnahme des Publikums sich zu erfreuen hat. Nicht blos bei den Bewohnern des Elsasses selber, sondern auch in andern Provinzen des Inlandes wie des Auslandes ist dieses Werk mit der regsten Theilnahme aufgenommen worden, und der Beifall gekrönter Häupter hat dem Verdienste die gerechte Anerkennung gezollt. Wir haben in No. 57. Jahrgang 1825. die drei ersten Lieferungen dieser

Antiquités de l'Alsace ou châteaux, églises et autres monumens des departemens du Haut-Rhin et du Bas-Rhin. Avec un texte historique et descriptif, par Ph. de Golbéry etc. et J. G. Schweighaeuser etc. publié par G. Engelmann (Mulhouse, rue de Justice No. 30. Paris, rue Louis le Grand No. 27.)

bereits angezeigt, und die Aufmerksamkeit des Publikums auf dies grofsartige Unternehmen zu lenken gesucht. Jetzt haben wir die drei nächst folgenden Lieferungen vor uns, nämlich:

Bas-Rhin par Mr. Schweighaeuser, seconde Livraison. 4 Tafeln und 4 Bogen Text.

Haut-Rhin par Mr. Golbéry, troisième Livraison. 4 Tafeln und 2 Bogen Text.

Bas-Rhin etc. troisième Livraison. 4 Tafeln und 5 Bogen Text.

Wir freuen uns ankündigen zu können, dafs die Herausgeber sich in jeder Weise des erhaltenen Beifalls würdig erwiesen, dafs sie in diesen letzteren Lieferungen selbst mehr geleistet,

Digitized by Google

als wozu sie nach dem früheren Prospectus sich anheischig gemacht, dafs insbesondere der jeder Lieferung beizugebende Text durch die Reichhaltigkeit der Gegenstände bedeutend vermehrt worden ist, was in der That dem Publikum nur erwünscht seyn kann. Aber auch in Absicht auf Zeichnung und Stich stehen die Blätter dieser Lieferungen den früheren keineswegs nach, ja sie scheinen dieselben allerdings zu übertreffen, und wir wiederholen unsere frühere Aeufserung, dafs in Absicht auf den Steindruck noch nicht leicht etwas Gelungeneres und Vorzüglicheres geleistet worden ist. Eben so trefflich sind die Zeichnungen, in denen die ausgezeichneten Künstler der Hauptstadt (z. B. Arnout, Adam, Bichebois, Deroy, Joly, Lemaitre, Sabathier, Villeneuve) mit den Elsässischen Künstlern wetteifern. Für die Darstellung von Kirchengebäuden ist insbesondere ein in dieser Hinsicht durch ganz Frankreich berühmter Küustler Hr. Chapuy gewonnen; wir haben schon in der dritten Lieferung einiges durch ihn Gezeichnete erhalten. Durch die geographische Charte, welche alle die Denkmale und die Hauptörter, wovon hier die Rede ist, enthalten soll, wird man eine bequeme Uebersicht gewinnen, zumal da in dem Werke selber die geographische Lage bei Aufführung und Aufeinanderfolge der einzelnen Denkmale berücksichtigt worden ist.

Nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen versuchen wir in einer kurzen Uebersicht den Inhalt dieser drei angezeigten Lieferungen anzugeben. Wir nehmen zuvörderst die beiden Lieferungen zusammen, welche über das Departement des Niederrheins sich erstrecken.

Die zweite Lieferung enthält folgende vier Ansichten: 1) das Schlofs Ortenberg, 2) das Steinschlofs (Chateau de la Roche), 3) das Schlofs Bernstein, 4) die unterirdische Capelle zu Andlau. Daran schliefst sich in der dritten Lieferung 1) das Schlofs Spesbourg, 2) die Ruinen der Kirche von Truttenhausen und des Schlosses Landsberg, 3) die Kreuzcapelle, von der heiligen Odilie erbaut, 4) die Capelle der heiligen Odilie. Die reichhaltige Beschreibung giebt nicht blos über diese hier abgebildeten Gegenstände eine vollkommene Erörterung, sondern auch andere in der Nähe derselben liegenden Denkmale alter Zeit werden sorgfältig beschrieben und nichts Wesentliches übergangen. So beginnt der Text der zweiten Lieferung mit der Frankenburg, gelegen am Ende des Thals, welches sich der Stadt Schlettstadt gegenüber eröffnet. Dichte Fichtenwälder decken den Gipfel des Berges, aus deren Dickicht

Digitized by Google

die Trümmer dieses Schlosses hervorragen. Auf einem abgerissenen Felsen, in der Mitte von Gebäuden, erhebt sich ein Thurm von einer imposanten Masse. Am Fuſse des Felsens auſserhalb dieser Baureste des Mittelalters bemerkt man die Grundlagen einer Befestigung von ganz anderer Art und Reste von Mauerwerk, zu welchem geplattete Wege vor Alters, wie es scheint, hinführten. Daſs die Römer hier gehaust und Befestigungen angelegt, ist sehr wahrscheinlich; die Tradition läſst den Clovis nach Unterwerfung des Landes hier ein festes Schloſs erbauen; auch spricht der Name des Schlosses selber, so wie Anderes für diese Tradition. Zuerst kommt sonst das Schloſs vor in einer Urkunde von 1105; es war ein Besitzthum der Grafen von Werth, die es später, nachdem sie einen Theil ihrer Allodialgüter veräuſsert, wiederum als Lehen von dem Bisthum Straſsburg empfingen. Ein Brand zerstörte das Schloſs 1582, und seit dieser Zeit liegt es in Trümmern. Auf gleiche Weise werden die Schlösser Ortenberg und Ramstein beschrieben, von denen das erstere auch abgebildet ist. Die in ihrer Art einzige Bauart dieses Schlosses läſst auf ein hohes Alterthum schlieſsen, indem die Gebäude, aus rohen Granitmassen aufgeführt, auf ganz unregelmäſsige und seltsame Weise angelegt sind, was besonders von dem gewaltigen und dicken Thurme gilt, der sich innerhalb der übrigen Gebäude erhebt. Nach einer Urkunde des Kaisers Friedrich I. steigt die Gründung des Schlosses bis auf das Jahr 1000 zurück, und gehörte dasselbe einem Grafen Wernher von Ortenberg zu. Verwandtschaftsbande brachten dasselbe aber an die Grafen von Hohenberg, Haigerloch und Hürmingen; jetzt ist es im Besitz des Hrn. Baron Mathieu de Faviers. Es folgen das noch bewohnte Schloſs von Thanville, das Schloſs von Bilstein, das Steinschloſs (la Roche), der Sitz eines kaiserlichen Lehen, welches von diesem Schlosse den Namen des Steinthals (Bau de la Roche) erhalten hat. Die Lage des Schlosses ist majestätisch, die Aussicht von da über die Thäler und Fluren Lothringens hinweg entzückend, auch die ganze Umgebung des Thales höchst anziehend. Höchst merkwürdig durch sein Alterthum, durch die wenig regelmäſsige Art des Baues, und die Festigkeit der aus Granit aufgeführten Massen, gleich denen des Schlosses Ortenberg, ist das Schloſs Bernstein in der Nähe des Städtchens Dammbach. In alten Urkunden heiſst es Bärnstein, und das Städtchen Dammbach führt noch Bären in seinem Wappen. Der Thurm ist hier mit in den äuſsern Umfang, dessen Theil er bildet, eingeschlossen. Sonst

Digitized by Google

hat freilich das Schloſs ein weniger antikes Ansehen, wozu mehrfache Erneuerungen das Ihrige mögen beigetragen haben. Von hier führt uns der Verf. über Dammbach und die Abtei Ebersmünster nach Andlau. Die Kirche der berühmten gleichnamigen Abtei, von welcher der Verf. zuerst handelt, ward zwar 1701 erneuert, aber man sieht noch eine unterirdische Capelle, merkwürdig durch ihren einfachen Säulenbau aus der Zeit der Gründung der Abtei (sie ist abgebildet), so wie auch Einiges aus dem eilften Jahrhundert und einige alte Ornamente in der neuen Kirche angebracht. Die Gründung dieser Abtei schreibt die Sage der Gemahlin Carls des Dicken, der heiligen Richarde, also im neunten Jahrhundert, zu. Ref. erlaubt sich, die merkwürdige Sage, die der Verf. so schön darzustellen gewuſst hat, in ihren Hauptpunkten hier mitzutheilen. Nachdenkend über den Ort, wo sie das Kloster stiften solle, wanderte Richarde zum Grabe der heiligen Odilie. Eine Vision bewog sie, in dem ihr angehörigen Thale von Andlau den Ort dafür zu wählen, wo sie einen Bären mit seinen Jungen die Erde aufscharren gesehen. Das Loch, welches die Thiere ausgegraben, bemerkt man noch bis auf den heutigen Tag in der unterirdischen Capelle durch eine runde Oeffnung, an welche der Glaube wunderbare Heilung von Beinübeln knüpft. Zum Andenken an diese Begebenheit unterhielt man sonst einen Bären in dieser Abtei, der aber, nachdem er einst ein Kind verschlungen, durch einen grob aus Steinen gehauenen ersetzt ward, den man noch jetzt hinter der Thüre der Kirche bemerkt. Seitdem ward das Geld, welches die Unterhaltung dieses Bären kostete, unter die Armen vertheilt, und merkwürdig genug, man gab bis auf unsere Tage jedem Bärenführer, der sich hier zeigte, ein Brod und drei Gulden. In dieser unterirdischen Capelle ward die heilige Richarde nach ihrem Tode beigesetzt, doch ward im eilften Jahrhundert der Körper in die obere, durch Pabst Leo IX. bei seiner Rückkehr von dem Concil zu Mainz eingeweihete Kirche transferirt, und noch sieht man heutigen Tags den alten Sarg derselben in einer Seitencapelle. Die durch Bauart und Bildwerk ausgezeichneten Reste dieser alten Kirche werden von dem Verf. sorgfältig beschrieben, worauf er zu dem Schloſs Andlau (in dem Texte der dritten Lieferung) übergeht. Die Gegend, in der dieser uralte Sitz einer berühmten deutschen Familie liegt, ist höchst reizend, das Schloſs selber von einer sehr regelmäſsigen Bauart, welche eine besondere Abbildung desselben überflüssig gemacht hat, zumal da auch mehrere andere Abbildungen desselben existiren.

Digitized by Google

Indessen giebt uns doch der Hr. Verf. davon eine genaue Beschreibung, woran eine Uebersicht der Geschichte dieses Schlosses und der berühmten Familie sich knüpft, deren Sitz dasselbe war. Wir überlassen dem Leser, näher einzugehen in das, was der Verf. über das hohe Alter dieser Familie, deren Ursprung sich in die Nacht der Jahrhunderte verliert, und über ihre merkwürdigen Schicksale erzählt; wir bemerken nur, dafs das Schlofs 1213 zerstört ward, so wie noch einmal später 1246, das jetzige Gebäude aber aus der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts herzurühren scheint. Eine halbe Stunde davon liegt ebenfalls in einer romantischen Lage das Schlofs Spesburg, wovon eine Ansicht mitgetheilt wird. Ueber dunkeln Waldungen erheben sich die pittoresken Ruinen desselben, ringsherum umgeben von andern Gebirgshöhen. Die Grundlage bildet ein auf der westlichen Seite sich senkrecht herunter ziehender Felsen, der jedoch auf der andern Seite (von welcher aus die Zeichnung gemacht) wenig abschüssig und darum leichter zu ersteigen ist, zumal seitdem eine kleine Leiter an dem früher durch Einfallen von Mauerstücken unzugänglichen Eingang angebracht ist. Die Masse, aus welcher das Schlofs erbaut ist, bildet Granit. Die Geschichte des Schlosses selber ist und bleibt sehr dunkel. Obgleich vor dem dreizehnten Jahrhundert erbaut, finden wir doch hier nur die erste Spur desselben. Einige merkwürdige Orte in der Ebene berührt nun der Verfasser: Ell, wo einst das Römische Helvetus stánd, in dessen Nähe sich der Ort Benfeld erhob, dessen Kirche schon in einer Urkunde von 763 erwähnt wird; das Schlofs Schwanau, westlich davon mehr in der Nähe des Rheins; Erstein u. s. w. An das Gebirge zurückgekehrt, beschreibt er nun zuerst das Landsberger Schlofs, wiederum ein höchst merkwürdiges Denkmal, das gegen das Jahr 1200 von einem der Ahnen der gleichnamigen Familie erbaut ward, und zuletzt durch Verkauf an die Familie von Türkheim gekommen ist. Die jetzigen Gebäude dieser Burg sind meistens aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, wo dieselben erneuert wurden und der Spitzbogen anfieng eingeführt zu werden. Einiges ist aus noch späterer Zeit. Etwas niedriger liegt Truttenhausen, ein 1181 von der Aebtissin des Odilienklosters, Herrad von Landsberg, gestiftetes Prämonstratenser Priorat. Die Ruinen dieser 1555 abgebrannten Kirche, so wie die beigefügte Abbildung sie darstellt, bilden eine höchst malerische Ruine. Da von hier aus der nächste Weg zu der sogenannten Heidenmauer und dem Odilienkloster führt, so sind

Digitized by Google

es diese Gegenstände, welche der Verf. nun weiter beschreibt. Wir haben schon oben davon gesprochen, und sind daher genöthigt, diese mit sichtbarer Vorliebe vom Verf. geschilderten Punkte hier zu übergehen. Die interessanten Sagen über die Gründung dieses Klosters durch Odilie, Tochter Attichs I, Herzogs von Elsafs, die Schicksale desselben bis auf unsere Zeiten herab, wo noch Tausende von Wallfahrern auf das Pfingstfest dahin strömen, werden in anziehender Weise erzählt.

Die dritte Lieferung der Alterthümer in dem Departement des Oberrheins enthält nebst dem erklärenden Texte des Hrn. Golbéry folgende Ansichten: 1) das Schlofs Wineck; 2) die Ruinen der Capelle des heiligen Gregorius zu Schweinspach; 3) das herrliche Thal von St. Gilles und im Hintergrunde das Schlofs Plixburg; 4) Schlofs und Dorf Wasserburg bei Sulzbach. Von allen diesen Denkmälern giebt, nebst mehreren andern Merkwürdigkeiten in der Nähe, der Text eine sehr anmuthige Schilderung. Es rühren dieselben aber sämmtlich aus einer sehr alten Zeit her, und es ist nur zu beklagen, dafs wir so oft der erforderlichen historischen Zeugnisse ermangeln, um weiter den Ursprung und die Schicksale derselben verfolgen zu können. Dies ist namentlich der Fall bei dem Schlosse Plixburg, dessen erst 1276 in Urkunden gedacht wird, das später aber in die Hände der Ribeaupierre's kam; nicht anders steht es mit dem Schlosse Wasserburg, welches ebenfalls ein hohes Alterthum hat und die letzte Besitzung der Ribeaupierre's auf dieser Seite des Elsasses bildete. Die Gegenden, in denen diese Schlösser liegen, sind meistens sehr reizend, und von der Natur reichlich mit Allem ausgestattet, was die Blicke des aufmerksamen Beobachters auf sich ziehen mufs; die historischen Erinnerungen aber, die an diesen Boden sich knüpfen, erhöhen dieses Interesse nicht wenig. Darum sind wir überzeugt, dafs auch die anmuthige Schilderung, welche der Verf. entwirft, desto allgemeinere Theilnahme finden werde.

Und somit scheiden wir von diesem Werke, das stets ein rühmliches Denkmal vaterländischer Bestrebungen bleiben wird. Die weiteren Lieferungen werden wir zur Zeit ihres Erscheinens unsern Lesern anzeigen.

Digitized by Google

Christliche Gedichte von Ludwig Stier. Basel, bei Neukirch. 1825. 207 S. in 8.

Christlich sollten diese Gedichte seyn? Rec. betrachtet sie gar nicht als Gedichte, aber gar sehr als eine warnende Erscheinung in der neuesten Kirchengeschichte. Welch ein praktisches, biblisch sich nennendes Christenthum müfste entstehen, müfste alle Quellen der Tugend und Sittlichkeit verderben, wenn folgende Proben die wahre Anleitung dazu wären!?

1. Erst wird aufgefordert, ganz sich selbst zu verlieren, für nichts anderes mehr zu sorgen, als — dafs man ein sich in die Gnade gebender seel'ger Sünder sey.

Selbstverläugnung (S. 130.).

Kannst Du so mit Herzvergnügen
Ganz *ein seel'ger Sünder* seyn;
Kann Dir seine Gnade gnügen,
Dorrt Dir Leib und Seele ein —

Dann erst hast Du Dich verläugnet u. s. w.

Ganz sich in die Gnade geben,
Das ist Dein' und seine Ehr' —
Drum sey das Dein einzig Streben;
Sorge für nichts andres mehr.

Hast Du ganz Dich selbst verloren,
schliefst Dich Gottes Fülle ein,
Christus ist in Dir geboren,
und der grofse Sieg ist Dein.

Dies, so ungeschickt es ausgedrückt wäre, könnte etwa noch ins Bessere gedeutet werden. Ein seel'er Sünder solle einer seyn, in so fern er dem Sündigen recht herzlich und entschlossen absage, alle Gnaden der Gottheit wohl benutze, um durch befestigtes Wollen über die Reize zum Sündigen zu siegen.

Aber nein! So ein seel'ger Sünder, nach Hrn. Stier, bleibt in seines Wesens Gräuel, ist in sich selbst nur Verstockung, nur Sünde, auch seitdem er den Herrn erkannt hat. S. 134.

Herr, seitdem ich Dich erkannte,
Bin ich etwa sündenrein?

Du, dessen Lieb' oft in mir brannte,
schaust ja in mein Herz hinein,
siehest meines Wesens Gräu'l,
wie ich, trotz der Gnadenlockung,
in mir selber nur Verstockung
und nur Sünde bin, mein Heil!

Und das alles willst Du tragen,
dennoch bin ich rein in Dir u. s. w.

Wer Menschen kennt, wer weifs, wie gerne der Rohere und der Feinere gegen das Gewissen den Sophisten macht, so dafs (Röm. 2, 15. 16.) „die Gedanken unter einander sich „anklagen, aber auch entschuldigen", wie entsetzlich mufs dieser eine Lehrart finden, bei welcher nicht nur der Leichtsinnige, der Heuchler, der Frömmler, sondern auch so manche der weichgeschaffenen Seelen, die immer nicht lange, aber immer wieder fehlen wollen — die eben deswegen sich in einen pseudomystischen Schlummer so gerne einlullen lassen, sich insgeheim zu sagen veranlafst wird: „Auch, trotz aller mir gewordenen Gnade, kann ich, nach dem lieben Rudolf Stier, doch fortfahren, nur Verstockung, nur Sünde zu seyn, im Gräuel meines Wesens von Gott geschaut zu werden. Er trägt dies alles. Ich bin dennoch rein in Ihm. Je mehr Sünder, desto mehr gnadeliebend!"

2. Einem solchen sagt S. 146.

„Der Reue Liebesbund" (des Hrn. Stier)

Was grämst du dich, mein armes Herz,
und wirst verzagt im Sündenschmerz?
Du darfst ja nichts, als — lieben.
Bei aller deiner Schnödigkeit
und hartverstockter Sprödigkeit
ist Er doch treu geblieben.
Sein Lieben ist gröfser, als deine Sünden;
du kannst Ihn noch immer von neuem finden!
Wenn du nur willst.

Sonst soll, nach dieser frommen Theorie, das menschliche Wollen nur zum Bösen sich neigen. Aber hier, wo die hartverstockte Sprödigkeit getröstet und beruhigt werden soll,

kann man den Heiland noch immer von neuem finden, *wenn man nur will.*

Am Ende also bleibt der Heiland noch immer. Du darfst alsdann ja nichts, als — lieben!!

Digitized by Google

Schlaget an Eure Brust, Ihr seel'ge Sünder und Sünderinnen! Haben solche Aussichten, immer noch zu rechter Zeit lieben und den Heiland finden zu können, Euch nie zu anderem Lieblen nachgiebiger gemacht? „Des Heilands Lieben sey doch immer gröfser, als Eure Sünden“? Hartverstockt, spröde und schnöde gegen Ihn gewesen zu seyn, schade am Ende doch nichts. Bleibt Er doch treu! Indefs mag das arme Herz, im Sündenschmerz, anderswohin wohl desto minder spröde zu thun, sich vergönnen? Zu seiner Zeit heifst es dann (S. 135.)

Heifse Magdalenen-Thränen,
immer heifser gieſst euch aus,
bis im vollen Liebesmeer
sich die Seele ganz gebadet,
und erneuert und begnadet,
nur in Gott ruht — *blofs und leer.*

Blofs? und leer?? Zu solchen Tändeleien verläuft sich diese mit dem Heiligsten spielende Andacht.

„Einer lieben Seele zum Geburtstag“

wird S. 81. vorphantasiert:

Des Heilands seel'ge Liebe
entzücke himmelwärts
heut in des Geistes Triebe
Dein ihm gehörend Herz.
Ruh' sanft in seinen Armen,
Du, liebe Heilandsbraut.
Da kann man recht erwarmen,
wenn man nur — völlig traut.

Trauet nur völlig diesem Herrn Rudolf Stier, Ihr Himmelsbräute! Er lehrt Euch sogar Minne-Lieder (S. 90. ff.). Zum Beispiel

„Gegen (?) die Brautsehnsucht“

Ach wenn ich doch mit solcher Liebe,
mit der sich Braut und Bräut'gam liebt,
nur fest an meinem Heiland bliebe,
der sich mir ganz zum Freunde giebt u. s. w.

Ach wenn doch all das Liebessehnen,
das oftmals nach der Erdenbraut
so heifs verlangt in Seelenthränen,
ach — wenn das doch, so hell und laut
nach ihm und seinem Trost verlangte u. s. w.

Digitized by Google

Längst sind die Gutunterrichteten belehrt, dafs nach einem Orientalischen Sinnbild der Regent und das Reich wie Ehmann und Frau geschildert werden. Daher eben so der Messias als Gottesregent und das Gottesreich. Der Sinn ist: nicht Herrscher, sondern wie Hausvater soll der Regent seyn. Aber nie wird das Verhältnifs Christi und einzelner Seelen oder Personen wie eine Vermählung biblisch vorgestellt.

3. Neben jener „Himmelsliebe" lehrt dann Hr. Stier auch um die irdische beten. Aber wie?

Dann lafs in reiner Himmelsliebe
mir einst ein Herz vereinigt seyn,
und führ' in ächtem Gnadentriebe
uns in das Heiligthum hinein.

Wo sich zwei Seelen, engverbunden,
umschlungen von dem Gnadenschein,
nur Dir, Du Fürst der Liebeswunden!
zum stillen Zwillingsopfer weyh'n;

Wo sich Dein himmlisches Vermählen
abspiegelt in dem Erdenbild u. s. w.

Zinzendorf hat einst bekanntlich den Versuch gemacht, in ein heiliges, sacramentliches Brautbett u. s. w. eheliche Schwestern und Brüder einzuführen. Die damaligen Gemeindelieder waren übervoll von sonderbaren Vergleichungen mit Liebeswunden, blutigen Höhlgen, Opfern u. s. w. s. des seel. Prälat Bengels Betrachtungen über die Herrnhuter (frühere) Gemeinde-Einrichtungen. Sollen Spangenberg und andere Fürsichtige die Brüdergemeinde umsonst von solchen Phantastereien gereinigt haben?? S. 104. spricht Hr. Stier von der Kreuzgemeine, wo er die rechte Minne gezeigt haben möchte. Nach S. 110. küfst der Himmelsbräutigam so mild in der Ehe die Eine Seele durch die Andere.

Stilles Heiligthum der Ehe,
die des Weinstocks Säfte saugt,
immer bräutlich, heimathswehe,
ew'gen Liebens Athem haucht u. s. w.
— Dafs durch deine Salbung keusch
unsre Triebe
lauter süfse Jesusliebe
seyn u. s. w. S. 111.

Eine neue Religion, sagte Lessing, ist leicht zu stiften. Man

Digitized by Google

vereinige nur Aberglauben und Geschlechtslust, leichte Sündenvergebung mit zärtlichen Gelegenheiten zum Sündigen. — Ein Christenthum nach der Weise Mohammeds?

Ganz in der anfänglichen (!) abentheuerlichen, sittlich und biblisch verwerflichen Graf-Zinzendorfischen Liedermanier wird S. 95. die arme Seele, in einer „Bitte um die Braut", zu beten gelehrt:

Mark und Bein durchdringend *öle*
mir Dein Lieben *Leib* und Seele
und vermähle mich mit Dir.
Dafs ich nichts hinfort will wissen,
als im Geiste Jesum küssen,
ihn umarmen für und für.

Dafs, was irgend heifset Sünde,
weggespület sich geschwinde
in die Liebesfluthen taucht.

Die bequemste Religion ist immer die, wo man, was irgend Sünde heifst, so geschwinde wegspülen zu können belehrt oder vielmehr beredet wird. Aber gewifs ist jedes Religionssystem in eben dem Grade unbiblischer, unchristlicher, ja abscheulicher, je mehr es die Sündenvergebung erleichtert.

Von Hrn. Rudolf Stier wird gesprochen als von einem Manne von Wirksamkeit unter den Seinen. Nach S. 76. hat Er von sich selbst die Meinung, „ein Helfer an Gottes Verklärung" zu seyn. Er weifs S. 73. den Morgen der Gnade, welcher der erste in seiner neuen Geburt war. Und nun — will er nur bräutlich schmachtend erkranken und flehen, um — — (S. 76.)

tief zu wachsen hinein in die harrende Hochzeitgemeinde.

Niemand hat mehr Ursache, als die Brüdergemeinde, sich von dergleichen liebelnden Brüdern rein zu zeigen. Auf der einen Seite nichts als Bekenntnisse von immerwährendem, gleichsam unwillkührlichem, Sündenelend:

Denk' ich an die Untreu'n alle,
die zu wiederholtem Falle
mich gezogen weg von Dir,
Ach, nachdem ich schon erkannte,
wie Dein Herz in Liebe brannte,
wird mir bang und schauerlich u. s. w. S. 96.

So wenig also können, wenn sie noch so gut gemeint sind, jene allzu sentimentale Wendungen in der Dogmatik und Moral, dafs der Christ deswegen das Böse unterlassen, das Gute lieben solle, weil er zum voraus mit Gott versöhnt sey, die beabsichtigte heilsame Wirkung hervorbringen. Sie wirken um so weniger, wenn zugleich alles auf Liebe zu Gott so gegründet wird, dafs man doch nicht genau bestimmt und verständlich macht, worin im Gemüth des Christen das Lieben Gottes nach der Wahrheit und Wirklichkeit bestehen könne und solle. Aus dergleichen Unbestimmtheiten können dann solche Ungereimtheiten über Liebe zwischen Gott und den Menschen entstehen, wie sie Hr. R. Stier für christlich besingt. Die zu einem so unstatthaften Lieben Gottes aufgeforderte arme Seele begeht und bekennt dann unbedenklich immerfort alle möglichen Untreuen.

Auf der andern Seite aber wird ihr immer wieder (ebendas.) die allerleichteste Versöhnungsart zugesichert:

Denk' ich an die Gnaden alle,
wie Du mich nach jedem Falle
neu vergebend wieder nahmst,
ach, mit Langmuth sonder gleichen,
trotz dem schändlichen Entweichen,
mir versöhnt entgegenkamst u. s. w.

Zu welchem Spiel und Traum würde, durch eine solche Christenthumstheorie, die höchst ernste Forderung der Besserung, ohne welche niemand den Herrn sieht, des Gutwerdens nicht blos in einzelnen Handlungen, sondern in der innigsten Gesinnung. Nur weil der Vater in Jesu Lehrgleichnifs von dem Besserungsvorsatz des verirrten Sohnes aus dessen ganzem Benehmen überzeugt war, gedenkt er auch der vergangenen Sünden nicht anders, als bei dem frohen Vaterwort, dafs der Verirrte „wieder gefunden“ war. Die unbezweifelbare Reue und Gesinnungsänderung versöhnt ihn, den ächten Vater, sobald sie im Willen da ist, und dieses allerdings ohne dafs er dann doch auch noch dem Sohne eigene oder fremde Büfsungen zumuthet. Eine wahrere Theodicee, als eben diese biblische, für den „gerechten“ Vater ersinnen zu wollen, wäre es nicht grofse Anmafsung?

H. E. G. Paulus.

Digitized by Google

Kultur und Barbarei, oder Andeutungen aus und zu der Geschichte der Menschheit, mit steter Beziehung auf unsere Zeit. Von J. G. Reinwald (Herzogl. Oldenb. Regierungs-Ass. zu Birkenfeld). Mainz, bei Fl. Kupferberg. 1825. 398 S. 8. 2 fl. 15 kr.

Die vorliegende Schrift enthält die Ansichten eines denkenden, vielseitig gebildeten Mannes über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit, über die Fragen, für welche sich unser Zeitalter mit besonderer Lebhaftigkeit interessirt. Da die Schrift nicht füglich (wenigstens in diesen Blättern nicht) einen Auszug zuläfst, so beschränken wir uns auf die Anzeige der Aufschriften, unter welchen der Vf. jene Gegenstände abhandelt. Sie sind: Religion. Reformation. Volksbildung. Der Staat und die Staatslehre. Die Wissenschaft und die Wissenschaften. Die Kunst und die Künste. Man wird dem Verf. in seinen Betrachtungen über diese Gegenstände mit desto gröfserem Interesse folgen, da er überall Freimüthigkeit mit Besonnenheit, Freiheitsliebe mit Achtung für die bestehenden Gesetze zu vereinigen gewufst hat.

Eine Stelle der Schrift (S. 131. ff.) will der Ref., da sie ihm in mehr als einer Hinsicht besonders inhaltsschwer zu seyn scheint, wörtlich anführen: „Welche geringe Sorgfalt dem Volksunterrichte die französische Regierung in den von Deutschland abgerissenen Provinzen zuwandte, ist bekannt. In gar vielen Dorfgemeinden wurden die vorhandenen angemessenen Schulhäuser veräufsert und dienten den dringenden Bedürfnissen des Gemeindehaushalts. Der Organismus des Schulwesens war aufgehoben und die ständigen Schullehrer quiescirten gezwungen, nachher freiwillig. Nach Verlauf von wenigen Jahren zeigte es sich, dafs die Liebe und Sorge der Eltern nichts weniger als ausgestorben war. Für den Winter wenigstens wurden überall Schullehrer gedingt; die ärmlichsten Hinterhäuser, wahre Spelunken, ersetzten die Schulhäuser. Von Haus zu Haus wurde der Schullehrer, häufig dem Handwerke, dem Tagelohne entzogen, gefüttert, und selbst die Dürftigsten zollten gern den kleinen Geldbeitrag. Die alten ständigen Schullehrer, an besseren Lohn gewöhnt, blieben in Unthätigkeit; aber es fand sich auch, dafs ein dem Spiel, dem Trunk u. s. w. ergebener Lehrer, nach dem Willen der Wähler, gleich im nächsten Wintersemester vacirte. Eine Vergleichung der Schreib- und Lesefähigen, nach Maafsgabe der Zeit der alten und neuen Schulen, schlägt noch viel mehr zu Gunsten dieser aus. Wie die Zeit in den Rheinprovinzen vorwärts trieb, braucht nicht erwähnt zu werden. Wie die

Digitized by Google

Ansprüche an die Schullehrer bei steigendem Wohlstande erhöhet, welche Anstalten bei dauernder Ruhe ins Leben getreten seyn würden, läfst sich, da die neuen deutschen Regierungen wieder stark eingreifen, nicht mit Erfahrungsgründen unterstützen.“ Wie vielen Stoff zum Nachdenken — vielleicht auch zu Streitgesprächen — enhalten die in dieser Stelle angeführten Thatsachen, insbesondere in Beziehung auf die Frage, ob man das Volk, was die Vorsorge für seine Wohlfarth und für seinen Wohlstand betrifft, bevormunden solle oder besser sich selbst überlasse. Rec. erlaubt sich bei dieser Gelegenheit einen schon lange gehegten Wunsch öffentlich zu äufsern — dafs wir doch bald von einem Sachkenner ein Werk über den Einfluſs erhalten mögten, welchen die französische Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung auf die überrheinisch deutschen Länder und auf deren Bewohner gehabt haben Wie vieles könnten wir, diesseits und jenseits des Rheines, aus einem solchen Werke lernen.

Gelehrten-Almanach, oder Galerie der vorzüglichsten Gelehrten älterer und neuerer Zeit. Nebst e. vollständ. Register. Von J. G. Bornemann, Pastor zu Prausniz, Jauerschen Kreises. Leipzig, bei Glück. 1826. 24 Bogen in länglichtem Duodezformat. 1 Thlr. 12 Gr.

Die Galerie besteht darin, dafs unter jedem Tage im Jahr 6 — 8 Gelehrte, die an demselben geboren sind, aufgezeichnet werden unter den 6 Rubriken: Geburtsjahr, Name, Geburtsort, Amt und Würde, Todestag und Jahr, Anmerkungen. Die letzte Nummer ist fast immer leer. Wenigstens sollten bei jetzt lebenden und sehr bekannten die übrigen, wenigen Notizen zuverlässig seyn. Aber zur Probe: Göthe unter dem 28. Aug. ist dem Vf. Herzogl. Sachsen Weimarischer Kammerpräsident. Grävell Regierungsrath zu Merseburg. Aug. Wilh. Schlegel unter dem 8. Sept. Professor Philosoph. zu Jena. Jung (Stilling) d. 12. Sept. Prof. zu Marburg, churpfälz. Hofrath. — — Wie konnte eine solche Compilation einen Verleger finden? während so manches brauchbare Buch ihn umsonst sucht.

Dec. 1825. *Dr. Paulus.*

Digitized by Google

N. 20. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Mémoire sur les bateaux à vapeur des Etats-unis d'Amerique, avec un appendice sur diverses machines relatives à la marine; par M. Marestier, ingenieur de la marine Royale, chevalier de la legion d'Honneur. Précédé du Rapport fait à l'Institut sur ce Mémoire, par MM. Sané, Biot, Poisson et Dupin. A Paris; 1824. 290 S. gr. 4. Dazu gehört unter dem nämlichen Titel, mit dem Zusatze: Planches, ein Band mit XVII lithographirten Tafeln in Landcharten-Format; beides inprimé par ordre de Son Excellence le Ministre de la marine et des colonies.

Das Publicum verdankt dem Bestreben der höchsten Behörden in Frankreich, die vielbesprochenen Gegenstände der Militäreinrichtung, der Industrie, des Handels, des Maschinenwesens und der Navigation Englands kennen zu lernen, seit Kurzem zwei klassische Werke, das bekannte grofse von Dupin und das vorliegende; ersteres bei weitem umfassender, letzteres einen speciellen Gegenstand mit grofser Vollständigkeit darstellend. Beide Verfasser, vom Gouvernement zur Untersuchung der fraglichen Gegenstände ausgesandt, mit den erforderlichen Kenntnissen ausgerüstet und durch wissenschaftlichen Eifer beseelt, fanden schon deswegen überall eine günstige Aufnahme, und konnten daher alles dasjenige an Ort und Stelle genau beobachten, worüber die Regierung Aufschlufs verlangte. Allerdings erfordern solche Reisen einen bedeutenden Aufwand, allein dieser wird reichlich ersetzt durch den Vortheil, welchen die Industrie, das Maschinen- und Fabrikenwesen daraus zieht, und man kann nicht leugnen, dafs selbst die militärische Stärke der Reiche dadurch directe und indirecte gewinnt. Rücksichtlich der Dampfschifffahrt erregten die grofsen Fortschritte, welche diese Kunst in den vereinten Staaten von Nordamerica gemacht hat, die Aufmerksamkeit der französischen Behörden am meisten, und Marestier wurde also dorthin gesandt, um die Sache genauer kennen zu lernen, obgleich die Engländer gegenwärtig auch hierin wohl ohne Zweifel den Vorrang errungen haben. Die

Digitized by Google

Resultate seiner Untersuchungen faſste Marestier nach seiner Rückkehr in zwei Mémoires zusammen, wovon das eine das vorliegende ist; das zweite, einige Bemerkungen über die Kriegsmarine der vereinigten Staaten und eine genauere Beschreibung der kolossalen Dampffregatte enthaltend, welche 1814 zur Beschützung des Hafens von Newyork erbauet wurde, ist als minder interessant nicht gedruckt worden. Alle wissenschaftlich gebildete Männer werden es übrigens als eine Frucht der allgemein verbreiteten Cultur dankbar anerkennen, daſs man endlich aufgehört hat, aus den Gegenständen der Industrie und des Kriegswesens in den verschiedenen Staaten überall ein Geheimniſs zu machen, und vielmehr bemüht ist, durch Wetteifer und erhöhete Anstrengung den Nachbarn den Rang abzugewinnen, da ohnehin die Erfahrung dargethan hat, daſs eine solche Geheimniſskrämerei nichts fruchtete, vielmehr durch eine erzeugte eingebildete Sicherheit nur schadete.

Der Bericht der Commissarien über das Mémoir enthält hauptsächlich eine Geschichte der Dampfschifffahrt, deren wesentlicher Inhalt aus dem Werke selbst entlehnt ist. Als erster Anfang werden die Versuche genannt, welche Duquet schon seit 1687 zu Havre anstellte, um andere mechanische Mittel als Segel und Ruder zur Bewegung der Schiffe zu benutzen. Will man indeſs diese mitzählen, so kommt man noch weit höher hinauf, namentlich zu den Liburnischen Kriegsschiffen mit Rädern, wovon schon Stewechius 1585 redet (s. Kleemann in Dingler polyt. J. XVII. 233.) und noch früher Valturius in seinem 1472 zu Verona erschienenen Werke de Re Militari. Bleibt man indeſs bei der Dampfschifffahrt im eigentlichen Sinne stehen, so ist zwar sogleich nach der Erfindung der Dampfmaschinen oft von einer Anwendung derselben zur Bewegung der Schiffe die Rede gewesen, genau genommen aber darf nur angenommen werden, daſs Jonathan Hull um 1736 einen Plan hierzu in gehöriger Vollständigkeit und Deutlichkeit angab. Wenn man nun den hohen Grad der Vollkommenheit berücksichtigt, welchen diese Kunst im letzten Decennium erhalten hat, so muſs man sich wundern, daſs von jener ersten Angabe an bis auf Fulton's gelungene Bemühungen um 1807 keiner der vielen Versuche zu einem gedeihlichen Resultate führte. Dieses ist um so viel auffallender, da nach einer in der vorliegenden historischen Uebersicht nicht enthaltenen Angabe Franklin's schon 1788 ein Dampfschiff auf den nordamericanischen Flüssen fuhr, und der von Dupin nur im Allgemeinen genannte Miller zu

Digitized by Google

Dalswinton nach einer neuerdings (Edinburgh Philos. Journ. 1825. N. XXV. p. 76.) bekannt gewordenen Nachricht zwei Probeböte erbauete, welche sehr genügende Resultate gaben. Wie weit jetzt diese Kunst gediehen sey, ist allgemein bekannt. Die Berichterstatter meynen zwar, ein solches Mittel des leichteren Transportes sey für das alte Continent weniger nöthig, als für das neue, weil jenes schon eine grofse Menge anderweitiger Transportmittel und eine sehr allgemein verbreitete Cultur besitze; allein die Erfahrung hat schon gezeigt, von welchem Erfolge die Dampfschifffahrt auf einigen Seen des alten Continentes ist, und bei den raschen Fortschritten der Nachbarn darf kein Mittel der Industrie vernachlässigt werden, wenn nicht die Nationen im Gefühle ihrer gelähmten Thätigkeit den Ausländern ohne Austausch tributär, dadurch aber mifsmüthig und unzufrieden mit ihren Verhältnissen werden sollen. So lange indefs namentlich in Beziehung auf Deutschland sein Hauptstrom in Fesseln liegt, werden Handel und Industrie mit unüberwindlichen Hindernissen zu kämpfen haben, ohne dafs eigentlicher Wohlstand der Provinzen zu erwarten ist.

Der nicht geschichtliche Theil des Berichtes giebt eine für den Raum unserer Blätter zu ausführliche Uebersicht des Inhalts des gedruckten und ungedruckten Memoirs; Rec. verläfst ihn daher, um den Hauptinhalt des Werkes mit wenigen Worten anzugeben.

Zuerst findet man die oben schon erwähnte geschichtliche Uebersicht des Ursprunges und der allmähligen Verbesserung der Dampfschifffahrt. Auch hier werden die Bemühungen Miller's in Dalswinton erwähnt, ohne die Quelle anzugeben, woraus die Nachricht geschöpft ist, und man ersieht hierbei deutlich, wie nachtheilig es noch dazu bei geschichtlichen Thatsachen ist, die Autoritäten zu verschweigen, denen man folgt. Nach Marestier, dessen Angaben künftig als entscheidend gelten werden, soll Miller's Boot ein doppeltes gewesen seyn, mit dem Treibrade zwischen beiden, und 1789 eine Reise nach Schweden gemacht haben; Miller's Sohn dagegen erzählt in Edinb. Phil. Journ. N. XXV, er habe zuerst ein kleines Doppelboot mit einer sehr kleinen Maschine erbauet, womit er auf dem See neben Dalswinton gefahren sey, dasselbe aber im Herbst 1788 aus einander genommen, und die Maschine in seiner Bibliothek aufbewahrt. Dasjenige Schiff aber, welches er im folgenden Jahre erbauen liefs, gab genügende Resultate bei einer Probefahrt auf dem Forth- und Clyde-Canale, allein es wird ausdrücklich hinzu-

gesetzt, die Maschine sey für das Boot zu schwer gewesen, um sich damit in die See zu wagen, sie sey an die Carron Compagnie zurückgegeben, und Miller habe keine weiteren Versuche angestellt. Hieraus ergiebt sich dann ferner, dafs die zu Leith stattgehabten Proben durch Clarcke und nicht durch Miller angestellt wurden, worüber Marestier ungewifs ist. Uebrigens ist es wahrhaft Erstaunen erregend, wenn man lieset, was für eine grofse Menge Dampfschiffe und von welcher Gröfse sogleich nach den ernstlich gelungenen Versuchen von Fulton und Livingston, also seit 1807, die Küsten und grofsen Flüsse der vereinigten Staaten befuhren. Vergleicht man diese mit der geringen Anzahl, welche fast ohne Vortheil für die Unternehmer auf den Canälen Englands gebraucht wurden, so sollte man fast glauben, die Engländer wären zu furchtsam gewesen, sich denselben anzuvertrauen, um so mehr, wenn man aus Partington ersieht, dafs die in Nordamerica so häufig auf Schiffen angewandten Maschinen mit hohem Drucke in England aus Besorgnifs vor einer möglichen Gefahr lange Zeit keinen Eingang finden konnten. Zum Theil mag dieser Grund mitgewirkt haben, hauptsächlich aber mufs man berücksichtigen, dafs es in England so viele anderweitige bequeme Mittel des Transportes gab, die in Nordamerica fehlten. Uebrigens sagt Maresier S. 48, dafs die Elasticität des Dampfes mit wenigen Ausnahmen 1,75 Atmosphären nicht übersteigt, giebt aber S. 54. an, dafs es dort einige Maschinen mit dem acht- auch zehnfachen atmosphärischen Drucke giebt.

Im zweiten Capitel giebt Marestier die Gestalt und die Dimensionen einer grofsen Menge nordamericanischer Dampfschiffe, deren er acht und zwanzig namentlich nennt, mit Hinzufügung der erforderlichen Angaben über die Bauart und Einrichtung derselben. Es wird indefs statt eines doch nur mangelhaften Auszuges für die Leser interessanter seyn, im Allgemeinen die Bequemlichkeit kennen zu lernen, welche auf jenen Schiffen schon lange gefunden wurde. Auf den Passagierschiffen findet man geschmackvoll decorirte grofse Säle, welche rundum mit Betten, zwei Etagen über einander, umgeben sind, und wenn diese nicht ausreichen, werden die Sopha's, selbst die Tische oder der Fufsboden dazu benutzt, alles aber wird sehr rein gehalten. Der Saal für die Damen ist im hinteren Raume des Schiffes, keiner der Herren darf ohne Erlaubnifs hineingehen, und wiederum kommen die Damen nicht in die Säle der Herren, als zur gesellschaftlichen Unterhaltung. In der Mitte des Schiffes befindet sich die Ma-

Digitized by Google

schine in einem kleinstmöglichen Raume, neben derselben und im Vordertheile sind Domestikenzimmer, Vorrathskammern, die Küche und ein Comtoir zum Verkaufe von Erfrischungen. Die Küche aus Eisenblech ist nur etwa drei par. Fufs nach allen Dimensionen grofs, das Feuer derselben umgiebt einen Ofen, worin die Speisen in americanischen Dampfkesseln gekocht werden, einfach, ohne Assietten und viele Saucen, den Bratspiefs aber treibt die Maschine. Das Personale, welches zur Bedienung des Schiffes und der Fremden gehört, beträgt mit Einschlufs des Capitains meistens vierzehn Personen.

Im dritten Capitel folgt eine detaillirte Beschreibung einiger der bedeutendsten, namentlich genannten Dampfschiffe, welches allerdings zu einer genauen Kenntnifs derselben insbesondere für diejenigen wichtig ist, welche sie selbst bauen oder sich für den Bau derselben interessiren. Die Beschreibung ist durch Figuren erläutert. Die Savannah unter andern war für die Tour nach Rufsland bestimmt, und ist auch wirklich von Liverpool nach Petersburg gegangen und von dort nach Savannah in funfzig Tagen zurückgekommen, bedient sich indefs nicht stets der Maschine, sondern zuweilen auch der Segel. Hier werden auch S. 77. diejenigen Transportschiffe beschrieben, deren Maschinerie durch Pferde getrieben wird. Diese bedürfen aus begreiflichen Gründen in der Mitte einen gröfseren Raum für die bewegenden Pferde.

Das vierte Capitel enthält eine Beschreibung der Dampfmaschinen, deren man sich auf den Dampfschiffen in Nordamerica vorzugsweise bedient. Hierunter zeichnen sich die durch Evans gebaueten Expansionsmaschinen am meisten aus, denen Marestier einen Vorzug vor den Woolfe'schen einräumt. Ref. hat an einem andern Orte zu zeigen sich bemüht, dafs die Expansionsmaschinen noch bis jetzt ohne Zweifel den Vorzug vor allen anderen verdienen, so lange der präsumirte hohe Werth der Perkins'schen noch nicht ausgemacht ist, obgleich die doppelten Cylinder Woolfe's eine unnöthige Erweiterung sind. Marestier hat (worauf wir weiter unten zurückkommen werden) das sogenannte Expansionsprincip auch vorzüglich gut erläutert, und es geht daraus der Nutzen seiner Anwendung sehr einleuchtend hervor, wie namentlich auch Combe in einem kurzen, aber gehaltreichen Aufsatze im Journ. des Mines 1824. T. IX. S. 144. sehr gut gezeigt hat. Hier hat Ref. durch Marestier auch zuerst die Maschine kennen gelernt, welche Stiles auf einem Schiffe, La Surprise in Baltimore angebracht hat, durch deren unmittelbar rotirende Bewegung die Räder in Bewegung gesetzt werden,

Digitized by Google

und deren Anwendung für Dampfschiffe vorzüglich geeignet seyn mufs, wenn die Maschinen dieser Art anders überhaupt vortheilhaft sind. Uebrigens ist es eine eigene Erscheinung, dafs auch nach Watt's Zeiten und die durch diesen grofsen Mechaniker bekannt gemachten leichten Mittel, die geradlinige Bewegung in eine rotirende zu verwandeln, so ausnehmend viele Vorschläge zu rotirenden Maschinen gemacht sind, deren keiner indefs Ref. nach seiner individuellen Ansicht Beifall schenken kann, aufser dem Mastermann'schen Rade und der hier beschriebenen, bei denen es übrigens ohne praktische Versuche zweifelhaft bleiben mufs, welcher von beiden Maschinen der Vorzug einzuräumen ist. Stiles's Maschine ist übrigens sehr einfach construirt. So weit man sich ohne Figuren eine Vorstellung davon machen kann, besteht dieselbe aus zwei in einander liegenden Cylindern von der äufseren Gestalt eines Mühlrades, deren innerer etwas kleiner im Durchmesser im gröfseren dampfdicht schliefsenden beweglich ist. Die auf der äufseren Fläche des mit horizontaler Axe stehenden Cylinders angebrachten Röhren zum Zuleiten und Abführen des Dampfes stehen ohngefähr um einen Quadranten aus einander, und so weit ist auch der Zwischenraum zwischen der äufseren Fläche des inneren und der inneren des äufseren Cylinders dampfdicht verstopft, der Dampf strömt also durch den zwischen den übrigen drei Quadranten offenen Raum, und treibt durch seine Gewalt den inneren Cylinder um, indem an der äufseren Fläche desselben sich eine Klappe öffnet, welche den Zwischenraum zwischen beiden verschliefst und der Bewegung des Dampfes entgegensteht. Die Axe des inneren Cylinders treibt dann die zu bewegenden Theile der Maschinen. Die Maschine gehört im Allgemeinen unter die mit hohem Drucke, doch ist nicht ausgemacht, ob sie einen zehnfachen oder geringeren atmosphärischen Druck ausübe.

Mit einer Beschreibung der speciellen Einrichtung und Vertheilung der Maschinen auf den Schiffen schliefst die eigentliche Abhandlung. Es folgt dann aber eine sehr schätzbare Zugabe, nämlich mehrere Noten, deren erste die Eigenthümlichkeiten derjenigen Dampfschiffe beschreibt, welche sich durch solche auszeichnen, oder auf denen der Verf. selbst gefahren ist, nebst Bemerkungen über die Dampfschifffahrt im Inneren. Die Gröfse der meisten dieser Schiffe ist zwischen 100 bis 200 Tonnen, das kleinste ist aber nur von 15, das gröfste von 400 Tonnen. Sehr interessant ist der Inhalt der dritten Note, nämlich eine Uebersicht der englischen Dampfschiffe, welche von 1807 bis 1823 gebauet sind, nebst ihrer

Digitized by Google

Gröfse und zugefügten Bemerkungen. Ohngeachtet die Zahl für 1823 nicht vollständig ist, so beträgt ihre Gesammtmenge doch 152, und das Jahr 1822 lieferte allein 24, statt dafs 1812 nur zwei erbauet wurden. Die ersten waren in der Regel kleiner, im Mittel von 30 bis 70 Tonnen, später wurden sie gröfser gebauet, im Mittel zwischen 60 bis 150 Tonnen; indefs hält das kleinste nur drei, das gröfste dagegen 448 Tonnen.

Die fünfte Note kann als Einleitung zur sechsten dienen, indem erstere die Resultate der Versuche enthält, welche 1796 durch eine Gesellschaft für die Vervollkommnung der Schiffsbaukunst angestellt und durch Fulton berechnet wurden, um den Widerstand des Wassers gegen bewegte Schiffe zu finden, letztere aber eine Untersuchung des Verf. über die Geschwindigkeit der Dampfschiffe als Resultat der bewegenden Kraft bedingt durch die Hindernisse der Bewegung. Dafs das Problem über die Geschwindigkeit der in einem widerstandleistenden Mittel bewegten Körper an sich schon äufserst schwierig sey, ist allgemein bekannt, noch schwieriger aber wird dasselbe durch die schwer zu bestimmende bewegende Kraft der Dampfmaschinen. Der Verf. ist indefs ein gewandter Geometer, und hat das vorliegende Problem sehr gut gelöset, wenn man ihm, wie billig, zugesteht, dafs die bewegende Kraft der Dampfmaschine stets gleich bleibend sey. Tredgold hat kürzlich die Aufgabe viel einfacher aufgefafst, indem er blos das Verhältnifs zwischen der Geschwindigkeit der Schaufelräder und des Schiffes mit Rücksicht auf die Bewegung des Wassers vergleicht; allein man mufs gestehen, dafs die Darstellung Marestier's ungleich tiefer in das eigentliche Wesen der Sache eingreift. Der Widerstand des Wassers wird dem Quadrate der Geschwindigkeit proportional gesetzt, welches auch für die durch solche Schiffe erreichbaren Geschwindigkeiten gewifs zulässig ist, übrigens aber verstattet das Ganze keinen kurzen Auszug, ist aber für alle diejenigen sehr wichtig, welche sich mit dem Baue der Dampfschiffe beschäftigen, und manches, namentlich über das Verhältnifs zwischen dem Durchmesser der Schaufelräder, ihrer Geschwindigkeit und des Verbrauches von Dampf, verdient sehr mit genauen Beobachtungen verglichen zu werden.

Es ist oben schon von der Anwendung des Princips der Expansion die Rede gewesen, wie dieses durch den ausgezeichneten Mechaniker Evans benutzt wird. Dieser wendet dabei nicht den doppelten Cylinder an, wie Woolfe, eine in vielfacher Hinsicht unbequeme Einrichtung, sondern der

Dampfhahn schliefst den Zutritt des Dampfes ab, ehe der Cylinder ganz erfüllt ist, und läfst den Embolus durch den sich weiter expandirenden Dampf dann vollends bis ans Ende gehoben werden, auf die nämliche Art, wie auch Freund in Berlin diese Einrichtung angebracht hat, ohne dafs ihm wahrscheinlich jene Resultate bekannt waren. Christian, Partington, Stuart, Robison, Gregory u. A. haben auf verschiedene Weise gezeigt, wie dieses Princip mit Vortheil angewandt werden kann, und Ref. ist vollkommen überzeugt, dafs der Nutzeffect der Maschinen bei gleichem Verbrauche von Brennmaterial dadurch bedeutend erhöhet wird. Einer gründlichen Erläuterung dieses Gegenstandes, ohne Widerrede der gelehrtesten, welche Ref. bis jetzt zur Kenntnifs kam, ist die siebente Note gewidmet. Der Verf. geht hierbei von dem durch verschiedene Gelehrte, namentlich zuletzt durch Christian aufgestellten Grundsatze aus, dafs die Elasticität des Dampfes sich verdoppelt, wenn die Temperatur desselben um eine gleiche Quantität Grade der Wärme erhöhet wird, woraus für die Elasticität desselben die allgemeine Formel in französ. Metern entsteht:

$$r = 0{,}76 \times 2^{\frac{z - 100}{s}}$$

Wird dann angenommen, dafs 20° C. Wärme die Elasticität des Dampfes verdoppeln, wie Christian (in Mécan. industrielle) aus seinen Versuchen folgert, so ergiebt der Calcul des Verf., dafs für eine Expansionsmaschine von zehnfachem atmosphärischem Drucke der Nutzeffect durch Expansion im Verhältnifs von 1:2,973 erhöhet wird. Wären nur 10° C. zur Verdoppelung der Elasticität erforderlich, so würde dieses Verhältnifs = 1:3,125 steigen, bei 40° C. aber nur = 1:2,731 seyn. Es ist indefs bekannt, dafs das genannte Gesetz überhaupt unzulässig, und kaum für die Temperaturen nahe bei'm Siedepuncte gültig ist, obgleich noch verschiedene Gelehrte demselben anhängen; weil aber die Elasticität des Dampfes bei zunehmenden Temperaturen anfangs wenigstens in einem höheren Verhältnisse, als dem angegebenen steigt, so folgt aus der Berechnung des Verf., dafs insbesondere bei den Maschinen mit sehr hohem Drucke der durch Benutzung der Expansion des Dampfes zu erhaltende Vortheil noch höher steigt, als im Verhältnifs von 1:2,973, wie bei der Voraussetzung einer Vermehrung der Elasticität des Dampfes um das Doppelte durch eine Vermehrung der Temperatur um 20° C. folgen würde. Bei einer umfassenden Würdigung dieses Gegen-

Digitized by Google

standes kommt indefs hauptsächlich die Berücksichtigung derjenigen Temperaturverminderung in Betrachtung, welche der Dampf nach den über das Verhalten der expansibelen Stoffe bekannten Gesetzen durch seine Expansion nothwendig erleiden mufs, und dieses führt dann weiter zu der wichtigen Frage, ob die Summe der latenten und sensibelen Wärme des Dampfes von jeder Elasticität eine constante Gröfse sey, wie der Verf. S. 222. annimmt, ohne die Gründe hierfür weiter anzugeben, welche er vermuthlich als bekannt voraussetzt. Ref. hat diesen Gegenstand an einem andern Orte ausführlich erörtert, und findet es nicht zweckmäfsig, hier über dieses Gesetz und seine vielfachen Anwendungen auf eine Menge Naturerscheinungen weitläuftiger zu handeln.

Die achte Note ist einer näheren Untersuchung des Effectes der durch Stiles construirten Rotationsmaschine gewidmet, und die neunte einer Prüfung der verschiedenen Mittel, wodurch man in Nordamerica die Ruder zu ersetzen versucht hat, obgleich dieselben den Beifall des Verf. nicht erhalten haben, und er hauptsächlich nur beabsichtigt, sie bekannter zu machen, um neue Ideen anzuregen und von Versuchen desjenigen abzuhalten, was unlängst als unbrauchbar erprobt ist. Es folgt dann noch ein schätzbarer Anhang, dessen Beurtheilung aber weniger im Bereiche der Kenntnisse des Ref. liegt, und dessen Inhalt daher nur kurz angezeigt werden kann. Derselbe handelt nämlich von den Göletten der Nordamericaner, ihren Maschinen zum Aufräumen der Hafenplätze, denjenigen, welche zur Verfertigung der Flaschenzüge und Pumpen dienen, und solchen, welche für die Schmieden in den Arsenälen und die Fabrication der Taue und Nägel und anderer zum Seewesen gehörigen Gegenstände bestimmt sind, mit steter Rücksicht auf die Methoden, deren man sich in England bedient.

Die Steindrücke, welche zur Erläuterung der abgehandelten Gegenstände des reichhaltigen Werkes dienen, sind in einem grofsen Maafsstabe verfertigt, zwar nicht prachtvoll, aber sehr deutlich und instructiv.

Munke.

Romane von Walter Scott.

Fortsetzung. (Vergl. Jahrg. 1825. Hft. IX.)

13. *Quentin Durward. Aus dem Englischen des Sir Walter Scott. Vollständig übertragen und mit Anmerkungen begleitet von B. J. F. Halem Leipzig, bei Joh. Friedrich Gleditsch.* 1824. 3 *Thle.* 256, 256 *und* 284 *S.* 2 Thlr. 12 Gr.

14. *Das Kloster. Ein Roman nach dem Englischen des Walter Scott von K. L. Methus. Müller. Berlin, bei Dunker und Humblot.* 1821. 3 *Thle VIII.* 287, 280 *u.* 311 *S.* 3 Thlr. 8 Gr.

15. *Der Abt. Ein romantisches Gemälde von Walter Scott. Uebersetzt von W. A. Lindau. Leipzig, Rein'sche Buchhandlung.* 1821. 3 *Thle. II.* 306, 314 *und* 384 *S.* 3 Thlr. 16 Gr.

16. *Der Astrolog. Ein romantisches Gemälde von Walter Scott. Uebersetzt von W. A. Lindau. Leipzig, Rein'sche Buchhandlung.* 1822. *Zweite verbesserte Auflage.* 3 *Thle. VIII.* 278, 258 *und* 284 *S.* 2 Thlr.

17. *Erzählungen von den Kreuzfahrern. Erste Erzählung. Die Verlobten. Aus dem Englischen des Walter Scott übersetzt von Sophie May. Leipzig, bei F. L. Herbig.* 1825. 2 *Thle.* 322, *und XXIV und* 350 *S.* 2 Thlr. 8 Gr.

18. *Erzählungen von den Kreuzfahrern. Zweite Erzählung. Richard Löwenherz in Palästina. Aus dem Englischen des Walter Scott von C. F. Michaelis. Leipzig, bei F. L. Herbig.* 1825. 2 *Thle.* 2 Thlr. 16 Gr.

XIII.

Hier stehen wir nun vor einem grofsen Gemälde, unter dem wir den Spruch geschrieben lesen:

Mein Vaterland ist Krieg;
Der Harnisch ist mein Haus:
Mein Wahlspruch ist: Heraus
Zum Kampf! — Tod oder Sieg!

Und Kampfeslust und Waffengeräusch hören wir durch das Ganze ertönen, so wie es ein jugendlicher Krieger ist, welchen wir in dem Mittelpunkte der Verschlingung erblicken, wie er von dieser wechselweise ergriffen und fortgezogen wird, und dann mit mächtiger Hand in dieselbe eingreift und sie hemmt oder flügelt. Der junge Kriegesheld ist

Digitized by Google

mit den drei Hauptpartien, in welchen sich das grofse Bild entfaltet, in Verbindung gebracht, indem er zuerst an dem Hofe des Königes erscheint, dann die schweifenden Damen nach dem Sitze des fürstlichen Bischofes leitet, von da selbst zu dem Herzoge gebracht wird und in Lüttich zuletzt seines Schicksals glückliche Entscheidung findet.

Sogleich in dem Eingange verkündet der wandernde Knappe mit dem Sammetsäckchen seine männliche Kraft in der Gewalt, womit er sich durch die Wellen des reissenden Baches eine Bahn bricht, und erregt damit die Aufmerksamkeit des Einen der beiden Unbekannten, die, ohne ihm Hülfe zu leisten, sein Wagnifs ansehen. Dieser Maitre Pierre, der reiche Seidenhändler, dem er selbst sich als Quentin Durward darstellt, als den nachgeborenen Sohn eines alt-Schottischen Hauses von Glen-Houlakin, aus dem Mückenthale, führt darauf die Reisenden nach dem Gasthofe zur Lilie, wo der Geheimnifsvolle sich von der schönen Jacqueline bedienen läfst, die sogleich mit ihrer ersten Erscheinung und dann als Sängerin und Lautenspielerin aus dem Thurme den jungen Knappen gefangen nimmt. Aus dem nahen königlichen Schlosse Plessis les Tours kommt sein Oheim, Ludwig Leslie, der Benarbte, zu ihm nach dem Dorfe heraus, und der Bogenschütze der Schottischen Leibgarde erzählt ihm das Geschick seiner Familie. Als er darauf sich verleiten läfst, den noch Zeichen des Lebens verrathenden Zigeuner von dem Baume, an welchen dieser angeknüpft ist, loszuschneiden, geräth er in die Hände des königlichen General-Profofses, Tristan d'Hermite, dessen beide Gehülfen Trois Echelles und Petit-André, oder Jean-qui-pleure und Jean-qui-rit, ihm schon den Strick um den Hals legen. Nur die Erscheinung der Bogenschützen und seine eigene Aufnahme unter dieselben rettet ihn. Er wird von ihnen nach dem Schlosse gebracht und da durch den greisen Herzog von Crawford, den Führer der Schotten, seinem Oheime als Page beigegeben. Es verlautet die Nachricht von der Ankunft eines Burgundischen Gesandten und von der flüchtig gewordenen schönen und reichen Erbin Isabella von Croye, die, den Verfolgungen eines verhafsten Liebhabers, des Günstlinges des seine landesherrliche Gewalt mifsbrauchenden Herzogs, zu entgehen, sich in den Schutz des Königes begeben, und in welcher der junge Bogenschütze alsbald die Schöne des Thürmchens vermuthet.

An dem andern Morgen erhält er mit seinem Oheime die Wache in dem Audienzsaale des Königes, und hier sehen wir

Digitized by Google

nun die Personen des Hofes vor ihm erscheinen: die königlichen Töchter, den ritterlichen Grafen von Dunois, Ludwig, den Herzog von Orleans, den Cardinal Johann von Balue, den damals begünstigten Minister, und Olivier Dain, der Teufel oder der Böse genannt, der als Bartkünstler und Kammerdiener des Königs Gunst theilte. Zuletzt nahet der Monarch selbst, in dem Durward zu seinem Erstaunen den Seidenhändler erkennt. Es folgt die grofse Scene des Vortrittes des Burgundischen Gesandten, des Grafen Philipp Crevecoeur von Corelés, wie dieser seines Herrn Klagen besonders auch in Hinsicht der flüchtigen Damen von Croye vorbringt und den Handschuh hinwirft; darauf der lustige Vorgang auf der Jagd, wodurch der Cardinal von dem Könige tief verletzt und zu feindlicher Untreue verleitet wird; zuletzt der Vorfall mit dem Eber, durch dessen Erlegung Durward dem Könige das Leben rettet. Durch alles dieses steigt er schnell in der Gunst des Fürsten. Er erhält die geheime Wache in der Rolands-Halle, und den verborgenen Stand während des Mahles Ludwigs mit dem Cardinale und dem Burgundischen Grafen, mit dem geheimen Losungsworte: Ecose en avant; eben so den Auftrag, die beiden Damen Isabella und deren Tante Hameline von Croye zu dem Bischofe von Lüttich zu leiten, wobei des Königs eigentliche Absicht ist, die reiche Erbin von Croye in die Hände Wilhelms von der Mark, eines durch Ruchlosigkeit und wilde Tapferkeit ausgezeichneten Häuptlinges und Räubers in den Ardennen, zu liefern, und hierdurch in diesem einen Bundesgenossen zu gewinnen. Zuvor hat der König sich das Horoskop des Jünglinges stellen lassen, den er mit sich gleicher Constellation unterworfen und sich von seinem Schutzpatrone, dem heiligen Julian, zugesandt erachtet. Nun läfst er auch seinen Astrologen Galeotti Martivalle die Chiromantie auf ihn anwenden, und der Seher verkündet und bestätigt: der Abgesandte seye tapfer, glücklich und denen mit wahrer Treue ergeben, von welchen er Wohlthaten empfangen. Die Mitternachtstunde des Aufbruches bezeichnet er als den Anfang einer gefährlichen Reise, von Gewaltsamkeit und Gefangenschaft für den Abgesandten, aber eines erwünschten und glücklichen Erfolges für den Absender.

Hiermit ist denn auch die Reihe der nun folgenden Ereignisse angedeutet. Der Schottische Bogenschütze entledigt sich mit Klugheit und Tapferkeit seines Auftrages. Indem er

Digitized by Google

seinen gewandten Führer, den Zigeuner Hayraddin Mugrabin, d. h. den Africanischen Mauren, überlistet und gegen den Befehl des Königs den Weg zu der Rechten der Maas einschlägt, entgeht er dem Hinterhalte des wilden Ebers in den Ardennen, und bringt seine Schützlinge glücklich zu dem Bischofe von Lüttich. Hier ist er eben so Zeuge von den geheimen Machinationen des Königs, als der Bestürmung des bischöflichen Schlosses durch den wilden Eber. Aus Irrthum rettet er erst die sich ihm in Liebe hingebende Gräfin Hameline, deren Kammerfrau Marthon sich als Zigeunerin enthüllt, dann durch seine Kühnheit und Geistesgegenwart die von ihm geliebte Isabella, so wie den für den König gewonnenen Syndicus Pavillon und besonders dessen Tochter Margaretha, die beiden jungen Wanderern auf ihrer Flucht behülflich ist. Denoch wären sie den schwarzen Reitern Wilhelm's nicht entgangen, wäre nicht zu rechter Zeit der Graf von Crevecoeur erschienen und hätte die flüchtigen Damen in seine Huth genommen.

So gelangen sie nach der festen Stadt Peronne, wo jetzt Carl von Burgund weilt. Eben befindet sich der König von Frankreich bei ihm, vielleicht zum Theil durch seinen Glauben an die Verkündigungen seines Astrologen, zum Theil durch das Bewufstseyn seiner geistigen Ueberlegenheit über den Herzog bewogen, seine Person dem guten Glauben eines stolzen und erbitterten Feindes Preis zu geben. Seine ganze Lage wird höchst gefährlich durch die Nachricht, welche der Graf von Crevecoeur von den Vorgängen in Lüttich bringt. In höchster Wuth läfst der Burgundische Fürst seinen königlichen Gast in dem Hubertsthurme einschliefsen. Aber auch unter diesen Umständen behauptet Ludwig seine Besonnenheit und königliche Würde. Den Astrologen rettet nur seine Geistesgegenwart und Scharfsichtigkeit in Bestimmung des in vier und zwanzig Stunden auf seinen eigenen erfolgenden Todes des Königs vor der Rache des hohen Gefangenen, der die Räthe des Herzogs für sich zu gewinnen weifs, und in seinen Planen durch die Treue Quentin Durwards und dessen Einverständnifs mit der Gräfin Isabella unterstützt wird; und vollends versöhnen sich die beiden Fürsten in der rohen Lust der Bestrafung des trügerischen Wappenheroldes Wilhelms von der Mark, den sie wie ein Thier durch Hunde hetzen lassen. Es ist dies Hayraddin, der Zigeuner, der, zu dem Tode verurtheilt, bevor der Strick seinem Leben ein Ende macht, dem jungen Schotten die Plane Wilhelms verräth, und von dessen persön-

licher Waffenrüstung erhält der Begünstigte durch den Brief Hamelinens an ihre Nichte Nachricht. So kann er, als nun der vereinte Zug Ludwigs und Carls gegen die aufrühreri-schen Lütticher unternommen wird, sich das neue Verdienst erwerben, dafs er voraus von dem nächtlichen Ueberfalle Nachricht gibt; und nur er erkennt in dem Treffen den wilden Eber, dessen Kopf als der Preis bestimmt ist, gegen den sein Sieger mit der reichen Erbin von Croye vermählt werden soll. Schon ist er diesem Triumphe nahe, als er sich durch die Rettung Gretchens seine Hoffnung entrissen sieht. Leslie, sein Oheim, vollendet den Kampf und bringt den Kopf des Ebers. Glück durch Heirath ist seiner Familie geweissagt; er bestimmt grofsmüthig seinem Neffen das gewonnene Gut, und so sehen wir zuletzt den Verstand, die Festigkeit und Tapferkeit mit dem Besitze des Reichthums, des Ranges und der Schönheit gelohnt. —

Schon aus dieser Uebersicht ergibt sich, wie arm dieser Roman an eigentlichen Thathandlungen und geschichtlichen Vorgängen ist, und wie die einzelnen Theile desselben minder durch Eine Idee zu einem organischen Ganzen vereint, als alle diese Darstellungen und Scenereien durch eine Kette zufälliger Ereignisse unter einander verbunden sind. Ja die flüchtigen Wandelsterne der Damen von Croye, so wie der sie leitende schweifende Ritter scheinen nur von dem Dichter erfunden, um mit ihrer Wanderung uns drei grofse geschichtliche Bilder vor den Blick zu stellen. Denn historische Schilderung ist hier die Hauptsache, und zwar nicht, wie in andern Stücken, das Ausschmücken einer der handelnden Personen mit antiquarischen Raritäten und alten Sagen — und ein Geist oder ein Gespenst erscheint hier nicht, obgleich wenigstens das Gemach in dem Hubertsthurme, in dem Carl der Einfältige seinen Tod gefunden, schauerlich verschlossen bleibt, — sondern, wie in Ivanhoe, das Heraufführen einer merkwürdigen vergangenen Zeit und einiger grofsartigen Charaktere aus derselben, in deren Darstellung die Kunst des Dichters sich in ihrem vollsten Glanze zu zeigen Gelegenheit findet. Und so verkündet er uns denn in einer geistreich anmuthigen Vorrede, wie er zu der Bekanntschaft des Marquis von Hautlieu, und in dem achteckigen Thurme auf dem Schlosse Hautlieu zu der Kenntnifs der von ihm geschilderten Zeit und den Quellen seiner geschichtlichen Erzählung gelangt. Nach dem Spruche aus Hamlet:

Seht dort auf jenes Conterfei und dies;
Es sind die treuen Bilder zweier Brüder;

Digitized by Google

werden uns zunächst die beiden Fürsten: König Ludwig XI. von Frankreich, und Carl der Kühne, Herzog von Burgund, in einer lebendigen und ausführlichen Charakterschilderung vor Augen gestellt, und die Zeit, in welcher wir sie auftreten sehen, als das Jahr 1468 bestimmt, da ihre Fehden am heftigsten entbrannt waren, obgleich damals gerade ein trügerischer Waffenstillstand zwischen beiden statt fand.

Johann von Müller sagt von jenem erstern Fürsten in seinen vier und zwanzig Büchern allgemeiner Geschichten: „Die Macht der Grofsen schien ihm die gröfste Hindernifs „der Einheit in der Verwaltung, welche einem Staat Kraft „und Behendigkeit in Unternehmungen gibt. Er war mit „ihrer Erniedrigung so ganz beschäftigt, dafs keine Leiden„schaft ihn an Befolgung dieses Gedankens störte. — Er „schien dem Lauf der Begebenheiten zu folgen, indefs er ihn „leitete. Seine Feinde waren eben so mächtig, und reicher, „als er; also setzte er ihnen nicht Gewalt, sondern List ent„gegen, worin er ihnen überlegen seyn konnte. — Nicht „nur verleitete er sie zu ihrem Ruin, er gab seiner Verwal„tung ein Ansehen von Ordnung und Gerechtigkeit (in Pri„vatsachen), welche die ihrige nicht hatte. In der Einfalt „seines Lebens und in der Verstellungskunst war er dem Au„gustus ähnlich, und, wie er, aller Verbrechen fähig, die „seinen Absichten dienlich seyn konnten; wie er, im Cabinet „gröfser, als im Heer: denn Augustus und Ludwig, mitten „in den Planen ihrer Herrschsucht, hatten eine Furchtsam„keit, welche eine Ursache der grofsen Vorsicht ihrer Maafs„regeln, aber auch oft für sie eine Pein war, wodurch ihre „Feinde an ihnen gerochen wurden.“ — Von Carl dem Kühnen wird dagegen gesagt: „Dieser Fürst, so herrsch„begierig als der König, hatte wildere Leidenschaften, aber „zu einer hohen und edlen Denkungsart gröfsere Anlagen; „sein Stolz verschmähete den Gebrauch der List; sein lebhaf„tes Gefühl liefs ihm keine Macht über sich selbst.“

Ganz in diesem historischen Charakter sehen wir sie denn auch auftreten. Zuerst werden wir nach dem festen königlichen Schlosse Plessis les Tours versetzt, das mit seinen dem Nahenden verborgene Gefahr drohenden Umgebungen geschildert wird. Auch schon unter der bescheidenen Hülle des Maitre Pierre verkündet sich der König in seiner ganzen Persönlichkeit, wie er, seine Plane festhaltend, den äufserlichen Prunk verschmähet; gewaltsam und schlau kein Gesetz, kein Recht eines andern achtet, das ihm in dem

Wege steht, alle nur hebt und hält oder sinken läfst und zernichtet, je nachdem er sie zu gebrauchen gedenkt, oder schon von ihnen Gebrauch gemacht hat. Er erscheint eben so in seiner rohen Lustigkeit und Jagdliebhaberei, als in seiner gräfslichen Freude an Mord und Blut; als der, welcher karg ist und verschwenderisch, wenn es seyn mufs, der, um die Grofsen zu demüthigen, aus den niedern Ständen seine Werkzeuge und Günstlinge erhebt, und zugleich in seinem finsteren Aberglauben und seiner Furchtsamkeit, damit in seiner Abhängigkeit von seinem Astrologen, in seinem Heiligendienste, und aller der Beschränkung, Furcht und Qual, die ein solcher in sich selbst zerrissener Charakter sich bereitet. Und so sehen wir ihn als eine gravenvoll tückische Macht, die, wo sie vor den Menschen erscheint, alle Würde und überlegene Persönlichkeit des Herrscherthums zeigt, in der Mitte seiner schauerlichen Umgebungen walten.

Dem dunkeln Bilde des Herrschers entsprechen seine abscheulichen Diener: sein Vertrauter, Barbier und Kammerdiener, der still schleichende Olivier Dain, dessen Katzennatur mit grofser Kunst gezeichnet wird; und der andere Rathgeber, der aus der Tiefe emporgehobene, übermüthige Cardinal Johann von Balue, der später in dem schrecklichen Loches in einem der Käfiche eingeschlossen wird, die er selbst soll erfunden haben. Dieser schliefst sich als die dritte wichtigste Person des königlichen Haushaltes der Generalprofofs und Oberhenker Tristan d'Hermite an, mit seinen beiden Henkersknechten, welche nach ihrem Naturell und der Weise, wie sie ihre Opfer zu dem Tode zu fördern pflegen, der eine als Heraclit, der andere als Democrit bezeichnet werden.

In schöner Männlichkeit steht, obwohl in gleicher Abhängigkeit dieser fast thierischen Wesen Galeotti Martivalle, der Astrolog des Königs, gegenüber, der sich seiner geheimen Kunst nur bedient, damit anmuthig reiche Lebensgenüsse zu gewinnen. Den edleren Theil der königlichen Umgebung bilden dann die Töchter von Frankreich, der ritterliche Graf von Dunois, der berühmteste Kämpfer seiner Zeit, und der weichere Ludwig, Herzog von Orleans, denen sich der greise Führer der Bogenschützen der königlichen Leibgarde, der Herzog von Crawford, beigesellt, welcher die würdige Haltung eines alten Kriegers behauptet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

N. 21. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Romane von Walter Scott.

(*Fortsetzung.*)

Eine ganz untergeordnete Rolle spielen die Garden selbst, unter denen nur, als ein freies, mit reichem Humor ausgestattetes Gebilde der Erfindung des Dichters, Ludwig Leslie, le Balafré, der Krieger mit der Schmarre, hervorragt, so wie selbst die Zigeuner einige Male die Dienste von Boten, Führern, Spionen und geheimen Unterhändlern übernehmen müssen, deren Leben und Philosophie in Hayraddin Mugrabin repräsentirt wird.

Alle diese verschiedenartigen Personen und Charaktere sind in gar herrlicher Wahrheit und Lebendigkeit geschildert, wie sie alle den König fürchten, alle von ihm abhängen, und doch zugleich auf ihn einwirken, und der Schreckliche nur als ein Knecht seiner eigenen Leidenschaft, seiner Furcht und seines Aberglaubens über ihnen waltet. Dabei muſs der von dem Astrologen ausgesprochene und von ihm selbst nicht geglaubte Spruch zur leitenden Stimme des Schicksals dienen, die, obgleich in anderm Sinne, als sie gesprochen worden, in Erfüllung geht. Unter den besonders ansprechenden Scenen weisen wir aber auf die folgenden hin: wie Quentin Durward zuerst in dem Audienzsaale Wache hält und ihm die auftretenden Personen bezeichnet werden, wie dann der Burgundische Graf seine Sendung vorbringt, wie der Schotte die geheime Huth bei dem Mahle hält, und besonders die köstliche Scene, wie Galeotti in dem Hubertsthurme durch die Besonnenheit, mit der er seinen eigenen Tod mit dem Ludwigs in Verbindung bringt, dem Könige das dreimal wiederholte: „Gehe in Frieden!“ abnöthigt, der nun um seine eigene Erhaltung eben so besorgt ist, als er rachsüchtig den Tod des trügerischen Sehers verlangt hatte; und besonders noch die schlaue Kunst des königlichen Gefangenen, mit der er seinem stolzen und heftig gegen ihn gereizten Feinde alle

Digitized by Google

Räthe abwendig zu machen, ihm erst die Hände zu fesseln und dann sich selbst denselben zu entwinden weifs.

Die mittlere oder Uebergangsparthie bilden die Scenen in Lüttich, wo wieder die Kunst unseres Dichters in der Schilderung jener schrecklichen Nacht der Erstürmung des Schlosses und der Ermordung des Bischofs Ludwig von Bourbon durch den gräfslichen Wilhelm von der Mark hell leuchtet.

Von hier werden wir nach der festen Stadt Peronne und an den glänzenden Hofhalt des Herzogs von Burgund versetzt, der in seiner nach aufsen stürmischen Leidenschaftlichkeit und fürstlichen Prachtliebe, so wie in seiner männlichen Kraft und gerade hinstrebenden Offenheit und Verachtung der List das wahre Gegenbild zu Ludwig darstellt; so wie er sich in diesem Gegensatze sogleich in seinem Gesandten und Feldherrn, dem Grafen Philipp Crevecoeur von Cordés, verkündet, und wie ganz anders erscheinen seine beiden Räthe Argenton und Hymbercourt, als Ludwigs niedrige Vertraute.

Alle drei Partheien: Ludwig, Carl und Lüttich mit Wilhelm von der Mark, werden zuletzt mit dem Schweife ihres Gefolges nach Einem Punkte zusamengeführt, und in ihrem Zusammentreffen, in dem nächtlichen Ausfalle und der Eroberung der genannten Stadt, findet das Ganze seine Lösung in dem glücklichen Erfolge des jungen Schotten Quentin Durward.

Und nun zuletzt noch einen Blick auf diesen Helden des Stückes, den aus Glen-Houlakin oder dem Mückenthale Entsprossenen, zu werfen, so findet nun wieder des Dichters Vorliebe für alt-Schottisches Leben und Sagen vollen Spielraum in der Schilderung dieses seines Lieblings, und anmuthig und oft etwas wunderlich schweift dieser, als ein wahres Kind der Phantasie, die Damen von Croye leitend, zwischen den mehr starren Bildern der Geschichte hin. Dabei zeigt er mehr Thätigkeit und eigene Kraftäufserung, als die begünstigten Helden vieler andern Stücke des Dichters, obgleich auch er der überall Begünstigte ist; und besonders gewinnt er uns in der Mitte wahrhaft infernaler Gestalten durch seine reine Natur, seinen ritterlichen Sinn und eine über seine Jugend hinausreichende Klugheit. Gern sehen wir daher seine Treue und Tüchtigkeit durch den Besitz der reichen Erbin von Croye gelohnt, obgleich freilich Isabella aufser ihrer Schönheit kaum mit etwas anderem Aufmerksamkeit oder Theilnahme erregt, und mehr nur durch den Gegensatz

Digitized by Google

ihrer niedrig gehaltenen Tante Hameline emporgehoben wird.

Bei allem diesem zeigt der Englische Dichter auch hier nichts weniger, als — wie wir dieses bei einigen unserer deutschen Schriftsteller finden — ein Bestreben, jene ritterliche Zeit zu verschönern oder auszuschmücken, die er uns vielmehr in aller ihrer Wirklichkeit, in ihrer schauerlichen Rohheit, so wie in den grofsartigen Zügen schildert, welche sie darbietet; und wir glaubten zuerst, dieser Roman werde an Ivanhoe hinanreichen; aber es fehlt das ideale Leben und die Hoheit der Charaktere, welche dort hervortreten. Der recht eigentlichen Romansituationen, Effecte, Liebeleien und Verkettungen mischen sich so viele zwischen die historischen Bilder, dafs man dadurch nicht selten unangenehm berührt wird. Auf geschichtliche Schilderung ist alles abgesehen; und wir haben doch keine Geschichte, und wenn irgendwo bei unserm Schriftsteller, so finden wir uns hier oft in Verlegenheit, nicht zu wissen, ob wir auf dem festen Boden der Historie wandeln, oder von den Begegnissen und Gestalten einer zauberhaft heraufgerufenen Welt umgaukelt werden. Auch sieht man dem endlichen Resultate schon fast aus dem Eingange des Stückes mit gewisser Erwartung entgegen, und wir zweifeln sogleich nicht, wo wir den Schottischen Knappen aus seinem Thürmchen die Sängerin in dem andern Thürmchen belauschen sehen, dafs diese beiden einander bestimmt seyen. Wo dann das Interesse für das Schicksal unseres Helden und der andern handelnden Personen lebendiger in uns geweckt worden, fühlen wir uns durch die langen Schilderungen und weiten Umwege, auf welchen wir uns durchwinden müssen, mehr gehemmt und gestört, als unterhalten. Es mangelt auch dieser Dichtung, so sehr sie durch die gelungensten Einzelnheiten anspricht, das höhere, ideale Leben; sie ist nicht rein, als ein innerlich ganz Geschautes und Gefühltes, aus dem Geiste der Poesie gezeugt; vielmehr erscheint sie ihrem grofsen Theile nach als ein durch Studium künstlich gebildetes, mit Phantasie durchwebtes Werk; und wir wenigstens fühlten uns viel minder befriedigt, nachdem wir den dritten Band beendigt hatten, als da wir begierig nach dem zweiten griffen.

XIV und XV.

Wir müssen nun zwei grofse, von einem bunten Gemische zahlreicher Figuren angefüllte Gemälde neben einander

Digitized by Google

vor dem Blicke des Beschauers aufstellen, weil beide zwei Gegenstücke bilden, die zusammen Eine Reihe von Ereignissen umfassen: das eine den Anfang und die erste Hälfte, das andere die zweite Hälfte und den Schluſs der dargestellten Geschichte. Es ist dieses der Untergang des Hauses Avenel in seinem ältern, und dessen neues Aufblühen und Fortleben in einem jüngern Stamme, und nicht hiervon, als ihrem wesentlichen Inhalte, sondern von äuſsern Nebenbestimmungen sind beide das Kloster und der Abt benannt.

Wir treten vorerst vor jenes und fassen zunächst zwei Punkte in das Auge, nach denen sich, wechselweise auf den einen und andern, unser Blick wendet. Es sind diese das stattliche Kloster der h. Jungfrau zu Kennaquhair, das sich in den Stürmen der Glaubenserneuerung glücklich erhalten hat, und für das nach dem Friedensschlusse von 1550 eine Zeit der Ruhe eingetreten ist; und diesem gegenüber der einsame Thurm von Glendearg oder dem durch seine schauerliche Natur und daran geknüpfte Geister- und Gespenstersagen schreckenden rothen Thale. Der Vertheidiger desselben und Dienstmann des Klosters, Simon Glendinning, ist in der Schlacht von Pinkie gefallen, und seine Witwe Elspeth Brydone sehen wir geängstigt durch die Ankunft einer Englischen Reiterschaar. Aber der edle Hauptmann Stawarth Bolton, der sich freundlich mit den beiden Knaben des Hauses, dem trotzigen Halbert und milden und weichen Eduard Glendinning, unterhält, gewähret Schutz dem einsamen Aufenthalte.

Dahin flüchtet sich denn auch mit ihrer einzigen Tochter die Lady Alice Avenel, die Witwe des umgekommenen Walter Avenel, und wir erblicken nun beide Verlassene und ihre Kinder in dem Verkehre mit einander, wobei oft die trauernde, kränkelnde Lady den andern aus einem diesen unbekannten Buche Trost und Unterhaltung gewährt. Es ist dieses eine Uebersetzung der Bibel, deren sich der einfältige Sacristan des Klosters, Pater Philipp, bei einem Besuche, den er in dem fünften Jahre in dem Thurme macht, zu bemächtigen weifs. Aber auf dem Rückwege wird ihm sein Raub durch die spuckhafte Erscheinung des singenden „Mädels“ wieder entrissen, und, einem Wahnsinnigen gleich, setzt der Geängstigte mit den Nachklängen des Liedes: „Wir schwimmen lustig! der Mond scheint hell!“ alle in dem Kloster in Erstaunen.

Doch mehr, als das abentheuerliche Ereignifs, erregt sein Bericht, wie die h. Schrift in der Sprache des Volkes sogar

Digitized by Google

bis in dieses verborgene Thal und in die Nähe des Klosters gedrungen, die Aufmerksamkeit des Subpriors Eustathius, der dem gutmüthigen, aber an Geist armen Abte Bonifacius von dem Primas von St. Andreas als leitender Rath beigeordnet worden. Er begibt sich nach Glendearg, aber statt die beabsichtigte Bekehrung der ketzerischen Besitzerin des Buches zu erreichen, ist er nur der Zeuge ihres Todes. Des Buches selbst indessen bemächtigt er sich glücklich, das ihm aber von der gespenstischen Erscheinung, da er sich durch den warnenden Spruch:

„Wie, Unterprior, du scheust nicht die Gefahr,
Zu nehmen ein Buch von der Todtenbahr'?
Sey klug und rette dich, hier ist's nicht geheuer,
Reit' zurück mit dem Buch, oder du büssest es theuer!"

nicht schrecken läßt, gewaltsam entrissen wird.

Bei seiner Rückkunft findet er das ganze Kloster in Bewegung. Christie von Clinthill, der Jackmann des Ritters und Bandenführers Julian von Avenel, des Schwagers der Verstorbenen, welcher ihr und ihrem Kinde die Besitzungen seines Bruders entrissen hat, ist hier drohend wegen der Beisetzung der Entseelten erschienen. Der Abt hat ihn in Fesseln werfen lassen. Vermittelnd bewirkt der klügere Subprior die Entlassung des Gefährlichen; aber auch die eigene Reue und Beschämung des Stolzen ist durch das ihm widerfahrene Begegniss vollkommen. Durch sein demüthiges Bekenntniss in der Beichte tritt er in ein besseres Verhältniss mit dem Abte, indessen er seine Nachforschungen nach dem gefährlichen Buche von neuem beginnt und den gelehrigen Eduard, seinen Schüler, für das Kloster zu gewinnen sucht.

Aber diesen zieht ein anderer Magnet von ihm ab, Marie von Avenel, seine schöne, ahnungsvolle, einer geheimen Welt der Geister befreundete Hausgenossin, durch die ein eifersüchtiges Streben in beiden Brüdern erregt wird, denn Eduard entgeht Mariens Hinneigung zu dem männlichen Halbert nicht, indessen dieser sich zurückgesetzt achtet, weil die Sinnige sich mehr mit dem mit ihr gleichen Studien hingegebenen jüngern Bruder beschäftigt. Doch auch er will lernen, den Inhalt des geheimnissvollen Buches erforschen, will erfahren, warum es die Lady von Avenel so liebte und die Mönche fürchten und stehlen wollen. Er nahet kühn zu der zauberhaften Quelle in Corriénan-Schian, dem Aufenthalte des Geistes, der weissen Frau von Avenel,

Digitized by Google

Männer in Glendearg zusammen, und sie erkennen einander, der Mönch den Prediger als seinen frühern Stubengenossen Heinrich Wellwood, und dieser jenen als seinen Freund William Allan, und wie ihre Geister indessen auf ganz entgegengesetzten Bahnen sich geschieden. Der Prior, der den Verkündiger der gehaßten neuen Lehre in seiner Gewalt sieht, besiegt den Kampf zwischen seinem blinden Glaubenseifer und den besseren Regungen seines nicht unedeln Herzens. Ohne an dem alten Freunde irgend eine Gewalt zu verüben, läßt er ihn in dem Thurme zurück, wo wir den unglücklichen Eduard von Entsetzen über sich selbst erfaßt sehen. Die Nachricht von dem Leben seines Bruders hat nicht Freude, nur eifersüchtigen Schmerz in ihm geweckt. Nun ist Maria auf immer für ihn verloren; er beschließt, entsagend ein Mönch zu werden.

Doch auch in dem Kloster ist alles in großer Bewegung. Neue Kriegsstürme wälzen sich, Verderben drohend, gegen den friedlichen Aufenthalt. Von der einen Seite schreckt Sir Jon Foster, der Englische Gränzwächter, von der andern James Stuart, jetzt Lord Murray. Unter so schwierigen Verhältnissen fühlt sich der friedliebende Abt Bonifacius seiner Stelle nicht gewachsen, und legt sie in die Hände des Priors Eustathius. Dieser waffnet die Lehnsleute des Klosters; an die Spitze der Vertheidiger tritt Julian von Avenel, dem später sich Piercie Shafton beigesellt. Halbert ist inzwischen in die Dienste des Lords Murray getreten und hat den evangelischen Glauben angenommen. Da sich die Nachricht verbreitet, Sir Jon Foster schicke sich an, das Kloster für seine Kühnheit zu züchtigen, daß es den Zögling des Cardinals Beatoun zum Abte gewählt, so rückt auch Lord Murray herbei, und Halbert erhält den Auftrag, voran zu eilen, um alle Feindseligkeiten zu verhindern. Er kommt zu spät; eben hat sich die Schlacht zum Nachtheile der Klosterleute entschieden. Julian von Avenel liegt entseelt auf dem Wahlplatze; neben ihm die treue Catharina, die den Tod des Geliebten nicht überlebte. Aber wenigstens das Kind der Unglücklichen rettet er. Engländer und Schotten gleichen sich friedlich aus, und der alte Stawart Bolton bleibt als Bürge bei dem Schottischen Heere. Diesem zieht die feierliche Procession des Klosters entgegen, für das sich nun erkenntlich der Prediger Heinrich Warden verwendet. Der Euphuist ergibt sich auf Gnade und Ungnade. Die höchste Strafe ist die volle Beschämung des Eiteln, dessen Geheimniß Bolton enthüllt, wie der Vater

Digitized by Google

der Mutter des Ritters, statt ein gekröntes Haupt, vielmehr — und hierdurch erklärt sich seine Wuth über die vorgehaltene Nadel — der alte Schneider Crofsstich von Holdernefs gewesen. Dame Glendinning erkennt dann in dem Englischen Officier ihren alten Wohlthäter, und dieser selbst ist nicht minder erstaunt, alles, wie er es bei seinem ersten Besuche in dem rothen Thale vorausgesagt, erfüllt, und den einen jener beiden Knaben nun zu dem Mönche, den andern zu einem tüchtigen Krieger herangereift zu sehen. Der Euphuist wird mit seiner liebenswürdigen Mysinda nach Flandern entlassen, die schöne Maria von Avenel aber, die durch den Prediger Warden zu dem Evangelium geführt worden, an Halbert vermählt, mit deren Hand dieser zu dem Besitze des alten Schlosses ihrer Familie gelangt.

Eduard stürzt sich in Verzweiflung nach Corriénan-Schian hinaus. Die weifse Frau erscheint ihm. Ihr goldener Gürtel ist zu einem dünnen Seidenfaden geworden; sie läfst sich in dem Spruche vernehmen:

Der Knoten des Verhängnisses ist geschlungen!
Zur Braut hat die Maid, zum Lord der Bauer
Sich aufgeschwungen!
Vergebens meine List und Zaubermacht
Auf der Liebenden Trennung war bedacht.
Das Haus Avenel von stolzer Höh'
Ich fallen seh'! —

Aber das Haus Avenel soll sich wieder in verjüngtem Glanze zu seiner Höhe erheben. Wie wir in der ersten Dichtung den Sohn des Dienstmannes aus dem schauerhaften Thale sich zu dem Lorde empor schwingen sehen, so enthüllet uns die zweite, der Abt überschrieben, wie ein armer, verlassener Knabe, aber der ächte Sprösling des alten Stammes, zu gleich herrlicher Ehre aufblühet, und endlich wieder die Stelle einnimmt, die ein Fremdling nur kurze Zeit behauptet hatte.

Dieser, Halbert Glendinning, erscheint zunächst als Ritter von Avenel und ausgezeichneter Krieger vor uns, so wie Maria als die gebietende Frau auf dem von dem See umflutheten Schlosse dieses Namens. Aber obgleich sie sich zu dem Besitze ihrer Väter zurück gelangt und dem geliebten Manne verbunden weifs, mangelt doch noch vieles zu dem Glücke ihres Hauses. Die Kinderlose entbehret der

Digitized by Google

rother Sammetmütze er wieder die Züge seiner Catharina erkennt, und der ihm geheimnifsvoll das schöne Schwert unter der Bedingung überreicht, die Waffe nicht eher zu entblöfsen, bis seine rechtmäfsige Königin es ihm gebieten werde.

Roland selbst wird von dem Regenten, als ihm von dem treuen Ritter Halbert Glendinning zugesandt, seiner gefangenen Schwester zum Edelknaben bestimmt. In dem Gefolge des starren Lordes Lindesay begibt er sich zu derselben, und wir werden nun hiermit aus den freieren Räumen der Dichtung in das enger umschränkte Gebiet der Geschichte versetzt. Das schauerliche Schlofs Lochleven in der Mitte des Sees aufragend, tritt vor unsere Blicke, in dessen engen Räumen sich jetzt Maria Stuart bewegt, die durch Schönheit, Geistesbildung und Mifsgeschick gleich ausgezeichnete Frau, „sie, in deren Antlitze sich alles vereint, was wir Anmuth, Hoheit und Glanz nennen, und das uns in Ungewifsheit läfst, ob diese Züge glücklicher die Königin, die Schönheit oder das vollendete Weib bezeichnen.“ Und diese Fürstin erblicken wir zunächst in dem feindlich höfischen Verkehre mit ihrer Hüterin, der Herrin von Lochleven, deren Reize früher Jacob V. gefesselt, welchem sie den berühmten Regenten Murray geboren, und der später Sir William Douglas seine Hand geweiht hatte. — Dann sehen wir die beiden Partheien um die Gefangene ringen, wie ihr von Seiten des Regenten die zwei starren Männer Lindesay und Ruthven, in Begleitung des vermittelnden Robert Melville, drohend die Entsagungsacte abnöthigen, und sie diese auf den Rath ihrer eigenen Freunde unterzeichnet — und Rolands Schwert verbirgt ein Blatt des treuen Seyton — weil sie, in Freiheit gesetzt, nicht durch eine ihr in der Gefangenschaft abgedrungene Unterschrift gebunden seyn werde; — und wie von der andern Seite ihre eigenen Anhänger alles aufbieten, sie der Macht ihrer Feinde zu entreissen, und diese über dem See in dem Dorfe ihre geheimen Zusammenkünfte in dem Hause des alten Gärtners halten. Der erste Versuch ihrer Rettung, zu welchem der junge Georg Douglas selbst, von Liebe zu der Königin gewonnen, mitwirkt, mifslingt. Zu desto erwünschterem Erfolge führt der zweite, da Maria Stuart den Versuch des fatalistischen Haushofmeisters Deyfesdale, sie zu vergiften, schlau zu benutzen weifs, Magdalena Gräme zu sich herüberzurufen, und der Abt Ambrosius selbst, unter der Hülle des der Schlofsfrau von ihrem Sohne zugesandten Bewaffneten, sich einen Weg in den Kerker der königlichen Gefangenen eröffnet.

Digitized by Google

Roland zeigt in dem Ringen beider Partheien, in einer vielfach verstrickten, und nicht immer der behaglichsten Lage mehr Klugheit, als man diese von dem Unerfahrenen hätte erwarten sollen. Um so weniger gewinnt er, der von dem Regenten Bestellte, anfänglich das Zutrauen der Verbündeten der Königin, da man auch seine Annäherung zu dem verständigen Prediger des Schlosses, Elias Henderson, bemerkt, der allerdings seinen kirchlichen Glauben, aber keineswegs seine Treue gegen die Königin wankend macht. Er erkennt vielmehr, wie er bei dieser durch den Regenten eben nur die Stelle erhalten, die ihm seine Grofsmutter zugedacht hatte; und seine Verbündete ist hier seine geliebte Catharina Seyton, welche er als die jüngere der beiden Hoffräulein der Königin trifft, die aber erst durch ihr augenscheinliches Einverständnifs mit dem jungen Douglas eifersüchtige Regungen, so wie durch ihre Verkleidung seltsame Ideen in ihm weckt, bis es sich aufklärt, wie der junge Ritter nicht die Dienerin, sondern die Fürstin selbst liebt, und die in wechselnder Hülle erscheinende Gestalt nicht Catharina, sondern deren Zwillingsbruder, Heinrich Seyton, ist.

Aber eben dieser feurige Bruder tritt nun dem Geliebten seiner Schwester feindlich entgegen, indem er sich beharrlich jeder Verbindung der Tochter eines so alten Hauses mit einem Manne ohne Herkunft widersetzt; und da hierauf die Königin, von dem Abte und dem treuen Ritter Douglas geleitet, sich glücklich in das Schlofs des Lords Seyton rettet, so gelingt es selbst ihr und dem Lorde kaum, die beiden gegen einander aufbrausenden jungen Gemüther zu beschwichtigen. Doch der Ernst der Geschichte zieht uns wieder von dem heitern Spiele der Dichtung ab. Es folgt die Niederlage, welche die königliche Parthei sich durch Uebermuth und Unvorsichtigkeit selbst zuzog, und welche die Königin endlich, nachdem ihre Parthei sich zerstreut hat, zu dem unglücklichen Entschlusse bestimmt, sich in den Schutz ihrer Nebenbuhlerin Elisabeth zu begeben. Ihr männliches Gefolge, und von diesem zuletzt noch Roland und der umsonst warnende Abt Ambrosius, mufs an der Gränze zurückbleiben.

Der schwarze Ritter (Georg Douglas) und der mächtige Heinrich Seyton sind in der Schlacht gefallen. Dafs aber Roland der Sohn des kühnen Julian von Avenel sey, daran hat der Leser da schon nicht gezweifelt, als er von dem aus dem See Geretteten hörte; und dafs seine Mutter, Catharina Gräme, wirklich durch das Sacrament der Ehe insgeheim mit Julian verbunden gewesen, hiervon überzeugt

Digitized by Google

sich selbst Halbert Glendinning durch ein Document, das er in der Wohnung des alten Gärtners gefunden, in dem wir den alten, den Frieden in solcher Losgeschiedenheit suchenden Abt Bonifacius wieder erkennen. Der Ritter bescheidet nun seinen einzigen Erben zu sich, diesem und dem Abte die Verzeihung des Regenten zu verkündigen. Ambrosius findet eine Zuflucht in einem Schottenkloster in Frankreich, wo er als Heiliger stirbt. Mit inniger Freude wird Roland von seiner Pflegerin Maria aufgenommen, die staunend erkennt, wie sie in dem vermeinten Waisenknaben den einzigen Zweig ihres Stammes auferzogen. Der Verbindung des Erben des alten Hauses von Avenel mit Fräulein Seyton steht länger kein Hindernifs entgegen; obgleich verschiedenen Glaubens — den der junge Ritter nach dem Tode seiner Grofsmutter geändert — leben Roland und Catharina innig und glücklich mit einander.

Wir versuchen es aber, nachdem wir so die verschiedenen Figuren und Gruppen, welche diese beiden Gemälde in reicher Mannigfaltigkeit, ja fast buntem Gemische dem Blicke des Betrachters darbieten, in dem Einzelnen überschaut haben, ein Urtheil über das Ganze zu fällen.

Das Kloster ist das erstere überschrieben, und das Marienkloster zu Kenaquhair macht allerdings eine Hauptepoche in demselben aus, eine Zeichnung, die durch gelungene Ausführung fesselt und zugleich durch ihre Beziehung auf die kirchlich-politischen Verhältnisse Schottlands in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts dem Stücke zu seinem historischen Grunde und Anlehnungspunkte dient. Aber doch ist dieses Kloster nur ein Beigegebenes. Das, wovon die ganze Reihe der Ereignisse ausgeht und wohin sie zusammenfliefst, ist das Schicksal des alten vornehmen Hauses Avenel, das mit dem der dienstbaren Familie Glendinning in Verbindung gebracht wird, und dagegen kämpft die weifse Frau, der Geist dieses Hauses, mit ihrem gespenstischen Einwirken, dafs nicht das alte Erbe der edeln Avenel in die Hände der bäurischen Glendinning kommen möge. Aber sie kann die Macht des Schicksals nicht hemmen, und indem es ihr gelingt, Halbert von dem heimathlichen Thale und aus Mariens Nähe zu verscheuchen, sendet sie ihn nur dem Lorde Murray zu, dessen Gunst ihn mit Mariens Hand und dem Besitze ihres alten Stammschlosses belohnt.

Digitized by Google

Aber als ein gar seltsames Wesen erscheint diese weifse Frau, allzu körperlich für einen Geist, da sie wirklich Halbert die Nadel aus ihren Haaren darreicht, und zu geheimnifsreich, gespenstisch mächtig für ein in dem Verborgenen wirkendes leibliches Wesen. Wer sie seye, bleibt unerklärt, und doch tritt sie allzu materiell auf, als dafs sie für ein blofses Erzeugnifs der Phantasie der durch sie Geängsteten gelten könnte, oder, wie dies in vielen Stücken unseres geistreichen Hoffmann mit so köstlicher Kunst durchgeführt ist, es findet hier nicht jene geheimnifsvolle Mitte zwischen Wirklichkeit und Täuschung statt, so dafs es unentschieden bliebe, ob die Erscheinung nur Phantom, oder wirklich existirendes Wesen sey. Auch ist sehr auffallend das Interesse, das dieser Geist der Unterwelt, der auf keine Weise den heiligen und reinen Bewohnern des Himmels beigezählt werden kann, da er, Grauen verbreitend und ohne die Ruhe des Grabes zu geniefsen, umher wandelt, gerade an dem heiligen Buche nimmt, so anmuthig sonst auch der doppelte Vorgang erzählt wird, wie die Spuckgestalt den beiden Mönchen das Buch entreifst, und in so schöne Verse auch sonst der Geist seine Sprüche einkleidet.

Eine fast überflüssige Beigabe, die man, wenn sie nicht da wäre, kaum vermissen würde, ist der Euphuist Sir Piercie Shafton, mit seinen Koffern und dem vierfachen Anzuge, der durch den Wechsel der Bänder und Garnierungen scheinbar zu einem zwölffachen umgestaltet werden kann, dieser Abkömmling der Donquixote, dieses Gemisch von ritterlichem Wesen und Galanterie, und von gemeiner Eitelkeit und Rohheit, — der, von dem Dichter frei erfunden, sich doch in den Fesseln seines Euphuisten nur etwas schwerfällig bewegt, sonst aber gut durchgeführt ist, als — nach dem Urtheile des Subpriors — einer jener gekräuselten Elegants, welche auf eitle Beweise der Tapferkeit ihr Vermögen verschwenden und ihr Leben in Gefahr setzen, um unter der Blüthe der Ritterschaft zu glänzen, dann aber ihre Umstände dadurch zu verbessern suchen, dafs sie sich zu der Ausführung von Unternehmungen hingeben, welche Gescheidtere als sie entworfen haben.

Eine Person, die durch besondere Stärke oder Hoheit des Charakters anspricht, oder überhaupt eine recht glänzende, grofsartige Erscheinung, wie in andern Stücken, zeigt sich hier nicht, in so edler Haltung sonst auch die unglückliche, von ihrem Schwager verdrängte Lady von Avenel dasteht. Auch ihre Tochter, die innige, ahnungsvolle Maria, befrie-

Digitized by Google

digt nicht ganz, und der gegen beide feindliche Julian von Avenel stellt nur das Bild der rohen, nicht von einem edlen Geiste geleiteten Tapferkeit dar. Selbst die ihm — ihrem Glauben nach — nur gehandfestete Catharina zeigt sich, obgleich in inniger, doch nicht edler Liebe.

Den eigentlichen Mittelpunkt des zweiten Stückes sehen wir dann den Sohn dieser beiden, Roland Gräme, bilden, wie er zuerst unter dem Namen seiner Grofsmutter erscheint, bis er dann als Roland Avenel auftritt, und zuletzt sich als den wirklich gesetzlichen Abkömmling der zweiten Linie der Avenel und als den rechtmäfsigen Erben der Besitzungen derselben darstellt. Und der junge trotzige Knappe, wie er in seiner edeln Natur sich entfaltet, erweckt immer mehr unsere Liebe und Theilnahme für sich. Nur freilich wird er bald einem glänzenden Bilde nahe gebracht, in dessen prächtigerm Leuchten sein schwächerer Schein erlöschen mufs.

Denn hier erscheint uns nun in herrlicher Zeichnung Maria von Schottland in ihrem Gewahrsame in dem von den Wellen des Sees umspülten Schlosse Lochleven, und die ganze Theilnahme, die der Dichter dem von ihm erfundenen Hause Avenel gewonnen, zerstiebet gleichsam vor der gewaltigern Macht der Wirklichkeit und dem höhern Interesse der Geschichte. Ja die ganze dichterisch erfundene und ausgeschmückte Fabel will uns hier nur erscheinen, wie ein aus phantastisch gemalten Tapeten und Papierwänden aufgeführtes Lusthaus, das an die Seite eines alten, ehrwürdigen, auch in seinen Trümmern noch festen Baues angefügt worden. Die Geschichte stehet in ihrem Ernste und ihrer Ehrfurcht gebietenden Macht in sich abgeschlossen da. Es darf in das Leben, das in grofser und erfolgreicher Wirklichkeit vollendet worden, wo dieses geschildert wird, nicht ein Anderes, das nie existirte, und mit Einflüssen auf dasselbe, die es nie übte, eingefügt werden. Und man wende nicht ein, dafs so das ganze geschichtliche Drama nicht bestehen dürfe. Denn in dem Drama, der höhern Tragödie zumal, dient die Geschichte nur grofsen, das Gemüth anregenden, uns in der heiligsten Tiefe erfassenden Ideen; sie gibt nur die Fabel, die mit einer gewissen Freiheit ausgebildet wird. In dem Romane dagegen ist das Erste die Wirklichkeit; ganz vorzüglich in diesen Romanen ist dieses der Fall.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

N. 22. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Romane von Walter Scott.

(*Fortsetzung.*)

Um so mehr mufs uns gerade hier der seltsame Widerspruch fühlbar werden, in welchen sich der Dichter dadurch mit sich selbst versetzt, dafs er sich in allen seinen Dichtungen bemüht, die Wirklichkeit auf das vollkommenste nachzubilden, und uns doch die geschichtlichen Ereignisse nirgends rein gibt, wie sie sind, ohne sie mit seinen Erfindungen auszuschmücken, zu vermischen und zu verfälschen. Wie er damit seinen eigenen Erfindungen das Interesse entzieht und oft dem Ganzen seine wohlgeordnete Haltung nimmt, darauf haben wir eben hingedeutet. Und doch sind das nur zufällige Einfügungen, die nicht mit innerer Nothwendigkeit aus der Verknüpfung des Ganzen oder dem Leben und den Verhältnissen der handelnden Personen hervorgehen. So hier diese Gefangenschaft der Maria Stuart. Wie herrlich ist die Zeichnung dieser Königin! In wie scharfen Umrissen steht sie ihrer feindlichen Hüterin, der Herrin von Lochleven, der frühern Geliebten ihres Vaters, gegenüber! Wie unvergleichlich ist die ganze lange Scene, da die beiden starren Männer, Lindesay und Ruthven, ihr die Entsagungsacte abzunöthigen glauben, und sie doch nur nachgibt, sich fügend dem schlauen Rathe Melville's und des alten Seyton, der ihr das Blatt in dem Schwerte ihres Pagen zusendet, wie dabei Lindesay den zarten Arm der Fürstin faſst und demselben die Spur seines Panzerhandschuhes eindrückt, und dann vor der Unbesieglichen, zwar nicht als der Königin, aber als Maria Stuart, auf das Knie niedersinkt. Aber dennoch ist das Ganze, als bloſse Episode, in der Geschichte des Hauses von Avenel allzu lang, oder als eine Darstellung der Gefangenschaft Maria's, die einen ganzen Band anfüllt, hier nicht an seinem Orte; und in denselben unsichern, fast ängstlichen Zustand, wie in an-

Digitized by Google

dern Stücken, werden wir auch hier oft durch diese Mischung von Dichtung und Wahrheit versetzt.

Uebrigens ist gleich gewaltig, wie die Zeichnung der königlichen Gefangenen, auch die ihres Halbbruders, des Regenten, besonders da, wo Roland vor ihm stehet, dessen Vorschriften in Hinsicht seiner Schwester zu empfangen. Mit dem kühnen, von hier an durchaus edel gehaltenen Jünglinge erweckt aber gleiches Interesse die von ihm innig geliebte Catharina Seyton, dieses Wesen voll gemüthlicher Tiefe und froher Lebenslust zugleich, und der Reiz in dem Verkehre der beiden ihrer frühern Einschliefsung Entlassenen, aber nun von neuem von dem heitern Leben Losgeschiedenen wird noch erhöhet durch die geheimnifsvolle Verwirrung, die in dem Geiste des Liebenden durch den in der Gestalt der Geliebten umherwandelnden Zwillingsbruder des Fräuleins erregt wird.

Besonders bemerkt zu werden verdient noch der unglücklich liebende schwarze Ritter, Georg Douglas, der wenigstens für die geliebte Königin stirbt, die er nicht besitzen kann. Als untergeordnete Person übt hier, wie dort Heinrich Warden, immer einigen Einfluss Elias Henderson. In edler männlicher Gesinnung zeigt sich Halbert Glendinning, als Ritter von Avenel. Nur in dem Eingange der Geschichte, und auch hier ohne besonders bedeutende Persönlichkeit, erscheint Maria, und dann an dem Schlusse wieder, wo sie den als den einzigen Erben ihres Stammes zurückempfängt, den sie als verwöhnten Edelknaben aus dem Hause verwiesen. In desto schrofferer Haltung hebt sich die kühne Magdalena Gräme empor, mit ihrem Sehergeiste und ihrem Irrsinne, mit der versengenden Gluth ihres Glaubens und der mütterlichen Liebe zu dem einzigen Enkel. Zu ihrer Seite stehet, als die eigentliche Stütze und besonnene Mitte der katholischen, für die Königin thätigen Parthei, noch gewaltiger Eduard Glendinning da, nun Ambrosius, erwählter und auch vertriebener Abt des einst so blühenden Klosters Kennaquhair, und wenigstens noch einmal tauchet in dem Getümmel erschütternder Ereignisse, als blödsinniger, nur noch um seinen Garten besorgter Greis, der friedliche Abt Bonifacius herauf, wie eine wehmüthige Ironie über das rasche, gewaltthätige Leben, das doch auch endlich verstummen muss in leise verhallenden Tönen.

So müssen wir denn dem zweiten Gemälde in jeder Hinsicht den Vorzug vor dem erstern einräumen, so wie als die Blüthe desselben nicht die Gefangenschaft der Stuart, sondern

Digitized by Google

das Verhältniſs des Edelknaben und des Hoffräuleins der Königin und alle die Verstrickungen betrachten, in welchen diese beiden durch ihre Liebe zu einander mit andern Personen verflochten werden. Aber eine so anziehende Macht dieses Stück auch übe, so können wir es doch nur in die Reihe der Dichtungen des zweiten Ranges von dem berühmten Meister stellen.

XVI.

Dagegen führen wir nun den Beschauer vor ein Gemälde, das, der Astrolog überschrieben, und durchaus wohlgehalten und gleichmäſsig durchgeführt, mit St. Ronans-Brunnen den Vorzug theilt, daſs es, ohne einen besondern historischen Anlehnungspunkt und frei von allzu groſser Anhäufung alterthümlicher Seltsamkeiten, rein aus dem innern Leben und der Idee des Dichters hervorgeht, und so selbst sich eines freiern Lebensregens in sich erfreut. Doch aber kann des Dichters Vorliebe für das Alterthümliche nicht ganz zurückbleiben. Denn auch hier handelt es sich, wie in dem andern genannten Stücke, um die Existenz eines alten Geschlechtes, das, wie es dort untergeht, hier erhalten wird. Auch sehen wir uns sogleich in dem Eingange des Romans in die Nähe der verfallenen Stammburg desselben versetzt, und treffen in dem neuen Schlosse, das der alten Burg Ellangowan gegenüber in seiner Aermlichkeit das Bild der gegenwärtigen, von ihrer frühern Macht und ihrem Glanze herabgesunkenen Besitzer darstellt, alle Hauptheldeu des Stückes zusammen.

Mannering, ein junger Engländer, welcher die hohe Schule von Oxford verlassen, benutzt die gewonnene Freiheit, einige Gegenden von Nord-England zu bereisen, und dehnt seine Wanderung bis in den angränzenden Theil des Nachbarlandes aus. Er hat einige Klostertrümmer in der Grafschaft Dumfries besucht; in der Nacht will er noch das Dorf Klippetringam erreichen, verirrt sich aber und findet ein Nachtquartier auf dem Schlosse Ellangowan. Hier wird in eben dieser Nacht die Gattin des Hausherrn, Gottfried Bertram's von Ellangowan, den wir nebst seinem Gesellschafter, dem Magister Abel Sampson, kennen lernen, von einem gesunden Sohne entbunden, und schon hat sich Meg Merrilies, das lange, in seiner ganzen Gestalt ausgezeichnete Zigeunerweib, eingefunden, um das künftige Schicksal des Neugeborenen zu weissagen. Aber der Reisende versucht es in jugendlichem Uebermuthe, selbst, als

Digitized by Google

besserer Astrolog, dem jungen Sprößlinge von Ellangowan die Nativität zu stellen. Es ergibt sich ihm durch die Beobachtung der Gestirne, daſs dem Kinde vorzüglich drei Lebensjahre gefährlich seyn werden, das fünfte, zehente und ein und zwanzigste, und seine Beobachtungen stimmen so mit der Verkündigung der Prophetin überein: daſs dem Kinde viele Gefahr drohe, aber seye nur das ein und zwanzigste Jahr glücklich vorüber gegangen, so werde alles herrlich enden. Dabei überrascht ihn noch der besondere Umstand, daſs, als er früher in einer ähnlichen Anwandlung thörichter Laune seiner Geliebten, Sophie Wellwood, die Nativität gestellt, sich für diese das neun und dreiſsigste Jahr bedrohlich gezeigt hatte; und nach seiner Berechnung wird ihr neun und dreiſsigstes genau mit dem ein und zwanzigsten des Knaben zusammen stimmen, was auf eine Verschlingung des Schicksals beider zu deuten scheint. Um aber mit diesem Spiele — wofür er selbst es achtet — nicht eine nachtheilige Einwirkung auf das Leben des Neugeborenen zu üben, übergibt er seine Beobachtung versiegelt dem Vater, mit der Bitte, das Geheimniſs vor dem Verlaufe des fünften Jahres nicht zu enthüllen, und in der sichern Erwartung, daſs dann der unglückliche Zeitpunkt ohne irgend ein auffallendes Ereigniſs werde vorüber gegangen und seine Wahrsagung in ihrer Nichtigkeit erkannt worden seyn.

Nach seiner Abreise wird das Horoscop dem Kinde, als ein Amulet, in einem Sammetbeutelchen an den Hals gehängt. Sampson wird zur Unterhaltung des Hausherrn und zu der Erziehung des sich muthig und kräftig entfaltenden Knaben auf das Schloſs genommen. Der gutmüthige Herr Gottfried Bertram erreicht das Ziel seiner Wünsche, indem er Friedensrichter wird. Aber in dem Eifer seines Amtes reizt' er nun auch die Landstreicher und Bettler, die bisher einen ruhigen Aufenthalt in seinem Gebiete gefunden hatten, besonders die Gesellschaft der Zigeuner, der Meg Merrilies angehörte, gegen sich, und gar herrlich ist die Schilderung des Abzuges der kleinen Gemeine von Derncleugh, und wie er selbst den gewaltsam Verdrängten begegnet, und die Fürchterliche, Unheil verkündend, an ihm vorüberzieht. Auch den Schleichhändlern und deren Führer, dem Hauptmanne Dirk Hatteraik, tritt er, in Verbindung mit dem rüstigen Zollaufseher, Franz Kennedy, feindlich entgegen. So nahet der Tag, an welchem der Sohn des Hauses das fünfte Jahr beschlieſst. Auf einem Spaziergange, den er mit seinem Lehrer macht, begegnet ihnen Kennedy, und nimmt, eben

Digitized by Google

in Verfolgung der Schleichhändler begriffen, den muntern Knaben zu sich auf das Pferd. Man findet hierauf den Leichnam des ermordeten Zollaufsehers; alle Versuche, den entschwundenen Knaben wieder aufzufinden, sind vergeblich. Der Unfall fördert die allzu schnelle Entbindung von Bertram's Gattin, die ihrer zweiten Niederkunft nahe ist. Der Friedensrichter wird zugleich Vater einer Tochter und Wittwer.

Diese Vorgänge füllen die zehen ersten Kapitel des ersten Theiles, und sind gleichsam das Vorspiel des Ganzen, aus dem sich der scharfsinnige Leser nun selbst die Verkettung des Folgenden bildet, wie der Knabe mit Mannering's Gattin in Berührung treten, und das ganze Stück mit dessen Wiedererscheinen sich beschäftigen werde.

So sehen wir denn nach einem Zeitraume von siebenzehn Jahren den reisenden Studenten abermals in dem Dorfe Kippletringam, aber nun als den indessen in Indien berühmt gewordenen reichen Obristen Guy Mannering, erscheinen; und zwar zu eben der Zeit, da die Herrschaft von Ellangowan den Händen ihres herabgekommenen Besitzers durch öffentliche Versteigerung entnommen werden soll. Noch ist in dem Obristen die Erinnerung an jenes nächtliche Ereignifs und die Theilnahme für die unglückliche Familie lebendig, und er beschliefst, mit Hülfe des Untersheriffs der Grafschaft, des redlichen Mac Morlan, das Gut zu retten. Er wird Zeuge des Todes des beklagenswerthen Lairds und des würdigen Verhaltens seiner Tochter Lucie. Hierdurch zwar wird die Auction aufgeschoben, aber die Herrschaft Ellangowan kommt zuletzt doch in die Hände des schändlichen Glossin, des Schreibers des Edelmannes, der am meisten zu dem Ruine des Verstorbenen, seines Wohlthäters, beigetragen, und zwar durch die Schuld des Boten, der die Briefe und Vollmachten des Obristen nicht zeitig genug an den Sheriff überbrachte.

Mannering nämlich sieht sich durch seine eigenen Familienangelegenheiten zu einer schnellen Reise nach Mervyn-Hall in Westmoreland veranlafst, wo er in dem Hause seines Freundes Arthur Mervyn seine Tochter Julie, welche ihm aus Indien gefolgt war, zurückgelassen. Schon sein eigener Brief an diesen Freund gibt uns von seinen Schicksalen in dem fernen Erdtheile Kunde, wie hier ein junger Officier, Brown, seine Eifersucht erregt, und dieser, in dem Zweikampfe von ihm verwundet, darauf durch den Ueberfall einer räuberischen Horde seinen Blicken entzogen worden. Seine Gattin, die ihm besorgt folgte, war in derselben Zeit in Ge-

Digitized by Google

fahr, in die Gewalt einer andern Bande zu gerathen, und durch diese Vorgänge erschüttert, acht Monate darauf gestorben. Die Briefe Juliens enthüllen uns dann, wie die Obristin selbst keine Verbindung mit Brown gehabt, sondern diese nur zwischen dem jungen Manne und ihrer Tochter gefördert, und lieber, als dafs sie ihrem Gemahle das Geheimnifs entdeckt, dessen eifersüchtigen Argwohn auf sich habe ruhen lassen. Brown hat sich nun aber auch in Mervyn-Hall gezeigt, und wir vernehmen vorerst so viel von ihm, wie er selbst in Hinsicht seiner Abkunft blofs weifs, dafs er aus Schottland stamme, und, in Holland in dem Hause eines Kaufmannes erzogen, von da nach Indien gegangen, wo er, obgleich für den Kaufmannsstand gebildet, Militärdienste genommen. Diese Erscheinung des nächtlichen Flötenspielers aber, die dem Obristen durch seinen Freund gemeldet worden, ist die Ursache von seiner schnellen Reise nach Mervyn-Hall. Er bezieht hierauf mit seiner Tochter seinen Landsitz Woodbourne, den Mac Morlan in der Nähe von Ellangowan für ihn miethete. Die verlassene Lucie Bertram findet eine Freistätte in seinem Hause, eine Gesellschafterin in seiner Tochter. Sampson, der sich von Lucien nicht trennen kann, wird Aufseher der Bibliothek.

Doch auch Brown bleibt nicht unthätig. Sich keiner Verbindung mit der Gattin des Obristen bewufst, weifs er um dessen Eifersucht gar nicht, und erblickt blos in seinem Verhalten die Mifsgunst eines aristokratischen Unterdrückers, gegen den er sich durch keine Rücksicht gebunden glaubt. Um so höher achtet er seine Geliebte, und, selbst edel und muthig, will er sie, ohne Gewalt oder Ueberredung, allein nur durch ihren eigenen freien Entschluss besitzen.

Er tritt zu Fufs seine Wanderung nach Schottland an. In Cumberland trifft er mit Meg Merrilies zusammen, die durch den Pächter Dinmont von dem Falle des Hauses Ellangowan hört und mit dem Tode des Laird alle Schuld getilgt achtet. Brown wird sogleich von ihr erkannt, so wie ihre Erscheinung frühere Erinnerungen in ihm weckt. Den Pächter rettet er aus den Händen der Räuber und gewinnt sich die Liebe des treuen Mannes, auf dessen Gute er mehrere Tage verweilt. Bei Fortsetzung seiner Reise geräth er zur Nachtzeit in die Mörderhöhle, den Thurm von Derncleugh, wo er Zeuge ist von dem Tode des sterbenden Räuberhauptes, und durch die Meg vor den nächtlich zechenden Männern geschirmt wird. Bei dem Abschiede reicht sie ihm den Beutel mit den Goldstücken und Kleinodien, den Schatz der Horde,

Digitized by Google

und gewinnt ihm das Versprechen ab, ihr auf ihren Ruf, wo er sich auch befinden möge, zu folgen.

Die Familie in Woodbourne war indessen durch einen Anfall der Schleichhändler erschreckt worden. Diese waren in Verfolgung einiger Zollbeamten bis zu dem Wohnsitze des Obristen selbst gelangt, und da die Flüchtlinge hier Schutz fanden, so hatten sie auf die Wohnung selbst einen Angriff gemacht, wobei durch den Obristen und den jungen reichen Hazlewood, der um Luciens Liebe wirbt, der Führer der Bande und ein anderer tödtlich verwundet worden waren. Hierdurch sieht sich der junge Hausfreund, da er an dem folgenden schönen Wintertage die beiden Fräulein nach einem nahen gefrorenen See begleitet, zu der Vorsicht veranlafst, sich sein Gewehr nachtragen zu lassen. Auf dieser kleinen Wanderung erscheint plötzlich der colossale Brown in seiner Reisetracht vor ihnen. Julie schreit in der Ueberraschung laut auf. Ihr Begleiter vermuthet ein Glied aus der gefährlichen Genossenschaft vor sich und gebietet dem Ungekannten schnelle Entfernung. Da dieser nicht gehorcht, so legt er sein Gewehr auf ihn an. Sie ringen mit einander, und bei der gegenseitigen Anstrengung geht die Waffe los; Hazlewood wird in die Schulter verwundet.

Man ist nun auf das eifrigste bemüht, die Spur seines flüchtig gewordenen Gegners aufzufinden. Besonders bietet der unedle Glossin alles auf, sich der Person des Flüchtlinges zu bemächtigen, um so das ihm noch fehlende Ansehen und vorzüglich die Gunst des reichen Vaters des Verwundeten zu gewinnen. Es gelingt ihm, der Wirthin zu Kippletringam, bis wohin Brown gelangt war, das Geheimnifs ihres Gastes zu entlocken; und da ihm jetzt ein Gefangener eingebracht wird, so wähnt er, den Gegenstand seiner Nachstellung in seinen Händen zu sehen; aber er erkennt zu seinem Schrecken Dirk Hatteraik in demselben. Er mufs diesen zwar gefangen nehmen, aber er läfst den alten Schleichhändler in der Nacht aus seinem Gewahrsame entfliehen, und da er darauf mit ihm in der geheimen Höhle zusammen trifft, so enthüllt sich aus ihrer Unterredung, wie der Schändliche früher mit den Schleichhändlern in Verbindung gestanden und selbst zu der Entfernung des Knaben mitgewirkt hatte, der von dem Lieutenant Brown (eben jenem bei Woodbourne erschossenen Führer der Bande) seinem Vater in dem Hause Vanbeest und Vanbruggen war übergeben und von diesem erzogen und liebgewonnen worden. Zugleich erhält er durch Dirk die Gewifs-

Digitized by Google

heit, dafs Brown noch an dem Leben und in dem Lande seye, und er verabredet mit ihm den Plan, wie er sich des einzigen männlichen Erben von Ellangowan, der ihm seinen Besitz streitig machen könnte, zu entledigen gedenkt.

Unterdessen langt ein Brief an, welcher den Tod des Fräuleins Margaretha Bertram von Singleside meldet und die Erben des verstorbenen Lairds auffordert, einen Bevollmächtigten zu Eröffnung des Testaments der Verstorbenen nach Edinburgh zu senden. Der Obrist beschliefst, selbst sich in dieser Angelegenheit dahin zu begeben. Mit ihm trifft der redliche Dinmont, als Beschützer einer armen Verwandtin des Fräuleins, ein, und wir lernen nun eine neue Person kennen, den lebensbehaglichen, jovialen, gelehrten, biedern Rechtsmann Paul Pleydell, an den Mannering gewiesen ist und den er in dem lustigen Kreise bei dem Spiele High Jinks trifft. In Beiseyn aller wird das Testament eröffnet, aber auch zu Täuschung der Erwartung aller zeigt sich, dafs die Verstorbene über das Gut Singleside zu Gunsten des Testamentseröffners selbst, Peter Protocol, verfügt hat, jedoch unter der Bedingung, dafs derselbe das Gut an Heinrich Bertram, Sohn und Erben des Gottfried Bertram, von welchem die Erblasserin versichert sey, dafs er sich noch am Leben befinde, nach dessen Rückkehr in seine Heimath zu übergeben habe. Und durch die Dienerin der Verstorbenen weifs Pleydell zu erfahren, dafs sich diese ihre Gewifsheit von dem noch Vorhandenseyn ihres Verwandten auf die Aussagen einer Zigeunerin gründe, die der Beschreibung nach keine andre, als Meg Merrilies seyn konnte. Hierdurch wird von neuem des Obristen Aufmerksamkeit auf den Verschwundenen gewendet.

Dieser — Brown — war den gegen ihn gerichteten Nachforschungen dadurch entgangen, dafs er zu guter Stunde ein Fahrzeug an dem Ufer vorfand, das ihn nach dem kleinen Hafenorte Allonby in Cumberland hinüber gebracht hatte. Von hier gelang es ihm, Julien einen Brief zu übersenden, und ihre Antwort bestimmte ihn, selbst während des Obristen Entfernung sich wieder herüberschiffen zu lassen. Er landet bei dem alten Schlosse von Ellangowan, und unkundig und fremd, in einer bedrängten Lage, ohne Freund und eines schweren Verbrechens angeschuldigt, tritt er in die Räume ein, in denen seine Väter mächtig geherrscht hatten. Während frühe Jugenderinnerungen immer mehr in ihm Gewalt gewinnen, gesellt sich der schlechte Glossin zu ihm, der ihn sogleich erkennt und zu Sir Robert Hazlewood von

Digitized by Google

Hazlewood, dem Vater des durch ihn Verwundeten, bringen läfst, der, als Friedensrichter, auf Glossins Antrieb, den Verhaftsbefehl ausfertigt, worauf er einstweilen, da er sich auf den Obristen Mannering beruft, der noch nicht zurückgekehrt ist, nach dem Zuchthause von Portanferry gebracht wird. Nun scheint er ohne Rettung verloren. Doch helfend waltet in dem Verborgenen Meg Merrilies. Auf ihren Antrieb eilt der getreue Dinmont in den Kerker zu ihm; durch den in den Thurm von Derncleugh verirrten Sampson übersendet sie dem Obristen den Brief, welcher diesen bestimmt, den Wagen abzuschicken; auch dem jungen Hazlewood erscheint sie, und veranlafst ihn, die Dragoner, die sein Vater, auf des schlauen Glossin Einflüsterung, aus Besorgnifs eines ihm von den Schleichhändlern drohenden Angriffes von dem Zollhause zu Portanferry zu seiner eigenen Vertheidigung herbei gerufen hatte, dahin zurückzusenden. In der Nacht klärt sich dann Glossins Plan auf, der kein anderer war, als sich mit Hülfe der Schleichhändler des Erben von Ellangowan zu bemächtigen. Denn nach Entfernung der Wachen brechen diese nun gewaltsam in das Zollhaus ein, legen Feuer an und führen den Gefangenen aus dem Kerker. Doch von der wilden Rotte selbst ist durch die Meg einer für ihn gewonnen, mit dessen Hülfe er sich losmacht und von dem durch den Obristen abgesandten Wagen aufgenommen wird.

In Woodbourne ist unterdessen der treffliche Pleydell eingetroffen, mit dem sich der Obrist beredet, und dem er den Brief der Meg zeigt, welcher mit den Worten schliefst:

Was dunkel ist, soll Licht,
Und Unrecht werden Recht,
Und Bertrams Recht und Bertrams Macht
Auf Ellangowan's Burg erwacht.

Die ungeduldig Harrenden sehen endlich den Wagen anlangen, und grofs ist aller Erstaunen, da die beiden, Bertram-Brown und Dinmont, eintreten. Bertram erkennt den Obristen, und Mannering erblickt den Mann vor sich, den er wähnt in Indien getödtet zu haben; Julie sieht den Geliebten in einer sehr gefährlichen Lage, und Lucie erkennt den Fremden, der auf Hazlewood geschossen hatte; Pleydell entdeckt in ihm das leibhafte Ebenbild von Ellangowan, aber vor allen ist Sampson's Freude grofs, der in dem sechs Fufs hohen Kriegsmanne seinen kleinen Heinrich wieder erkennt. Alles enthüllt sich. Bertram erzählt seine Jugenderinnerungen; der Erbe von Ellangowan ist wieder genahet,

Digitized by Google

Lucie hat den Bruder gefunden, des Astrologen Verkündigungen sind alle wahr geworden.

Doch Bertram, auf den die Gerichte noch, als auf einen entsprungenen Gefangenen, Anspruch haben, muſs vorerst *sui juris* werden. In dieser Absicht begibt man sich nach dem Schlosse Hazlewood, wo die Freunde für ihn Bürgschaft stellen, und der Entlassungsbefehl ausgefertigt wird. Nur noch an den klaren Beweisen in Hinsicht seiner Person fehlt es. Auch hier erscheint die Meg helfend. Seinem gegebenen Worte gemäſs folgt Bertram ihrem Rufe in Begleitung des treuen Dinmont. Sie leitet sie nach dem Thurme von Derncleugh, nach dem Warroch-Walde, in die geheime Höhle an dem Strande, wo sie sich mit Hülfe des jungen Hazlewood, der ihnen gefolgt war, Hatteraik's bemächtigen, der rächend sein Pistol auf die Meg abdrückt. Daſs es so kommen werde, hat sie vorher gewuſst, und läſst sich nach dem Thurme von Derncleugh bringen, wo nur die Seele frei werden kann von dem Leibe. Hier thut sie ihre Aussagen und stirbt. Hatteraik bekennt vor Gericht nicht; aber gegen Glossin finden sich alle Beweise vor, und er wird von jenem in dem Gefängnisse erwürgt. Bertram tritt nun ungestört in den Besitz seiner Väter ein; seiner Schwester bestimmt er das Gut Singleside; der Verbindung beider Geschwister steht keine Hinderung mehr im Wege. Der Obrist entwirft den Plan zu einem groſsen und glänzenden Hause, das unweit des neuen Schlosses in einem der Pracht der benachbarten alten Trümmer angemessenen Style erbaut werden soll, und wo auch dem treuen Sampson sein Gemach neben der Bibliothek bezeichnet ist, der, hierüber entzückt, dreimal sein „Wundersam!“ wiederholt. —

So übt der Dichter an dem Schlusse volle Gerechtigkeit, und gleicht alles zu der angenehmsten Befriedigung der Leser aus. Und einen groſsen Eindruck kann dieses Stück auf den Geist und die Phantasie des Lesers nicht verfehlen, da es sich in seinen einzelnen Theilen und seiner ganzen Entfaltung durchaus klar und von einer auſserordentlichen Frischheit zeigt, und zugleich in seiner Verschlingung dunkel und geheimniſsvoll von dem Anfange an fast bis zu dem Ende bleibt. Denn nach dem Leben sind alle handelnde Personen gemalt; mehr, als in vielen andern Stücken, waltet ein gemüthliches Regen durch das Ganze, und wie überaus herrlich sind viele einzelne Scenen durch groſsartige Zeichnung oder launige Schilderung; als der Abzug der Zigeuner, Glossins Besuch in Woodbourne, wie alle dem Verachteten den Rücken kehren,

Digitized by Google

das Spiel High Jinks mit seinem Könige in Edinburgh, das Auftauchen seiner Jugenderinnerungen in Bertram, da er die Burg seiner Väter betritt u. s. w. Dagegen die, welche in dieser so wahr gehaltenen und so klar und bestimmt hervortretenden Wirklichkeit in wunderlichem Contraste mitten inne steht, ist ein seltsam phantastisches Gebilde das Zigeunerweib Meg Merrilies. Sie spricht voraus das Schicksal des Erben von Ellangowan aus, und veranlafst Mannering zu Ausübung seiner astrologischen Kunst. Mit treuer Liebe hängt sie an dem alten Geschlechte, bei dem ihre Gemeinde so lange eine Zuflucht gefunden; sie spricht den Fluch über den Verdränger derselben; aber dem Knaben bleibt ihr Herz gewogen. Da war sie ein irrender Geist, als Dirk Hatteraik ihn in dem Walde von Warroch wegnahm und den Zöllner mordete. Sie rettet des Kindes Leben, doch schwört sie, bis zu seinem ein und zwanzigsten Jahre das Geheimnifs nicht zu verrathen, und sie weifs, dafs er bis zu dem ihm bestimmten Tage sein Schicksal tragen mufs. Sie hält ihren Eid, aber auch noch einen andern hat sie geschworen, dafs sie ihn wieder in seines Vaters Gut einsetzen will, wenn sie den Tag seiner Rückkehr erleben wird, und sollte jeder Schritt über einen Todten gehen. Auch diesem Schwure bleibt sie treu; sie selbst ist der erste Schritt, Hatteraik der zweite, Glossin der dritte. In ihrem Spruche aus dem alten Liede:

„Was dunkel ist, soll Licht“ u. s. w.

ist der Inhalt des ganzen Stückes angedeutet. So steht sie als geheime, dunkle Macht in dem Mittelpunkte des klaren Lebens, das sie leitet, und alle die verständigen Personen gehorchen dem Worte und Antriebe der Phantastin. Wie sie dem jungen Hazlewood entgegentritt und den Zügel seines Rosses faſst: eine hohe weibliche Gestalt, die ein grofses Tuch um den Kopf gebunden hat, aus welchem wild graue Haare herabfliefsen, gehüllt in einen langen rothen Mantel und in der Hand einen Stab mit einer Art von Lanzenspitze tragend; so erscheint sie durchaus seltsam und Grauen erweckend, voll Drohen, aber nicht ohne Liebe in dem hinter einem so baroken Aeufsern verborgenen Innern, und es ist von dem Dichter mit preiswürdiger Kunst in dem Dunkel gelassen, ob mehr Betrug oder Selbsttäuschung, mehr Wahnsinn oder Divinationsgabe und ein Sehergeist in ihr walte.

Als eine desto edler gehaltene, klarere Gestalt steht der Obrist Guy Mannering dem Zigeuner- und Zauberweibe gegenüber, der selbst einmal in jugendlichem Uebermuthe sich

Digitized by Google

verleiten läfst, in dem gastlichen Hause der Ellangowan die Rolle des Astrologen zu spielen, und nun in inniger Theilnahme sich an das Schicksal des Hauses gefesselt sieht. An ihn schliefst sich zunächst der ansehnliche Krieger und edle junge Kämpfer Brown — Heinrich Bertram an, mit seiner gleich edeln Schwester Lucie, die beiden kräftigen, geistigen Kinder eines geistesarmen Vaters, Gottfried Bertrams, aus dessen Wesen nur Ein Zug, der seiner grofsen Gutmüthigkeit, anspricht. Als ein seltsam launenhaftes Wesen, wie eine Blume aus einem glühendern, üppigern Himmelsstriche herüber verpflanzt, erscheint Julie Mannering in ihrem Verhältnisse zu Brown. Anziehende vermittelnde Personen sind Mac Morlan und Pleydell, die redlichen und geschickten Rechtsmänner, zu welchen den Gegensatz bildet der tückische Verräther Gilbert Glossin, der undankbar den Untergang des alten Geschlechtes herbeizuführen strebt; so wie dem gleich schlechten, aber gewaltigen Dirk Hatteraik der redliche Dinmont gegenüber steht. Als ein besonderes Gebilde des genialen Erfindungsgeistes des Dichters aber glänzet in dem vollen Flimmern seines glücklichen Humors der arme Magister Abel Sampson, die lange, magere, ungeschlachte Gestalt, der Knochenmann mit seiner Ungeschicklichkeit und seinen Grimassen, aber dem treuen Herzen und Gemüthe und seiner grofsen Gelehrsamkeit und Brauchbarkeit für den, welcher, wie der Obrist, ihn zu achten und sich seiner zu bedienen weifs.

So fehlt es nicht an einer Fülle des Anziehenden und Ergötzlichen in diesem Stücke, an dem nur das getadelt werden mufs, dafs es eigentlich aus zweien Stücken besteht, aus dem Vorspiele und dem Romane selbst, der nach einem leeren Zwischenraume von siebenzehn Jahren beginnt. Auch zweifelt der Leser sogleich nicht, dafs dieser Sprösling von Ellangowan in ein besonderes Verhältnifs mit Mannering treten, und zwar, so wie wir von einer Tochter des Obristen hören, dafs er durch diese ihm werde verbunden werden; so wie der entschwundene Heinrich Bertram in Brown sogleich erkannt wird. Dessen unerachtet weifs der Dichter das Interesse bis an das Ende des Stückes rege zu erhalten. Aber es ist auch hier minder eine grofse Idee — die nur wie zufällig in dem Spruche der Zigeunerin herauftönt — was anzieht und festhält und dann einen bleibenden Nachklang in dem Gemüthe zurückliefse; es ist der Reiz einer anmuthigen Verschlingung, ein dunkles Geheimnifs, ein geistreiches Räthsel, was bis zu seiner Lösung fesselt und beschäftigt, dann aber, so wie diese

Digitized by Google

gefunden ist, seine Bedeutung verloren hat. Und hieraus erklärt sich denn eben so wohl die geringe Wirkung, welche diese Stücke auf das Gemüth hervorbringen, als das grofse Interesse, das sie dennoch erwecken. und warum selbst die, in denen das ideale Regen untergegangen, und die schon aus der Feenwelt der Poesie in alle Nüchternheit eines prosaischen Geschäftlebens eingegangen sind, die fast jeden Dichter fliehen, die selbst Shakespeare nicht mehr anspricht, doch begierig nach Walter Scott's Romanen greifen: es ist das Solide, die Macht einer grofsen Wirklichkeit, mit Phantasie und räthselhafter Verschlingung durchwebt, was sie anzieht, und ohne sie unbequem anzuregen, angenehm beschäftigt.

XVII.

Wir treten von dem Astrologen vor zwei grofse geschichtliche Gemälde, die neuesten Schöpfungen unseres Meisters. Ein jedes derselben umfafst auf zwei mit zahlreichen Figuren belebten Bildern, die als Gegenstücke neben einander aufgestellt sind, einen besondern Kreis von Ereignissen. Erzählungen von den Kreuzfahrern sind beide überschrieben, obgleich das eine — näher als die Verlobten bezeichnet — nur eine fernere Beziehung auf den grofsen geschichtlichen Vorgang hat, während das andere uns geradebin mitten in das Lager des berühmtesten unter allen Fürsten versetzt, welche das Schwert zu Eroberung des heiligen Grabes geführt haben, der aber in dem erstern Stücke nur einmal als kühner, kampflustiger Jüngling erscheint und im Sturme die Burg nimmt, welche den Mittelpunkt der Ereignisse desselben ausmacht.

Es ist dieses das Schlofs Garde Doloureuse, von wo der Normannische Ritter Sir Raymond Berenger die Gränze von Wales schirmt, und eben das Leben dieser Normannischen Gränzlorde in ihrem Kampfe und Gegensatze mit den Waliser Häuptlingen ist es, was der Dichter sich hauptsächlich zu dem Gegenstande seiner Darstellung erwählt hat. Es ist um das Jahr 1187. Der Erzbischof Balduin von Canterbury hat den Kreuzzug verkündet, und der gemeinsame Eifer für das heilige Unternehmen zwischen die Kämpfe der Waliser und Gränzlorde eine kurze Ruhe gebracht. Ja freundlich sehen wir die beiden alten Feinde, Sir Raymond Berenger und den kühnen Waliser Häuptling Gwenwyn oder Gwenwynwen von Powys, die Brandfackel von Pengwern, auch der Wolf von Plinlimmon genannt,

Digitized by Google

sich auf ihren Burgen bewirthen. Noch mehr hofft der letztere den Frieden durch eine Verbindung mit der Tochter des Ritters, der schönen siebzehnjährigen Eveline Berenger, zu befestigen. An dem Osterfeste, da er seine Barden, darunter den hochgesinnten Cadwallon, und seine Helden um sich versammelt, sendet er werbend den Boten ab. Der Ritter antwortet ablehnend, aber versöhnend, weil die Hand des Fräuleins schon Hugo von Lacy, dem edeln Constabler von Chester, zugesagt sey. Aber in wildem Feuer lodert der abgewiesene Häuptling mit seinen Britten auf. Krieg und Rache wird bei dem Feste beschlossen.

Bei den früheren Festen war vor dem Ritter darauf hingedeutet worden, wie er sich nur in dem Schutze seiner unüberwindlichen Burg zu behaupten vermocht. Da hat er das kühne Wort fallen lassen: Gwenwyn solle ihn, wenn er wieder bei der nahen Brücke sein Banner aufpflanzen werde, aussen treffen. Durch dieses rasche Wort hält er sich nun gebunden, und tritt mit seiner kleinen Schaar dem übermüthigen Feinde auf offenem Felde entgegen. Er fällt in gewaltigem Kampfe mit seinem treuen Knappen Dennis Morolt. Seiner Tochter und seiner Veste hat er in dem ruhig festen Flamänder Wilkin Flammok einen sichern Beschützer zurückgelassen, dessen List es nicht nur gelingt, seine fetten Kühe in die zu einer Belagerung wenig vorbereitete Burg zu bringen, sondern dessen Tapferkeit auch die heftigen Stürme der Feinde abwehrt, bis Hugo von Lacy zu rechter Zeit erscheint, und an den Walisern, deren Fürsten Gwenwyn er mit eigener Hand erlegt, blutige Rache nimmt. Seinen Neffen, den edeln jungen Damian Lacy, sendet er mit der Nachricht von ihrer Errettung an Eveline, und da er selbst sich zu dem Kreuzzuge verpflichtet und gelobt hat, unter kein Dach mehr zu treten, so ladet er sie, nach der feierlichen Bestattung ihres Vaters, zu einer Zusammenkunft in seinem prächtigen Zelte ein.

Eveline hat indessen in aller Noth und Bedrängniss sich als die grossartige Tochter eines ritterlichen Vaters bewährt. Vor der heiligen Jungfrau, der besondern Beschützerin ihrer Burg, ist sie in banger Stunde niedergesunken, und hat der Dame von Garde Doloureuse gelobt, wenn sie Befreiung schenken werde, ihrem Retter alles, was er verlangen und was nur ihre Ehre gestatten würde, und sey es der Besitz ihrer eigenen Person, zu gewähren. Und Hugo von Lacy bringt nun die frühern Unterhandlungen mit ihrem Vater in Anregung; er, der ältliche Oheim, der berühmte Rit-

Digitized by Google

ter, aber nichts weniger als schöne Mann, tritt hervor, der junge, liebenswürdige Damian de Lacy weicht in den Hintergrund zurück. Eveline hat beschlossen, ohne vorerst dem Ritter eine bestimmte Erklärung zu geben, sich in die Huth ihrer Tante, der Aebtissin in dem Kloster der Benedictinerinnen zu Glocester, zurückzuziehen. Auf der Reise dahin wird sie von einer andern Verwandten, Ermengard von Baldringham, eingeladen, die Nacht bei ihr zuzubringen, und durch die alte Dame genöthigt, übernachtet sie, nach der Sitte der Frauen von Baldringham, in dem Zimmer des rothen Fingers. Ihr nächtlicher Schrecken ist grofs, und sie wird nur durch ihre treue Rosa Flammok gerettet, die den normannischen Krieger von ihrer Schutzwache herbeiruft, welcher das bebende Mädchen in seinen Armen aus dem verschlossenen Gemache trägt. Auf der Reise vernimmt darauf Rosa die Erzählung von der unglücklichen Vanda von Baldringham, und wie der Bahrgeist über den Abkömmlingen ihres Mörders drohend die blutige Hand emporzuheben pflege. Auch theilt sie den geheimnifsvollen Spruch mit, der ihr in der Erinnerung geblieben:

Jungfräulich Weib, als Witwe Gattin!
Verlobt, verrathen und Verrätherin!

Aber der Einfluſs ihrer Getreuen vermag nicht so viel, als der der Aebtissin, bei welcher sie anlangt und dem edeln Hugo ihre Hand in dem Kloster zusagt. Der Tag ihrer Verlobung wird bestimmt. Damian zeigt sich indessen krank und in einem seltsam verworrenen Zustande. Ein anderer, älterer Verwandter, der unwürdige Randal de Lacy, erlangt durch Evelinens Fürsprache Verzeihung und das Versprechen, bei der Verlobung als Zeuge zugegen seyn zu dürfen.

Mit der zweiten Abtheilung sehen wir nun wirklich in dem Kloster der Aebtissin zu Glocester die Verlobung der schönen Eveline und des edeln Hugo von Lacy, aber unter schlimmen Vorbedeutungen, vorgehen. Damian erscheint, Evelinen nochmals zu sehen, aufsen, krank und fast in dem Zustande der Geistesverwirrung. Beide Verlobte eilen bestürzt zu ihm hinaus. Der Arzt hat ihm an dem Morgen eine Ader geöffnet; die Binde hat sich verschoben, und da beide sich zu dem Ohnmächtigen helfend hinabneigen, so tragen sie die Zeichen seines Blutes in das Verlobungsgemach zurück. Da erscheint auch der mönchische Bote des stolzen Bischofs Balduin, der in der Stadt angelangt ist. Hugo hatte gehofft, seine Vermählung vorerst vollziehen und die

Digitized by Google

Erfüllung seines Gelübdes um einige Jahre verzögern zu können. Diesem setzt sich der Bischof beharrlich entgegen, und durch sein Wort gebunden, tritt der Ritter den Zug nach dem gelobten Lande an, zu welchem er sich auf drei Jahre verpflichtet.

Damian, der für seinen Oheim die bewaffneten Schaaren hatte nach Palästina führen sollen, wird nun die Huth der Verlobten vertraut, die sich nach ihrem Stammschlosse begibt, daselbst die Rückkehr Hugo's zu erwarten. In ihrer Nähe weilt der junge Ritter, wie ein unsichtbarer Hüter jeden Augenblick zu ihrer Hülfe bereit. Denn mit zarter Gewissenhaftigkeit meidet er es, vor der auch nur zu erscheinen, der er mit abgöttischer Verehrung sich zum Dienste geweihet hat, und die er doch nicht besitzen kann. So lebt die Verlobte in ihrer Losgeschiedenheit, „ein jungfräulich Weib, als Witwe Gattin"; und dafs auch der andere Theil des Spruches, den der Bahrgeist in ihre Seele geflüstert hat, in Erfüllung gehe, waltet der tückische Randal de Lacy, als unheilbringende Macht, in dem Verborgenen zu dem Verderben der beiden Ungewahrten. Es gelingt ihm, die, nach welcher seine Lüsternheit erwacht, unter der Hülle des Kaufmannes, der die Falken feil bietet, von ihrer sichern Burg zu locken, und sie Dawsyd, dem Einäugigen, und der ihm verschworenen Bande in die Hände zu führen. In Edri's Grabgewölbe wie in ihre eigene Gruft lebend eingeschlossen, ist darauf Eveline unsichtbare Zeugin des Kampfes ihres edlen Ritters, den sie, endlich aus ihrer Todeshöhle gerettet, mit Blut und Wunden auf dem Wahlplatze wiederfindet.

Damian hatte sich in der Frühe des Morgens mit seinen Reitern zu Befreiung eines durch die Schaaren aufrührerischer Bauern schwer bedrängten Gränzlordes aufgemacht, als er noch zeitig von Evelinens Gefahr Nachricht erhielt, und, das andere Unternehmen aufgebend, zu ihrer Rettung herbei eilte. Ohne gehörig bewaffnet zu seyn, hat er sich unvorsichtig unter die Feinde gestürzt, unter deren Streichen er niedergesunken.

(Der Beschluſs folgt.)

N. 23. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Romane von Walter Scott.

(Beschluſs.)

Eveline aber setzt nun, wo es die Erhaltung des Lebens ihres Retters gilt, in dem Bewuſstseyn ihrer Unschuld alle beengende Rücksichten auf die Seite. Gégen den Rath ihrer treuen Rosa läſst sie den todtwunden Ritter nach ihrem Schlosse bringen, und da nun der Normannische Lord, dem er hatte zu Hülfe eilen wollen, von den Bauern getödtet und dessen Schloſs genommen wird, so weiſs Randal de Lacy durch diesen Umstand seinen dunkeln Anschuldigungen um so mehr Glauben zu verschaffen: als ob Damian nicht nur mit der seiner Huth Vertrauten in einem heimlichen Liebesverständnisse lebe, sondern auch insgeheim den Empörern sich verbunden habe. Der königliche Herold erscheint vor Evelinens Burg, und fordert sie auf, die Thore zu öffnen und den Verräther den Händen der Gerechtigkeit zu übergeben. Da sie beides verweigert, wird sie selbst zur „Verrätherin“ erklärt. König Heinrich erscheint in eigener Person mit seinen beiden Söhnen Richard und Johann, und beginnt die Belagerung der widerspenstigen Veste, deren Noth noch durch Uneinigkeit und Meuterei der Besatzung erhöhet wird; und daſs Eveline auch „Verrathene“ seye, begibt sich der treue Flamänder Wilkin Flammok heimlich in das Lager des Königs, diesem gegen günstige Bedingungen die Burg in die Hände zu liefern. Aber eben diesen Augenblick ersieht der kühne Königssohn Richard, dasselbe schneller durch unerwarteten Sturm zu erreichen. Damian wird, als schwerer Verbrecher, in den Kerker geworfen; auch Eveline harret, aller väterlichen Güter beraubt, ihres Gerichtes, während der verrätherische Randal, der das Gerücht von Hugo's Tode verbreitet, mit dessen Besitzungen belehnt, glänzend aus seinem ehrlosen Dunkel hervortritt.

Digitized by Google

Die drei Jahre sind indessen verlaufen, und in dieser Zeit der Noth und Verwirrung erscheint nun, nachdem er seine Krieger und Schätze eingebüfst, der für todt geachtete Ritter als rückkehrender Pilger. Nur zwei einzige Begleiter folgen ihm, sein treuer Knappe Guarine und sein Ministrel Renault Vidal. Auf Kundschaft ausgesandt, berichtet der letztere, der wie ein böser Geist begierig des Todesschmerzes und der Verzweifelung seines unglücklichen Herrn harret, alles das Unheilvolle: Evelinens Untreue und Damian's Ehrlosigkeit.

Damit nahet alles einer neuen Katastrophe, und dafs diese sich endlich zur Rettung und Verherrlichung der Unschuldigen gestalten werde, daran zweifelt niemand, wer mit der Weise unseres Dichters vertraut ist und weifs, wie demselben, wo sonst die Mittel der Lösung fehlen, selbst noch Schwert oder Dolch zu Gebote stehen, den fest geknüpften Knoten zu entwirren. Und so sehen wir denn auch jetzt de Lacy, der zu dem Könige in die Burg getreten, vor Garde Doloureuse in feierlichem Aufzuge erscheinen, um den Flamändern ihren Freiheitsbrief zu übergeben. Denn dafs der festlich geschmückte Reiter, den er nur von hinten sieht, dieser sey, vernimmt der Ministrel von einigen Landleuten; und wie ein blutgieriges Wild schleicht er herbei; schnell hat er hinter dem Ritter sich auf das Rofs geschwungen, und der von seinem Dolche rücklings Getroffene sinkt auf die Erde nieder. Der Mörder wird ergriffen und vor den König in das Schlofs gebracht. Da tritt ihm der lebend entgegen, welchen er wähnt gemordet zu haben. *Es ist ein Lacy gewesen, aber Randal de Lacy, den die Rache mitten in seinem Siegesjubel ereilte. Der Mörder verflucht seinen Irrthum, denn der Ministrel enthüllt sich nun als Cadwallon, den Barden Gwenwyn's, des Fürsten von Powys, und dessen Rächer. Schon aber ist von Hugo de Lacy die Unschuld der schwer Angeklagten aufgedeckt. Damian besteht die Probe, welcher er ihn unter der Hülle des Pilgers in dem Kerker unterwirft, und wird grofsmüthig eingeladen, nun des Oheims Stelle bei dem Vermählungsfeste zu vertreten. Ein neuer Traum verkündet Evelinen in dem Kloster der Benedictinerinnen, wo sie eingeschlossen worden, ihr nahes Glück, und der versöhnte Geist läfst sich jetzt also vernehmen:

Jungfräulich Weib, als Witwe Gattin!
Verlobt, verrathen und Verrätherin!

Digitized by Google

Nun ist erfüllt der ganze Sinn,
Wanda's Leiden sind gerochen
Und Versöhnung dir gesprochen!

Auch Rosa wird belohnt durch die Hand Amelot's, des Pagen Damian's, die beide, gleich treu, ihrem Gebieter und ihrer Gebieterin in aller Noth und Prüfung zur Seite gestanden.

So schliefst denn auch dieser Roman mit einer Doppelheirath. Wie ein grofsgehaltenes Vorspiel eröffnet das Ganze der Kampf des Ritters von der Schmerzenswache (Garde Doloureuse) und des Wolfes von Plinlimmon und der Tod beider Kämpfer, wovon der des Letztern sich erst an dem Schlusse recht folgereich zeigt in dem rächenden, obgleich das unbeabsichtigte Opfer treffenden Stahle des Barden Cadwallon. In einer steten Folge in einander greifender Ereignisse bewegt sich die Geschichte in dieser ersten Hälfte fort, und es fehlt nicht an ergreifenden Parthien, wie diese z. B. die Scenen bei der Belagerung und dann besonders Evelinens Uebernachten in dem Zimmer des rothen Fingers darbieten. Und die ganze Erscheinung tritt so hervor, dafs es in dem Dunkel bleibt, ob wirklich der alten Familienüberlieferung gemäfs der Bahrgeist sich gezeigt, oder nur Evelinens geängstigte Phantasie das schauerliche Traumbild geschaffen habe, obgleich der Dichter auf das Letztere hindeutet, indem er sie in die Erscheinung auch als das Bild ihres rettenden Schutzengels das des schönen jungen Helden Damian verweben läfst, der in seinen Armen die Geliebte aus dem Gemache des Entsetzens fortgetragen.

Bei dem zweiten Theile tritt die grofse Schwierigkeit ein, die überall sich in der Dichtung darbietet, wenn weite Zeiträume, in denen die eigentliche Geschichte stille steht, doch durch eine Reihe und einen Wechsel von Ereignissen ausgefüllt und belebt werden sollen. Man fühlt auf eine unangenehme Weise dieses Stillestehen und die Leere in den drei Jahren der Entfernung Hugo's. Nur wenig hängen die Vorgänge unter sich zusammen, und das Interesse wird dadurch geschwächt, dafs der verständige Leser, der schon seinen Schriftsteller kennt, auch nicht einen Augenblick an dem endlichen Erfolge zweifelt und voraus überzeugt ist, dafs der Neffe die Braut des Oheims zum Altare führen werde. Auch das wird immer fühlbarer, wie der Dichter nun schon gewisse Typen, wie feststehende Formen, gefunden hat, in welche er seine Gebilde preſst, und wie viel in dieser Darstellung

Digitized by Google

des Normannischen Adels vor der Zeit der Kreuzzüge Wahrheit, wie viel Dichtung sey, vermag der freilich nicht zu entscheiden, der nicht genau die Geschichte jener Jahrhunderte und besonders die specielle jener Landschaften studirt hat. Uebrigens stehet jenes Ritterthum in sehr scharf gezeichneten Umrissen und frisch colorirten Bildern da, mit seinem Adel, seiner Tapferkeit, seinem Festhalten an der Ehre, dem ceremoniösen, fast abgöttischen Dienste der Frauen, mit seiner starren Pracht und daneben der Beimischung von Barbarei, Ueppigkeit und dumpfer, religiöser Bornirtheit. Als Meister zeigt sich der Dichter in der Haltung und genauen Zeichnung der drei so verschiedenen Lacy, des ritterlich edeln Hugo, des zart jugendlichen, ehrliebenden Damian und des herabgewürdigten Wollüstlings Randal, wie jeder seinen eigenthümlichen, und zugleich alle den gemeinsamen Charakter des Ritterthums behaupten. Ein anmuthiges Bild stellt die junge, edle, schöne, von dem Geiste eines ritterlichen Vaters frühe beseelte Eveline mit ihrer reinen Liebe und der Treue dar, die sie ihrer Dame von Garde Doloureuse wahrt. Den Gegensatz zu den Rittern bildet dann der nicht minder tapfere, aber ganz von dem ruhigen Sinne kaufmännischer Berechnung geleitete Flamänder Wilkin Flammok, gleichsam der nüchterne, klare Geschäftsverstand dem phantastischen Treiben gegenüber, und wir möchten seine ganze Darstellung, so wie die seiner Tochter, als die anziehendste und gelungenste in dem reichen Gemälde betrachten. Wie kräftig ist sogleich seine erste Erscheinung, wie köstlich die Art, wie er den schlauen Waliser berückt und seine fetten Kühe für die bedrängte Veste zu gewinnen weifs; wie er dann den Pater Aldrovand, den Mönch, in welchem noch sein früherer Kriegergeist sich regt, rächend zum Besten hat, und überall den Rittern mit seiner sichern Besonnenheit entgegentritt. Und als eine wie innige, zarte, jungfräulich weiche, gemüthliche, und doch in all ihrer Weiblichkeit feste und starke, eben so wenig in das Phantastische verwirrte, als durch die Habsucht ihres Vaters berückte Seele erscheint Rosa.

So ist dieses Stück reich an den herrlichsten Einzelnheiten, aber doch mangelt demselben etwas, dafs es eine volle Befriedigung nicht gewährt, das höhere Ideale, die Eine grofse Idee, der alle Einzelnheiten nur dienen, in denen allen sie nur wiederscheint, als die helle Morgensonne in den tausend Perlen des Thaues sich spiegelt. Von grofser Breite und wenig zusammengehalten, sind die einzelnen Scenen und Schilderungen nur lose unter einander verbunden. Auch das

Digitized by Google

Grauenvolle, das in den Sprüchen des Bahrgeistes, wie die leitende Stimme des Schicksals selbst, das wir nicht verstehen, durch das Ganze tönt, kann den Mangel dieses höhern Poetischen nicht ersetzen, und der allzu grellen Zeichnungen und fast verzeichneten Parthien, wie diese z. B. in einigen Nebenfiguren, der scharlachstrümpfigen Dame Gillian, in dem bäurischen Scharfrichter, der den Kopf des erschlagenen Ritters Wild Wenlock aus seinem Beutel hervolholt, oder auch in der rohen Scene im Gefängnisse hervortreten, wo Oheim und Neffe ihre Athletenkünste gegen einander versuchen, wollen wir gar nicht gedenken.

XVIII.

So wenden wir uns denn zu dem zweiten Gemälde, das uns nach einem ganz andern Himmelsstriche, nach jener Ferne versetzt, nach der Ritter Hugo von Lacy gezogen, die aber in dem ersten Bilde noch verhüllt bleibt, um in dem zweiten in allem Farbenschimmer hervorzutreten.

In dem Thale des todten Meeres sehen wir in seiner vollen Rüstung den schwer bewaffneten Ritter von dem liegenden Leoparden erscheinen. Erschöpft will er zu der Quelle bei den Palmen, dem Diamanten der Wüste, nahen, als ihm von hier ein Sarazenischer Reiter entgegen kommt. Beide kämpfen erst eine Weile, bis darauf der Franke an den geschlossenen Waffenstillstand erinnert wird und selbst seinen Pafs von Saladin vorzeigt. Schnell ist Friede und Versöhnung unter den Kämpfern hergestellt. Beide erquicken sich und ihre müden Thiere an der Quelle. Der Christ gibt sich als den Schottischen Ritter Kenneth vom Leoparden, der Sarazene als den Emir Sheerkoff, den Löwen des Gebirges aus Kurdistan, zu erkennen, und da er von des Schotten Reiseplane vernimmt, so bietet er sich ihm zum Führer nach dem Aufenthalte des Eremiten Theodorich von Engaddi dar, der, von den Christen geehrt, als Hamako oder Blödsinniger von den Mahomedanern gleich unverletzlich geachtet wird. In dem scheinbaren Anfalle seines Wahnsinnes zeigt sich dieser den beiden Reisenden zuerst zwischen den Felsen der Wüste, „und Löwe und Leopard kehren bei dem Bocke ein“. In der Nacht weckt er seinen christlichen Gast und leitet ihn in die geheime Kapelle, wo Kenneth Zeuge der ausserordentlichen Verehrung ist, welche der heiligen Reliquie, Vera crux, durch den Umgang der Nonnen und der mit Rosen bekränzten Frauen zu Theile wird. Er erkennt unter den

Digitized by Google

letzteren die Dame seines Herzens, die er nur angeschaut, mit der er aber noch kein Wort gewechselt hat, und die, als Verwandte Richards, hoch über ihm steht. Die drei abgepflückten Rosen fallen vor ihm nieder, und er siehet, gleich zweien Spukgestalten, die beiden Zwerge aus dem Boden heraufsteigen; bis zuletzt der Eremite ihn zu seinem schlafenden Gefährten zurückruft.

Hier läfst ihn der Dichter und versetzt uns in das Zelt des an gefährlichem Fieber erkrankten Richard, und wir hören den unmuthigen König sich mit seinem Wärter, Sir Thomas de Multon, Lord von Gilsland in Cumberland, bei den Normännern nur Lord de Vaux genannt, unterhalten. Da verkündet eine fremde Musik die Ankunft eines Sarazenischen Trupps. Es ist der Ritter Kenneth und mit ihm der Arzt des Sultans Saladin, El Hakim, den dieser dem christlichen Könige sendet. Richard läfst zuerst den Ritter vor sich bescheiden, von welchem er den Zweck seiner Sendung vernimmt, wie er von der Rathsversammlung der christlichen Fürsten abgesandt worden, um durch den Einsiedler mit dem Sultane wegen des Friedens zu unterhandeln. Nachdem hierauf De Vaux sich in das Quartier des armen Schottischen Ritters begeben, und sich hier von der Hülfe, die der Mohrische Arzt dessen allein noch von seiner Begleitung übrigem treuen Knappen geleistet, überzeugt hat, so bringt er auch El Hakim in das Zelt des Monarchen. Vergeblich warnen Giles Amaury, der Priester-Soldat, Grofsmeister der Templer, und Marquis Conrad von Montserrat (statt des Markgrafen von Monferrat!) vor feindlicher List. Vertrauend trinkt der königliche Kranke den Trank, in welchen der fremde Arzt seinen wunderthätigen Talisman getaucht, und fühlt schnelle Befreiung von dem Fieber. Jene beiden enthüllen indessen in geheimer Unterredung ihre arge Tücke, wie sie, nur um ihre eigene Macht besorgt, mit Verdrufs dem Siege des christlichen Heeres entgegensehen, und der Templer deutet auf Plane gegen das Leben des Königs selbst. Der listige Montserrat weifs den Herzog von Oesterreich anzureizen, dafs dieser in stolzer Eifersucht erst die hoch in dem Lager aufgepflanzte Fahne des kranken Führers herabzureissen droht, dann die seinige daneben aufsteckt. Dem Kranken aber flüstert der Tückische zu, als ob jenes wirklich geschehen, und in heftiger Entrüstung stürzt sich Richard mit entblöfstem Schwerte nach dem Orte hin, wo er in dem Angesichte Leopold's dessen Banner niederwirft und mit Füfsen tritt. Nur Kenneth und De Vaux sind in der Eile ge-

Digitized by Google

folgt, und nachdem Philipp von Frankreich vermittelnd zwischen die zürnenden Fürsten getreten, übergibt Richard dem Leopardenritter die Bewachung seiner Fahne bis zu dem kommenden Morgen.

Die Nacht waltet mit ihrem Schweigen über dem Lager. Allein mit seinem treuen, trefflichen Hunde hält Kenneth die Wache. Da erscheint der Zwerg und überreicht zum Zeichen seiner Sendung den Karfunkelring, durch welchen die Dame seines Herzens ihn zu sich bescheidet. Er kämpft eine Weile in sich; endlich folgt er, in der Absicht, schnell wieder zurückzukehren, dem Zwerge, der ihn geradehin nach dem Zelte der Königin leitet. Er tritt ein, und hinter einer Decke verborgen, vernimmt er den Trug, den die Fürstin sich mit dem Ringe der edeln Editha erlaubt, und wie sie ihn, blos ihre Behauptung zu bewähren, dafs der Ritter die Probe nicht bestehen werde, wirklich vermittelst des Kleinodes von seiner Wache hierher gelockt. Editha selbst wird herbeigerufen und bezeigt ihren Unmuth über das dem Ritter Widerfahrene und die Verletzung ihrer eigenen Ehre; und da sie durch den Zwerg vernimmt, wie der Ritter selbst verborgener Zeuge des ganzen Vorganges seye, so zieht sie die Decke zurück, und mahnt ihn, selbst sich entschuldigend, zu schneller Flucht. Er will ihr Kleinod zurück geben; sie heifst es ihn behalten. In Verwirrung eilt er nach der Fahne zurück. Von fern hört er den Schrei des Todeskampfes seines treuen Thieres, das er bei derselben gelassen. Er ersteigt den künstlichen Wall; der hervortretende Mond zeigt ihm, dafs die Standarte Englands verschwunden ist. Zerbrochen liegt der Speer, an dem sie gewehet, auf dem Boden; daneben windet sich sein treuer Roswal in den Zuckungen des Todes.

Das Entsetzlichste ist somit geschehen; der unglückliche Leopardenritter sieht seine Ehre zernichtet, sein Leben verwirkt, sein treues Thier zum Tode verwundet. In dieser tiefen Noth nahet ihm Adonbek el Hakim, der Mohrische Arzt, und ermuntert ihn zur Flucht. Er verheifst Sicherheit bei Saladin und deutet darauf hin, wie kein Abschwören des Glaubens verlangt werde, sondern dem Sultane ein Mann, der mit den Europäischen Gebräuchen vertraut wäre, eben jetzt sehr willkommen seyn würde, da man darüber unterhandle, dafs ihm, zu Vermittelung des Friedens zwischen dem Morgen- und Abendlande, eine nahe Verwandte Richards, die junge Lady Editha Plantagenet, vermählt werde. Das aber eben ist die von dem Ritter angebetete Dame, und er fühlt sich tief durch den Gedanken entrüstet, dafs die schöne

Digitized by Google

Jungfrau von Anjou gar einem Ungläubigen solle zu Theile werden. Auch die Liebe zum Leben vermag jetzt nichts über ihn. Kaum achtet er es für möglich, dafs der ritterliche Richard in solche Plane eingehen solle. Vor allem glaubt er ihn unterrichten zu müssen, und tritt in der Frühe des Morgens zu dem Fürsten, der nun durch den Talisman des Arztes ganz hergestellt ist.

Des Königs Entrüstung über die seinem Panier widerfahrene Schmach ist ohne Gränzen. Erfolglos verwendet sich De Vaux für den unglücklichen Ritter; vergeblich bitten für ihn die schöne Königin Berengaria und die hochherzige Editha; umsonst erscheint der Einsiedler von Engaddi und läfst warnend den König in das schauerliche Geheimnifs seines Daseyns blicken, indem er sich als den berühmten Ritter Alberich Mortemar enthüllt. Nur erst dem Mohrischen Arzte schenkt Richard, um gegen seinen Retter nicht undankbar zu erscheinen, den zu dem Tode Verurtheilten zu seinem Sclaven, wodurch er zugleich von dem hierdurch ehrlos gewordenen Ritter Editha's Liebe auf immer abzuleiten gedenket.

Richard vernimmt hierauf durch den Erzbischof von Tyrus, der als Abgeordneter der Fürsten zu ihm naht, wie diese wirklich, zu der Rückkehr entschlossen, den Frieden mit Saladin durch ein Ehebündnifs zu vermitteln gedächten; wie selbst der heilige Mann von Engaddi mit einverstanden seye, und man an des Pabstes Genehmigung nicht zweifle, ja die Hoffnung hege, Saladin selbst hierdurch für das Christenthum gewinnen zu können. Auch der König zeigt sich in dieser Hoffnung nicht abgeneigt, nur von der Rückkehr will er nichts wissen, und durch seine Erscheinung in dem Rathe der christlichen Häupter gelingt es ihm, augenblicklich die kriegerische Begeisterung wieder anzuregen. Um so mehr sinnen im Geheimen der Grofsmeister der Templer und der Marquis Conrad auf neue Tücke, und in ihrer Unterredung enthüllt es sich, wie der letztere es gewesen, der, neuen Streit zu entzünden, in der Nacht die Fahne zerrissen und entwendet hat. Es war nun der vierte Tag, seit Sir Kenneth das Lager in dem Gefolge des Mohrischen Arztes verlassen, durch welchen letztern der König zugleich seine beiden Zwerge, Fürst Nectabanus und Frau Genevra, Saladin zum Geschenke sandte. Dafür schickt ihm sein edler Feind einen Nubischen Sclaven, der, selbst von ansehnlicher Gestalt, mit einem schönen, grofsen Jagdhunde erscheint, und obgleich stumm, doch als geschickt gepriesen wird, dem Könige gute Dienste zu leisten.

Digitized by Google

Auch verräth der Stumme sogleich grofse geistige Fähigkeit und Fertigkeit in Behandlung der Waffen; und während nun der König in seinem Zelte beschäftigt ist, eben aus England angelangte Depeschen zu lesen, der Nubier weiter innen, einen grofsen blanken Schild zu putzen, erscheint aufsen ein Marabout, mit dem die Wachen eine Zeit lang ihr muthwilliges Spiel treiben, bis zuletzt ihre Aufmerksamkeit von dem scheinbar Trunkenen sich abwendet, und dieser den Augenblick ersieht, mit seinem Dolche über den König herzufallen. Aber alles, was aufsen vorgefallen, zeigte sich dem Nubier in seinem leuchtenden Schilde, wie in einem Spiegel; schnell genug eilt er herbei, und unter seiner Hand sinkt der Mörder, der Assasine, den der Templer gesandt hat. Da er eine leichte Wunde empfangen, so saugt der dankbare König selbst ihm diese aus, und erkennt hierbei den Ritter Kenneth in dem Verhüllten.

Dieser war indessen mit dem Arzte nach Saladins Lager gelangt, wo sein freundlicher Herr sich ihm als seinen Gegner bei dem Diamanten der Wüste, Ilderim, den Löwen des Gebirges, zu erkennen gegeben, und ihm zugleich die Aussicht eröffnet hatte, vermittelst des Instinctes seines Hundes, der durch den Talisman des Arztes eine schnelle Heilung gewonnen, unter den Fürsten denjenigen zu entdecken, welcher dem Banner die Schmach angethan und das edle Thier verwundet hatte, und hierdurch seine eigene Ehre wieder zu gewinnen. Und wirklich, als hierauf die Fürsten, dem Führer ihre Ehrfurcht zu erweisen, der Reihe nach zu der neu aufgerichteten Fahne nahen, verräth der sichere Trieb des Thieres den schuldigen Marquis von Montserrat. Zu Entscheidung des Streites, der sich entspinnt, wird auf den fünften Tag ein Zweikampf bestimmt, so dafs König Richard, als der Ankläger, für sich einen Kämpfer stellen, Conrad, Marquis von Montserrat aber, als der Angeklagte, in eigener Person erscheinen soll. Den Sultan Saladin beschliefst man um einen Ort aufserhalb des Lagers zu dem Kampfplatze zu bitten. Kenneth, als Nubischer Sclave, übergibt an Editha des Sultans Briefe, und behauptet, obgleich von der Geliebten erkannt, diesmal treu das gelobte Schweigen. Noch ist er Zeuge, wie Blondel von Nesle das Lied von dem Blutgewande singt, und kehrt dann mit des Königs Botschaft zu Saladin zurück.

Dieser bestimmt den christlichen Kämpfern den Diamanten der Wüste zu dem Kampffelde. Dahin begibt sich Richard mit den Damen, so wie der Marquis Conrad, beide mit

Digitized by Google

dem verabredeten Gefolge, und des Königs Arzt tritt nun in dritter Enthüllung als Sultan Saladin selbst hervor. Beide ritterliche Fürsten geben Proben ihrer Stärke und Gewandtheit im Gebrauche der Waffen. Darauf gehet der Kampf vor, worin Sir Kenneth, von dem Sarazenischen Fürsten gewappnet, als Richards Kämpfer erscheint und seinen Gegner sogleich bei dem ersten Zusammentreffen niederwirft. Der Besiegte bekennet seine Schuld und wird in den Gewahrsam seiner beiden Bürgen, des Herzogs von Oesterreich und des Templers, gegeben. Der Sieger wird in das Zelt der Damen geführt, die ihm die Waffenstücke abnehmen, und vor denen der Ritter des Leoparden sich nun in neuer Enthüllung von seinen Knien als David Graf von Huntingdon, königlicher Prinz von Schottland, erhebt, als den ihn Richard schon zuvor erkannt hatte. Länger stehet nun keine Scheidewand zwischen ihm und Editha, und auch der Einsiedler thut kund, wie die himmlischen Schaaren, die ihm den Traum gegeben, nichts als Wahrheit in ihren leuchtenden Urkunden schreiben. Denn Editha's Vermälung soll Richard aussöhnen mit einem seiner mächtigsten Feinde und ihr Gemahl ein Christ seyn.

Nachdem aber der Dichter die Liebenden glücklich vereint hat, und jede neue Enthüllung einer der verschleierten Personen auch zu der neuen Lösung eines der verschlungenen Knoten geworden, so bleibt ihm nur noch übrig, das Werk der Rache zu vollbringen, das er diesmal einer gar hohen Hand anvertraut. Denn indessen der Sultan seine christlichen Gäste in seinem Zelte bewirthet, klingt aus seinem Munde das gräfsliche: *Accipe hoc!* dem Templer entgegen, und von seiner Hand und seinem Schwerte rollt des Verräthers Haupt vor den zechenden Fürsten auf den Boden nieder. Mit jenen Worten nämlich hatte — wie als unbemerkter Zeuge der Zwerg dieses belauschte — der Grofsmeister der Templer den unglücklichen Marquis von Montserrat erdolcht, damit dieser seine geheimen Verbrechen nicht verrathen möge. Der ganze Vorgang bringt indessen kaum eine Störung des Festes hervor. Das Blut wird weggewischt und die Gesellschaft setzt das Mahl fort.

An dem folgenden Tage kehren die christlichen Fürsten nach ihrem Lager zurück. Bald darauf wird der junge Graf von Huntingdon mit Editha Plantagenet vermählt. Der Sultan schickt als Hochzeitsgeschenk den berühmten Talisman. —

Digitized by

Recht anschaulich wird uns aber in diesen Bildern, die nun ganz historisch sind, die Methode, wonach der Dichter seine Schöpfungen zu Stande bringt. Es ist nicht Eine Idee, von der ergriffen er seinen Plan entwirft; die sichtbar in das Leben zu führen, er Ort, Zeit und Personen wählt, und seinen Knoten schürzend und lösend, neue Verschlingungen hervorbringt, so dafs wir zuletzt, nachdem das bunte Spiel an uns vorüber gegangen, in dem Besitze seiner besten, bleibenden Gabe, von seiner Idee gehoben und beruhigt, von ihm scheiden. Sein Streben vielmehr beschränkt sich darauf, irgend ein geschichtliches Ereignifs, eine Zeit, Personen aus derselben darzustellen. Hiernach ordnet er seinen Entwurf. Die Scene wird geschildert, mit unermüdlicher Beharrlichkeit weilt der Zeichner dann bei seinen Personen, fafst sie in dieser und dann wieder in einer andern Situation auf, und läfst sie nicht eher los, bis er sie in voller Verständlichkeit vor den Beschauer hingestellt hat. Damit gewinnen seine Gemälde allerdings eine grofse Anschaulichkeit, aber auch eine gleich grofse Breite; er schaffet mehr einen Kranz anmuthig wechselnder Schilderungen, Zeichnungen, Malereien, als Ein grosses, in allen seinen Theilen fest verbundenes und gleichmäfsig ausgeführtes Ganze; der augenblickliche Effect ist gewaltig, und doch das Resultat und der letzte Nachklang gering Und was dann den aus der Geschichte entlehnten Gegenstand angeht, so unterhält uns unser Dichter hier nicht, wie in vielen andern Stücken, mit dem Leben und den Ereignissen einer fernen, ungekannten Welt, mit einer Reihe von Sagen, wie diese in dem engen Kreise eines abgetrennt lebenden Völkchens eingeschlossen sind, das wir durch ihn erst kennen lernen; er führet uns auf ein allgemein gekanntes Gebiet, auf den hell leuchtenden Schauplatz der grofsen Weltereignisse selbst. Wir müssen ihm dabei das Zeugnifs geben: in ihrem geschichtlichen Charakter stehen im Allgemeinen Zeit, Ort und Personen da, aber zugleich entgeht es uns nicht, welchen Zwang er daneben der Geschichte anthut, wie sie in die Schranken seines Dichterwerkes sich fügen mufs, wie er nur so viel von ihr aufnimmt, als mit seinem Plane sich verträgt, und dieses wieder zu seinem Zwecke gestaltet, dehnt oder verkürzt, ändert und ausschmückt, und seltsam mit den grofsen Personen historischer Wirklichkeit die Gebilde seiner eigenen Schöpferkraft verkehren läfst, als ob sie zugleich mit jenen geboren worden, gelebt und gewirkt hätten und gestorben seyen, da es uns vielmehr oft vorkam, als ob wir in denselben nur flüchtig hinschimmernde Irrlichter und Spukgestalten

Digitized by Google

zwischen den festen, in unvergänglichem Erze aufgestellten Bildern der Historie hingaukeln sähen. Auch sind die letztern, um sie recht stark in ihren Charakterzügen auftreten zu lassen, mehrmals bis zu dem Carricaturartigen grell gezeichnet, und wir gestehen offen, wie wir durch diese Behandlung der Geschichte uns wenig befriedigt gefühlt haben, und dem letzten Werke unseres Dichters nicht eben die erste Stelle unter seinen Schöpfungen einräumen möchten.

Um aber dieses allgemeine Urtheil durch Einzelnheiten aus dem Stücke selbst zu bewähren und zu erörtern, so beruhet die Verschlingung und Lösung in diesem romantischen Gemälde wörtlich auf einer Verkleidung und Entkleidung einer der Hauptpersonen aus demselben. Saladin erscheint erst als der Löwe Ilderim von Kurdistan, legt darauf die Verhüllung des Arztes El Hakim um, steht dann wieder als Ilderim vor Kenneth, und zeigt sich zuletzt erst in seiner wahren Gestalt, als den gewaltigen Sultan selbst, vor dem Ritter und dem christlichen Könige. In dem Ganzen erscheint er mehr als ein abendländischer Abentheurer, denn als orientalischer Monarch, und wir zweifeln sehr, ob diese seine Beweglichkeit je mit dem starren Ernste des Morgenlandes sich einen werde. Besonders ist die letzte Scene, wo er mit eigener Hand das Scharfrichteramt übt und vor den bei dem Mahle versammelten Fürsten dem Templer den Kopf abmäht, grell genug gezeichnet, und es ist eine grofse Anforderung an den Leser, einen solchen Vorgang als in dem Charakter der Geschichte gegründet zu achten. Ganz in dem Sinne, wie neuere Geschichtforscher die Templer wieder auffassen, ist Giles Amaury, der Priester-Soldat und Grofsmeister des Templerordens, gezeichnet, als das Haupt eines durch geheime Gräuel entweiheten Bundes, der keinen andern Zweck hat, als den Tempel seiner eigenen Gröfse, und sey es eben so auf den Trümmern der christlichen, als der sarazenischen Macht, aufzuführen. Sein Verbündeter erscheint als ein Marquis von Montserrat, und damit sein Name nicht zweifelhaft seye, auch mit dem sägeförmig gezackten Berge auf seinem Schilde, statt des geschichtlichen Markgrafen Conrad von Montferrat, der, gegen die Ansprüche des gefangenen und von Saladin frei gegebenen Königs Guido von Jerusalem, das von ihm eroberte Tyrus zu behaupten sucht, und hier durch den Dolch eines Assassinen endet, statt dafs unser Dichter ihn erst durch die Lanze Kenneths sinken und dann unter dem Dolche des Templers verbluten läfst. — Herrlich ist der Ritter Kenneth, als freies Ge-

Digitized by Google

bilde der schöpferischen Kraft des Dichters, dargestellt, in seinem Adel, in seiner Armuth und seinem Stolze, in seiner Liebe zu seinem Diener und Hunde, und in dem Dienste seiner Dame, wie er in diesem seine ritterliche Ehre verletzt, aber auch wieder herstellt, und hierdurch die Liebe Editha's zu ihm sich enthüllt. Es ist dieses das gelungenste Bild von allen, so wie die Lösung da gegeben wird, wo er als Schottischer Königsprinz, David Graf von Huntingdon hervortritt. Als ein hochgehaltenes Gebilde steht dann die schöne Jungfrau von Anjou, Editha Plantagenet, zu seiner Seite, und wir betrachten jene Scene als die anziehendste, wo Kenneth und Editha zusammen auftreten, so wie die ersten Erzählungen als die Blüthe des Ganzen. Wie herrlich sind jene nächtlichen Vorgänge in dem Carmeliterkloster; dann die nächtliche Wache bei der Standarte Englands und die Verlockung des Wächters in das Zelt der Königin durch den Zwerg, der doch den fremden Ritter zu weit führt, so dafs die königliche Herrin durch ihre übermüthige Laune sich in Verlegenheit und zuletzt in grofse Trauer und Beängstigung gesetzt fühlt. Hier ist hohe Poesie. Auch die Unterhaltung des ungeduldigen Königs mit seinem treuen De Vaux, dem ächt Englischen Charakter, ist vortrefflich. Darauf aber zerfällt das Ganze und dehnt sich ungebührlich in die Breite, und die geschichtlichen Züge werden vielfach entstellt, indem nun gar Saladin, der Sultan, in dem christlichen Lager als Arzt erscheint, und, phantastisch genug, seinen ritterlichen Feind mit seinem Talismane heilt. Und werfen wir zuletzt einen Blick auf den Helden selbst, der dem Stücke den Namen gibt, so ist König Richard ganz so gehalten, wie ihn einer unserer gründlichen Historiker schildert: als der, „in dessen Charakter sich dieselbe Mischung entgegengesetzter Eigenschaften zeigte, welche der ganzen ritterlichen Sängerzunft jener Zeiten und Gegenden eigenthümlich war, der er angehörte: Heldenmuth, Durst nach Thaten, lebendiges religiöses Gefühl, welches abwechselnd mit Rohheit, Grausamkeit, Habsucht, Jähzorn und Wollust in ihm wirkte, und ihn bald zu dem Höchsten, bald zu dem Niedrigsten fähig machte.“ Und in wie ganz anderer Persönlichkeit erscheint er hier, als in einigen deutschen Romanen, wo er allein nur von Seiten seiner Ritterlichkeit, seines Frauendienstes und seines Edelmuthes aufgefafst wird. Ueberhaupt bemühet sich unser Dichter eben so wenig das Harte, Rohe und die ganze grelle Barbarei jener Zeit zu verdecken und zu beschönigen, als er von der andern Seite mit inniger Liebe die Züge wahrer Gröfse

und eines gewaltigern Lebens- und Glaubensgefühles, als die unsrige es besitzt, hervorhebt. Nur in Zeit, Ort und, wie schon angedeutet worden, in den Personen ist mit grofser Willkühr alles umgestaltet, und das, was Effect hervorbringt, so gehäuft, dafs jene glänzenden Züge aus einem weitern, geschichtlichen Gebiete in den engen Raum dieser Vorgänge zusammengedrängt sind.

So war wirklich der Plan einer Versöhnung durch Heirath zwischen den christlichen und sarazenischen Fürsten vorhanden, aber nicht zwischen Saladin selbst und dieser Editha Plantagenet, sondern zwischen El Adel, dem Bruder des Sultans, und Richards Schwester, der Witwe Wilhelms II. von Sicilien. Auch ist der ganze Vorgang mit der Fahne ein anderer. Nicht hier in dem Lager trug sich das Ereignifs zu, und nicht der Herzog Leopold von Oesterreich war der zuerst Beleidigende, sondern Richard war es, der in Acre, als er das Panier des Herzogs auf einem der von den Seinigen behaupteten Thürme aufgepflanzt sah, es herabrifs und beschimpfte, wodurch sich der später für Richard so schädliche Zwist zwischen beiden Fürsten entspann. Eben so war es nicht jener poetisch erfundene Büfser von Engaddi, der Richard seine Töchter vorrückte, sondern es ist auch hier nur ein früheres Ereignifs benutzt. Denn der Pfarrer Fulco von Neuilly war es, der Richard gewarnt hatte, nicht eher auf den Kreuzzug zu gehen, bis er seine drei Töchter: Stolz, Wollust und Habsucht, würde verheirathet haben; worauf ihm denn freilich Richard zu dienen wufste, indem er nach andern einleitenden Worten entgegnete: „Do igitur superbiam meam superbis templariis, et cupiditatem meam monachis de ordine Cisterciensi et luxuriam meam praelatis ecclesiarum“ Schlossers Weltgesch. Th. III, II, 1. S. 10.

Wenn man nun diese Willkührlichkeit ansieht, mit welcher der Dichter die Geschichte benutzt, und was in anderer Zeit und von andern Personen geschehen, den seinigen in den Mund legt, so wird man um so mehr bedenklich in den andern Romanen desselben, wo wir ihm nicht Schritt für Schritt folgen können, weil nur er mit den Quellen seiner Erzählung vertraut ist, und wir überhaupt nicht wissen, wie weit wir auf dem festen Boden der Geschichte uns bewegen. Und so ist es nicht dieses, was wir ihm vorrücken wollen: er verwirre die Begriffe durch seine Mischung von Dichtung und Wahrheit, sondern der innere Widerstreit in seiner ganzen Methode, die von der einen Seite auf grofsartige, lebendige Nachbildung der Wirklichkeit hinstrebt, und von der andern

Digitized by Google

diese Wirklichkeit mit aller Willkühr in seine Dichtung hineinzieht, sie mit dieser mischt und nach dem Bedürfnisse derselben schmückt und umgestaltet.

Ueber die Zeichen der venerischen Krankheit und deren Bedeutung: über die Nothwendigkeit einer energischen Behandlung der allgemeinen Lustseuche und über das wahre Wesen der vermeinten und sogenannten Merkurialkrankheit, zu ernster Belehrung und dringender Warnung für alle gebildete Laien von Dr. Friedrich Alexander Simon, jun., praktischem Arzte in Hamburg. Mit dem Motto: nil humani a me alienum esse puto. Leipzig, 1825, bei Steinacker und Hartknoch. Hamburg, beim Verfasser. XVIII und 256 S. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Eine gründliche Anleitung für den Nichtarzt zur Aufklärung über die wahre Natur der venerischen Krankheit, eine von einem redlichen und zugleich kenntnifsvollen und erfahrungsreichen Arzte verfafste Darstellung desjenigen, was zu thun oder zu lassen sey, um, einmal befallen von dieser bösartigen Seuche, vor ihren weitern zerstörenden Folgen gesichert zu seyn, ist in Wahrheit kein unverdienstliches Unternehmen! Was wir zur öffentlichen Belehrung über dieses so vielfach verbreitete, in so mannigfachen Gestalten einherziehende, so tief in das körperliche und moralische Wohl der Menschen eingreifende Uebel für den Laien bis jetzt besitzen, ist, mit nur wenigen Ausnahmen, entweder das schale Erzeugnifs literarischer Speculation und Gewinnsucht, dem alles Andere theuer ist, nur nicht das wahre Wohl der leidenden Menschheit, obwohl solche Schriften letzteres als den Zweck ihrer Erscheinung gewöhnlich in den Schild hängen, oder sie geben Anleitung zu jenen unseligen Selbstkuren, die den im Gebiete ärztlicher Beurtheilung fremden Kranken nicht selten im Innersten zerstört und an aller Hülfe verzweifelnd, zuletzt doch noch dem Arzte zuführen; oder sie enthalten geradezu von vorn herein theoretische Sätze und Kurregeln, die eben sowohl der wahren Natur des Uebels, als einer gesunden Therapie zuwider laufen, und den Kranken, werden sie realisirt, früher oder später in ein unvermeidliches Siechthum stürzen. — Nicht minder aber ist es wahr, dafs sich Vieles von dieser bösartigen, im Finstern schleichenden Seuche unter den Menschen durch die Unwissenheit der letztern von der Bedeutung derselben verbreitet; Vielen, die früher Hülfe gesucht und

Digitized by Google

gefunden hätten, ist es unbekannt geblieben, dafs sie, wie es dem Ref. schon oft auf die auffallendste Weise vorgekommen, das Gift der Krankheit bereits schon Jahre lang mit sich herum schleppen, und dasjenige, woran sie lange schon die qualvollsten Stunden verseufzt, venerischer Abkunft sey; nicht weniger halten auch wieder Andere, die den Ursprung ihres Leidens zwar kennen, dasselbe aber wegen seiner Schmerzlosigkeit, seines langsamen Umsichgreifens, weil sie dasselbe oft lange nicht an ihren Gewohnheiten, ihren Genüssen und Berufsverhältnissen hindert, und ein solches zuweilen auch längere Zeit verborgen halten können, doch nur für eine Kleinigkeit, spötteln wohl gar darüber, machen sich lustig über ihre Galanterieen, wie sie die Folgen ihrer Vergehen allzu gelinde benennen, und thun sich wohl noch etwas darauf zu Gute, in diesem unreinen Gebiete sich wacker herumgetummelt zu haben; noch Andere aber endlich werden nicht blos durch eigene Unwissenheit, durch Vorurtheil oder selbst verschuldete Nachlässigkeit, sondern leider nicht selten durch die irrigen Ansichten ihrer Aerzte, durch die Lauigkeit und Gleichgültigkeit, mit welcher letztere ihr Uebel ansehen und behandeln, durch das kraftlose Verfahren derselben gegen die Krankheit, die Beute einer schnellern oder langsamern Vergiftung. — Vorliegende Schrift nun entspricht nach des Ref. Ermessen vollkommen denjenigen Forderungen, welche man an einen populären Unterricht über den in Frage stehenden wichtigen Gegenstand zu machen berechtigt ist, und von ganzem Herzen wünscht er, dafs ihr so viele Leser zu Theil werden möchten, als sie es verdiente. Der Verf. hat sich strenge an die Befugnifs des ächten, populär schreibenden Arztes gehalten, nämlich dem Laien keine eigentlichen Arzneivorschriften zu ertheilen, sondern denselben lediglich auf eine klare und bündige Weise mit dem Wesen und der Form des abzuhandelnden Gegenstandes bekannt zu machen; herrschende Vorurtheile über denselben gründlich zu beseitigen, verständige Vorschriften und dringende Warnungen in der Diät und Lebensordnung des Kranken überhaupt zu ertheilen, und aufserdem auf die menschenfreundliche und kenntnifsvolle Berathung und Hülfe durch den Arzt hinzuweisen.

(*Der Beschlufs folgt.*)

Digitized by Google

N. 24. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Simon, über die Zeichen der venerischen Krankheit und deren Bedeutung.

(*Beschluſs.*)

Hauptsächlich aber ist es dem Verf. darum zu thun, zum Troste und zur Belehrung des Nichtarztes zu zeigen, daſs das venerische Uebel bei weitem in den meisten Fällen gründlich und ohne weitern und spätern Schaden für die Gesundheit wieder geheilt werden könne, wenn nur die Bedingungen zu einer solchen Heilung von Seiten des Arztes sowohl als des Kranken pünktlich erfüllt werden; daſs aber nur allein das Quecksilber und seine zweckmäſsige und kräftige Anwendung, nicht aber der unverständige und unvollkommene Gebrauch dieses Medikaments, oder die blos äuſserliche oder örtliche Behandlung des venerischen Lokalübels, und eben so wenig der Gebrauch des Guajaks, der Sassaparille, der Säuren oder der Schwefelbäder diejenigen Heilmittel seyen, durch welche das venerische Gift gründlich getilgt werden könne; daſs die sogenannte Merkurialkrankheit im gewöhnlichen Sinne des Worts ein Unding und nichts weiter sey, als eine Complication der noch nicht gänzlich getilgten syphilitischen Krankheit mit dem, durch den oft wiederholten oder unzweckmäſsigen Quecksilbergebrauch im Körper hervorgebrachten Schwäche- und Auflösungszustande, und daſs es von Vorurtheilen oder einem Mangel an oft wiederholter unpartheiischer und gründlicher Beobachtung zeuge, wenn von der Schädlichkeit des gegen die Syphilis verständig angewandten Merkurs für die übrige Gesundheit, oder gar von der Ueberflüssigkeit und Nutzlosigkeit dieses Metalls gegen jene Krankheit die Sprache sey. — Ref. findet die hier aufgestellten Ansichten und Grundsätze des Verf., der Hauptsache nach, mit seinen eigenen über diesen Gegenstand vollkommen übereinstimmend; schon längst verdankt er der Befolgung derselben die glückliche Wiederherstellung mancher an dieser Seuche Leidenden, die längst

Digitized by Google

schon alle Hoffnung zu ihrer Genesung aufgegeben hatten, und er hegt die volle Ueberzeugung, dafs die allgemeinere Berücksichtigung jener Grundsätze für Kranke und Aerzte von gleich segensvollen Folgen seyn würde.

Nach dieser allgemeinen Darstellung des wesentlichen Inhaltes der Schrift wendet sich Ref. nun mit Kurzem zu der besondern Anzeige ihrer einzelnen Theile. Sie besteht aus sieben Kapiteln, von denen das erste (S. 1 — 24.) eine „historische Skizze der Lustseuche und ihrer Behandlung seit Erscheinung derselben bis auf unsere Zeiten“ enthält, die nicht nur der Laie, sondern auch der Arzt mit Interesse und Nutzen lesen wird. Zu S. 22. gedenkt Ref. in Bezug auf die Trüglichkeit der sogenannten gelinden Montpellier'schen Kuren durch Sublimat ohne Salivation und des warmen Klima's jener Gegend eines Mannes mit einer syphilitischen Auftreibung des Brustbeins, den er vor wenigen Jahren an seinem gegenwärtigen Wohnorte behandelte, welcher zuvor in Toulouse und Montpellier gegen seine consecutive Lues auf jene Weise fruchtlos behandelt worden war, und eben so daselbst auch eine Menge Schwefelbäder, zuletzt aber die Pyrenäenbäder von Barèges ohne eine gründliche Heilung seines Uebels gebraucht hatte. — Das zweite Kapitel (S. 25 — 42.) ist der Belehrung „über die venerische Ansteckung“, d. i. der Art und Weise, wie das venerische Gift mitgetheilt wird, und auf welchen verschiedenen Wegen die Ansteckung durch dasselbe geschehen kann, gewidmet. Ref. vermifst hier eine kurze Belehrung für den Nichtarzt, was von der durch den gemeinschaftlichen Gebrauch eines Abtrittes angeblich geschehenen venerischen Ansteckung zu halten sey, da gerade die Meinung, dafs sich auf diesem Wege das syphilitische Gift leicht mittheile, unter den Laien häufiger verbreitet ist, als sich mit der Wahrheit verträgt, dieselbe aber unter gewissen Bedingungen und in seltnen Fällen allerdings auch Statt finden kann. Desgleichen hätte auch die häufig von Laien gehörte Meinung: dafs durch den Beischlaf mit einer Frauensperson, welche die monatliche Reinigung habe, auch wenn sie sonst rein sey, eine Ansteckung geschehen könne, Erwähnung und Berichtigung verdient. — In Betracht der wichtigen Streitfrage über die Fortpflanzung des venerischen Giftes durch die Zeugung bemerkt Ref. zu Gunsten der erstern, dafs auch ihm mehrere unbestreitbare Fälle einer solchen Fortpflanzung vorgekommen seyen, die sich aber zum Theil nicht gleich nach der Geburt oder in den ersten Lebensjahren, sondern erst nach Verfluss mehrerer Jahre bei den Kindern offenbarten. —

Digitized by Google

Ohne im Sinne älterer Schriftsteller eine actio in distans des venerischen Giftes anzunehmen, so hält Ref. doch eine Mittheilung desselben durch die Atmosphäre, den Athem, den Schweifs unter gewissen Umständen und bei günstiger Disposition des Körpers nicht für unmöglich, eben so wie sich auch die Lungensucht unter gewissen Bedingungen ansteckend zeigt, und er macht hiebei insbesondere auch auf das aufmerksam, was neuerlich J. H. Kopp (in seinen ärztl. Bemerk. auf einer Reise in Deutschland und Frankreich, Frankf. a. M. 1825. S. 127 ff.) über Mittheilungen der Syphilis auf diesen Wegen beobachtet hat. — Im dritten Kapitel (S. 42 — 58.) handelt der Verf. „von den verschiedenen Vorbauungsmitteln der Ansteckung", bei deren Aufzählung und Würdigung die vor mehreren Jahren von Eichrodt als Schutzmittel gegen die venerische Ansteckung äufserlich zu gebrauchende oxydirte Salzsäure auch eine Stelle verdient hätte, um so eher, als die Wirksamkeit jenes Mittels gegen Ansteckungsstoffe überhaupt vielen gebildeten Laien ohnedies längst schon bekannt ist. — Das vierte Kapitel (S. 59 — 130.) ist der Beschreibung der „ursprünglichen oder sogenannten örtlichen venerischen Uebel, dem Tripper, Schanker und den Leistenbeulen" gewidmet. Dieses vortreffliche Kapitel enthält für Laien, so wie auch selbst für Aerzte, beherzigungswerthe, inhaltschwere Worte, die dem Ref. aus der Seele geschrieben sind. Ref. erlaubt sich dabei blos die Bemerkung, dafs es dem Verf. hätte gefallen mögen, bei den diätetischen Vorschriften gegen jene Uebel, und namentlich gegen den Tripper, specieller zu seyn, indem der Nichtarzt eine nähere Belehrung hierüber durch eine bessere medicinisch-populäre Schrift um so mehr fordern kann, je weniger in einer solchen die Rede vom Selbstgebrauch von Arzneimitteln seyn soll. Ref. weifs aus täglicher Erfahrung auch in andern Krankheiten, dafs es nicht genug ist, blos im Allgemeinen zu bestimmen: der Laie soll eine strenge, milde Diät halten, den Genufs schwerer, unverdaulicher, blähender Speisen vermeiden, sondern es müssen ihm auf positive Weise diejenigen Speisen und Getränke namentlich benannt werden, welche er während seiner Krankheit zu geniefsen oder zu vermeiden hat, damit ihm weniger Zweifel in seiner eigenen Wahl unter denselben übrig bleiben, und ihm die Befolgung diätetischer Vorschriften, worauf ja im Heilungsprocesse so vieles ankommt, um so bequemer, und dann auch um so sicherer gemacht wird. — Beim Gebrauch eines Suspensoriums im Tripper vermifst Ref. den Rath, dasselbe nicht

Digitized by Google

nur gleich im Anfange dieser Krankheit in Anwendung zu bringen, sondern es auch noch zu tragen, wenn der Tripper bereits schon gänzlich im Abnehmen ist, indem nach des Ref. Beobachtung die gonorrhöischen Hodenanschwellungen im zweiten Zeitraume des Trippers, wo der Kranke sich schon wieder mehr Uebertretungen in den ärztlichen Vorschriften erlauben zu dürfen glaubt, häufiger vorkommen, als im ersten entzündlichen Stadium desselben, ein passend verfertigter, nicht zu weiter oder zu enger Tragbeutel aber zu deren Verhütung vieles beiträgt. Aufserdem räth Ref. seinen Tripperkranken auch noch, um die Reibung an der empfindlichen Harnröhrenmündung bei den Bewegungen des Körpers, im Gehen u. s. w., so wie um das Ankleben des männlichen Gliedes am Hemde oder den Beinkleidern, und das ekelhafte und übel riechende Beschmutzen jener Kleidungsstücke zu verhüten, das gleichzeitige Tragen eines nicht zu engen, mit Leinwandläppchen oder Charpie zum Theil angefüllten Suspensoriums oder Futterals für das männliche Glied selbst, dessen theilweise beschmutzter Inhalt von Zeit zu Zeit leicht entfernt werden kann, während das gereizte und etwas geschwollene Glied in der nach seiner Form gefertigten Hülle eine wohlthätige Unterstützung findet. Für wesentlich hätte Ref. ferner den Rath für Tripperkranke gehalten, das nur allzuhäufig bei ihnen vorkommende schädliche Betasten und Drükken des Gliedes, wozu sie theils an sich schon durch den gereizten Zustand desselben, theils durch die beständige Neugierde, den lästigen Ausflufs bald vermindert und entfernt zu sehen, aufgelegt sind, zu vermeiden, und insbesondere im ersten Zeitraume der Krankheit das männliche Glied als in einem entzündeten Zustande befindlich zu betrachten, wobei das häufige Betasten und Drücken fast so nachtheilig ist, als bei einem entzündeten Auge. Aus diesem Grunde hält Ref. auch das vom Verf. um der Reinlichkeit willen angerathene öftere Entfernen des ausfliefsenden Tripperschleimes nicht für ganz zweckmäfsig, insbesondere da der Laie Maafs und Ziel zu halten, in den meisten Fällen so wenig geeignet ist. — Nicht ganz sachgemäfs findet es Ref., wenn der gelehrte Vf. das gewöhnlich sogenannte zweite oder reizlosere Stadium der Gonorrhoe Nachtripper nennt, da nicht dieser Zeitraum des Schleimflusses, sondern erst die ungewöhnliche oder widernatürliche Verlängerung desselben, oder eine abermalige Schleimabsonderung, nachdem die erstere bereits schon auf gewöhnliche Weise aufgehört hatte, gleichsam eine dritte Periode des Trippers, mit Recht Nachtripper genannt werden

Digitized by Google

kann. — Unter die auf sogenannte gestopfte Tripper zuweilen erst später noch folgende Uebel, welche der Nichtarzt kennen soll, gehören auch noch die Mastdarm-, Mittelfleisch- und Harnröhrenfisteln, die sich dann in gewissen Jahren um so leichter bilden, je mehr sich zugleich Hämorrhoidalumstände damit verbinden. Eben so wäre es auch nicht überflüssig gewesen für den Laien zu bemerken, dafs der Augenschleimfluss neugeborener Kinder, durch welchen zuweilen in ganz kurzer Zeit die Augen zerstört werden und das Kind für immer erblindet, nicht selten in einer von den angesteckten Aeltern aus mittelbar oder unmittelbar durch die Zeugung geschehener Uebertragung des Trippergiftes auf das Kind hervorgebracht werde. — Zur Verhütung und Milderung der schmerzhaften nächtlichen Erectionen bei'm Tripper würde Ref. dem Laien vorzüglich auch die Vermeidung der Rückenlage im Bette und frühes Aufstehen empfohlen haben. — Die S. 80. gegen diesen lästigen Zufall vom Verf. empfohlenen lauen Bähungen des männlichen Gliedes (woraus diese bestehen sollen, ist für den Laien nicht gesagt) findet Ref. deswegen nicht gut anwendbar, weil ihre Bereitung für den Tripperkranken gewöhnlich zu umständlich ist, er in deren Anwendung zum Schaden leicht zu viel oder zu wenig thut, und sein Uebel bei ihrem Gebrauche auch eher verrathen wird. Leichter für den Laien ausführbar sind gegen den genannten Zufall das öftere sanfte Baden des männlichen Gliedes in lauer Milch, sorgfältige, nicht drückende Einhüllung desselben nachher in Leinwand, vorzüglich aber strenge Vermeidung aller geistigen und körperlichen Reize für die Geschlechtstheile, als Nachtessen blos eine leichte Suppe und Seitenlage im Bette. — Im Punkt der Einspritzung gestattet der Verf. ganz milde Injectionen von lauer Milch und Habergrütze nicht nur als unschädlich in der ersten Periode des Trippers, sondern auch als nützlich gegen den heftigen Schmerz. Ref. widerräth Einspritzungen im Tripper ganz und gar, sey es im ersten Zeitraume desselben mit lauer Milch, oder bei'm eigentlichen Nachtripper mit adstringirenden und narkotischen Substanzen; denn erstere schaden durch den mechanischen Reiz an der entzündeten Mündung der Harnröhre, ohne dafs die besänftigende Flüssigkeit tief in letztere eindränge und Nutzen schaffte, bei letzterem aber hat Ref. durch Unterdrückung des Tripperausflusses nicht nur die bekannten nachtheiligen Folgen, sondern statt derselben sehr oft auch den Tripperausfluss neuerdings wieder stärker, als er zuvor war, werden sehen. — Ueber die wahre Bedeutung der von Laien (und vielen Aerzten) gar häufig zu

Digitized by Google

leicht genommenen, nicht selten blos oberflächlich und unbedeutend scheinenden Excoriationen an der Vorhaut oder der Eichel, deren der Verf. S. 116 und 118 erwähnt, hat sich auch Ref. kürzlich in diesen Jahrbüchern bei Gelegenheit der Anzeige von J. H. Kopp's ärztlichen Bemerkungen auf einer Reise u. s. w. ausgesprochen, und es wäre ihm leicht, das dort Gesagte mit einer nicht geringen Anzahl eigener Beobachtungen noch weiterhin zu belegen. — Im fünften Kapitel (S. 130 — 201.) unterrichtet der Verf. über die „venerischen Folgeübel oder die sogenannte allgemeine Lustseuche". Unter diesen sind nach des Ref. Erfahrung geschwürige Nägel an Händen und Füfsen gar nicht so selten, und er hatte ohnlängst Gelegenheit, ein Auswachsen der Nägel an den Fingern bei einem halbjährigen Säuglinge zu beobachten, der von einer verdächtigen Mutter geboren war. Desgleichen sah er auch schon mehrere Male Condylomata an der inneren Fläche der Oberschenkel und selbst zwischen den Fufszehen. Andrerseits sind aber Feigwarzen in der Mundhöhle nicht immer die Zeugen einer tief eingewurzelten und verjährten Lustseuche, denn Ref. sah sie schon in einer erst wenige Monate eher bestehenden Lustseuche neben andern gleichzeitigen Zufällen consecutiver Lues auftreten. — Zu den S. 189. vom Verf. erwähnten, zuweilen auch nach kräftig behandelten venerischen Halsgeschwüren noch auftretenden Knochenanschwellungen, die „mehr ängstigend als wichtig seyen", zählt Ref. auch die nach jenen gründlich geheilten Geschwüren zuweilen nachher noch übrig bleibende Disposition zu katarrhalischen Halsentzündungen bei Personen, die zuvor nie oder nur selten an letztern gelitten hatten, einem diaphoretischen Verfahren weichen, kein Quecksilber mehr erfordern, jedoch mit den eigentlichen syphilitischen Halsentzündungen oder mit den durch unvollkommenen Quecksilbergebrauch nur gedämpften, aber nicht getilgten Halsentzündungen dieser Art ja nicht verwechselt werden dürfen. Die Heiserkeit und der würgende Husten aus venerischer Ursache ist oft nicht leicht zu erkennen, Nebenumstände müssen, nach des Ref. Erfahrung, hier oft in der Diagnose leiten; ist aber die Ursache erkannt, so vermag den Kranken nur der verständige Gebrauch des Quecksilbers in dem frühern Zeitraume der Krankheit vor dem martervollen Tode der Kehlkopf- oder Luftröhrenschwindsucht zu retten. — Sechstes Kapitel. Von der sogenannten und verlarvten venerischen Krankheit (S. 202 — 212.). Der Verf. gibt nicht zu, dafs es eine verborgene oder verlarvte venerische Krankheit gebe, allein in dem gewöhnlichen Sinne

des Worts und nach der Analogie anderer Krankheitszustände, wie z. B. der Wechselfieber, gibt es allerdings eine solche, so ferne man darunter entweder eine Complication des venerischen Gifts mit einem andern Uebel versteht, wobei das erstere schwer zu erkennen ist, oder aber die meistens erst spät eintretenden consecutiven Zufälle der Lues unter einer ungewöhnlichen und mit andern Uebeln leicht zu verwechselnden Form auftreten; es gibt aber keine, so ferne von der Kenntnifs und dem Scharfsinne des Arztes zu erwarten steht, dafs er die Complication der Lustseuche mit andern Zuständen, oder die feinern und ungewöhnlichern Nüancen derselben in den meisten Fällen ihrer wahren Natur nach erkennen werde. Dafs das venerische Gift zwanzig bis dreifsig und noch mehrere Jahre, ohne auszubrechen, im Körper schlummern könne, bezweifelt auch Ref. eben so, wie er in die Fälle von nach so langer Zeit erst ausgebrochener Wasserscheu nach dem tollen Hundsbisse auch ein grofses Mifstrauen setzt. Doch ist ihm ein Fall vorgekommen, wo bei einer, allen äufsern Zeichen nach venerischen, durch Merkur und Speichelfluss getilgten Flechte im Gesichte, keine andere Ursache, als ein siebzehn Jahre zuvor gehabtes venerisches Geschwür an den Geschlechtstheilen, gegen welches dazumal das Quecksilber nicht kräftig genug angewandt worden zu seyn schien, ausgemittelt werden konnte. — Siebentes Kapitel. Von dem wahren Wesen der sogenannten und vermeinten Merkurialkrankheit (S. 213 — 236.). Ref. findet in seinem Wirkungskreise unter Laien nicht so viele Vorurtheile gegen das Quecksilber, als es in dem des gelehrten Verf. der Fall zu seyn scheint; er wundert sich aber, dafs der Verf. nicht an die metallische Reduction desselben im lebenden Körper glaubt, und dafs er es läugnet, dafs man im Blute der mit Quecksilber eingeriebenen Thiere solches je wieder gefunden habe. Sind denn dem Vf. in letzterer Beziehung Zeller's Versuche unbekannt, zu Folge welcher aus dem Blute der Thiere, denen dieses Metall eingerieben worden war, laufendes Quecksilber entschieden dargestellt wurde, und sollten die mehrfachen Beobachtungen von metallischer Ausscheidung des Merkurs in die Knochen, so wie durch den Eiter, den Schweifs und den Urin, worüber uns unter Andern neuerlich Otto, Engelhard, Biett und Cantu merkwürdige Beobachtungen und Erfahrungen geliefert haben, und wir uns auch durch den Augenschein in mehreren anatomisch-pathologischen Sammlungen überzeugen können, in den Augen des Verf. keinen Glauben verdienen? — Gar nicht für überflüssig hätte Ref. in diesem Kapitel, wo von den ge-

Digitized by Google

wöhnlichen Wirkungen des Quecksilbers auf den Körper und insbesondere auf die Mundhöhle die Rede ist, die Bemerkung für den Laien gehalten, dafs Geduld eines der vorzüglichsten Hülfsmittel bei dem gewöhnlichen Speichelflusse sey, dafs die örtliche Anwendung von Arznei- und andern vermeinten Erleichterungsmitteln für den durch das Quecksilber verletzten Mund in der Regel mehr lästig und schädlich als nützlich werde, und dafs er meistens am besten sich selbst überlassen werde, indem das Quecksilber, je nach den Umständen, entweder ganz ausgesetzt, oder die Anwendung desselben wenigstens vermindert und seltner gemacht wird. Ferner hätte Ref. für Salivirende den Rath für unerläfslich gehalten, sich während des Quecksilbergebrauchs vor jeder Erkältung und Durchnässung aufs sorgfältigste zu hüten, da von der Vernachlässigung dieser Punkte oft die schlimmsten Folgen entstehen, ja nicht selten der gute Erfolg der Behandlung dadurch vereitelt wird, und eben so auch in Hinsicht auf das Verhalten eines solchen Kranken im Essen und Trinken die pünktlichsten Angaben nicht aufser Acht gelassen werden dürfen. In Fällen hartnäckiger Syphilis hält Ref. das Tragen eines Leibchens von sogenanntem Gesundheitsflanell auf dem blossen Leibe und wollenen Strümpfen oder Halbstrümpfen während und nach der Kur für wesentlich, und er bedauert, dafs unser geehrter Verf. in diesen Punkten den Layen nicht grössere Vorsicht anempfohlen hat.

Zum Schlusse bemerkt Ref., dafs, da, seiner Ueberzeugung nach, durch die Aerzte selbst am meisten zur Verhütung und Verminderung des Schadens, den das syphilitische Uebel unter den Menschen anrichtet, durch Wort und That geschehen kann, es sehr zu wünschen wäre, dafs angehende Aerzte auf Akademieen über einen so wichtigen, ihnen späterhin so oft zur Berathung kommenden Gegenstand einen ernsthaftern und speciellern theoretischen und praktischen Unterricht erhalten möchten, als es gewöhnlich geschieht. Zweitens aber sieht es Ref. noch als einen grofsen Nachtheil an, dafs die Behandlung dieser Krankheit sich so häufig in den Händen gewöhnlicher Wundärzte befindet, von welchen kaum eine richtige Einsicht in die Natur und Bedeutung, und also auch kein zweckmäfsiges Heilverfahren gegen dieselbe erwartet werden kann

Indem Ref. den würdigen Verf. auffordert, uns auch künftighin mit den Resultaten seiner Forschungen am Krankenbette zu beschenken, ersucht er ihn zugleich, sich durch die Begegnisse mit anders Denkenden nicht abhalten zu lassen,

Digitized by Google

unerschrocken und, wo es gilt, der Wahrheit und der Wissenschaft und somit der Menschheit zu dienen, und diese Bahn um so eifriger zu verfolgen, je öfter es in unsern Tagen geschieht, dafs Autorität und einseitiges Nachbeten höher gestellt werden, als die Freiheit einer redlichen und kenntnifsvollen Selbstanschauung der Natur im gesunden und kranken Zustande.

D. Junii Juvenalis Aquinatis Satirae XVI. Recensuit et annotationibus instruxit Ernestus Guilielmus Weber, Philosoph. Dr. et Professor Gymnasii Wimariensis. Wimariae, in novo Bibliopolio, vulgo Landesindustriecomptoir. MDCCCXXV. X und 580 S. in gr. 8. 1 Thlr.

Dafs ungeachtet der Ausgaben von Achaintre und Ruperti eine neue Ausgabe des Juvenalis, sowohl in Absicht auf Wiederherstellung des Textes, als Erklärung unzähliger schwieriger Stellen, ein keineswegs überflüssiges Unternehmen sey, wird Jeder gern zugeben, der nur einigermafsen mit diesem Dichter sich bekannt gemacht hat. Aus diesem Grunde nahm Rec. auch vorliegende Bearbeitung des Hrn. Weber, der bereits vor sechs Jahren in seinen *Animadversiones in Juvenalis Satiras* sich rühmlichst der gelehrten Welt empfohlen, mit Vergnügen in die Hand. Zwar hätte er lieber gewünscht, eine vollständige neue Bearbeitung zu erhalten, wie der Herausgeber S. VIII der Vorrede solche charakterisirt; er bedauert die vielfachen Hindernisse, welche der Ausführung dieses Unternehmens von Seiten des Hrn. Weber im Wege gestanden und es ihm unmöglich gemacht haben, eine sorgfältige Prüfung und Sichtung der kritischen Hülfsmittel und des ganzen Vorrathes der varia lectio vorzunehmen, wie sie doch bei einer vollständigen Ausgabe erforderlich ist, wo eine neue Recension des Textes geliefert und begründet werden soll. Da nun dies aus den bemerkten Gründen nicht in dem Plane des Hrn. Weber lag, da ihm ferner neue, unbenutzte kritische Hülfsmittel nicht zu Gebote standen, so beschränkte er sich nach den bisher gekannten Handschriften und nach Ruperti's Ausgabe den Text zu liefern, jedoch mit manchen Veränderungen, welche theils durch frühere vermeintliche Verbesserungen, theils durch genauere Kenntnifs des Sprachgebrauchs des Juvenalis veranlafst worden sind. Conjecturen fanden mit Recht nur selten eine Stelle; desto öfterer aber hoffte der Herausgeber

Digitized by Google

durch gebesserte Interpunction dunkele und schwierige Stellen erläutert, angefochtene und verdächtige Stellen aber vertheidigt zu haben.

Was die Erklärung des Juvenals betrifft, die für den Bearbeiter dieses Dichters gewifs nicht minder grofse Schwierigkeiten darbietet, als die Kritik des Textes, und ein weites noch nicht hinreichend behautes Feld ihm eröffnet, so hat der Herausgeber die Wichtigkeit dieses Umstandes keineswegs verkannt oder übersehen, im Gegentheil hat er darauf mit Recht ein Hauptaugenmerk gerichtet; da er jedoch bei seiner Ausgabe nicht jene Vollständigkeit berücksichtigte, so wird man hier nicht über alle dunkeln und schwierigen Stellen Aufklärung finden, obgleich die Bemerkungen, die der Verf. giebt, meistens nur schwierige, vielfach angefochtene und bestrittene oder sehr verschieden erklärte Stellen betreffen, und darum ein höchst schätzbarer Beitrag zu der Erklärung des schwierigen und dunklen Dichters zu nennen sind. Auf die Bemerkungen eines Jenaer Recensenten der Donner'schen Uebersetzung des Juvenal (1822. No. 80. seqq.) ward Rücksicht genommen, und einige handschriftliche Bemerkungen von Reinesius und Heindorf benutzt. Nach der Vorrede folgt unmittelbar der rein correcte Abdruck des Textes. Wir hätten gewünscht, dafs zur Erleichterung des kritischen Gebrauchs der Herausgeber unter dem Texte die Abweichungen, die er sich von der Ruperti'schen Ausgabe erlaubt hat, bemerkt hätte. Mit S. 131. beginnen die *Annotationes in D. Junii Juvenalis Satiras*, welche den Rest des Buches füllen und demnächst Gegenstand unserer Beurtheilung seyn müssen.

Sat. I, 27 — 29. Zuerst behandelt der Verf. die schwierige Stelle: — *Tyrias humero revocante lacernas*, welche derselbe also erklärt: „Incedebat ut equites illius temporibus, purpurea lacerna indutus, sed ut veri equitis speciem haberet, eorum quoque negligentiam inter eundum diligentem, quum lacernam delapsam mox attraheret, mox attractam humeri motu dejiceret, affectabat.“ Er nimmt also *revocare*, wie der Jenaer Recensent, in dem gewifs richtigen Sinne von *attrahere*, mifsbilligt aber dessen Erklärung im Ganzen. Allein nach des Rec. Ermessen wäre der Hauptgedanke, auf den das zunächst Vorhergehende, wie das zunächst Folgende führe, der eines stolzen, aufgeblasenen und übermüthigen Parvenü's, der aber sich in seine Lage noch nicht recht zu schicken weifs und solches in seinem Aeufsern unwillkührlich verräth. Damit aber scheint Hrn. Webers Erklärung nicht ganz übereinzustimmen, so dafs Rec. entweder die ältere Erklärung des

Digitized by Google

Gronovius (Observv. II, 19.), wornach man an die an der Schulter befestigte, aber, weil Crispin sie noch nicht zu tragen versteht, stets nach hinten zurückfallende, und von ihm stets wieder angezogene Lacerna zu denken habe — wodurch der Stolz des reichen Emporkömmlings eben so sehr wie seine Gemeinheit kenntlich gemacht wird — vorziehen würde, oder die des Jenaer Recensenten, nach welcher man sich den Crispin zu denken hat, wie er die nur lose befestigte Lacerna, die bei jeder Bewegung herabzufallen droht, durch eine Bewegung der Schulter herauf zu ziehen und fest zu halten sucht; welche Nachlässigkeit und Verletzung des Anstandes bei einem Manne wie Crispinus von dem gröfsten Stolze zeige. Ueber das *Tyrias* hat der Verf. einige Stellen aus Martialis beigefügt. Am ausführlichsten hat unsers Wissens darüber gehandelt mit Zusammenstellung der hierher gehörigen Stellen Obbarius zu Horat. Epist. I, 10. vs. 26. pag. 50. (Helmstädt 1824.). Im nächstfolgenden Verse: *ventilet aestivum digitis sudantibus aurum*, erklärt sich der Verf. mit Recht gegen die unpassende Verbindung des aestivum (als Adverbium) mit sudantibus, wie jener Jenaer Recens. vorgeschlagen, mit der Uebersetzung: während die Finger vor Sommerhitze schwitzen. Der Verf. verbindet richtiger aestivum mit aurum, und versteht darunter einen goldenen, mit einer grofsen Gemme, deren Farben auf den Sommer passen, geschmückten Ring, mit Verweisung auf Böttiger Sabina p. 412. (soll wohl heifsen II. Th. p. 133. nach der neuen Ausgabe). Der Widerspruch, den man darin finden könnte, dafs Crispinus im Sommer doch einen Ring mit so schwerer Gemme trage, wird sich wohl beseitigen lassen, wenn man bedenkt, dafs hier ein Mensch dargestellt wird, der, von gemeiner Herkunft, jetzt, da er zu Reichthum und Ansehen gelangt ist, dies durch äufsere Pracht zu zeigen sich bemüht.

Sat. I, 32. *causidici nova quum veniat lectica Mathonis plena ipsa?* giebt der Verf. eine scharfsinnige Erklärung, die wir der von Ruperti gegebenen vorziehen müssen. Da nämlich in Sat. VII, 129 ff. Matho als ein armer Advocat bezeichnet wird, der durch Lärmen und den Schein eines gröfseren Vermögens sich durchbringt, da ferner das Fahren in einer lectica nur reichen und angesehenen Personen zukomme, so werde hier Matho dargestellt, wie er, um reich zu scheinen, eine Sänfte miethet, und zwar, um desto mehr zu glänzen, eine neue, d. h. eine vorher noch nicht gebrauchte. Dazu passen auch die Worte *plena ipsa*, welche der Verf. nicht mit Ruperti auf die Dicke dieses Advocaten bezieht, da er nach Sat. VII.

Digitized by Google

ein magerer Mann war, also eher dessen Dickthuerei (man erlaube Rec. diesen Ausdruck) hier bezeichnet wird. „Ad ejus *vanitatem* refero, sagt der Verf., qui nimirum in lectica sedens tanto fastu se extendit et jactat, ut totam quasi expleat, nec satis spatii in ea habere videatur.“ Wie sehr diese Erklärung dem satirischen Geiste des Dichters und der ganzen Art seiner Darstellung angemessen ist, wird Niemand läugnen wollen.

Sat. I. vs. 58 — 62. streiten sich die Ausleger, auf wen diese Stelle zu beziehen ist, ob auf den Cornelius Fuscus oder Sophonius Tigellinus. Der Verf. zeigt, dafs die erstere Annahme unstatthaft sey, indem das, was Tacitus und Sueton von diesem Fuscus berichten, mit dem, was Juvenal hier erzähle, durchaus nicht vereinbar sey. Für den letzteren dagegen spreche Alles. Auf seine gemeine dürftige Herkunft bezieht der Verf. die Worte: *caret omni majorum censu* vs. 59 und 60: durch eine Erbschaft — er soll ja auch ein heredipeta gewesen seyn — in den Besitz eines Vermögens gelangt, erkaufte er sich damit Triften in Appulien und Calabrien, auf denen er seine Pferde weiden liefs (daher auch praesepia nicht für lupanaria genommen werden darf), und so führte er, als er mit Nero bekannt geworden, und höhere Würden beabsichtigte, wie die eines praefectus praetorio, den in den Umarmungen des Sporus schwelgenden Nero in den Strafsen von Rom herum. Daher interpungirt der Verf. anders als Ruperti, indem er das Semicolon, was gewöhnlich nach Flaminiam steht, hinter puer Automedon setzt, und also diese beiden Worte noch zu dem Satze dum pervolat etc. hinzunimmt, weil man nun gleich ersehen könne, ob Tigellinus aus eigenem Vergnügen, wie andere Vornehme Roms, nach dem Beispiel des Cäsar, oder blos als Fuhrmann des Nero die Flaminische Strafse durcheile. Deshalb unmittelbar darauf der Zusatz: *nam lora tenebat* etc. Die *lacernata amica* bezieht der Verf. mit früheren Erklärern auf den entmannten Sporus, mit welchem Nero unnatürliche Laster trieb, und das verschieden erklärte jactare vs. 62. nimmt er in dem Sinne von: *gloriari se apud aliquem, grofs thun.* Die Beziehung des puer Automedon auf Tigellinus, mit Vergleichung von Il. XVI, 145, wird man nicht bestreiten können, sie ist auch von Andern nachgewiesen.

Sat. I, 66 ff. vertheidigt der Verf. mit Recht die gewöhnliche Verbindung *signator falso*, welche Ruperti verändert, indem er falso zu dem nächstfolgenden Satze *qui se lautum atque beatum exiguis tabulis et gemma faceret uda* hinzieht, wobei aber das falso wegen des folgenden exiguis tabulis schon alle Kraft

Digitized by Google

verliert. An der Härte des Ausdrucks signator falso dürfte man wohl kaum Anstofs nehmen, denn ein Substantiv *falsum* läfst sich hinreichend aus dem Sprachgebrauch jenes Zeitalters erweisen, kommt auch besonders in den Rechtsurkunden unzähligemal vor, z. B. crimen *falsi*, poena *falsi* u. dergl. Vergl. nur in der Kürze: Ph. Villat Vocab. Jur. utriusq. Tom. II. p. 8 sqq. und über *signator* ibid. Tom. III. p. 386 sq. Uebrigens glaubt der Verf. hier eine Anspielung auf den Advocaten M. Regulus zu entdecken, denselben, von dem auch Plinius Epist. II, 20. spreche.

Sat. I. vs. 81 — 88. Die Umstellung, die der Jenaer Recensent in Anordnung und Folge der einzelnen Stellen vornahm, wird als durchaus unnöthig erwiesen. Auch hier mufs Rec. dem Verf. vollkommen beistimmen. Zu der Erklärung der Worte vs. 90. *posita sed luditur arca* führt der Verf. Wunderlich's Bemerkung zum Tibullus I, 3, 85. an, wornach Ruperti's Erklärung von *ponere aufs Spiel setzen* völlig verfehlt sey, sondern ponere so viel hier sey als *apponere;* welche Bedeutung unser Verf. weiter aus andern Stellen zu begründen sucht. Juvenal wolle blos sagen, die Römer hätten ihre ganze arca mit zum Spiel gebracht, um das erforderliche Geld stets zur Hand zu haben. Allein dies erscheint als Gegensatz oder Steigerung des comitantibus loculis vs. 89. matt und schwach, während dagegen die andere Erklärung stark und der hyperbolischen Ausdrucksweise des Dichters angemessener erscheint. Gleich darauf vs. 91 ff. freuen wir uns Uebereinstimmung mit dem Verf. gefunden zu haben, wenn auch er in dieser Stelle nicht sowohl an einen Kampf der Spieler unter einander oder des spielenden Herrn mit seinem Dispensator denkt, sondern eine Vergleichung des Würfelspiels mit einem Gefecht oder eine Bataille, wo die Spielenden die Kämpfenden sind, annimmt. Das non *reddere* tunicam servo vs. 93, wo reddere von Einigen in dem Sinne von restituere, von Andern einfach für *dare* genommen worden, erklärt der Verf. mit Beibehaltung der Grundbedeutung des Wortes auf folgende Weise: nonne inaudita insania est, centum sestertiis amissis, servum *redeunte* hieme, quum frigore horret, *non denuo* vestire? — Bei den schwierigen Versen 155. 156. 157. ist der Verf. im Texte völlig Ruperti gefolgt, dessen Erklärung der beiden ersteren Verse er auch billigt und nur die des dritten Verses bezweifelt. Man bezieht nämlich dies auf den Haken (uncus), welcher Missethätern eingeschlagen, und womit sie über den Sand geschleppt worden, tiefe Furchen im Sande auf diese Weise hinterlassend. Da aber sulcus, nach des Rec. Ermes-

Digitized by Google

sen, hier richtiger von der Grube verstanden wird, in welcher jene Unglücklichen gleich Pfählen eingerammelt werden, so wird man des Verf. Erklärung nicht unpassend finden, wenn er diesen Vers nicht auf eine besondere Strafe deutet, sondern auf die Furcht und Angst des Verdammten, welche er, während er, an den Pfahl angeschlagen und mit dem Pechkleid angethan, angezündet wird, durch Bewegung der Füfse und Zertheilen des Sandes (pedes volvendo arenamque dividendo) äufsert. Man könnte höchstens dem Verf. entgegnen, dafs man doch wohl jene Unglücklichen nicht blos am Halse an den Pfahl befestigt, sondern auch mit den Füfsen angebunden, was jedoch keineswegs damit streitet, *sulcus* als Graben zu nehmen, worin der Pfahl eingerammelt und der Unglückliche eingestellt wurde. Gegen die gewöhnliche Erklärung bemerkt der Verf. nicht ohne Grund, dafs dann dieser Vers 157 vor den Vers 155 gestellt werden müsse, indem ein so entstehendes Hysteron proteron doch kaum zulässig sey. Heindorfs Verbesserung: *aut latus media sulcus te ducet arena*, mit Bezug auf die hiatus pegmatis (man s. die weitere Auslegung des Verf.), möchte schwerlich Beifall finden, da sie einen ganz andern Gedanken enthält, als der unmittelbar vorhergehende.

Sat. III, 12 — 17. folgt der Verf. ganz der Interpunction, welche Ruperti in der zweiten Ausgabe angenommen hat, ohne weiter in den Annotationes in diese Stelle einzugehen, deren Schwierigkeiten neulich Prof. Wagner in einem eigenen Programm (De Egeriae fonte et specu ejusque situ Commentatio, Marburgi 1824.) näher beleuchtet hat, auch mit Ruperti im Ganzen übereinstimmt, nur dafs er statt des *hic* vs. 12. ein *hinc* setzen will, so dafs man verbinde: „*substitit* primum *ad portam Capenam* et *hinc*, fortasse postquam Juvenalis ad eum accesserat, *descendit* ab eo comitatus in *vallem Egeriam*“ etc. (S. 17. not.). *Hic* zu belassen, gehe nicht an, weil man sonst annehmen müsse, die Nymphe Egeria sey aus dem von ihr bewohnten Thale an das Capenische Thor gekommen, um hier den Numa zu treffen, und dann widerspreche Livius I, 21, welcher an eine und dieselbe Stelle den Quell der Egeria und den Hain der Musen, in welchem Numa seine Zusammenkünfte mit der Egeria gehalten, verlegt. Indessen kann vielleicht *hic* stehen bleiben, wenn man eine Verwechslung dieses Adverbiums loci für *hinc* annimmt, dergleichen Verwechslungen im Griechischen wie im Lateinischen angetroffen werden, oder das hic nach der Analogie ähnlicher Fälle, wo auf hic ein *ubi* oder ein *cum* oder eine ähnliche Partikel folgt, erklären

Digitized by Google

(man vergl. nur Tursellin. de Particc. s. v. cap. 92. III.). — Vers 18. vertheidigt der Verf. mit schlagenden Gründen die Lesart *praestantius*, und erörtert dabei auch den Ausdruck *numen aquae* für gleichbedeutend mit *divinus fons*.

Sat. III, 30 ff. Hier spreche Juvenal nicht im Allgemeinen von Bauten oder Zöllen (Gegenständen, die an und für sich nicht schimpflich seyen), sondern von gemeinen Menschen, die sich nicht schämen, durch die schmutzigsten Geschäfte Reichthümer zu sammeln, die deshalb die Reinigung von Gebäuden, Flüssen, Häfen und Cloaken ersteigern, obwohl sie selber das Geschäft nicht verrichten, sondern durch Andere verrichten lassen und daraus ihren Vortheil ziehen. Dafs *conducere* hier so viel ist als entrepreniren, die Ausführung um einen bestimmten Preis übernehmen, ist richtig, auch mit einigen Stellen vom Verf. bewiesen; allein welcher Grund berechtigt uns, *aedem conducere*, was einfach heifst: den Aufbau eines Tempels übernehmen in der bestimmten Weise, zu erklären durch: die Reinigung eines Tempels übernehmen; aus dem *siccandam* eluviem vs. 32. zu aedes, flumina und portus ein *purgandos* herauszunehmen, möchte doch etwas zu gewagt und willkührlich erscheinen. Darum möchte Rec. vorerst hier bei der gewöhnlichen Erklärung bleiben. — Vers 33. *et praebere caput domina venale sub hasta* konnte sich Rec. nie mit der Erklärung von Ruperti befreunden, deren Unrichtigkeit auch Cramer nachgewiesen, als hätte man hier an den Zoll zu denken, welchen August und die folgenden Kaiser auf jeden Kauf und Verkauf von Sclaven gelegt, welcher Zoll dann, wie jeder andere Zoll, verpachtet gewesen. Allein wie diese Erklärung ohne gewaltsame Deutungen den Worten des Dichters angepafst werden könne, weifs Rec. nicht abzusehen. Er ergreift daher die Erklärung von Cramer, welcher es von einem Präco versteht, der Sclaven, etwa Staatssclaven, zum Verkauf öffentlich feilbietet — ein gewifs gemeines und entehrendes Geschäft. Hr. Weber ist wohl auch dieser Ansicht, wenn er die Stelle erklärt: „praecones, contemtum hominum genus, venales servos, auctione constituta, plurimum licitantibus addicentes intelliguntur.“ Den Ausdruck *hasta domina* erklärt der Verf. mit Verweisung auf Grävius und Hotomann zu Cicero pro Quinct. 5. 15: „quia hoc signo posito is, qui bona emeret, auctoritatem, seu jus dominii in ea sibi comparavit.“ Die hasta nämlich, diese älteste Auszeichnung und Insignie der Herrscherwürde, ist Symbol der auctoritas publica, daher ist unter der hasta erstandenes oder zugesprochenes Gut auctoritate publica erworben und im

Digitized by Google

Quiriteneigenthume des Erwerbers, deshalb auch nennt Juvenal die hasta *domina*, weil sie zum *dominus* macht, weil sie *justum dominium* verleiht. Vergl. die schöne Auseinandersetzung (auch mit Berücksichtigung dieser Stelle des Juvenal) in Ballhorn-Rosen Juristisch-Philologischen Studien I. über Dominium p. 293 — 295. Ueber *foricae* vs. 38. haben wir bekanntlich von Cramer (Schol. Juven. p. 76.) eine ausführlichere Erörterung erhalten; unser Verf. versteht es nicht sowohl von dem Pacht der Reinigung der öffentlichen Abtritte, welche bereits oben vs. 32. angedeutet, sondern von der Pachtung der öffentlichen Abtritte selber, welche dafür gegen Entrichtung einer kleinen Summe an den Pächter von den Vorübergehenden benutzt werden können. Wie man sonst dem Volke Spiele gab, um dadurch zu höheren Ehren und Würden zu gelangen, so wiederholen dies diese gemeinen Menschen, um die schmuzzigsten Geschäfte betreiben zu können. — Vs. 56. *ponenda* praemia schien dem Rec. die Erklärung: praemia (*deponenda* i. e.) recusanda, detestanda, non sumenda die annehmbarste, zumal da sie auch durch Horaz Od. III, 2, 19: nec *sumit* aut *ponit* secures gewissermafsen bestätigt wird. Hr. Weber erklärt mit Achaintre und hält diese Erklärung für stärker und kräftiger: „noli praemia sumere, quae serius ociusve reddere et relinquere cogeris, quaeque insuper tibi animi sollicitudinem et metum afferent; adeoque insidias et ipsam mortem parabant.“ Dies liegt aber wohl schon in *deponenda*, oder könnte als weitere Exposition des in *deponenda* liegenden Sinnes betrachtet werden. — Vs. 65. *ad Circum jussas prostare puellas* bezieht der Verf. bestimmt auf die berüchtigten Syrischen Ambubajen (wir vergleichen über diese Syrischen Bajaderen Heindorf ad Hor. Sat. I, 2. vs. 1. p. 29, der schon dort auf Juvenalis hinweist und wohl eine ähnliche Beziehung ahnete). Allerdings führt darauf der ganze Zusammenhang der Stelle; der Syrus Orontes vs. 62, die Pauken und das Saitenspiel vs. 63 und 64, endlich vs. 66 die lupa *barbara* (welches letztere Wort auch auf Syrische zu beziehen) mit der *mitra picta* (worüber jetzt zu vergleichen Baier zu Cicer. Orat. in P. Clodium et Curionem Fragmm. pag. 34. Lips. 1825.). Auch geht aus den von Heindorf a. a. O. und auch vom Verf. angeführten Stellen hervor, dafs diese Bajaderen besonders im Circus sich herumtrieben.

(*Der Beschluſs folgt.*)

Digitized by Google

N. 25. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

D. Junii Juvenalis Satirae ed. Weber.

(Beschlufs.)

Sat. III, 72. *viscera magnarum domuum dominique futuri.* Hier hat bekanntlich das Wort viscera verschiedene Erklärungen sich gefallen lassen müssen. Auch der Verf. versuchte sich an dieser Stelle. Zuletzt erklärte er sich für die Erklärung von Heinecke, da *viscera*, wie im Griechischen σπλάγχνα, bei Dichtern wie bei Prosaikern von Kindern Freunden, kurz von Allem, was uns theuer und werth ist, gesagt werde. Diesen Sprachgebrauch hat der Verf. mit einigen treffenden Beispielen belegt; es war auch dies, nach des Rec. Ermessen, die einzig richtige, mit dem Wortsinn, wie mit dem Zusammenhang verträgliche Erklärung, die von dieser Stelle gegeben werden konnte.

Sat. III, 74. sermo promtus et *Isaeo* torrentior erklärt der Verf. richtig für *Isaei sermone*, was Ruperti nicht hätte verkennen sollen, deutet es aber nicht auf den Attischen Redner dieses Namens, den Schüler des Isokrates und Lehrer des Demosthenes (vergl. Fabric. Biblioth. Graec. II. p. 808.), sondern auf einen zu Hadrians Zeiten lebenden Redner gleichen Namens, welcher Juvenal der Zeit nach näher stehe, und auch von Plinius Epist. III, 2. mit gleichem Lobe erwähnt werde. Ueber die für die Erklärung schwierige Stelle vs. 90. 91: miratur vocem angustam, qua deterius nec Ille sonat, quo mordetur gallina marito, hätten wir allerdings gern gewünscht, den Verf. zu hören; er hat sich über diese Stelle nicht näher verbreitet, ist aber im Texte der gewöhnlichen Ruperti'schen Lesart gefolgt. Dagegen vs. 98. nec *tamen* Antiochus etc. sucht er mit Recht das tamen zu vertheidigen, durch Annahme eines dem Sinne nach vorausgegangenen, in der Rede selbst aber weggelassenen, mit quamquam oder etsi beginnenden Satzes. Wenn er aber illic erklärt *in arte fallendi*, so möchte Rec. ihm nicht beistimmen, der dieses Adverbium

Digitized by Google

lieber in rein localem Sinne auffafst, dort, d. i. in Griechenland (wo jene Meister in der Verstellungskunst kein Aufsehen machen würden, weil Jedermann darin geschickt ist und sich darauf versteht), im Gegensatz gegen Rom, wo diese Männer solches Aufsehen erregen. — Vs. 100. erklärt sich der Verf. mit vollem Recht gegen die unnöthige Aufnahme der Lesart *meliore* cachinno für majore (was alle Handschriften mit Ausnahme einer einzigen bringen) durch Ruperti. — Vs. 108. si trulla inverso crepitum dedit aurea fundo; eine schwierige, vieldeutige Stelle, worüber man bisher durchaus nicht aufs Reine gekommen war. Die ältere Erklärung, welche trulla für ein tieferes Trinkgeschirr oder für einen Becher nimmt, den der vornehme Herr bis auf den Grund ausgeleert und so den Grund umgekehrt, oder den er auf die Erde habe fallen lassen, nachdem er ihn ausgeleert, diese und ähnliche Erklärungen wollten Rec. nie genügen, zumal da sie nicht gut zu dem Inhalt des zunächst vorhergehenden Verses zu passen scheinen., welcher etwas dem ructare und mingere Aehnliches erwarten liefs, ferner die Erklärung des Scholiums: *si pepedorit* (man vergl. die von Ruperti passend angeführte Stelle des Diodor von Sinope bei Athenäus VI, 9. s. 36.) damit nicht übereinstimmte. Diese Gründe machten ihn schon früher geneigt, hier trulla für einen Nachtstuhl zu nehmen, und er freut sich, auch hier Uebereinstimmung mit dem Verf. gefunden zu haben, der, nachdem er auch die Nichtigkeit der andern Erklärungen berührt, in folgender Weise die immerhin etwas dunkle Stelle erklärt: „ad laudandum paratus est, si tanto ventris onere lasanum implet, ut fundus ejus invertatur et sonitus et murmur eximo reddatur.“ Auch Donner scheint dieser Ansicht zu seyn, wenn er (obgleich auch etwas dunkel und unverständlich) übersetzt:

„Oder aus goldnem Gestühl ein anderes Omen
heraufscholl.“

Hier scheint freilich das schwierige *inverso fundo* umgangen. — Vs. 187. plena domus libis *geniatibus*. Diese Lesart nennt der Verf. *languidissima*, und erklärt sie für eine Ausgeburt der Abschreiber; *venalibus* allein sey das richtige; die Clienten nämlich müssen an Festtagen ihren Patronen Kuchen als Tribut senden, die aber dann nur von den Sclaven, die bei den Herren in Gunst stehen, verkauft werden, von denen also blos die Sclaven den Profit haben. Allein Rec. möchte eher folgende Erklärung dem Ganzen für angemessener halten. Umbricius klagt, wie man selbst die Sclaven mit Geld bestechen müsse, um durch sie Zutritt zum vornehmen Herrn zu erhal-

Digitized by Google

ten, oder nur den Anblick desselben zu gewinnen. So müsse man nicht blos (wie es Sitte und Ordnung sey) an dem Feste der Herren mit Kuchen aufwarten, sondern selbst den Sclaven, wenn sie ähnliche Feste feiern, auf gleiche Weise mit ähnlichen Präsenten dienen, um durch sie den Zutritt und die Gunst des vornehmen Herrn sich zu erhalten. Also nicht blos, wenn der Herr das Fest seines genius feiert, sondern auch wenn seine Bedienten ihren Geburts- oder Namenstag oder andere Feste der Art (wie sie vs. 86. angedeutet sind) begehen, müssen die Clienten mit libis aufwarten. Sonach beziehen wir ille, wie hic vs. 186, nicht auf Herren, welche Sclaven, die sie liebgewonnen haben, zu Gefallen diese Feste feiern, sondern auf Sclaven, die unter einander dies thun. Aus diesem Grunde möchten wir auch das *genialibus* vs. 187. nicht verwerfen, wofür uns im Gegentheil venalibus matter und minder bezeichnend erscheint. Denn wir denken dabei an liba, welche an dem Feste des genius (welches, die Sitte des Herrn nachahmend, auch der Bediente feiert) zum Geschenke dargebracht werden. Man vergl. übrigens über die *liba* Obbarius zu Horaz Epist. I, 10. vs. 10. p. 21. und in so fern sie dem genius bei der Feier des Geburtstages dargebracht werden: Ovid. Trist. III, 13, 18. Tibull. I, 8. 54. II, 2, 5 und 8. 9. — Vs. 192. bei den Worten *simplicibus* Gabiis wollen wir bei dieser Gelegenheit erinnern an Horat. Epist. I, 11, 7: Lebedus *Gabiis desertior* atque Fidenis vicus, vergl. mit Propert. Eleg. IV, 1, 34, um Donners, nach unserm Ermessen richtige, Uebersetzung: öde (d. i. wenig besuchte) zu rechtfertigen. Das alte Scholium erklärt simplicibus durch *non ornatis*. — Vs. 194 ff. vertheidigt der Verf. die Vulgate gegen Ruperti, der in der Verbindung der Verba *obstat — contexit — jubet* anstiefs; man denke sich nur ein *si* bei dem mittleren Satze ausgelassen, so fällt die Schwierigkeit weg. *Villicus* versteht auch Hr. Weber mit Anführung einiger Parallelstellen vom *praefectus urbi*. — Vs. 219. hic libros dabit et forulos *mediamque Minervam* sucht der Verf. zu beweisen, dafs unter der *media Minerva* nur eine Hermathene, und nichts anderes zu verstehen sey. Sonst dachten wir auch wohl mit Andern an ein in der Mitte der Bücherschränke oder der Bibliothek aufzustellendes Bild der Minerva.

Sat. III. vs. 231. (sollte wohl im Druck der Bemerkung über die folgenden Verse 236 ff. vorgestellt seyn): unius sese dominum fecisse *lacertae*. Da man hier an dem Worte *lacerta* Anstofs nahm, so versuchte man sich an demselben mit allen möglichen Conjecturen, denen Ruperti's *taberna* die Krone auf-

Digitized by Google

setzte. Aber schon eine oberflächliche Einsicht in diese Stelle konnte überzeugen, wie wenig alle diese Conjecturen dem vermeintlichen Uebel in dieser Stelle abhelfen, und Rec. folgte daher noch immer der älteren Erklärung der Scholien, so wie des Farnabius, die lacerta für agellus oder hortulus nehmen, ein Garten, so klein, so winzig, der kaum so viel Raum enthält, dafs eine Eidechse darauf herumlaufen kann. Das Hyperbolische in dieser, wie es scheint, sprichwörtlichen Redensart durfte bei einem Juvenalis am wenigsten auffallen. Aber es darf noch weniger, wenn man die ähnlichen Stellen und Redensarten vergleicht, welche unser Verf. für diese Erklärung, die als die einzig zulässige und richtige betrachtet werden mufs, aus Martialis, aus der Lateinischen Anthologie u. s. w. anführt. Ganz richtig macht er auf die dem Juvenal eigene Breviloquenz, so wie auf das Hyperbolische des Ausdrucks aufmerksam, und erklärt ganz richtig: „magni pretii est, quocunque te receperis, hortum possidere quamvis exiguum, ut una tantum perrepat ipsum lacerta.“

Sat. III, 236 — 238. Rhedarum transitus arcto Vicorum inflexu et stantis convicia mandrae Eripient somnum Druso vitulisque marinis. Hier vertheidigt der Verf. die Lesart *vicorum inflexu* mit Recht, und giebt bei dieser Gelegenheit eine ausführlichere Erörterung über die Ellipse der Präposition *in* vor dem Ablativ da, wo das Verhältnifs der Ruhe, des Verweilens an einem Orte bezeichnet werden soll; die convicia stantis mandrae erklärt derselbe: „ea, quae agitatores instantem, cunctantem, non progredientem mandram h. e. longam mulorum seriem jaciunt“, hauptsächlich nach Martial. Epigr. V, 23. (vixque datur *longas* mulorum vincere *mandras*) und Seneca de Ira III, 6. Allein bei Martialis steht eben um die lange Reihe zu bezeichnen das *longas* dabei, was in der Stelle des Juvenalis fehlt. Wir würden daher immer noch mandra für Gespann, Wagen sammt Thieren nehmen, es sey im wirklichen Singular oder als ein collectivischer Singular. — Vs. 238. erklärt sich der Verf. mit Recht gegen die unnöthigen Verbesserungen, welche man hier hat machen wollen. Ohne Zweifel ist dieselbe auch zu belassen, und eben so wenig *Druso* als *vitulisque marinis* zu ändern, da gerade durch die Zusammenstellung der lange schlafenden Seekälber mit dem schlafsüchtigen Drusus der Vers recht witzig wird. Man vergl. die richtige Auseinandersetzung eines Ungenannten in der von Zimmermann und Dilthey herausgegebenen Schulzeitung, Darmstadt, Jahrg. 1824. No. 97. Decemb. p. 839.

Sat. III, 296. ede ubi consistas: in qua te quaero proseucha.

Digitized by Google

Dieser Vers, so wie auch Einiges zunächst vorhergehende und darauf Bezügliche wird erklärt, wie z. B. *acetum*, *conche*, und insbesondere *proseucha* nicht von einem Bethause oder einer Kapelle, kurz einem heiligen Orte verstanden, sondern als Judenherberge, Judenkneipe bezeichnet.

Sat. IV, 2 — 4. monstrum nulla virtute redemtum a vitiis, aeger, solaque libidine fortis: delicias viduae tantum aspernatur adulter. So schreibt Hr. Weber nach Ruperti, wo wir indefs das spernatur, das die Handschriften geben, beibehalten möchten, als eine ältere Grundform (*spernari*), woraus nachher aspernari. Gröfsere Schwierigkeiten aber macht die Erklärung der letzteren Worte, bei denen Hr. Weber mit Recht verweilt. Die gewöhnliche Erklärung, wornach Crispinus blos verheiratheten Weibern nachgehe, nicht aber reichen Wittwen, weil man sonst glauben könnte, er thue dies aus Gewinnsucht, und nicht aus blofser Wollust, findet der Vf. darum nicht zulässig, weil man dann nicht einsehe, worin das *sola libidine fortis* des Crispinus bestehe. Allein diese Schwierigkeit hebt sich wohl, wenn man dem *sola libidine fortis*, scil. in vitiis, ein *non lucri causa fortis*, in vitiis scilicet, ut plerumque fit, entgegensetzt. Dafs aber auch noch mehr in dem *fortis* liege, hat der Verf. richtig mit Bezug auf das folgende adulter erkannt. Es verschmäht Crispinus die Wittwen deshalb, weil man zu ihnen leicht, ohne Hindernisse gelangen kann, dies in so fern weder angenehm noch rühmlich ist; Crispinus dagegen Schwierigkeiten und Gefahren sucht, um hier seine Geschicklichkeit und Ausdauer zu zeigen, womit er die Gatten täusche und ihre Weiber verführe. Rec. verband stets das tantum mit adulter in dem Sinne, als nähere Ausführung des vorausgegangenen sola libidine fortis, Crispinus zeigt seine libidinosa fortitudo eben darin, dafs er nicht, wie Andere, um des Gewinns willen, mit alten Wittwen sündigt, sondern, indem er diese verschmäht, blos als Ehebrecher in der Verführung von verheiratheten Frauen und Täuschung ihrer Gatten, also im höchsten Grade des Lasters, sich bemerklich macht. Die Verbindung von *tantum adulter* möchte durch ähnliche Verbindungsarten, wie z. B. *plane* orator bei Cic. Brut. 10, *admodum* puella Liv. XXXIX, 12. und dergl. (vergl. Ruddimann. Institut. Gramm. II. p. 304.) sich rechtfertigen lassen.

Sat. IV, 32. jam princeps equitum, magna qui voce solebat Vendere municipes fracta de merce siluros. So schreibt Hr. Weber. Was zuvörderst das princeps equitum betrifft, so erklärt Ruperti: qui inter equites insignem obtinuit locum'

Digitized by Google

oder einer, der zu den equites illustres kam, nach Tacit. Ann. II, 59. XI, 4. mit den Auslegern. Aber Rec. möchte es eher von dem sogenannten *Princeps Juventutis* verstehen (vgl. Schwarz Observatt. ad Nieupoort p. 110. Spanheim de usu et praestant. numismm. Diss. VII. p. 664 sqq.), weil dann der Gegensatz nachdrücklicher erscheint. Hr. Weber verweilt bei dem vielbesprochenen *fracta de merce*, wofür Ruperti nach Manso in den Text nahm: *fricta de merce*, der andern zahlreichen Conjecturen und Emendationen nicht zu gedenken. Hr. Weber erklärt sich durchaus für die ältere, von den meisten Handschriften bestätigte Lesart *fracta de merce*, weil sie am besten dazu diene, das gemeine Betragen des Crispinus zu schildern, „quod viles siluros, eosque per viam mutilatos atque a cetariis ipsi venumdatos rursus aliis venderet. Sic Crispinus ut humillimus inter viles piscium mercatores designatur.“ Auch Rec. hat sich nie von der Richtigkeit des gesuchten und gekünstelten *fricta* de merce überzeugen können, und ihm selbst das *pacta mercede* von Grävius und Henninius als bezeichnender und charakteristischer vorgezogen; doch verweilt auch er lieber bei der Lesart der Handschriften fracta de merce, wie denn öfters da, wo unzählige mehr oder minder unpassende und unnöthige Conjecturen ausgesponnen worden, die Lesart der Handschriften doch immer die wahre bleibt, an deren richtigen Erklärung der Interpret seinen Scharfsinn zu üben hat, was freilich schwerer und mühevoller ist, als durch eine Conjectur einen beliebigen Sinn in die Stelle hineinzutragen. In den nächstfolgenden Versen: incipe Calliope, licet et considere: non est Cantandum, res vera agitur, schliefst sich auch der Verf. in Absicht auf die Erklärung des *considere* (gewöhnlich für *hac in re immorari*, *consistere* genommen) dem alten Scholiasten an, und erklärt diese Worte: „non opus est surgere, non opus instinctu inflatuque divino, licet ut in aliorum poetarum carminibus, etiam hic humi serpere, et summisse dicere. Nam nihil fingendum est, sed res vera narranda.“ Aber mit dieser Erklärung des licet considere weifs Rec. eben nicht das folgende *non est cantandum*, *res vera agitur* in Einklang zu bringen, womit das Wichtige des Gegenstandes bezeichnet werden soll; was wiederum für die Ansicht derjenigen spricht, welche bei dem considere an Richter und ähnliche denken, die sich niederlassen, um über Dinge, welche sorgfältige, langwierige Berathung erfordern, sich zu besprechen. Damit ist freilich der Scholiast in directem Widerspruch, wenn er considere erklärt durch: aut summisse dicere aut *proprie res tenues*. Diese res tenues könnten doch hier auf nichts anders

Digitized by Google

gehen, als auf die res vera, die der Dichter erzählen will, und als wichtig darstellt, eben deshalb höher stellt als *cantare* (dem eigentlichen Geschäfte der Musen). — Vs. 36. prosit mihi vos dixisse puellas, erinnern die Ausleger wohl nicht mit Unrecht an den Seitenblick, den hier der Dichter auf die in seinen Tagen so selten gewordene Keuschheit unter den Jungfrauen werfe; es durfte aber auch zugleich die Bemerkung nicht übergangen werden, dafs man im Alterthum die Götter mit dem Namen anruft, der ihnen am liebsten ist, den sie am liebsten vernehmen, besonders wenn man sie um etwas bittet und sie zur Gewährung dieser Bitte dadurch geneigter machen will. Vergl. Blomfield Glossar. zu Aeschyl. Agamemn. 156. (al. 168.) und Heindorf zu Horat. II, 6, 20. p. 385. Daher dieser Zusatz hier: *prosit mihi vos dixisse puellas.*

Sat. IV, 48. dispersi protinus algae inquisitores agerent cum remige nudo vertheidigt der Verf. gegen Ruperti das *agere cum remige* in dem Sinne von *in jus vocare; illum in judicio convenire, accusare;* eben so vs. 64. *exclusi* (i. e. a foribus conclavis imperatoris) spectant admissa obsonia Patres; richtig bemerkt er: „quibus aditus ad aliquem prohibetur, ii *excludi* vulgo, quibus contra patet, *admitti* dicuntur"; was dann durch einige Beispiele weiter bewiesen wird.

Sat. IV, 69 ff. Ipse capi voluit. Quid apertius? Et tamen illi Surgebant cristae; nihil est, quod credere de se etc. etc. kann Rec. dem Verf. nicht beipflichten. Rec. nämlich erklärt die Stelle so, dafs er die Worte *ipse capi voluit* als Worte des Fischers nimmt, welche den höchsten Grad von Schmeichelei enthalten; die nächstfolgenden Worte quid apertius, wenn man sie nicht als Fortsetzung der Rede des Fischers betrachten will, wären dann ein ironischer Ausruf des Dichters selber in dem Sinne: ja, was kann offenbarer, klarer seyn, was kann mehr am Tage liegen, als dies? (dafs nämlich der Fisch selber habe wollen gefangen werden.) Mit den Worten: et tamen illi (*pisci*) surgebant cristae wäre dann der Unwille des Fisches über die lügenhafte Schmeichelei des Fischers gegen den Kaiser ausgedrückt: und doch (gleichsam als wolle er damit Lügen strafen die Rede des schmeichlerischen Fischers) standen ihm (vor Unwillen) die Flofsfedern in die Höhe. Aber, fährt der Dichter fort, der Kaiser glaubt doch dem Fischer mehr, er glaubt Alles, wenn seine göttliche Macht dabei gepriesen wird: nihil est, quod credere de se non possit, quum laudatur diis aequa potestas. Hr. Weber aber bezieht das illi vs. 69. auf den über das eitle Lob und die Schmeichelei unwilligen Kaiser, also wohl in dem Sinne: und doch

Digitized by Google

(ungeachtet dieser Lobreden und Schmeicheleien) schwoll ihm der Kamm an (vor Unwillen darüber). Oder nach dem Scholiasten erklärt der Verf.: „et tamen ille magnifice se ideo jactat, tanquam gallus gallinaceus, cristis erectis ingrediens, quum sibi nomine dei arrogato etiam divinam potestatem inditam putet? Allein bezieht man illi auf den Imperator Domitianus, dann weifs Rec. durchaus nicht, was die folgenden Worte nihil est — aequa potestas bedeuten sollen, die mit dem Unwillen des Kaisers über jene Schmeichelei, wodurch er einem Gotte ja gleichgesetzt wird, dem sich der Fisch selber als Huldigung habe darbringen wollen, in geradem Widerspruch zu stehen scheinen, da sie selber doch nichts anders bezeichnen, als dafs der Kaiser jene Schmeichelei angenommen habe (ungeachtet der Aeufserungen des Unwillens, die der Fisch von sich gab), wie er denn Alles der Art glaube, wo seine göttergleiche Allmacht gepriesen werde.

Sat. IV, 98. unde fit, ut malim fraterculus esse gigantis. Der Verf. vertheidigt mit Recht die Vulgata gegen Aenderungen wie *nolim* oder wie *gigantum*. Da Domitian besonders gegen die Reichen und Vornehmen wüthete, so ist es ganz natürlich, wenn der Dichter hier den Wunsch äufsert, lieber, statt reich und angesehen, ein ganz armer, gemeiner Erdensohn zu seyn. Dieser Sinn des fraterculus gigas kann nach dem, was die Ausleger beigebracht, gar keinem Zweifel unterliegen; und mit Recht führte schon Erasmus in seinen Adagien unter dem Worte *Terrae filius* (I, 8, 86.) auch unsere Stelle an.

Sat. IV, 104 — 106. Rubrius, offensae veteris reus atque tacendae Et tamen improbior satiram scribente cinaedo, bezieht Hr. Weber, da andere Nachrichten uns abgehen, nach dem Scholiasten, die offensa vetus atque tacenda auf die Verführung irgend einer Jungfrau aus vornehmem Geschlechte, oder auf den mit des Domitianus Weibe begangenen Ehebruch. Für letzteres spricht der Scholiast und alle Wahrscheinlichkeit. Die Worte: satiram scribente cinaedo bezieht Hr. Weber auf den Nero, der, selber Cinäde, auf andere, die ähnlichen Lastern huldigten, Satiren geschrieben; was der Hr. Verf. durch einige Stellen weiter zu erhärten sucht.

Sat. IV, 115 ff. Caecus adulator dirusque a ponte satelles dignus Aricinos qui mendicaret ad axes etc. Nach dem Verf. sind es hauptsächlich zwei Laster des Catulus, welche hier bemerklich gemacht werden, seine Schmeichelei und seine Grausamkeit. In Bezug auf die erstere heifse er, obgleich in der That kein Bettler, doch vergleichungsweise *a ponte*

Digitized by Google

satelles, weil er den Imperator mit niedrigen Schmeicheleien verfolgte, eben so wie Bettler die Vorüberfahrenden; mit Bezug auf die letztere heifse er *diras* satelles, der nie von des Kaisers Seite weichend, ihn stets zu grausamen Thaten auffordere und darin unterstütze. Durch den Ausdruck *a ponte* werde der gemeine, niedrige Charakter dieses Menschen bezeichnet; die Redensart selber aber sey analog der bekannten Redensart a rationibus, ab epistolis, wofür nur selten *ad* stehe (jedoch scheinen die vom Verf angeführten Stellen des *ad* nicht ganz für diesen Fall zu passen und eine Gleichheit beider Redensarten nicht zu begründen); eher *de*. Der nächste Vers dignus Aricinos etc. enthalte die nähere Ausführung des *a ponte*, denn wie an Brücken, so auch bei Aricia, wo viel Volks immer zusammenströmte wegen des Hains der Diana, pflegten Bettler sich an bestimmten Plätzen oder Stationen aufzuhalten, die Hände um die Wette ausstreckend nach den vorbeifahrenden Wägen, oder auch mit niedriger Schmeichelei Handküsse den Vorbeieilenden zuwerfend (über letzteres vgl. man Böttigers Sabina II. p. 51.). So kommt nach Hrn. Weber folgender Sinn heraus: „Catullus, grande monstrum, caecus adulter, crudelis Domitiani satelles ingenio servili et tantopere adulandi artem callens, ut quovis tempore mendicorum in via ad Ariciam versantium turbae adscribi queat.“ Man wird gegen diese Erklärung wohl schwerlich etwas Gegründetes einwenden können, nur möchte Rec. das a ponte nicht nach der oben bemerkten Analogie erklären, weil er dieselbe auf diesen Fall für nicht anwendbar hält; er würde lieber a ponte wörtlich nehmen: ein Trabant des Kaisers von der Brücke her, d. h. einer, der gleichsam von der Brücke (wo er als gemeiner Bettler stand) nun bis zum Trabanten des Kaisers es gebracht hat, einer, der eben so niedrig und gemein sich beträgt, wie die Bettler auf der Landstrafse bei Aricia.

Sat. V, 10. Tam jejuna fames, quum *possit* honestius illic Et tremere etc. So schreibt Hr. Weber, zumal da auch die meisten Codd. *possit* liefern, zu dem man ein ausgelassenes *aliquis* als Subject hinzudenken dürfe, wie solches bei inquit, ait so oft hinzuzudenken sey. Allein die vom Verf. deshalb angeführten Stellen (s. auch Heindorf zu Horaz Satir. I, 4, 79. und Creuzer zu Cicero de Nat. Deor. pag. 164.) beziehen sich blos auf eine solche Ellipse bei inquit und ait, was doch keineswegs als analog mit vorliegendem Fall wird aufgestellt werden können, im Gegentheil diese Wendungen ganz anderer Art sind, und der Sprachgebrauch sich bestimmt hier

Digitized by Google

fixirt hat. Ref. wünscht, dafs durch Auffindung anderer passenderer Stellen diese Ellipse bestätigt und somit auch *possit* in vorliegender Stelle vertheidigt werden könne, was sonst grammatisch unsicher bleibt, wenn auch gleich kritische Gründe dafür sprechen, und die zahlreichen Conjecturen, die man hier versucht hat, insbesondere Ruperti's jüngstes quum *polsit* für quum *possit* (das auch Hr. Weber mit vollem Recht verworfen) sämmtlich abzuweisen sind.

Sat. V, 39. liest der Verf. Heliadum crustas et *inaequales beryllos* (gewöhnlich beryllo), welche Lesart zuerst Achaintre aufgenommen, aber nach des Verf. Urtheil nicht genügend erklärt hat. Man soll nämlich hier nach dem Vf. an sogenannte *pocula gemmata* denken (λιθοκόλλητα ποτήρια), mit goldenem Boden, aber ringsherum mit Gemmen besetzt, deren Menge und Glanz selbst das Gold verdunkelte und den Schein erregte, als ob das Ganze aus lauter Beryll zusammengesetzt sey. Allein Rec. gesteht, dafs er doch die Vulgate *beryllo* für einfacher hält, als beryllos.

Sat. IV, 72. schreibt der Verf. mit Ruperti: salva sit *artocopi* reverentia, und vertheidigt dies gegen die Lesart *artoptae* oder *artocoptae*, was beides unrichtig sey; *artocopos* übrigens sey hier nicht einer, der das Brod zerschneide, sondern: „qui panem subigendo elaborat eumque ita molliorem et delicatiorem perficit", wobei er sich auf Pollux VII, 21. stützt. Allein Rec. meint, dafs das Wort in der ersteren Bedeutung zu nehmen, hier viel passender in den ganzen Zusammenhang der Stelle sey, sowohl des unmittelbar vorhergehenden, wie des zunächst folgenden willen, worin doch die Andeutung liegt, dafs der arme Client einen Versuch mache, sich selber von dem besseren Brod ein Stück abzuschneiden, was doch das Geschäft des dafür angestellten Sclaven, des *artocopus* ist, welchem deshalb der Client den gebörigen Respect bezeugen soll.

Sat. V, 83. Sed tibi dimidio constrictus commarus ovo nimmt der Verf. *constrictus* in dem Sinne von *conclusus*, und *dimidio* für *dimidiato*.

Sat. V, 92. schreibt der Verf. mullus erit domini, nicht, wie Ruperti und Achaintre: domino. Bei vs. 99. quod captator emat *Lenas*, *Aurelia* vendat, bemerkt der Verf., dafs beides erdichtete Namen seyen, jener, ein Erbschaftsschleicher, a *leniendo*, Aurelia aber, eine reiche, aber geizige Wittwe, bei deren Namen *ad auri ejus molem* angespielt werde. Letztere Beziehung aber möchte doch zu gesucht seyn, da die Beziehung auf den bekannten Römischen Gentilnamen so nahe liegt.

Digitized by Google

Sonst giebt der Verf. noch mehrere Beispiele aus Juvenal, wo ähnliche fingirte Namen vorkommen; ob aber z. B. vs. 141. bei der Mycale gerade an eine mit Sternseherei und Sterndeuterei sich abgebende Frau zu denken sey, und warum diese Beziehung hier anzunehmen sey, will Ref. noch dahin gestellt seyn lassen.

Sat. V, 115 und 116. vertheidigt der Verf. mit vollem Recht das *flavi* dignus ferro Meleagri gegen Heinsius unnöthiges *gnavi* oder *validi*, so wie im nächstfolgenden Verse: post hunc *raduntur* tubera, wo Ruperti so wie auch Achaintre *tradentur* mit Andern lesen. In der That muſs die Lesart *raduntur* Aufmerksamkeit erregen, da man leichter einsieht, wie aus *raduntur* von den Abschreibern ein *tradentur* gemacht worden, als umgekehrt. Indessen macht die Erklärung dieses Wortes Schwierigkeiten, da hier, wie auch Andere richtig bemerkt, nicht von Zubereitung der Speisen, sondern vom Auftragen der zubereiteten die Rede ist, da ferner sich wieder aus kritischen Gründen das Wegfallen des Anfangsbuchstabens leicht erklären läſst. Wenn aber der Dichter hier eine Handlung, die man als schon geschehen erwarte, so darstelle, als ob sie jetzt geschähe, so sey der Grund davon blos in der Lebhaftigkeit der Darstellung, so wie in dem Umstande zu suchen, daſs der Dichter angeben wolle, in welcher Art und Weise die tubera seyen aufgetragen worden. Aber damit ist nach des Rec. Ermessen die Schwierigkeit und Härte, die in dieser Art von Hysteron Proteron liegt, nicht gehoben; weshalb er noch immer bei dem tradentur verbleiben will.

Sat. V, 133. verbindet unser Verf. mit den älteren Ausgaben: aut similis dis et melior fatis donaret *homuncio*, welches letztere Wort die neueren Herausgeber mit den folgenden Worten verbanden. Der Verf. sucht seine Verbindung durch die Sitte des Juvenals, der das Entgegengesetzte gern mit einander verbinde, so wie durch einige andere Stellen zu rechtfertigen, wo eine ähnliche Verbindung oder Entgegensetzung von deus mit homuncio statt finde. Allein, selbst abgesehen davon, daſs homuncio zu dem melior fatis nicht recht zu passen scheint, daſs ferner selbst die vom Verf. angezogenen Stellen wohl einen Gegensatz und eine Entgegenstellung von deus und homuncio, nicht aber eine Verbindung, wie die in vorliegendem Falle wäre, begründen, daſs gerade diese Stellen den Gegensatz begründen, der in unserer Stelle liegt, wenn wir homuncio von fatis donaret trennen, und so auffassen: du, vorher ein gemeiner, verächtlicher Mensch (homuncio), was würdest du nun werden, wie weit würdest du

nun emporsteigen, du würdest selber, obgleich vorher homuncio, nun auch ein similis dîs werden. — Die dunkle, sehr verschieden erklärte Stelle vs. 141 — 145. hat der Verf. glücklicher erklärt, so wie die gänzliche Unhaltbarkeit der Manso'schen Erklärung dargethan. Allerdings kommt es hier viel auf die richtige Erklärung des *nunc* vs. 141. an: „Jetzt, wenn du reich geworden und dadurch aus einem homuncio ein dominus und Freund des Virro geworden, wird selbst eine zahlreiche Nachkommenschaft von Kindern dir nicht die Freundschaft desselben entziehen, deine Frau mag von drei Kindern auf einmal entbunden werden, Virro wird selber an den Kleinen seine Freude haben, er wird ihnen, wenn er bei dir speist, Kleidungsstücke, Nüsse und dergl. zum Geschenk bringen." Nach dieser Erklärung mufs also Ipse vs. 142. auf den Virro bezogen werden. Rec. wüfste nicht, was er gegen diese Erklärung einzuwenden hätte; mit der Erklärung der Stelle, wie Manso sie gegeben, konnte er sich nie befreunden. — Auch die Stelle vs. 146 — 148. vertheidigt der Verf. gut gegen Heinecke und Schurzfleisch. Zu den S. 209. gesammelten Stellen bemerkt Rec. noch Aeschylus Agamemn. 696. nach Blomfield und dessen Glossar (al. 720.), nebst Plutarch Alex. cap. 2. — In der vieldeutigen Stelle vs. 154. discit ab hirsuta jaculum torquere capella versteht auch der Verf. unter der hirsuta capella einen Centurionen, der die Rekruten exercirt und mit Bezug auf sein Gesicht spöttisch *capella* genannt wird. Auch Rec. fand diese Erklärung unter den verschiedenen an dieser Stelle versuchten noch immer für die dem Zusammenhange entsprechendste, er findet es jetzt um so mehr, als der Verf. zwei merkwürdige Stellen aus Ammianus Marcellinus (XVII, 12. und XXIV, 8.) anführt, wo das Wort capella in ähnlichen Beziehungen als Spottname vorkommt. *Agger* versteht der Verf. richtig von dem agger praetorianorum castrorum, in dessen Nähe nach einer Inschrift bei Gruter (p. 651. nr. 11.) ein pomarium lag; *flagella* ist dann der Stab des Centurionen. Es sollte uns freuen, wenn durch diese Angaben des Verf. nun die Zweifel über die Erklärung dieser dunkeln Stelle verschwinden könnten. Ueber das für die Erklärung schwierige *stricto pane* vs. 169. hätten wir gern die Ansicht des scharfsinnigen Verf. zu erfahren gewünscht. Rec. erklärt die Stelle so: „Am Ende haltet ihr doch Alle das Maul, wenn ihr das euch zugeschnittene, für euch in Bereitschaft hingestellte (harte, gemeine) Brod habt unversehrt da stehen lassen, und so hungrig von der Tafel aufsteht, ohne von den guten Bissen, wie ihr gehofft, etwas erhalten zu haben."

Digitized by Google

Sat. VII, 8 ff. giebt der Verf. den Sinn des Ganzen richtig an, und knüpft daran noch einige Bemerkungen über einzelne Wörter, so über den Gebrauch von *umbra* vs. 8, wie solches besonders den Dichtern zugeschrieben werde; ferner beweist er, dafs *Machaera* hier fingirter Name eines Parasiten sey, was trefflich in den ganzen Zusammenhang der Stelle pafst.

Sat. VII, 13. verbindet der Verf. mit Heindorf: faciant equites Asiani Quamquam, et Cappadoces faciant equitesque Bithyni. — Vs. 40. *Maculonus* commodat aedes. Diese ältere Lesart der Codd., woraus ein *Maculonis* entstanden, und Heinrich ein *maculosas* herausconjectirte (was selbst Ruperti aufnahm), ist mit Recht hier wieder hervorgezogen worden; sie ist sicher bezeichnender und stärker, und schliefst überdies noch den Begriff des *maculosus* in sich, war also in keinem Fall zu verändern.

Sat. VII, 79. Contentus fama jaceat Lucanus in hortis marmoreis wird gegen Gronov's Aenderungen gewifs mit Recht vertheidigt, und erklärt. Horti marmorei sind zweifelsohne Gärten, mit zahlreichen marmornen Statuen ausgeschmückt; jacere aber passend gebraucht von einem ruhig lebenden, blos dem Studium oder der Poesie hingegebenen.

Sat. VII, 104. quantum daret *acta* legenti, freuen wir uns, dafs nun endlich einmal die Stelle richtig erklärt worden ist. An die *acta senatus* zu denken, ist durchaus unpassend und unstatthaft; man kann nur an die *acta diurna* oder *acta populi*, auch oft schlechtweg *acta* genannt, hier denken; s. Lipsius Excurs. ad Tacit. Annal. V, 4. — Vs. 109 ff. sed tunc, cum creditor audit, praecipue vel si tetigit latus acrior illo, qui venit etc. erklärt der Verf. im Ganzen nach Brittannicus und Cramer. Auch Rec. konnte sich nie überzeugen, dafs ille qui etc. von einem andern, als dem Schuldner zu verstehen sey, indem es durchaus nicht pafst, *ille* auf einen andern, zweiten Gläubiger zu beziehen. Darin aber kann Rec. Hrn. Weber nicht beistimmen, wenn er unter codex nicht ein Buch der Einnahmen und Ausgaben, ein Rechnungsbuch versteht, sondern ein mit allerlei Schriften angefülltes Buch, welches wichtige Gründe bei der Entscheidung der Sache zum Nachtheile des Gegners oder des Anklägers enthalten. Allein warum soll man die Erklärung, die zunächst liegt, die durch das *debitum nomen* noch mehr bestätigt wird, durchaus abweisen, und unter *codex* hier, wo doch von einem Schuldprocefs die Rede ist, kein Rechnungsbuch verstehen?

Sat. VII, 124. schreibt der Verf. Aemilio dabitur, quan-

Digitized by Google

tum *petet*; wie denn auch Rec. diese Lesart dem *petit*, wie insbesondere dem *licet* oder dem von Ruperti aufgenommenen *libet* unbedingt vorziehen würde, weil sie viel stärker und nachdrücklicher, so wie dem Zusammenhang des Ganzen, wo von den vornehmen Advocaten die Rede ist, die, wenn sie auch nicht so gut, als die armen, geringeren plädiren, doch mehr Geld dafür bekommen, ja so viel, als sie nur fordern, angemessener erscheint. In den folgenden Worten *et* melius nos egimus erklärt Hr. Weber das *et* ganz richtig durch *et tamen, sed tamen.* Verwandt ist damit der bei Cicero so oft vorkommende Sprachgebrauch, wo nach negativen Sätzen öfters et statt des erwarteten *sed* folgt. Vergl. Görenz zu Cicer. de Legg. II. 21. §. 53. vergl. zu de Legg. pag. 71. 124. 161. 253. 390. *At* oder *ut* wäre hier durchaus unpassend, und so jede andere Partikel, die man hineincorrigiren oder hinzudenken wollte. Das enim im nächstfolgenden Satze läfst sich dann gut durch unser freilich wiedergeben. Die Worte *et statua meditatur proelia lusca* vs. 128. bezieht der Verf. scharfsinnig auf das ernste Nachdenken des zu Kämpfen auf dem Forum sich rüstenden Advocaten, und erklärt luscus nach dem Scholiasten (cujus oculus introrsus cadit) durch hohläugig, blödsüchtig, wie denn überhaupt durch diesen Zusatz die ernste, in tiefes Nachdenken über seinen Procefs versunkene Miene des Advocaten bezeichnet werden solle. In dem folgenden vs. 129. nahm man Pedo und Matho für arme Advocaten, die, indem sie den äufseren Glanz des reicheren Advocaten nachmachen wollen, dadurch sich in Schuldenlast stürzen. Hr. Weber versteht dagegen unter Pedo einen der reicheren Advocaten, welcher durch den äufseren Prunk, den er mache, die andern ärmeren Advocaten zu gleichem veranlasse und dadurch ihr Vermögen in zerrüttete Umstände bringe. Wenn man also bisher ergänzte conturbat *suas* rationes oder rem familiarem, so mufs man nach dieser Erklärung suppliren: conturbat rationes *aliorum.* Indefs, auch abgesehen davon, dafs die Ergänzung conturbat *suas* rationes natürlicher ist, als rationes *aliorum*, scheint selbst das *sic*, welches die ganze Reihe der nun aufgezählten, in gleicher Kategorie stehenden Advocaten beginnt, als Resultat und Folge des vorhergesagten, ferner ein gewisser Numerus dagegen zu sprechen. Denn da Tigellinus auch ein armer Advocat ist, so hätte man ihm gegenüber dann eben so einen reicheren gestellt erwartet, wie vorher dem Matho diesen Pedo. Aus diesen Gründen möchte Rec. lieber alle drei, Pedo, Matho und Tigellinus, als drei arme Advocaten nehmen, deren Gleichheit auch das vorangestellte *sic* beurkundet.

Digitized by Google

Sat. VII, 134. Spondet enim Tyrio *Stlataria* purpura filo. Hier verwirft der Verf. wegen des dabei stehenden Tyrio filo die Erklärung, welche in stlataria ein über das Meer zu Schiffe herbeigeführtes Purpurkleid, nach Festus, wo *stlata* als eine Art von breitem Schiff angegeben wird, erkennt. Die Erklärung des Scholiasten: *illecebrosa* führe eher darauf, *stlataria* hier von einem breiten, weiten Purpurgewand zu verstehen, welches demjenigen, der mit diesem kostbaren und glänzenden Kleide vor dem Publicum erscheine, das Ansehen eines Reichen gebe, der im Stande sey, das Theuerste zu kaufen, und so die Verkäufer täusche; dazu passe auch sehr gut das Verbum *spondet*. Dafs diese Erklärung in den Zusammenhang der Stelle am besten passe, dafs ferner mit dem Worte *stlataria* auch gewifs eine ausländische, fremde Art von Kleidungsstück bezeichnet werde, davon war Rec. immer schon überzeugt. Allein wie dies in dem Worte selber liege, was die eigentliche Bedeutung des Wortes sey, konnte ihm bisher eben so wenig gelingen, auszumitteln, als Hrn. Weber, indem dann erst nur jene Bedeutung als gerechtfertigt und begründet wird angesehen werden können. — Zu vs. 152 und 153: Nam quaecunque sedens modo legerat, haec eadem stans proferet etc. bemerkt der Verf. richtig, dafs man diese Worte nicht von dem Lehrer, sondern von dem Schüler verstehen müsse, und macht zugleich auf den Gegensatz zwischen legerat und *proferet* (nicht *perferet*) aufmerksam.

Sat. V, 156. schreibt Ruperti mit andern Aelteren: quae veniant *diversas forte* sagittae; weil aber diese Stellung des forte unpassend und unrichtig sey, so schreibt der Verf. mit Heindorf: *diversa a parte*, zumal da auch Handschriften bemerken: *diversa parte*, das *a* aber leicht ausfallen konnte. — Vs. 177. freut sich Rec. nun eine richtige Erklärung der Worte: artem *scindens* Theodori gefunden zu haben. Da die Citharöden zu jener Zeit in so hoher Achtung standen, dafs alle übrigen Künste, selbst die Redekunst in Verachtung und Geringschätzung kam, so ist der Sinn von *scindens*: „zu nichte machend, zu Schanden machend selbst die Kunst eines (so berühmten und ausgezeichneten) Theodorus“ gewifs sehr passend. — Vs. 218. schreibt der Verf. mit Ruperti *Acoenonoetus*, und zieht dies selbst der andern hauptsächlich hier in Betracht kommenden Lesart *Acoenonetus* vor.

Sat. VIII, 7. schreibt der Verf. mit den meisten Codd.: et posthac multa *deducere* virga etc. (denn die in einigen Handschriften vorkommende Lesart *contingere* möchte wohl als Erklärung des deducere erscheinen), und spricht zugleich für die Beibehaltung dieses in einigen Codd. fehlenden Verses.

Digitized by Google

Doch Rec. fürchtet fast, allzu ausführlich gewesen zu seyn und die ihm gesteckten Gränzen überschritten zu haben. Er will daher seine Bemerkungen nicht weiter fortsetzen, da das von ihm Mitgetheilte wohl hinreichend ist, um dem Herausgeber die Aufmerksamkeit zu beweisen, der wir allerdings seine Ausgabe für würdig erachtet haben, so wie dem gelehrten Publicum zu zeigen, was in dieser Ausgabe des Juvenalis für die Erklärung des so dunklen und schwierigen Dichters geleistet worden ist. Möge der Herausgeber fortfahren, uns mit erfreulichen Beiträgen dieser Art zu beschenken!

Kleine Schriften politischen und geschichtlichen Inhalts, von G. F. Kolb. *Speier*, 1826. *bei J. C. Kolb.* 400 *S. in* 8. 1 fl. 48 kr.

Lesenswerthe gröfsere und kleinere Sammlungen statistischer und historischer Data für freisinnige Resultate. Die bedeutendsten Aufsätze sind: Ueber die Schulden und Einkünfte der europäischen Staaten (wo besonders die Nachweisung der Gewährsmänner für die einzelne, bestimmte Angaben erwünscht wäre). Rufslands steigende Macht. Ueber Veranlassung einiger Revolutionen der neuesten Zeit, zu vergleichen mit der S. 364. gelieferten Aufzählung, durch wen die 135 Regenten, welche seit der christlichen Zeitrechnung den Thron verloren, diese Gewalt erlitten haben. Nur zweimal fällt die That auf Volksrevolutionen, 47 mal auf Heere, 40 mal auf Rivalen der Macht, 17 mal auf Magnaten, 14 mal auf Päbste und Geistlichkeit. Der Aufsatz verdiente, durch das nöthige Detail bestätigt zu werden. Zur (unpartheiischen) Charakteristik der drei gefsgepriesenen, Carls, Peters und Napoleons. Die Entvölkerung Spaniens durch die Inquisition. Zur Probe zeichnen wir von S. 248. Eine Bemerkung aus: Man behauptet, Frankreich entrichte jetzt bei weitem mehr Steuern, als im J. 1789. Freilich kamen damals in die Staatscasse nur 585 Mill., jetzt fast 900. Dagegen aber sind Zehnten und Lehnsgefälle aufgehoben, die Steuerfreiheiten abgeschafft, die jetzigen Steuern auf alles Einkommen vertheilt, die Willkühr der Intendanten u. s. w., die vielleicht allein für sich 1000 Mill. erpreſsten, ist nicht mehr. Die arbeitenden Classen sind aufserordentlich vermehrt und haben weit weniger abzugeben. Necker schätzte die Einkünfte der Geistlichkeit auf 130 Mill. und das Verhältnifs ihrer Güter zu denen der weltlichen Grundbesitzer wie 1 zu 5 3/4. Sie entrichtete nur drei und 1/2 Mill. Livres. S. 247.

27. Dec. 1825. *Dr. Paulus.*

Digitized by Google

N. 26. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Anecdota Hemsterhusiana. Ex schedis MSS., in Bibliothecâ Lugduno-Batavâ servatis, collegit et edidit Jacobus Geel: Pars I. Lugduni Batavorum, apud S. et J. Luchtmans; Academiae typographos. MDCCCXXVI. Pagg. XXVIII und pp. 522. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

So gerne wir auch zugeben, dafs die Klagen über die allzu grofse Anzahl neuer, zum Theil gehaltloser Bücher und Ausgaben, womit wir im Fache der alten Literatur mit jedem Jahre überströmt werden, im Ganzen nicht ungegründet sind, so sind wir doch der Ueberzeugung, dafs das gegenwärtig allgemein rege Streben, alle zur Erklärung und Verbesserung der klassischen Schriftsteller dienenden Hülfsmittel durch den Druck bekannt und auf diese Weise Jedermann zugänglich zu machen, nicht nur keinen Tadel verdiene, sondern mit zu den Vorzügen unserer Zeit gehöre. Unter diesen Hülfsmitteln verdienen nicht blos Collationen von Handschriften, Scholiasten und ältere Grammatiker, sondern auch, und oft selbst in einem noch höhern Grade, die ungedruckten Arbeiten neuerer Kritiker die Aufmerksamkeit eines jeden Philologen, welchem es um die höchst mögliche Vervollkommnung seiner Wissenschaft aufrichtig zu thun ist. Die Mittheilung von Emendationen, Erklärungen und Bemerkungen ausgezeichneter Gelehrten, gehörten dieselben auch nicht gerade zu den Literatoren vom ersten Range, ist oft schon insofern mit Dank anzuerkennen, als sie uns mit dem Studiengange und der literarischen Thätigkeit unserer Fachgenossen vertrauter macht, und mufs uns dann vorzüglich willkommen seyn, wenn die Literatur selbst dadurch eine wesentliche Bereicherung erhält. Dies ist nun ganz besonders der Fall mit den vorliegenden *Anecdotis Hemsterhusianis*, durch deren Bekanntmachung sich der in jeder Hinsicht achtungswerthe und verdienstvolle Hr. Bibliothekar Geel alle wahren Freunde und Verehrer der klassischen Literatur zu vorzüglichem Danke verpflichtet. Wem sollte nicht schon der Name des grofsen Holländers, mit dem

Digitized by Google

man, gleich mit dem eines Aristarchus, jeden feinen und scharfsinnigen Kritiker zu bezeichnen pflegt, Achtung und Ehrfurcht einflöfsen, und wem drängt sich bei'm Gebrauche von dessen Schriften nicht der sehnliche Wunsch auf, Alles zu besitzen, was dieser gelehrte, geistvolle und tiefdenkende Mann je niedergeschrieben? Indessen waren die Berichte über dessen literarischen Nachlafs, welche Ruhnkenius (Elog. Hemsterh. p. 281. Opusc. T. I.) mitgetheilt, sehr unbestimmt und unzulänglich; und Wyttenbach's Aeufserung (Vit. Ruhnken. p. 204. vergl. p. 132.): „Inventa sunt quidem (Hemsterhusii adversaria), sed spe pauciora: libri, ejus manu notati, complures subjecti sunt cum reliquis auctioni, sed emtione vindicati bibliothecae Lugdunobatavae" hatte dem gelehrten Publikum beinahe alle Hoffnung benommen, je etwas bedeutendes aus jenem von Hemsterhuis hinterlassenen Schatze zu Gesicht zu bekommen. So war man denn auch während der letzten vier und zwanzig Jahre über diese Sache im Ungewissen, bis endlich Hr. Geel, bei'm Sichten und Ordnen der auf der Leydner Bibliothek bewahrten handschriftlichen Schätze, dem Hemsterhuis'schen Apparate seine besondere Aufmerksamkeit widmete, und Alles, was sich von demselben vorfand, mit Mühe und Fleifs zusammenbrachte. Wann und auf welche Weise derselbe der Leydner Bibliothek einverleibt worden, darüber weifs Hr. Geel selbst keine sichere Auskunft zu geben; gewifs ist indefs, dafs ein Theil des Hemsterhuis'schen Büchernachlasses schon im Jahre 1791 theils der Bibliothek geschenkt, theils für dieselbe angekauft wurde; und wahrscheinlich, dafs Ruhnkenius als Bibliothekar noch während seiner letzten Lebensjahre die Bibliothek auch mit den in zwei Fascikeln enthaltenen Papieren bereicherte (Praefat. pag. 17.). Dafs Wyttenbach in seiner Vita Ruhnkenii keine genaueren Nachrichten über diesen Gegenstand gegeben, kann ihm um so weniger verargt werden, da er zu jener Zeit, als neuer Ankömmling in Leyden, mit dem so reichen und überdies damals noch nicht geordneten handschriftlichen Vorrathe der Bibliothek unmöglich ganz vertraut seyn konnte. Das Hauptsächlichste von dem, was uns Hr. Geel in seiner bündig und schön geschriebenen Vorrede, in welcher unter andern auch über die von Hemsterhuis geschaffene Analogie einige lesenswerthe Bemerkungen gemacht werden, hierüber berichtet, ist ungefähr Folgendes. Da Hemsterhuis, streng genommen, sich nie ausschliefslich mit Einem Schriftsteller beschäftigte, sondern alle Auctoren des klassischen Alterthums beinahe mit gleicher Sorgfalt behandelte; so behielt er während seines

Digitized by Google

ganzen Lebens die schon in früheren Jahren angenommene Gewohnheit bei, die wesentlichsten seiner Verbesserungen und Erklärungen auf den Rändern der Ausgaben zu bemerken. Auf diese Weise gewann er allmählig für die meisten Auctoren einen so bedeutenden Apparat, dafs er ohne lange Vorbereitung von jedem einzelnen ohne Unterschied eine neue kritische Bearbeitung zu liefern im Stande gewesen wäre. Aber nur selten und ungerne unterzog er sich dem Geschäfte des Sichtens, Ordnens und Redigirens seiner frühern Bemerkungen; wovon wohl dessen, man möchte sagen, allzugrofses Streben nach Vollkommenheit die Hauptursache gewesen seyn mag. Indessen fanden sich aufser den durch den Druck bekannt gemachten Arbeiten des Mannes und den noch unedirten Noten zu Lucian unter dessen Papieren noch folgende bereits redigirte Anmerkungen vor: 1) *Notae in Juliani Caesares*, 2) *in Apollonium Rhodium*, 3) ein grofser Theil der *Commentarii ampliores in Aristophanis Plutum* (worüber Hemsterhuis, nachdem er hin und wieder in seinen gedruckten Anmerkungen auf dieselben verwiesen hatte, sich in der Vorrede p. XXIII. sq. ed. Bat. auf folgende Weise erklärt: „Principio statueram uberiores adnotationes Pluto ad finem deducto subjungere, quarum ea foret ratio, ut tum locutiones Atticas virtutemque Comicae venustatis, tum res et historias ab Aristophane tantum digito demonstratas tironibus explanarent: postea, quum Plutus, spectabili satis Notarum satellitio stipatus, justi voluminis modum videretur impleturus, consilium illud prius deserui, vel certe tantisper seposui, dum occasio quaedam ejus exsequendi opportunior oriatur.“), und endlich 4) das *Schediasma de Verborum formis Doricis, Laconicis etc.*, aus welchem schon Ruhnkenius Epist. Crit. II. p. 301. und Alberti ad Hesych. T. II. p. 1294. Auszüge mitgetheilt haben. Die übrigen noch vorhandenen Aufsätze, z. B. *De Elegantiis Graeci Sermonis*, *Commentatio in Isocratis Or. ad Demonicum*, *Observationes in Homerum*, *in Heliodori Aethiopica*, *in Polyaenum*, *in Athenagoram* u. a., sind Jugendarbeiten und mehr zur eignen Uebung (wahrscheinlich noch vor der Bearbeitung des Pollux) niedergeschrieben, als zur Herausgabe bestimmt; weswegen denn auch Hr. Geel aus denselben nur das Wenige zu excerpiren gedenkt, was für die Erklärung der behandelten Auctoren von einiger Wichtigkeit zu seyn scheint (pag. XXI — XXIII.). Zu den vollendeten Arbeiten gehört auch der ausführliche Commentar um Pollux, worüber Ruhnkenius im Jahre 1756 in einem Briefe an Ernesti schrieb: „Hemsterhusius parum contentus juvenilibus in Pollucem curis, ingentem in hunc Grammaticum

scripsit Commentarium, separatim edendum, in quem omnes eruditionis suae thesauros profudit. Cui etsi nihil ad perfectionem absolutionemque deest, tamen is manum de tabulà tollere nescit« (Opusc. T. II. pag. 844. sq). Hr. Geel läfst diesen Commentar in seiner Vorrede gänzlich unerwähnt; woraus wir nothwendig folgern müssen, dafs sich derselbe bis jetzt noch nicht hat auffinden lassen. Denn die in gegenwärtiger Sammlung p. 164 — 220. mitgetheilten Noten zu diesem Grammatiker scheinen gröfstentheils Randbemerkungen zu seyn, welche Ruhnkenius bei jener Aeufserung unmöglich konnte gemeint haben. Ein sehr bedeutender Theil der noch ungedruckten Emendationen und Bemerkungen von Hemsterhusius findet sich aber auf den Rändern der von ihm gebrauchten Ausgaben zerstreut, welche nach Hrn. Geel's Urtheil mit zu den kostbarsten Schätzen der Leydner Bibliothek gehören. Auf derselben befinden sich gegenwärtig aufser den schon von Ruhnkenius (Elog. Hemsterh. pag. 281. Opusc. T. I.) aufgezählten Auctoren, nämlich Aristophanes, Theocritus, Apollonius Rhodius, Harpocration, den Attischen Rednern, Propertius, Manilius, Valerius Flaccus, noch viele andere mit einer Menge handschriftlicher Bemerkungen versehene Exemplare klassischer Auctoren aus der Hemsterhuis'schen Bibliothek; unter welchen Hr. Geel das der Arcerschen Ausgabe von *Jamblichi Protrepticus* auszeichnet, und uns dabei die angenehme Nachricht ertheilt, dafs er auch den in einem zweiten Exemplare enthaltenen Apparat von Jo. A. Fabricius zu diesem Buche aufgefunden, welcher bekanntlich in den Besitz von Hemsterhuis gekommen war (s. H. S. Reimarus De Vitâ et Scriptis J. A. Fabricii pag. 56.). Beide Exemplare befinden sich gegenwärtig in den Händen des Hrn. Koppeyne van de Coppello im Haag, eines der ausgezeichnetsten Philologen aus der Wyttenbach'schen Schule; von welchem wir entweder eine neue Bearbeitung des *Protrepticus* oder wenigstens ein Supplement zu der Kiefsling'schen Ausgabe zu erwarten haben (p. VII sqq.) *). Aufserdem aber hielt sich Hemsterhuis (anders als Wyttenbach Vit. Ruhnken. p. 132. berichtet) für ein-

*) Beide Gelehrte haben diese Anmerkungen dem Unterzeichneten gütigst mitgetheilt, der in seiner angekündigten Ausgabe der Werke dieses Philosophen gewissenhaft und dankbar davon Gebrauch machen wird.

Creuzer.

Digitized by Google

zelne Fächer, als für die Geschichte, Mythologie, Geographie, Literaturgeschichte, für die Antiquitäten u. s. w. besondere Adversarienbücher, deren sich drei ganz und andere theilweise noch vorfinden (p. XX. sq. vergl. p. 246. und p. 308. not.).

Ueber die Art und Weise, wie Hr. Geel diese verschiedenartigen Subsidien zum Behuf seiner Herausgabe der Anecdota benutzte; welche der mitgetheilten einzelnen Anmerkungen sich auf den Rändern fanden, welche in den Adversarien; ob und in wie fern die Randbemerkungen durch die Adversarien und umgekehrt diese durch jene ergänzt worden; darüber gibt die Vorrede keine befriedigende Aufklärung. Blos in Ansehung der Animadversionen zu Lucian, welche schon im vorigen Jahre (1824.) unter dem Titel *Tib. Hemsterhusii Animadversionum in Lucianum Appendix*, als Supplement der Reitz'schen Ausgabe abgesondert, und zwar in Quartformat erschienen, ersehen wir aus der denselben beigefügten kurzen Vorrede und aus den in Parenthese hinzugesetzten Erinnerungen, dafs sie theils aus Fragmenten unedirter Briefe, theils aus andern Papieren und theils von den Rändern des ersten Bandes der Benedict'schen Ausgabe entnommen sind. In der Vorrede zu diesen Anecdotis (p. XXI — XXIV.) bemerkt Hr. Geel über seine Verfahrungsweise nur so viel im Allgemeinen, dafs er Alles weggelassen, was Hemsterhuis noch in früher Jugend oder allein zum Privatgebrauche niedergeschrieben zu haben schien, und dafs er ferner, bei seinem Bestreben nur Neues zu geben, auch diejenigen Bemerkungen hier unterdrückt habe, welche Hemsterhuis selbst schon anderswo gelegentlich mitgetheilt hatte. Nur wo diese Mittheilung blos theilweise geschehen war, wie dies z. B. mit der kurzen Note zu den Worten Δύο γυναῖκας ad Luciani Somn. cap. 6., mit welcher die ausführliche von p. 2 — 10. hier abgedruckte Anmerkung beschlossen wird, der Fall ist, da hat Hr. Geel des Zusammenhanges wegen mit Recht die vollständigen Bemerkungen gegeben, ohne das bereits Excerpirte auszumerzen.

Die in diesem ersten Bande enthaltenen Anecdota sind 1) die, wie wir so eben bemerkt, schon früher besonders abgedruckten *Animadversiones in Lucianum*, von p. 1 — 163, unter welchen sich mehrere acht bis zehn Seiten lange vollständige Abhandlungen finden; 2) theils kürzere, theils längere *Animadversiones in Pollucem*, von p. 164 — 220. und 3) in Harpocrationem, deren mehrere sich auch blos auf die Noten von Valesius beziehen, von p. 221 — 268.; 4) *Ad Juliani Caesares*

Notae breves et Emendationes, welche sich jedoch nur auf einen sehr kleinen Theil dieser Schrift, von p. 1 — 8. Heus. (p. 306 — 313. Spanh.) erstrecken, aber der Ueberschrift ungeachtet mehrere vollständig ausgearbeitete Anmerkungen enthalten, von p. 269 — 286. und endlich 5) von p. 287 — 322. *Animadversiones in Apollonium Rhodium.* Die beiden letztern Stücke sind, wiewohl dies nirgends ausdrücklich bemerkt wird, vermuthlich dieselben, welche Hr. Greel in der Vorrede p. XXII. unter den bereits von Hemsterhuis selbst redigirten Arbeiten aufzählt.

Diese einzelnen Bestandtheile nun beurtheilend durchzugehen und verbessern oder vervollständigen zu wollen, wäre eben so unbescheiden, als vertraute Mittheilungen eines edlen Freundes zu dessen Tadel zu mifsbrauchen. Sollten sich hin und wieder auch Bemerkungen finden, welche entweder an und für sich für einen Fremden kein besonderes Interesse haben oder durch die Forschungen und Bemühungen anderer Gelehrten während der letzten sechzig Jahre überflüssig geworden sind; so bleibt es für uns immerhin sehr erfreulich, den gröfsten aller Kritiker, welcher nie etwas anders als höchst vollendet von sich an's Licht treten liefs, auch gewissermafsen in seinen Privatstudien zu verfolgen. Dafs aber Hemsterhuis alles hier Mitgetheilte zu seinem blofsen Privatgebrauche, grofsentheils zu verschiedenen Zeiten, niedergeschrieben hatte, ergiebt sich hinlänglich aus der Zusammenstellung mancher Citate, so wie überhaupt aus der Vergleichung dieser Inedita mit den übrigen Arbeiten des Mannes, in welchen letztern man überall mit einer Fülle von Gelehrsamkeit die strengste Ordnung, Bündigkeit und Kürze vereinigt findet. Selbst die scheinbar zur Herausgabe vollendeten längeren Anmerkungen würde Hemsterhuis, hätte er sie selbst bekannt gemacht, noch mannigfaltig verändert haben, wie sich schon aus der schwierigen Erörterungen beigesetzten Erinnerung, *cogitandum ulterius* u. dergl. und aus den häufigen Anführungen von Stellen mit Vorsetzung eines *examina*, *perpende*, *considera* abnehmen läfst. Indessen glauben wir nach einem nicht oberflächlichen Studium eines grofsen Theiles dieser Anecdota unsere Leser versichern zu können, dafs die philologische Literatur durch sie eine äufserst schätzbare Bereicherung erhalten. Hemsterhuis hatte, wie bekanntlich bei allen seinen Arbeiten, so auch bei dieser die Pflicht eines guten Kritikers und Interpreten stets in ihrem ganzen Umfange vor Augen. Textesverbesserungen, Erklärungen exquisiter und dunkler Worte, Redensarten und Constructionen, Erläuterungen schwieriger Punkte aus den Antiquitäten, der Geographie und Geschichte,

Digitized by Google

drängen sich wechselseitig und sind beinahe immer auf die ausgesuchtesten Belege aus den Alten selbst gegründet. Von ganz vorzüglicher Wichtigkeit scheinen uns aber die in reichem Maafse mitgetheilten Emendationen sowohl der absichtlich hier behandelten, als vieler anderen im Vorbeigehen angeführten Schriftsteller. Als Probe derselben mögen hier einige wenigen aus den sieben ersten Seiten der Animadversionen zum Harpocration gewählten genügen.

P. 223. l. 23. werden in Ἀδικίου die Worte ἀποτίννυται δὲ τοῦτο ἁπλοῦν aus dem Etymol. Magn. s. v. in ἀποτ. δὲ τὸ τίμημα ἁπλοῦν verändert. — Ibid. l. 28. in Ἀσί wird statt des sonderbaren ἐν τῷ προοιμίῳ ἤρξατο richtig ἐχρήσατο verbessert. — P. 225. l. 2. in Ἀλέξανδρος wird bei Plutarch. Ne Suav. Quid. V. P. Sec. Ep. Decr. p. 1093. C. das später durch Manuscripte bestätigte Θήβης für das gewöhnliche Θεσπιῶν oder Θεσπιέων hergestellt und die Richtigkeit dieser Verbesserung mit den gehörigen Belegen bewiesen. — Ib. l. 14. in Ἀλκιβιάδης wird aus Andocides De Myster. p. 13. 7. Reisk. ἔστι δὲ Φηγούσιος Ἀλκιβιάδης ξένος corrigirt für Ἀλκιβιάδου. — Ib. l. 19. ἐσυκηνοχότες für ἐξειληχότες in Ἀλογεῖραν. — Ib. l. 22. in Ἀμαζόνιον wird die verdorbene Stelle auf die einzig richtige Weise also verbessert: Ἰσαῖος ἐν τῷ πρὸς Διονλέα· διείλεται περὶ τῆς Ἀμαζονίου ἀφιερώσεως κ. τ. λ. — P. 227. 22. in Ἀπομάττων wird für ἔθνος die Lesart der Aldiner Ausgabe ἔθος zurückgerufen, und gelegentlich in den Worten des Athenäus: τὸν ξένον τὸν διαπορεῦντα τὸ τοῦ γένους παράδοξον, p. 298. D. ἔθους für γένους vorgeschlagen, welches letztere Schweighäuser gegen Coray's Conjectur (τέλους) nur durch Annahme einer sehr gezwungenen Ellipse zu retten suchte. — P. 228. 15. in Ἀπρότων wird das sinnlose ὥςπερ Ἀλησίτων nach dem Etymol. Magn. verändert in ὡςπερεὶ λῃστῶν. — P. 229. 6. in Ἀργυριοθήκη, καρτύρια in καὶ δίθυρα. — P. 230. 12. in Ἀσπασία die gänzlich verdorbenen Worte διαλεγόμενος ἐπιγραφομένῳ Ἀσπασίᾳ in οὗ (sc. Aeschinis Socratici) διάλογος ἐπιγραφόμενος Ἀσπασία. — Doch wir wollen hier abbrechen und nur die allgemeine Erinnerung beifügen, dafs sich nicht leicht eine Seite in diesem ganzen Buche findet, auf welcher nicht eine oder mehrere ähnliche und zum Theil noch wichtigere Verbesserungen vorkämen.

Um endlich auf den Herausgeber zu kommen, so müssen wir sein Verfahren bei dieser eben so mühsamen als verdienstvollen Arbeit vorzüglich billigen. Nur hin und wieder hat derselbe, besonders da, wo es der Zusammenhang und die Deutlichkeit erheischte, kleine Zusätze, Erklärungen oder

Digitized by Google

Nachweisungen in Parenthesen beigefügt, im übrigen aber Alles als bloſsen Apparat zu künftigen Bearbeitungen getreu abdrucken lassen, so wie es sich im Mspt. vorfand. Wir würden es Hrn. Geel selbst nicht zu einem sehr hohen Verdienste angerechnet haben, wenn er sich die Mühe gegeben, alle neueren Commentare und kritischen Abhandlungen sorgfältig durchzugehen und auf dieselben zu verweisen, so oft deren Vergleichung mit diesen Ineditis für einen künftigen Herausgeber der in denselben behandelten Schriftsteller unerläſslich ist. Denn die Hauptarbeiten über die einzelnen Auctoren sind Jedermann hinlänglich bekannt, um das hierher gehörige von selbst ohne groſse Mühe auffinden zu können, und deren jedesmalige Erwähnung würde das Buch unnöthiger Weise vergröſsert haben; die Angabe der in verschiedenen Commentaren zerstreuten Bemerkungen aber wäre ohne Rücksicht auf jene Hauptarbeiten nur lückenhaft; auch muſs, wer sich mit Einem jener Schriftsteller ausschlieſslich beschäftigt, dieselben doch mit mehr Sorgfalt zusammensuchen, als dies von Hrn. Geel hätte geschehen können. Ganz verschieden würden wir über diesen, auch in der Vorrede (p. XXIV. sqq.) berührten, Punkt urtheilen, wenn zwischen Hemsterhuis Tode und der Herausgabe seiner Adversarien nur wenige Jahre verflossen wären, oder wenn Hr. Geel z. B. von Apollonius Rhodius und Harpocration eine neue Ausgabe mit den hier abgedruckten Hemsterhuis'schen Anmerkungen besorgt hätte. Nur Eine Last hätten wir dem Herausgeber, so dankbar wir seine verdienstlichen Bemühungen anerkennen, gerne noch aufgebürdet, nämlich die Veränderung mehrerer Citate nach neueren oder gebräuchlicheren Ausgaben und in den Anmerkungen zu *Lucian* auch die Beifügung der Seitenzahlen nach dem Zweibrücker Abdrucke. Denn die Reitz'sche Ausgabe, an welche diese Anmerkungen sich anschlieſsen, besitzen auſser Holland nur wenige Gelehrte, und das jedesmalige Nachsuchen der betreffenden Stellen in der Zweibrücker ist mühsam und zeitraubend. Noch mühsamer aber ist das Vergleichen von Stellen aus Xenophon, welche nach den Seitenzahlen der Stephanischen Ausgabe, und aus Plato, welche nach der Lyoner (ap. Laemarium) angeführt sind. Schon die erstere ist selten, und die letztere haben viele Gelehrte in Frankreich und Deutschland noch nie zu Gesicht bekommen, wiewohl auch Ruhnkenius u. A. nach ihr zu citiren pflegten.

Die gelehrten Zusätze von Hrn. Geel, welche, hier und da als Anmerkungen beigefügt, zusammengedruckt wohl einige Bogen anfüllen würden, hätten allerdings einer Erwähnung

Digitized by Google

auf dem Titel verdient; obschon sie ihr Verfasser selbst dieser Ehre nicht würdig geachtet, und sich gewissermafsen entschuldigt, Anmerkungen zu Anmerkungen geschrieben zu haben. So sehr wir übrigens den reinen Abdruck der hier gesammelten Materialien billigen, ohne uns nach einer beigefügten Anhäufung von Citaten und Nachweisungen zu sehnen, so sehr sind wir von der andern Seite überzeugt, dafs sich Hr. Geel bei keinem sachkundigen Beurtheiler den mindesten Tadel würde zugezogen haben, wenn er seine Anecdota Hemsterhusiana auch mit einer noch viel gröfseren Menge eben so gründlicher und gediegener Anmerkungen bereichert hätte.

Der zweite Band wird den noch übrigen Theil des schriftlichen Nachlasses von Hemsterhuis, mithin auch die oben erwähnten *Commentarii uberiores in Aristophanis Plutum*, enthalten und mit den gehörigen Registern versehen werden. Wir sehen demselben mit grofsem Verlangen entgegen, und wünschen dem würdigen Herausgeber, welcher sich auch in seinen Beziehungen als Bibliothekar durch eine seltene Humanität und Dienstfertigkeit gegen auswärtige Gelehrte auszeichnet, von Herzen die erforderliche Mufse und Ausdauer zur Vollendung dieser Unternehmung, so wie zu seiner neuen Bearbeitung des Dio Chrysostomus, mit welcher er sich bereits seit mehreren Jahren beschäftigt.

G. J. Bekker.

Q. Horatii Flacci Opera omnia recensuit et illustravit Fridericus Guil. Doering. Editio tertia auctior et emendatior. Tomus primus. Lipsiae, sumt. librariae Hahnianae. MDCCCXXIV. XXXX und 486 S.

Vor kurzem haben wir den ganz neuen zweiten Theil dieser verdienstlichen Ausgabe angezeigt, und tragen nun die Anzeige der dritten Ausgabe des ersten Theils nach. Den Zweck der Döring'schen Bearbeitung dürfen wir als bekannt voraussetzen, so wie, da jetzt eine dritte Auflage erscheint, diese wiederholten Ausgaben wohl einigermafsen beweisen mögen, dafs das Bedürfnifs einer solchen Ausgabe gefühlt, und durch diese wo nicht vollkommen, doch gröfstentheils befriedigt worden sey. Studirende insbesondere hatte der Herausgeber vor Augen, nicht Philologen von Profession. Jenen soll die Ausgabe bei'm Selbststudium dienen, und sie, ohne die Kritik ganz bei Seite zu lassen, vorzüglich in den

Digitized by Google

Sinn des Dichters einführen, wobei er absichtlich eigentlich gelehrte Erörterungen vermied, „utilitatis magis, quam gloriae studiosus“. Dafs die Arbeit des Herausgebers ihrem Zwecke wirklich entspricht, und dafs bei weitem die meisten Stellen hinlänglich und richtig erklärt sind, auch im Ganzen die Wahl der Lesarten zu billigen ist, können wir nach angestellter sorgfältiger Vergleichung einer grofsen Anzahl von Oden versichern, auch das, dafs Hr. D. das Neueste über den Horatius nicht unbeachtet gelassen hat. Weniger billigen können wir es indefs, dafs er auf öffentliche Beurtheilungen nicht gehörige Rücksicht genommen, und z. B. die manche wahre und nicht zu verschmähende Bemerkung und Berichtigung enthaltende Recension in den Ergänzungsblättern der A. L. Z. 1817. No. 19. 20. übersehen hat. Es ist wahr, jene Anzeige ist eben nicht sehr freundlich, und vielleicht hat man dem Herausgeber, wiewohl mit Unrecht, sie zu lesen widerrathen. Es kann Fälle geben, wo der Herausgeber eines selbstständigen Werkes wohl daran thut, wenn er sich die Mühe und den Verdrufs ersparen will, Kritiken darüber in öffentlichen Blättern zu lesen, von denen er im voraus weifs, dafs sie von ihm persönlich übel wollenden Menschen oder auch von Leuten herrühren, deren Stimmfähigkeit im Gebiete derjenigen Wissenschaft, die er bearbeitet hat, er gar nicht anerkennen kann. Aber ein Herausgeber eines Klassikers, ein Verfasser eines aus tausend einzelnen Bemerkungen bestehenden Commentars, darf öffentliche mit Bemerkungen begleitete Beurtheilungen nicht unbeachtet lassen, und sollte ihm auch ihr Ton mifsfallen, ja sollte auch der Beurtheiler ihm wenig Neues und Besseres bieten. Wollte z. B. Hr. D. von jener ganzen Recension gar nichts annehmen, so konnte sie ihn doch vor dem Fehler bewahren, nun schon in die dritte Auflage einen Druck- oder Schreibfehler übergehen zu lassen, der zwar nicht den Sinn, aber das Metrum gänzlich zerstört, nämlich in der Sapphischen Zeile I. 32. 15. dulce *levamen* mihi cunque salve, für lenimen, wie er offenbar lesen wollte, da er in der Note o lab. dulc. *len.* schreibt. Doch wir kehren zu unserm Werke zurück. Voraus geht auf achtzehn Seiten eine Abhandlung Metra Horatii lyrica betitelt, als deren Vf. Hr. D. in der Vorrede zur ersten Auflage einen Herrn Sparr nennt. Man kann mit dieser Abhandlung im Allgemeinen zufrieden seyn, da sie absichtlich höhere wissenschaftliche Forderungen ablehnt, und den tiefer eindringen wollenden auf Hermanns Handbuch der Metrik (Leipzig 1799.) verweist. [Wir denken, Studirende wären jetzt eher auf dessen Epitome

doctrinae metricae, Lips. 1818. zu verweisen.] Bei dieser Abhandlung ist uns vorzüglich eins aufgefallen, nämlich wie der Verf. einen so auffallenden Verstofs bei dem ersten Metrum machen, und seit so vielen Jahren unverbessert lassen konnte. Da heifst es nämlich: a. Versus Jambici. 1. Versus Ityphallicus [schreibe Ithyphallicus] qui est dimeter (Jambicus) brachycatalectus: ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏓ cf. n. 19. Man wundert sich, diesen Vers einen jambischen genannt zu sehen, von dem doch Jedermann weifs, was geschrieben steht (Hermann Elem. doctr. metr. p. 94.): Versus ithyphallicus — ex tribus *trochaeis* constat; vergl. Hermanns Handb. der Metrik §. 120. p. 59 sq. Man sucht n. 19. und findet bei dem Versus Archilochius major: Solvitur acris hiems grata vice || *veris et Favoni* richtig bezeichnet — ⏑ — ⏑ — ⏑, dagegen nur ein einziges trochäisches Metrum unter n. 6, nämlich den trochaicus dimeter catalectus — ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏓ traditur dies die. Eine neue Auflage, die wir dem Werke wünschen, wird hoffentlich diese Verwirrung verbessern.

In der ersten Ode des ersten Buches billigen wir die Gründe, warum Hr. D. Wakefields von Wolf vertheidigtes und neuerdings viel besprochenes *Te* doctarum hederae praemia frontium (für Me) nicht aufnimmt, ganz. Eichstädts Verdächtigung des 35sten Verses derselben Ode: Quodsi me lyricis vatibus inseris ignorirt er: wir mifsbilligen sie. I. 3. 18. ist Bentleys *rectis* oculis für *siccis* oculis aufgenommen, und Cunninghams fixis ignorirt. Uns gefällt zwar siccis trotz der Vertheidigung des Hallischen Recensenten nicht sonderlich: aber wir können uns nicht überreden, dafs, wenn Horaz rectis schrieb, durch Zufall oder Absicht siccis so allgemein in den Text gekommen ist. Bei firmis liefse sich eher ein Versehen bei'm Abschreiben, so wie bei fixis eher ein Verhören bei'm Dictiren denken. I. 4. 17. wird nach den neuesten Erörterungen domus exilis Plutonia doch wohl von dem Grabe zu verstehen seyn müssen, wie es auch Grävius in seinen Scholien (s. die Fea-Bothe'sche Ausgabe) verstanden hat. I. 6. 2. nimmt Hr. D. mit Passerat, Lambin, Baxter, Mitscherlich, Fea aliti für alite. Wir nehmen Vario für den Ablativ, statt a Vario, und alite für dessen Appositon. Auch verdient über die Stelle nachgelesen zu werden Henr. Stephani Diatrib. de suae editionis Horatianae accuratione pag. 89 sq. Ed. Horat. II. 1588, ob wir gleich nicht mit ihm alite für volatu nehmen möchten. I. 7. 7. Nicht Erasmus hat zuerst undique in den Text aufgenommen, wie auch Bothe zur Fea'schen Ausgabe auf des Glareanus Zeugnifs hin angiebt; es

Digitized by Google

s

teht schon in der Ausgabe von Venedig 1483. mit dem Commentar des Landinus, die Ref. vor sich hat; um diese Zeit konnte Erasmus noch nicht an Verbesserung des Horatius denken. I. 24. 13. hat Hr. D. mit Recht Quod si beibehalten, ungeachtet eine gewisse Autorität, die nie Unrecht hat, quid? si zu lesen gebietet. I. 32. 1. ist zwar mit Recht gegen Bentleis Poscimus das alte poscimur beibehalten, aber in der Erklärung möchten wir uns doch eher an Mitscherlich, als an den Herausgeber, halten. II. 17. 14. wird wohl in einer neuen Auflage Gyan aufzunehmen seyn für Gygen. S. Hermann de Mythologia Graecorum antiquissima p. IX. Endlich müssen wir uns noch über die Versabtheilung der vielbesprochenen, aus lauter Jonicis a minore bestehenden Ode III. 12. Miserarum est erklären. Hr. D. läfst sie abdrucken, wie die Zweibrücker, wie Mitscherlich und Fea, so dafs sie zehen ganz gleiche aus vier Jonikern bestehende Verse bildet, im Grunde nur einen Vers, der nur, weil das Papier nicht breit genug ist, in zehen gleiche Stücke zerbrochen ist, aber unausstehlich eintönig fortläuft. Wahrhaftig nicht viel besser, als Vanderbourg, der jeden Fufs eine eigene Zeile seyn läfst, und absetzt:

miserarum est
neque amori
dare ludum
neque dulci etc.

Dafs die Ode in vier Strophen oder Systeme abzutheilen ist, hat man schon längst gesehen, auch sind die Ruhepunkte bei linguae, Hebri (wo Hr. D. nicht einmal interpungirt) und bei victus nicht zu verkennen; nur hat man nicht richtig abgebrochen, wenn man, wie Cunningham, die Strophen absetzte nach 4, 3, 3 Jonikern, oder, wie Lambin und Heinsius, nach 3, 3, 4 Jonikern. Das Rechte hat längst Bentley gesehen und gegeben, und neuerlich Bothe in den Anmerkungen zum Fea'schen Hor. und in der Baxterschen Ausg. vgl. Hermann Elem. Doctr. Metr. p. 472. — Wegen des von Hrn. D. aus Conjectur aufgenommenen stipendia für incendia bitten wir ihn wenigstens Fea, und Bothe zur Baxterschen Ausg. nachzusehen; vielleicht entschliefst er sich incendia zu begnadigen. — Doch wir schliefsen mit dem Wunsche, dafs diese auch im Aeufsern von der Verlagshandlung trefflich ausgestattete Ausgabe bei denen, für die sie bestimmt ist, und ältern gebildeten Freunden des Alterthums die verdiente gute Aufnahme wieder finden möge.

Digitized by Google

Euripidis Alcestis, cum delectis adnotationibus, potissimum I. H. MONKII. Accedunt emendationes GODOFREDI HERMANNI. Lipsiae, sumtibus J. C. Hinrichsii. MDCCCXXIV. IV und 126 S. in gr. 8.

Ein neuer Abdruck der veralteten Ausgabe dieses Trauerspiels von Künöl, wobei der Verleger mit rühmlicher Vorsicht Hrn. Hermann zu Rathe zog. Is ei auctor fuit, sagt das Vorwort, ut plerasque Monkii, paucas Wüstemanni, aliorumque, animadversiones recipiendas curaret, quod genus quoniam fere verborum formulis explicandis, locorumque similium comparatione, contineretur, non infructuosum fore iis, qui sermonem Tragicorum vellent cognoscere; monendos tamen magistris esse tirones, ne imitarentur, quae in illis observationibus vel parum latine essent, vel non eleganter scripta. Ipse impertiit emendationes et explicationes, quas, quum in scholis Academicis Alcestin tractaret, in chartas conjecerat; quibus addidit dissertationem de illa Euripidis tragoedia. Ad hujus igitur judicium textus refictus est, numeris versuum editionis Monkianae, seu Wüstemannianae, simul adscriptis, ne numeros in horum adnotationibus mutari necesse esset. So entstand diese Ausgabe, zu deren Empfehlung Hermanns Name hinreichen würde, an der aber auch Monk und Wüstemann schätzbaren Antheil haben, indem aus „Euripidis Alcestis, cum integris Monkii suisque adnotationibus“, von „Dr. Ern. Frid. Wüstemann, Prof. in Gymn. Gothano, Gothae, sumtibus Ettingeri, 1823. gr. 8. XVI und 235 S. (mit Buchanans Uebersetzung in lateinische Verse)“, das Beste hier ausgezogen ist.

Hermanns Abhandlung, funfzehn Seiten stark, enthält manches Anziehende und Wissenswerthe über die Oekonomie des Stücks, über dessen Werth und Unwerth, über die Zeit der ersten Aufführung zu Athen, und über andere Bearbeitungen desselben Stoffs unter Griechen sowohl als Lateinern. Besonders nützlich aber sind seine Berichtigungen und Zusätze zu den Adnotationes der Vorgänger; und zwar vornehmlich da, wo die Rede blos von Erklärung der sogenannten Sachen und der Sprache ist (zwei Hauptpunkte für die Mehrzahl der Leser); weniger, wo es auf Wortbesserung oder Anordnung der Verse ankommt: denn hier kann man nicht immer der Meinung des geschätzten Herausgebers seyn. So heifst es z. B. V. 448. in den gewöhnlichen Ausgaben:

Digitized by Google

στροφή.

ὦ Πελίου θύγατερ,
χαίρουσά μοι εἰν Ἀΐδα δόμοισι
τὸν ἀνάλιον οἶκον οἰκετεύοις. —

ἀντιστροφή.

πολλά σε (πολλά σὲ) μουσοπόλοι
μέλψουσι, καθ' ἑπτάτονόν τ' ὀρείαν
χέλυν, ἔν τ' αὐλοῖς κλείοντες ὕμνοις. —

Hr. Hermann schreibt dafür so:

ὦ Πελίου θύγατερ, χαί-
ρουσά μοι εἰν Ἀΐδα * *
* τὸν ἀνάλιον οἶκον οἰκετεύοις.

πολλά σε μουσοπόλοι μελ-
ψουσι καθ' ἑπτάτονόν τ' εὐρεί-
αν χέλυν, ἔν τ' αὐλοῖς κλείοντες ὕμνοις.

Und hierzu Folgendes: Libri in tribus verbis variant, ἐν et εἰν, Ἀΐδα et Ἀΐδαο, δόμοισι et δόμοις praebentes. *Qui syllabas rimantur*, iis satisfaciat εἰν Ἀΐδα δόμοισιν, servato in antistropha vulgato ὀρείαν. *Sed si cui cognitum est hoc genus Dorici numeri, is perverti eum numerum sentiet isto* δόμοισιν, *quod vocabulum nec si totum, nec si duae tantum priores syllabae huic versui adjiciantur, convenit. Contra aliquot codicum scriptura in versu antistrophico* εὐρείαν, *quae justum usitatumque in hoc metri genere trochaeum semantum praebet, non potest dubitari quin vera sit.* Quare *certissimum* esse arbitror, vel omissam, vel obscuratam in lacero codice vocem male a metricis ex Homero (Iliad. ψ', 179. χαῖρέ μοι, ὦ Πάτροκλε, καὶ εἰν Ἀΐδαο δόμοισι) esse suppletam, Euripidem autem aliud vocabulum, fortasse κευθμῶσιν, posuisse. Sed id quum reponere non auderem, satis habui, *quod eum non scripsisse apertum esset*, ejicere. Armes δόμοισι, allem Anschein nach schrieb dich Euripides; aber unsre Metriker wollen dich nicht leiden, wie du dich auch anstellst und fügst, weil du nicht zu dem dorischen trochäus semantus passest, sollten sie auch deshalb in sechs Versen drei Wortbrechungen annehmen, und eine Stelle, deren Sinn völlig klar ist, als lückenhaft, bekreuzen müssen! Im 116. Verse las man Ἀμμωνιάδας ἕδρας, und in der Antistrophe Ἄιδα τε πύλας. Hr. Hermann hält dieses für verderbt, und setzt πυλῶνας. „*Metri indicio* scripsi πυλῶνας." In der Strophe schreibt er Ἀμμωνίδος. Wie willkührlich dieses sey, fällt in die Augen. Ebenda gefällt ihm Bothe's Ver-

Digitized by Google

muthung οὐκέτ' ἔχω. „Solet enim versum, qualis est is, qui sequitur, praecedere dochmicus. *Sed non favet ei conjecturae antistrophicus.* Die Conjectur, die Bothe in der ersten Ausgabe seiner Verdeutschung vortrug, ist unnöthig, und er selber setzt dafür in der neuen Ausgabe, die bereits um Ostern 1823. zu haben war, richtig οὐκ ἔχω ἐπὶ τίνα: aber οὐκέτ' ἔχω 'πὶ τίνα einmal angenommen, entsprechen sich ja

οὐκέτ' ἔχω 'πὶ τίνα
und νῦν δὲ τίν' ἔτι βίου.

(die Lesart der Kopenhagener Handschrift), oder, wie Hermann lieset, νῦν δ' τίν' ἐπὶ βίου, als zwei regelrechte dochmii, und überdies war es offenbar besser, je zwei dieser Verse in eine, den Tragikern höchst geläufige, Zusammensetzung, den dochmiacus hypercatalecticus, zu vereinigen:

οὐκ ἔχω ἐπί τίνα μηλοβότην τορευθῶ.
νῦν δὲ τίν' ἔτι βίου ἐλπίδι προσδέχωμαι;

Da wir alle Menschen sind, so würde auch wohl ein weniger absprechender Ton, als der ist, den man hier häufig findet, dieser Wissenschaft der humaniora gemäfser seyn, und Aeufserungen, wie Quid ad Euripidem, quid velit aut nolit Monkius? wären, unserem Gefühle nach, gänzlich zu vermeiden.

Xenophons Feldzug nach Oberasien, verbessert, und mit Inhaltsanzeigen und einem Wortregister versehen, von Dr. F. H. Bothe. Vierte umgearbeitete Auflage. Leipzig, 1825. J. C. Hinrichssche Buchhandl. IV und 252 S. gr. 8. 21 Gr.

Aus C. A. Deutrichs geschmackvoller Officin.

Bei dieser Schulausgabe, deren Einrichtung dem jugendlichen Charakter zusagt, und die daher, besonders in Norddeutschland, weit verbreitet ist, liegt Schneiders Text (ohne Zweifel der im Ganzen vorzüglichste) zum Grunde. Ueber die Abweichungen davon liest man am Schlusse des Werkes Folgendes, was einen Begriff von Art und Richtung desselben giebt: „Der beschränkte Raum gestattete dem Herausgeber nicht, seine Abweichungen von Schneiders Texte auch da zu beweisen, wo der Beweis aus der bloſsen, unbefangenen Uebersicht der bekannten Lesarten und Verbesserungen hervorzugehen schien. Vornehmlich ist dies der Fall bei Stellen, wo die Handschriften nicht übereinstimmen, und

Digitized by Google

jeder Kundige das Recht hat, seine eigene Wahl zu treffen. Eben so kann man sich meistentheils begnügen, die Namen der Verbesserer zu nennen, da ihre Schriften Jedem zugänglich sind. Nur bei den meisten eigenen Aenderungen war eine gewisse Ausführlichkeit nöthig, um diese Aenderungen in ihr gehöriges Licht zu setzen, und die Leser von den dabei befolgten Gründen, entweder der Sprache, oder des Zusammenhangs, zu überzeugen. Wo ganze Wörter verändert sind (was selten geschah), da hat man sie durch die Schrift unterschieden. Die ziemlich häufigen Klammern bezeichnen anscheinende Zusätze von fremder Hand, woran es auch in diesem Schriftsteller nicht fehlt, dessen ungeschmückter Styl den Abschreibern Gelegenheit genug gab, Gewähltem Alltägliches unterzuschieben, und klare Gedanken durch verworrenes Mifsverständnifs, attische Einfalt, die ohne Eleganz undenkbar ist, durch geschmacklose Redseligkeit, zu verbrämen.“

Wenn die häufigen Textabschnitte dieser Ausgabe die Aufmerksamkeit junger Leser rege erhalten, so scheinen auch deutsche Wortregister, wie das hier beigefügte ist, keineswegs so verwerflich, als es Manchem scheint; wenigstens so lange nicht, als weder allgemeine Wörterbücher eben so genaue Rücksicht auf einzelne Schriftsteller nehmen, noch Unbegüterte im Stande sind, nur einigermafsen brauchbare Werke dieser Art anzuschaffen. Hoffentlich wird daher das anspruchlose Buch, in seiner durchaus verbesserten Gestalt, des Beifalls der Kundigen auch fernerhin nicht unwürdig befunden werden, und seinen Weg durch die Schulen Deutschlands fortsetzen.

Digitized by Google

N. 27. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Die Nationalgeschichte der Deutschen von H. C. Freiherrn von Gagern. Zweiter Theil: Die grofsen Wanderungen. Von der Störung des Gothenreiches an der Donau bis zum Frankenreich. Frankfurt a. M. bei Fr. Wilmans. 1826. X u. 361 S. 8. 5 fl.

Die Art der Geschichtschreibung des Herrn Verfassers ist aus dem ersten Bande seines Werkes bekannt. Wenn er von der Manier des ersten Bandes in diesem zweiten abweicht, so ist es zum Vortheil des Werkes geschehen. Die lebendige Darstellung ist weniger als in der frühern Geschichte durch Empfindungen, Einfälle, Hin- und Herreden und Blicke auf jetzige Zeit und ihre Verhältnisse unterbrochen, und hat daher mehr innern Zusammenhang. Es kann nirgends mehr mit Meinungen und Hypothesen ein für die Geschichte schädliches Spiel getrieben werden, als bei dem Entstehen neuer Reiche, weil der Ursprung der Reiche und Völker in Zeiten hinausgeht, wo man ganz andere Dinge zu überliefern suchte, als Staatsgeschichte, und das Späterbestehende oft selbst den Zeitgenossen unbemerkt sich ausbildete. Es gibt daher keinen schwierigern Theil in der deutschen Geschichte, als grade die Zeit der Völkerwanderung. Die Werke der Alten, die von den deutschen Verhältnissen schlecht unterrichtet waren, hören nach und nach auf, magere und geistlose Chronikschreiber, schwulstige Kirchenväter, geschraubte Dichter werden Führer. Wir befinden uns auf keinem festen Boden: vom Osten Europa's bis zu den Fluthen des mittelländischen und atlantischen Meeres müssen wir die wandernden Völker begleiten, und erfahren mehr die Folgen dieser Züge, als ihre Veranlassung. Es ist deshalb nichts leichtes, diese dunklen und schwankenden Geschichten zu beleuchten und festzustellen. Nach den magern und sparsamen Quellen ist dieses oft nicht möglich; sehr gewagt und unsicher ist es, durch selbst geschaffene Meinungen, woran es einem geistreichen Manne nie gebricht, das Fehlende zu ergänzen, das ein Anderer wieder anders ergänzt. Da die Geschichte aber eine

Digitized by Google

objective Seite hat, worin das Individuum, das einzelne Factum verschwindet, die Entwicklung der Menschheit und des Begriffes des Staatslebens sich als eine nothwendige Folge des Geschehenen darthut, und es sich da nicht um Wahrscheinlichkeit, sondern um Wahrheit handelt, so wird dem Blicke, der das Ganze umfafst, und daher die Theile durchschaut, auch da Aufschlufs werden, wo die sonst so nothwendigen Quellen mangeln, oder Entstelltes und Falsches berichten. Um aber diese objective Seite der Historie, die freilich ohne Kenntnifs der Thatsachen ein Träumen wäre, recht zu ergreifen, ist es durchaus erforderlich, dafs des Historikers Individualität verschwinde. Er kann dessen ungeachtet mit Wärme und Theilnahme schreiben, das Grofse bewundern, das Schlechte verabscheuen u. s. w., ohne sich doch von dem leiten zu lassen, was Partheilichkeit und Meinungen erregt. Wir wollen sehen, wie sich der Verfasser seinen Weg bahnt, und dabei andeuten, wie er die erwähnte Forderung befriedigt hat.

Was die Anordnung des Buches betrifft, so ist dieser zweite Band wie der erste in zwölf Abschnitte getheilt, wovon die drei ersten theils noch zur frühern Geschichte gehören, theils als einleitend zur eigentlichen Völkerwanderung zu betrachten sind. Es stellt nämlich der dreizehnte Abschnitt (S. 1 — 41.) die Germanen während der Regierungen der Söhne Constantins dar; der vierzehnte (bis S. 77.) beschreibt Julians Kriege mit den Alemannen, Franken und Sachsen; der funfzehnte (bis S. 120.) handelt vom Verhältnifs der christlichen Religion zum Heidenthum, von den Römischen Grenzbefestigungswerken, und von Valentinians Anstrengungen gegen Alemannen und andere Germanische Völkerschaften. Mit dem sechszehnten Abschnitte (von S. 120 — 145.) wird eigentlich die Geschichte des ersten Bandes fortgeführt, wie Hermanrichs grofses Gothenreich den einwandernden Hunnen unterliegt, die Gothen, innerhalb der Grenzen des Römerreiches aufgenommen, die Waffen gegen den Kaiser Valens richten, und Thracien nebst den benachbarten Provinzen verheerend durchziehen; der siebzehnte (bis S. 176.) enthält, wie Theodosius durch Benutzung der Umstände das sinkende Reich rettet, und ihm durch Aufnahme Germanischer Völker im Heere neue Stärke zu geben sucht. Des Gainas Schicksale, des Alarich und Rhadagais Züge beschreibt der achtzehnte Abschnitt (bis S. 235.), und der neunzehnte (bis S. 270.) der Deutschen Niederlassungen im Römerreiche. Der zwanzigste (von S. 270 — 309.) ist den Vandalen in Afrika unter Gaiserich,

Digitized by Google

und der ein und zwanzigste (bis S. 352.) Attila und seiner Zeit gewidmet. Der zwei und zwanzigste (bis S. 394.) erzählt die Geschichte der Völker, die nach der Auflösung des Hunnenreiches wieder selbstständig geworden, bis auf den Untergang des Weströmischen Reiches; der drei und zwanzigste (bis S. 428.) führt zu den Niederlassungen der Sachsen in Britannien, und der letzte Abschnitt (bis S. 511.) beschliefst den Band mit der Geschichte der Burgunder, Westgothen und Franken bis auf den Tod Clodwigs.

Dafs der Hr. Verfasser bei der Bearbeitung seines Werkes die Quellen selbst studirte, und sie mit kritischem Forschungssinn zu gebrauchen strebte, zeigen die Noten von S. 511 bis 861, wo nicht nur die Stellen aus den Quellschriftstellern zahlreich und oft in extenso angegeben sind, sondern auch die abweichenden oder bestätigenden Ansichten neuerer Geschichtschreiber angeführt werden. Zu wünschen wäre es freilich gewesen, da die Noten doch nur für den Gelehrten sind, dafs die Citate aus Griechischen Schriftstellern nicht in der lateinischen Uebersetzung, sondern in der Originalsprache mitgetheilt worden wären.

So sehr Ref. dieses Werk im Ganzen loben und empfehlen mufs, so stimmt er doch manchmal mit den Ansichten des Hrn. Vf. gar nicht überein. Nicht um an einem guten Buche auch etwas auszusetzen, sondern Punkte der deutschen Geschichte, die noch einer Erörterung oder Aufhellung bedürfen, zur Sprache zu bringen, werden folgende Stellen zur nähern Beurtheilung herausgehoben.

S. 93. im funfzehnten Abschnitte: „Die Alemannen hatten sich aus den Ebenen der Bergstrafse zurückgezogen und auf einem Berge am Neckar Halt gemacht. Als die Römer an einen Ort kamen, den sie Soliconium oder Solicinium nennen, höchst wahrscheinlich kein anderer als Schwetzingen, wurden sie der Feinde gewahr. Alsobald machte Valentinian die Anstalten zur Schlacht“ u. s. w. Was auch der Hr. Verf. in der Note 34. gesagt hat, um zu beweisen, dafs Ammian Marcellin (XXVII, 10.) hier mit Solicinium Schwetzingen (Suezzingium) bezeichnet habe, hält Ref. für unstatthaft, und die früher aufgestellte und noch jetzt gewöhnliche Annahme, Solicinium in Sulz am Neckar in der Nähe von Tübingen zu finden, möchte gewifs mehr für sich haben. Nach des Dichters Ausonius Mosella vs. 421 sqq. wäre es wahrscheinlich zu machen, dafs, während der Kaiser von Westen her über den Rhein ging, und die Alemannen über den Neckar und Lupodunum (Ladenburg) hinaustrieb, der Sohn vom Süden herauf

Digitized by Google

über den Rhein ins Breisgau einrückte, und die Alemannen auf das linke Donauufer zurückdrängte. Vater und Sohn konnten dann in der Gegend der Quellen des Neckars und der Donau zusammentreffen, wovon nicht sehr entfernt Sulz, der vom Ammian erwähnte Schlachtort Solicinium, zu suchen ist. Diese Ansicht, dafs die Römer den Deutschen von entgegengesetzten Seiten zusetzten, begründen nicht nur Ausons Worte:

Spectavit junctos Natique Patrisque triumphos,
Hostibus exactis Nicrum super et Lupodunum
Et fontem Latiis ignotum annalibus Histri;

sondern auch Ammian's umständliche Beschreibung, die dem Hrn. Verf. Schwierigkeit macht, da er das Schlachtfeld in die unrechte Gegend verlegt. Die Worte: Qui (Alemanni) nullam ad tuendam salutem viam superesse cernentes — — montem occupavere praecelsum etc. zeigen deutlich, dafs sie auf mehreren Seiten bedroht wurden.

In dem neulich erschienenen Werke: „Schwaben unter den Römern" behauptet dessen Verfasser, der verdienstvolle und gelehrte Archivrath Leichtlen S. 65: Ammian und Auson sprächen von verschiedenen Feldzügen, und das Solicinium des erstern wäre im Breisgau zu suchen, weil der Feldzug gegen die Breisgauer Alemannen gerichtet war, deren Fürsten der Kaiser vorher durch Meuchelmord aus dem Wege geräumt hatte. Diese Behauptung bedürfte freilich noch näherer Belege, und es wäre zu wünschen, dafs sie der gelehrte Forscher deutscher Geschichte und Alterthumskunde ausführlich gäbe.

S. 146. im siebzehnten Abschnitt: „Die Geschichtiger der nächsten Jahrhunderte — bestätigen auf das neue, als völlig angenommen zu ihrer Zeit, die alte Identität der Gothen und Geten." Schon im ersten Band im zweiten Abschnitte hat der Hr. Verf. diese Behauptung aufgestellt, und sie durchzuführen gesucht. Allein Ref. kann mit dieser Ansicht aus vielfachen Gründen nicht übereinstimmen. Denn nicht nur widerstreiten ihr die geschichtlichen Nachrichten, die wir von den Gothen und Geten haben, sondern eine selbst unvollkommene Vergleichung beider Völker mit einander in Hinsicht der Sprache und Sitten zeigt schon zur Genüge, dafs beide ganz verschieden sind; ja es möchte noch sehr zweifelhaft seyn, ob nur die Geten oder Dacier (Plin. Hist. Nat. IV. 12. Getae Daci Romanis dicti) für ein Germanisches Volk zu betrachten sind. Dafs nach der Vertilgung der Getischen Nation die in ihr Land eingewanderten Gothen von Römischen und Griechischen Schriftstellern, besonders von den spätern, mit dem Namen Geten benannt worden sind, beweist nichts, da der Fall in

Digitized by Google

der Geschichte nichts seltenes ist, dafs eingewanderte Völker den Namen der Nation annehmen, welche früher das Land besessen hat.

Wenn der Hr. Verf. aber Procop anführt, um aus ihm die alte Identität der Gothen und Geten zu beweisen, so ist dieses ein sehr schlechter Gewährsmann. Denn es ist bekannt, dafs Procop, aufser den Vorfällen, die er selbst erlebte, und zwar in seiner Nähe erlebte, sehr oft in dem Berichte über frühere Begebenheiten und entfernte Völker nicht nur mit grofser Behutsamkeit zu gebrauchen ist, sondern oft solche Irrthümer und ganz Unrichtiges mittheilt, dafs man gar keine Rücksicht auf ihn nehmen darf. Selbst in der vom Hrn. Verf. angeführten Stelle begeht der in der frühern deutschen Geschichte schlecht unterrichtete Grieche mehr als einen Irrthum, wenn er die Gepiden, die wahrscheinlich zum Gothischen Stamme gehörten, für Sarmaten erklärt, und die Vandalen zu den Gothen rechnet, da sie nach den ausdrücklichen Nachrichten früherer und besserer Schriftsteller einen ganz davon verschiedenen Volksstamm ausmachten, der eher dem Suevischen beizuzählen ist. Was hauptsächlich den Irrthum veranlafste, die Vandalen, Alanen, Scirren und andere Völker als zum Gothischen Stamme gehörig zu betrachten, ist die Ausdehnung der Gothischen Macht unter dem alten Könige Hermanrich, der von den Ufern der Ostsee bis zum schwarzen Meere verschiedene Völker beherrschte; alle diese für Gothische zu halten, wäre eben so irrig, als alle Nationen, die Attila beherrschte, Hunnen zu nennen.

Was S. 312. im ein und zwanzigsten Abschnitt von der „Selbigkeit der Sprache der Daker und der Gothen" gesagt wird, mufs noch nachgewiesen werden, bis jetzt ist es noch keinem Gelehrten gelungen, auch nicht dem verdienstvollen Ihre in seinem Glossarium Sui-Gothicum.

Im achtzehnten Abschnitt S. 203 ff. scheint dem Ref. über den ersten Einfall Alarichs in Italien zu kurz gehandelt, und zu wenig die Schwierigkeiten in den gewöhnlichen Angaben dargethan. Des Griechen Zosimus Schweigen über diesen wichtigen Theil von Alarichs Geschichte ist auffallend und erregt die Vermuthung, dafs in seinem Werke eine Lücke ist, da er doch über die übrigen Begebenheiten dieses Westgothischen Königs sehr ausführlich berichtet. Da er früher den Eunapius benutzt, der mit dem Jahre 404 aufhört, und nach diesem den Olympiodor, der mit 407 anfängt, zum Führer wählt, so hätte er immer von 400 — 403 ausführlich handeln können. Die kurzen und zum Theil unrichtigen Notizen in

Digitized by Google

Prospers und Cassiodors Chroniken, und die mehr wortspielenden als genauen Andeutungen des Orosius zwingen uns, den Dichter Claudian (de bello Getico) und den oft unsichern Jornandes (de rebus Geticis c. 29.) als einzige Führer zu nehmen. Nach dem letztern drang Alarich unter Stilicho's und Aurelians Consulat, d. i. im Jahre 400, und zwar im Winter am Ende des Jahres, wie Claudian sagt, in Italien ein. Allein da wir erst 403 von bedeutenden kriegerischen Vorfällen sprechen hören, so war man in grofser Verlegenheit womit man die Zwischenzeit ausfüllen sollte. Wahrscheinlich ist es, dafs Alarich bei seinem ersten Erscheinen in Italien nicht sehr schnelle Fortschritte machte, und er in der für die Römer unglücklichen Schlacht am Timavus *), nicht weit von Aquileja, auch bedeutend geschwächt wurde, so dafs er sich wieder mit neuen Truppen verstärkte, und erst im Jahre 402 nach Mailand, der damaligen kaiserlichen Residenz, vorrückte. Der Kaiser ergriff die Flucht, und wurde bis in die Nähe von Ravenna verfolgt; allein Stilicho, der von Norden ein Heer zur Rettung Italiens herbeiführte, nöthigte Alarich, dahin seinen Marsch zu richten, und den Kaiser im stark befestigten Ravenna zu lassen. Des Hrn. Verf. Worte S. 205. lassen sich daher gar nicht aus den Quellen rechtfertigen: „Alarich hatte indessen den Hof aus Mailand vertrieben, auf der Flucht nach Lyon oder Arles in Ligurien oder dem Piemontesischen erreicht und nach Asti am Tanavo geworfen“ — obwohl auch Gibbon **) nach seiner Art die Flucht des Honorius nach Arles

*) Die einzige Nachricht davon gibt Claudian de bello Get. v. 575 sqq., wo Stilicho, seine Truppen vor der Schlacht bei Pollentia ermunternd, sagt:

Nunc, nunc, o socii, temeratae sumite tandem
Italiae poenas. Obsessi principis armis
Excusate nefas. *Deploratumque Timavo*
Vulnus, et Albinum gladiis abolete pudorem.

**) History of the decline and fall of the Rom. Emp. Chapt. 30. T. V. pag. 163. ed. Lips. Honorius, accompanied by a feeble train of statesmen and eunuchs, hastly retreated towards the Alps, with a design of securing his person in the city of Arles, which had often been the royal residence of his predecessors. But Honorius had scarcely passed the Po, before he was overtaken by the speed of the Gothic cavalry; since the urgency of the danger compelled him to seek a temporary shelter within the fortification of Asta etc.

Digitized by Google

und dessen Einschliefsung in Asti ausmalt. Dafs aber diese Anwesenheit des Kaisers in Ligurien statt fand, können wir aus dem Codex beweisen, woraus wir sehen, dafs der Kaiser 402 und 403 beständig in Ravenna, seiner nunmehrigen Residenz, zugegen war. Aus mehrfachen Gründen rückte Alarich nicht weiter gegen Ravenna und Rom vor, sondern richtete seinen Marsch nach Ligurien; jene stark befestigten Städte zu belagern, durfte er nicht wagen, so lange ihm Stilicho, der mit allen Legionen von Norden herannahte, im Rücken war: leicht konnte er von den Verstärkungen aus Illyrien und von der Donau her abgeschnitten, und in einem unglücklichen Falle ihm sogar der Rückzug versperrt werden. Die Hülfe der deutschen Völker, die sich um diese Zeit an Rhätiens Grenze gegen die Römer erhoben, war ihm desto gewisser, wenn er sich in Oberitalien hielt. Daher sein Zug nach Ligurien.

S. 230. „Den Alarich ernannte er (Attalus) zum Römischen Feldherrn, Athaulf zum General der Reiterei.“ In der Note 293. ist dazu Zosimus L. VI. c. 7. citirt. Hier findet sich zwar die Erhebung Alarichs zum Feldherrn, aber nicht die Ernennung Athaulfs zum Reitergeneral. Gewöhnlich nimmt man an, dafs Sigonius, der sagt, dafs Ataulf comes domesticorum geworden, ein vollständigeres Manuscript vom Zosimus besessen habe, als wir jetzt kennen. Da aber Sigonius sonst ganz mit dem jetzigen Text übereinstimmt, so ist sehr wahrscheinlich, dafs er diesen Zusatz aus sich dazu gemacht habe, und die Stelle des Sozomenus L. VII, 8. vor sich hatte, wo von Athaulfs Erhebung die Rede ist.

S. 233, wo vom Tode Alarichs gesprochen wird, welchen der Hr. Verf. Note 322. unpassend „vielleicht dem Grame“ zuschreibt, heifst es: „Um seine Grabstätte zu sichern, bestattete das Gothische Heer den unsterblichen Helden und König im Beet (Bett) des Barentin, den sie deswegen ableiteten.“ In der Note (323) dazu wird Jornand. c. 30. angeführt: Quem nimia dilectione lugentes, Barentinum amnem juxta Consentinam civitatem de alveo suo derivant. Ref. weifs nicht, warum die Lesart Barentinum amnem vorgezogen ist; die gewöhnliche ist Busentum amnem oder Basentum amnem, welche auch mit dem jetzigen Namen des Flusses Baseno (wie Muratori angibt) am meisten überein kommt. Auch der vortreffliche Codex Palatinus Heidelbergensis nennt den Flufs nicht Barentinus, sondern Basentus, und kommt daher am meisten mit dem jetzigen Baseno überein. Ueberhaupt ist zu

Digitized by

bemerken, dafs Jornandes oft in den Namen in seiner jetzigen Gestalt fast nicht gebraucht werden kann, und daher zu den gröfsten Bedürfnissen bei der Bearbeitung der alten deutschen Geschichte, besonders der Gothischen, es gehört, eine nach den besten Handschriften verglichene Ausgabe des Jornandes zu besitzen.

Im neunzehnten Abschnitt S. 258, wo von dem Westgothenkönig Athaulf erzählt wird, dafs er mehrere Städte des südlichen Frankreichs, Valence, Narbonne, Toulouse, Bordeaux eroberte, fährt der Hr. Verf. so fort: „Er sah sie als sein beschiedenes Erbtheil an, das Muth und Schwert ihm gab, wählte sich die Residenz, die Villen und den königlichen Park, der viele Jahrhunderte nach ihm in Urkunden noch la Selva Gothesca hiefs“ u. s. w. Der gelehrte Maskov in der Geschichte der Teutschen (B. VIII. §. 36.) behauptet nach Godofredus Viterbiensis (in Pantheo P. XVI. p. 402.) und Otto Frisingensis (Chronicon L. IV. c. 21.), dafs Heraclea an der Rhone, das nachherige St. Gilles, der Wohnsitz Ataulfs gewesen, da, wie die angeführten Schriftsteller bewiesen, der Ort lange Palatium Gothorum und das nahe dabei gelegene Gehölz la Selva Gothesca (nach Urkunden bei Catel Mémoires de l'histoire de Languedoc p. 463.) geheifsen habe. Diese Behauptung, welche durch eine bei St. Gilles aufgefundene Inschrift bestätigt zu werden schien, widerruft aber Maskov im zweiten Bande, Anmerk. XII, nachdem ihm die gründliche und gelehrte Widerlegung des Benedictiners Vaisette in der histoire de Languedoc T. I. Not. XLVI. p. 643. zu Gesicht gekommen war. Dafs jene Inschrift, welche Ataulf zu Ehren bei Heraclea gesetzt seyn sollte, falsch ist, zeigt Vaisette aus Gründen der Sprache und Geschichte. Dessen ungeachtet scheint Freiherr von Gagern, durch D'Anville's Unentschiedenheit verleitet, geneigt zu seyn, sie für ächt zu halten. Was aber die Angabe des Gottfried von Viterbo und Otto von Freisingen von einem Palatium Gothorum und dem Namen eines Waldes bei St. Gilles, la Selva Gothesca, betrifft, so sagt auch schon die angeführte Note Vaisette's pag. 645. das beste, was darüber gesagt werden kann: Ces autorités prouvent tout au plus, que quelqu'un des rois Visigots, qui regnèrent dans les Gaules, fit construire un palais à St. Gilles, ou aux environs, ce que nous ne disputons pas; mais ce dût être posterieurement à la mort de l'empereur Majorien, puisque c'est seulement depuis ce tems-là, que ces peuples étendirent leur domination jusqu'au Rhône. Ferner wird sehr gut bewiesen, dafs das alte Heraclea schon einige hundert Jahre vor

Digitized by Google

Ataulf zerstört und in der Zwischenzeit nicht wieder aufgebaut worden, und dafs dieser König wohl nicht im Territorium seines heftigsten Feindes Constantius, im Gebiete der Stadt Arles, seinen Wohnsitz aufgeschlagen habe.

S. 267. „Toulouse wurde die Hauptstadt dieses neuen anerkannten Westgothischen Reiches, welches sich jenseits der Pyrenäen in die Tarraconensis ausdehnte, das heifst, in das heutige Catalonien" u. s. w. Maskov (Gesch. d. Teutsch. B. VIII. §. 42.) und Guthrie und Gray (Th. V. Bd. 2. p. 346 der deutschen Bearbeitung) stellen dieselbe Behauptung auf, dafs den Gothen aufser den Districten in Gallien noch Catalonien in Spanien zu Wohnsitzen angewiesen worden. Allein sie wird weder von des Idatius noch Prospers Chronik unterstützt, und diese beiden sind einzige Quellen über die Gründung des Tolosanischen Reiches. Was Isidorus Hispalensis im Chronicon Visigothorum darüber sagt, ist aus Idatius aufgenommen. Allein nicht nur schweigen die Quellen von dieser Abtretung des Spanischen Landes an die Gothen, sondern der Verlauf der Geschichte zeigt auch, dafs der Umfang des Tolosanischen Reiches, wie er von den Römern anerkannt wurde, nur Aquitania secunda und Toulouse mit seinem Gebiete begriff, und den Namen Septimania erhielt. Theodorich I. suchte die Grenzen seines Reiches zu erweitern; des Aetius tapferer Arm hinderte ihn, seinen Vorsatz auszuführen. Thorismund, sein Sohn, regierte zu kurz und hatte mit innern Streitigkeiten zu kämpfen, als dafs er an Vergröfserung des Reiches denken konnte. Erst sein Bruder Theoderich II. überschritt mit Glück als Eroberer die Grenzen Septimaniens, nachdem er zuvor als treuer Bundesgenosse des Kaisers, den er auf den Thron gehoben, in Spanien gegen die Sueven gestritten hatte. Er oder doch gewifs sein Bruder Eurich, der sich zuerst ganz Spanien mit Ausnahme von Gallicien unterwarf, nahm Catalonien in Besitz. Daher sagt auch der Dichter Sidonius Apollinaris (ad Avitum L. III. epist. 1.): Vel Gothis credite, qui saepe numero etiam Septimaniam suam fastidiunt, woraus zu ersehen, dafs die Römer den Gothen nur Land in Gallien abgetreten hatten.

Im ein und zwanzigsten Abschnitt, wo S. 334. nach Sidonius Apollinaris Carm. VII. v. 319 sqq. die Völker, welche Attila folgten, aufgezählt werden, machen die Worte v. 324. Schwierigkeit:

— ulvosa vel quem Nicer abluit unda,
Prorumpit Francus.

Digitized by Google

Um dieselbe zu heben, sagt der Hr. Verf. S. 335: „— es ist wohl möglich, dafs damals schon die Franken in wenig besetzte und wenig vertheidigte Gegenden über Sieg und Lahn und Main vorgedrungen waren, und dafs des Neckars rohrige Wellen sie bespülten. Denn dieser Neckarfluſs floſs vermuthlich noch gegen Lampertheim und Trebur hin, Landschaften, denen Sumpf und Rohr eigenthümlicher ist, als denen um Heidelberg, Seckenheim und Mannheim.“ Wenn behauptet wird, dafs der Neckar früher einen andern Lauf als den jetzigen hatte, wofür nicht nur Wahrscheinlichkeit der Spuren des alten Flufsbettes, sondern auch die geschichtliche Ueberlieferung des Ammian Marcellin (XVIII, 2.) sprechen, so mufs dieses vor Valentinian angenommen werden, wie auch der Hr. Verf. im fünfzehnten Abschnitt thut. Denn S. 110. sagt derselbe: „der Kriegsschauplatz damals, die römischen Lager und festen Standpunkte waren augenscheinlich gegen den Ausfluſs des Neckars, welchen schönen Strom Valentinian mit groſser Anstrengung und Beharrlichkeit der Legionen ganz anders leitete, als damals seine Rinne war“ u. s. w. Wenn man nun nicht annimmt, dafs nach Valentinian's Entfernung vom Neckar derselbe wieder in sein altes Bett floſs, so steht die eben angegebene Stelle mit der obigen im offenbaren Widerspruche. Die Stelle des Sidonius bleibt freilich schwierig, wenn man den Gordischen Knoten nicht durchschneiden und annehmen will, der Dichter, nicht ganz genau bekannt mit der Lage der Wohnsitze deutscher Völker, hat hier einen poetischen Schmuck angebracht, der nicht mit der Wahrheit der Geschichte übereinkommt.

S. 339. werden die Bundesvölker der Römer gegen Attila, wie sie Jornandes (cap. 36.) angibt, aufgezählt. Da wegen der Namen Schwierigkeiten herrschen, so hätte die Stelle in der historia miscella (bei Muratori T. I. p. 97.), wie sie aus dem Codex Ambros. vervollständigt ist, und das, was Pagi darüber sagt, verglichen werden sollen. Dort werden anstatt der Ibriones (Breones oder Olibriones) des Jornandes die Bariones, und anstatt der Litiani die Luteciani angegeben. Jedoch hat auch der alte Codex Palatinus Heidelbergensis von Jornandes Liticiani, was mit der historia miscella ziemlich übereinkommt. Es möchte sehr zu bezweifeln seyn, dafs die Liticiani, wie der Hr. Verf. sagt, unsere Leten sind. Ihre Wohnsitze verlegt Pagi in den Hennegau.

S. 348. geht Attila zum zweitenmal über den Rhein und wird abermals in einer groſsen Schlacht von den Westgothen überwunden. Diese Nachricht, die uns allein Jornandes auf-

Digitized by Google

bewahrt hat, hätte der Hr. Verf. nicht ohne Zweifel aufnehmen sollen. Note 163. p. 759. „Und doch ist daran, nach so umständlichem Bericht, obgleich alle andere Annalen von einer so merkwürdigen Thatsache schweigen, nicht zu zweifeln.“ Es läfst sich nicht denken, dafs eine so wichtige Begebenheit von den andern Schriftstellern wäre mit Stillschweigen übergangen worden; was etwa Wahres an diesem Zuge ist, und Jornandes zu dem Irrthum verleitet hat, ist der Krieg des Westgothischen Königs Thorismund mit den Alanen an der Loire, die vielleicht durch Hunnische Hülfsvölker unterstützt wurden. Gregor von Tours L. II. c. 7. erwähnt dieser Kriege, ohne jedoch dabei der Hunnen zu gedenken.

Da der Hr. Verf. schon früher den Arianismus zum Katholicismus im Verhältnifs des Protestantismus zu demselben (wie dem Ref. scheint, nicht passend) dargestellt hat, so hat auch folgende Stelle im zwei und zwanzigsten Abschnitt S. 372. darauf Bezug: Eine der angesehenen Kirchen Roms verdankt ihm (Ricimer) die Entstehung, wenigstens die Dotirung — — Diese Kirche bestimmte er zum Gottesdienste und Begräbnifsort der Arianer seiner Kriegsgefährten, zum grofsen Aergernifs des Cardinal Baronius. Pabst Gregor der Grofse gab sie hernach den Rechtgläubigen zurück, liefs die Gebeine der heiligen Agathe dahin bringen, und einer der Cardinäle führt noch als Diacon davon den Titel. Wenn irgend so entfernte Nationalstiftungen und Erinnerungen noch einige Gültigkeit haben könnten, sollte namentlich diese Pfründe stets einem unsrer Landsleute verliehen werden! Und es geht daraus ferner hervor, dafs der protestantische Gottesdienst in eigener Kirche zu Rom selbst nicht neu sey.

Im letzten Abschnitte S. 477. folgt der Hr. Verf. in der Darstellung des Krieges, den Clodwig gegen den Burgundischen König Gundobald (im J. 500.) führte, dem Procop, der ganz gegen Gregor von Tours und die andern Fränkischen Schriftsteller den Ostgothischen König Theodorich Theil an diesem Kriege nehmen läfst, was ganz und gar dessen Grundsätzen von der Erhaltung des Friedens unter den deutschen Fürsten widerspricht. Mit Recht verwirft daher nach der Einsicht des Ref. der gelehrte Maskov den in der Fränkischen Geschichte sehr schlecht unterrichteten Procop; und es möchte nicht zu loben seyn, dafs der Hr. Verf. den Ansichten von Gibbon und Dubos (in der histoire critique de l'établissement de la Monarchie française dans les Gaules) folgt, wovon jener gern Widersprechendes verbindet und daher Neues zu geben liebt, der andere aber, obwohl ein sehr geistreicher Mann,

Digitized by Google

doch allen Quellen entgegen Behauptungen aufstellt, die ein Geschichtkundiger, wie der Hr. Verf., nicht adoptiren sollte. Dahin rechnet Ref. besonders auch die Worte S. 480: „Es wird nicht so ausdrücklich gesagt, aber es geht aus den folgenden Verhältnissen hervor, dafs Theodorich gegen die Abtretung von Marseille mit ansehnlicher Umgebung seinen Frieden schlofs" — welche, wie in der Note 152. S. 844. bemerkt ist, sich auf des Dubos Bemerkung IV. 6. stützen: Quels furent les pays dont Theodoric se mit alors en possession? Ce fut la ville de Marseille et la province Marseilloise prises sur les Visigoths par les Bourguignons après la mort du Roi Euric. — Dieses kann nicht nur nirgends nachgewiesen werden, sondern es liegt das Unrichtige der Behauptung auch in der Sache selbst. Das Tolosanische Reich besafs eine bedeutend gröfsere Macht als das Burgundische, und Eurich, der mächtigste König seiner Zeit, hat, wenn wir auch des Jornandes Worte (Burgundiones subegit) nicht buchstäblich nehmen wollen, die Burgunder gewifs in den letzten Jahren seiner Regierung, als er ihr Grenznachbar geworden, in mehreren Treffen überwunden. Dafs zwischen Alarich, Eurichs Nachfolger, und Gundobald irgend ein Krieg ausgebrochen, davon geschieht bei keinem Schriftsteller Erwähnung: im Gegentheil haben wir Nachrichten, dafs zwischen beiden Königen bis zum Jahre 500 ein gutes Einverständnifs herrschte, und es können sogar Beweise geführt werden, dafs der Westgothische König den Burgundischen heimlich gegen Clodwig unterstützte. Von diesem allen abgesehen, zeigt aber auch schon die folgende Zeit, dafs Theodorich der Grofse nicht früher in den Besitz von Marseille kam, als nach Alarichs unglücklichem Tode in der Schlacht bei Vongle. Denn dann schickte er zuerst ein Heer unter dem General Ibbas nach der Provence, und als Arles von der Belagerung der Franken befreit war (508), wurden die Ostgothen Herren von Marseille.

S. 491. „Dreifsig Jahre lang herrschte über diese Sueven (in Spanien), in so tumultuarischer Zeit, Hermanrich, der sie hinüber geführt hatte." Maskov (Gesch. der Teutsch. B. IX. §. 20.) mag diese irrige Angabe veranlafst haben, wenn er sagt: „Ihr (der Sueven) König Hermanaricus, der die Nation nach Spanien geführet, und über dreifsig Jahre sein Reich gegen die Römer und Gothen mit so vieler Tapferkeit behauptet hatte, sah sich durch langwierige Leibesschwachheit genöthigt, die Regierung seinem Sohne Rechilae zu überlassen." Hier findet aber offenbar eine Namensverwechslung statt, und um dieses einzusehen, braucht man nur

Digitized by Google

eine Stelle aus des Idatius Chronicon ad a. V. Valentinian., wo von Gaiserich's Abzug aus Spanien nach Afrika die Rede ist, anzuführen. Darnach wird ganz richtig erzählt S. 283: „Gaiserich war bereits dem Spanischen Ufer mit dem Heereszuge nahe, als er vernahm, dafs die eifersüchtigen und zu gierigen Sueven den Ziehenden schon auf dem Fufs folgten. Er wendete sich daher schnell, griff den Feind bei Merida lebhaft an, und zersprengte ihn dermafsen, dafs Hermigar, ihr König, der vermuthlich die wohlausgestatteten Kirchen geplündert oder sonst entweiht hatte, in der Guadiana ertrank. Da der Vandalenkönig im Mai 429 in Afrika ankam, so mag Hermigars Tod noch in das Jahr 428 fallen. Sein Nachfolger Hermerich oder Hermanrich, der im Jahre 438 seinem Sohne Rechila aus Leibesschwachheit die Regierung abtrat, lebte nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des Idatius noch drei Jahre, also bis 441 oder Anfangs 442, in welcher Zeit er immer noch sein königliches Ansehen behauptete. Damit stimmt denn fast ganz genau überein Isidor von Sevilla, wenn er in der historia Suevorum (Hispania illustrat. T. III. pag. 852.) sagt: Wandalis autem transeuntibus Africam Galliciam soli Suevi sortiti sunt: quibus praefuit Emericus *annis quatuordecim.*

S. 493. „Eurich fand Anlafs, durch Beschickungen und Verträge zwischen den Sueven oder Remismund und dem Kaiser aufmerksam geworden, in Lusitanien einzufallen (468), sofort auf der Rückkehr die provincia Tarraconensis — die Reste der Romanie im nördlichen Spanien, Pampelona, Sarragossa Gothisch werden zu lassen. Wieder nach Gallien zurückgekehrt, nahm er Arles und Marseille, begünstigt durch Einverständnisse, und belagerte Augustonemetum oder Clermont, die Hauptstadt von Auvergne.“ S. 494. „Arles und Marseille wurden zurückgegeben, aber die Landschaft Auvergne blieb in Eurichs Händen“, und S. 495. „Eurich nahm abermals Arles und Marseille.“ Hier ist in der Reihenfolge der Begebenheiten nicht nur gegen die Chronologie gefehlt, sondern die Abtretung der zwei genannten Städte, nach der ersten Eroberung, die nicht statt fand, entbehrt der historischen Beweise. Wie der Hr. Verf. die Sache dargestellt hat, so ist sie fast allgemein bei den Historikern angenommen, zu welchem Irrthum nicht blos Jornandes, der bekanntlich oft Verstöfse gegen die Chronologie begeht und frühere Thatsachen später geschehenen nachsetzt, Veranlassung gegeben hat, sondern auch der Appendix zu Victors Chronik und die bei Vielen so bedeutende Auctorität des höchst verdienstvollen Chrono-

Digitized by Google

logen Pagi. Da im Buche über diesen Theil von Eurichs Geschichte, der zu den schwierigsten gehört, mit Leichtigkeit hinausgegangen wurde, so hält Ref. für nothwendig, etwas ausführlicher darüber zu sprechen, um zugleich auch die Beweise der obigen Behauptung beizubringen. — Aller Wahrscheinlichkeit nach machte Eurich die Feldzüge in Spanien gegen Römer und Sueven in den Jahren 468 — 469, welche Idatius am Ende seiner Chronik berichtet, nicht in Person mit, da er in Gallien zu thun hatte, wo er 470 die Britten unter ihrem Fürsten Riothimus schlug. Die Anstrengungen, das fast mitten im Tolosanischen Reiche gelegene Land Auvergne zu erhalten, wurden durch die Tapferkeit des Römers Ekdicius vereitelt. Erst durch einen Vertrag im Jahre 474 oder Anfangs 475 wurde dieses Land, da es doch nicht länger behauptet werden konnte, vom Kaiser Nepos den Westgothen überlassen. Dafs dagegen Eurich Arles und Marseille, wie Pagi (Annal. ad a. 474. N. XI.) angibt, herausgegeben habe, wird eben so wenig von einem alten Schriftsteller gesagt, als dafs er diese Städte vor seinem Zuge nach Spanien, wodurch er sich die Provincia Tarraconensis unterwarf, eroberte. Auch zeugt die Gesandtschaft der Bischöfe aus eben diesen Städten, welche Nepos 474 an den Westgothenkönig schickte, schon dagegen. Die Eroberung Spaniens fällt aber weder in das Jahr 467 (wie Guthrie und Gray wollen), noch in das Jahr 469 (wie die meisten annehmen), sondern sie geschah 477. Durch die Abtretung von Auvergne hatte Eurich mit dem Römischen Kaiserreich einen Frieden eingegangen, den er auch bis zum Sturze des Romulus Augustulus hielt (476). Mit der Auflösung des Weströmischen Reiches glaubte Eurich, schon im Besitze grofser Länderstriche in Spanien, berechtigt zu seyn, sich dasselbe ganz zuzueignen. Wahrscheinlich in Begleitung des Ostgothischen Fürsten Widimer, der seit 473 ihm in Gallien bei seinen Eroberungen bis an die Rhone und Loire grofse Dienste leistete, zog er (477) über die Pyrenäen, und unterwarf sich aufser dem nordwestlichen Winkel, Gallicien, das er den Sueven liefs, die ganze Halbinsel. Folgen wir nun dem Isidor von Sevilla, so ging Eurich gleich nach der Rückkehr aus Spanien (478) über die Rhone, und eroberte Arles und Marseille, oder weil wir Nachrichten haben, dafs die Provence dem Exkaiser Nepos bis an seinen Tod treu blieb, so könnte diese Eroberung auch vielleicht 480 zu setzen seyn. Freilich sagt der Appendix zur Chronik des Victor Tunnunensis (ed. Scaliger.; in andern Ausgaben, auch in der Hispan. illustr. T. IV. fehlt die Stelle), dafs unter dem Con-

Digitized by Google

sulat des Johannes und Severus, d. i. 470, Eurich über die Rhone gegangen; allein in diesem Appendix kommen mehrere Beispiele vor, dafs von den Copisten diese Randbemerkungen an unrechte Stellen geschrieben wurden.

S. 496. „Besonders besserte und mehrte er (Alarich II.) die Sammlung der Gesetze, um welche sich schon der Vater und Grofsvater Mühe gegeben hatten.“ Isidors Worte, die ausdrücklich dem Eurich das Verdienst zueignen, zuerst den Westgothen geschriebene Gesetze gegeben zu haben, beweisen mehr als eine mit Worten spielende Stelle bei Sidonius Apollinaris L. II. epist. 1, wo er über den Verräther Seronatus, der mit den Gothen Einverständnisse unterhielt, folgendermafsen loszieht: Exultans Gothus insultansque Romanis, illudens praefectis colludensque numerariis: leges Theodosianas calcans Theodoricianasque proponens, veteres culpas, nova tributa perquirit. Hier setzt Sidonius, das Spiel der Worte vollständig zu machen, offenbar, blos um die leges Theodosianas mit einem Gegensatz zu versehen, Theodoricianas. Aus diesen Worten aber schliefsen zu wollen, dafs Theodorich (ungewifs ob der Vater oder Bruder Eurichs) den Westgothen schriftliche Verfügungen gegeben habe, hält Ref. für zu gewagt. Da Isidor sagt: Gothi antea (ante Euricum) tantum moribus et consuetudine tenebantur, so läfst sich diesen bestimmten Worten jenes Spiel des Sidonius nicht entgegensetzen.

Hier durchzugehen, an wie vielen Orten der Hr. Verf. über bisher zum Theil oder ganz dunkle Punkte in der deutschen Geschichte Licht verbreitet, wie manche Begebenheit er neu und wahr entwickelt, und überhaupt, wie viel durch ihn die Geschichte unseres Vaterlandes gewonnen hat, möchte bei weitem die Grenzen einer Recension überschreiten. Ein jeder, der mit der Geschichte vertraut ist, wird bei'm Durchlesen des Buches gewifs diese Ansicht mit dem Ref. theilen.

Der Unterzeichnete, dem so eben auch eine Anzeige von Ludens deutscher Geschichte von einem andern jungen Gelehrten zukommt, würde eine Beurtheilung der v. Gagernschen Nationalgeschichte der Deutschen wahrscheinlich anders abfassen; er erklärt daher, dafs diese Recension einen gelehrten und fleifsigen Mann, den Professor Dr. Aschbach in Frankfurt am Main, zum Verfasser hat. Hr. Aschbach ist dem Unterzeichneten durch mehrere gelehrte Arbeiten, besonders

Digitized by Google

durch eine schon ganz ausgearbeitete Geschichte Spaniens unter den Westgothen, vortheilhaft bekannt, und er hofft, dafs die Beurtheilung selbst die Gründlichkeit ihres Verfassers beweisen wird.

Schlosser.

In D. Junii Juvenalis Satiras Commentarii vetusti. Post P. Pithoei curas auxit, virorum doctorum suisque notis instruxit D. A. G. Cramer, J. C. et Antecessor. Hamburgi, apud Perthes et Besser. MDCCCXXIII. 656 *Seiten in grofs Octav.* 3 Thlr. 18 Gr.

Wenn man in neueren Zeiten mehr Bemühung und Sorgfalt auf die Erklärung des Juvenalis verwandt hat, so mufste man es um so mehr beklagen, dafs auch nicht ein Theil dieser Bemühungen dem alten Erklärer des Satyrikers zugewendet wurde, dafs man im Gegentheil mit Verachtung auf die schwachen von ihm hinterlassenen Ueberreste hinblickte, oder sie keines Studiums für würdig erachtete. Gründliche Forscher, vertraut mit dem Dichter selber, wie mit dessen alten Erklärer, urtheilten freilich nicht so; ihnen konnte es nicht verborgen bleiben, welchen Schatz von wichtigen Nachrichten und Angaben aller Art, höchst wichtig im Allgemeinen für die Kenntnifs des Alterthums, wie im Besondern für die Erklärung des Juvenalis, welche zahlreiche Fragmente verloren gegangener Dichter und dergl. mehr diese freilich mangelhaft, verstümmelt und verdorben auf uns gekommenen Ueberreste alter Erklärer des Juvenalis enthalten. Und so fand es selbst ein Cramer wohl der Mühe werth, die alten Scholien des Satyrikers zum Gegenstande einer neuen Bearbeitung zu machen, der wir nicht blos die vollständige, verbesserte Sammlung alles dessen verdanken, was davon aus dem Alterthum auf uns gekommen, sondern vielfache Berichtigungen und Erklärungen des Dichters selber, ausgezeichnet eben so sehr durch Scharfsinn, wie durch allumfassende Gelehrsamkeit.

(*Der Beschlufs folgt.*)

Digitized by Google

N. 28. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

In D. Junii Juvenalis Satiras Commentarii vetusti.

(*Beschluſs.*)

Bekanntlich ist das, was wir unter dem Namen der Scholien des Juvenalis gewöhnlich begreifen, zuerst von Pithöus aus einer angeblich Ofner Handschrift, von der man freilich seitdem nichts in Erfahrung mehr hat bringen können, edirt worden, indem die Bruchstücke, die früher Valla daraus bekannt gemacht, hier nicht in Anschlag gebracht werden können. Aus der Ausgabe von Pithöus (1585) sind diese Scholien mehrmals in der Folge mit mehr oder weniger Genauigkeit abgedruckt worden, zu Heidelberg 1590, zweimal zu Paris, 1602, 1613, und von Schrevelius 1648, dessen Bemühungen um die Wiederherstellung und Verbesserung der aus jener Ofner Handschrift in höchst verdorbener, von Fehlern aller Art wimmelnden Gestalt durch Pithöus herausgegebenen Fragmente freilich von keinem sonderlichen Erfolg begleitet waren. Ihm folgte Henninius, der, indem er seiner Ausgabe des Juvenal einen Abdruck dieser alten Scholien beifügte, auch zugleich in einem Spicilegium Animadversionum seine eigenen Verbesserungsvorschläge, wie die anderer Gelehrten, niederlegte. Seitdem ist eigentlich nichts für die alten Scholien des Juvenal geschehen; und auf das, was wir angeführt haben, beschränkt sich Alles. Die Schwierigkeit, ohne handschriftliche Mittel bedeutende Verbesserungen mit Glück anzuwenden, die oberflächlichen, ungünstigen Urtheile Anderer waren allerdings Hindernisse, welche Manchen zurückschrecken mochten, nur nicht Hrn. Cramer, der bereits in einem Programm vom Jahr 1820 die Scholien zu den beiden ersten Satiren herausgab, und dadurch Hoffnungen in uns erregen liefs, welche jetzt glücklicher Weise in Erfüllung gegangen sind. Der Zufall fügte es nämlich, dafs Hr. Cramer auf einer gelehrten Reise in der an handschriftlichen Schätzen so reichen Bibliothek zu St. Gallen eine sehr alte

Digitized by Google

Handschrift entdeckte, welche die Scholien des Juvenal (jedoch ohne den Text des Dichters selber) enthält, und wovon sich Hr. Cramer, der in ganz St. Gallen kein Exemplar der von Pithöus herausgegebenen Scholien fand, mit dem er selber die Vergleichung hätte vornehmen können, ein höchst getreues Fac simile machen liefs, welches ihm auf diese Weise den Besitz der Handschrift selber und die eigene Vergleichung ersetzen konnte. Der Codex selber, im Catalog der Bibliothek mit No. 476. bezeichnet, und in das zehnte Jahrhundert gewiesen, möchte wohl mit mehr Recht in das eilfte Jahrhundert gehören. Er ist in Quartformat auf glattem Pergament, mit sehr zierlichen Buchstaben beschrieben, ohne zahlreiche oder schwer zu verstehende Abbreviaturen, kurz mit allen Anzeigen einer sehr alten, schönen Schrift. Er enthält im Ganzen mehr, als der von Pithöus herausgegebene Scholiast, er giebt an vielen Stellen bessere Lesarten, woraus der alte Scholiast kann berichtigt werden, obgleich doch wahrscheinlicher Weise beide Handschriften aus Einer Quelle geflossen sind. Ueber die Beschaffenheit der Scholien selber äufsert sich Hr. Cramer (S. 3.) folgendermafsen: „Quorum omnium fere haec facies est, ut fundamenti loco sit antiquus aliquis Grammaticus, doctus hercle, rerumque quae tractavit, quo propior aberat ab illo quem illustravit scriptore, tanto etiam peritior, ad quem vero deinceps alii mediae aetatis magistelli, monachi, scholares, suas nugas suaque aegri somnia allinere instituerunt, neque in his sordibus substitere, sed quae proba recta, ea detrahendo, interpolando, mutando ita in pejus reformarunt, ut pristini auctoris facies passim aut plane obliteraretur, aut sui prorsus dissimilis evaderet.“ Die Zeit, in welcher dieser alte Erklärer gelebt, bestimmt Hr. Cramer dahin, dafs er aus mehreren Stellen den richtigen Schlufs zieht, der Verfasser dieser Scholien sey ein Heide gewesen, noch vor der Zeit, als unter Constantin dem Grofsen die christliche Religion Ansehen und Bedeutung gewonnen; er zeigt viele Kenntnifs der Geschichte, Antiquitäten und Mythen, Belesenheit in vielen Schriftstellern, unter denen manche sich befinden, von denen wir nur durch ihn Kenntnifs erhalten haben. Aber leider kleben ihm nur zu sehr Makel und Verderbnifs späterer Zeit an, was um so mehr zu beklagen, da wir nicht eine Reihe von Handschriften, wie in andern Fällen, besitzen, aus der wir nach und nach mit leichterer Mühe diese Scholien berichtigen und ergänzen könnten.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen bleibt uns übrig, von dem zu reden, was Hr. Cramer in dieser neuen Bearbei-

Digitized by Google

tung der Scholien geleistet hat. Er legte allerdings seinem Abdruck der Scholien den des Pithöus zu Grunde, fügte dann die in der St. Gallener Handschrift allein enthaltenen Stücke gehörigen Ortes ein, jedoch unterschieden durch Sternchen. Jeder Stelle sind mit kleinerer Schrift unten beigedruckt die abweichenden Lesarten, dann etwaige Bemerkungen von Schrevelius und Henninius, so wie von Schurzfleisch aus dessen selten gewordenem Spicilegium animadversionum in D. Junii Juvenalis Satyras XVI, Viennae 1717, Alles gehörigen Ortes eingeschaltet. Daran schliefsen sich die reichhaltigen Zusätze und Bemerkungen des Herausgebers selber an, die auf gleiche Weise vielfaches Licht über den alten Scholiasten sowohl, wie über den Juvenal selber verbreiten, und zugleich alle übrigen anderwärts und gelegentlich von Andern gemachten Berichtigungen und Erläuterungen nachtragen. Wie umfassend dieselben sind, kann schon aus der Seitenzahl hervorgehen, denn S. 19 bis 564 füllt der Abdruck der alten Scholien, nebst den jedem einzelnen Scholion untergesetzten Noten und Erläuterungen. Wie manche Stellen des Dichters sind hier erklärt, wie manche schwierige, seltnere Ausdrücke des Scholiasten verständlich gemacht und durch die seltene Gelehrsamkeit und Belesenheit des Herausgebers nicht blos da, wo die Sache in das Gebiet der Jurisprudenz einschlägt, sondern auch in andern Gegenständen, deren Behandlung wohl Wenigen obliegt, erklärt. So z. B. V, 143. p. 182. *armilausia*. V, 165. p. 186. *corrigia*. VI, 310. p. 224. *siphon*. VII, 165. pag. 298. *prorroga*. IV, 35. p. 360. *Diptycha*. IX, 145. p. 376. *anaglypharii*. XIII, 73. p. 485. *commendare*. I, 106. p. 60. *fiber, biber*. III, 38. p. 76 sqq. *foricarii* etc. III, 136. p. 92. *sollariae*. III, 150. p. 94. *sutriballus*. III, 204. p. 101. IV, 24. pag. 122. *chartapolae, chartoprata, chartarii*. IV, 100. p. 139. *lusoria*. XIV, 61. p. 509. *camara*. XIV, 222. p. 527. *offocare*. XIV, 305. p. 535. *Spartcoli*. und unzähliges Andere der Art, wovon wir noch im Verfolg Manches anführen werden.

Sat. II, 142. p. 66. erklärt der Herausgeber solium richtig durch *alveus lavandi causa institutus*, ἐμβασις, und beruft sich dabei auf die Autorität des Festus. Wir fügen noch Sueton. Vit. August. 82. und Plinius H. N. XXXIII, 12. bei. — Sat. III, 10. p. 71. 72. billigen wir vollkommen die Erklärung des Herausgebers, wo er die Worte des Scholiasten: „primum *enim ibidem* fuerunt portae, quae porta Capena vocabatur" so versteht, dafs jener Aquäduct, von dem hier die Rede ist, sich erstreckt b. an das Thor, das jetzt die Benennung des

Digitized by Google

Capenischen führt. Denn dies ist gewifs die einzig mögliche Erklärungsweise. Schwieriger sind die folgenden Worte des Scholiasten: „*Capenam.* Per correptivum, id est, Capena", und wir unterschreiben hier gerne die Worte des Herausgebers: „*Haec quid significent, dicant doctiores.*" Auch Rec. weifs nicht, was er mit *Correptivum* anfangen soll, das er in jedem Falle für verdorben hält, obgleich er eine Ahnung dessen zu haben glaubt, was vielleicht der Scholiast angedeutet haben könnte. Bekanntlich macht das vs. 12. folgende *hic* Schwierigkeit, wenn man nicht mit Wagner dafür *hinc* lesen oder das *hic* in dem Sinne von *hinc* nehmen will; sollte nur nicht der Scholiast, fragt Rec., eben darauf sich beziehen, dafs man aus *Capenam* für das folgende ein *Capena* (das also darin liege) im Ablativ herausnehme und für das folgende hinzuzudenken sey, etwa in dem Sinne: hier oder von hier (nämlich von dem Capenischen Thore aus) stiegen wir in das Thal der Egeria; wie denn der Zusammenhang von vs. 12. mit vs. 17. in vallem Egeriae descendimus bereits von Wagner nachgewiesen worden. Dies ist die einzige Art, wie Rec. sich einigermafsen die sonst unverständlichen Worte des Scholiasten zu erklären weifs. — Sat. III, 32. pag. 74. „*siccandam eluviem* ut publici fani cloacam" kann man die Vermuthung des Hrn. Cramer, dafs hier zu lesen ut *publicani* cloacam, eine gewifs glückliche und gelungene Verbesserung nennen; wobei wir zugleich einige Erörterungen über die Sache selber erhalten. Ibid. vs. 32. bei den von Ruperti als inept verworfenen Worten des Scholiasten zu dem Texte des Juvenal: „et praebere caput domina venale sub hasta" giebt uns Hr. Cramer zugleich seine eigene Ansicht von dieser für die Erklärung so schwierigen Stelle, und zeigt die Unrichtigkeit der von Ruperti gegebenen Erklärung. Unter caput venale versteht Hr. Cramer ganz richtig öffentliche d. h. Staatssclaven, welche von einem Präco auf Geheifs des Censor zum Verkauf öffentlich ausgeboten werden — eine Erklärung, die gewifs eben so in den Sinn des Ganzen pafst, als sie mit den einzelnen Worten selber vereinbar ist. Ausführlichere Bemerkungen werden den Worten des Scholiasten zu III, 38. inde reversi conducunt *foricas* beigefügt. Bekanntlich finden sich zu dieser Stelle in den Scholien mehrere Erklärungen. Die meisten Interpreten denken hier an einen auf die öffentlichen Abtritte gelegten Zoll oder Pacht, den diese Leute an sich steigern und dafür vom Publikum, welches die Abtritte benutzte, sich etwas bezahlen lassen. Dann leitet man *forica* ab von *foriro* i. e. *deonerare ventrem*, was jedoch blos bei Glossographen vorkommt. Andere, das Wort forica ab-

Digitized by Google

leitend von *forum*, denken an die Pachtung öffentlicher dem Fiscus angehörigen Buden in der Nähe des Marktes. Andere endlich denken gar an einen Weinzoll, was aber, wie Cramer bewiesen, in der Stelle des Juvenal unstatthaft ist. Verschiedene Erklärungen finden sich auch in einer andern Glosse, welche Hr. Cramer am Schlusse seiner gelehrten Bemerkung mittheilt. III, 237. et stantis convicia mandrae erklärt der Herausgeber ganz richtig: convicia *ejaculata in mandras stantes*. Denn Weber's neueste Erklärung, wornach *mandra* so viel seyn soll als *longa mulorum series*, und *convicia stantis mandrae* also Schimpfworte bedeuten, welche die Fuhrleute gegen die stehende, zögernde, nicht voranschreitende Reihe von Maulthieren ausstofsen, können wir durchaus nicht in den Worten selber begründet finden. — Sat. V, 141. p. 181. bestätigt auch die St. Gallen'sche Handschrift die Schreibart und Erklärung des Wortes *Mygale*, als ein erdichtetes Wort, abgeleitet von dem Verbum μίγνυμι. Vergl. jetzt Weber's Bemerkung über diesen und ähnliche fingirte eigene Namen, die bei Juvenalis vorkommen, pag. 198. 199. Ob aber mit Weber auch im Text Migale zu schreiben, ist eine andere Sache. — Sat. VI, 486. pag. 245, wo das Scholium des Phalaris, Tyrannen von Agrigent, erwähnt, und dabei aus Cicero eine Stelle anführt, bemerkt der Herausgeber, dafs bei Cicero wohl mehrfach dieses Tyrannen gedacht werde, nirgends jedoch die vom Scholiasten angeführten Worte sich fänden, und deshalb wohl aus einer verloren gegangenen Schrift entlehnt seyen, glauben wir, dafs dieses Fragment in die Bücher de republica gehöre, und zwar in die Lücke, welche zwischen cap. XXX und XXXI des dritten Buchs sich findet, wo schon Majo die Vermuthung äufsert, dafs hier Scipio von des Phalaris Tyrannei geredet; vergl. p. 261. ed. princip. — Sat. VII, 110. p. 289. giebt Hr. Cramer einige Beiträge zu der schwierigen, vielfach behandelten und erklärten Stelle des Juvenalis selber: „vel si tetigit latus acrior illo, Qui venit ad dubium grandi cum codice nomen.“ Er bemerkt ganz richtig, dafs im letztern Verse man nicht an einen Gläubiger und Kläger, sondern an einen Schuldner und Angeklagten zu denken habe, und *illo* auf den Gläubiger beziehen müsse, da *venire ad nomen* nur auf den Schuldner und Angeklagten gehen könne. Diese Bemerkung pafst eben so sehr in den Zusammenhang und Sinn der Stelle, wie sie aus den einzelnen Worten ohne Anstofs ausgemittelt werden kann. — Sat. VII, 118. pag. 292. bei Erklärung des Wortes *scalae* fallen uns ein die beiden Parallelstellen bei Cicero pro Milon. 15. Philipp. II, 9. — Sat. VIII, 63. p. 315.

Digitized by Google

werden genau unterschieden *Hirpini* und *Hirpli*, beides Völkerschaften Italiens. Ibid. 66. p. 316. schätzbare Erläuterungen zu *Epirrhedia*; ibid. 138. p. 324. über die Schreibart von *obtansus* und *obtusus*; ibid. 155. p. 329. über das alte Wort *robus*, was der Herausgeber in den Text des Juvenal setzen will: *robumque juvencum* für *torvumque juvencum*, wie jetzt in den Ausgaben steht. Die Bedeutung und Ableitung dieses Wortes (ἀρχαικῶς für *rufus*) sucht der Verf. aus seltenen Quellen zu erweisen. — Sat. X, 24. p. 380. über die *Arca Senatus*; ibid. 136. p. 396. über *Aplustra*; X, 362, wo bei Sardanapal das Scholion eine Stelle aus Cicero de Republica anführt; s. jetzt III, 36. p. 268, wo jedoch anders als hier geschrieben steht Sardanapallus mit doppeltem l, wie auch Schweighäuser aus Handschriften jetzt im Athenäus hat setzen lassen (s. XII, 7. p. 528. F. und dazu die Annotatt. Tom. VI. p 416. und zu Buch VIII. p. 335. F.), während Diodor und Herodot das einfache l haben; vergl. Wesseling zu Herodot II, 150. — Erörterungen von bedeutenderem Umfang folgen: Sat. XI, 138. p. 440. über *Pyrgamus*; XI, 141. p. 444. über *ulmea*; XI, 195. p. 454. über *hordearii*. — Zu XIV, 97. p. 514. werden mehrere Nachweisungen für die Erklärung des Verses angeführt. Zu Sat. XV, 112. pag. 549. giebt der Herausgeber besonders nach den Rechtsquellen den Unterschied und die verschiedene Bedeutung von *Orator*, *Rhetor*, *Sophista* an; *Orator* kommt in doppeltem Sinne vor: 1) von einem Advocaten oder, wie man sie früher nannte, *patronus causarum*; 2) von einem Lehrer der Beredsamkeit in den Schulen, welche man in den gröfseren Städten errichtet hatte, um das Studium der für den gerichtlichen Gebrauch nothwendigen Beredsamkeit zu erhalten. Das Wort *Rhetor* kommt zwar in den Griechisch geschriebenen Constitutionen auch in der Bedeutung von *advocatus* oder *patronus causarum* vor, in den Lateinischen Schriftstellern aber nicht; hier bedeutet es stets einen Lehrer der Beredsamkeit, der auch wohl Redner selber ist. Das Wort *Sophista* hat im Ganzen dieselbe Bedeutung wie *Rhetor*, und läfst sich der von Einigen gemachte Unterschied zwischen *Rhetores* und *Sophistae*, wornach jene die Römische, diese die Griechische Beredsamkeit lehren, durchaus nicht begründen, zumal aus Rechtsquellen. — Gelegentlich erhalten wir auch bei Sat. VII, 4. p. 278. eine Berichtigung der Etymologie des Wortes *mediastinus*, das man bald von *stare*, bald von ἄστυ und andern Wörtern hat ableiten wollen. Hr. Cramer dagegen findet es weit wahrscheinlicher, dafs, wie in *clandestinus* und ähnlichen, *stinus* nichts weiter sey als eine Verlängerung des Wortstamms: eine

Digitized by Google

Erklärung, die so einfach und natürlich sie ist, uns vieler gezwungenen Etymologien bei diesem Worte gänzlich überhebt. Daher ist auch die einigemal vorkommende Lesart *mediastrinus* unrichtig, und die ältere *mediastinus* unbedingt vorzuziehen. Sonst werden vielfach höchst schätzbare Bemerkungen aus dem Römischen Recht mitgetheilt (z. B. aufser dem oben bereits gelegentlich angeführten, zu I, 56. p. 28.), dergleichen man freilich bei so vielen Philologen unserer Tage vergeblich suchen wird, die es entweder nicht zu erkennen vermögen, oder nicht erkennen wollen, wie gründliche Kenntnifs der Römischen Sprache und der Römischen Welt überhaupt ohne Kenntnifs der Römischen Rechtsquellen nicht möglich ist, die sich nicht entblöden zu behaupten, Kenntnifs der Römischen Antiquitäten sey etwas dem Philologen minder Nothwendiges, oder gar Ueberflüssiges. Solche mögen bei Hrn. Cramer in die Schule gehen und aus seinen Bemerkungen lernen, worauf sie ihr Augenmerk zu richten haben.

S. 565 — 616. folgt eine *Mantissa scholiorum antiquorum e variis in Juvenalem Commentariis MSS. collecta.* Hier sind alle Glossen zusammengestellt und nach der Folge der einzelnen Satiren und Verse geordnet, welche in den verschiedenen zahlreichen Handschriften des Juvenal theils zwischen den Linien, theils am Rande sich beigeschrieben finden, verschieden von dem eigentlichen, durch Pithöus herausgegebenen Scholiasten. Dergleichen Glossen waren von den früheren Herausgebern und Erklärern des Juvenalis wohl benutzt worden, erst später aber mit mehr Sorgfalt aus Handschriften hervorgezogen. Dahin gehören drei von Caspar Barth, eine von Schurzfleisch, eine von Burmann dem Jüngeren verglichene, Handschriften; dahin gehört ferner, was aus einer Handschrift im Classical Journal 1810. Vol. II. p. 456. bekannt gemacht worden. Einiges fügte der Herausgeber aus einer wahrscheinlich zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts geschriebenen Koppenhagener Handschrift, Anderes aus einer Münchner und Wiener bei. In jedem Falle sind wir dem Herausgeber für diese Zusammenstellung, Sichtung und Ordnung vielen Dank schuldig, zumal da er nicht versäumt hat, bei jeder einzelnen Glosse die Quelle genau anzugeben, aus der sie genommen ist.

S. 616 bis 636 folgen *Addenda et Corrigenda*, wo am Schlufs die für die Geschichte des Scholiasten so wichtigen Schlufsworte des Pithöus bei seiner Ausgabe desselben beigefügt sind, so dafs also der Leser nichts vermifst, und den ganzen Apparat des Pithöus vollständig mit erhält. Ein dreifacher Index beschliefst das Ganze, und zwar I) *Index Scripto-*

rum, qui in scholiis citantur, II) *Index Scriptorum, qui in notis illustrantur, emendantur, reprehenduntur aut vindicantur*, III) *Index Rerum et Verborum in Glossis et Notis.*

Möge das Beispiel des gelehrten Herausgebers Nachahmung finden, und in ähnlicher Weise ähnliche Bearbeitungen des Donatus, Servius, Asconius und Anderer hervorrufen!

***Bibliotheca Romana Classica**, probatissimos utriusque orationis scriptores Latinos exhibens. Ad optimarum editionum fidem scholarum in usum adornavit G. H. **Lünemann**, Philos. Dr. ac Gymn. Gotting. Rector. T. VIII.*

mit dem Nebentitel:

***Phaedri** Augusti Liberti **Fabulae Aesopiae**. Accedunt **Julii Phaedri** et **Aviani Fabulae**, **Publii Syri** Sententiae et **Dionysii Catonis** Disticha. Ad optimarum etc. Gottingae, 1823. Sumtibus Rud. Deuerlich. VIII und 177 S. 8.* 6 gr.

Bibliotheca Romana Classica etc. T. IX.

mit dem Nebentitel:

***C. Valerii Flacci** Setini Balbi **Argonauticon** Libri VIII. Ad optimarum etc. curavit G. H. **Lünemann**. Gotting. ibid. eod. IV und 190 S.* 9 gr.

Nach einiger Unterbrechung erhalten wir die Fortsetzung einer Autorenfolge, die, ungeachtet so mancher ähnlicher Unternehmungen, dennoch durch einen eigenthümlichen Werth sich den Weg in das Publicum gebahnt hat, und auch mit dazu beiträgt, nach und nach aus den Händen der Studirenden die alten elenden Texte und die noch elendern Noten so vieler sogenannten Schulausgaben des vorigen Jahrhunderts zu verdrängen, eine Wohlthat, welche nur der Schulmann ganz zu schätzen weifs, der oft in Händen unbemittelter Schüler die erbärmlichsten Ausgaben dulden mufste, weil die bessern, die er hätte empfehlen können, zu theuer waren. Der Titel dieser Ausgaben verspricht zwar weiter nichts, als einen nach den besten Ausgaben berichtigten Text. Indessen sucht sich Hr. Lünemann doch immer noch selbst einiges Verdienst um die Autoren zu erwerben, wie er denn dem achten Bande neun Seiten, und dem neunten Bande acht Seiten kurze kritische Anmerkungen beigegeben hat, worin er Rechenschaft

Digitized by Google

von der Aufnahme gewisser Lesarten giebt, in denen er von dem übrigens angenommenen Texte abweicht. So wenig nun diese Ausgaben den Zweck haben, eine eigene Recension der Texte aufstellen zu wollen: so wenig erfordern sie auch eine ausführliche Kritik von unserer Seite, und es könnte im Allgemeinen das gerechte Urtheil genügen, dafs sie Empfehlung verdienen theils wegen Correctheit des Textes, theils wegen des wohlfeilen Preises, dafs der Druck gut in's Auge fällt, und das Papier so ist, dafs man es bei diesem Preise ohne Ungerechtigkeit nicht besser verlangen kann. Indessen wollen wir uns doch noch in der Kürze über diese beiden Ausgaben (denen, dem Vernehmen nach, schon der Silius Italicus als Xr Theil gefolgt ist) auslassen.

Den Phädrus giebt uns Hr. L. nach der Schwabischen Ausgabe (zwei Thle. Braunschweig 1806). Die in Italien neu aufgefundenen Fabeln nach Cassitti's zweiter Ausgabe (von 1811. Neap. 1 Bogen in Folio, mit gespaltenen Columnen), mit Zuziehung von F. H. Bothe's schätzbarer Ausgabe dieses Fundes (Heidelberg und Speier, 1822. 12. bei Oswald), und mit Angabe der Abweichungen von Cassitti. Den Avianus giebt er nach Nodells Ausgabe (Amst. 1787. 8.). Den Publius Syrus erhalten wir nach der Ausgabe von Orelli; doch konnten Bothe's Recension in diesen Jahrbb. und Orelli's Nachtrag zu seiner Ausgabe dem Herausgeber noch nicht bekannt seyn. Der Dionysius Cato endlich wird nach der Arntzenius'schen von Tzschucke wiederholten Ausgabe gegeben, da die Bernhold'sche (von 1784) Hrn. L. zu spät zukam. Im Phädrus müssen wir die Wahl der aufgenommenen Lesarten, so weit wir ihn verglichen haben, gröfstentheils billigen. Weggelassen hätte werden sollen das unnöthige Comma in I. 23. repente liberalis, stultis gratus est: welches Billerbeck in seiner Ausgabe (8. Hannover, Hahn, 1824.) richtig wegläfst. Bei dem letzten Verse des ersten Buches dagegen Tunc de reliquiis una: merito plectimur gefällt uns diese Wortstellung, als der prosaischen Betonung näher, besser, als die bei Billerbeck: De reliquis tunc una etc. Bei den von Cassitti neu aufgefundenen Fabeln werden mit Recht Bothe's Lesarten den Lesarten des Cassitti vorgezogen. Fab. II. v. 4. hat Cassitti: *Quaecun*que indulgens Fortuna animali dedit; Bothe: *Quotquot* Fortuna indulgens animali dedit; Billerbeck: *Quaecunque* Fortuna animali indulgens dedit. Hr. L. hält es mit Bothe, und daran thut er Recht; auch ist die Handschrift für diese Wortstellung. IV. 20. giebt Cassitti, dessen Ausg. von 1811. wir vor uns haben (V. 20.):

Digitized by Google

Tunc falsa Imago, atque operis furtivus labor
Mendacium adpellatum est: quod ne *cogites*
Pedes habere, *futile* ipse *conspicis*.

Bothe giebt Hinc für tunc und so auch Hr. L. und Billerbeck. Aber im zweiten und dritten Verse giebt Bothe: quod *se praedicans* Pedes habere, mendax ipsum corruit, und sagt, der Codex gebe blos: Mendacium appellatum est quod . . . Pedes habere, m . . . . ipse; allein bei Cassitti sieht man, dafs der Codex hat: quod *ne* und dann: pedes habere, *f* . . . *le* ipse *c* . . . *ns* . . . Und gerade so giebt vorsichtig Hr. L. Dagegen hat Billerbeck Cassitti's Lesart oder Ergänzung aufgenommen, vermuthet aber in einer Anmerkung fusile, das Gebilde, für futile. Wir können keine der gegebenen Ergänzungen für sicher halten, und loben Hrn. Ls. Vorsicht. Nur noch eine Bemerkung zum Publius Syrus. Nach v. 233: Fortuna plus homini quam consilium valet, wo eigentlich vor und nach quam consilium ein Comma stehen mufs, folgt nach zwei Versen: Fortuna nulli plus quam consilium valet. Beide Verse stehen in der Gruterschen Ausgabe (Lugd. Batav. 1708.), die wir vor uns haben, als v. 226. und 229. und auch Orelli hat sie. Nun giebt aber Gruter an, der zweite dieser Verse sey längst im Besitze seiner Stelle; den ersten haben die Codd. Palatt. und der Cod. Frising. geliefert. Hr. L. hat den zweiten herausgeworfen „quum ex mero (?) librariorum errore natus videatur". Wir glauben, er mufs blos emendirt werden:

Fortuna *multis* plus, quam consilium, valet:

dann können wir die halbwahre Variation desselben:

Fortuna *plus homini*, quam consilium, valet,

die erst seit Gruter in den Text gekommen ist, entbehren.

Dem Verrius Flaccus weist Hr. L. mit Recht einen der ersten Plätze unter den Nachahmern des Virgil ein. Da sein Text durch Abschreiber und Correctoren sehr verdorben ist, so ist auch nach Wagners Ausgabe (Gotting. 1805.), die Hr. L. zum Grunde gelegt hat, noch Manches für ihn zu thun. Er hat zu dem Ende die Burmannische Ausgabe (Leid. 1724. 4.) und die unter manchem Guten auch grobe Verstöfse darbietende Ausgabe von Dureau de La malle (T. III. Paris. 1811. 8.) beigezogen, auch Weicherts Epist. Critica de Val. Fl. Argonauticis (Lips. 1812. 8.) und dessen Ausgabe des achten Buches des V. F. (Misn. 1818. 8.). Eigene Verbesserungen hat Hr. L. nicht versucht, aber, wie uns scheint, dennoch einen bessern Text als alle bisherigen Herausgeber geliefert; manche gute Lesart, die hier und da in Literaturzeitungen empfohlen war, zuerst aufgenommen, auch einigen gelungenen Con-

Digitized by Google

jecturen Anderer im Texte Raum gegeben. Und von dem Allem giebt er in den angehängten kurzen Anmerkungen Rechenschaft. Doch es mag genug seyn, auch die Philologen aufmerksam gemacht zu haben, dafs sich hier nicht blos ein unveränderter Abdruck eines schon bekannten Textes, sondern ein Text finde, der seinen Platz auch in der Bibliothek des Gelehrten, nicht nur des Studirenden einnehmen kann. Die Enge des Raumes, den wir uns für diese Anzeige herausnehmen zu dürfen glaubten, erlaubt uns nicht, Proben zu geben und in's Einzelne zu gehen, sondern nur, den Herausgeber und die Verlagshandlung zur Fortsetzung dieses Unternehmens aufzumuntern.

Analecta arabica edidit, vertit et illustravit Ern. Frid. Car. Rosenmüller, Th. Dr. et Litt. Or. in Acad. Lips. P. P. N. Pars I. 23 S. arabischen Textes, XII Vorrede, 44 Uebersetzung, Anmerkungen und Glossarium latino-arabicum. 1825. Pars II. 59 S. arabischen Textes, VIII Vorrede, 55 Uebersetzung mit Noten und arabisch-lateinischem Glossar. Leipzig, bei Ambros. Barth.

Pars prima 1 Thlr. — —
— secunda 1 Thlr. 12 Gr.

Schon der äufserst niedliche Druck (litteris Guil. Haak, Lipsiae) mufs zum Lesen dieser Texte anlocken. Eben so sehr die entgegenkommende Erleichterungen, durch die lateinische Uebersetzung mit gelehrten Noten und das gerade zu dem gegebenen Texte passende kleine Wörterbuch, wo bei jedem Wort der Text nachgewiesen ist, so dafs der Schüler sicher weifs, ob er die wahre Form getroffen habe.

Die Wahl des ersten Textes ist zeitgemäfs. Deswegen hat auch der I. Theil seinen eigenen Titel:

Institutiones Juris Mohammedani circa bellum contra eos, qui ab Islamo sunt alieni. E duobus Al-*Codurii* Codicibus (Dresdensibus) *nunc primum arabice* edidit, latine vertit, Glossar. adjecit . . Rosenmüller.

Nach Abulfeda Annal. T. III. p. 92. ed. Reisk. Adler. starb Abul Hosein Achmed, der Koduri (bei Herbelot: Caduri) genannt, um's Jahr Chr. 1036. Heg. 428. Der Inhalt betrifft Kriegsgesetze der Araber, welche statt fanden, während sie selbst auch, nach Nro. XXI. p. 5. mit den Türken Kriege hatten. Nach I. soll der Moslem die Ungläubigen bekriegen,

Digitized by Google

auch wenn sie nicht angreifen. Doch soll man nach III. sie erst einmal, zweimal, zu Annahme des Islam einladen, oder wenigstens Tribut zu zahlen. Alsdann sollen sie so sicher seyn, als der Moslem, und nur was dieser leistet, auch leisten. Nach VIII. soll der Araber nicht fidem fallere, auch nicht Kranke, Weiber, Greise u. s. w. morden. Wie viel milder waren noch die Arabischen Sitten, als die der Türken! Nro. XIV. ist übersetzt: Non licet *ab hostibus* arma coëmere. Warum sollte der Moslem dies nicht dürfen? So verlören die Feinde doch von ihrem Kriegsapparat. Man sieht, der Sinn mufs anders gefafst werden. Und so ist es auch. Der Text verbietet, von den Leuten des Kriegs Waffen zu kaufen. Ohne Zweifel heifst dies: dem Krieger soll niemand Waffen abkaufen. Er soll sie nicht verkaufen können.

Angehängt sind e Libro, qui inscribitur *Thesaurus Regum*, auct. Seid Ali Hamadensi, *conditiones*, *quas Omarus* in Constitutione sua *de Jure Tributariorum* ipsis scripsit. Neue Tempel oder Synagogen bauen, wird ihnen verboten, die verfallenen sollen sie nicht wiederherstellen (Moslemische Toleranz! eines Omars würdig). Wo ein Moslem sitzen will, müssen sie aufstehen. Sie dürfen sich nicht wie die Mosleme kleiden, nicht Sigillringe mit Wappen tragen, nicht gesattelte und gezäumte Pferde reiten u. s. w. Wer diese Vorschriften verletzt, den darf der Moslem todt machen, ohne dafs er Blutgeld verschuldet.

Der Inhalt des II. Bändchens ergiebt sich auch aus einem besondern Titel:

> *Zohairi* Carmen *Almoallakah.* Cum *Scholiis Zuzenii* integris et *Nachasi* selectis. E Codicibus Manuscr. arabice edidit . . . Rosenmüller.

Der seel. Rink hatte dem Vf. 1792. diese Moallakah aus einem Leydener Ms. zur Herausgabe anvertraut. Jetzt giebt es Hr. R. longe emendatius et Zuzenii Commentario auctum e Cod. Paris. Sabbaghiano No. 1416. (Sabbagh ist 1818. zu Paris gestorben.) Das Gedicht besteht, wie die andern Moallakat, aus drei verschiedenen Theilen: Zuerst Andenken an eine Geliebte (hier Om-Aupha, Mutter des Schönsten oder Trefflichsten, genannt) Alsdann, von Vs. 16 an bis 33, folgt der heroische Theil. Hier Preis zweier Edlen, welche hundert Kameele Blutgeld bezahlten, um der verderblichen Blutrache zwischen zweien Stämmen ein Ende zu machen. Von Vs. 34 — 46. folgt der Preis eines andern Heroismus. Ein Hosein führt eine kühne

Digitized by Google

Fehde aus, deren Umstände aber dunkler angedeutet sind. Zum vorhergehenden ist dieser Päan nicht zu rechnen. — Zum Schluſs spricht der Dichter von sich selbst und von einigen Sentenzen (Maschâls), die ihm seine Lebenserfahrung eingegeben. Er beginnt:

47. Ich bin überdrüssig der Mühen des Lebens, und wer durchgelebt hat achtzig Jahre, mag (du kannst's *) nicht weigern!) überdrüssig seyn.

49. Oft sah ich den Tod, wie wenn ein blindes Kameel ausschlägt; wen es erreicht, den tödtet es. Wen's verfehlt, lebt und mag alt werden.

(Sinn: Mich hat der Tod lange nicht getroffen. Etwa jenem ähnlich von Fontenelle: Still! wenn er uns vergessen hat.)

54. Wer furchtsam flieht die Anläufe des Schicksals, ihn werden sie erreichen, und wenn er bestiege die Zugänge des Himmels auf einer Leiter.

57. Wer nicht wegtreibt von seiner Cisterne mit seinen Waffen, dem wird sie zerworfen. Wer die Leute nicht wegdrängt, wird weggedrängt.

59. Wer nicht aufhört, zu machen, daſs die Leute ihm den Kameelssattel auflasten,
und nicht frei macht seine Seele bei Zeiten von der Erniedrigung, den wird's reuen.

60. Was irgend von Gemüthsbeschaffenheit bei den Männern seyn mag,
und wenn sie ihren Zustand verdeckt vor den Leuten, sie wird doch gewuſst.

62. Die Zunge des Jünglings (nicht: des Mannes überhaupt) ist (seine) Eine Hälfte, und die andere Hälfte seine Brust;
Und nichts ist (sonst) übrig, auſser die Gestalt von Fleisch und Blut. (בקא fehlt im Glossar.)

---

*) Der Text hat:

לא אבא לך ישאם

Dies wird im Glossar übersetzt: *Non est pater tibi!* mit der Bemerkung: Quae *proprie conviciandi formula* nonnunquam asseverat et ad attentionem excitat: *profecto, sane.* Dies, dünkt mich, wäre doch gar zu sonderbar. אבא als nomen actionis bedeutet auch *recusare, fastidire* aliquid. Castell. fol. 11. Also: non est *recusatio* tibi (o auditor! lector!), id est, *ne nolis.*

Digitized by Google

63. Auf die Unverständigkeit des Greis kommt nicht noch Verstand hintennach;
Aber der Jüngling kann, nach seiner Unverständigkeit, noch verständig seyn.

Das letzte ist:

64. Wir baten und Ihr gewährtet; und wir wiederholten (zu bitten) und Ihr wiederholtet (zu gewähren).
Wer aber vervielfältigt das Bitten, eines Tags mag ihm (auch wohl) versagt werden.

Fast scheint es, in der letzten Sentenz wende sich der Dichter um Beifall, um Gewährung des Preises, an die Hörer; wenn man es sich so örtlich denken darf, an die Zuhörer bei der Caaba. Bescheiden erkennt er, schon einigemale ihr Lob gewonnen zu haben. Je bescheidener er für möglich hält, es einmal zu verfehlen, desto weniger wird es ihm auch diesesmal versagt (Cherem) geworden seyn.

Die Orientalisch eigenthümliche Anlage dieser Gedichte ist, dafs immer dreierlei Inhalt auf einander folgt, nur durch das Einerlei des Metrum verbunden. Denn da der Inhalt von drei verschiedenen Gegenständen handelt, und nicht das Eine Gedicht auf das Gebiet der andern wenigstens hinführt, so kann man doch nicht eigentlich sagen, es sey Ein Gedicht, aber aus dreierlei verschiedenartigem Stoff componirt. Es mufs nur Sitte gewesen oder den Hörern angenehm geachtet worden seyn, wenn ein Dichter sich in ebenderselben Versart über dreierlei Materien, eine leichtere, eine ernstere und endlich sententiös hören liefs.

Eben so ist zusammengefügt die an poetischem Schwung vorzüglichere Burde, das Lobgedicht auf Mohammed, welches unter dem Titel:

> Funkelnde Wandelsterne zum Lobe des Besten der Geschöpfe (nämlich Mohammeds) von Bussiri, übersetzt und erläutert von Vincenz Edlem von Rosenzweig. Wien, 1824. bei Anton Schmid. 26 S. in Fol.

erschien. Bis zum Vs. XXXIV. singt der Dichter reuige Erinnerungen an seine Liebschaften. Der Vs. XXXV. beginnt, ohne Uebergang, einen oft wahrhaft erhabenen Lobgesang auf den Propheten. Statt der Sprüche am Ende von Vs. CLXVI. schliefsen fromme Anreden an die Seele des Dichters.

Die Betrachtung dieser Orientalischen Geisteserzeugnisse erinnert den Rec. an die offenbar ähnliche Composition der

Digitized by Google

Rede Jesu vom Berge. Die Seeligpreisungen geben den anziehendsten Eingang. Alsdann folgt der Ernst der Ermahnungen gegen Pharisäische scheinbare Werkheiligkeit, gegen sittenverderbliche Gesetzauslegungen u. s. w. Den Schluſs machen Sinnsprüche, ohne näheren Zusammenhang. Gerade dies bleibt bei jener geordneten Rede für den Abendländer das auffallende. Die Nachweisung, wie eben dieses Orientalische Sitte sey, macht diese Eigenheit der Composition erklärbarer.

Erwünscht ist es dem Rec. immer zeigen zu können, wie jedes genauere Bekanntwerden mit dem west- und südsemitischen Orientalismus, mit Art und Kunst der abrahamidischen Stammverwandten in Palästina, Arabien und Aram, auch in das Bibelstudium allerlei Licht bringt; weit mehr als das schon viel fremdartigere Zoroastrische Licht, das selbst ohne den Gegensatz der ahrimanischen Finsternifs (dieses der Bibelreligion vor der Wegführung nach Babel noch ganz unbekannten Versuchs, das Böse und Uebel erklärbar zu finden) nicht mehr so recht als Licht erscheinen zu können wähnte; und noch weit mehr als die indische, nie einige, ja gegen sich selbst kämpfende, Trimurti (Drei-fachheit) mit all ihren pantheistischen Verwandlungen und Incarnationen.

Eben deswegen, weil der bessere Theil des Orientalismus, der semitische, immer mit unserm christlichen Eindringen in den Bibelsinn in so naher Verbindung steht und von Mischung des Christenthums mit der allzu occidentalischen Patristik und Scholastik abhält, hat Rec. in sich auch oft bei den Glossarien des Vfs. gewünscht, dafs Winke von Benutzung der arabischen Wortbedeutungen für das hebräische, wie Er sie gar oft hätte geben können, eingestreut seyn möchten, um das alte, nie abzureissende Band zwischen beiden Studien bei jeder Gelegenheit neu anzuknüpfen.

Wir verbinden mit dieser Anzeige mit Vergnügen noch mehrere neue Beweise von dem unermüdeten Fleifs und Kenntnifsumfang des Vfs. Eine für das ganze biblisch-orientalische Studium bedeutende Unternehmung ist begonnen, unter der Aufschrift:

Digitized by Google

Handbuch der Biblischen Alterthumskunde. Von E. Fr. C. Rosenmüller, der Theol. Dr. und der morgenländ. Litteratur Ord. Prof. zu Leipzig. Erster Band. Biblische Erd- und Länderkunde. I. Th. 385 S. II. Th. 346 S. mit fünf (erwünschten) Registern über beide Theile. Leipzig, bei Baumgärtner. 1823 und 1825. I. Bd. 1. Th. 2 Thlr. 12 Gr. 2. Th. 2 Thlr.

Die Einleitung giebt den Umfang des Begriffs: Alterthumskunde. Der Boden, die Menschen nach ihren Anlagen und Sitten, die geschichtliche Begebenheiten, immer auch das darauf sich beziehende Auswärtige mit einbegriffen, sind die drei Hauptgegenstände. Bis S. 130. wird eine beurtheilende Aufzählung der Quellen, aus denen die nöthige Menge von Notizen zu vereinigen ist, vorangeschickt. Das erste Hauptstück, die eigentliche Geographie, zeigt, dafs auch die Hebräer sich eine runde, vom Ocean umströmte Erdscheibe, über welcher der Himmel wie eine Zeltdecke aufgestülpt sey, eingebildet haben. Hierin also nichts von berichtigender Offenbarung; nichts von einem Zuvorkommen vor den viel späteren Entdeckungen der menschlichen Beobachtungskraft. Das Bild, welches sich die Psalmen und Propheten machten, hätte aber auch nie von Uebertreibern der Offenbarungslehre zur Hinderung der späteren, jetzt endlich doch unläugbar gewordenen, geographischen und astronomischen Entdeckungen gemifsbraucht werden sollen. Rec. wundert sich, dafs der vielbelesene Verf. nicht vollständiger bei Note 4. S. 135. die Bemerkung gemacht hat, wie Vofs der erste war, welcher im Griechischen Alterthum nachwies, dafs man sich gar lange die Tellus nicht als eine im Luftraume schwimmende Kugel, sondern im Ganzen eben so, wie wir es auch in den althebräischen Schriften finden, vorgebildet hatte. Damit aber hängt denn auch, was noch immer viel zu wenig bemerkt wird, die weitere Folge zusammen, dafs man in den früheren Zeitaltern zur Belehrung über die damals bekannte Geographie und Chorographie nicht die uns jetzt bekannte Erdscheibe und die jetzt bekannten Ufergränzen und Gestalten der Länder zur Grundlage annehmen darf, um nur die althekannten Inseln, Flüsse, Gebirge, Distanzen darauf hinzuzeichnen

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N. 29. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Dr. Rosenmüllers Handbuch der biblischen Alterthumskunde.

(Beschluss.)

Die Kundigsten hatten bei weitem nicht das in der Natur vorhandene Bild des Ganzen und seines Inhalts in ihrer Vorstellung. Ihre Uferschifffahrten gaben ihnen nicht leicht die wahren Distanzen, die Verhältnisse der Lagen der Orte gegen einander. Sie füllten sich in ihrer ohne Messungen entstandenen Einbildungscharte die viel kleiner angenommenen Räume mit muthmaßlichem Stoff aus. Nur aus der Odyssee selbst kann man finden, wie sich die Homerische Zeit und Gegend — Adria, Trinakria, die Kalypso-Insel u. s. w. gestaltet und wohin sie, in unrichtigen Zwischenräumen, das wenige gelegt haben, wovon sie Sage hatten.

Eben diese Grundbegriffe müssen auch uns Orientalisten bei Genes. X. und ähnlichen Stellen ein Leitstern werden, wo etwa das, was zu Salomo's, zu Asa's Zeit (2 Chron. 16, 9.) von der Handels-Chorographie der solchen Fund kaufmännisch verheimlichenden Phönicier dem Hebräer zur Kunde gekommen war, aufgenommen seyn mag, da der nichthandelnde Hebräer für sich keine Kunde von Seeländern haben konnte, die Thorah aber überhaupt vor Jerobeams Zeit nicht publicirt gewesen seyn kann. Gerne nahm dann jede Priesterschaft ihren Tempelort zum Mittelpunkt. Die Hebräer haben Kenntniss vom Euphrat und Tigris, wie Homer sie noch nicht hatte, wahrscheinlich weil die Phönicier und dann auch David und Salomo schon das Landschiff, das Kameel, in Karavanen benutzten, um dann bis gegen den persischen Meerbusen hinab auf den grossen Flüssen Waaren zu senden und zu erhalten.

Alle Schriften, welche diese alterthümlich noch unrichtigen Begriffe nicht, sondern schon das mehr berichtigte haben, oder darauf anspielen, beweisen eben dadurch ihre Unächtheit und verrathen den späteren Zeitraum ihrer Erdich-

Digitized by Google

tung. Deswegen ist die Entdeckung der ältesten Vorstellunge von Erd- und Länderkunde ein so wichtiger Schlüssel, u der Neuheit der mystischen Verschönerungen und Umdeutungen handgreiflicher gewiſs zu werden. Ebendahin gehört auc die unterirdische Geographie, nämlich das subtellurisch Todtengebiet der Hebräer. Anerkannt ist endlich, daſs de Scheol der Hebräer sowohl, wie der griechische Hades, ne nicht ein Himmel der Seeligen und eine Hölle, noch nicht ei mal ein in Tartarus und Paradies gesondertes, sondern no bei Jesaiah, wie in Hiob, ein allen Todtenseelen geme schaftliches Todtengebiet ist. Diese unterirdische Ge graphie ist im höhern Alterthum eben so sehr eine andere einfachere, aber nicht feststehende und nicht infallibel geg bene, sondern eine perfectible, wie die von der Oberwe perfectibel war, allmählich perficirt wurde und noch imm unter dem Schutz ihrer vorausgesetzten Perfectibilität pe ficirt wird. Wer vermag's, die Gehenna des Neuen Tes ments in der alttestamentlichen Theologie nachzuweisen Wer sieht nicht sogar, daſs selbst das neutestamentliche Par dies, wo Abraham, Lazarus, auch Jesu Seele bis zur Wiede belebung hinversetzt waren, vom Himmel der Seeligen, w ihn der spätere Kirchenglaube statuirte, sehr verschieden g dacht ist? Wie sich die sinnliche Erd- und Länderkunde erwe terte, so auch die übersinnliche, unter- und überirdische.

II. Hauptstück. Aelteste Erdkunde vor der Fl Irdisches Paradies. Daſs die davon aufbewahrte Le erzählung den Phrat, den Chidekel u. s. w. auch über die luvische Erdrevolution hinaus, in die jenseitige telluris Periode, versetzen, ist unstreitig Beweises genug, daſs d Chorographie dieses Abschnitts postdiluvische Vorstellung zur Grundlage hat. Ist es wahrscheinlich, daſs diese bei Ströme ein Paar tausend Jahre vor der Noachischen Ueb schwemmung von Hochasien (Sems-Land) so waren, w nach dieser? Welche Veränderungen muſs nicht eine sol Flut und die ihr vorausgehende Ursache hervorgebracht h ben. Dennoch geht die Lehrerzählung Genes. II. III. v der Voraussetzung aus, Phrat und Tigris wären zweitau Jahre vor Noah, wie nach der Noachischen Naturrevolut Ihr alter Verfasser scheint das Caspische Meer als den R des irdischen verlornen Paradieses angenommen zu hab denn nur von dorther können die vier Hauptströme (we Hr. R. S. 192. richtiger als gewöhnlich bezeichnet) als a gehend gedacht worden seyn. Die Muthmaſsung konnte g fallen, das uralte Paradies sey jetzt, wie die Gegend von

Digitized by Google

dom, aus einem Garten Gottes in einen See umgewandelt und für Menschen ein Cherem. Von den vier Strömen sagt der Text nicht, daſs sie dort, in dem Eden selbst, sich getheilt hätten. Er sagt: Und von dort weg, das ist wohl: In einer gewissen Entfernung von dem Umfang des Lustgartens. Man scheint sich gedacht zu haben, daſs vier Ströme Quellen hätten einen unterirdischen Zusammenhang mit dem aus dem Eden entstandenen Caspischen Landsee, in welchen sich ein Hauptstrom, die Wolga, vom Norden herab ergieſst. Bei Pischon an den Phasis zu denken, ist, weil der Name Pàsch (S. 193.) noch fortdauert, sehr bequem. Wenn Gen. 2, 11. nur statt הוילה etwa הוֹלִיה zu lesen wäre, um das alte Goldland, Kolchis, zu haben. Bei Gichon an den Oxus (S. 195.) zu denken, scheint nicht passend, weil dieser Strom nicht wie der Euphrat, Tigris, Phasis von der Gegend Edens wegflieſst, sondern dahin. Auf der beigefügten Charte von Mittelasien hat der Fluſs Kara Su, der Fluſs, an welchem Susa lag, die passende Richtung und strömt durch Chusistan, welches aber (vergl. S. 308.) arabisch הוז, nicht כוש geschrieben erscheint. Ist es etwa doch, nach dem Gehör geschrieben, das Cusch Vs. 13? Vergl. auch Esth. 1, 1.

S. 213. bemerkt die Schwierigkeit, daſs der Chidekel nach Vs. 14. ostwärts von Assur flieſse. Wie hätte ein Hebräer dies schreiben oder geschrieben lassen können, da das ihm, leider! bekannt gewordene Assur östlich vom Tigris liegt. Wir zweifeln, ob קדמת ostwärts bedeute. Die drei andern Stellen, wo das Wort vorkommt, beweisen dies nicht. קֳדָם Kodam ist, was vorwärts liegt, ehe man zu dem, was darauf genannt wird, kommt. Dem Hebräer war der Tigris vorwärts Assur. Kedem bedeutet nur in so fern den Osten, weil diese Erdgegend vorwärts, vor dem Gesicht des Beobachters lag, der rechts Süden, links Norden hatte. — —

All diese Erklärungsversuche aber bezieht Rec. nur auf das, was postdiluvianisch und hebräisch über den ersten Wohnort der Menschen vermuthet war. Eben deswegen sucht er nirgends ein Land Nod oder des Unstätseyns, da auch Habel den Hirtenstand überhaupt und Kain den Stand der Handarbeiter bedeutet (s. auch im Glossar der arab. Analecten: Kain) und die Geschichte dieser Brüder wohl nicht den individuellen Gräuel eines mörderischen Bruderhasses zwischen den ersten Söhnen Adams, sondern eher das Verhältniſs der mühsam arbeitenden (Ackerleute, Bauleute u. s. w.) zu den von Gott mit Ruhe begünstigten Hirten schildert.

Digitized by Google

III. Hauptstück. Die genealogisch-ethnographische Tafel im zehnten Kapitel der Genesis. Der Verf. denkt, Stammväter und Stammvölker zugleich in den meisten der dortigen Namen annehmen zu können, wie Juda Stammvater und Volk bedeute. Aber die ersten Namen Noach (Ruhe), Sem (Hochland), Cham (Heifsland), Japhet (das hin und her sich ausbreitende) sind doch erst aus der Sache gebildet? Wer könnte annehmen, jeder von den drei leiblichen Söhnen des nach der Flut zur Ruhe gekommenen Vaters sey einem eigenen Welttheil, um ihn zu bevölkern, zugewandert?

IV. Der Biblische Norden. — Dafs Askenas der Αξενος τοντος der Alten ist, vermuthete Hasse S. 239. sehr wahrscheinlich. Alsdann wäre die Tafel aus einer Zeit, wo den Hellenen das schwarze Meer noch ungastfreundlich, den Schiffenden sehr gefährlich, war? und Hebräer hätten schon die griechische Benennung empfangen? eine Benennung, die doch aus Zeiten, wo nicht mehr Phönicier allein, sondern schon auch Jonier sich bis dorthin wagten, aber andere abschröcken wollten, herkommen müfste? — Das Zweifelhafte im Uralten giebt wenigstens Anlafs, dafs der Fleifs des Vfs. manche neuere Nachrichten über die Kaukasischen Gegenden u. s. w. zusammenstellt.

Die folgenden Hauptstücke: V. Medien, VI. Elam, VII. Persien, führen nun in Gegenden, die den Hebräern allmählich bekannter wurden. Bei Persien verbindet der Verf. die Geschichte von Coresch an, mit der Geographie. Eben so bei den folgenden Hauptstücken.

Als schön gestochene Charte ist beigegeben Mittelasien, ferner lithographisch der Berg Ararat, ein Paar Monumente von Persepolis und ein Königshof von Ispahan. Der zweite Theil hat den Plan der Ruinen von Babel und von Birs Nimrod. — — Oefters war Rec. zu dem Wunsch bewogen, dafs die reichen Anmerkungen erläuternd unter dem Text stehen möchten; wenigstens alle die kleineren.

Der zweite Theil des ersten Bandes beleuchtet VIII. Babylonien und Chaldäa, IX. Assyrien, X. Mesopotamien, XI. Kleinasien, XII. Syrien. Wir können nur noch wenige Bemerkungen uns erlauben. Bei S. 11. Dafs der Babylonische Bel der Planet Jupiter war, zweifelt Rec. sehr, weil 2 Kön. 23, 6. ausdrücklich der Sonnengott und der Mond neben einander stehen, und der erstere mit dem Artikel vorzugsweise der Baal genannt ist. Denn wäre das Wort

Digitized by Google

לַבַּעַל von dem לַשֶּׁמֶשׁ zu trennen, so würde vor letzterem, wie vor den folgenden ein stehen. Auch wäre nicht wahrscheinlich, dafs der Planet Jupiter vor dem Sonnengott genannt würde. Sollten wohl, möchten wir den mit Recht hier S. 56. als verehrten Gewährsmann citirten Commentator des Jesaiah fragen können, die chaldäischen Astrologen und Gestirnanbeter den Planeten Jupiter mehr als den Sonnenplaneten geachtet und ihm den Haupttempel der Hauptstadt gewidmet haben? Dafs dagegen die in diesem Tempel nach Herodot I, 181 — 183. auf einem goldenen Wagen zwischen zwei Löwen und grofsen Schlangen sitzende Gottheit (von Herodot mit Rhea verglichen) vielmehr die Sonne sey, vermuthet Gesenius deswegen, weil die Sonne stets auf einem Wagen fahrend dargestellt werde. 2 Kön. 23, 5. 11. Zendavesta II. S. 264. Dies ist auch an sich richtig. Aber nicht Löwen, sondern Rosse sind 2 Kön. 23, 11. mit den Sonnenwagen (מַרְכָּבוֹת im Plural), auf denen, als Prachtwagen, des Sonnengottes Symbole bei Feierlichkeiten umhergefahren worden zu seyn scheinen, in Verbindung gesetzt. Auch würde sich wieder, dünkt mich, die Frage aufdringen: Ist's wahrscheinlich, dafs der Sonnengott bei Gestirndienern nur im Tempel eines Planeten, nur als Nebengottheit, als συνναος, aufgestellt wäre? Kann es einen Gestirndienst gegeben haben, worin nicht der Sol die Hauptgottheit gewesen wäre? Ist demnach jene wegen der Löwen leicht mit „Rhea" vergleichbare Gottheit schwerlich die Sonne, so würde dann, wenn nicht Baal der Sonnengott der Chaldäer gewesen wäre, gerade dieses Hauptgestirn nicht unter den chaldäischen Gottheiten vorkommen; was doch wieder sehr unwahrscheinlich seyn müfste. Uebrigens bleibt immer, wenn auch Ha-Baal, mit dem auszeichnenden Artikel, der Sonnengott war, richtig, dafs das Wort Baal, Beel, auch als Appellativ, Herr, bedeutet und den Beinamen eines andern Gottes oder vielleicht eines Gotteshauses (z. B. Baal Gad. Josua 11, 17. 12, 7.) machen kann, dafs daher die Zabier (Gesen. Jes. II, 355.) auch den Planeten Jupiter einen בִּיל = בַּעַל nennen mochten. Ueberhaupt möchte sich Rec., ehe er den Chaldäern den Planeten Jupiter als Hauptgott zuzuschreiben wagte, die Fragen beantworten können: Wie bald wurde der Planet, den wir Jupiter nennen, so benannt? Nannten die Griechen, vor dem Römerthum, denselben Planeten Ζευς? u. dgl. m.

Auch ob bei den מַזָּלוֹת = מַעֲלוֹת Massaloth schon

Digitized by Google

2 Kön. 23, 5. an den Thierkreis gedacht werden dürfe, oder eher noch an die fünf Planeten, möchte ich einer gründlichen Geschichte der uralten Astronomie und Astrologie erst abfragen können. Das Wort bedeutet: *descendere facientes* (daher auch den Ort, qui descendere facit, der zum Herabsteigen einladet, mansio). Man dachte sich die Planeten, weil sie laufen und am Himmel abwärts zu gehen scheinen, als Herabsender und Ueberbringer der Schicksale. Wegen des Thierkreises wäre zuvörderst wohl zu bedenken der Wink von Voss in der Antisymbolik I, 78. „Doch wohl nicht früher (könne auf die Thiere im Zodiacus Anspielung gedacht werden) als nachdem der Thierkreis in den sechsziger Olympiaden mit Thieren besetzt worden war? und, wo die Waage sich blicken läfst, noch etwas später, um vier Jahrhunderte.“ — — So wird die ächte historische Alterthumskunde überall her in einander eingreifend, und veranlafst bestimmtere Wort- und Sachkenntnisse, wenn man die Zeitalter genau zu unterscheiden sich zum ersten Gesetz macht.

Während der unermüdete Vf. durch diese mit Vergnügen angezeigten neuen Arbeiten und Untersuchungen seine Verdienste um die uns am meisten nützliche orientalische Gelehrsamkeit vermehrt, zeigt sich die Anerkennung derselben und ihre allgemeine Nutzbarkeit durch eine neue Ausgabe seines wichtigsten Werks, der Scholien über das alte Testament, durch welche der würdige Sohn den Rec. zugleich an die zu ihrer Zeit für ächtere, grotianische Schriftstudien so wirksame neutestamentliche Scholien des Vaters erinnert, die allerdings auch jetzt noch nicht Vergessenheit oder das Zurückstellen, vielmehr eine gleichartige Vervollständigung und erneuernde Bearbeitung verdienen. Wer mit Bedauern sieht, wie ungünstig die Zeit gegen gelehrt durchgeführte, besonders lateinische Werke ist, den erfreut es um so mehr, dafs seit 1823 die an gelehrten Materialien und deren Anwendung so reichen Rosenmüllerischen Scholien über die Psalmen in drei Bänden in einer secunda Editio, emendatior et auctior, der Pentateuch seit 1821. sogar in einer dritten Ausgabe, sic ab auctore recognita, emendata et aucta, ut novum plane opus videri possit, hervorgegangen sind, ihre Wirksamkeit fortsetzen und den erwünschten Beweis geben, dafs das orientalische tiefere Sprachstudium, ohne welches die Theologie wieder patristisch und scholastisch werden zu müssen

Digitized by Google

in Gefahr käme, in seiner Unentbehrlichkeit nicht verkannt wird. Wer nicht aus der ganzen Reihe der alttestamentlichen Religionsüberlieferungen anschaulich überzeugt ist, was die Nation, unter welcher Jesus Christus das nationale zum allgemein geistigen in der Gottandächtigkeit erhob, unter den uralten Begriffen von Königreich Gottes, vom Davidischen Messiasgeschlecht, von den Gottessöhnen, das ist, Gott als Vater und Oberkönig nachahmenden Unterregenten des Gottesreichs u. dgl. m. zu denken längst und ununterbrochen gewohnt war, der weifs alsdann freilich auch nicht, in welchem Sinn der jüdische Oberpriester Kaiphas feierlichst fragen konnte: Bist Du der Gottgesalbte, des lebendigen Gottes Sohn? Matth. 26, 63. Nur dem Nichtorientalisten ist es möglich, das orientalisch gefragte occidentalisch umzudeuten und entweder dialektisch, oder speculativ-idealistisch auszulegen.

Die neueste Vervollständigung des alttestamentlichen Scholienwerks giebt

Ezechielis Vaticinia. Latine vertit et annotationes perpetuas illustravit Ern. Frid. Car. Rosenmüller. . . . . Ed. II. auctior et emendatior. Volumen primum. 602. *S. in* 8. *Lips. bei Barth.* 1826. 2 Thlr. 16 Gr.

Der Verf. hat hier den Text ganz in lateinischer Uebersetzung den Scholien vorangestellt. Die Prolegomena zeigen vornehmlich dies, dafs diese Orakel mehr nach Materien als nach der Zeitfolge (also wahrscheinlich nicht schon von Jecheskiel selbst!) zusammengetragen sind. Was beiläufig die Erklärung des Namens (S. 3.) betrifft, so scheint doch eher aus der Alexandrinischen Version, als aus der Masorethischen Punctation, ersichtlich zu seyn, wie der Name geklungen habe, nämlich Ιεζεκιηλ; folglich wäre aus יְחֻזַּק *validus est* v. *sit* entstanden יְחֻזְקִי und daher יְחֻזְקִיאֵל (*mir sey Gott stark!*) nicht יְחֻזְקֵאל (stark sey Gott). Sehr gut giebt S. 15 — 22. einen vollständigen Ueberblick oder Conspectus (der Vf. nennt es Synopsis) des Inhalts der Orakel. Wir wundern uns nur, da wir das Vol. II. noch nicht nachschlagen können, zum voraus, dafs Caput 34. de civitate *per Messiam* instituenda, Cap. 36. de civitatis *a Messia* restaurandae prosperitate handeln soll. Der Text spricht von einem (neuen) David, ohne auch nur die Benennung Messias, noch weniger eine Idee davon, nach welchem Umfang und in wie fern er Volksregent sey, bestimmter anzugeben. Unstreitig lag die altdavidische, durch

Digitized by Google

Nathan 2 Sam. 7. ausgesprochene Hoffnung: Durch Nachkommen Davids, als Gottessöhne, als Jehovahs Untergebene, wird die Nation Seegen haben! zum Grunde. Aber während der Gefangenschaft das Wie? der künftigen Einwirkung Davids und seines Hauses auf Wiederherstellung des Nationalwohls bestimmt bezeichnen zu wollen, gerade dies hätte leicht der Ausführung selbst hinderlich werden können. Es mufste frei bleiben, dafs Davididen alsdann, nach Zeitumständen, das mögliche thaten, wie Serubabel mehr nicht, als ein Statthalter, also freilich nur einer der schwächeren Messiase zu werden vermochte. Ohnehin haben nachher die Makkabäischen Regenten, geborne Leviten, das auf Juda's Stamm und Davids Geschlecht gebaute Königthum ganz unterbrochen, das Scepter von Juda (Genes. 49.) eigentlich weichen gemacht. Endlich, da sie selbst des Scepters und auch der Ordnerswürde (des Mechokekats) sich so unwürdig zeigten, dafs durch die Römische Einmischung und Uebermacht alles sogar an den Proselyten aus Edom kam, kehrte der Volksglaube, antiherodianisch und durch die antiherodische Pharisäer und Anhänger des Judas aus Galiläa, aufgeweckt wieder zum Blicken auf Davidische Nachkommenschaft zurück; und ein mancher wurde um so geneigter, auf den, in welchem sich zwei Zweige des Davidhauses, der des Josepha und der der Maria vereinigt zeigten, desto eher als auf den rettenden Davidssohn zu achten.

Rec. erlaubt sich, auch über einiges Einzelne noch etwas beizutragen. Sogleich der Anfang Ezechiels: „Und es war im dreifsigsten Jahre“ ist ein chronologischer Knoten, weil der Anfangspunkt dieser dreifsig Jahre dem Muthmafsen überlassen ist. S. 52. nimmt mit Pradus (vergl. S. 29.) zur Ergänzung: anno trigesimo, subaudi: *Imperii Nabopolassaris.* Allein, nach Usser, Annales ad ann. ante Chr. 626 und 605. regierte Nabopolassar nur ein und zwanzig Jahre. Ist es wahrscheinlich, dafs unter dem Nachfolger eine besondere aera Nabopolassaris angenommen war und fortdauerte, da, wenn man eine allgemeine aera wollte, schon eine solche, nämlich die länger gebrauchte aera *Nabonassaris* (seit ann. ante Chr. 747. s. Usser. p. 50.) da war, sonst aber, wie auch Rosenmüller im Nächstfolgenden richtig bemerkt, nach den Regierungsjahren des jedesmaligen Königs gezählt wurde. Dazu kommt: Nach Usher starb Nabopolassar ann. ante Chr. 605. Jechonias wurde weggeschleppt als Gefangener 599. Das fünfte Jahr seiner Gefangenschaft, welches dann doch dem dreifsigsten der angeblichen aera Nabopolassaris gleich seyn

Digitized by Google

müfste (nach Ezech. 1, 2.), wäre 594. Dieses aber wäre nicht das dreifsigste, sondern erst das acht und zwanzigste Jahr seit dem Anfang des Imperii Nabopolassaris = a. ante Chr. 626. — — Der Sinn der ganzen Stelle scheint zu seyn: Jecheskiel begann durch seine erste, offenbar nach chaldäischer Sinnbildlichkeit sehr künstlich ausgebildete Vision seine Prophetenschaft, sobald er der Sitte gemäfs konnte, nämlich im dreifsigsten Lebensjahr. Weil aber seine Lebenszeit nicht eine allgemein bekannte Epoche seyn konnte, so ist im Vs. 2. hinzugesetzt, dafs eben das dreifsigste Jahr Jecheskiels gleich war dem fünften der Gefangenschaft des Jechoniah. So war jene Epoche des Privatmanns bestimmter bezeichnet durch das öffentlichere Datum.

Unstreitig sind die Verse 2. 3. eine erklärende, erst aufser dem Text gestandene, Glosse. Deswegnn sind die Worte des Vs. 1. בחמשה לחדש im fünften Monat repetirt, ungeachtet sich die Glosse nicht auf sie zunächst, sondern auf die ganze erste Zeile des ersten Verses bezieht. Nicht dieser fünfte Monat soll erklärt werden, sondern das Jahr selbst, dafs nämlich das im Vs. 1. gedachte dreifsigste Jahr und das fünfte der Gefangenschaft des Jechoniah einerlei Zeit sey. Ein dritter, der in der dritten Person diese seine Glosse macht, suchte den in der ersten Person schreibenden Propheten wohl nicht mitten im Texte zu unterbrechen. Seine Glosse mufs also vorerst neben oder unter dem Texte gestanden seyn. Der erste Vers hat seine Fortsetzung, von Jecheskiel selbst, im vierten Vers.

Wohl der Mühe werth ist es, sich den wunderbaren Herrscherwagen deutlich vorzustellen, durch welchen der Prophet chaldäisch die Idee versinnlicht: Mich begeistert der Herr der Natur, der Gott des Festlandes, auf welchem das Schicksal der Judäer und ihrer Bedränger entschieden werden mufste. Vs. 7. sagt: die vier ζωα hatten, wie überhaupt Menschenfigur, so auch gerade Füfse, das heifst, nicht thierartig gekrümmte. Nur neben dem Einen Menschenkopf hatte jedes auch einen Kopf des Löwen, des Stiers und des Adlers. Die Gestalt des Leibes aber war menschlich, eben so die der Füfse. Nur statt der menschlichen Ferse war die Klaue von einem Kalbsfufs. (Wahrscheinlich deutend auf Reinheit. Gespaltene Klauen waren bei Mose unter den Charakteren der reinen Thiere.)

Dies alles ist nun dem charakteristischen der Babylonischen Bildnerei gemäfs, welche, ohne alle Rücksicht auf Schönheit der Gestalt, nur Begriffe durch sonderbar zusam-

Digitized by Google

mengesetzte Naturgegenstände als zusammengefügt oder zugleich denkbar ausdrücken wollte. — Jedet dieser Cherube (wie sie 10, 14. genannt sind) vereinigt in sich die Beziehung auf das vierfache der auf der Erde sichtbaren Naturen, Menschheit, wilde Thierheit, zahme Erdthiere, Gevögel. (Das Reich der Wasserthiere fällt nicht in die Augen. Auch hatte das Meer auf Israel und Juda keinen Einfluss, da diese Völker nicht seehandelnd wurden. Deswegen, dünkt mich, übergeht die prophetische Poesie das Reich der Fische.)

Vs. 11. Die viererlei Köpfe waren — nicht wie an einander gewachsen, sondern jeder stund auf einer der vier Seiten auf der Figur eines Menschenleibs als abgesondert von dem andern. Daher gehörten auch für jeden Kopf, oder für jede der vier Seiten des Cherubs vier Flügel, zwei zum Fliegen, zwei um sich auf dieser seiner Seite zu decken, wo er auch zwei Hände hatte. Der ganze Cherub muss also wohl mit acht Händen und acht Füssen gedacht werden, so dass von jeder Seite angeschaut, eine ordentliche Menschengestalt mit ihren zwei Händen, zwei deckenden und zwei zum Fliegen ausgestreckten Flügeln, auf zwei gerade stehenden Füssen zu erblicken war. Ohne sich zu wenden, konnte der ganze Cherub nach jeder der vier Seiten fliegen oder gehen. Daran, dass der Begriff der schnellsten Beweglichkeit und Dienstbereitwilligkeit anschaulich gemacht wäre, lag dem Sinnbildner viel. Deswegen wiederholt er diese Beabsichtigung mehrmals.

Vs. 15 — 17. Unter jedem der vier Cherube oder ζωα (Lebewesen) war, so dass er darauf schwebte, ein Rad, aber ein sehr sonderbares, nämlich ein Rad mitten im Rade; wie es auch Hr. R. recht genau beschreibt. Weil der Cherub schleunigst, ohne sich zu wenden, nach jeder der vier Seiten hinaus sich zu bewegen bereit seyn sollte, so musste auch das Rad, worauf die zwei Füsse jeder Seite schwebten, ein solches seyn, das, ohne gewendet zu werden, überall hin nach den vier Richtungen sich drehen konnte. Die prophetische Phantasie dichtet sich hiezu ein Rad im Rade, das heisst, zwei Räder sind so (in der Mitte) in einander gefügt, dass sie zusammen vier Viertheile (quadrantes, רִבְעֵיהֶם) machen und so nach vier Seiten rollen können, wie der Geist sie treibt und bewegt. Deswegen heissen sie auch Doppelräder, Ophnaium im Dual. — Wie alle hephästische Kunstarbeiten sich selbst zu bewegen, eine geistige Kraft hatten, so nach Vs. 20. auch diese Räder, deren vier, nach allen vier Seiten

Digitized by Google

sogleich wälzbar, unter jedem Cherub seyn mufsten, weil dieser selbst vierseitig war, gegen jede Seite hin einen (Menschen- oder Thiers-) Kopf, Menschenleib, vier Flügel und zwei Menschenfüfse mit Kalbsklauen hatte. Welch wundersames Spiel der babylonisch-chaldäischen Sinnbildnerei! — Augen haben selbst die Räder überall, auch an ihren Reifen (Gabbim); denn sie giengen nicht auf der Erde. Sie schwebten in der Luft, über der Erde, nur bald niederer bald höher, ohne sich auf dem Boden zu reiben. Die Luft trug sie, wie nach der alten Bewegungsart der homerischen Götter diesen die Luft noch materiell genug war, um mit weitgestreckten Schritten darauf aufzutreten.

Von den vier Cheruben getragen, also über ihnen ausgebreitet, war ein Rakia, das, worauf der Thron der Gottheit stund. Hier also mufs Rakia nicht die Himmelsdecke seyn, die sich auch der Hebräer als ein um die Luft und den Aether ausgespanntes stahlblaues Firmament, στερεωμα, dachte, sondern nur ein ausgedehnter Wagenboden, auf welchem der Königsstuhl feststehen konnte. Sie tragen ihn oder er schwebt, indem unter ihm von jeder Seite jedes Cherubs zwei Flügel gerade ausgestreckt, also fliegend sind. Sie selbst schweben über den Rädern. Mit Recht verweist der Verf. bei Vs. 22. wegen des Rakia des Himmels auf Vofs ad Georg. III, 261.

Das ganze Bild sagt: Der Herr der irdischen Natur erscheint. Der, dem des Festlands Naturen alle gehorchen müssen, begeistert den in's Priesteralter eingetretenen Jecheskiel zu seinem Propheten. Erschrocken war dieser und zusammengesunken. Aber aufrecht stehend II, 2. soll er nun Gott hören und in seiner Gottheit Namen sprechen.

— In eben diesem Jahre 1826. ist auch das

Volumen Primum Jeremiae, Vaticinia et Threni

auf gleiche Weise schon erschienen. Ohne Zweifel folgen die zwei weitere Volumina von den beiden Propheten ununterbrochen nach. Rec. fügt indefs noch eine kurze Anzeige zweier weiteren Beweise des Rosenmüllerischen Fleifses bei.

Digitized by Google

Das

Biblisch-exegetische Repertorium oder die neuesten Fortschritte in Erklärung der heiligen Schrift, herausgegeben von Dr. Ernst Friedr. Carl Rosenmüller . . . und M. Ge. Hieron. Rosenmüller, Prediger zu Oelzschau bei Leipzig. I. Bd. 1822. 199 S. II. Bd. 1824 306 S. bei Baumgärtner. 1r Bd. 18 Gr. 2r Bd. 1 Thlr. 4 Gr.

erklärte, wie auf dem Titel, so in der Vorrede, die Absicht, dem theologischen Publicum die neuesten Entdeckungen im Felde der biblischen Exegese (und Kritik) möglichst kurz und vollständig darzulegen. Dennoch wurden der hiezu nöthigen Auszüge nur wenige gegeben, meist aber selbstständige Aufsätze. Vielleicht würde die Fortsetzung schleuniger möglich geworden seyn, wenn jene Absicht als eigenthümlich zum Hauptzweck gemacht wäre. Die Quintessenz des Zuwachses, den ein solches theologisches Fach enthält, möchte wohl mancher gerne erhalten; besonders von den kleineren Schriften, die nicht in den Buchhandel kommen. Uebrigens hatte besonders der erste Band so interessante Abhandlungen, dafs auch dadurch eine ununterbrochene Fortsetzung gut vorbereitet war. Bleek über Entstehung des Pentateuch und über einige Psalmstellen, auch von Bohlens und Gesenius Parallelen aus orientalischen Schriften zum N. T. dürfen von Forschern nicht übersehen werden. Die Anzeigen aber, dünkt mich, müfsten gedrängtere Auszüge geben, wenn sie die Absicht erfüllen sollen.

Wegen des Pentateuchs wird es schwerlich möglich seyn, in's Klare zu kommen, wenn man nicht daran festhält, dafs das Deuteronomium mit den vier andern, unter sich mehr zusammenhängenden Büchern nicht zusammenhängt, also für sich entstanden seyn kann, deswegen sogar im Decalogus Abweichungen hat, überhaupt aber mehr als einmal den Mose dem Volke vorsagen läfst, was nach den vier ersten Büchern und nach der Natur der Sache anders geschehen war. Die Publication der vier ersten Bücher meint Rec. 2 Chron. 17, 7. ff. zu finden. Wären sie früher in der Nation bekannt gewesen, so hätte Jerobeam als neuer König nicht Stiersymbole, nicht der Leviten Absetzung vom Opferdienst unternehmen und durchsetzen können. Das, was er deswegen möglich fand, mufste erst die Priester bei'm Tempel zu Jerusalem aufmerksam machen, wie nöthig ein nationales Bekanntmachen ihrer auf Mose zurückgehenden Ueberlieferungen

Digitized by Google

wäre. So nahmen sie manches auf, was sie altes hatten. Oft scheint der Gesichtspunkt, antijerobeamisches in's Licht zu stellen, unverkennbar. Aufser den Kapiteln, welche so stark für die Leviten und gegen die Stierbilder sprechen, ist auch das Hervorziehen alles dessen, was für Juda und was dagegen gegen Ephraim, Ruben u. s. w. seyn konnte, auffallend.

Von den

Commentationes Theologicae. Ediderunt Ern. Frid. C. Rosenmüller, Gottlob H. Fuldner, Gymnas. Rintelensis Conrector, et Jos. Val. Dominic. Maurer, Phil. Dr. Lips. bei Reclam. 1825. 855 S. in 8. 1 Thlr. 8 Gr.

hat Rec. nur *Tomi I. pars prima* vor sich. Schade, wenn die nützliche Sammlung nicht fortgesetzt würde. Das Gesammelte ist der Aufbewahrung sehr werth. Aber alle vom Fach, welche dies anerkennen und wünschen, sollten zugleich, wenn sie kaufen können, sich sagen, dafs dergleichen Sammlungen bald durch das Ankaufen, wenigstens in allen theologischen Lesegesellschaften unterstützt werden müssen, wenn sie nicht allzu frühe stocken sollen. Das Gegebene würde sich an die sehr nutzbaren Collectionen von Velthusen und Pott würdig anreihen. Zu Erleichterung des Gebrauchs wünschte Rec. auf jeder Columne den Titel der gelieferten Abhandlung und am Ende ein kurzes, aber vollständiges Register zu sehen, welches nur die erläuterten Hauptworte und die Pagina anzugeben hätte.

20. April 1826. *Dr. Paulus.*

Einige Bemerkungen zu den von Hrn. Prof. Dr. Ullmann und mir aufgestellten Ansichten über den Ursprung und den Character der Hypsistarier. Nebst einem Anhange von dem Lic. Böhmer. Hamburg, bei Fr. Perthes. 1826. 75 S. 8. 8 Gr.

Nachdem der Unterzeichnete seine Commentatio de Hypsistariis, Heidelb. 1823. herausgegeben, erschien von Herrn Lic. Böhmer (jetzt Professor der Theologie in Greifswalde) eine lateinische Abhandlung über denselben Gegenstand Berlin 1824, worin dieser mit vielem Scharfsinn und Gelehrsamkeit eine andere Ansicht über die dunkle Secte der Hypsistarier und die ihr ähnlichen oder mit ihr verwandten Partheien der Messalianer und Theosebeis aufstellt, und die von dem

Digitized by Google

Referenten mitgetheilte Hypothese bestreitet, jedoch mit vielem persönlichen Wohlwollen. Beide Commentationen hat Referent zum Gegenstand einer kritischen Anzeige in diesen Jahrbüchern (Jahrgang 1824. No. 47.) gemacht, wobei er seinerseits wieder versuchte, die Böhmerische Ansicht zu widerlegen, und das in möglichster Bestimmtheit auszusprechen, was sich für seine eigene frühere Vermuthung sagen liefs. Hierdurch ist nun Hr. Böhmer zu vorliegender Schrift veranlafst worden, wodurch er aufs Neue seine Ueberzeugung vertheidigt und die des Referenten bestreitet. Auch diese letzte Schrift des freundschaftlichen Gegners ist dem Referenten willkommen gewesen, weil sie nur zur vollkommneren Aufhellung des fraglichen Gegenstandes dienen kann *). Beide

*) Auf das Einzelne einzugehen, würde nun, wie mir scheint, die Sache nicht mehr weiter fördern. Nur eine specielle Bemerkung sey mir noch vergönnt. Hr. Prof. Böhmer beschuldigt mich in der Anmerkung S. 18, „in der No. 47. der Jahrbücher enthaltenen Anzeige seiner und meiner Schrift überhaupt eine ganz andere Sprache zu reden, als in meiner Commentatio de Hypsistariis", und führt zum Beweis dieser Behauptung Folgendes an: „Von der gröfsesten Wahrscheinlichkeit in Ansehung seiner Ansicht über die Hypsistarier, oder davon, dafs er dieselbe blos als Vermuthung vortrage, wie er sie in seiner kritischen Anzeige der beiden Schriften nennt, hat Prof. Ullmann in seiner Schrift de Hypsistariis nichts gesagt. Hier stellt er seine sententia so auf, als wären die Hypsistarier wirklich das gewesen, wofür er sie hält." Hierauf habe ich zu entgegnen: 1) Auch in meiner Commentatio de Hypsistariis glaube ich nicht mit allzu grofser Entschiedenheit gesprochen zu haben. Das Wort sententia sollte nicht einen Richterspruch, sondern blos Meinung, Ansicht bezeichnen. Allerdings glaubte ich, die Hypsistarier seyen das wirklich gewesen, wofür ich sie hielt. Allein darin ist nichts Verwerfliches. Sagte ich doch auf derselben Seite: — denuo fateamur necesse est, non omnibus numeris absolutam esse, quam dedimus, sectae nostrae descriptionem, sed multis partibus manciam etc. Also dictatorisch wollte ich nichts behaupten. — 2) Wenn ich in der Anzeige manches mehr problematisch gestellt habe, als in der Commentatio selbst, so hat dies Hr. Prof. Böhmer der Kraft seiner widerlegenden Gründe zuzuschreiben, und es kann auch das nicht als tadelnswerth angesehen werden, dafs ich, durch scharfsinnigen Widerspruch aufmerksam gemacht, manches beschränkte und modificirte.

Digitized by Google

Ansichten sind nun in aller Bestimmtheit und Schärfe einander gegenüber gestellt, und es ist des Referenten herzlicher Wunsch, worin ohne Zweifel auch sein Widersacher mit ihm übereinstimmen wird, dafs sachkundige Männer ein prüfendes Urtheil aussprechen, oder, falls sie keine der mitgetheilten Ansichten billigen können, eine noch treffendere Vermuthung über Character und Ursprung der von uns behandelten Religionspartheien aufstellen möchten. Von seinem Gegner aber scheidet Ref. mit der Gesinnung aufrichtiger Hochachtung und Zuneigung.

Der Anhang handelt sehr gut von der Hypothese eines Recensenten in der Jenaer Lit. Zeitung, welcher die Hypsistarier mit den Essäern und Therapeuten in näheren Zusammenhang zu bringen geneigt ist.

C. Ullmann.

---

1. *Ferienschriften von Karl Zell, Professor der alten Literatur zu Freiburg. Erste Sammlung. Freiburg, bei Friedr. Wagner. 1825. 8.* 1 fl. 12 kr.

2. *Legum XII tabularum fragmenta cum variarum lectionum delectu, paraphrasi et indicatis singulorum fragmentorum fontibus, praelectionum in usum edidit C. Zell. Friburgi Brisgoviae, in officina Frid. Wagner. 1826. 4.*

Nach den Gesetzen dieser literarischen Jahrbücher übernimmt es der Verfasser der beiden hier genannten kleinen Schriften, als inländischer Schriftsteller, den Inhalt und Zweck derselben mit wenigen Worten in diesen Blättern selbst anzuzeigen.

Die erste Schrift enthält eine Sammlung von Aufsätzen über Gegenstände aus dem Kreise des griechischen und römischen Alterthums. Die Wahl und Behandlung sollte nach dem Plane des Verfassers in der Art seyn, dafs diese Aufsätze nicht blos Leser von allgemeiner Bildung, sondern auch Gelehrte vom Fache, als Excurse über einzelne weniger beachtete Punkte aus diesem Gebiete, interessiren könnten. In dieser Absicht sind die Nachweisungen und Beweisstellen in abgesonderten Anmerkungen gegeben. Die Aufschriften der einzelnen Aufsätze sind folgende: Ueber die Wirthshäuser der Alten. Ueber die Volkslieder der

Digitized by Google

alten Griechen. Ueber die Sprüchwörter der alten Griechen. Baiae, ein römischer Badeort. Catull's Liebe. Aristoteles, als Lehrer Alexanders. Ueber das Sittliche in der griechischen Volksreligion.

Der Abdruck der Fragmente der XII Tafeln wurde durch Vorlesungen veranlafst, welche der Herausgeber über diese Fragmente hielt, die man, so viel bekannt ist, bis jetzt sonst noch nicht in eigenen Vorlesungen erläutert hat. Die Erfahrung hat ihm nun schon die Gewifsheit verschafft, dafs ein solches Collegium für Lehrer und Lernende interessant und nützlich ist; doch wird auch aufser dem Gebrauche bei Vorlesungen, wegen des Mangels einer passenden Handausgabe, dieser Abdruck nicht unwillkommen erscheinen. Die darin befolgte Einrichtung ist diese: vier auf zwei Seiten neben einander stehende Columnen enthalten den Text, die Angabe der Quellen, eine Auswahl der wichtigsten verschiedenen Lesarten, und zuletzt eine erklärende Paraphrase; jede Columne ist mit verschiedenen Lettern gedruckt. Am Schlufs folgt ein Verzeichnifs der in der varietas lectionis nur kurz bezeichneten verschiedenen Ausgaben und Commentare. In der Anordnung der Fragmente ist der Herausgeber Dirksen gefolgt, so wie auch darin, dafs die noch übrigen Textesworte von den Relationen der Schriftsteller genau geschieden worden sind. Die nothwendig gewordene Eile des Druckes trägt die Schuld von mehreren Druckfehlern, welche die sonst sauber gedruckte Schrift entstellen. Es wird ein Druckfehlerverzeichnifs nachgeliefert werden. Ich benutze diese Gelegenheit, um vorläufig folgende Berichtigungen im Texte zu geben. S. 8. fragm. 2. Z. 4. l. iudicei st. indicei. S. 36. fragm. 4. Z. 4. ist nach *tabulae* einzuschieben: usucapionem. S. 38. fragm. 9. Z. 6. l. praedio st. praedis.

Zell.

Digitized by Google

N. 30. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Beschreibung des auf der Sternwarte der Kaiserlichen Universität zu Dorpat befindlichen grofsen Refractors von Frauenhofer, Herausgegeben von F. G. W. Struve, Director der Sternwarte. Dorpat 1825. 22 S. Royal-Folio mit 4 Tafeln.

Rec. glaubt allen Lesern dieser Zeitschrift einen Gefallen zu erzeigen, wenn er sich beeilt, von diesem ihm so eben zugekommenen Werke einige Nachricht mitzutheilen. Der Inhalt desselben, die genaue Beschreibung des gröfsten und vollendetsten, bis jetzt zu Stande gekommenen, Refractors, kann nämlich nicht blos dem Astronomen und Optiker wichtig seyn, sondern mufs einen jeden interessiren, welcher auf eine der jetzigen Zeit angemessene geistige Bildung Ansprüche macht. Wenn man berücksichtigt, was für allgemeines Interesse Herschel's Riesenteleskop zu seiner Zeit erregte, wenn man überlegt, wie oft und in wie vielen Werken, sogar in Jugendschriften, dasselbe abgebildet und beschrieben ist, so darf man mit Recht fragen, warum dieses neue Meisterwerk, durch den Scharfsinn eines Deutschen erfunden und durch deutschen Kunstfleifs vollendet, nicht noch mehr beachtet und geschätzt wird. Allerdings entdeckte Herschel mit seinem Refractor bald nach der Vollendung desselben einen neuen Planeten, welches die Theilnahme des ganzen wissenschaftlichen Publicums erregte, und aufserdem sind in den neuesten Zeiten so viele wichtige Entdeckungen gemacht, dafs eine einzige sich leicht unter der Menge verlieren kann; endlich aber gehört der Künstler, welcher das in Rede stehende Meisterwerk vollendete, unter die seltenen Männer, deren Bescheidenheit nicht mindere Bewunderung verdient, als ihr Scharfsinn Hochachtung gebietet. Herschel's Name ist unsterblich; allein wenn man überlegt, dafs sein Reflector hauptsächlich durch einen kühnen Entschlufs und eine seltene Beharrlichkeit in der Ueberwindung mannigfaltiger Schwierigkeiten in's Daseyn gerufen wurde, Frauenhofer's Refractor aber mit allen seinen Theilen nur durch eine Menge

Digitized by Google

von Combinationen, viele wissenschaftliche Forschungen, zahllose Versuche und die ausdauerndste Anstrengung in der Erfindung und Ausführung der schwierigsten technischen und mechanischen Probleme zu Stande kommen konnte, so darf Deutschland auf Frauenhofer unbedenklich eben so stolz seyn, als es sich freuet, Herschel den seinigen nennen zu können.

Wer das in dem vorliegenden Buche beschriebene Meisterwerk genau kennen will, mufs die interessante Schrift ganz lesen. Ref. hatte das Vergnügen, das in Rede stehende seltene Kunstproduct kurz vor seiner Vollendung zu sehen, und wird sich daher bemühen, aus der eben so deutlichen als genauen Beschreibung desselben so viel herauszuheben, als ohne Zeichnungen hinreicht, eine Vorstellung von dem Refractor sowohl als auch von dem eines so kostbaren Instrumentes würdigen Gebäude zu erhalten, worin dasselbe aufgestellt ist.

Das Gewicht des ganzen Instrumentes wird von Hrn. Struve auf 4000 russische Pfunde *) geschätzt, wovon über 1000 auf das bloſse Stativ kommen, und gegen 2000 beweglich sind. Gleich bei der anfänglichen Aufstellung des Stativs vermittelst feiner Libellen zeigte das parallactisch montirte Fernrohr die Declinationen der beobachteten Sterne mit vollkommener Schärfe, woraus allein schon die seltene Genauigkeit der ganzen Arbeit genügend hervorgeht. Auf dem Stativ ruhet die bewegliche Axe des Rohrs parallel mit der Weltaxe, und wird durch ein Uhrwerk mit einem horizontal liegenden Centrifugalpendel mit einer der Bewegung des Himmelsgewölbes gleichen Geschwindigkeit umgetrieben. Sehr sinnreich ist hierbei die Friction der ganzen Last durch ein besonderes Gewicht aufgehoben, welches 22 Pfund betragend, und mit nicht mehr als 5 Pfund Kraft gegen die Peripherie des zu drehenden Rades wirkend, den Reibungswiderstand der ganzen ungeheuern Last aufhebt, so dafs das Fernrohr ohne Schwankung und Intermittirung dem beobachteten Sterne in sanfter Bewegung durch das feine Uhrwerk folgt. An dieser Stundenaxe ist ein 13 zölliger getheilter Kreis, welcher durch die Verniere 4 Zeitsecunden, durch Schätzung 1/2 Zeitsecunde giebt. Auf dieser Axe ruhet genau rechtwinklig eine zweite Axe, an deren einen Seite das Lager des Fernrohrs, an der andern ein Declinationskreis von 20 Zoll Durchmesser befind-

*) Das russische Pfund beträgt 27,34 oder nahe 27 1/3 Loth Berliner Gewicht und ist also etwas über 1/8 leichter als jenes.

Digitized by Google

lich ist, dessen Vernier 10 Secunden giebt. Beide Kreise sind nur dazu bestimmt, die zu beobachtenden Sterne aufzufinden, einige angestellte Versuche aber haben ergeben, dafs ihre Genauigkeit allerdings verstattet, das Instrument auch zur Bestimmung des absoluten Ortes eines Himmelskörpers zu gebrauchen, welches bei sehr lichtschwachen Kometen von grofsem Nutzen seyn kann.

Die Länge des ganzen Fernrohrs beträgt 13 F. 7 Z. Der Körper desselben ist von Tannenholz mit Mahagoni-Furnirung, deren Farbe, eben wie bei'm Stativ, der des polirten Kupfers gleicht. Das Holz gewährt nicht blos den Vortheil der gröfseren Leichtigkeit, sondern auch einer sehr geringen Ausdehnung durch die Temperatur. An dem oberen, etwas weiteren, Ende dieses Rohres ist die messingene Fassung der Objectivlinse hinlänglich befestigt, und dabei sorgsam Bedacht genommen, dafs durch die ungleiche Ausdehnung des Metalles und des Glases die Centrirung des Objectivs nicht leidet, welches aus zwei Linsen bestehend 9 Zoll freie Oeffnung und 160 Zoll Brennweite hat. Das Rohr ist mit allen seinen Theilen auf das genaueste durch Gegengewichte balancirt, wodurch theils das Uebergewicht des schwereren und längeren Objectivtheiles compensirt, theils einer Biegung des langen Rohrs begegnet wird. Hierbei ist sogar auch dafür gesorgt, dafs die Gewichtsvermehrung an dem Ocularende, welche durch das Einsetzen schwererer Oculare entsteht, durch Wegnahme angemessener Bleistücke eine Compensation erhält. Ohne dieses genaue Gleichgewicht aller einzelnen Theile dieses Instruments in jeder möglichen Lage desselben wäre es unmöglich, seine ungeheure Last durch eine so geringe Kraft, als oben angegeben ist, vermittelst eines Uhrwerkes so leicht und sanft zu bewegen, als dieses wirklich geschieht. Die Uhr und das Frictionsgewicht gehen nur etwas über eine Stunde, allein beide können wieder aufgezogen werden, ohne den Fortgang im mindesten zu stören, wonach also die Beobachtung so lange fortgesetzt werden kann, als man wünscht. Den sinnreichen Mechanismus, wodurch bewerkstelligt wird, dafs bei'm Aufziehen der Gewichte das Uhrwerk sich ungestört bewegt, hat Ref. mit Vergnügen an seiner astronomischen Uhr von Liebherr kennen gelernt.

Ueber die dem Instrumente beigegebenen herrlichen Mikrometer etwas zu sagen, unterläfst Ref. der Kürze wegen, und eben so über die sinnreich ausgedachten Mittel zur Berichtigung der Centrirung des Fernrohrs, der balancirenden Gewichte, des Standes des ganzen Instruments und des Uhr-

Digitized by Google

werks. Die genaue Beschreibung aller dieser einzelnen Theile durch Hrn. Struve zeigt genugsam, mit welchem Eifer dieser fleifsige Astronom sich mit den Eigenthümlichkeiten dieses seltenen Kunstwerkes bekannt gemacht habe, und dafs dasselbe in seinen Händen nicht als nutzloses Schaustück ruhig stehen, sondern der Wissenschaft einen dem grofsen Aufwande angemessenen Nutzen bringen wird. Es läfst sich in dieser Hinsicht um so mehr erwarten, wenn man berücksichtigt, wie viel schon während der vorläufigen Aufstellung des Instrumentes geschehen ist, und Ref. erlaubt sich hierüber noch einiges mitzutheilen, weil dadurch die Leser in den Stand gesetzt werden, eine mindestens ohngefähre Vergleichung zwischen den Leistungen dieses Refractors und den bisher gebrauchten riesenmäfsigen Reflectoren anzustellen.

Ein grofser Vortheil fällt im Allgemeinen auf die Seite der dioptrischen Fernröhre dadurch, dafs sie ungleich länger vollkommen brauchbar bleiben, als die katoptrischen. Die Objectivlinsen jener können nämlich bei sorgfältiger Behandlung durch das Reinigen mit etwas Alkohol und Abreiben mit feinen leinenen, in Kalkwasser getränkten und getrockneten Läppchen unbestimmbar lange unversehrt erhalten werden, statt dafs die Spiegel allmählig verblinden, eine neue kostspielige Polirung erfordern, hierdurch aber stets verlieren, und nur zu bald ganz unbrauchbar werden. Wirklich sind ebendaher auch Herschel's 40füfsiges und Schröter's 25füfsiges Teleskop schon seit geraumer Zeit aufser Gebrauch, und eine nähere Vergleichung werden daher Struve und der jüngere Herschel mit dem beschriebenen Refractor und dem 20füfsigen Reflector des letzteren anstellen. Hr. Struve giebt den Refractoren den Vorzug der gröfseren Lichtstärke. Hierin ist Ref. anderer Meinung, und glaubt, dafs durch die bisher wirklich verfertigten, bewunderungswürdig grofsen Spiegel von der vollendetsten Politur allerdings mehr Licht erhalten werden könne, als selbst das bis zum Unbegreiflichen klare Glas Frauenhofer's durchläfst, welches der jüngere Herschel auch durch Beispiele darzuthun gesucht hat. Allein mit der blofsen Lichtstärke ist es nicht gethan, wenn es auf Deutlichkeit und Schärfe der Bilder ankommt, und dafs in letzterer Hinsicht Frauenhofer's Meisterwerke alle Erwartung übertreffen, geht aufser theoretischen, hier nicht zu erörternden Gründen schon aus den Leistungen des beschriebenen Refractors genugsam hervor. Unter andern erkannte Schröter mit seinem 25füfsigen Teleskope den Stern σ Orionis als zwölffach, Struve aber denselben als sechzehn-

Digitized by Google

fach. Von den Resultaten der weiteren Beobachtungen des fleifsigen Struve werden die Astronomen weitere Kunde erhalten; vorläufig aber kann hier mitgetheilt werden, dafs an demjenigen Theile des Himmels, an welchem Herschel 68 Doppelsterne der vier ersten Classen entdeckte, Struve 334 neue aufgefunden hat, und unter diesen 111 solche der ersten Classe, deren Distanz kleiner als 4 Sec. ist, und deren Herschel unter seinen 68 nur 14 zählte.

Mit Uebergehung einiger absichtlich deshalb angestellten Beobachtungen, aus denen die unglaubliche Schärfe der Bilder hervorgeht, welche der unvergleichliche Refractor giebt, wenden wir uns endlich noch zu einer Vergleichung des Mechanismus der Bewegung dieses und der früheren Instrumente. Wenn man die Art betrachtet, wie der unsterbliche Herschel sein Riesenteleskop montirte und zur Beobachtung bequem einrichtete, so mufs man der sinnreichen Ausführung die gebührende Bewunderung zollen; genau genommen aber haben die zahllosen Seile, Rollen, Flaschenzüge, Hebel und dergl. etwas Schwerfälliges, und bleiben hinter der sanften, gleichsam automatischen, Bewegung des grofsen Refractors und der bewundernswürdigen mechanischen Kunst, wodurch sie erzeugt wird, weit zurück. Rücksichtlich der absoluten Vergröfserungen, welche Herschel's Teleskop ertrug, und denen, welche von Struve angegeben sind, deren stärkste nur 600fach ist, bleibt der Refractor allerdings weit zurück, und manche werden hierin einen wesentlichen Abstand des letzteren von jenem finden. Ref. weifs nicht, ob die angegebene Vergröfserung die stärkste ist, welche Frauenhofer's Instrument verträgt, Kenner aber werden darin einverstanden seyn, dafs durch blofse Vermehrung der Vergröfserung nur wenig gewonnen wird, wenn man dagegen die Deutlichkeit und Schärfe der Bilder aufopfert, wobei inzwischen nicht zu bestreiten ist, dafs 2 bis nahe 4 Fufs im Durchmesser haltende Spiegel im Allgemeinen stärkere Vergröfserungen zulassen, als ein 9zölliges Objectiv.

Eine kurze Erwähnung verdient vor allen Dingen noch das sinnreich construirte Gebäude, worin das beschriebene, einzig in seiner Art vortreffliche Kunstwerk aufgestellt ist, und Ref. freuet sich, hierbei aus gütigst mitgetheilten Nachrichten einiges ergänzen zu können, was das vorliegende Werk nicht enthält, weil es vor der Vollendung des beweglichen Thurms gedruckt wurde. Es verstand sich nämlich von selbst, dafs ein so vollendetes Meisterwerk auch ein angemessenes Locale zur Aufstellung erforderte, und dieses ist

Digitized by Google

ihm auch durch die Liberalität eines Gouvernements geworden, welches keinen Aufwand scheuet, sobald es die Förderung der Wissenschaften gilt. Hr. Struve beschreibt dasselbe ausführlich, zum Theil noch vor der wirklichen Vollendung nach dem entworfenen Plane, und unterläfst nicht, seinem Collegen, dem als Physiker berühmten Staatsrath und Professor Parrot für den Entwurf und die thätige Hülfe bei der Ausführung den gebührenden Dank zu zollen. Mit was für unsäglichen Schwierigkeiten die letztere an einem Orte, wie Dorpat ist, verbunden gewesen sey, wird jeder Sachverständige leicht begreifen; aber um so erfreulicher ist es zu bemerken, dafs Männer von Kraft und eiserner Beharrlichkeit ihre wohldurchdachten Plane dennoch durchzusetzen vermögen. Nach der Angabe der vorliegenden Schrift und der brieflich mitgetheilten Ergänzungen besteht das Gebäude des Refractors aus einem zwölfeckigen Thurme, welcher so hoch über den übrigen Gebäuden der Stadt liegt, dafs er nach allen Seiten einen freien Horizont gewährt. Das Fundament des beweglichen Theiles ist ein alter massiver Thurm, er selbst aber besteht aus zwölf Riegelwänden, deren vier mit Fenstern versehen sind, zwei einen Durchschnitt bilden, und sechs also ausgemauerte Wände bleiben. Das Ganze ruhet auf zwölf eisernen Rollen, welche mit ihren Einschnitten auf der convexen Kante einer genau waagerecht gelegten kreisförmigen Eisenbahn laufen. Auf solche Weise besteht also durch den Einschnitt das Ganze aus zwei Theilen, welche unten zwar leicht verbunden werden konnten, schwieriger jedoch war dieses am oberen Theile unter dem Dache, wenn nicht zugleich ein undurchsichtiger Anker an irgend einer Stelle in das Gesichtsfeld kommen sollte. Diese Schwierigkeit ist glücklich überwunden durch einen rectangulären eisernen Rahmen, dessen schmale Seiten auf zwei starken eisernen Bolzen an den Seiten der Einschnitte drehbar befestigt sind, so dafs die Fläche dieses Rahmens entweder vertical oder horizontal gestellt werden kann; und da sein halber Durchmesser gröfser als die Oeffnung des Fernrohrs ist, so bietet derselbe in einer der genannten Richtungen allezeit eine freie Aussicht dar. Ein flaches Dach von Brettern mit Segeltuch überzogen und von einer durchbrochenen Gallerie umgeben, desgleichen eine unter dem drehbaren Theile befindliche, ganz herumlaufende Gallerie geben dem Ganzen ein gefälliges Ansehen, und die letztere verstattet noch aufserdem, dafs man allerorten um den beweglichen Thurm herumgehen, und die Theile nachsehen kann. Die Eisenbahn ist geschliffen, die Rollen, welche

Digitized by Google

zwölf Zoll im Durchmesser halten und zwei Zoll über die Eisenbahn von conischem Durchschnitte übergreifen, sind von polirtem Gufseisen und laufen mit ihren stählernen, nur sechs Linien starken, Axen in Büchsen von Glockenspeise. Ref. hat sich ungemein gefreuet, hierbei zu finden, dafs der sachkundige Parrot, gestützt auf eine durch die Erfahrung wohlbegründete Theorie, diese Axen nicht stärker gewählt, und dadurch hinlängliche Stärke mit sehr geringer Reibung vereinigt hat, da sonst gewöhnlich solche Theile von blofsen Empirikern unverhältnifsmäfsig stark und massiv gemacht zu werden pflegen. Der freie Raum zwischen den Rollen ist gegen eindringenden Regen und Schneegestöber durch einen am beweglichen Theile des Thurmes befindlichen blechenen Mantel geschützt, welcher über einen am unbeweglichen Theile angebrachten Ring von Brettern so gebogen ist, dafs er, ohne irgendwo zu berühren, frei mit umgedrehet wird, und doch das Eindringen des Schnees auch bei heftigem Winde verhütet. Endlich versteht es sich von selbst, dafs die Einschnitte des Thurms mit genau schliefsenden Klappen versehen sind, indefs hat man diesen zugleich eine solche Richtung gegeben, dafs sie geöffnet den Einfluss des Windes auf das Instrument abzuhalten dienen.

Parrot berechnete das Gewicht des beweglichen Theiles des Thurmes zu 17000 Pf. und die zu überwindende Reibung nach dem Verhältnifs der Durchmesser der Rollen und deren Axen mit einem Frictionscoëfficienten = 1/5 zu 212,5 Pf. Ein vorläufiger Versuch vor der gänzlichen Vollendung ergab, dafs nur 180 Pf. erforderlich waren, die ganze Last des Thurmes zu überwinden. Zur Drehung ist indefs eine Kurbel von 14 Z. Radius mit einem Getriebe von 4 Z. Durchmesser angebracht, um die Drehung zu bewerkstelligen, indem das Getriebe in ein Rad von 17 Z. Durchmesser mit einer Welle von 6 Z. Durchmesser eingreift, um welche das am Kranze befestigte 0,5 Z. dicke Seil geschlungen ist. Diese Maschine befindet sich zwischen zwei eisernen, am Umfange der Mauer befestigten, Stangen, und der Berechnung nach sollten 10 Pf. Kraft zur Drehung erforderlich seyn. Weiter als bis zu den hier mitgetheilten Angaben reicht die Schrift nicht, und es ist daher interessant gegenwärtig zu erfahren, dafs die erhaltenen Resultate die erwarteten noch übertroffen haben. Das Totalgewicht des beweglichen Theiles des Thurmes ist nämlich 20000 Pf. und dennoch werden zur Drehung desselben an

Digitized by Google

der Kurbel von 14 Z. Radius *) für den Fall der vortheilhaftesten Wirkung nur 7 Pf., für den der unvortheilhaftesten aber 9 Pf. erfordert. Um das Gebäude durch einen Raum von 4 F. zu bewegen, welches die Gröfse des Ausschnittes ist, sind nicht mehr als zwölf Secunden erforderlich, und wenn man noch eben so viel hinzunimmt, um das Seil aus- und einzuhaken, so ergiebt sich, wie wenig der Beobachter verliert, wenn er ohne Gehülfen die Drehung selbst vornehmen mufs. Das Gebäude hat bereits einen Winter ausgehalten, in welchem die Kälte bis 23° R. gestiegen ist, und nicht blos dieser, sondern auch dem Thauwetter, dem Schneegestöber und den Sturmwinden des Novembers glücklich widerstanden. Letztere waren wohl am meisten zu berücksichtigen. Parrot hatte berechnet, dafs die Last des Gebäudes 2,5 mal so grofs sey als die Kraft, welche der Druck eines Windes von 150 F. Geschwindigkeit in einer Secunde gegen die dargebotene Fläche auszuüben vermögte. Indem aber das Gewicht des Gebäudes im Verhältnifs von 20 : 17 vermehrt ist, die angenommene Geschwindigkeit des Windes von 150 F. aber vielleicht schon über das Maximum der Wirklichkeit hinausgeht, so läfst sich von dieser Seite nichts fürchten, jedoch wird auf jeden Fall der bewegliche Theil des Thurmes an der unbeweglichen Mauer durch Haken befestigt. Der ganze Ausschnitt hat acht Klappen, zwei verticale auf jeder Seite und vier auf dem Dache. Geöffnet lehnen sie sich gegen eiserne Streben, welche stark genug sind, dem Sturmwinde zu widerstehen. Für die Genauigkeit der Arbeit zeugt insbesondere der Umstand, dafs nicht blos das Schneegestöber hinlänglich abgehalten wird, sondern selbst der Wind nirgend an der Flamme einer Wachskerze bemerklich ist.

Ref. kann diese Anzeige nicht schliefsen, ohne vorher noch einigen Betrachtungen Raum zu geben, welche sich manchem Leser, gleich wie ihm selbst, vielleicht aufdringen werden. — Wo befindet sich denn dieses gröfste und schönste jetzt existirende Werkzeug für die beobachtende Astronomie? — Auf einer Lehranstalt, welche, eine der jüngsten unter ihren Schwestern, schon manche an wissenschaftlichem Streben und an den hierzu behülflichen Schätzen überflügelt hat. Den Beweis liefern eben dieser Apparat mit seinem zweckmäfsigen Gebäude, ein physicalisches Cabinet, welches an

*) Die Angabe von 16 Z. in der Schrift ist ein Druckfehler, deren übrigens Ref. keine gefunden hat.

Digitized by Google

Vollständigkeit, Güte und Schönheit seiner Apparate von wenigen übertroffen, von den meisten nicht erreicht wird, und ohne Zweifel noch manche andere literärische Hülfsmittel, deren genauere Kenntnifs dem Ref. abgeht. So war es stets der Fall und wird es auch künftig seyn, dafs die Musen ihre früher begünstigten Wohnsitze verliefsen, wenn man sie nicht mit inniger Liebe pflegte und mit hoher Achtung begünstigte; sie wählten sich neue Tempel an andern Orten, und an den verlassenen nahm Stille und Dürftigkeit Platz. Viele der Sternwarten, welche vor etwa einem Jahrhunderte zu den Zeiten der Cassini's berühmt waren, kennt man jetzt nicht mehr, aber statt ihrer sind neue mit vermehrtem Glanze hervorgegangen, und erfreulich ist es dabei für den ruhigen Beobachter der wissenschaftlichen Cultur, wahrzunehmen, wie weit die jüngeren jene älteren hinter sich lassen, wovon der vorliegende Bericht unter andern einen sprechenden Beweis liefert. Inzwischen ist es nicht blos die Astronomie, welche in Rufsland so ausgezeichneten Schutz und hohe Beförderung findet, sondern dieser grofse Staat versäumt überhaupt nicht, die ihm zu Gebote stehenden ausgezeichneten Hülfsmittel zur Erweiterung der Wissenschaften durch grofsartige Unternehmungen zu verwenden. Ref. erwähnt in dieser Hinsicht nur das ihm zunächst Bekannte und für ihn besonders Interessante, unter andern die gegenwärtig gleichzeitig stattfindende dritte Entdeckungsreise, die mühsamen und kostspieligen Untersuchungen der Küsten des sibirischen Polarmeeres, die wissenschaftlichen Reisen in den Caucasus, und vieles anderes. Die gelehrte Welt darf von allen diesen Unternehmungen viele und mancherlei interessante und wichtige Aufklärungen erwarten, worauf Ref. sich schon im Voraus freuet, und wovon er seiner Zeit gern dem Publicum nähere Nachricht mitzutheilen hofft, so bald und so weit er selbst zur Kenntnifs derselben zu gelangen das Glück haben wird.

Muncke.

Digitized by Google

Ueber den Zustand des Königreichs Baiern nach amtlichen Quellen von D. Ignatz Rudhart, K. B. Regierungsdirector (jetzt zu Regensburg) u. s. w. Erster Band. Stuttgart und Tübingen, bei Cotta. 1825. XII und 238 S. nebst 104 S. Beilagen und einer Charte. 3 fl.

„Die Materialien dieses Buches", sagt die Vorrede, „waren bestimmt, nach und nach in der Baierischen Wochenschrift bekannt gemacht zu werden; als aber diese nicht mehr fortgesetzt wurde, schien es am nützlichsten, sie zu einem Buche zu verwenden, durch welches das Publicum und besonders Staatsmänner, statt einzelner Bruchstücke, gleichsam aus einem Gusse, ein vollständiges Bild von dem Zustande des Königreichs Baiern erhalten können." Der hochverdiente Verf., der in der vorjährigen Ständeversammlung zu München als der erste Redner glänzte, giebt in dieser Schrift mehr, als man aus obiger Aeufserung erwarten dürfte; er theilt nicht allein eine Menge der schätzbarsten Materialien mit, welche, weil er sie auf amtlichem Wege erhielt, so grofse Glaubwürdigkeit haben, als sie ihrer Natur nach überhaupt haben können, sondern er knüpft daran viele allgemeine Betrachtungen, bald, um den jetzigen Zustand zu beleuchten, bald, um Wünsche zu Verbesserungen darzulegen. Der Leser erhält also zunächst Theile einer reflectirenden Statistik, sodann eingeschaltete Untersuchungen staatswissenschaftlicher Gegenstände. Rec. kann nicht in Abrede stellen, dafs durch diese Verschmelzung statistischer und politischer Sätze das Werk an Einheit und Gleichförmigkeit verloren hat, aber dafür ist es gewifs interessanter und nützlicher geworden. Der Statistiker beschränkt sich auf die Schilderung des Bestehenden, so weit es sich durch sichere Thatsachen kund giebt; er strebt, wie der Geschichtschreiber, ein Bild zu entwerfen, über welchem man den Bildner vergifst, und welches, wenn es nur mit Fleifs und Treue gearbeitet ist, Jedem, welcher Gesinnung er auch seyn möge, Nutzen und Vergnügen gewähren mufs. Der politische Schriftsteller dagegen kann nicht umhin, von gewissen Grundsätzen auszugehen, gewisse Hauptzwecke im Auge zu behalten, über welche die Vorstellungen der Menschen vielleicht noch eben so lange von einander abweichen werden, als sie es schon gethan haben. Hier mufs die Individualität des Schriftstellers lebendig hervortreten, seine Aussprüche können nicht Allen behagen, und in so ferne sie die Gebrechen, die Bedürfnisse einer bestimmten Zeit berühren, in der unaufhörlich anschwellenden Fluth der Literatur auf

Digitized by Google

kein dauerndes Interesse rechnen, dafür aber vermögen sie desto kräftiger in die Gegenwart einzugreifen. Die vorliegende Schrift hat nun von politischer Seite den Vorzug, dafs sie keine in die Wolken gebauten, sondern nur solche Schlufsfolgen enthält, die sich aus bestimmten Erfahrungen entwikkeln lassen, ferner dafs sie von Principien ausgeht, die dem Rec. die einzig wahren und gedeiblichen zu seyn scheinen; von statistischer Seite wird sie dadurch fruchtbar, dafs sie das einzelne Material belebt und in das Ganze verwebt zeigt, unähnlich jenen gedankenlos zusammengeschriebenen Büchern, die man nicht selten mit dem Titel Statistik erscheinen sieht. Die Schönheit und Wärme des Styls wird auch solche Leser anziehen, für welche sonst der Gegenstand zu trocken seyn würde.

Der vorliegende erste Band enthält nur einen Theil dessen, was die Staatenkunde umfafst, er handelt nämlich von der Gröfse und den Gränzen des Landes, von der Bevölkerung, den Religionsverhältnissen und Bildungsanstalten und von der Landwirthschaft. Die 41 Beilagen bestehen blos aus statistischen Tabellen. Rec. ist nicht gesonnen, einen regelmäfsigen Auszug aus diesem an tiefen Gedanken, erhabenen Empfindungen und merkwürdigen Thatsachen reichen Buche zu liefern, welches ohnehin in die Hände aller derer kommen wird, für die ein Auszug Interesse hätte; er beschränkt sich auf eine Andeutung des Inhaltes und auf einiges Besondere.

I. Gränzen. Zu diesem Abschnitte gehört die schöne lithographirte Gränzcharte, welche zugleich die Amtssitze und das Quadratnetz der Steuervermessung angiebt. Der Flächenraum berechnet sich auf 1382 Geviertmeilen. Die Nachtheile, welche die abgesonderte Lage des Rheinkreises mit sich bringt, werden nicht verschwiegen, doch sey der Besitz dieses Kreises für Baiern und vielleicht selbst für ganz Deutschland wichtig, er „hält uns stets die geläuterten Grundsätze der Einrichtung und Verwaltung der bürgerlichen Gesellschaft vor".

II. Bevölkerung. Die Volksmenge ist nicht genau bekannt, was nur denen auffallen kann, welche die Schwierigkeiten einer Volkszählung nicht zu beurtheilen wissen. Die neueste Angabe von 1822 ist 3,743,000. Verbindet man hiermit diejenige Zahl der Familien, welche der Verf. für die richtigste hält, nämlich 787,818, so ergiebt sich, dafs hier nicht 4 1/2, wie man gewöhnlich annimmt, sondern 4 3/4 Köpfe auf die Familie kommen. Der Verf. rechnet nur 4 1/2, und schliefst so auf eine Volksmenge von 3,545,000 Menschen,

Digitized by Google

wobei die Bevölkerung auf einer Quadratmeile 614 Familien oder 2763 Menschen beträgt; dafs sie nicht doppelt so grofs sey, wird aus verschiedenen politischen Einrichtungen erklärt. Rec. will den Einfluſs aller dieser Ursachen nicht bestreiten, es scheint ihm aber, dafs sich über die Sache nicht mit Entschiedenheit urtheilen lasse, weil wir die Stärke des jährlichen Zuwachses der Volksmenge nicht kennen, und dafs der Zustand des Gewerbfleifses, vor Allem das noch unvollkommene Fabrikwesen, die Hauptursache der im Verhältnifs zu den Nachbarstaaten schwächeren Bevölkerung bilde. Der Cälibat der Geistlichen und vieler Staatsdiener und die Kriege würden von dieser Seite wenig schaden, wenn die Production mit besserem Erfolge betrieben und das Nationalcapital stärker vermehrt würde. Die fehlerhaften Gesetze, welche das Ansäſsigmachen zu sehr erschweren, werden mit Wärme getadelt, und als eine Ursache der zahlreichen unehelichen Geburten dargestellt. Bekanntlich ist diesem Uebelstande indessen durch ein neues Gesetz abgeholfen worden. Beherzigenswerth ist der Rath, die Armenversorgung nicht ganz der Gemeinde zu überlassen, sondern sie auf ganze Kreise auszudehnen, weil sonst die Last für einzelne Gemeinden unerträglich werden kann; vergl. auch S. 39.

III. Sterblichkeit. Die Mortalität von Nürnberg, wie sie aus den S. 34. mitgetheilten Zahlen folgt, ist nicht 1/42, sondern 1/40, und dies kann nach den neueren Erfahrungen in England und Frankreich nicht für eine ausgezeichnet geringe Sterblichkeit gehalten werden, indefs läfst sich auch von einem einzigen Jahre kein sicherer Schluſs ziehen. Wenn wirklich die Mortalität im Isarkreise 1/29, im Obermainkreise aber 1/38 ist (es bleibt zweifelhaft wegen des Mangels einer zuverlässigen Volkszählung), so beweist dies viel für die Medicinalanstalten im letzteren Kreise und gegen die Nützlichkeit der grofsen Landgüter, wie man dieses auch kürzlich von Frankreich dargethan hat. — Medicinalwesen, Unzulänglichkeit der bestehenden Irrenhäuser u. s. w.

IV. Vertheilung der Bevölkerung. Blick auf das Gemeindewesen. Verhältnifs zwischen Stadt und Land. Nimmt man nur die Städte von mehr als 500 Familien in Betracht, so zeigt sich, dafs in ihnen ungefähr 1/7 der Volksmenge wohnt, die anderen 6/7 bewohnen das platte Land und die kleineren Städte. Werden auch die Städte unter 500 Familien und die Marktflecken eingerechnet, so belaufen sich die Stadtbewohner auf 10/47. Dieses Verhältnifs ist, wie bekannt, in Beziehung auf den vorherrschenden Charakter der Gewerbs-

Digitized by Google

thätigkeit bedeutend, indem Gewerke und Handel desto stärker betrieben zu werden pflegen, je gröfser der in den Städten wohnende Theil der Volksmenge ist. In Norwegen ist es kaum 1/12, in Ungarn 1/19, in England aber über die Hälfte. Gewöhnlich ist die Zahl der Städter in solchen Gegenden am gröfsten, wo auch die Bevölkerung im Allgemeinen die stärkste ist; doch trifft dies in Baiern nach den hier mitgetheilten Tabellen nicht genau zu, denn der Oberdonaukreis ist schwächer bevölkert (610 Familien auf der Quadratmeile), als der Ober- und Unter-Mainkreis (643 und 622 Familien), hat aber etwas mehr Bewohner gröfserer Städte (15 3/5 Proc.) als beide (13 1/3 und 11 1/2 Proc.). Der Isarkreis ohne die Hauptstadt hat die niedrigste Bevölkerung (337 Familien) und die wenigsten Stadtbewohner (6 Proc.). — Zahl und versicherter Werth der Gebäude im Königreiche. — Fast nirgends findet man die verschiedenen Arten von Gebäuden so unterschieden, wie es zu wünschen ist, wenn man daraus Schlüsse, z. B. in Ansehung des landwirthschaftlichen und Gewerkscapitales, machen will. — Der Verf. tadelt den, in der Ständeversammlung von 1822 gemachten Vorschlag, die Brandversicherungsanstalt in Kreisvereine aufzulösen, mit Recht, äufsert aber zugleich, es sey billig, die Aufnahme leicht verbrennbarer Häuser durch höhere Beitragsquoten zu bedingen. Rec. hat auf diese Verbesserung der bisherigen wechselseitigen Assecuranzen kürzlich in einer anderen Zeitschrift aufmerksam gemacht. Dafs ein Kreis mehr Brandschäden hat als der andere, mufs, wenn es fortdauernd ist, der verschiedenen Bauart zugeschrieben werden, und deshalb kann man es den Abgeordneten des Untermainkreises nicht verargen, dafs sie in Beziehung auf ihre Gegend die Einrichtungen der Anstalt für mangelhaft erklärten, nur wäre die Auflösung des Gesammtvereines das unrechte Mittel. Die Prämienassecuranzen geben das Beispiel, wie man nach Maafsgabe der Bauart den jährlichen Beitrag ungleich ansetzen kann. Dagegen ist das Auskunftsmittel, welches die erneuerte Assecuranz-Ordnung für Bremen und Verden, vom 23. December 1825, ergreift, Häuser mit Schindeldächern nur zu zwei Drittheil des Werthes aufzunehmen, unzureichend, weil dabei auch der Beitrag geringer wird und für die gröfsere Gefahr keine verhältnifsmäfsige Vergütung Statt findet.

V. Unterscheidung der Bevölkerung nach Ständen. Der Adel begreift 1384 Familien, mit 945 adelichen Gütern, die Besitzungen der 33 erblichen Reichsräthe nicht eingerechnet. Man kann also wohl 450 — 500 adeliche

Digitized by Google

Familien ohne Grundbesitz annehmen, denn wenn auch bisweilen mehrere Familien an einem Gute Theil haben, so trifft es sich doch weit öfter, dafs eine Familie mehrere Güter besitzt. Rec. findet durch Vergleichung der Kreise, dafs, mit einziger Ausnahme des Obermainkreises, die Bevölkerung jedes Landestheiles um so höher ist, je wenigere adeliche Güter er enthält. Das Zusammentreffen ist merkwürdig genug, um hier nachgewiesen zu werden.

	Adeliche Güter.	Familien auf 1 QM.
Rheinkreis	0	809
Retzatkreis	64	781
Untermainkreis	77	622
Oberdonaukreis	78	610
Unterdonaukreis	153	499
Regenkreis	179	444
Isarkreis	227	377

Rec. hat sich schon früher (Allg. Encyklop. von Ersch und Gruber, Art. Adel) für die Nützlichkeit des Adels in Erbmonarchieen erklärt, er mufs aber mit unserem Verf. in dem Urtheile über das Unzweckmäfsige der Vorrechte, die der Adel in Baiern geniefst, übereinstimmen. Ueber die Patrimonialgerichtsbarkeit ist kaum nöthig, etwas zu sagen; die Siegelmäfsigkeit befreit den Adelichen von verschiedenen Gerichtstaxen, „und ist so vortheilhaft für den Privilegirten, dafs ein einziger Taxenfall den Betrag der Taxe für das Adelsdiplom übersteigen kann.“ Dieser Umstand und die Einkünfte der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit (welche indefs nach der Verfassung auf die früheren Rittergüter beschränkt ist) erklären die vielen Gesuche um die Ertheilung des Adels gegen Entrichtung der Taxe.

VI. Unterscheidung der Bevölkerung nach der Religion. Der Verf., welcher selbst der katholischen Confession angehört, spricht einen grofsen Theil seiner Glaubensgenossen von Aberglauben, Lippen- und Bilderdienst nicht frei, während viele andere, und ein grofser Theil der Protestanten, aus Mangel an Nachdenken oder Frivolität in Unglauben verfallen; selbst bei der katholischen Geistlichkeit sey die Aufklärung über das wahre Wesen der christlichen und katholischen Religion selten. „Das Wesen des Katholicismus „ist kein anderes als jenes der Religion. Wie er in verschie„denen Zeiten begriffen und verdorben worden ist, entschei„det nicht. Wer in die ersten Zeiten an die Quelle zurück-

Digitized by Google

„geht, lernt sie ungetrübt als eine evangelische Lehre kennen. „Diese Lehre ist freilich unwandelbar und ewig, nicht aber „die Streitsätze der theologischen Schulen. Dogmen hat der „Protestant wie der Katholik; beiden müssen sie etwas, aber „etwas Untergeordnetes seyn. Nicht blinder, sondern thätiger und lebendiger Glaube ist nothwendig, den Katholiken „wie den Protestanten, und dafs die Formen der Kirchenverfassung veränderlich und verbesserlich seyen, lehrt die Kirchengeschichte, welche durch die Concilien zu Kostnitz und „Basel zeigt, welche Gränze die Gewalt des Pabstes und der „Kirche hat. Allein die unbeschränkte Gewalt jenes hat sich „durch ähnliche Mittel erhalten, deren sich die Könige bedienten, welche nach absoluter Gewalt strebten; sie versäumten, die Concilien, wie die englischen Könige die Parlamente einzuberufen.“

VII. Ueber die Verhältnisse der Juden. Dieser 27 Seiten starke Abschnitt mufs jedem Leser gegen die edle Menschlichkeit, mit welcher der Verf. einem unterdrückten Stamme das Wort redet, die höchste Achtung einflöfsen. Die Entartung der Juden wird zum Theile dem Grade von religiöser Bildung der meisten unter ihnen, gröfstentheils aber den politischen Einrichtungen und der unchristlichen Behandlung von Seite der Christen Schuld gegeben. Gewifs wird der Jude im Ganzen besser werden, nützlichere Beschäftigungen ergreifen, und ein theilnehmenderer Bürger seyn, wenn man alles Demüthigende von ihm nimmt, und ihm den Zutritt zu mehreren Gewerben gestattet; er wird sich und seine Glaubensgenossen weniger schroff der übrigen Gesellschaft entgegenstellen, wenn man aufhört, ihm mit Härte zu begegnen. Gleichwohl möchte, wie Rec. glaubt, die Ertheilung des vollen Staatsbürgerrechtes, in so ferne darin auch die Wählbarkeit zur Ständeversammlung, die Befugnifs zur Bekleidung von Staatsämtern, zu dem Besitze von Gütern mit Gerichtsbarkeit und Patronatsrecht liegt, noch zu frühzeitig seyn; erst müssen die Bildungsanstalten kräftig gewirkt haben, es mufs erst der vorherrschende Wuchergeist vertilgt seyn, der, wenn auch grofsentheils durch den Druck von Seite der Christen verschuldet, doch nun einmal da ist, bis auch jene Scheidewand ohne Gefahr aufgehoben werden kann. Die aufgeklärten, aber zugleich frommen Juden (beides war bisher sonst nie verbunden) werden von selbst zum Christenthume übertreten, sie müssen es aber zuvor in der Handlungsweise seiner Bekenner achten gelernt haben. Der Verf. urtheilt unbefangen und gerecht über die Intoleranz der Christen. „Sie tadeln,

Digitized by Google

„dafs Moses Religion zum lächerlichen Ceremoniendienste „herabgesunken sey, und vergessen, wie viele Christen die „Ceremonien werther als das Wesen der Religion halten. — „Sie rügen, dafs der Gottesdienst in einer Sprache gehalten „werde, welche die meisten nicht verstehen, und ist es denn „leider bei uns Christen anders?«

VIII. Unterricht, Erziehung und Bildung.

IX. Landescultur. Dieser Abschnitt wird durch zahlreiche höchst lehrreiche Tabellen erläutert. Der Wald beträgt 29 Proc. der Fläche und es kommen auf die Familie acht Morgen, was bei guter Wirthschaft das Bedürfnifs übersteigt. Der Verf. glaubt, dafs niedrige Holzpreise im Inlande nützlich seyen, weil sie das Uebergewicht über die Gewerbe des Auslandes gewinnen helfen. Dies ist in Beziehung auf einzelne Gewerbszweige, zumal auf das Hüttenwesen, richtig, aber wird nicht da, wo ein Theil des Waldgrundes zu anderer Benutzung fähig ist, gerade durch den niedrigen Preis die Holzsparung verhindert, die Forstwirthschaft in ihrem mangelhaften Zustande erhalten, und so die bessere Benutzung des Bodens verzögert? Man soll zwar keinen unerschwinglich hohen Holzpreis für unschädlich halten, aber auch nicht einen so niedrigen als nützlich ansehen, der dem Waldeigenthümer keinen Antrieb gewährt, sich um gute Holzzucht zu bemühen.

X. Saamenerträgnifs. Getreidepreise. Die jetzige Wohlfeilheit des Getreides bei hoch gebliebenen Preisen anderer Dinge mache die Fruchtbarkeit zum Fluche, sie wird S. 124. (vergl. 159. und Vorr. VI.) ein gotteslästerliches Verhältnifs genannt, welches nur aus menschlicher Verkehrtheit entspringen könne. Zwar hat der Verf. S. 125. mit wenigen gehaltschweren Worten die Ursachen von der Noth des Landmanns geschildert, aber es darf auch die in der Natur des Landbaus gegründete Verschiedenheit der Ernten nicht übersehen werden. Ein wichtiges Gut, von dem man bald viel mehr, bald merklich weniger gewinnt, als man braucht, mufs nothwendig einen sehr verschiedenen Preis haben, und die anderen Ursachen, welche die Preisveränderungen gröfser oder kleiner machen, sind nur accessorisch.

XI. Gewerbs- und Handelsgewächse.

(*Der Beschluſs folgt.*)

Digitized by Google

N. 31. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Rudhart, über den Zustand des Königreichs Baiern.

(*Beschluss.*)

XII. Viehzucht. Der Zahl nach sollte man die Rindvieh- und Schaafzucht für gut halten, da auf fünf Morgen Acker ein Stück Rindvieh und auf acht Morgen ein Schaaf trifft. Aber unter den Schaafen sind nur wenige Merinos, und das Rindvieh ist von schlechtem Schlage, woran Unwissenheit viele Schuld hat. — Statt ärztliche Hülfe zu gebrauchen, sind 1820 gegen 18000 und 1821 sogar 30000 Menschen mit krankem Viehe nach Griesbach gewallfahrtet.

XIII. Pferdezucht. Es kommen hier die in Baiern vielfach besprochenen Angelegenheiten des Militärgestütes zur Sprache. Der Verf. erklärt sich für die Erhaltung desselben.

XIV. Vertheilung des Grundbesitzes. Wären die auf der 41. Tabelle verzeichneten Thatsachen früher bekannt gewesen, so hätte man das Wahlgesetz zweckmäfsiger einrichten und den Uebelstand vermeiden können, dafs 11 Landgerichte gar keinen wählbaren Grundeigenthümer haben.

XV. Ueber die Ursachen des gegenwärtigen Zustandes der Landwirthschaft und die Mittel zur Verbesserung desselben. Wichtig und lehrreich.

XVI. Dieser vier Bogen starke Abschnitt enthält den, der Ständeversammlung von 1822 vorgelegten, aber nicht zur Abstimmung gekommenen Entwurf eines neuen Culturgesetzes mit Abänderungen und Erläuterungen unseres Vfs. Obgleich wenige Leser in einer Darstellung des Zustandes von Baiern diesen Excurs über einen speciellen Verwaltungsgegenstand zu finden erwarten möchten, so mufs doch die Gabe ihres Gehaltes willen mit Dank angenommen werden. Wir wollen nur bei einigen Sätzen verweilen. Die Bestimmungen, welche die Cultur öder Weideplätze begünstigen sollen, kann Rec.

Digitized by Google

nicht ganz billigen, weil es ihm ein Eingriff in das Privateigenthum scheint, wenn Jeder ein als Weide liegen gebliebenes Grundstück in Anspruch nehmen darf, um es anzubauen. Die bisherigen Culturgesetze in Baiern sind oft genug als zu ungestüme Antriebe zur Urbarmachung getadelt worden, es ist also kein eigentlicher Rückschritt, wenn man den natürlichen Gang der Dinge mehr als bisher walten läfst. Der Vf. nimmt zwar im §. 3. künstliche Weiden aus, aber hierunter pflegt man blos angesäete zu verstehen, es könnte also nach dem Entwurfe der Eigenthümer einer Weidekoppel, die er zur Viehmästung, zur Pferde- oder Schaafzucht u. s. w. vortrefflich brauchen kann, gezwungen werden, sie abzugeben oder selbst unter den Pflug zu nehmen. Natürlich wird jeder Eigenthümer, wenn das Grundstück nicht ganz schlecht ist, den eigenen Anbau vorziehen, man weifs aber, dafs die Ausdehnung der urbaren Fläche in vielen Fällen weniger nützlich ist, als eine bessere intensive Cultur. Wie manche Weiden giebt es an Abhängen, die zum Umbruche nicht geeignet sind, die aber ein Culturlustiger, der dabei nichts zu verlieren hat, wenigstens des Versuches willen in Anspruch nehmen wird. Gemeindegrundstücke mögen andere Behandlung zulassen, bei den öden Ländereien Einzelner aber würden die vorgeschlagenen Bestimmungen noch mancher Einschränkungen bedürfen, z. B. dafs sie nur von Plätzen gelten, die nicht einmal beweidet werden. Sollte man nicht ruhig erwarten dürfen, dafs bei'm Zunehmen der Bevölkerung, des Capitales und der Betriebsamkeit die Grundrente steigt, und der Eigenthümer seines Vortheiles willen diejenige Benutzung wählt, die dem allgemeinen Bedürfnisse entspricht? Eben so viel läfst sich gegen den Satz einwenden, den auch schon die bisherigen Culturgesetze haben, dafs die Weide der Cultur ohne Entschädigung weichen mufs. — Empfehlenswerth ist es, dafs die Laudemien und andere gutsherrliche Prästationen nach dem bisherigen Werthe des öden Grundstückes fixirt werden sollen. Die gänzliche Freigebung der Privatforstwirthschaft, selbst der Rodungen, giebt Besorgnissen Raum, deren Entwicklung hier zu weit führen würde; wie sehr man auch dem lästigen Einmengen des Staates in die Forstwirthschaft der Bürger abgeneigt seyn mag, so mufs man doch, schon aus klimatischen Rücksichten, Beschränkungen des Ausrodens von Waldungen, welches in Gebirgsgegenden die gröfsten Nachtheile verursachen kann, für nöthig halten. Das fünfte Capitel, von den Lasten der Grundeigenthümer, hat der Verf. neu hinzugefügt. Es war von seinem hellen Blicke zu erwar-

Digitized by Google

ten, dafs er auf die Milderung und Ablösung der bäuerlichen Lasten Bedacht nehmen würde, und man wird bei seinen Vorschlägen wenig zu bedenken finden, aufser etwa, dafs der §. 36, Moderation der Lasten wegen bisheriger Ueberlastung betreffend, nähere Bestimmung, wie der Reinertrag auszumitteln sey, erforderte, und dafs die Umwandlung des Fruchtzehnten in eine jährliche Fruchtgilt in theuren Jahren eine unerschwingliche Last hervorbringen würde.

Mit Verlangen sieht Rec. dem Erscheinen eines zweiten Bandes entgegen.

K. H. Rau.

Gregor Dankowszky's Fragmente zur Geschichte der Völker ungarischer und slawischer Zunge, nach den griechischen Quellen bearbeitet. Preſsburg, 1825. Erstes Heft. Urgeschichte der Völker slawischer Zunge. 62 *S.* 8. 12 Gr.

Es gibt in dem Alterthume wohl wenige Völker, welche in die Geschichte so thätig eingreifen, und dennoch eigentlich so wenig gekannt werden, als die Skythen. Unbesiegbar durch die Natur des Bodens, auf dem sie nomadisirten, und durch die Lebensart, welche nothwendig bedingt war durch die Beschaffenheit ihres Landes, bewohnten sie friedlich die ungeheueren Steppen, welche das südöstliche Europa und die Hochebenen Mittelasiens einnehmen, und nur ein äufserer Anstofs bewog sie zu der Ueberzügelung, womit sie zur Zeit des Kyaxares Vorderasien überschwemmten. Da aber diese Eroberung von kurzer Dauer war und sie nach acht und zwanzigjähriger Herrschaft wieder in ihre Steppen zurückgeworfen wurden, so liegt uns ihre Geschichte, bei der übrigen Abgeschiedenheit des Volkes, sehr im Dunkel, und wir sind beschränkt auf wenige unzusammenhängende Begebenheiten. Denn alle einheimische Quellen, die etwa vorhanden gewesen seyn dürften, sind verloren. Eben so auch die Persischen Nachrichten. Die Griechen aber standen nie mit den Skythen in genauerer Berührung, denn es fehlten die beiden menschenverknüpfenden Wege, Krieg und Handel. Die Feldzüge Alexanders des Grofsen streiften nur an das Gebiet; und der Handel konnte seinen wohlthätigen Einfluſs auf Erweiterung der Kenntnisse hier nur in unbedeutendem Grade ausüben, da die wenigen griechischen Kolonien an der Nordküste des Pontus Euxinus, als Pflanzstädte von Pflanzstädten, nur in losem

Digitized by Google

Verbande mit den griechischen Mutterstaaten standen. Die genaueren Nachrichten über den merkwürdigen Erdstrich, an dessen Saume sie wohnten, und das Volk, mit dem sie verkehrten, waren also wohl schon für die Griechen verloren; für uns sind sie es gewifs, und wir sind beschränkt auf die Nachrichten, welche einzelne Griechen zufällig oder mit Absicht in den Pflanzstädten an der Skythischen Küste einzogen, und deren Zuverlässigkeit, nur durch die Glaubwürdigkeit des Erzählers bedingt, durch Mangel an Kenntnifs der Sprache, Sitten u. s. w. der Skythen, und dadurch sehr getrübt wird, dafs bei den meisten eigene Ansicht fehlte, die durch Hörensagen nicht ersetzt wird. Dadurch ging natürlich alle ethnographische Genauigkeit nothwendig verloren, und die Griechen befafsten unter dem gemeinschaftlichen Skythennamen alle die Völker, von denen sie erfuhren, dafs sie in den Europäischen oder Asiatischen Steppen nomadisirten. Gleichheit der Lebensart verleitete sie zu dem Schlusse auf Gleichheit des Stammes, und so finden wir Skythen an der Donau und Skythen als Nachbarn der friedfertigen Seren. Zu einer bestimmten klaren Einsicht über dieses Volk haben es die Griechen wohl eben so wenig gebracht, als sie z. B. mit den Kelten und Aethiopen in's Reine gekommen sind. Im Gegentheile war sicherlich jene weitschichtige Benennung die ziemlich allgemein herrschende, wenn auch einzelne Forscher das Unrichtige und Unbestimmte derselben einsahen und, indem sie die Völker absonderten, die nicht zusammen gehörten, den Umfang des Skythenvolkes in engere Gränzen wiesen. Daher die Streitigkeiten, ob dieses oder jenes Volk Skythisch sey oder nicht. Der Beispiele könnte eine Legion aufgeführt werden; hier nur einige der zunächst liegenden: Herodot (I, 201.) hält die Massageten für ein eigenes Volk; jedoch mit dem Zusatze: εἰσὶ δὲ οἵτινες καὶ σκυθικὸν λέγουσι τοῦτο τὸ ἔθνος εἶναι. — Diodor. Sic. II. pag. 128. Bipont., Stephan. Byz. u A. nennen sie geradezu ἔθνος Σκυθῶν. — Die Issedonen unterscheidet Herodot (z. B. IV, 27.) von den Skythen; Hekatäus bei Steph. Byz. nennt sie ein Skythisches Volk. Derselbe Fall ist bei den Taurern, Sauromaten u. a. Wer demnach Untersuchungen anstellen will über die Skythen, mufs vorerst eine sorgfältige Sichtung der verschiedenen Vorstellungen und Angaben vornehmen, und den Begriff, Umfang und die Begränzung des Volkes genau feststellen; er mufs erst den Grund reinigen, auf dem er bauen will. Nur so kann die Untersuchung zu einem sicheren Ziele führen. Aber gerade diese Grundlegung ist es, die Ref. an dem anzuzeigenden Werke

Digitized by Google

gänzlich vermifst. Der Hr. Verf. erklärt sich über die Skythen im Allgemeinen durchaus nicht, sondern hält sich ausschliefsend an die Beschreibung Herodots, ohne auf etwas anderes Rücksicht zu nehmen, und leitet dann von diesen Herodotischen Skythen die Slawen ab; ein wo möglich eben so weitschichtiger Begriff.

Der Hr. Verf. sucht seine Meinung, die übrigens keineswegs neu ist, auf etymologischem oder linguistischem Wege zu begründen. So gewifs es auch ist, dafs Sprachähnlichkeit, wenn sie zu andern, historischen Beweisen kommt, von grofsem Gewicht ist, eben so gewifs ist es auch, dafs man auf eine solche Aehnlichkeit allein keine sicheren Forschungen begründen kann, wenn von der einen Sprache nur einzelne wenige Wörter übrig sind, deren Bedeutung uns noch dazu meist unbekannt ist. Um eine zu Folgerungen berechtigende Vergleichung anstellen zu können, ist unumgänglich nothwendig, dafs von beiden Sprachen wenn nicht zusammenhängende, doch wenigstens der Bedeutung nach fest bestimmte Ueberreste vorhanden seyen. Die Anzahl der Wörter aber, die uns nebst ihrer Bedeutung von der Skythischen Sprache übrig sind, ist so unbedeutend, dafs man darauf wohl keine geschichtliche Behauptung begründen kann, zumal da der Hr. Verf. gerade bei den meisten dieser Art die Nachweisung schuldig geblieben ist. Es läfst sich nicht läugnen, dafs Hr. Dankowszky zu vielen Skythischen Namen recht scharfsinnig Anklänge und Bedeutungen in den Slawischen Sprachen gefunden hat; aber wer bürgt uns dafür, dafs diese Wörter im Skythischen wirklich diese Bedeutung hatten? Das Unsichere und Schwankende dieser Verfahrungsart wird dadurch ersichtlich, dafs z. B. Theod. Siegfr. Bayer in seiner Abhandlung de origine Scytharum, in den Comment. Acad. Petrop. Tom. I p. 379. in denselben Wörtern den Finnischen Sprachstamm erkennt, und ohne Mühe können wir auch Deutsche Wurzeln darin finden. Wozu aber ein solches Herumtappen im Finstern, wo uns jeder Leitstern fehlt? Es ist wahr, dies und das Wort konnte diese und jene Bedeutung haben. Allein hatte es dieselbe auch? Die Namen der Skythischen Gottheiten erklärt der Verf. auf folgende Art: Ταβιτί, Slaw. ta byti d. i. Göttin der Wohnung. (Gut.) — Ἀπία, Slaw. Aupiga, d. i. die nach und nach trinkende. (Minder gelungen.) — Θαμιμασάδας, Slaw. tmawy ma sad, d. i. er hat einen finstern Sitz. (Gelungen) — Ἀγρίμπασπα, vom Slaw. Aurok, Bezauberung, und pas, Gürtel, d. i. die mit dem bezaubernden Gürtel. Der Οἰτόσυρος bei Herod. IV,

59. bleibt unerklärt. Die Erklärung mehrerer Namen sollen in der Ordnung angeführt werden, in welcher sie im Buche vorkommen.

Der Verf. beginnt mit der Erörterung der Sagen, die wir bei Herodot IV, 5 — 11. finden. Nach der ersten Sage ist der Stammvater des Skythenvolkes Targitaos, des Zeus und der Tochter des Borysthenes Sohn. Dieses Targitaos soll Slawisch gewesen seyn und dem jetzigen Stary tata oder Stary ta entsprechen, d. h. Altvater. So sollen sie ihren Stammvater genannt haben, da sie durch die Länge der Zeit seinen wahren Namen vergessen hatten und „da das beseligende Licht „der Offenbarung noch nicht zu ihnen gedrungen, oder viel„mehr nach der Zeit wieder aus ihrem Gedächtnisse ver„schwunden war.“ (Ref. gesteht, nicht recht einzusehen, was hier das beseligende Licht der Offenbarung soll.) Durch Einwirkung griechischer Religionsbegriffe hätten die Skythen ihren Stary ta zum Sohn des Papaios und der Tochter des Borysthenes gemacht. Aber Ref. sieht nicht ein, warum die Skythen nicht eben so gut selbstständig ihr Geschlecht auf eine ihrer Gottheiten und die Tochter eines ihrer Hauptströme zurückführen konnten, als die Griechen. Warum denn sogleich Einwirkung Griechischer Religionsbegriffe annehmen? Die Namen der drei Söhne des Targitaos sollen nach Hrn. D. ursprünglich gewesen seyn: Lipockai (ck ausgesprochen zk) d. i. von der Linde; Arpockai (statt Hrpockai) d. i. von der Kornblume; und Kolackai, d. i. vom Rade. Von Lipockai stammten die Auchaten (Vchaty, spr. Uchaty, = Grofsohrig, die späteren Uzen); von Hrpockai die Katiaren und Traspier (Kazár, Slaw. Zuchtmeister; Trapič, spr. Trapitsch, Slaw. Plagegeister); von dem jüngsten, der König ward, die Paralaten (prawa lud, oder lid, Slaw. Leute des Rechts). Mehrere dieser Erklärungen sind ohne Zweifel sehr gelungen, und würden in Verbindung mit historischen Beweisen von grofser Wichtigkeit seyn; allein so lange sie vereinzelt dastehen, kann man sie doch wohl nur als sinnreich anerkennen, mit Anwendung des bekannten ben trovato ma non vero.

Ref. erlaubt sich hierbei einige Bemerkungen über diese Sage. Der Name Targitaos scheint in diesen Gegenden nicht ungewöhnlich zu seyn. Wenigstens finden wir ihn aufser Herodot als königlichen Namen in der vom Verf. angeführten Stelle Theophylact. I, 6. (Ταργίτιος τῷ τῶν Ἀβάρων Φύλῳ περιβλήτος) und als Name einer Königin der Mäoten bei Polyän.

Digitized by Google

VIII. c. 55. (Τιργαταῳ Μαιῶτις ἐγήματο Ἐκαταίῳ βασιλεῖ Σίντων, οἳ νέμονται μικρὸν ἄνω Βοσπόρου).

Die drei Söhne des Targitaos Leipoxaïs, Arpoxaïs und Kolaxaïs können nach Herodots eigener Erzählung nicht wohl als Gründer ihrer Stämme betrachtet werden, sondern nur als Repräsentanten derselben. Denn es heifst ja gleich anfangs IV, 5. ἐπὶ τούτων ἀρχέντων κ. τ. λ. und τοὺς πρεσβυτέρους ἀδελφεοὺς τὴν βασιληΐην πᾶσαν παραδοῦναι τῷ νεωτάτῳ. Ueber wen sollen sie denn geherrscht haben? Ueber sich selbst? Und die Regierung über wen? überliefsen sie denn ihrem jüngeren Bruder? Es scheint daraus zu erhellen, dafs man diese drei Brüder als Vertreter ihrer Stämme betrachten müsse. Betrachten wir ferner diese Eintheilung genauer, so liefse es sich wohl wahrscheinlich machen, dafs sie auf keiner politischen Verschiedenheit beruhe, sondern vielmehr castenartig sey. Schon die Art, wie Herodot sich ausdrückt, scheint darauf hinzudeuten, τούτους τῶν Σκυθέων, οἱ Αὐχάται, γένος καλέονται. — οἱ Κατίαροί τε καὶ Τράσπιες καλέονται. Bei dem dritten Bruder findet eine Verschiedenheit der Lesart statt: einige lesen nämlich ἀπὸ δὲ τοῦ νεωτάτου αὐτέων τοὺς βασιλῆας, andere τοῦ βασιλῆος. Wäre es dem Ref. erlaubt, so möchte er e conjectura eine dritte aufstellen, τοὺς βασιληΐους. Wir hätten demnach vier Casten, die Paralaten, Auchaten, Katiarer und Traspier. Die vornehmste, eine Adels- und Krieger-Caste, sind die Paralaten, die Σκύθαι βασιληΐοι, οἱ ἄριστοί τε καὶ πλεῖστοι, καὶ τοὺς ἄλλους νομίζοντες Σκύθας δούλους σφετέρου, εἶναι, wie Herodot IV, 20. In besonderer Beziehung auf diese Stelle scheint zu stehen Herod. II, 167, wo er von der Aegyptischen Priestercaste (die Casten nennt er dort auch γένεα) redet und ihrer Verachtung der Handwerker, und nicht zu entscheiden wagt, ob die Griechen dies von den Aegyptiern gelernt hätten, ὀρέων καὶ Θρῃΐκας καὶ Σκύθας — — ἀποτιμοτέρους τῶν ἄλλων ἡγημένους τῶν πολιτέων τοὺς τὰς τέχνας μανθάνοντας καὶ τοὺς ἐκγόνους τούτων· τοὺς δὲ ἀπαλλαγμένους τῶν χειρωναξιέων, γενναίους νομιζομένους εἶναι καὶ μάλιστα τοὺς ἐς τὸν πολεμον ἀνειμένους.

Diese Caste der Paralaten nennt Herodot IV, 110. Σκύθας ἐλευθέρους; denn die Stadt Kremnoi, welche hier im Lande der freien Skythen liegt, wird cap. 20. in das Land der königlichen Skythen verlegt. Das Uebergewicht der Paralatencaste scheint auf religiösen Vorstellungen zu beruhen, wenigstens wird es begründet durch ein Zeichen vom Himmel. Kolaxais theilte das Land unter seine drei Söhne und bildete so drei Königreiche, von denen das eine bedeutend gröfser war, als die andern, in dem der heilige Pflug u. s. w aufbewahrt wurde.

Digitized by Google

Auch hatte dieses wahrscheinlich eine gewisse Oberherrschaft über die zwei übrigen. Bei dem Einfalle des Darius stellte das gröfsere Königreich Ein Heer, die zwei kleineren zusammen ebenfalls Eins; s. Herod. IV, 120.

Uebrigens dürfte diese Sage wohl nicht zu den Ursagen des Skythischen Volkes gehören, da das Land um den Borysthenes sicherlich nicht Ursitz der Skythen ist. Da sie aber ganz besonders auf dem Borysthenes beruht, so mufs sie in eine Zeit gehören, wo sie schon länger an diesem Flusse gewohnt hatten und theilweise zum Ackerbau überzugehen begannen. Denn die Nachricht von ursprünglich ackerbauenden Skythen, die erst von den Thraziern bedrängt zur nomadischen Lebensart übergegangen seyen, wie sie uns Eustath. ad Dionys. Perieget. 551. p. 80. und 665. p. 91. ed. H. Stephan. 1577. giebt, hält Ref. für eine Verwechslung der Namen, und hält diese Skythen für ein ganz anderes Volk, welches Stephan. Byz. anführt Σκύθαι, ἔθνος Θρᾳκίων, und Eustath. ad Dionys. Perieg. 728. p. 97. ἦσαν δὲ Σκύθαι καὶ Θρᾳκίων ἔθνος, οἳ καὶ Νομάδαι ἐλέγοντο; wo schon aus der Art des Ausdrucks hervorgeht, dafs Eustathius diese Skythen von den andern unterscheiden will. Doch diese Untersuchung würde zu weit abführen.

Bei der zweiten Sage, welche Herodot IV, 8 — 10. ausführt, ist die griechische Form unverkennbar; aber eben so gewifs darf man auch wohl annehmen, dafs Skythische Elemente zum Grunde liegen, die nur von den Griechen nach ihrer Art behandelt wurden. Auffallend ist in dieser Erzählung die Erwähnung des Schlangenmädchens, mit dem Herakles drei Söhne zeugte. Schon Humboldt in seinen Vues de Cordillères et monumens des peuples indigènes de l'Amerique, Paris 1816. hat auf die häufige Uebereinstimmung aufmerksam gemacht, welche zwischen den Sagen der Mexikaner und denen der Völker Hochasiens statt findet. Den angeführten Beispielen sey es erlaubt dieses beizufügen. Dieser grofse Forscher sagt a. a. O. S. 235 f.: La groupe no. II. représente la célèbre femme au serpent, Cihuacoahatl, appelée aussi Quilatzli ou Tonacacihua, femme de notre chair. — Les Mexicains la regardaient comme la mère du genre humain et après le Dieu du paradis céleste, Ometeuctli, elle occupait le premier rang parmi les divinités d'Anahuac; on la voit toujours représentée en rapport avec un grand serpent. Les plus anciennes traditions des peuples remontent à un état des choses, où la terre couverte de marais était habitée par des couleuvres et d'autres animaux à taille gigantesque; l'astre bienfaisant en

desséchant le sol délivra la terre de ces monstres aquatiques. — Uebrigens spielt sowohl in dieser Erzählung, als auch in der ersten die φιάλη eine Rolle; eine genauere Erklärung gehört nicht hieher.

Gehen wir nun zu der dritten Sage über, die Herodot IV, 11. erzählt (denn Diodor. Sic. 11. scheint nur eine Verschmelzung der beiden ersten Sagen Herodots zu seyn, wenn auch die Genealogie bei ihm wesentlich abweicht). Herodot gibt ihr den meisten Beifall und mit Recht, obgleich sie mit den beiden ersten nicht in Widerspruch steht. Ohne Zweifel hat sie den meisten historischen Grund und greift passend in die uns bekannte Geschichte ein. Doch müssen wir erst einige Schwierigkeiten beseitigen, bevor diese Nachricht für uns volle Brauchbarkeit erhält. Die Frage nämlich: wo ist das ursprüngliche Vaterland der Skythen? ist abhängig von der: welcher Strom ist unter dem Araxes Herodots und Anderer hier zu verstehen? Unser Hr. Verf. scheint keine Schwierigkeit zu ahnen, und erkennt dafür ohne weiteres (wozu ihn freilich der wörtliche Sinn der Herodoteischen Erzählung berechtigt) den Armenischen Aras, der sich jetzt in den Kur (Cyrus) ergiefst, ehemals aber unmittelbar in das Kaspische Meer einmündete; s. Ritters Erdkunde II. S. 818 f. Der Hr. Verf. gibt uns hier zu bedenken, dafs der Araxes auf dem Ararat entspringe, und ermahnt uns, die Geschichte der Noachischen Fluth zu beherzigen. Das ist schon recht gut; aber es ist zu bedauern, dafs der übrigens sehr ehrwürdige Noachische Kasten bei vielen bedeutend an Beweiskraft verloren hat, und bei einer solchen Untersuchung, wie die unsrige, mufs man doch auch die Hartgläubigen berücksichtigen. Auch bedürfen wir dieser Beherzigung kaum, da uns der Kaukasus ohnehin als der grofse Völkersteg zwischen Europa und Asien bekannt ist; wenn uns nur nicht andere Schwierigkeiten in den Weg träten. Wir brauchen nämlich nur mit einiger Aufmerksamkeit Herod. IV, 11. und I, 201. zu lesen, um einzusehen, dafs man hier durchaus nicht an den Armenischen Araxes denken könne. Die Skythen sollen nämlich ursprünglich auf dem rechten Ufer des Araxes gewohnt haben; neben ihnen die Massageten, die Nachbarn der Issedonen. Von diesen bedrängt gingen sie über den Araxes nach Europa über (denn vorher hatten sie in Asien gewohnt), vertrieben die Kimmerier, die im nachmaligen Skythien wohnten, aus ihren Wohnplätzen, verfehlten sie aber bei der ferneren Verfolgung, indem die Kimmerier längs dem Pontus Euxinus flohen, die Skythen aber längs dem Kaukasus zogen, so dafs sie das Ge-

Digitized by Google

birg zur Rechten hatten. Dieser Weg mufste sie nothwendig zum Araxes führen, und ihren Feinden, den Massageten (gesetzt nämlich, sie hätten am Araxes gewohnt), gerade in die Hände. Aber sie gingen ohne Hindernifs über den Strom (also in ihr altes Vaterland?) und fielen in Medien ein. Wer möchte dieses zusammen reimen? Man ist auch so ziemlich einig in der Meinung, dafs Herodot hier geirrt haben müsse; um so mehr ist es zu verwundern, dafs unser Hr. Verf. ganz arglos bei dem Armenischen Araxes stehen bleibt, fast möchte man glauben, aus besonderer Vorliebe für den Ararat und die Arche Noahs, denn darauf wird zweimal, S. 9 und 17, angespielt. Nur entsteht noch die Frage, mit welchem andern Flusse verwechselt Herodot und Diodor (denn auch er verlegt den Ursitz jenseits des Araxes) diesen Armenischen Strom?

Die Namen Araxes, Tanais, Jaxartes sind eigentlich Appellativnamen und in den Gegenden am Pontus, dem Kaspischen Meere und Aralsee sehr gewöhnlich; s. Ritters Erdkunde II. S. 658. Den Araxes finden wir sogar im alten Namen des Peneus wieder, und die Etymologie des Steph. Byz. s. v. Ἀράξης dürfte schwerlich grofsen Beifall finden. — Durch diesen Umstand wurde schon in den ältesten Zeiten Verwirrung in die Geographie gebracht, und mannigfache Verwechslung veranlafst. Zwar glaubt Ritter (Erdk. II. 658.) alle Fälle durch blofse Namensverwechslung erklären oder entschuldigen zu können, indem Herodot faktisch Sihon, Aras und Wolga unterscheide. Aber in unserm vorliegenden Falle ist doch wohl kaum zu bezweifeln, dafs Herodot durch eine Namensgleichheit zu einer faktischen Verwechslung verleitet worden ist. Denn I, 202. beschreibt er ganz bestimmt den Armenischen Araxes, und doch mufs er eben so gewifs einen andern Flufs meinen.

Schon Th. Siegfr. Bayer in seiner Abhandlung de origine Scyth. in den Commentt. Acad. Petrop. Tom. I. p. 395. stellt die Vermuthung auf, unter dem Araxes Herodots dürfte die Wolga zu verstehen seyn; und in der That läfst sich für diese Ansicht so viel sagen, dafs Ref. nicht ansteht, ihr beizutreten. Er will daher die Gründe angeben, die ihn zu dieser Meinung bestimmen. Der Araxes ist Gränzflufs zwischen Europa und Asien (Σκύθας οἰκέοντας ἐν τῇ Ἀσίῃ — — οἴχεσθαι διαβάντας ποταμὸν Ἀράξεα ἐπὶ γῆν τὴν Κιμμερίην, τὴν — νῦν νέμονται Σκύθαι — — Herodot. IV, 11. Mit dem Uebergang des Araxes übertraten sie also die Gränzscheide der beiden Erdtheile.); und zwar so, dafs er Asien gegen Osten hat, Europa gegen

Westen; denn die Massageten, die unmittelbaren Nachbarn der Skythen in ihren Ursitzen, wohnen nach Herod. I, 201. πρὸς ἠῶ τε καὶ ἡλίου ἀνατολάς, πέρην τοῦ Ἀράξεω ποταμοῦ; ferner besitzen sie (Herod. I, 204.) einen bedeutendan Theil der unabsehbaren Ebene im Osten vom Kaspischen Meere (also wohl bis etwa an den Ochus, oder wo wir sonst die Gränzscheide annehmen wollen; zu dieser Untersuchung gehört es nicht. Vom Aralsee hatte Herodot sicher keine Kenntnifs.); auch sagt Dionys. Perieg. 739. — — ἀντολίηνδε πέρην κελάδοντος Ἀράξεω Μασσαγέται ναίουσι, θεῶν ῥυτῆρες ὀϊστῶν. Der Strom mufs sich also von Norden nach Süden in das Kaspische Meer ergossen haben.

Doch nun legt uns abermals Namensgleichheit und die Unkunde der Griechen fast unbesiegbare Schwierigkeiten in den Weg, gleichsam als ob die Wassersysteme des Aral und Kaspischen Meeres von jeher bestimmt gewesen wären, den Geographen ein Räthsel zu seyn. Wir sehen uns nämlich genöthigt, noch eine Verwechslung des Namens des Araxes mit dem Tanais, und zwar nicht dem, der sich in das Mäotische Meer ergiefst, anzunehmen; denn so gewifs der Name Araxes mehreren Flüssen zukommt, eben so gewifs ist auch die Benennung Tanais ursprünglich nur appellativisch. Wir haben oben den Araxes kennen gelernt als Gränzfluſs zwischen Europa und Asien; jetzt müssen wir den Tanais als solchen betrachten, und Ref. wird sich bemühen, Gründe aufzustellen, aus denen sich die Einerleiheit dieses Araxes und Tanais und der Wolga ergeben dürfte.

Aristoteles in s. Meteor. I, 13. erzählt, ἐκ Παρνάσου (über diesen Parnasus, den Parapamisus, s. Eustath. ad Dionys. Perieg. 737.) fliefse der Choaspes und Araxes; τούτου δὲ ὁ Τάναϊς ἀποσχίζεται μέρος ὢν εἰς τὴν Μαιῶτιν λίμνην. Vortrefflich pafst zur Erklärung dieser Nachricht die Notiz des Ptolemäus: ἔστι καὶ ἑτέρα τοῦ Ῥᾶ ποταμοῦ ἐκβολή, πλησιάζουσα τῇ τοῦ Ταναΐδος, wo Vossius ad Melam wohl mit Unrecht ἐπιστροφή vorschlug, weil ihm vermuthlich die Meinung unbekannt war, welche den Tanais (Don) nur als den einen Arm eines andern Stromes betrachtete. Beider angeführten Stellen bedient sich schon Bayer a. a. O. und zwar mit Recht; ob dagegen die von ihm benutzte Stelle des Onomacritus (Orph. Argonaut. 752.) in dieser Untersuchung von einigem Belang sey, ist sehr zweifelhaft; denn mit welchem Gewissen soll man einer Stelle Beweiskraft zugestehen, in welcher der Thermodon, Phasis und Tanais für Ausflüsse Eines Stromes, des Araxes, ausgegeben werden? Mit mehr Bescheidenheit läfst Apollon. Rhod. IV, 132 f. den

Digitized by Google

Araxes und Phasis durch den Lykos, einen Arm des ersteren, in Verbindung stehen. Doch ist hier auf jeden Fall vom Armenischen Araxes die Rede. Eher kann man eine Stelle aus dem Itinerar. Alexandri M. c. 79, welches Ang. Mai 1817. in Mailand zuerst herausgegeben hat, hieher ziehen. Der Verf. dieses mittelmäfsigen Werkes hat freilich im Allgemeinen wenig Gewicht; in der angeführten Stelle gibt er sich sogar eine lächerliche Blöfse, indem er eine Meinung noch anführt, deren Unrichtigkeit zu seiner Zeit schon allgemein bekannt war. Für uns aber ist er eben dadurch nur um so wichtiger, weil wir daraus sehen, dafs er alte Quellen vor Augen hatte und sie, wenn auch ohne alle Kritik, benutzte. Seine Worte sind folgende: Tanaim (contendit), qui subortus e Caucaso ingressurusque hyrcanum mare Asiam Europamque dispertit. Ejus pars fertur Tanaidos humo Asia paludibus Maeotis emergere denuo, causasque Euxino dare, ut cursu quo volvitur urgeatur. Weit wichtiger ist uns indefs die Erzählung Polyklets, die uns Strabo, obgleich verwerfend, mitgetheilt hat, XI. p. 465 — 468. ed. Tzsch., der Tanais ergiefse sich in das Kaspische Meer, bis zu ihm, dem Gränzflusse zwischen Europa und Asien, habe Alexander das Land erobert. Strabo wirft den Lobrednern des Macedonischen Eroberers vor, sie hätten aus Schmeichelei Verfälschungen in der Geographie vorgenommen. Um nämlich den Alexander als Besieger von ganz Asien darzustellen, hätten sie den Jaxartes, bis zu dem die Macedonier kamen, und den Tanais (in Strabo's Sinne den Don) verwechselt, und alsdann das Mäotische und Kaspische Meer in Eins zusammengezogen, weil der Tanais sich in das erstere ergiefse, der andere Flufs aber, bis zu welchem sich Alexanders Eroberungen erstreckten, in das Kaspische Meer, für welchen Zusammenhang sie sogar Beweise vorbrächten. Aber hier dürfte doch wohl Strabo dem Polyklet Unrecht thun, der in diesen Gegenden vielleicht bewanderter war, als sein Tadler; wenigstens mochte es einige Schwierigkeiten haben, den Jaxartes ohne Umwege in das Kaspische Meer zu führen mit Umgehung des Arals. Strabo, so wie auch Plinius VI, 18, mifsverstanden den Polyklet und die seiner Meinung waren, wenn sie sich unter dem von ihnen erwähnten Tanais den Don dachten. Dieser war den Griechen bei seiner Mündung schon viel zu bekannt, als dafs man bei den Geographen Alexanders des Grofsen eine solche Unkunde oder Unverschämtheit annehmen könnte. Der Tanais, dessen Mündung Polyklet in das Kaspische Meer angibt, ist die Wolga, deren Bifluenz man, nach dem Obigen, annahm. Als

Digitized by Google

Beweis führt Polyklet an, dafs jenseits dieses Flusses (vom Standpunkte des Macedonischen Heeres aus) die Skythen wohnten, welche sich solcher Pfeile bedienten, die von Tannenholz wären; Asien aber (τὴν ἄνω καὶ τὴν πρὸς ἕω) brächte keine Tannen hervor; folglich sey das jenseitige Ufer des Flusses Europäisch, der Strom die Gränzscheide Europa's und Asiens, so wie er auch genau die Gränze des Nadelholzes angibt. So erklärt Ref. die Stelle Strabo's; ganz etwas anderes findet Ritter darin, Erdk. II. S. 658 f. Er nimmt den Tanais Polyklets für den Jaxartes (Sihon), und bedient sich dennoch der Bemerkung, „dafs in dem Lande am Tanais, welches den Europäischen Skythen (d. h. im Norden des Sihon) zustehe, nur allein Nadelholz wachse; in Asien, d. h. im Süden vom Sihon, aber nicht.“ Eine weitläuftigere Prüfung dieser Meinung würde uns zu weit führen; nur ist auffallend, wie Polyklet in Bezug auf den Sihon sagen konnte τὴν Ἀσίαν τὴν ἄνω καὶ τὴν πρὸς ἕω; auch möchte schwer zu beweisen seyn, dafs man je den Jaxartes als Gränzfluss zwischen Europa und Asien angenommen habe. — Von demselben Tanais erzählt Arrian. Exped. Alex. III. pag. 147. ed. Gronov. L. B. 1704, er entspringe auf dem Kaukasus und ergiefse sich in das Kaspische Meer. Ausdrücklich unterscheidet er ihn von dem gleichnamigen Strome, den Herodot unter den Skythischen Flüssen aufzählt. Auch dieses weiset uns auf die Wolga: denn es läfst sich darlegen, dafs sich die Griechen den Ural und die Werchoturje als Fortsetzung des Kaukasus dachten, und wenn auch die eigentliche Wolga nicht auf diesem Gebirge entspringt, so empfängt sie doch Hauptzuströme von da. Aristobul erzählt (Arrian. a. a. O.), dieser Tanais heifse bei den Eingebornen Orxantes, ein Beweis für die oben aufgestellte Meinung, Herodots Araxes sey die Wolga; denn gewifs ist Araxes und Orxantes dasselbe Wort, nur im Munde der Griechen verschiedenartig gestaltet. Ritter (Erdk. II. S. 517.) meint, dieser Orxantes sey unstreitig der Parthische Ochus oder Tedjen. Sonderbar; und es ist doch derselbe Strom, welcher bei Strabo der Jaxartes oder Sihon seyn sollte.

Wie schwankend in dieser Gegend für uns alle Namen sind, ist auch noch aus folgender Vergleichung ersichtlich. Plin. H. N. VI, 18. sagt: includente flumine Jaxarte, quod Scythae Silin vocant; Alexander militesque ejus Tanain putavere esse. Eustathius ad Dionys. Perieg. pag. 10. ed. Steph. dagegen behauptet, der Tanais (Don) werde so genannt, ἰστέον δὲ ὅτι ὁ ποταμὸς οὗτος, διὰ τὸ τεταμένως ῥεῖν Τάναϊς ἑλληνιστὶ καλούμε-

Digitized by Google

νος, Σίλις, ὡς φασί τινες, παρὰ τοῖς παροικοῦσι ὠνόμασται. Dürfte man vielleicht bei diesem Silis an den Kisil Darja (s. Ritter's Erdk. II. S. 660 ff.) denken, oder an den Namen Syr Darja, den allgemein gebräuchlichen für den Sihon an dessen unterem Laufe? s. Ritter a. a. O. S. 655 und 660. Denn Kisil sowohl als Syr bedeutet „roth", und der Jaxartes und Kisil Darja führten diesen Namen von der rothen Farbe des Wassers, welche von dem Laufe durch die rothe Wüste entsteht. — Was übrigens die Hellenisirung der Namen Tanais, Neilos, Thermodon, Araxes angeht, die Eustathius a. a. O. behauptet, und Steph. Byz. s. v. Τάναϊς auf Auctorität des Nikanor ebenfalls anführt (er hatte nämlich erzählt, dafs auch der Jaxartes und Akesines von einigen Tanais genannt werde), so können wir dieselbe dahingestellt seyn lassen.

Späterhin nahm man allgemein den Don als Gränzfluſs zwischen Europa und Asien an, und für die Wolga ward der Name Rha herrschend. S. Strabo XI. p. 465. ed. Tzsch. Dionys. Perieg. et Eust. in comment. p. 10. ed. H. Steph. Dionys. v. 660. und viele andere Stellen.

Schliefslich legt Ref. noch seine Meinung vor, wie ihm der Irrthum Herodots in Bezug auf den Araxes entstanden scheint. Vermuthlich hatte er die Beschreibung des unteren Araxes (d. h. der Wolga) von Griechischen oder Skythischen Kaufleuten gehört, und sie pafst auch gut auf die Wolga. Durch den Namen verführt, fügte er aus anderen Nachrichten die Quellen des Armenischen Araxes hinzu, und daraus entstand die Verwirrung. Die erwähnten Inseln sind die durch das Stromdelta gebildeten; denn Ref. glaubt nicht, dafs Herodot I, 202. so zu erklären sey, als ob sich neun und dreifsig Arme des Stromes in Sümpfen verlören und nur Einer das Kaspische Meer erreiche; sondern ihm scheint Herodot zu sagen: alle Arme ergiefsen sich in das Kaspische Meer, aber neun und dreifsig derselben sind seicht und versumpft vor ihrer Mündung; nur Einer geht rein, offen in das Meer; στόμασι ἐξερρύγηται τεσσαράκοντα, τῶν τὰ πάντα, πλὴν ἑνὸς, ἐς ἕλεά τε καὶ τενάγεα ἀνιδιοῖ· τὸ δὲ ἓν τῶν στομάτων τοῦ Ἀράξεω ῥέει διὰ καθαροῦ ἐς τὴν Κασπίην θάλασσαν.

Doch es ist Zeit, dafs wir zu unserm Verf. zurückkehren. Die Namen der Skythen erklärt er so, dafs Skoloti oder richtiger Zkolotti so viel sey, als „vom (im Slaw. z = von) Kolackai; Zkyty = der von der Hüfte abstammende. Erst müfste aber doch erwiesen werden, dafs „Skythen" überhaupt ein Skythisches Wort sey. Herodot sagt ausdrücklich IV, 6, der Name sey Griechisch. Bayer a. a. O. S. 379. behauptet,

Digitized by Google

es bedeute einen Bogenschützen. Die Perser nannten sie Saken. Herodot. VII, 64. Eustath. ad Dionys. Perieg. 750. p. 99. „Unter den Stämmen dieses Volkes", sagt der Verf., „zeichnet sich besonders derjenige aus, welcher am Dnepr blieb, und dem Könige Skythi gehorchte; in ihrer eigenen Sprache nennen sie sich Zhlawy, d. h. die vom Haupte abstammenden, welches Herodot durch königliche Skythen ausdrückt." Eine gewagte Vermuthung, wohl eines Beweises bedürftig! Während also der König Skythi nur von der Hüfte stammt, soll sein Volk vom Haupte stammen? Auch glaubt Ref. nicht, dafs Herodot bedeutungsvolle Namen ohne weitere Angabe übersetzt. Schwer einzusehen ist ferner, wie die Griechen „von dem Namen Skythi Veranlassung genommen haben sollen, ihn von einer Jungfrau abzuleiten, deren Oberleib bis an die Hüfte Mensch, übrigens aber Schlange war."

Von S. 19. an handelt der Hr. Verf. von den Sitzen der Völker Slawischer Zunge, ausschliefslich nach Herodot. Wenn S. 20. gesagt wird: „der volkreichste Stamm Slawischer Zunge war der Skythische", so erstaunt man, wie dieses zu verstehen sey; indem dadurch Stammeinheit der Slawen aufgehoben würde. Von welchen andern Völkern stammen denn die Slawen also sonst noch? Auch ist es unrichtig, dafs die Skythen zu Herodots Zeiten ihre Ursitze noch inne gehabt hätten. Diese waren ja jenseits des Araxes. Dann geht der Verf. die Flüsse Skythiens durch. Der Istros soll seinen Namen haben vom slaw. Ostrow, ursprünglich Istro, d. h. Insel, „folglich = der inselreiche Flufs". Die Ableitung Joh. Thunmanns von ist, niedrig, und tir, Land, wird gänzlich verworfen, denn „wer hätte wohl einen Flufs Land genannt"? Richtig; aber darf man nicht auch fragen: wer hat je einen Flufs Insel genannt? Denn wenn auch Istro die Insel heifst, so folgt daraus doch wohl nicht, dafs Istros ein inselreicher Flufs heifst?! Danubios soll das slaw. Dan hubi seyn, d. h. er verwüstet die Gaben. Der Vf. freut sich unendlich, diese Ableitung durch ein historisches Zeugnifs bestätigt zu finden, indem Stephanus von Byzanz und Eustathius bezeugten, dafs die Skythen den Flufs deswegen Danubios genannt hätten, weil er ihnen vielen Schaden anrichtete. Ref. bedauert sehr, dem Verf. seine Freude stören zu müssen; aber hat er denn auch wirklich den Stephanus von Byzanz und Eustathius nachgelesen? Steph. Byz. s. v. Δάνουβις sagt: anfänglich habe der Flufs Matoas geheifsen, welches auf griechisch bedeute ἀσινής

(so lasen Tanaq. Faber und Salmasius statt des handschriftlichen ἄσιος, wie auch Eustathius hat, weshalb ἀσινὴς wohl noch nicht fest begründet ist); denn die Skythen seyen oft ohne Unfall hinüber und herüber gegangen; einmal aber sey ihnen beim Uebergange ein Unglück widerfahren, und von der Zeit an hätten sie ihn Danubis genannt, ὥστερ τοῦ ἁμαρτεῖν ἴσχων τὴν αἰτίαν. Eustath. ad Dionys. Perieg. 299. pag. 42. wiederholt dieselbe Erzählung und Namenserklärung fast mit denselben Worten. Wo liegt in diesen Worten der Verwüster der Gaben? Wo finden wir die häufigen Ueberschwemmungen? Warum weiset uns der Verf. nicht auch die Bedeutung von Matoas im Slawischen nach? Lassen wir aber die Erklärung dieses Namens aus dem Skythischen dahingestellt seyn. Der Strom führte diesen Namen in seinem oberen Laufe; an diesem aber wohnten Germanen, folglich werden wir wohl das Danubios den Germanen lassen müssen, ist auch aus dieser Sprache schon genügend erklärt. Unter den Skythischen Zuflüssen der Donau ist der Porata oder Pyretos der Pruth (sl. po, durch; rata, Feld). Der Tiarant (sl. bleichroth, röthlich) ist der heutige Sireth; nach Bayer a. a. O. S. 408. die Aluta. Dor Arar = Kalmaschi (bei Bayer = Sireth); Naparis = Jalomitza; Oredessos = Ardysh. Naparis = sl. Naparj se, d. h. er bläbet sich auf. Ordefs = sl. Hrdj se, d. h. er ist stolz. Sonderbar ist hier eine Sprachbemerkung des Verfs., die sich schwerlich grofsen Beifalls erfreuen wird. Herodot. IV, 48. sagt: ὁ δὲ δὴ Ἀραρός τε καὶ ὁ Νάπαρις καὶ ὁ Ὀρδησσὸς, διὰ μέσου (nicht μέσον, wie im Buche zweimal steht) τούτων ἰόντες, ἐμβάλλουσι ἐς τὸν Ἴστρον. Hier will nun Hr. D. διὰ μέσου τούτων ἰόντες erklären: „in einer mittelmäfsigen Entfernung von diesen fliefsend"! und tadelt sogar den deutschen Uebersetzer J. F. Degen, der es durch „zwischen" übersetzt. Heifst also Herodot. I, 104. τὸ διὰ μέσου ἔθνος vielleicht „das mittelmäfsige Volk"?!

(*Der Beschluss folgt.*)

Digitized by Google

N. 32. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Gregor Dankowszky's Fragmente zur Geschichte der Völker ungarischer und slawischer Zunge.

(*Beschluſs.*)

Der Tyras soll genannt seyn vom sl. Tyra oder Teyrá, d. h. der Plagende; der spätere Name Danastris = sl. Gde na ostro, d. h. er geht scharf. Hypanis = sl. chod Pane, d. h. der Gang des Herrn; später Bog, d. h. Gott. Der Exampäos ist der salzige Ingul = sl. hezky hampeys, d. i. die schöne Bahn. Borysthenes = sl. borj stény, d. h. er reiſst die Wände ein. Der spätere Name Danapris = sl. Gde na práhi, d. h. er geht über Schwellen oder er hat Wasserfälle. Pantikapes = sl. Pant wykapi, d. h. er träufelt hie und da aus; heute Tschernaja Dolina, d. h. das schwarze Thal. Hypakyris = sl. Wypachorj se, d. h. er geht dick aus. Hierbei abermals eine merkwürdige Sprachbemerkung. Der Verf. glaubt nämlich, Herodot hätte IV, 55. ganz gewiſs geschrieben: ἐς ἐρῖται μὲν ἐπ' λίμνης statt ἐκ λίμνης, denn da Herodot selbst dort gewesen sey, so könne man ihm unmöglich zumuthen, daſs er nicht bemerkt haben sollte, daſs der Fluſs nicht aus einem See entstehe, sondern in einem See endige; daher sage er: „er geht auf einen See los und endigt in demselben bei der Stadt Karkinitis.“ Hätte er dies nicht so gemeint, so würde er wie gewöhnlich dessen anderweitige Mündung angegeben haben. Also ἐπ' λίμνης soll Herodot geschrieben haben! Hätte er aber auch so geschrieben, so fehlte dennoch die Angabe der Mündung; denn das „in demselben“ ist bloſser Zusatz des Hrn. Vfs., dem es auch schwer werden dürfte, nachzuweisen, daſs Herodot an der Quelle des Hypakyris gewesen sey. Warum soll endlich Herodot gerade bei diesem Flusse die Quelle ausgelassen haben? Der Gerrhos soll der heutige Konskie Wodi und Berda seyn, = sl. Gde roz, d. h. er geht aus einander, nach der näher beschriebenen Natur des Flusses. Ta-

Digitized by Google

nais = sl. Tana, d. h. stilles Wasser. Hygris (heute Donetz) = sl. Hyrj, d. h. der schwelgende.

Dann folgt bei dem Verf. ein Abschnitt „Skythiens Begränzung", ganz nach Herodot; darauf handelt er von dem Gebiet der königlichen Skythen oder eigentlichen Slawen. Neue Aufschlüsse wird man wenig finden; denn wir erhalten nichts als eine dürftige Schilderung des Landes, mit einigen auffallenden Unrichtigkeiten. So werden z. B. die Tauren ein Skythisches Volk genannt, mit Berufung auf Herodot. IV, 20. 99. In der ersten Stelle steht, dafs in Taurien Skythen gewohnt hätten, welches allgemein bekannt ist. In der zweiten erklärt doch Herodot deutlich genug, dafs die Tauren — keine Skythen seyen. Auch gehörte ja der König der Tauren zu den Fremden, mit welchen die Skythen wegen der Hülfe gegen den Darius unterhandelten. Herodot. IV, 102. 119. — Eine andere eigene Meinung stellt der Verf. auf in Bezug auf das von Herodot erwähnte Kremnoi. Dieses soll sl. einen Mastviehmarkt bedeuten, und das griechische Bosporus eine bloſse Uebersetzung davon seyn. Freilich eine ganz sonderbare Uebersetzung! Gründliche Kenntnifs des Slawischen hätte der Uebersetzer wenigstens nicht an den Tag gelegt. Andere Erklärungen des Namens, freilich aus keiner fremden Sprache, bieten uns die Griechen selbst, z. B. Aeschyl. Prometh. V. 732 ff. Orph. Argon. 1059. Eustath. an Dionys. Perieg. p. 24. ed. H. Steph. — Auch die Krimm soll von ihren Viehheerden den Namen haben. Mit der Beschreibung des übrigen Skythiens schliefst das erste Heft.

Bei den zu erwartenden Fortsetzungen ist zu wünschen, dafs sich der Verf. mehr an das Bestimmte oder doch Bestimmbare halten, und sich nicht allzu tief in Behauptungen einlassen möge, die nur auf Wortähnlichkeiten beruhen, aber ohne historische Stütze nur höchst schwankend seyn können. Verdienstlicher wäre es wohl und förderlicher für seine Meinung, wenn der Verf. alle Wörter sammelte, die für Skythisch ausgegeben werden, und deren Bedeutung bekannt ist, und diese gehörig nachwiese, als wenn er für die Flufsnamen, die wir doch nur der Wahrscheinlichkeit nach für Skythisch halten können, Slawische Wurzeln sucht, die, wenn auch oft gelungen, jedoch bisweilen sehr gezwungen sind. Ja man möchte bei dem gänzlichen Mangel geschichtlicher Nachweisung die auffallendsten Wortähnlichkeiten nur für ein Spiel des Zufalls halten, da es fast unmöglich ist, anzunehmen, dafs ein Volk bei gänzlicher Veränderung seiner Lebensart, nach weiter Entfernung von seinem alten Vaterlande, in man-

Digitized by Google

nigfacher Berührung mit vielen andern Völkern, seine Sprache durch den Sturm von zwei und einem halben Jahrtausende fast unverändert gerettet haben sollte. Ferner wäre zu wünschen, dafs sich der Verf. mit den neueren Forschungen mehr bekannt machte, und seine Untersuchungen auf ein umfassenderes Studium der alten Schriftsteller gründete. Nur dadurch wird er Licht in die Urgeschichte des so merkwürdigen Skythenvolkes bringen.

Politisch-historischer Schulatlas der alten Geographie. Nach einer erleichterten Methode. In sechszehn lithographirten Blättern, illuminirt. Von Dr. F. C. L. Sickler Erste Lieferung. 1) Hispania, 2) Gallia, 3) Britannia, 4) Germania. Cassel, Verlag von J. J. Bohné. 1825. 1 fl. 48 kr.

Laut der Vorrede sollte dem von Dr. F. C. L. Sickler 1824. erschienenen Handbuche der alten Geographie für Gymnasien und zum Selbstunterrichte ein Schulatlas zur Seite gegeben werden, der nach einer das Studium der alten Geographie sehr erleichterten Methode gearbeitet wäre.

Das Handbuch selbst ist seit seiner Erscheinung fast täglich in meinen Händen, und ob ich gleich weder Zeit noch Lust habe, dasselbe zu beurtheilen, so will ich doch als Resultat meiner Beobachtungen angeben, dafs dasselbe, was die Bestimmung der Gränzen und der Lage einzelner Völker betrifft, meistens ausführlich genug und ziemlich präcis ist, jedoch in der Behandlung der Topographie zu kurz und unsystematisch, und die lateinischen Klassiker sind durchweg in den Schatten gestellt. Wie viel hätte der Verf. thun können, wenn er, dessen Handbuch doch das Studium der Alten erleichtern will, seine Topographie an den Faden der Geschichte geknüpft hätte! Gerne würde ihm der Lehrer des Herodot, Thucydides, Xenophon, des Cicero, Cäsar, Livius und Tacitus seine Etymologieen erlassen haben, die ohnehin, wie sehr sich der Verf. darin gefällt, in ein solches Handbuch nicht gehören; er würde ihm ferner den ganzen gelehrten numismatischen Randapparat erlassen, fände er nur statt dessen hie und da eine gemeine Note, ob der oder jener Ort südlich oder nördlich, östlich oder westlich liege, oder wie weit von diesem und jenem. Hat der Verf. nach seinem Handbuche die Geographie gelehrt, so wird sich ihm diese Bemerkung

Digitized by Google

wohl schon selbst aufgedrängt haben. — Doch meine Sache ist nur die Beurtheilung des erschienenen Stückes von seinem Schulatlasse, die ich um deswillen jetzt schon einschicke, damit der Verf. bei dem Uebrigen sich vor Schaden hüte. Die Charten führen den Titel: politisch-historischer Schulatlas, und darnach sollen sie auch geprüft werden.

Hier entsteht die Frage: worin unterscheidet sich ein Schulatlas, besonders ein historischer, von einem alles Mögliche umfassenden, ausführlichen Atlas der alten Welt? Eine Charte der alten Welt, als Resultat der untersuchenden und vergleichenden Geographie, ist ein Versuch, das antike Land, das sie darstellt, in Allem, was es geographisch und topographisch Bestimmbares davon gibt, sey es merkwürdig oder nicht, unserm Auge darzulegen. Die Grundlage zu solchem Gebäude geben die früheren Griechischen Geographen, die noch selbst zu den Klassikern gehören, dann aber hauptsächlich die Itinerarien, die Peutingersche Tafel und Ptolemäus. Durch sie stellt sich der gelehrte Geograph die sichersten Punkte fest, durch sie spinnt sich ein Netz über das ganze Land; und erst von diesen Positionen aus sieht er sich nach dem geographischen Inhalt der Geschichtschreiber, Dichter u. s. w. um, und sucht diesen nach jenen zu bestimmen, auch wohl jene aus diesen zu berichtigen. Die einzelnen bei jenen vorkommenden Oerter sind gleichsam Glieder eines systematischen Ganzen, und der forschende Geograph ist an die genaue Verzeichnung derselben, so weit nur möglich, gebunden. Denn das geographische Ganze ist ihm der Zweck seiner Charte. So wie er sich aber zunächst und hauptsächlich an die alten Geographen selbst hält, so mufs er auch seine Länder nach ihnen eintheilen, seine Völker placiren. Nun aber sind die besten geographischen Materialien aus einer Zeit, die weniger oder mehr aufgehört hat, eigentlich klassisch zu seyn, aus einer Zeit, wo Namen und Lagen der Völker sich oft schon verändert hatten, und — wo man auch sehr viel Oerter mehr kannte, als früherhin, wenigstens Namen der Oerter. Dennoch aber wird er nicht versäumen, neben den sichrern Eintheilungen, d. i. den spätern, auch die frühern, eigentlich historischen bemerklich zu machen. Als ein Beispiel, welches alles dieses deutlich macht, führe ich an Reichard's Asia Minor, ein Meisterstück der wissenschaftlichen Geographie.

Aus einer solchen ausgeführten Charte eine Schulcharte zu machen, halten Viele für eine wahre Kleinigkeit. Denn man braucht sie ja nur zu verkleinern, und verhältnifsmäfsig

Digitized by Google

Namen wegzulassen. Nichts ist irriger und der Natur der Sache unangemessener, als diese Ansicht. Denn eine Schulcharte der alten Welt ist ja nur eine Charte für Schulen, worin theils die alte Geschichte gelehrt wird, theils die alten Klassiker erklärt werden. Die Itinerarien aber, die Peutingersche Tafel und Ptolemäus enthalten weder lauter geschichtliche Namen, noch werden sie für wahre Klassiker gehalten, noch in den Schulen gelesen. Liest man doch sogar fast nirgends auf Schulen den Polybius, Strabo, Diodorus von Sicilien oder Dio Cassius, so wenig als einen Plinius den älteren und Mela, obgleich diese natürlich bei Errichtung einer Schulcharte der Geschichte wegen befragt und verglichen werden müssen. — Ein Schulatlas der alten Welt ist demnach ein Atlas, der die Summe der Geographie, welche in den Klassikern vorkommt, enthält, und da dieser geographische Inhalt samt und sonders für uns Späterlebende historisch geworden ist, so ist er somit eo ipso ein historischer, wenn's auch der Titel nicht sagte; politisch aber wird er dadurch, dafs in ihm die politischen Eintheilungen, Einrichtungen und Veränderungen durch gewisse Zeichen bemerklich gemacht sind; enthält aber ein Land nur eine politische Eintheilung und Einrichtung, nur einen status, so verdient eine solche Charte den Namen einer politischen nicht, nämlich was die alte Welt betrifft. Ich möchte doch einmal in der letztern Beziehung eine nicht historische, nicht politische (also nach natürlichen Gränzen bestimmte) Charte der alten Welt sehen!

Aus der Natur des Schulatlasses der alten Welt, als eines blos der Geschichte und der Erklärung der alten Klassiker dienenden, geht schon hervor, dafs nichthistorische Namen auch nicht in ihn gehören, wie kann dem Schüler sonst die Summe der klassischen Geographie sich herausstellen? Was kümmern ihn die Oerter ad Turres, ad Tricesimum, ad Herculem u. s. w.? was nützt ihm die Wissenschaft von einem Byzacium, einer Zeugitana? Der Verfasser eines ausführlichen und der Verfasser eines Schulatlasses haben zwar ein und dasselbe Geschäft (und sollten auch eine und dieselbe Person seyn), jedoch mit dem Unterschiede, dafs jener seine mühselige Arbeit vollständig dem Auge darstellt, dieser hingegen nicht so viel — und bei weitem nicht so viel — aufgewandten Fleifses blicken lassen darf; wovon nachher. Insbesondere aber ist es das Geschäft des Letztern, dafs er

1) sämmtliche Klassiker selbst gelesen, verglichen und ausgezogen habe;

Digitized by Google

2) dafs er sich ein non plus ultra der Klassicität annehme. Leicht lassen sich ja durch Zeichen diejenigen Oerter bemerken, welche erst unter den Kaisern bis weiter hinab an das Mittelmeer vorkommen, so wie auch die spätern (aber auch nur die geschichtlichen) Eintheilungen durch ein Paar Randbemerkungen;

3) dafs er auf diejenigen Autoren hauptsächlich reflectire, welche in den Schulen gelesen werden, also auf Herodot, Thucydides, Xenophon, Cicero, Cäsar, Sallust, Livius, Tacitus, Cornelius, samt den Dichtern u. s. w., in so fern sie nicht der mythischen Geographie angehören;

4) dafs er nun auf seine Charten diejenigen Eintheilungen und Oerter trage, welche sich aus den Autoren heraus ergeben haben. Wer z. B. Spanien recht politisch eintheilen will, der theile es am Ebro hin in zwei Theile, nämlich in Hispania Citerior und Ulterior vor dem zweiten punischen Kriege; das ganze Land in Hispaniae oder Hispaniae duae (nach Cäsar, Livius und Plinius). Dann nach dem zweiten punischen Kriege noch einmal in Hispaniae, und die einzelnen Theile ulterior d. i. Lusitania, Vettones und Baetica bis nach Neukarthago, das übrige — citerior, wie dies Alles kein geographisches Geheimnifs ist, war um den Tarraconensis?! das Plinius nur einmal nennt, dagegen citerior mehr als fünfzigmal. In Gallien kann man ebenfalls recht politisch verfahren, man giebt Cäsars Eintheilung und die des Augustus zusammen, wenn man wegen Aquitania eine kleine Randbemerkung gemacht hat, man läfst Celtica, Belgica und Provincia stehen. Denn was thut der Leser des Cäsar mit einem Lugdunensis und Narbonensis, das kann man ihm an den Rand setzen. In Oberitalien theile man ein in Citerior oder Cisalpini, aber nicht in Cispadana, höchstens noch Transpadani. Man lasse mare internum weg, bis man es in einem römischen Klassiker findet, und setze lieber nach den Griechen auf die Westhälfte Sardoum mare, wenn man das arrogante römische nostrum hafst u. s. w.

Dazu kommt dann noch, als eine eben so wichtige Sache, ein möglichst vollständiges Verzeichnifs der in den Klassikern wirklich vorkommenden Berge, Flüsse und Oerter. Mit der Graphik vertraut, mufs der Autor eines Schulatlasses jeden einzelnen Schriftsteller in geographischer Rücksicht lesen, den jedesmaligen Beschreibungen und vorkommenden

Digitized by Google

Reisen und Heereszügen genau nachgehen, und durch Hülfe aller Mittel die Positionen bestimmen. Die oben erwähnten Geographen und Itinerarien samt den nicht erwähnten sind das Gerüste, mit dem man den Bau aufführt; sind alle Klassiker durchgelesen, durchgedacht und verglichen, ist das Bestimmbare eingetragen, so nimmt man das Gerüste wieder weg, und die Charte ist fertig. — Hierbei geschieht freilich nicht selten, dafs uns ein Volk, ein Ort genannt wird, den die Geographie nicht genau zu bestimmen weifs, wenn wir aber nur immer aufmerksam auf den Zusammenhang sind, so läfst sich der wahrscheinliche Platz doch angeben, und alsdann mufs es in einem Schulatlas auch erlaubt seyn, ihn zu bezeichnen, denn wir wollen ja das Auge des Schülers nur auf den wahrscheinlichsten Punkt fixiren, damit er z. B. das Livische Munda nicht für das Cäsarische halte.

Nach diesen Betrachtungen, die alle auf die hier zu verhandelnde Sache genauen Bezug haben, nehme ich nun die erste Lieferung der Sickler'schen Charten zur Hand, und zwar die erste Charte — Hispania.

Der Verf. hat Wort gehalten, er hat die Charte nach einer der besten vorangegangenen Arbeiten dieser Art gegeben, es ist nämlich ganz, bis auf einige unbedeutende (darf ich eigentlich nicht sagen) Aenderungen die Charte — Uckerts.

Das ist für die Charte etwas sehr Empfehlendes, denn Uckerts Hispania, vornehmlich mit Uckerts Buch dazu, das ist (bis auf einige Mängel in der Zeichnung) ein unnahbarer geharnischter Ritter auf einem geharnischten Rosse. Hätte nur der Verf. bei seinem Copiren dieser Charte zweierlei nicht versäumt! Er hätte erstens Uckerts Charte zuvor genau untersuchen, und sowohl mit dessen Beschreibung als auch mit einer guten neueren Charte zusammenhalten; zweitens, er hätte seine eigene abgezeichnete Charte noch einmal mit der Uckertschen vergleichen sollen. Den Schaden der Unterlassung werden wir nachher kennen lernen. Verschieden von dieser ist seine Charte nur darin, dafs auf derselben die Oerter, worin sich Amtssitze befanden, welche Colonien, Municipien waren, wo Schlachten vorgefallen, und sonst noch einige Sachen mit Zeichen versehen sind; welches alles aber dem Geschichtlernenden und dem Leser der Klassiker nicht viel nützt, wenn er nur den Ort auf der Charte findet; das Nöthige sagt ihm der Geschichtlehrer oder sein Buch, in dem er den Ort liest. Und dann sind diese Sachen doch auch nicht vollständig im Buche, auch nicht ausführlich genug. Hätte

Digitized by Google

doch der Verf. statt all dieses Schmuckes sich die Mühe gegeben, die Oerter aus Cäsar, Livius, Plinius u. A. möglichst vollständig einzutragen, da doch die gelehrte Geographie durch seine Charte nicht um ein Jota bereichert wird. — Dafs mehrere Positionen anders sind, als sie bisher angenommen worden, daran mag der Steinzeichner den gröfsten Antheil haben; sollte aber der Verf. die eine oder die andere in Schutz nehmen wollen, so hat er die Beweise noch zu liefern — in dem Handbuche wäre der schicklichste Platz dazu gewesen. Und so fehlen denn auf der Charte z. B. aus Cäsar und was dazu gehört: Bursavolenses, A. Bell. Hisp. 22. Bursaonenses, Plin. III, 4. Bursao, jetzt Burgos, oder Borja, fehlt auch im Handbuch. Aspavia A. B. H. 24. fünf Millien von Ucubis, jetzt Espeja. Ungefähr in der Mitte kann Soricaria (im Handbuch wohl nur verdruckt Sorilaria) ibd. gelegen haben, dies ist auch das Soritia c. 27. Seine Ansicht von dem Flufs Silicense und der Stadt Segovia (Hirt. Al. 57.) hat der Verf. nicht in dem Handbuch gegeben, wo sie doch der Erklärer des Alexandrinischen Krieges sucht. Denn nur wenige Lehrer des Griechischen und Lateinischen besitzen die ausführlichern geographischen Werke, sie kaufen sich, um Alles beisammen zu haben, ein Handbuch, und Sickler's Handbuch wäre doch zu so etwas dick genug.

Wollte der Verf. in seinem Handbuch auch etwas von dem Hirt. Al. 48. vorkommenden Medobrega sagen, so hätte er vor allen Dingen die Lage festsetzen sollen. Da er dies nicht gethan, so mufs man annehmen, er sey darin mit Uckert einverstanden. Aber wie seltsam! Der Ort, der ihm im Handbuch Medobriga und Medubriga heifst, heifst auf der Charte Mundobriga. Warum? Weil die aus Uckert copirte Charte mit dem Handbuch nicht verglichen ist, welches sich bei diesem Ort nach Mannert richtet, der dabei keines Mundobriga's erwähnt. Uckert dagegen hält das Mundobriga des It. Ant. für eben jenes Medobrega. Es ist auch nach dem Handbuch das Mirobriga des Ptolemäus, nämlich 7°: 38°, 26′. Das Handbuch hat nach Medobriga noch folgendes: „In der Nähe von Portalegre mehrere Meribriga." So? Wie viele denn? Es giebt nur eines, nämlich das Meribriga des Ptolemäus, 6°. 30′: 39°. 40′. Das andere des Ptolemäus, von dem obigen verschieden, heifst in meiner Ausgabe Mirobriga, 5°. 20′: 39°. 45′.

Der Irrthum des Verf. rührt daher, dafs er folgende Stelle in Mannert I, 345. hat abkürzen wollen. Dort heifst es: „Meribriga und Mirobriga gab es mehrere in der Nach-

Digitized by Google

barschaft", nämlich von Portalegre. — Das aber ist noch nicht das Schlimmste. Hat der Verf. sein Mundobriga auf der Charte für Portalegre gehalten, so gehört es südwestwärts von Ammaea gestellt, und zwar schon etwas vom Ursprung des heutigen Sever-Flüfschens weg; hat er es mit Uckert für Marvao gehalten, so gehört es nicht an die Stelle, wo Mundobriga steht, sondern vor Ammaea auf seiner Charte, denn dort liegt Marvao. Saejus-Flufs (A. B. H. c. 7.) ist der Guadajoz, etwas südwestlich von Corduba auf der Südseite in den Baetis fliefsend, nordwärts liegt Attegua bei S. Cruz, südwärts Ucubis, bei S. Pedro. Beide Oerter konnte man von Castra Postumiana ibd. 8. erblicken. Salsus und Castra Post. fehlen auch im Handbuch.

Den mons Herminius hat der Verf. auf der Charte und im Handbuch, er hält ihn mit den angesehensten Geographen für die Sierra de Estrella nördlich vom Tajo. Dio Cassius und Sueton möchten nicht viel dagegen einzuwenden haben, desto mehr Hirtius Bell. Alexandr. c. 48, welche Stelle der Verf. im Handbuch gerade ausgelassen hat. Wenn die verfolgten Einwohner von Medobrega sich flüchtig machen mufsten, werden sie wohl in der Geschwindigkeit über den Tagus gegangen seyn? Mit nichten. Sie wufsten Zufluchtsörter genug in ihren eigenen Gebirgen, westlich und südlich von der Stadt. Diese sind des Hirtius mons Herminius, also die heutigen M. S. Mamel und S. Pedro. Warum läfst man denn dem gründlichen Mannert in diesem Punkt nicht Gerechtigkeit widerfahren? Bei dieser Gelegenheit will ich doch auch etwas über den saltus Castulonensis sagen. Uckert hält ihn für ein zwischen Sisapon und Castulo nordöstlich vom Bätis hinlaufendes Gebirg (für einen Theil der Sierra Morena), welches das Land zwischen dem Anas und Bätis ungefähr in der Mitte durchschneidet. Nach Cäsar Bell. Civ. I, 38. stand Petrejus vom Anas bis zum Castulonensis saltus, Varro in Lusitanien und bei den Vettonen. Nun sollte Petrejus zum Afranius in Ilerda stofsen, und Varro Hispania ulterior nicht nur decken, sondern auch im Zaum halten. Wer nun Hispania ulterior bis nach Carthago nova ausdehnt, der mufs die Gebirgskette von Cazlona an bis nach Cartagena für den saltus Castulonensis erklären; wer von den Quellen des Bätis eine südöstliche Linie ans Meer zieht, mufs die in diese Linie fallenden Berge dafür halten, und so werden wir nicht viel fehlen, wenn wir die Berge von Cazorle als saltus Castulonensis annehmen, wenn auch schon Castulo in Cazlona gefunden würde.

Digitized by Google

Das im Bell. Civ. vorkommende Octogesa (im Handbuch verschrieben Octosegra) muſs hart an den Fluſs Sicoris, und, wie die Charte hat, auf die linke Seite, der Cinga aber fällt nicht oberhalb Ilerda in den Sicoris, denn er ist nicht der heutige Ribagorzana. Octogesa lag entweder rechts oder links am Sicoris. Es habe links gelegen, behaupten diejenigen, welche das heutige Mequinenza dafür ansehen; es muſs rechts gesucht werden, wenn man die Züge der Cäsarianer und Pompejaner untersucht. Diese hatten eine mit Ilerda verbundene Brücke über den Sicoris, C. I, 40; sie wollen den Krieg nach Celtiberien spielen, c. 61, und lassen zu dem Ende eine Menge Schiffe nach Octogesa bringen, ibid. Dadurch ist die Position am Sicoris bewiesen. Aber wie wollen sie nun dahin? Sie gehen über den Sicoris, rechts am Flusse herunter, und werden dann abgeschnitten, also lag Octogesa rechts. Ferner nach c. 48. hatten die Cäsarianer ihr Lager zwischen dem Sicoris und Cinga, in dieser Stellung sehen sie sich genöthigt, Alles anzuwenden, damit diese nur nicht auf des Sicoris rechte Seite kommen; dies beweist, daſs die Cäsarianer links, am Flusse Cinga herunter, standen, und daſs jene also links schon vom Ebro abgeschnitten waren. Wäre der Fluſs Ribagorzana der Cinga gewesen, so hätten die Pompejaner bei ihrem intentirten Rückzuge keine Noth gehabt, denn die Feinde wären ja durch den Cinga von ihnen getrennt gewesen. Sie, die Pompejaner, brauchten alsdann nicht über den Sicoris zu setzen, sondern ungehindert südlich fort über den heutigen Cinca und dann über den Ebro. Aber das war es eben, Cäsar stand schon links südlicher als sie, zwischen dem heutigen Cinca und dem Sicoris, dieser heutige Cinca ist also Cäsars Cinga.

Von Cäsar gehen wir zu Livius über. Olcades, Liv. XXI, 5, mit ihrer Hauptstadt Carteja. Die Sitze der Olcades werden schon durch die Züge ibid. bestimmt zwischen Saguntum und Carthago. Carteja ist nach Reichard Carcelen, folglich wären die Olcades so ziemlich sicher zu setzen, sie fehlen aber auf der Charte samt ihrer Hauptstadt. Im Handbuch stehen sie, dort stehen auch p. 23. unter No. 2. die Carpetani, östlich neben den Keltiberern, westlich neben den Lusitanern. Das möchte wohl unmöglich seyn, wofern nicht die Carpetani eine Fischnatur hatten.

Schwerer freilich sind die Städte Hermandica und Arbocala, die Livius a. a. O. Cartejorum urbes nennt, zu bestimmen. Es ist im Vorhergehenden von den Vaccaei die Rede; dann heiſst es: Hermandica et Arbocala, Cartejorum urbes,

Digitized by Google

vi captae. Wenn's denn nur noch Carpetanorum hiefse, so liefse sich etwas sagen. Dürfte man anstatt Cartejorum lesen eorum, dann wären beide — Städte der Vaccäer, und man könnte, wie man auch schon gethan hat, Hermandica für Salamanca, Arbocala für des It. Ant. Albucella und also für Villa Fasila halten.

Es fehlen: die Bargusii, Liv. XXI, 19, 23, östlich von den Ilergetes. Raum wäre noch: Ibis, XXVIII, 21, jetzt Ibi, südlich von Murviedro. Bei Illici hätte im Handbuch angegeben werden müssen, dafs östlich davon wahrscheinlich das Akra Leuke des Diodorus, vielleicht des Livius Castrum Album, XXIV, 41, gelegen habe; auch hätte die ungefähre Lage auf der Charte wohl bezeichnet werden dürfen, denn ein Ort, „insignis caede magni Hamilcaris", ibid., gehört doch wohl in einen politisch-historischen Schulatlas der alten Welt. Es fehlt Lapides atri zwischen Mentissa und Illiturgis, Liv. XXVI, 17, im Handbuch und auf der Charte, eben so Pyrenaei promontorium, jetzt Cap Creux, Liv. XXVI, 19. Baecula, XXVII, 18. etc. nach Reichard Baylen fehlt auf der Charte, steht im Handbuch ohne alle Erklärung. Die Bergistani, XXXIV, 16, 17, gehören als ein Völkchen aufgeführt um das jetzige Berga, denn dies ist des Livius Vergium Castrum, XXXIV, 21. Im Handbuch fehlt der Ort, auf der Charte Volk und Ort.

Ergavia, Liv. XL, 50, Ergavicenses, Plin. III, 4, stellt Uckert in seiner Geographie „an den Einfluſs der Guadiela in den Tajo, wo grofse Ruinen sind, welche Santaver heifsen." Durch ein Versehen aber steht Ergavica auf seiner Charte ungefähr zwischen den Quellen dieser beiden Flüsse; dies steht denn getreulich auf der Sickler'schen Charte auch so. Im Handbuch steht von der Position nichts, er nennt daselbst Ergavia und dann noch ein Ergavica. Der Beweis möchte schwer seyn! Die Lage des fehlenden Contrebia, XL, 33, ist schwer zu bestimmen, Uckert jedoch hat sie bestimmt, so wie Reichard die Lage von Munda, XL, 47, in Munnoz, und von Certima, ebend., in Criptama.

Von Noiga, Νοῖγα, Strab. III, 465, sagt der Verf., der Ort sey vielleicht Santander, und stellt ihn doch 13 deutsche Meilen davon weg!

Es fehlt auf der Charte Folgendes: Chalybs, Justin. XLIV, 3. und Bilbilis, ibid., Nebenflüsse des Minius, jener ist der Cabe, dieser der Bibei, die in den Sil fallen. Laeron-Fluſs, Mel. III, 1, 79, nördlich vom Minius, jetzt Le-

Digitized by Google

rez. Sanda-Flufs, Plin. IV, 34, entweder Miera, ein Arm des Deve, oder Saja, ein Arm des Besaja oder Suances. Magrada-Flufs, Mel. III, 1, 116, jetzt Urumea. Olintigi, Mel. III, 1, 48, jetzt Palos. Ebora, Mel. III, 1, 36. Ἔβουρα, Strab. III, 375, am Ausfluſs des Bätis, jetzt San Lucar de Barrameda. Selambina, Plin. III, 3, jetzt Salabrenna. Lastigi, Plin. III, 3, jetzt Zahara. Aurinx, Liv. XXIV, 42. Orinx, ibid. XXVIII, 2. Oringis, Plin. ibid. Urso oder Ursa kommt bei Strabo, Appian, im Bell. Hisp. und bei Plinius vor, jetzt Ubrique oder Orsunna. Astigi Julienses, Plin. a. a. O., jetzt Alhama. Ilipula laus, ibid., jetzt Loxa. Astigi vetus, ibid., jetzt Alameda. Nertobriga, ibid., jetzt Valera la Vieja. Contributa Julia, ibid., jetzt Medina de los Torres, am Ursprung des Ardila-Flusses, der bei Moura in die Guadiana fällt. Der Medullus Mons des Florus, jetzt Sierra de Mamea, der Mons Sacer des Justin, jetzt Puerto de Rabanon, der Caunus M. des Livius, jetzt Moncayo. — Der Verf. sage nicht, er habe für diese Oerter keinen Raum gehabt, ich wollte ihm eine ganze Liste von Namen hersetzen, die auf der Charte wirklich stehen, und die dem Schüler zu nichts, zu gar nichts nütze sind!

Aus noch Vielem hebe ich Folgendes heraus, um nur mit der Charte zum Schluſs zu kommen. Bilbilis giebt der Verf. selbst für Calatayud, und doch liegt es auf der Charte mehrere Meilen südlicher. Mit Saetabis ist's nicht besser. Da das Prom. Junonis das C. Trafalgar ist, so muſs Baesippo, Mel. II, 6, 88 und 89, südöstlich davon stehen, es ist Barbato, auf der linken Seite des Barbateflusses, folglich ist die Position auf der Charte falsch, da sie nördlich über dem C. Trafalgar angenommen ist. Wie postirt der Verf. die drei Oerter Ipagrum It. Ant. (er hätte es weglassen können), Aegabrum, Plin. III, 3, und Cisimbrum, ibid.? Erstens steht von allen dreien keine Sylbe im Handbuch, sodann ist Ipagrum entweder eins mit Aegabrum, oder nicht, in diesem Falle ist es Aguilar, am Flusse Cabra. Dieser Rio Cabra oder Monturque flieſst rechts in den Xenil, und fast fünf spanische Meilen rückwärts vom Einfluſs liegt Aguilar de la Frontera. Nach Sickler's Charte liegt es aber eine gute Strecke nordwestlich vom Einflusse, dicht am Xenil! Uckert, der den Ort p. 368. genau bestimmt, hat ihn eben so genau auf seiner Charte. Ungefähr zwei spanische Meilen südöstlich davon, am Ursprung des Cabra, liegt das jetzige Cabra, dies ist Aegabrum, bei Sickler liegt es südlich vom Cabra am Xenil. Südlich von Cabra, zwischen Lucena und Rute, liegt Torre

Digitized by Google

de Zambra, dies ist Cisimbrum, immer noch zwei spanische Meilen von Xenil, bei Sickler hart daran.

Wir wollen nun hier von Spanien abbrechen, um noch einige Blicke in des Verfassers Gallia zu werfen. Ich kann mir eine Beurtheilung desselben schon um deswillen nicht versagen, weil der Verf. meiner Schulcharte von Gallia, nach Reichard, verbunden mit Mannerts Beschreibung, bearbeitet, die Ehre erwiesen hat, sie der seinigen zu Grunde zu legen. Der Verf. soll sehen, dafs ich gegen ihn nicht strenger bin, als gegen mich selbst. — Das Kind sieht der Mutter ähnlich, wie ein Ei dem andern, bis auf wenige Ausstattungen und Zusätze, es hat aber auch die Gebrechen der Mutter geerbt. Mein Steinzeichner hat mir damals, weil er keinen Platz mehr auf dem linken Rheinufer fand, die Vangiones neben an auf das rechte geschrieben, diesen Platz haben sie auf der Sickler'schen Charte behalten. Wie viele solcher Positionen mögen wir wohl schon den Kupferstechern und Steinzeichnern zu verdanken haben! Sodann steht auf meiner Charte statt des antiken Arduenna silva das moderne Ardennengebirge, bei Sickler aber auch. Cäsar hat mich inzwischen eines bessern belehrt: pertinet per medios fines Trevirorum a flumine Rheno ad initium Remorum, G. V, 3. patet ab ripio Rheni ad Nervios, milibus amplius D. in longitudinem (das ist freilich etwas aufgeschnitten) VI, 29. — Laut Cäsars Bericht liegen die Städte Lutetia und Melodunum auf Inseln der Seine — „Melodunum pervenit. Id est oppidum Senonum, in insula Sequanae positum, ut paulo ante Lutetiam diximus, VII, 58.“ Das kann ihnen, wenigstens was Melodunum betrifft, auf unsern Charten kein Mensch ansehen, so wenig als dafs Vesontio überall, nur nicht auf einer Seite, vom Dubis umgeben ist, I, 38. Ich habe den so wichtigen Flufs Sabio, II, 16, 18, vergessen, der Verf. auch, ich den eben so wichtigen Elaver, VII, 34, nicht benannt, der Verf. auch nicht. Hätten wir statt dieser Auslassungen nicht die vielen kleinen Flüfschen unterdrücken können, welche nördlich in die Mosel fallen? Wir haben nicht die Namen Civitates Armoricae, V, 53. VII, 75. VIII, 31, nicht das Belgium, V, 24. VIII, 46. Die Bituriges — Cubi hat mein Steinzeichner für zwei verschiedene Hieroglyphen angesehen, und daher dem Namen Bituriges eine nordöstliche, dem Namen Cubi eine horizontale Richtung gegeben, er liefs aber hinter Bituriges— den Anhängestrich stehen, so dafs man allenfalls noch errathen kann, dafs das Wort zu etwas gehört, zu was? das kann nur der wissen, der es vorher schon weifs; da nun Sickler's Steinzeichner die Richtung beibehalten, den Strich

Digitized by Google

aber weggelassen hat, so haben wir ein neues, herlithographirtes Volk weiter in Gallia. Dafs Sickler's Charte keine Nervii als Volk kennt, dafür kann ich nicht, ich habe sie auf der meinigen. Es fehlen folgende Namen, die alle in Cäsar vorkommen: Gergovia, jetzt Jargeau, G. VII, 4, 9, 34, 36, und um dieses Gergovia hat sich doch Reichard ein grosses Verdienst erworben; Brannovices, VII, 75, jetzt Brange; Ambivareti, ibid., jetzt Auberien; Uxellodunum, VIII, 32, 40, 43, jetzt Capdenac; Boja, VII, 14, jetzt Autry; Sibuzates, III, 27, jetzt Sobusse; Sostrates und Sotiatum oppidum, III, 20, 21, jetzt Sos; Preciani, III, 27, jetzt Bresac; Tarusates, III, 23, 27, jetzt Jartas.

Wenn der Verf. die Charte von Oberitalien zeichnet, so vergesse er nicht, folgende noch nachzuholen: Centrones, Veragri, Octodurum, Seduni, Sarunetes, sie kommen auch im Cäsar vor, und müssen auf einer Charte von Gallien, so wie auch Ocelum und Grajoceli nachgesehen werden. Das leere Stück von Deutschland nordöstlich hätte dazu benutzt werden können, die Paar Völker zu bezeichnen, welche auf dem Zuge Cäsars zu den Deutschen vorkommen; die Ubii wenigstens gehörten hierher, da sie auf der Charte von Germanien schon auf dem linken Rheinufer stehen.

Möchte nun der Verf. die Ueberzeugung gewinnen, wie nothwendig die Römer auf einem Schulatlasse sind. Könnte er die Charten von Italien, Griechenland und dem westlichen Kleinasien sehen, die ich allein nach Livius zu einem besonderen Zweck errichtete, er würde bemerken, dafs sie schon dadurch beinahe ganz vollständig sind. Sollte er es aber übel nehmen, dafs ich die Blöfsen seiner Charten aufgedeckt habe, so möge er sich damit trösten, dafs durch die oben aufgestellten Grundsätze auch mancher Charte aus meinem Schulatlasse der Stab gebrochen ist.

Karl Kärcher.

Jahrbücher der Landwirthschaft in Baiern. Herausgegeben von G. Freiherrn von Aretin und M. Schönleutner. Zweiter Jahrgang. Zwei Hefte. Landshut, bei Krüll. 1825. 306 *S.* 8. 1 fl. 48 kr.

In No. 13. dieser Jahrbücher von 1825. haben wir den ersten Jahrgang obiger Zeitschrift angekündigt, und zeigen den zweiten hier blos deswegen an, weil wir in diesem unser

Digitized by Google

dortiges Urtheil ganz gerechtfertigt finden. Die Zahl der Aufsätze ist auch in diesem zweiten Jahrgange nicht so grofs, dafs wir sie nicht, ohne Raum zu verschwenden, hier alle namhaft machen könnten, was unsere Behauptung am besten bestätigen wird.

I. Dringende Bitte an die Regierung um Herstellung einer guten Feldpolizei von G. A. Der Verf. klagt über den sogenannten wilden Hirtenstab und das einzelne Hüten mit Rindvieh, Schweinen u. s. w., so wie über das Ausgrasen der Felder auch auf fremdem Eigenthum. Er findet darin nicht blos eine directe Beschädigung der verwüsteten Felder, sondern auch ein Hindernifs des Klee- und andern Futterbaues, und dadurch des landwirthschaftlichen Betriebes überhaupt. Es ist traurig, solche Klagen aus einem Lande zu hören, wo die Verordnungen über Landwirthschaftspolizei nicht zu den schlechten gehören. II. Bemerkungen über die Bewirthschaftung der adeligen Güter in Baiern, von M. S. Der Grund, warum sie weniger eintragen, soll meistens in der unrichtigen Darstellung der Wirthschaftserfolge liegen. Die Herrschaft bezieht zu ihrem Luxus, Hausbedarf, für Pferde, Dienerschaft, Gerichts- und Kirchenpersonale aus der Landwirthschaft verschiedene Naturalien, welche dieser nicht zu gut gerechnet werden. Indem der Verf. dieses tadelt, giebt er Vorschriften zu einer richtigen Verrechnung und einer angemessenen Direction, die natürlich nur von den Regeln des landwirthschaftlichen Haushaltes ausgehen kann. III. Ueber einige Hindernisse der Landescultur in Baiern, von einem Oekonomen im Unterdonaukreise. Als solche Hindernisse werden angegeben der Mangel an Menschen, eine schlechte Feldpolizei, besonders Beschädigungen durch Thiere, selbst durch das Geflügel, z. B. Tauben, schlechte Benutzung der vorhandenen Arbeitskräfte (es wird eine Gegend angeführt, wo man in einem Jahre 204 Feier- und Ruhetage und nur 161 Arbeitstage zählte! dabei ist die tägliche Arbeitszeit sehr kurz) und die Gebundenheit der Güter. IV. Beleuchtung der C. Sprengel'schen Schrift über Hofwyl (Celle 1819.), von S—r. Es wird hier eine Ehrenrettung der v. Fellenberg'schen Wirthschaft und seiner Unterrichtsanstalten gegen die Behauptungen von Sprengel versucht. Diese war auch nicht schwer, da die letzteren jedem Leser als oberflächlich erscheinen müssen, und bei der billigsten Annahme in dem kurzen Aufenthalte des H. Sprengel zu Hofwyl ihren Grund gefunden haben müssen. V. Ein Wort an meine Mitarbeiter, gehalten am Erntefeste zu Schleifsheim 1823. von M. S. Alles recht schön und gut.

Digitized by Google

Nur Schade, dafs man auf den sterilsten Boden des Königreichs Baiern so viel Geld und Arbeit verwendet. IV. Auszug aus einem Briefe eines reisenden Baiern aus England. Der Verf. glaubt, in dreifsig Jahren sey der sächsische Wollenhandel niedergelegt durch die Wolle von Neuholland und Van Diemensland. Daran möchte aber billig zu zweifeln seyn, und der Verf. würde sich diesen Ausspruch nicht erlaubt haben, wenn er mit dem Wesen der norddeutschen hochfeinen Schäfereien, und mit den Anstrengungen, durch welche sie gebildet und erhalten werden, genau bekannt gewesen wäre. VII. Anzeige einiger landwirthschaftlicher Werke und einiger Schriften des Hrn. Hofrath Harl in Erlangen, die nicht hierher gehören. VIII. Das Zunftwesen im Verhältnifs zur Landwirthschaft, von G. A. Treffende Bemerkungen über das Unnöthige und Schädliche der Zünfte. Sie sind den Forderungen der Landwirthschaft geradezu entgegengesetzt. IX. Nachrichten über den im Monat Mai 1823. in Leipzig bestandenen (!) Schafzüchter Convent von M. S. Der Verf. hat in Auftrag des Kön. Baier. Staatsministeriums der Finanzen diesem Convente beigewohnt, und giebt hier die Resultate desselben, die aber ausführlicher in den Mögeliner Annalen und auch in anderen landwirthschaftlichen Zeitschriften dargestellt sind. Merkwürdig ist es, hier zu erfahren, dafs Se. Maj. der König von Baiern in demselben Jahre eine kleine Electoralheerde aus der K. Sächs. Schäferei zu Lohmen und aus der Fürstl. Reufs. zu Klipphausen angekauft hat, welche zur Veredlung der Baierischen Schäfereien wesentlich beitragen kann, wenn anders mit der nöthigen Sorgfalt und Sachkenntnifs die Zuchtthiere ausgewählt werden, und in der Veredlung ein Prinzip constant verfolgt wird. X Ueber die fahrbare Futterraufe des Frhrn. v. Hafenbrädel. Das Futter wird auf dem Felde in die Raufe eingeladen, diese nach Hause geführt, in den Stall geschoben, und vom Vieh selbst leer gemacht. XI. Vermischte Nachrichten, zum Theile commerciellen Inhaltes, eine nicht vollständige landwirthschaftliche Literatur von 1823 und 1824, der Versuch eines Beweises, dafs die Lehre von der Wechselwirthschaft in Deutschland zuerst von Baiern ausgegangen sey u. s. w.

Im Ganzen müssen wir bedauern, dafs die Verf. der angeführten Aufsätze — auch bei allgemeinen Behauptungen — immer nur ihre nächsten Umgebungen vor Augen haben, und manches generalisiren, was nur für jene Kreise von Baiern pafst, in welchen sie leben. Auch sieht man leicht, dafs der rechte Ernst und das Leben, welche andere ökonomische Zeitschriften charakterisiren, der hier angezeigten fehlen.

Digitized by Google

N. 33. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Ueber eine Kretische Kolonie in Theben, die Göttin Europa und Kadmos den König. Von F. G. Welcker, Professor in Bonn. Bonn, bei A. Marcus. 1824. 54 kr.

Diese Abhandlung hat der Verf. ursprünglich für den der Aeschylischen Trilogie Prometheus über die Irren der Io beigegebenen Excurs bestimmt, später aber von demselben getrennt (vergl. Aeschyl. Trilog. S. 596.) und nun besonders herausgegeben.

Der Verf. geht von dem Dienste der Europa in der ältesten Kretischen Hauptstadt Gortyn aus, wo Europa mit dem Namen Hellotis nach der Ansicht des Verf. als Mondsgöttin verehrt wurde. Aus Kreta zieht uns Europa nach Böotien hinüber, wo in Teumessos bei Theben ihre Brauthöhle war, S. 21. Dieses uralte Heiligthum in Teumessos ist, wie S. 22. bemerkt wird, wichtig, weil in Theben an diesen Dienst die Sagen von Kadmos und demnächst von einer Phönizischen Kolonie sich angeschlossen, und von ihm der Welttheil den Namen empfangen hat. Kadmos ist nichts als der alte Königsname, von καδω, καζω, eigentlich der Fürst als Heerführer, κοσμητωρ λαων. S. 23. Von diesem historischen Idealnamen Kadmos scheidet der Verf. S. 31. streng das kosmogonische Symbol, denn auch im theologischen Natursystem habe die Idee des κοσμος, in der Schule der Philosophen seit Pythagoras behandelt, sich vordem eine Person angebildet, und dieser Kadmos werde als Hermes gedeutet und den Tyrrhenern beigelegt. Die Vermuthung sey einfach, behauptet nun der Vf. S. 43, dafs zwischen dem Thebischen und dem Kretischen Dienste der Europa Verbindung Statt gefunden und der Kretische oder der ursprüngliche gegolten habe, oder vielmehr es auch wirklich gewesen sey. Schon ehe denn Priester aus dem Minoischen Knossos in Dorischer Zeit nach Krissa zogen und Apollons Heiligthum gründeten, müsse sich eine Knossische oder eine Gortynische Kolonie gen Theben gewandt haben. — Wenn man nun im Thebischen einen im höhern Alterthum

Digitized by Google

berühmten Cultus der Europa anerkenne, so falle von selbst in die Augen, wie der geographische Gebrauch des Namens Europa entstehen konnte. S. 48. — Denke man sich, dafs Gortyna, nach dem alten Gebrauch, den Städten hieratische Zunamen zu geben, selbst Hellotis hiefs, so sey sehr natürlich, dafs die Kreter auch ihre Kolonie in Theben Europa nannten. S. 50.

Bleiben wir hier vorerst stehen, so mufs uns sogleich auffallen, mit welcher Zufälligkeit der Verf. den Namen Europa die allgemeine Benennung des Welttheils werden läfst. Der Verf. findet dies jedoch so wenig bedenklich, dafs wir S. 50. sogar die Behauptung lesen: „Wäre Pytho vor Thebe gewesen, so würde der Welttheil jetzt vermuthlich nach Pytho oder Delphi benannt seyn, wie er Athenäa heifsen würde, hätte Athen ein Kretisches Heiligthum gehabt, oder wäre es für die Kreter zu der Zeit, als sie das verbreitetste und am Meisten geltende Griechische Volk waren, der Hauptort des jetzt sogenannten eigentlichen Hellas gewesen.“ Eine solche Erklärung könnte nur dann einige Wahrscheinlichkeit haben, wenn sich kein inneres Verhältnifs zwischen dem Namen und dem mit demselben bezeichneten Gegenstand nachweisen liefse. Dies ist aber, wie wir glauben, keineswegs der Fall. Der Verf. betrachtet mit Unrecht die in Kreta und in Thebä verehrte Europa nun als Mondsgöttin, da ja, wie S. 26. zwar nicht unbemerkt geblieben, aber nicht weiter beachtet worden ist, Demeter in der ebenfalls Böotischen Stadt Lebadea mit dem Beinamen Europa verehrt wurde. Sie sollte daselbst Erzieherin des Trophonios seyn. Pausan. IX. 39. Da nun Demeter ihrem Hauptbegriff nach die Erdgöttin ist, so müfste in der That ein sonderbares Spiel des Zufalls sich eingemischt haben, wenn nicht der auf den Welttheil übergetragene Name damit in Zusammenhang stünde. Als Erdgöttin heifst Demeter ganz natürlich Europa, d. h. die Weithinschauende, Weitausgedehnte, oder auch, wenn wir εὐρώπης in der Bedeutung von σκοτεινος nehmen, vergl. S. 26, die in das Dunkel der Ferne sich Verlierende, in die Schatten der Unterwelt Uebergehende. Es ist wahrscheinlich, dafs diese Benennung nur von einem bestimmten Standpunkte aus entstanden ist. Darauf leitet aber auch sogleich die Natur der Sache von selbst. Demeter kann nur eine weitausgedehnte, durch keine Zwischen-Meere unterbrochene Erdfläche genannt worden seyn, welche ursprünglich noch ohne besondern Lokalnamen nur mit einer unbestimmten und allgemeinen Benennung bezeichnet und dadurch zugleich einer bereits bestimmten und gewöhn-

Digitized by Google

lichen entgegengesetzt wurde. Was das Letztere betrifft, so bemerkt der Verf. selbst S. 53, dafs die Gegeneinanderstellung von Asien mit Europa nach der von ihm gegebenen Erklärung des ersten geographischen Gebrauchs des Namens Europa dunkel bleibe, weil zwischen beiden Punkten kein Verhältnifs bekannt sey, kein Krieg, noch auch ein bedeutender Verkeh. Diese Schwierigkeit kann nur dadurch gehoben werden, dafs der Standpunkt für die erste Entstehung des geographischen Namens Europa in diejenige bedeutende Lokalität gesetzt wird, welche als der Europa entgegengesetzte bereits ihre eigenthümliche geographische Benennung erhalten hatte. Da nun diese keine andere als Asien seyn kann, so ist gewifs auch aus der ursprünglichen geographischen Bedeutung des Namens Asien der ursprünglich geographische Gebrauch des Namens Europa zu bestimmen. Das älteste Asien ist nach Homer die Lydische Landschaft am Kayster. Doch scheint der Name Asien schon in der ältesten Zeit eine gröfsere Länder-Einheit umfafst zu haben. In den Pontischen und Kaukasischen Ländern kommen so viele Spuren desselben Namens vor (man vergl. besonders eine Hauptstelle bei Aesch. Pron. 411. ὅσσοι ἔποικον ἄγνας Ασιας ἕδος νεμονται, vom Prometheischen Kaukasus gesagt), dafs offenbar von diesen Ländern aus der ganze Welttheil seinen allgemeinen Namen erhalten hat. Man vergl. hierüber Heyd Etymologische Versuche, Tübing. 1823. S. 125. f. Die in der genannten Schrift ausgeführten geographischen und historischen Gründe machen uns, wenn wir damit noch die obige Bemerkung verbinden, dafs Europa Beiname der Erdgöttin Demeter ist, den in derselben aufgestellten Hauptsatz sehr wahrscheinlich, dafs der Name Europa durch die örtliche Beschaffenheit der vom Tanais und Pontus Euxinus nördlich, nordwestlich und westlich gelegenen Länder veranlafst worden ist, da jene Länder sich in einer unübersehbaren Ebene hinstrecken, und eben dadurch einen Gegensatz gegen die vom Kaukasus ausgehenden bilden, welche entweder selbst bergigt sind, oder an einem Bergabhang sich befinden. Auf diese Lokalität, wo der Gegensatz zweier Erdfesten durch Meere, Flüsse und Gebirgszüge so stark bezeichnet ist, mufs sich auch der Name Europa ursprünglich bezogen haben. Dafs, wie der Verf. S. 50. bemerkt, in dem Homerischen Hymnus auf Apollon, wo Europa zum erstenmal deutlich geographisch vorkommt, v. 251, Europa an der Stelle von Hellas dem Peloponnes und den Inseln entgegengesetzt wird, scheint uns kein Beweis gegen die Annahme eines nördlicheren Ursprungs des Namens Europa, da ja der

Digitized by Google

Verfasser des Hymnus Hellas hier auch als Theil eines weithin nach Norden sich erstreckenden Continents dem Peloponnes und den Inseln entgegenstellen konnte. In jedem Fall möchten in dieser Stelle unter Europa namentlich die v. 216. sq. genannten nordgriechischen Landschaften zu verstehen seyn. Eben so möchte auch die von Europos, Makedons Sohn, gestiftete Stadt Europos in Makedonien wenigstens in so fern hier in Betracht kommen, so fern sie ebenfalls als ein Beweis dafür gelten kann, dafs der Name Europa vorzüglich im Nordosten des Welttheils zu Hause war. Der Verf. glaubt zwar S. 55, dafs erst nach der Zeit der Makedonischen Gewalt über Asien etwa ein Schriftsteller aus dem Lande von der Stadt Europos Anlafs nahm, einen König Europos als Stammvater des Welttheils zu dichten, in welchem jetzo Makedonien als das Hauptland erschien. Aber bemerkenswerth ist doch, dafs der Name Gortynia, der in Kreta mit dem Namen Europa verbunden ist, auch als Name einer Makedonischen Stadt angegeben wird, bei Steph. Byz. Die Behauptung des nordöstlichen Ursprungs des Namens Europa glauben wir hier auch noch durch eine andere Bemerkung bestätigen zu können. Europa hiefs die Demeter in Lebadea, wo sie die Amme des unterirdischen Trophonios seyn sollte. Ebendaselbst finden wir eine Ερκυνα, die zwar eine Gespielin der Kora, der Tochter der Demeter, genannt wird, ohne Zweifel aber eigentlich nur eine andere Gestalt der Demeter-Persephone ist. Als Erdgöttin bezeichnen die Herkyna neben Trophonios die mit Schlangen umwundenen Stäbe der aufrecht stehenden Bildnisse in der Höhle, aus welcher die Quellen des Flusses Herkyna entspringen. Pausanias sagt IX. 31. von diesen αγαλματα: εισι δ' αν Τροφωνιος και Ερκυνα. Ist es nun wohl blos zufällig, dafs dieser Name Herkyna so ganz gleichlautend mit dem Namen des bekannten, durch ganz Mittel-Europa östlich und nördlich sich hindurchziehenden Hercynischen Waldes zusammentrifft? Wir können in der That nicht umhin zu glauben, dafs der Name des Hercynischen Waldes oder des Harzwaldes den Namen und den Begriff der Erde enthält, d. h. der Demeter. Wie Demeter Europa hiefs in Hinsicht des in die dunkle Ferne sich hinziehenden Europäischen Erdstrichs, so konnte ihr auch der ohne Zweifel auch mit dem Lateinischen orcus *)

*) Das Griechische ὅρκος ist dasselbe Wort, weil der Schwur bei der Unterwelt der heiligste. Ἐργω, ἑρκω, wovon man ὅρκος gewöhnlich ableitet, weil der Eid eine Schranke sey, gehört zwar

verwandte und an das Dunkel der Unterwelt erinnernde Name Herkyna beigelegt werden. In dem düstern Dunkel der in's Unermefsliche ausgedehnten Wälder stellte sich auf dem Standpunkte der von Osten nach Westen blickenden Völker in einer ganz besonders grofsartigen Anschauung die gewaltige Erdgöttin dar. Daher gieng der Name der Erde (altdeutsch Art, Artir) auf die Harzwälder über; daher derselbe Name in Germanien und Griechenland, ohne dafs wir den einen von dem andern abzuleiten berechtigt sind. Auf gleiche Weise verhält es sich mit dem Namen Hermione. Demeter und Persephone heifsen selbst so; s. Creuzer Symb. und Myth. Bd. IV. S. 40. Vorzüglich aber ist der Name bekannt als Name der Argeischen Stadt, in welcher Demeter als Chthonia, als Göttin der Unterwelt, besonders verehrt wurde. Diese uralte Stadt Hermione sollte von Hermion, einem Sohne des Europs, ihren Namen haben. Paus. II 34. Also wiederum der Name Europs in Beziehung auf die Demeter! Da nun der Name und Cultus des Hermes im alten Germanien ganz einheimisch ist, da wir dort einen Hauptstamm mit dem Namen Hermionen finden, Tac. Germ. c. 2, da schon der Orphische Argonaut 1136. eine Stadt Hermioneia im äufsersten Westen erwähnt, welche die gerechtesten Männer bewohnen, dem Hades eben so verwandt, wie die Argeische Hermione, s. Creuzer a. a. O., so ist wohl der Name der Demeter Hermione eben so mit Germanien in Zusammenhang zu setzen, wie der Name der Demeter Europa sich auf die westlichen Länder bezieht, die vom Pontischen Norden aus sich darstellten. Es scheinen uns mit Einem Worte auch diese Sagen und Namen, wie so vieles andere, einer Zeit und Lokalität anzugehören, wo einst noch, wie Ritter (Vorhalle Europ. Völkergesch. 1824. S. 419.) sagt, Teutonia und Jonia gesellig weilten.

Zusammenstellungen dieser Art werden in dem Grade wahrscheinlicher, in welchem sie sich auf eine übereinstimmende Weise auch weiterhin verfolgen lassen. In dieser Hinsicht scheint uns der Name der alten Kretischen Stadt Gortyn, wo Europa ihren Sitz hatte, noch besonders beachtenswerth. Dafs auch in Makedonien die beiden Namen Gortynia und Europos als Städtenamen neben einander vorkommen, ist schon bemerkt worden. Aber auch in Arkadien, dessen uralter und

---

auch hierher, aber zugleich in eine andere Combination von Begriffen. Eben so ist auch das Hebr. שבע von dem Object des Schwörens benannt.

Digitized by Google

eigenthümlicher Demetercultus mit dem Böotischen am meisten übereinstimmt, finden wir denselben Namen. Nicht fern von Megalopolis war ein Ort Gortys, welcher, wie das benachbarte Teuthis, einst eine Stadt war; der Fluſs, der durch den Ort floſs, ausgezeichnet durch die Kälte seines Wassers, hieſs an seinen Quellen Lusios von dem Bart des neugeborenen Zeus, ferner davon aber nach dem Orte Gortynios. Asklepios, der mit Trophonios so manches gemein hat, hatte daselbst einen Tempel; und wahrscheinlich von dem Orte den Beinamen Gortynios. Pausan. VIII. 28. II. 11. Am berühmtesten ist das Phrygische Gordium, und auch hier bleibt die Beziehung auf die Demeter nicht aus, da Gordius, der Stifter der Stadt, in der Sage und durch seinen Wagen ganz als Ackermann bezeichnet ist. Noch unmittelbarer sehen wir dieselbe Beziehung in Gordys, dem Sohne des Triptolemos, welcher die Io aufsuchen half, und der Armenischen, von Verzweigungen des Taurusgebirgs durchschnittenen Landschaft Gordyäa (dem Lande der Kurden) den Namen gab; s. Steph. Byz. So weit ist der Name verbreitet; was aber die Verbindung desselben mit der Demeter Europa betrifft, so möchten wir ihm dieselbe Bedeutung geben, welche in dem ältesten Asien das heilige Asgard hat. Gortys ist wie Gard das Orientalische Kerta (die so oft vorkommende Städtebezeichnung), das Deutsche Garten (hortus), und wohl auch mit dem Wort Erde selbst verwandt, in Beziehung auf die Erdgöttin Demeter überall die heilige Stätte, wo ihr Cultus einen festen Sitz erhalten hatte. Jede Stadt ist als ein für sich abgerundetes Ganze eine Erde im Kleinen, daher Gard, Gordys Stadt, Stätte. Selbst der Gordische Knoten in der Stadt des Gordius erhält dadurch seine bestimmtere Bedeutung, indem ja die Erde auch Schicksals- und Orakelgottheit ist, *χρωτομαντις γαια*.

Dafs die geographische Bedeutung des Namens Europa, obgleich uralten Ursprungs, doch erst in beträchtlich später Zeit in Gebrauch kam, hat nichts Befremdliches, wenn man bedenkt, dafs es sich mit so vielen andern Namen ganz auf dieselbe Weise verhält. Der Name ist lange Zeit vorhanden, ehe sich der bestimmtere Sprachgebrauch desselben fixirt. Dieselbe Erscheinung zeigt sich uns bei dem Namen Asien, und bei dem Namen Europa war die geographische Bedeutung ursprünglich zu sehr mit der religiösen verschmolzen, als dafs jene sich unabhängig von dieser geltend machen konnte. Der Sache nach aber stimmt die ursprüngliche Bedeutung der beiden Namen Asien und Europa ganz zusammen

Digitized by Google

mit der gewöhnlichen Homerischen Welteintheilung πρὸς ἠῶ τ' ἠελίοντε und πρὸς ζόφον.

Die hier gemachten Bemerkungen beziehen sich sehr genau auf die Behauptung des Verf., dafs die in Teumessos bei Thebä verehrte Europa von einer alten Kolonie-Verbindung zwischen Kreta und Thebä herzuleiten sey. Der Hauptgrund, auf welchen der Verf. diese Behauptung stützt, ist neben der Identität der Gottheit eigentlich nur die Leichtigkeit, mit welcher unter dieser Voraussetzung die Entstehung des geographischen Gebrauchs des Namens Europa erklärt werden zu können scheint. Da nun aber diese vielmehr in eine andere Lokalität führt, und keineswegs nothwendig von der in Böotien verehrten Europa ursprünglich herzuleiten ist, so mufs nun auch die Frage, ob die Böotische Europa aus einer zwischen Kreta und Thebä bestehenden Kolonie-Verbindung abstammt, von der Untersuchung über den Ursprung des geographischen Namens Europa ganz getrennt werden. Damit aber fällt auch, wie wir glauben, alle Wahrscheinlichkeit für die Bejahung jener Frage hinweg. Da die Europa von der Demeter nicht zu trennen ist, so müfste man mit demselben Grunde auch den uralten Böotischen Cultus der Demeter überhaupt von Kreta herleiten, während dagegen nichts natürlicher seyn kann, als die in mehreren Spuren und der Natur der Sache nach nach Nordgriechenland hinweisende Europa-Demeter auch unmittelbar aus dieser Lokalität nach Böotien kommen zu lassen. Aufserdem drängt sich uns dabey, wenn wir die Kretische Europa als die ursprüngliche setzen wollen, die Frage, woher denn die Kretische Europa selbst abzuleiten sey, so nothwendig auf, dafs wir unmöglich in Kreta, einem zur Voraussetzung eines primitiven Cultus so gar nicht geeigneten Eilande, festen Fufs fassen können. Eben so wenig aber ist nach unserer Ansicht die Kretische Europa-Demeter auf die Böotische zurückzuführen, vielmehr gehört wohl die Identität des Cultus der Europa-Demeter in Kreta und Böotien und andern Orten überhaupt derjenigen Periode an, in welche die älteste Ausbreitung des Griechischen Volksstammes zu setzen ist. Ist diese, wie nach Allem wahrscheinlich wird, von Norden aus geschehen, so ist Kreta zwar allerdings einer der entferntesten Punkte, aber demungeachtet zugleich einer derjenigen, in welchen die Nation unter mancherlei äufseren Begünstigungen frühzeitig sich zu einem bedeutenderen Grade der religiösen und politischen Cultur erhoben hat, als anderswo und namentlich auf dem Griechischen Continent. Es ist dieselbe Erscheinung, die uns Delos in Hinsicht des Cultus

des Apollon zeigt, obgleich gerade der Delische Apollon der Hyperboreische heifst. Solche äufserste Punkte einer grofsen Völkerbewegung treten in der ältesten Zeit nur in einem besonders hellen Lichte hervor, ohne dafs wir deswegen jene Bewegung von ihnen selbst ausgehen zu lassen berechtigt sind. Sehr häufig ist, was man gewöhnlich nur als eine Folge späterer Kolonien-Aussendung betrachtet (wie z. B. in Hinsicht Kreta's zur Zeit der sogenannten Minoischen Thalassokratie), eine aus der Zeit der ältesten Völkerwanderung herstammende Identität der Sitte und des Cultus, ja die späteren Kolonien selbst scheinen, nach mehreren Beispielen zu schliefsen, so oft nur die durch die ältesten Züge bereits vorgezeichnete Bahn aufs neue verfolgt zu haben. Nicht ohne solchen Grund scheint z. B. Kreta in einem besonders lebhaften Verkehr mit den Kleinasiatischen Küstenländern gestanden zu seyn, Korinth seine Kolonien vorzüglich in den Westen Griechenlands gesendet zu haben.

In den Zusammenhang dieser Sätze möchte wohl auch der Beiname Hellotis gehören, welchen die Europa in dem Kretischen Gortyn eben so hatte, wie die Athene in Korinth. Der Verf. stellt S. 11. den Namen mit den Formen ἑλη, σίλη, Ἑλλη zusammen, und ist geneigt, ihn als Bezeichnung einer Lichtgottheit zu erklären, glaubt dann aber doch, ihn wegen der Form Ἑλλωτις, die sich derselben Ableitung nicht füge, eher von ϝελω, ϝελεω, ϝελλω ableiten zu müssen. Schon diese Ambiguität empfiehlt keine der beiden Erklärungen. Wir glauben den Namen vielmehr, mit Rücksicht auf die Dodonäische Hellopia (vergl. S. 29.), und das hohe Alterthum der Orte, in welchen der Name vorkommt, als Bezeichnung der ältesten Hellenensitze nehmen zu müssen. Ist Europa-Demeter die in die weite Ferne ausgedehnte Erdgöttin des Welttheils, so ist die Europa-Demeter mit dem Beinamen Hellotis die in einer bestimmten Lokalität fixirte Hellenische Europa-Demeter.

Der Mythus von der Europa hängt mit dem Mythus von Kadmos zusammen. Wie der Verf. den Kadmos historisch und kosmogonisch nimmt, ist schon bemerkt worden. Der kosmogonische Kadmos hat in Samothrake auch ein Weib gleichen Begriffes an sich herangezogen, Harmonia. S. 35. Harmonia aber finden wir aber auch dem Thebischen Kadmos vermählt. S. 37. Darüber bemerkt nun der Vf. S. 38. „Wenn man nicht anstehn wird, den Thebischen Kadmos früher als den Samothrakischen, oder den historisch-mythischen für die Veranlassung zu dem theologisch-symbolischen zu halten, so

Digitized by Google

folgt daraus mit aller Wahrscheinlichkeit, dafs auch Harmonia zuerst als weltliche Ordnung sey gefafst und nach Samothrake übergetragen worden, dafs Harmonia, die Tochter des Thebischen Ares, früher sey als Harmonia, der Elektra Tochter, in Samothrake, wo man, wie Diodor (V, 48.) sagt, der Hellenen Mythologie, die ihr Ares zum Vater gebe, nicht zuliefs.« Die Consequenz dieser Behauptung ist in der That nicht zu begreifen, wenn man nicht im Allgemeinen die Euhemeristische Ansicht, nach welcher zu dem ursprünglich Menschlichen das Göttliche erst mit der Zeit hinzugekommen ist, für die überall richtige hält. Denn dafs das Wort ἁρμοζειν, ἁρμοστην auch das Geschäft eines bürgerlichen Kosmos, welches dem König mit zukommt, ausdrückt, dafs eben daher auch der Amtsname der Harmosten kommt, beweist an sich eben so wenig, als der Amtsname der Kosmoi in Kreta in Beziehung auf den Kadmos, und die Annahme, dafs die Poesie von Kadmos die Philosophen auf die erhabene Idee des Kosmos im Weltall geleitet, nicht anders, wie sie das Bild eines Weltheerdes aus der häuslichen Wohnung entlehnt haben, S. 39, läfst völlig unerklärt, wie man gerade dazu kam, den Kadmos, als Hermes gedeutet, den Tyrrhenern beizulegen, S. 31, und wie schon der alte Dichter Pisander aus Rhodos um die 32. Ol. diesen Hermes-Kadmos bezeugen kann. Wie Ideen, die zuerst von Philosophen aufgestellt wurden, in den mythischen Volksglauben sollen übergegangen seyn, ist an sich undenkbar, und im Einzelnen nirgends bestimmt nachzuweisen, dagegen eine nothwendige Annahme, dafs der eigentlichen Philosophie eine Philosophie des Mythus von nicht minder hoher Bedeutung vorausgegangen ist. Ein Beispiel hiervon ist der Mythus von Kadmos, in welchen, als Ganzes betrachtet, nur dann Einheit und Zusammenhang kommt, wenn wir der Deutung desselben nicht eine historische Thatsache, sondern eine philosophische Idee zu Grunde legen. Kadmos und Harmonia bezeichnen den Weltgeist als zeugendes Princip (welches der eigentliche und älteste Begriff des Hermes, und zwar nicht blos bei den Griechen ist), dem gewordenen harmonisch gestalteten Weltganzen gegenüber. Nach der Samothrakischen Lehre ist Harmonia die Tochter des Zeus und der Elektra, welches Paar nur eine Modification des zuerst genannten Paares ist. Zeus als der höchste Gott ist auch der Erzeuger der Welt. Elektra, wie der Verf. S. 36. deutet, die immer Wache, nicht zu Bett gehende, durch die Nacht wandelnde, oder vielleicht richtiger die Glänzende, nach der Bedeutung von ἠλεκτρον und der Benennung der Sonne

Digitized by Google

ηλεκτωρ, ist offenbar eine Mondsgöttin, nur nehme man die Mondsgöttin, wie die Helena, die Athene Chryse (deren Name auch die Glänzende bedeutet), zugleich als Licht- und Weltgöttin, als Symbol der aus dem Dunkel der Nacht an's Licht hervorgetretenen, schön glänzenden Erscheinungswelt. In Thebä sollte dieselbe dem Kadmos vermählte Harmonia die Tochter des Ares seyn, der sie mit der Aphrodite erzeugte, Tochter des Ares, sagt der Verf. S. 40, „weil dieser statt Apollons (?) der erstgeborene Gott (d. i. Kind des Himmels und der Erden) des in Theben wohnhaften Stammes war, und der Aphrodite, wie die Theogonie (933. 975.) sagt, weil die Göttin von Askalon und Kition, in eine Allegorie der Schönheit und der Liebe verwandelt, von den Thrakischen Musen, welche für immer den Götterverein des Olymps geordnet haben, dem Ares zugeführt worden war, zugleich weil in der Liebe die schönste Harmonie ist." Sehr zufällig wären demnach Ares und Aphrodite als Paar verbunden worden, und Dichter sollen es auch allein seyn, welche die Veranlassung gegeben, dafs in Theben, so wie Harmonia (des Kadmos) Göttin genannt, so ihrer Mutter Aphrodite Verehrung geweiht war. S. 41. Warum soll aber Zufall und Willkühr angenommen werden, wo sich ein innerer Zusammenhang nicht blos auffinden läfst, sondern sogar aufdringt? Ist denn Aphrodite nur die Göttin der Schönheit und Liebe im ethischen Sinn, und nicht auch kosmische Göttin der Natur, als weibliches Wesen? Ist Ares nur der Gott des Kriegs und der Schlachten? Man erwäge doch, um von dem Scythischen Ares Herod. IV. 62, dem Altrömischen Mars, nichts weiter zu sagen, nur den bedeutungsvollen Homerischen Mythus Odyss. VIII. 266. von der geheimen Liebe des Ares und der Aphrodite, und die unzweifelhafte Etymologie des Namens Ares selbst. Wie die genannten Paare Kadmos und Harmonia, Zeus und Elektra das zeugende Weltprincip und die gewordene, schön geordnete, wirkliche Welt darstellen, oder, allgemeiner ausgedrückt, Geist und Natur, das Ideale und das Reale, so ist es wiederum nur eine andere Modification, wenn nun dieselben Begriffe in Ares und Aphrodite als männliches und weibliches Princip aufgefafst werden. Das Reale kann dem Idealen gegenüber nur das Untergeordnete, Abhängige seyn, die Natur als Gewordenes im Verhältnifs zum Geist als Princip der Thätigkeit. Es ist derselbe durch das mythische Bild der Ehe dargestellte dynamische oder kosmogonische Gegensatz, der auf dieselbe Weise unter verschiedenen Formen sowohl in der Mysterienlehre, als in der Lehre

Digitized by Google

von den Kabiren wiederkehrt, und wir müfsten den Geist der eben in solcher Mannigfaltigkeit der Bilder und Formen sich gefallenden alten Symbolik und Mythologie ganz verkennen, wenn wir sogleich als eine reelle Differenz ansehen wollten, was sich so leicht auf die natürlichen Modificationen eines allgemeinen Begriffs zurückbringen läfst.

Mit diesen Voraussetzungen lassen sich auch die übrigen den Kadmos betreffenden Mythen in eine so ungezwungene Uebereinstimmung bringen, dafs sie selbst dadurch um so mehr bestätigt werden. Das Bekannteste, was der gewöhnliche Mythus von Kadmos erzählt, ist, dafs er ausgesandt worden sey, die Europa von Land zu Land zu suchen. Der Verf. weist S. 67. ein gleiches Suchen als einen mit den Jahresfesten mehrerer Göttinnen verbundenen Gebrauch nach, und bemerkt dabei eben so treffend S. 68: „Da auf die heilige Ehe der in der Natur zeugenden Gottheit sonst die wirklichen Hochzeitgebräuche in aller Einfalt übergetragen sind, so ist zum weiteren Verständnifs noch dieses zu wissen, dafs der scheinbare Raub der Braut ein wirklicher alter Heirathsgebrauch war (in Sparta, Kreta, Rom)." Was aber den Zusammenhang dieses Mythus mit Kadmos betrifft, so ist darüber die Meinung des Verf. S. 29. folgende: „Wenn an der Jahreshochzeit der Europa die verschwundene Braut gesucht wurde, so giengen wahrscheinlich der König und die Seinigen voran, und man konnte die Ceremonie in der Sage leicht durch den Ausdruck bezeichnen, der Kadmos sucht die Europa. Aber mit diesem Zug der Thebischen Sage hat sich, wie es scheint, eine andere an sich bestehende, unter allerlei Gestalten wiederkehrende Volksmähre, die Stadt steht da, wo die Kuh den ersten König hingeleitet hat, verschlungen, und so jene bekannte Erzählung sich gestaltet." Als besonders bedeutsame Züge stellen sich nach unserer Ansicht vor Allem folgende dar: 1) An die Stelle der Europa tritt die Kuh, welcher als Führerin Kadmos eben so folgt, wie er zuvor der Spur der Europa nachgieng. 2) Es scheint nichts natürlicher zu seyn, als diese Kuh, welcher Kadmos folgt, mit der Stiergestalt zusammen zu stellen, in welcher Zeus die Europa entführt. 3) Die Entführung der Europa hat der Sache nach dieselbe Bedeutung, wie wenn Kadmos die Europa sucht. Was der Mythus als historische Folge darstellt, ist neben einander bestehende Verschiedenheit des symbolischen Ausdrucks. Halten wir zuerst dies letztere fest, so läfst sich der Meinung des Verf., Kadmos suche nur darum die Europa, weil an dem jährlichen Festgebrauch der König, welchen der Idealname

Digitized by Google

Kadmos bezeichnet, vorangieng, unbedenklich die Behauptung entgegenstellen, das Verhältniſs des Zeus zu Europa sey ganz dasselbe mit dem Verhältniſs des Kadmos zu Europa. Kadmos ist an die Stelle des Zeus gesetzt, weil Kadmos nach sicheren Zeugnissen als Hermes der zeugende Naturgott ist. Europa ist mit Kadmos verbunden, wie ihm nicht blos die Harmonia, sondern auch die Elektra oder auch die Telephae, Telephassa zur Gattin gegeben wird. S. 41. Es ist dasselbe Verhältniſs der Begriffe, wie das zuvor angegebene, nur mit einer Modification, durch welche nun, wenn wir den obigen Satz, daſs Europa eigentlich Demeter ist, noch hinzunehmen, die Samothrakische und Thebäische Lehre dem Mysteriendogma von der Ehe des Zeus mit Demeter-Persephone näher gebracht wird. Der Verf. erinnert selbst an die älteste Symbolik, nach welcher die Demeter des Roſsposeidon Pferdegestalt, Leto mit dem Zeus Ὄρτυξ Wachtelgestalt hat. S. 72. Auf dieselbe Weise nun, glauben wir, ist der Demeter-Europa in Kuhgestalt der raubende Stiergott Zeus beigesellt. Daher sodann auch die übrige Uebereinstimmung der Sage, wie z. B. von der Täuschung durch duftende Blumen, wie bei'm Raube der Kora; vergl. S. 3. Um so mehr müssen wir uns wundern, daſs dem Verf. S. 72. die Führerin des Kadmos nicht ursprünglich zu ihm und zu der gesuchten Europa zu gehören, sondern erst mit dem Namen der später eingewanderten Böotier gekommen und dann mit dem Uebrigen verschmolzen worden zu seyn scheint. Es gebe nämlich eine Art phonetischer Symbole der Städte und Gebiete, wonach ein mit ihnen gleichlautendes Thier oder Pflanze gleichsam ihr Wappen abgibt, wie man z. B. um Δελφοί zu deuten, sagte, in Gestalt eines δελφίς habe Apollon die Kreter nach Pytho geführt. Allein solche sogenannte phonetische Symbole sind wohl selten als blos phonetische und so zufällig entstanden, als es bei'm ersten Anblick scheinen könnte, und in keinem Fall da anzunehmen, wo uns andere Gründe einen ganz andern Zusammenhang zeigen, als den zufälligen des Lauts. Selbst dem Delphin, dessen Gestalt Apollon annimmt, möchten wir nicht die Deutung geben, die der Verf. ihm gibt, sondern in engere Beziehung zu dem dem Poseidon auch sonst verwandten Apollon setzen *). Eben so beruht es auf einem eigenthümlichen

*) Apollon ist der Delphinische, wie Poseidon Neptunus ist (von nepos, νεποδες), d. h. der Gott der Sprösslinge, alles dessen was lebt und sich regt. Eben so δελφίς verwandt mit δελφύς, die

Naturbegriff, wenn Zeus als Wachtel die Letoiden zeugt. Vgl. des Unterzeichneten Symb. und Mythol. oder die Naturrelig. des Alterth. Th. II. Abtheil. I. S. 218. Daher glauben wir nun auch, dafs die Kuh, welcher Kadmos folgt, nicht blos dem Namen der Böotier ihr Daseyn verdankt, sondern von Anfang an das Symbol der Europa-Demeter war. Eine Bestätigung dafür scheint uns auch dies zu seyn, dafs der Mythus diese Kuh nach der Gründung der Kadmeia der Athene geopfert werden läfst. Diese Athene ist, wie in andern der ältesten Mythen, so auch in diesem ohne Zweifel der Demeter sehr nahe verwandt. In den Orakelversen des alten Dichters bei Schol. Eurip. Phoen. 641. wird statt der Athene die Göttin, welcher die Kuh geopfert werden soll, die Erde genannt; vergl. S. 77. Es ist jene Athene, welche in Athen eben so den Erd- und Ackermann Erechtheus aus ihrem Tempel hervorgehen läfst, Iliad. II. 547, wie Demeter-Europa in Lebadea die Amme des Trophonios ist, oder jene Athene, die in Korinth denselben Beinamen Hellotis gehabt haben soll, welchen in Gortyn die Europa hatte, ein neuer Beweis, wie das Getrennte und Auseinanderliegende immer auch auf Merkmale der ursprünglichen Identität zurückführt.

Einer der wichtigsten Züge der Kadmossage ist die Saat der Drachenzähne. Nach der Meinung des Verf. sind die fünf erdgeborenen Drachensöhne Urgeschlechter, Eupatriden, welche sich gewöhnlich für Autochthonen ausgaben, wahrscheinlich fünf bevorrechtete Familien, welche durch die Abstammung von dem Erddrachen ihre unbestrittene Legitimität, durch die Zähne desselben ihre eigene Wahrhaftigkeit ausdrückten. Und dies scheine das Einzige, was sich bei dieser Saat im Sinne einer rohen Tropensprache mit Wahrscheinlichkeit denken lasse, Männer wie Drachenzähne, darum erwachsen aus Drachenzähnen, weswegen auch ihrer zuerst viele gewesen seyn sollen. S. 78. Wir geben gerne zu, dafs die fünf Drachenzähne fünf Autochthonen-Familien bezeichnen, dafs aber ihre Herkunft von den gesäeten Zähnen des Drachen nur ein symbolischer Ausdruck für ihre Wahrhaftigkeit seyn soll, können wir nimmermehr glauben, weil dabei eine gar zu vage Beziehung zwischen Bild und Sache angenommen werden

---

Bärmutter, und *elf*, die Wurzel so vieler Thiernamen, auch des Wortes ἀδελφος. So wenig scheint uns des Verf. Ableitung des Namens Δελφοι von Τηλεφος, Τελφουσσα u. s. w. S. 45. die einzig richtige zu seyn.

Digitized by Google

müfste, wie sie von dem symbolischen Sinne des Alterthums nicht zu erwarten ist. Und in der That können wir auch über die Bedeutung des bildlichen Ausdrucks nicht lange zweifelhaft seyn. Festzuhalten ist dabei nur, was keinen Zweifel zuläfst, dafs Kadmos Hermes ist, d. h. das zeugende Welt- und Erdprincip, von welchem daher auch alles Naturleben, alle Fruchtbarkeit, aller Jahresseegen kommt, daher ist Europa mit ihm verbunden, wie mit unbedeutenden Modificationen in Lebadea Demeter mit Trophonios. Ares (welchen der Verf. S. 76. ohne Grund von Karischen Urbewohnern herleitet), der Vater des Drachen, ist auch hier nicht der Gott des Kriegs im gewöhnlichen Sinn, sondern wie Kadmos-Hermes, dem Obigen zufolge, das männliche Erdprincip; die Mutter des Drachen Telephassa oder Tilphosa (nach dem Verf. eine andere Form der Europa) mit dem Beinamen Erinnys trifft sicher nicht blos zufällig, wie der Verf. S. 79. gegen Müller Orchom. S. 122. behauptet, mit der Arkadischen Demeter-Erinnys, die dem Poseidon zürnt in Thelpusa oder Tilphosa, zusammen. Der Begriff der Demeter, die bald die Naturgöttin überhaupt ist, bald die Göttin der finstern Tiefe, gleicht diese zürnende, furchtbare Göttin mit der Aphrodite aus, die nach einer andern Sage gerade in Thebä mit Ares verbunden ist. Der die Quelle des Ares hütende Drache ist, wie eben aus diesem Zuge zu sehen ist, eben so wie der Delphische, welcher Pytho bewacht oder wie jener in den Gärten der Hesperiden, ein Symbol der Localität, auf welche sich diese uralten Sagen beziehen, dann aber wohl auch als Sohn des Ares und der Telephassa die Erde überhaupt. Was nun aber die Saat der Drachenzähne selbst betrifft, so scheinen sie uns, wenn wir die Bedeutung aller damit zusammenhängenden Wesen und den ganzen Hergang der seltsamen Kriegsscene bedenken; und besonders auch die bedeutsamen Ausdrücke damit zusammenhalten, welcher sich Euripides in mehreren Stellen bedient, in denen er von diesen Σπαρτοί redet, wenn er sie bald χρυσοπηλῆξ σταχυς, bald γηγενες θερος u. s. w. nennt (Phoen. 937. Bacch. 245. 976. 1267.), von nichts anderem verstanden werden zu können, als von den Halmen der Fruchtfelder, welche, wie auch die Zähne, aus welchen sie hervorwachsen, in Reihe und Glied einem Kriegsheere gleich im Felde stehen, und wie sie aufwachsen und erstehen, eben so auch niedergemäht und gefällt werden, ein Bild des Menschenlebens, in welchem ein Geschlecht auf das andere folgt, das eine das andere gleichsam feindlich verdrängt, ohne dafs jedoch die stete Succession je ein Ende nimmt, weswegen

Digitized by Google

eben von den sich gegenseitig aufreibenden Gewaffneten, den Σπαρτοι, wenigstens einige übrig bleiben müssen. Das Naturleben im Grofsen, das agrarische im Verlauf jedes Jahres, und das Menschenleben sind hier, wie auch sonst, namentlich in dem Eleusinischen Mythus von der Demeter, die Ideen, welche so innig in einander eingreifen, dafs das eine immer entweder das Vorbild oder das Abbild des andern ist, wie es überhaupt das organische Leben des Mythus mit sich bringt, sich von Bild zu Bild zu reflectiren.

Auf die Erlegung des Drachen läfst die Sage das grofse Dienstjahr folgen, welches Kadmos dem wegen der Tödtung des Drachen, seines Sohnes, erzürnten Ares dient, wie nach der Delphischen Sage Apollon nach der Erlegung des Drachen ein grofses Jahr bei Admetos dienen mufs. Der Verf. gibt hierüber keine bestimmtere Erklärung. Er nimmt S. 78. Anmerk. 176. das grofse Dienstjahr des Kadmos als Bufse zur Sühnung der Blutschuld, welche er durch Ausrottung der ganzen Einwohnerschaft auf sich geladen, glaubt dann aber auch, das Jünglingsopfer, welches in der Sage von den Sieben gegen Thebä der alte Drache heischt, verrathe uns, dafs aus der Kadmossage nur die Legende oder mythische Herleitung für einen furchtbaren Gebrauch, die Versöhnung des Drachen im Heiligthum, welcher bei öffentlicher Noth als deren Urheber betrachtet wurde, hergenommen war, und dafs also das Dienstjahr des Kadmos auch eine ganz andere Beziehung gehabt haben könne. Die Uebereinstimmung der Thebäischen und Delphischen Sage über die Tödtung des Drachen ist für die Deutung dieses Mythus höchst wichtig, und vor Allem beachtenswerth das ewige Jahr, welches Kadmos dienen mufste, wie Apollodor. III. 4. 1. ausdrücklich sagt: Καδμος ανθ' ὡν εκτεινεν, αιδιον ενιαυτον εθητευεν Αρει· ην δε ὁ ενιαυτος τοτε οκτω ετη. Dieses achtjährige Jahr ist die Pythische Enneateris, auf welche neuestens K. O. Müller Gesch. der Dorier (Th. I. S. 202. 235. 242. 437. und a. a. St.) besonders aufmerksam gemacht hat (womit nun auch die Prolegomena zu einer wissenschaftl. Mytholog. 1825. S. 304 f. zu vergleichen sind), eine Zeit von acht Jahren und drei Schaltmonaten, welche als die dem Apollon geheiligte Periode in mehreren Mythen desselben vorkommt, den Cyclus der grofsen Feste des Gottes in Delphi, Kreta und Thebä bildete, und auch die Zeit des Exils und der Dienstbarkeit Blutbefleckter war. Namentlich mufste Apollon selbst wie Kadmos gerade acht Jahre dem Admetos in Pherä dienen, und nach dieser Periode erst kehrte er gereinigt wieder in sein Heiligthum zurück. Enneaterisch war auch der

Digitized by Google

die Wanderung des Gottes darstellende Zug des Delphischen Knaben nach Tempe, wobei die Hauptbegebenheit die Knechtschaft bei Admetos war; s. Müller Prolegom. a. a. O. Dorier Th. I. S. 320. Diesem zufolge könnte es nun scheinen, dafs, wie Müller sagt, nur die Idee, aus welcher die Nothwendigkeit der Mordsühne hervorgieng, auch den Mythus von der Dienstbarkeit der acht Jahre erzeugte. Gleichwohl können wir dabei noch nicht stehen bleiben, schon darum, weil ja der Mord, dessen Schuld gesühnt und durch Dienstbarkeit gebüfst werden soll, ganz eigener Art ist, und nur symbolisch verstanden werden kann, und dann auch deswegen, weil auch die Enneateris in Beziehung auf Apollon selbst eine Bedeutung zu haben scheint, die nicht blos aus seinem Festcyclus im gewöhnlichen Begriffe zu erklären ist. Was das erstere betrifft, so kann die Tödtung des Drachen, wenn der Drache selbst entweder eine bestimmte Lokalität, oder die Erde im Ganzen bezeichnet, nichts anders bedeuten, als die Aufschliefsung der Erde in jedem neuen Frühjahr zu jährlicher Fruchtbarkeit; aus ihrem Blute gleichsam fliefst der Seegen des Jahres hervor. Er heifst der Drache des Ares, weil Ares selbst der Eröffner der Erde ist. Vergl. Symbol. und Mythol. oder die Naturrelig. des Alterth. Th. II. Abth. I. S. 121 f. Damit aber werden wir sogleich in eine Ideensphäre versetzt, in welcher das Agrarische sich zum Kosmogonischen, die Jahresperiode sich zum grofsen Weltjahr erweitert. Der Drache, aus dessen Blute die Saat der Felder und Menschen ersteht, ist mit Einem Worte ganz analog dem Weltstiere der Persischen Schöpfungslehre, der den Saamen aller Geschöpfe und Gewächse enthält, oder dem Opferstiere, welchen Mithras erwürgt. Wie in Beziehung auf die Jahresperiode die Erlegung des Drachen die Eröffnung des geschlossenen Leibes der Erde ist, ohne welche der Saamen der Gewächse aus ihrem Schoofse nicht hervorgehen kann, so bedeutet dasselbe Symbol in kosmogonischer Hinsicht die mit der einmal gesetzten realen Welt nothwendig verbundene Dahingebung in die Endlichkeit des Seyns, vermöge welcher der Tod allein die Bedingung jeder neuen Lebensentwicklung ist.

(*Der Beschlufs folgt.*)

Digitized by Google

N. 34. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Welcker, über eine Kretische Kolonie in Theben, die Göttin Europa und Kadmos den König.

(*Beschluſs.*)

Der Tod ist das wahreste Symbol der Endlichkeit. Daher muſs der Drache als Symbol der Endlichkeit sterben, und alles, was aus der Saat des Drachen kommt, ist dem gleichen Gesetze der Endlichkeit und des Todes unterworfen, wie Euripides ganz im Sinne unserer Deutung von dem Drachen des Kadmos sagt: εκ γενους δε δει θανειν τουδ' ἐς δρακοντος γενυος εκπεφυκε ταις, eine Wahrheit, die der Mythus durch den verhängniſsvollen Untergang des Thebäischen Königshauses recht anschaulich darstellt *). Der Gott, der den Drachen erlegt, stellt zwar als Sieger des Drachen und als Princip der göttlichen weltschöpferischen Thätigkeit die Idee des Unendlichen im Gegensatz des Endlichen dar; da er aber selbst auch nicht als reiner Gott an sich, sondern als Gott der geschaffenen realen Welt gedacht werden muſs, so kann das Unendliche in ihm

*) Nicht ohne Interesse ist die Vergleichung der Griechischen Drachensagen mit den Altteutschen, nach welchen furchtbare Linttrachen von starken Rittern erschlagen werden. Obgleich in diesen das Kosmogonische heroisch-ritterlich gewendet ist, so fehlt es doch nicht an Andeutungen eines inneren mythischen Zusammenhangs mit der oben entwickelten Idee wenigstens in der Sage des Nibelungenlieds v. 409. 3609. Dem heiſsen Blute des erlegten Linttrachen verdankt zwar der hürnene Sigfrid seine Unverwundbarkeit, aber das zwischen die Schultern gefallene Lindenblatt läſst dem Tode der Endlichkeit einen verhängniſsvollen Fleck offen. Dieselbe ethische Wendung der Sagen von solchen Kämpfen ist auch sonst in der Orientalischen und Griechischen Mythologie wahrzunehmen.

Digitized by Google

nur in seiner Beziehung zum Endlichen erscheinen, und es mufs selbst auch von dem Loose alles Endlichen berührt werden. Daher ist es auch dem Gotte bestimmt, sich irdischer Dienstbarkeit zu unterwerfen, und er selbst bedarf der Buſse und Reinigung. Auch in andern Mythen bezeichnet die gewissen Gottheiten zugeschriebene irdische Dienstbarkeit den in der Idee der mythischen Gottheit ausgedrückten Gegensatz des Unendlichen und Endlichen. Mehrere Gottheiten dieser Art werden in den Versen zusammengestellt, die aus der Heraklee des Panyasis bei Clem. Alex. Cohort. p. 56. ed. Wirceb. aufbewahrt sind. Ueber die Modificationen, mit welchen diese Idee in andern Mythen wiederkehrt, vergl. man Symb. und Myth. oder die Naturrelig. des Alterth. Th. II. Abth. II. S. 370. Was wird nun aber nach diesen Voraussetzungen die Buſse und Reinigung bedeuten, welche mit dem Ende der Dienstbarkeit erfolgte? Die Antwort hierauf liegt in der bemerkenswerthen Angabe, daſs die Dienstbarkeit sowohl bei Apollon als bei Kadmos gerade einen Zeitraum von neun Jahren dauerte. Die Enneateris war nach Müller Dorier I. Th. S. 330. ein Cyclus, welcher Monden- und Sonnenjahre in Uebereinstimmung bringen sollte, indem immer nach neun und neunzig Mondenmonaten der Frühaufgang der Pleiaden ziemlich genau mit derselben Phase des Mondes coincidirte; sie bildete demnach eine astronomisch in sich geschlossene gröſsere Periode, in welcher das Ende zum Anfang zurückkehrte. Nun ist aber nicht blos im Begriffe des Apollon die Idee der Seelenwanderung ein sehr wesentliches Merkmal, sondern es kommt auch die Zahl neun auf eine solche Weise vor, daſs wir an ihrer Beziehung auf die Lehre der Seelenwanderung nicht wohl zweifeln können. So finden wir sie bei Platon Phädrus p. 45. coll. 60. ed. Bekk., vielleicht auch bei Pindar Ol. II. 123. coll. Herodot. II. 148., am deutlichsten aber in der merkwürdigen Sage, welche Plinius H. N. VIII. 34. aus dem Griechischen Schriftsteller Evanthes zwar, wie er meint, nur als ein Beispiel der graeca credulitas, jedoch mit solchen Zügen anführt, daſs sich uns ihr wahrer Sinn und Inhalt nicht wohl verbergen kann. So ist demnach, dies ergibt sich uns als Hauptsinn des ganzen Mythus, die Enneateris der auf die Tödtung des Drachen folgenden Dienstbarkeit ein Bild des groſsen Weltjahrs, in dessen Verlauf der in die reale Welt eingetretene Gott oder Mensch in die ganze Tiefe der Endlichkeit hinabsteigen muſs, bis er endlich, nachdem er die der Endlichkeit anhängende Schuld abgebüſst hat, geläutert und gereinigt zu dem reinen Anfang, von welchem

Digitized by Google

er ausgieng, wieder zurückkehrt. Dies versinnlicht der enneaterische Zug des den Apollon darstellenden Delphischen Knaben nach Tempe, dies bezeichnet die Sage von dem zwischen Delphi und dem Hyperboreerlande getheilten Aufenthalte des Gottes selbst. Vergl. Müller Dorier Th. I. S. 269. 329. Von diesem Gesichtspunkt aus können wir erst deutlicher begreifen, warum wir in den Sagen, die von der Dienstbarkeit im Hause des Admetos handeln, oder von der Motivirung derselben, Vorstellungen über Leben und Tod einen wesentlichen Bestandtheil ausmachen, wie z. B. in der Sage, dafs Alcestis aus der Unterwelt durch Apollon und Herakles errettet worden, oder dafs Zeus des Apollon Sohn Asklepios erschlagen habe, weil er Todte in's Leben zurückgerufen. Admetos, in dessen Hause Apollon ist, ist, wie auch Müller Dorier I. Th. S. 320. bemerkt, Hades selbst, und der Gott des Lebens mufs dem Gotte des Todes und der Unterwelt anheimfallen. Die Pferde, welche Apollon bei Admetos weidet, sind wohl dieselben, von welchen Pluton als Entführer der Kora schon bei Homer κλυτοπωλος heifst. Man vergl. hierüber ferner, was Müller Proleg. S. 306 f. weiter bemerkt hat. Die Behauptung desselben Forschers, Dorier Th. I. S. 236, dafs es nur als eine dichterische Uebertragung zu betrachten sey, dafs Kadmos nach der Tödtung des Drachen acht Jahre als Knecht dienen mufs, denn ursprünglich haben Kadmos und Apollon nichts Entsprechendes, würde nur dann einige Wahrscheinlichkeit haben, wenn Kadmos wirklich so zu nehmen wäre, wie ihn unser Verf. deuten will. Fehlt es aber dieser Deutung, auch abgesehen von den Mythen, welche den Kadmos in nahe Berührung mit Apollon bringen, an gehöriger Begründung, so sind offenbar diese Mythen ein neuer Beweis dafür, dafs Kadmos einen höheren mit Apollon gemeinschaftlichen Begriff enthalten mufs. Er ist wie Apollon der Gott der realen Welt überhaupt, dessen mythische Geschichte den ganzen Cyclus darstellt, welchen jedes in die reale Welt eingetretene Wesen durchlaufen mufs.

Was in der heiligen Sage der Perser Ormuzd und Ahriman als Gegensatz und als Einheit, was in untergeordneter Beziehung und minder scharfer Entgegensetzung des Guten und Bösen oder des Unendlichen und Endlichen Mithras der Stierschlächter und der von ihm (nach der eigentlichen Zendsage aber von Ahriman) erschlagene Stier bezeichnen, als Symbol einer an eine bestimmte Periode geknüpften, auf das Verhältnifs der Gottheit zur Welt oder des Idealen zum Realen sich beziehende Entwicklung, dasselbe liegt auch in dem

Digitized by Google

Drachenkampf und dem Drachensieg des Apollon und des Kadmos. Nicht zufällig ist es wohl, dafs derselbe Drachenkampf und die ganze seltsame Kriegsscene sich auch in der Sage von Jason und den Argonauten in der Kolchischen Aea wiederholt, einer Landschaft, in welcher Persische Einflüsse nicht zu verkennen sind. Dafs Ahriman, die personificirte Endlichkeit, auch in der Persischen Sage als Schlange erscheint, wollen wir nicht einmal geltend machen, da wir diese Ideen und Symbole, die in der alten Religion unter so vielen Gestalten sich finden, wenn sie auch gleich in der Persischen Religion sich uns am unzweideutigsten darstellen, doch nicht gerade im Einzelnen zu bestimmt von einem einzelnen System abhängig machen dürfen.

Wie wir aus Euripides Phoen. 931. sehen, wurde auch noch im Kampfe der Sieben gegen Thebä wegen des Drachenmords ein blutiges Opfer geheischt. *Δει τονδε (παιδα) Φαλαμαις, οὐ δρακων ὁ γηγενης εγενετο — σφαγεντα Φοινιον αἱμα γῃ δουναι χοας, Καδμου παλαιων Αρεος εκ μηνιματων* etc. Dieses Opfer scheint zu den Sühngebräuchen der Apollinischen Religion zu gehören, zu deren Erläuterung Müller Dorier Th. I. S. 231. 326. mehreres beigebracht hat. Am auffallendsten aber stimmt dieses Thebäische Opfer mit dem Opfer zusammen, welches die Athener nach der bekannten Sage dem Minotauros in Kreta darbringen mufsten. Der Antheil, welchen Apollon an dem Kretischen und Thebäischen Opfer hatte, erhellt für's erste daraus, dafs beide in Folge eines Orakelspruchs geschehen. Charakteristisch ist dann aber besonders, dafs es ein Jünglingsopfer seyn mufste. In Thebä war es der unverheirathete Sohn des Kreon Menökeus, vgl. Eurip. Phoen. 945, in Athen waren es sieben Jünglinge und sieben Jungfrauen (die dem Apollon in Beziehung auf die Wochentage heilige Siebenzahl), welche nach Kreta gesandt werden mufsten, weil Minos den Athenern die Ermordung seines Sohnes Androgeos Schuld gab. Dieser Androgeos nimmt in diesem Mythus dieselbe Stelle ein, welche in dem Thebäischen der erdgeborene Drache hat, und in der That ist er auch nach der Bedeutung seines Namens ein Erdensohn. Wie der Drache wird auch dieser getödtet, und der Tod beider ist ein Symbol der allen in das zeitliche Leben eingetretenen Wesen anhaftenden, der Sühne und Reinigung bedürfenden Endlichkeit. Daher denn auch, was besonders bedeutsam ist, dieselbe Zahl der Jahre der Bufse, welche die Schuld des Mordes erforderte. Kadmos mufste ein ewiges Jahr dienstbar seyn, d. h. eine Enneateris nach der andern, weil es eine im endlichen Leben immer wieder sich

Digitized by Google

erneuernde Schuld ist, von welcher der Mensch als endliches Wesen nie frei wird. So müssen nun auch die Athener sieben Paare dem Minotauros Jahr für Jahr schicken, wie Apollodor. III. 15. 9. sagt, κατα ετος. Schon dieser Ausdruck würde berechtigen, das achtjährige Jahr zu verstehen, wenn wir auch nicht wirklich bei Plut. Thes. c. 15. und Diodor. IV. 61. die bestimmte Angabe fänden, dafs je nach neun Jahren ein Sühnopfer gebracht werden mufste. Εποιησαντο συνθηκας, ὡτε πεμπειν δι' εννεα ετων δασμον, ηϊθεους επτα και παρθενους τοσαυτας, ὁμολογουσιν οἱ πλειστοι των συγγραφεων. Plut. a. a. O. Die Uebereinstimmung beider Mythen geht ferner aus der Varietät der Sage hervor, dafs die Jünglinge nicht wirklich geopfert wurden, sondern nur für die Dienstbarkeit des Gottes bestimmt waren (Αριστοτελης — δηλος εστιν ου νομιζων αναιρεισθαι τους παιδας ὑπο του Μινω, αλλα θητευοντας εν τη Κρητη καταγηρασκειν. Plut. c. 26.). Nach dieser Combination ergibt sich nun die Deutung der übrigen wichtigeren Züge des Mythus von selbst. In das Labyrinth werden die sieben Paare geschickt, weil das Labyrinth, wie in Aegypten, so auch in Kreta das Symbol der vom Leben zum Tode und vom Tode zum Leben innerhalb einer astronomisch bestimmten Periode hindurchführenden Bahn ist, welche alle endliche Wesen zu durchlaufen haben. Diese Periode des Kreislaufes ist in Kreta an das Stiersymbol des Minotauros geknüpft, wie in Kreta die enneaterische Dienstbarkeit sich auf das Symbol des Drachen bezieht, zur Bestätigung der obigen Behauptung, dafs das eigentliche Vorbild auch des Drachensymbols der Persische Mithrasstier oder Weltstier ist, das Symbol des innerhalb einer bestimmten Periode sich entwikkelnden Weltlaufes, der durch Kampf und Leiden hindurchgehenden Endlichkeit des realen Seyns. (Die Idee des Kampfes wird auch in Androgeos durch die Sagen bei Apollod. III. 15. 7. hervorgehoben, so wie in ihm auch die Sage der Wiedererweckung durch Asklepios wiederkehrt, wenigstens bei Propert. II. 1. 63.). Theseus ist der glückliche Held, welcher den durch die Irrgänge des Labyrinths führenden Faden festhält, und zwar gelang ihm die Errettung, wie ebenfalls nicht ohne Bedeutung gesagt wird, als der verhängnifsvolle Tribut zum drittenmal entrichtet werden sollte; Plutarch. Thes. 17. Denn drei und neun sind die immer wiederkehrenden heiligen Zahlen, nach welchen die Periode dieser Wanderung bestimmt wird; vergl. die obigen Stellen. Nach glücklich vollbrachter Rettung schifft Theseus mit dem heiligen Schiffe nach Delos zum Heiligthum des Apollon, wie Apollon selbst, wenn er sich gereinigt hat von der Befleckung des Drachenmords, nach

Digitized by Google

Delphi zurückkehrt. Dann ist die Periode der Buſse, Reinigung und Wanderung vorüber, aus der Verdunkelung des endlichen Seyns ist die Rückkehr zum idealen Anfangspunkte gefunden; aber immer aufs neue wiederholt sich derselbe Cyclus, Apollon reinigt sich immer aufs neue in Tempe, und das Theseische Theorenschiff der Athener vollbringt Jahr für Jahr seine Fahrt von Athen nach Delos. Hîstorisch müssen wir hieraus auf einen in uralte Zeit zurückgehenden religiösen Zusammenhang zwischen Athen, Kreta und Delos schlieſsen.

Unwillkührlich werden wir in diesem Zusammenhang auch an die Thebäische Sphinx erinnert, die in der Geschichte des Oedipus den verhängniſsvollen Knoten knüpft. Die neueren mythologischen Untersuchungen haben sie noch wenig beachtet, um so mehr glauben wir sie hier nicht ganz übergehen zu dürfen. Sie ist ohne Zweifel nur eine Modification des Drachensymbols, von welchem wir hier reden, eine Ansicht, die sowohl durch die isolirte Stellung, die sie in dem Thebäischen Mythenkreise hat, begünstigt, als auch durch mehrere einzelne historische Züge wahrscheinlich gemacht wird. Als Erzeugniſs der Echidna und des Typhon, wie sie bei Hesiod. Theog. 319. und bei Apollod. III. 5. 8. genannt wird (Euripid. Phoen. 1019. γας λοχευμα), ist sie ein Wesen gleicher Art, wie der erdgeborene Drache, mit welchem sie auch in ihrer Gestalt wenigstens einiges gemein hatte. Nach Pisander bei dem Schol. ad Eurip. Phoen. 1728. hatte sie den Schwanz eines Drachen. Sie sollte von der Here gesandt seyn, nach einer andern Angabe aber von Ares, weil er den Thebäern zürnte, daſs Kadmos seinen Sohn, den Drachen, getödtet hatte; s. Argum. ad Eurip. Phoen. e cod. Guelph. Merkwürdig ist die Versetzung der Sphinx vermittelst der Echidna und des Typhon nach Arima (Hesiod. Theog. 299.), da auch unser Verf. Aeschyl. Trilog. Prom. S. 319. in diesem Namen, gewiſs mit Recht, eine Bezeichnung des Arimansgefildes erkennt. Die Vermischung der Sphinx mit den Aegyptischen Sphinxen hat ihren Grund theils in der gleichen Bestimmung dieser symbolischen Wesen, eine heilige Localität zu bewahren, theils in der Voraussetzung, Kadmos sey ein Phönizischer oder Aegyptischer Ankömmling gewesen. Die gröſste Aehnlichkeit mit dem Drachen gibt jedoch der Sphinx die blutige Gier, mit welcher sie ein immer neues Opfer heischt. Wie der Drache alle tödtete, die Kadmos aussandte, so verschlang die Sphinx alle, die ihr Räthsel nicht lösen konnten. Und dieses Räthsel selbst, was hat es anders zum Gegenstand, als den Menschen in der Wanderung durch das

Digitized by Google

endliche Leben, welche in der auf den Drachenmord folgenden enneaterischen Periode zu vollenden ist? Daher die räthselhafte Bezeichnung des Menschen nach der verschiedenen Zahl seiner Füfse in den verschiedenen Perioden, die er zu durchlaufen hat. Die in dem Mythus enthaltene Idee kann demnach nur folgende seyn: Endlichkeit und Tod ist das allgemeine und nothwendige Schicksal in der einmal gewordenen Welt; nur wer das Räthsel, dessen lösendes Wort der Mensch ist, zu lösen weifs, wie Oedipus, d. h. wer in der Verdunkelung des irdischen Seyns das wahrhaft menschliche Bewufstseyn in sich lebendig zu erhalten vermag (oder auch wer wie Theseus den durch die Irrgänge des Labyrinths leitenden Faden nicht verliert, wer nicht wie Nisos durch seine Tochter Scylla das purpurne Haar, an welchem das Leben hängt, vom Haupte sich nehmen läfst, Apollod. III. 15. 8, wer wie Odysseus mit Manneskraft der Zaubergewalt der Kirke widersteht, Od. X, 294, wer wie Alexander den labyrinthisch verschlungenen Gordischen Knoten, s. oben, löst), nur ein solcher ist im Stande, dem Schlunde des Verderbens, der alles Endliche zu verschlingen droht, zu entgehen und wieder aufzuathmen vom Drangsal, mag er auch wie Oedipus durch alle Dunkel und Irrpfade des irdischen Lebens hindurchgeführt werden. Darum stürzt sich das verderbende Ungeheuer, nachdem ihr Räthsel gelöst ist, selbst von der Höhe der Burg herab. Der Mensch überwindet den Tod der Endlichkeit, wenn er sein eigenes Wesen erkennt, die Kraft seines Selbstbewufstseyns ist das leuchtende Licht durch die Irren des Lebens. Räthselselgeberin ist demnach die Sphinx nur darum, weil der mit ihr identische Drache eine symbolische Bedeutung hat, wofür der eigentliche Ausdruck der alten Sprache αινιττεσθαι, αινιγμα ist. In demselben Sinn heifst sie auch Muse und Sängerin, Soph. Oed. Tyr. 399. Eur. Phoen. 1728, wodurch sich übrigens zugleich ihr Begriff dem der Sirenen nähert, welche wie sie als Symbole der materiellen Welt und als Wesen verderblicher Art geschildert werden (πολυς δ' αμφ' οστεοφιν θις ανδρων πυθομενων. Od. XII. 45. . Man vgl. damit auch die Scylla, die bei Apollodor a. a. O. in dem der Sache nach übereinstimmenden Mythus von Androgeos genannt ist.

Je mehr nach diesen Erörterungen, die wir für nothwendig hielten, um die vom Verf. berührten Gegenstände richtig zu durchschauen, der ganze Mythenkreis des Kadmos ideellen Gehaltes zu seyn scheint, desto zweifelhafter mufs das Historische werden, das man etwa in diesen Sagen finden mag. Der Verf. vermuthet S. 80, der König sey in Thebä gehalten

Digitized by Google

gewesen, aus einem der fünf Autochthonen-Geschlechter zu heirathen, wie den Polydoros, des Kadmos Sohn, eine Enkelin des Chthonios heirathet. Aber eben der Name des Sohnes, Polydoros, ganz gleichlautend mit dem Pluto's, welchen Demeter mit Jasios in Kreta erzeugt, Hes. Theog. 962, weist zugleich mit den Namen Chthonios und Nykterinos, Apollod. III. 5. 4, unverkennbar auf den obigen kosmisch-tellurischen oder agrarischen Sinn der Sage zurück. Das angedeutete Verhältnifs der Sparten, fährt der Verf. fort, das einzige Erhebliche, was von der Kadmeischen Verfassung sich verrathe, scheine auch die vielen Vormundschaften in der Thebäischen Königssage zu erklären. Nach Kreon sey es zu gewaltsamen Herrschaftswechseln gekommen, und das Haus Chthonios habe, indem es Kadmos stürzte, eine Diarchie eingeführt, eine Form die Obergewalt zu theilen und zu beschränken, welche hier und dort vorkomme, und durchaus noch nicht mit der Aufmerksamkeit betrachtet worden sey, welche ihr gebühre. Wie viel Historisches werden wir aber voraussetzen dürfen, wenn wir auch nur die Namen der Brüderpaare der Thebäischen Diarchie betrachten, Nykteus und Lykos (Nacht und Tag), Amphion (der Umlaufende) und Zethos (in anderer Form Zetes und Kalais, Söhne des Boreas und der Oreithyia, vielleicht irgend ein Gegensatz der Weltgegenden oder der Winde, Zetes vielleicht verwandt mit Zephyros, von ζαω d. i. πνεω)? Die Diarchie kommt allerdings auf eine auffallende Weise als älteste Staatenform wiederholt vor, in dem alten Achaia sind es Kastor und Pollux, die Brüder der Helena, oder Agamemnon und Menelaos, die beiden Horte und Hirten der Völker, in Rom Romulus und Remus. Und doch ist in allen diesen Brüderpaaren, deren Name, Genealogie und Geschichte durchaus mythisch ist, immer nur die Idee der Dioskuren ausgedrückt, und sie haben eine so ideelle Bedeutung, dafs wir auf keinen festen Grund und Boden kommen können. Das Wesentliche ist dabei nur dies: Die kosmischen Wesen, die Söhne des Zeus, die Kräfte, deren gegenseitiges Verhältnifs die Weltschöpfung und Weltordnung bedingt, sind auch die Potenzen, durch welche der Staat, als eine Welt im Kleinen, gegründet und erhalten wird, die Penaten im höchsten Sinne sind auch die Penaten des Staatenlebens. Und wirklich werden auch die Thebäischen Zwillinge Amphion und Zethos ganz besonders die Gründer der siebenthorigen Stadt, die Erbauer der starken Mauern genannt. Dies ist das Eigenthümliche der alten Naturansicht, dafs sich ihr die einmal aufgefafste Idee immer wieder in einem neuen

Digitized by Google

Reflexe darstellt, als höhere und untergeordnete Einheit. So ist Staat und Stadt auch ein κοσμος, so ist das Vorbild der Ehe in der Einheit und dem Gegensatz der in der Natur zeugenden Götter. Es ist immer nur eine andere Modification derselben Idee, werde sie kosmisch, oder tellurisch und agrarisch, oder politisch und ethisch gewendet. Ist es nun an sich schon natürlich, auf diesem Standpunkt das Höhere auch für das Ursprüngliche zu halten, so kann uns eben die Erscheinung der Diarchie als eigentlicher Staatenform einen auffallenden Beweis der Nothwendigkeit dieser Ansicht geben. Denn was könnte wohl die Veranlassung gewesen seyn, an die Spitze der ältesten Staaten ein Brüderpaar zu setzen, wenn nicht der Staat sogleich als ein Abbild des eigentlichen κοσμος betrachtet worden ist, dessen Entstehung und Wesen nur dynamisch aus einem Gegensatze verbundener Kräfte begriffen werden kann *)? So ist denn auch in dem Dorischen Sparta, in welchem die Diarchie in historischer Zeit als herrschende Staatenform erscheint, diese dann erst eingeführt worden, nachdem sie längst als kosmische und religiöse Idee vorhanden war.

Merkwürdig ist in den Sagen von den Söhnen der Antiope, Amphion und Zethos, die Einmischung der Lydischen Niobe. Denn Niobe ist mit Amphion vermählt. Der Verf. denkt dabei nur an die in der ältesten Kunstgeschichte Griechenlands wichtige Thatsache, dafs das Geschlecht von Sängern, welche die Söhne der Antiope verherrlichten, sich der Lydischen Laute bedient habe; S. 84. Die Laute des Amphion hat jedoch sicher eine symbolische Bedeutung. Als historische Thatsache aber glauben wir einen Zusammenhang des alten Böotiens mit Lydien oder Vorderasien annehmen zu dürfen, sowohl, weil Niobe (deren sieben von Apollon getödtete Kinder nur die Unterordnung der sieben Einheiten unter die Einheit der Siebenzahl bedeuten, deren Vorsteher Apollon als εβδομαγετης ist, wie so oft das Negative einem Positiven gegenüber mythisch durch ein Tödten, Verbergen u. s. w. ausgedrückt wird) wie in Lydien so auch in Thebä einheimisch ist, weil eben so auch der in Thebä geborene Dionysos gerade von Lydien der Sage nach herüberwandert, und weil das

*) Ein dynamisches Verhältnifs enthält immer einen Gegensatz und eine Einheit. Daher das Brüderpaar bald durch feindlichen Hafs getrennt, bald durch idealische Eintracht verbunden, gerade so wie der Erwürger des Stiers das einemal der böse Ahriman ist, das anderemal der gute Mithras.

Digitized by Google

Dioskurenpaar, wie überall, so auch in Thebä historisch doch nur auf das Samothracisch-Troische zurückzuführen ist, als auch besonders deswegen, weil derselbe Zusammenhang gerade bei denjenigen Ländern consequent eben so sich zu erkennen gibt, welche auch mit Böotien in alter Verbindung stehen. Es sind die Länder des Pelops, Elis namentlich, wo neben Pelops der Lydische Endymion einheimisch wird (dessen mythische Liebe zu Selene nach Böckh's treffender Deutung, ad Pindar. Explic. pag. 138, mit dem Mythus von Apollon und Niobe sehr gut zusammenstimmt), wie in Argos Niobe, als Tochter des Phoroneus, S. 84, und das alte Achaia, dessen Hauptstadt Sparta eben so eine Stadt der Σπαρτοι war, wie das Böotische Thebä. Vollkommen begründet ist aber dieses historische Völkerverhältnifs nur dann, wenn wir die Völker der genannten Länder als Zweige des von den Küsten Vorderasiens eingewanderten Pelasgischen Stammes betrachten.

Durch das Bisherige ist die Beantwortung der Frage, welche der Verf. in der Reihe seiner Untersuchungen ebenfalls in besondere Erwägung zieht (S. 57 — 66.), wir aber absichtlich hier erst berühren wollten, ob nämlich Kadmos Führer einer Phönizischen Kolonie gewesen sey, hinlänglich eingeleitet. Der Verf. führt, um zu entwickeln, wie sich die Vorstellung von einer Phönizischen Kolonie in Theben im Alterthum habe bilden können, die Thebäische Europa auf die Kretische als die ältere zurück, und behauptet sodann, dafs in den ältesten Dichtersagen Europa des Phönix Tochter sey, müsse entweder seinen Grund darin haben, dafs zu der Zeit die Vorstellung herrschte, es sey der Dienst der Europa von den Phöniziern eingeführt worden, oder in der, dafs vor dem Volke des Minos Phöniker im Lande gewohnt hätten. Keine von beiden Vorstellungen sey an sich unglaubhaft, die erstere, weil der Fehlschlufs sehr leicht gemacht werden konnte, wo zwei Götter Hauptbedeutungen und Symbole in dem Grade gemein haben, wie die Sidonische Astarte und die Kretische Europa, da ist eine die andere, und das gröfsere oder gebildetere Volk hat sie dem andern zugeführt; das andere habe eben so wenig etwas gegen sich, dafs irgend ein Gebieter von Gortyn, oder ein Kretischer Minos Phöniker aus den Wohnsitzen verjagt habe, nur sey hieraus für die Griechische Bevölkerung wenig zu schliefsen, und um Phönizischen Einfluss wahrscheinlich zu machen, nur dies von einiger Bedeutung, dafs in Vorhomerischer Zeit die Phönizische Aphrodite unter die Olympier aufgenommen worden. Bedeute aber für Kreta selbst der ethnographische Vater der Göttin Europa so wenig,

Digitized by Google

so folge nothwendig, dafs die Sage nach Kreta verpflanzt völlig leer und gleichgültig sey. Da wir die Ansicht des Verf. über die Europa und den Zusammenhang Kreta's mit Thebä nicht theilen können, so können wir auch dieser ohnedies sehr schwankenden Erklärung nicht beistimmen, so sehr wir auch die vorgebliche Phönizische Kolonie des Kadmos für unhistorisch halten. Unsere Meinung ist hierüber folgende: Griechenland kann seine älteste Bevölkerung nur aus dem Orient erhalten haben. Dies bringt die allgemeine historische Ansicht von selbst mit sich, davon zeugen so viele Spuren, die uns an die Küstenländer Vorderasiens und die Pontischen Gestade zurückführen (wie namentlich in Beziehung auf Kreta auch durch Hök's Untersuchungen bestätigt wird). Die älteste Sage erhielt das Andenken hieran. Als aber später die Griechischen Völker mit Aegypten und Phönizien in Berührung kamen, und sich theils über manche Züge gegenseitiger Verwandtschaft, theils über ihre eigene Herkunft Rechenschaft geben wollten, wurde die allgemeine Erinnerung an den Orient an das nächstliegende bekannte und berühmte angeknüpft. Zufällige Umstände gaben die Veranlassung, bald Phönizien bald Aegypten den Vorzug zu geben; in Athen war dieses geschehen, in Thebä jenes, vielleicht auch deswegen, weil alte Ansiedlungen der Phönizier auf den benachbarten Küsten und Inseln, wie z. B. Thasos, historisch bekannt waren. Die Sage in dieser Gestalt ist zwar allerdings täuschend, auf der andern Seite aber doch auch der Wahrheit nicht so fern, wie es scheint. Die gemeinsame Herkunft aus dem höhern Orient knüpft auch so zwischen den Phöniziern und Aegyptiern auf der einen und den Griechen auf der andern Seite, wenn gleich nicht ein unmittelbares, doch wenigstens ein mittelbares Band, dessen Realität zum Theil schon durch die Sprache, vorzüglich aber durch die Uebereinstimmung der ältesten Religionsbegriffe hinlänglich beurkundet wird. Nur unter dieser Voraussetzung läfst sich die Wichtigkeit, welche diese Sagen bei so manchem Widerstreitenden dennoch für das Griechische Volk hatten, begreifen. Denn dafs Hermes, wie der Verf. S. 57. meint, durchaus keine Beziehung zum Orient habe, dafs die vermeinten Männer Kedems auch nicht ein einziges anderes Wort ihrer Sprache in irgend einer Kadmeischen Sprache zurückgelassen haben, ist eine Behauptung, welche das Studium der Orientalischen Sprachen und Religionen sogleich hinlänglich widerlegt. Dafs aber aus der in Kadmos ausgedrückten Idee ein Kolonienführer mit allem, was an ihm hängt, geworden ist, davon ist der einfache Schlüssel die

Digitized by Google

natürliche und gewöhnliche Verwechslung einer mythischen Personification mit einer wirklichen Person.

B a u r.

De Hyperboreis Commentatio inauguralis, quam, consentiente amplissimo philosophorum ordine Academiae Marburgensis, eruditorum examini subjicit Jo. Henricus Christianus Schubart, Marburgensis. Marburgi, typis J. Chr. Kriegeri academicis. 1825. 60 *S. in Octav.*

Diese Monographie über die Hyperboreer zerfällt in zwei Hauptabschnitte, wovon der erstere die früheren Meinungen verschiedener Gelehrten über diesen Gegenstand durchgeht und Widerlegung oder Zweifel daran knüpft, der andere aber die eigenen Ansichten des Verf. enthält, und zwar wieder in zwei Unterabtheilungen, worin er die Fragen zu beantworten sucht, was denn die Hyperboreer eigentlich für ein Volk gewesen, und wie es sich mit den im Alterthum öfters vorkommenden Gesandtschaften derselben verhalte. So wird also der Gegenstand blos von der geographischen und historischen Seite beleuchtet, das Mythische glaubte der Vf. ausschliefsen zu können, „haec enim pars, sagt er S. 7, luculenter admodum ab aliis est exposita", und S. 31. „Mythologica enim hujus fabulae pars egregie a Creuzero Cl. aliisque est tractata." Ob sich aber beides so getrennt behandeln lasse, ist eine andre Frage, die wir dem Verf. vorlegen wollen, zumal da derselbe überall auf eine lobenswerthe Weise bemüht ist, in die verworrenen und widersprechenden Nachrichten, welche aus den verschiedensten Schriften des Alterthums auf uns gekommen sind, einiges Licht zu bringen und die Dunkelheit, welche durch manche neuere Gelehrte eher vermehrt als vermindert worden, einigermafsen aufzuhellen, obgleich der Gegenstand von der Art ist, „in qua *quid non sit*, quam *quid sit*, facilius est definitu." Wir theilen daher eine Uebersicht der in dieser Schrift enthaltenen Forschungen nebst den Resultaten derselben mit, und erlauben uns einige weitere Bemerkungen daran zu knüpfen.

Von S. 7 an bis S. 26 führt der Verf. die Meinungen früherer Gelehrten über die Hyperboreer auf. Zuvörderst die Behauptung einiger nordischen Gelehrten, welche die Sitze der Hyperboreer in Scandinavien suchen, und dabei besonders auf eine Stelle des Diodor XI, 47. sich berufen, deren richtigeren Sinn jedoch der Verf. zur Genüge entwickelt und so die

Digitized by Google

Nichtigkeit jener Behauptung erhärtet. Zweitens die Meinung des gelehrten Bayer, der selbst Wesseling in gewisser Hinsicht beitrat. Er meinte, Hyperboreer seyen die Griechen, welche sich nach dem Trojanischen Kriege in Thracien und in der ganzen Landstrecke bis zum Pontus Euxinus und dem nördlichen Theile des Adriatischen Meeres Wohnsitze gesucht. Solche aber seyen die Hyllen im Liburnerland, eine Colonie, von Hyllos, dem Sohne des Herakles, dahin geführt; von ihnen, im Norden und Nordwesten Thraciens, seyen die bekannten Hyperboreischen Gesandtschaften gekommen. Aber die Gegengründe des Verf. entkräften diese Annahme vollkommen. Wie sollen die von Herakles abstammenden Hyllen Hyperboreer seyn, zu welchen Herakles selber zog und zwar lange vor dem Trojanischen Kriege, während die Hyllen erst nach demselben dahin gezogen seyn sollen! Dann ist auch die Griechische Abkunft der Hyllen selber zweifelhaft, für welche blos die schwache Autorität des Scymnus Chius spricht, Andere aber, ja die Meisten, jenes Volk für illyrisch, celtisch, kurz für barbarischen (im Griechischen Sinne des Worts) Ursprungs erklären. An diese Meinung Bayer's schliefst sich drittens die von Fréret in den Mémoires de l'Academie des Inscript. aufgestellte und von Des-Brosses angenommene Behauptung, dafs unter dem Volke der Hyperboreer die jenseits des Berges Bora in Macedonien wohnenden Völkerschaften zu verstehen seyen, welche dann nach und nach immer weiter selbst bis an den Nordpol hinaufgerückt seyen. Aber die einzige Stelle, in welcher ein Berg dieses Namens vorkommt, bei Livius XLV, 29. 30. ist keineswegs ohne gegründeten Verdacht, und kömmt bei Griechischen Schriftstellern dieser Berg unter dem Namen Βέρνος und Βέρμιος vor. Vorsichtiger gieng der Abbé Gedoyn zu Werke. Er unterschied überhaupt im Hellenischen Alterthum eine doppelte Zeit, die ältere, wo die ungebildeten, aller Kenntnifs der Physik und Geographie ermangelnden Hellenen die Hyperboreer sich als ein Volk dachten, das unter dem Nordpol selber wohne, unausgesetzt dem Hauche des Boreas, und eine spätere Zeit, wo die Griechen bei fortgeschrittener Kenntnifs und Cultur unter den Hyperboreern sich Volksstämme dachten, welche im hohen Norden von Griechenland wohnten, in dem Lande zwischen der Palus Maeotica und dem Pontus Euxinus; die Opfer bringenden Scythen aber seyen keine andere, als die Bewohner der durch Mithridates unterjochten scythischen Chersones. Diese Behauptung, gestützt auf die allerdings nothwendige Unterscheidung der Zeiten (— Ausscheidung der mythischen

Digitized by Google

Zeit von der historischen —), hat aber blos die Autorität des Pausanias für sich, ohne den Herodotus und alle andern älteren Quellen zu berücksichtigen oder mit ihnen im Einklang zu seyn. Banier, der ebenfalls diesen Gegenstand behandelte, äufserte sich widersprechend. Ihm sind die Hyperboreer die über dem nach Meinung der Hellenen von Thracien her kommenden Boreas wohnenden Völker, also die Bewohner des Nordens oberhalb Thracien; dann aber läfst er dasselbe Volk wieder in Kolchis am Phasis wohnen.

In neueren Zeiten hat man diesen Gegenstand wiederholt zu behandeln gesucht. Man hat die Hyperboreer in die äusserste Westwelt verlegt, wo sie die nachmaligen Iberier und Kelten umfafsten, bis sie in Skythien sich verloren und immer weiter hinaufgedrängt endlich an den äufsersten Nordrand des Okeanos versetzt worden. So seyen die Hyperboreer, ein anfangs westliches Volk, über des Boreas Erreichung hinweg ein Volk jenseits der nördlichen Rhipäenkette, der Heimath des Boreas, geworden; an diesen nordwestlichen Rhipäen — die nur dunkel gekannten Pyrenäen oder Alpen — um des Herakles Säulen hätten die Hyperboreer gewohnt, dort, wo auch Oelbäume hätten fortkommen können. Das sind die Hauptzüge, deren nähere Entwickelung man hier nicht erwarten wird. Vernehmen wir, was der Vf. dagegen erinnert. Wenn hier, um die Hyperboreer in die Westwelt zu verlegen und mit den Rhipäen u. s. w. in Verbindung zu bringen, die Erzählungen des Herodot von den Schifffahrten der Phocäer u. s. w. herbeigezogen werden, so ist immer zu bemerken, dafs Herodot nicht die Hyperboreer, sondern Tartefs, Adria, das Tyrrhenische Meer u. s. w. nennt, dafs er aber hier der Hyperboreer eben so wenig als der Rhipäen und Arimaspen auch nur mit einer Sylbe gedenkt. Wenn zwar bei späteren Schriftstellern die Hyperboreer in dieser Verbindung mit den Rhipäen u. s. w. vorkommen, so müssen doch, nach den Grundsätzen historischer Kritik, eben diese späteren Nachrichten von den älteren eines Herodotus sorgfältig geschieden werden. Herodot beschreibt zwar beide, aber an völlig verschiedenen Orten und ohne auf irgend eine Verbindung zwischen beiden zu führen. Ferner der Name dieses Volkes, der doch natürlicher Weise nach seiner Zusammensetzung nur die über dem Boreas Wohnenden bezeichnen kann, also nicht auf ein Volk des Westlandes, sondern des Nordlandes passen kann. Auf die unsichere Stelle des Aeschylus im Prometheus 790 ff. wird man keine sichere Behauptung zu gründen vermögend seyn. Zwar verlegt Pindar die Hyperboreer an die Quellen

Digitized by Google

des Isther; aber dachte sich Pindar die letzteren an derselben Stelle, wo Herodot sie hinsetzt, nämlich in den äufsersten Westen? Dann, fügt Rec. hinzu, werden eben bei Pindar Isthm. VI, 31. den Quellen des Nil (im äufsersten Süden) die Hyperboreer entgegengestellt. Durch diese und andere Stellen gewinnen die von unserm Verf., wie es scheint, nicht gekannten Ansichten von Hug (Untersuchungen über den Mythus S. 57.) und Tafel (Explicatt. Pindarr. zu Olymp. III, 56. pag. 144 ff.) neue Stütze, und wir wären genöthigt, bei den Hyperboreern nur an den Norden zu denken. Auch die ausführlichere Untersuchung, welche neuerdings K. O. Müller in den Dorern I. Abth. S. 267 ff. 273 ff. über diesen Gegenstand angestellt, scheint dem Verf. nicht bekannt gewesen zu seyn. Gewifs mit Recht weist Müller dem Volke der Hyperboreer den Norden als ursprüngliches Lokal an, indem hierauf der Name desselben eben so führt, wie der von Norden herabkommende Dienst des Apollo. Wenn aber Müller an die Gegend von Tempe denkt, was der alten, einfachen Beschränktheit der Sage am angemessensten wäre, oder, wenn man kühnere Vermuthung gestatte, an die Illyrischen Hylleer, so will Rec. solches dahingestellt seyn lassen, da er nähere Beweise dafür, die nicht aus der Luft gegriffen sind, nicht aufzubringen weifs; er ist aber auch der Meinung, dafs man bei der Untersuchung nach den wirklichen Wohnsitzen dieses Volkes zugleich ein ideelles Volk, ein mythisches Volk vor Augen haben müsse, welchem spätere Dichter und Geographen ein bestimmtes Lokal auszumitteln gesucht in den verschiedenen, Hellas minder bekannten nördlichen Landstrichen, womit jedoch die Existenz eines wirklichen Volkes nicht geläugnet wird.

Vernehmen wir endlich, wie sich unser Verf. die von den von ihm früher aufgezählten Gelehrten ungenügend beantwortete Frage nach den Wohnsitzen der Hyperboreer, deren Existenz als die eines wirklichen Volkes ungezweifelt ist, zu beantworten sucht. Wie verwickelt dieser Gegenstand, wie schwierig dadurch die Beantwortung desselben geworden ist, werden die Leser schon aus dem früher Bemerkten ersehen haben. Bei der, freilich in die vorhistorische Periode fallenden Verbindung zwischen den Völkern des östlichen Asiens und dem Bergrücken des Caucasus zwischen dem Caspischen Meere und dem Pontus Euxinus, glaubt der Verf. die Vermuthung wagen zu dürfen, dafs die Hyperboreer kein eigener Volksstamm gewesen, sondern Colonisten, aus dem Orient abstammend, welche, vielleicht unter Anführung von Prie-

Digitized by Google

stern, eine Reihe von Colonien in den Ländern, welche den Pontus Euxinus umgeben, in nördlicher und östlicher Richtung gegründet. Verschmolzen aber mit den hier lebenden Volksstämmen, gieng ihr eigentlicher Name unter und verlor sich in den Namen des Volkes, mit dem sie sich verbanden, woraus es sich dann erklären läfst, wie unter dem Namen verschiedener Scythischer Völkerschaften, als Arimaspen, Argippäer, Arymphäer, die Hyperboreer verborgen sind. Insbesondere ist nun der Verfasser S. 34 ff. bemüht, in mehreren Punkten die Aehnlichkeiten in Sitten u. dergl. zwischen den Hyperboreern und den Scythischen Argippäern zusammenzustellen.

Die zweite Frage, deren Beantwortung sich der Verf. zum Gegenstande gemacht hätte, betraf die Gesandtschaften der Hyperboreer nach Delos, und zwar unter fünf Punkten. Im ersteren sucht er nach Herodot die Art und Weise auszumitteln, in welcher die Hyperboreer ihre Opfer überbracht; dann im zweiten den Weg auszumitteln, auf welchem dieselben überbracht worden; worin freilich Herodotus (IV, 33.) und Pausanias (I, 31, 2.) sich widersprechen, des ersteren Autorität aber wohl überwiegend seyn dürfte. Man vergleiche, wie sich der Vf. S. 46. dies erklärt. Drittens, welche Geschenke und Opfer die Hyperboreer nach Delos gesendet; wobei der Verf. auf Salmasius Exercitt. Plin. sich mit Recht beziehen und dabei beruhigen mufste, indem wohl nichts Neues darüber sich bemerken läfst. Viertens zählt der Verf. die verschiedenen Gesandtschaften, von denen wir aus dem Alterthum einige Kunde erhalten haben, auf; und endlich fünftens macht er auf die Ehrenbezeugungen aufmerksam, welche den Hyperboreern auf Delos erwiesen worden. Einige Bemerkungen über den Homerischen Hymnus auf Apollo vs. 146 — 164, der auf Hyperboreische Religionen sich nach des Verf. Ansicht bezieht, beschliefsen die fleifsig gearbeitete Schrift.

Digitized by Google

N. 35. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Breslau, bei J. Max u. Komp. Das alte Magdeburgische und Hallische Recht. Ein Beitrag zur deutschen Rechtsgeschichte, von Dr. E. Th. Gaupp, Professor der Rechte zu Breslau. 1826. Vorrede S. X. S. 354.

Es kann für die Bearbeitung des deutschen Privatrechts keine bessere Vorarbeit geliefert werden, als wenn alte Rechtsquellen aus ihrem Dunkel hervorgezogen, verständig erläutert und wenn vorzüglich die Mutterrechte der deutschen Stadtrechte nach ihrer Entstehung, ihrem Zusammenhange und nach der Fortbildung in den von ihnen abstammenden Rechten erläutert werden. Noch liegen in den verschiedenen Archiven Deutschlands die herrlichsten Rechtsquellen unbenützt; so ist z. B. für die Geschichte der niederrheinischen Stadtrechte noch nichts geschehen, während doch das Stadtrecht von Zütphen und das darauf gebaute Recht der Stadt Emerich ein schon am Ende des dreizehnten oder sicher am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts gesammeltes sehr vollständiges Stadtrecht enthält, das die wichtigsten Aufschlüsse über die Natur des fränkischen Rechts giebt, und z. B. in der Lehre von der Vormundschaft Verhältnisse des deutschen Rechts erläutert, über welche in anderen Stadtrechten nichts oder nur sehr wenig vorkömmt. So hat die Stadt Cleve ein sehr vollständiges (218 Titel enthaltendes) Stadrecht aus dem Anfang des funfzehnten Jahrhunderts. Vorzüglich aber verdienen noch die Sammlungen der Gewohnheiten einzelner Länder, die durch ihre politischen Verhältnisse sich selbstständig erhalten, und das germanische Recht rein bewahrt haben, eine genauere Erforschung. Rec. macht in dieser Hinsicht auf einige Statute aufmerksam, die noch ungedruckt sind, und höchst reichhaltige Ausbeute für deutsches Recht geben. Dahin gehören die Gewohnheitsrechte der einzelnen tyrolischen Thäler; fast jedes Thal hat seine besondere Sammlung, in welcher, vorzüglich in Deutschtyrol, keine Spur vom römischen Recht sich zeigt. Für das deutsche Erbrecht findet sich darin vorzüglich Vieles. Sehr merkwür-

dig sind auch die westphälischen Sandwellerrechtssprüche, die in einer sehr vollständigen Sammlung Schöffensprüche des obersten Schöffengerichts zu Sandwelle enthalten. Zu Sandwelle befand sich nämlich das höchste Gogericht, an welches von den anderen Gogerichten der Rechtszug ging; s. Urkunden in Kindlinger Münsterische Beitr. II. Th. S. 346. und Urk. von 1491 in Niesert Münsterisches Urkundenbuch II. Th. S. 131. Nicht weniger verdiente das Landrecht der Landschaft Delbrück in Westphalen einer Bekanntmachung, da darin (dies Landrecht galt bis zur neuesten Zeit) altgermanisches Recht vorkömmt, und das sehr weitläufige Landrecht nur aus Schöffensprüchen hervorging.

Unter den deutschen durch den Druck verbreiteten Mutterrechten ragt insbesondere das Magdeburgische Recht hervor. Es ergab sich aus einer Reihe von Stadtstatuten, dafs sie nur auf Magdeburgisches Recht gebaut waren, und sehr viele Städte ihren Rechtszug an den Oberhof von Magdeburg hatten; vergeblich aber bemühte man sich, einen Codex des in Magdeburg selbst in Uebung gewesenen und für Magdeburg gesammelten Rechts zu erhalten; es blieb daher nichts übrig, als aus den bekannten Stadtrechten jener Städte, welche ihr Recht von Magdeburg unmittelbar oder mittelbar erhalten hatten, z. B. aus den Rechten von Görlitz, Brieg, Neumarkt in Schlesien, auf das Magdeburgische Recht zurückzuschliefsen. Ein wichtiger Gegenstand der Forschung blieb dabei das sogenannte Magdeburgische oder sächsische, von Ludovici u. A. herausgegebene Weichbildrecht. Sollte für die Geschichte dieses höchst interessanten Mutterrechts etwas Gründliches geleistet werden, so mufste der innere Zusammenhang der Stadtrechte, welche auf das Magdeburgische Recht gebaut waren, hergestellt, und insbesondere der Ursprung des sächsischen Weichbildrechts und das Verhältnifs desselben zu den abgeleiteten Stadtrechten erforscht werden. Aus den bei Böhme in seinen Beitr. zum schlesischen Rechte gegebenen Nachrichten zeigte sich leicht, dafs in den Archiven der schlesischen Städte noch unbenützte reichhaltige Schätze von Rechtsquellen vorhanden seyn müfsten; und die im vorliegenden Buche von dem Verf. mitgetheilten Urkunden zeigen, dafs die Vermuthung wohl gegründet war. Uebrigens sind die vom Verf. benützten Urkunden nicht die einzigen, nach deren Mittheilung der Rechtshistoriker sich sehnt; denn noch existiren viele Stadtrechte in Schlesien, die ein hohes Alter haben, und von deren Daseyn bisher die Germanisten nichts wufsten; so z. B. führt Homeyer in seiner Uebersetzung von Rosenvinge's

Digitized by Google

Grundrifs der dänischen Rechtsgeschichte S. 97. einen Auszug aus einem noch unedirten Stadtrecht von Löwenberg in Schlesien aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts an, wovon der Verf. der vorliegenden Schrift nichts erwähnt; aus einer Note S. 46. der gegenwärtigen Schrift erfährt man noch, dafs die schlesischen Städte nicht blos mit dem Magdeburgischen Rechte bewidmet waren, sondern auch einige Städte mit flämischem Rechte bewidmet sind. Der Verf. scheint zwar anzunehmen, dafs dies flämische Recht nur auf irgend ein einzelnes Rechtsverhältnifs sich bezogen habe; Rec. aber kann diesem nicht beistimmen, da nach den Notizen, welche Versebe in seinem bekannten Werke über die Verbreitung der niederländischen Colonieen gegeben hat, nicht zu bestreiten ist, dafs auch in Schlesien solche flämische Colonieen vorkamen. — Der Verfasser, als ein gründlicher und geistvoller Germanist hinreichend durch die Herausgabe seiner Schrift: über deutsche Städtegründung, dem Publikum bekannt, hat durch die Bearbeitung der für deutsches Recht so interessanten Geschichte der Fortbildung des Magdeburgischen Rechts in den schlesischen Städten ein grofses Verdienst sich erworben, und durch die Bekanntmachung mancher bisher unbenützten Urkunden jedem Germanisten ein sehr willkommenes Geschenk gemacht. Der Verf. handelt S. 19. zuerst von den seit Mitte des vorigen Jahrhunderts neu entdeckten Quellen des älteren Magdeburgischen Rechts, und verweilt dann S. 24. genauer bei dem der Stadt Görlitz 1304 mitgetheilten Codex des Magdeburgischen Rechts. Urkunden, wodurch Brieg 1327 das Breslauische Recht erhielt, hatte bereits Böhme in seinen Beiträgen mitgetheilt, und dies Briegische Recht war im Wesentlichen Magdeburgerrecht; dies wies darauf zurück, dafs Breslau schon früher Magdeburgerrecht erhalten haben müfste; wie und wann aber dies Statt gefunden, lag im Dunkeln, auch war es auffallend, warum Brieg ursprünglich auf deutsches oder Magdeburgisches Recht gegründet wurde (1250), und später sein Recht von Breslau holte; nicht unwahrscheinlich ist die S. 43 — 47. geäufserte Meinung des Verf., dafs Breslau, welches bald emporblühte, und seit der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts das Magdeburgische Recht in einer viel ausführlicheren Urkunde besafs, als sie bis dahin in Schlesien vorhanden war, allmählig als diejenige Stadt betrachtet wurde, von welcher man lieber das Recht für die benachbarten Städte holte, als dafs man an das entfernte Magdeburg sich wendete; am wichtigsten wurde es unter diesen Umständen, das Breslauische Recht selbst genauer kennen zu

Digitized by Google

lernen, und in Bezug darauf hat der Vf. ganz neue Aufschlüsse mitgetheilt, die sich auf die im Breslauer Archive neu aufgefundenen Urkunden gründen; es ergiebt sich, dafs 1261 zuerst das Magdeburgische Recht nach Breslau gesendet wurde. Auf der Rückseite der Originalurkunde sind aber (S. 51.) Zusätze, die erst später beigefügt seyn müssen, beigeschrieben (der Verf. hat diese Zusätze S. 244 — 49. in dem vorliegenden Buche abdrucken lassen); Breslau besitzt dann noch eine Urkunde von 1283, die die frühere Rechtsbelehrung von 1261, die Zusätze und die Bestätigung beider Stücke durch Herzog Heinrich IV. enthält, zugleich befindet sich noch (S. 53.) in Breslau eine spätere Urkunde. Auffallend ist es nun, dafs in der Urkunde von 1283 der Herzog seinen Unwillen ausspricht, dafs die Breslauer eigenmächtig an die Urkunde von 1261 Zusätze geschrieben hätten, und von der negligentia aut ignavia eorum, qui pro tempore fuerant, spricht; der Verf. (S. 59.) sucht dies so zu erklären, dafs die Bürger, um den Unwillen des Herzogs über ihr eigenmächtiges Verfahren zu beschwichtigen, die Trägheit oder Nachlässigkeit der Aussteller der Urkunde von 1261, wodurch nothwendige Artikel ausgelassen worden wären, anführten, indem die Bürger dadurch zu den Zusätzen veranlafst worden wären; auch meint der Vf. S. 60, dafs die Magdeburgischen Schöffen in der Urkunde von 1261 wörtlich oft den Sachsenspiegel abschrieben, aber manches Wichtige auslieſsen, und dafs dann die Breslauer, in deren Hände der Sachsenspiegel gekommen, die Lücke bemerkt, und nun das Fehlende aus dem Sachsenspiegel abgeschrieben, und vielleicht noch aus einer Glosse des Sachsenspiegels etwas entlehnt hätten. Allerdings ist diese Conjectur sehr wahrscheinlich, obwohl in Bezug auf das Abschreiben aus dem Sachsenspiegel manche Bedenklichkeiten bleiben; man mufs nur erwägen, dafs die in der Hauptsache zusammentreffende Aehnlichkeit einer Stelle in einem Rechtsbuche mit einem Artikel des Sachsenspiegels keinen Beweis giebt, dafs die Erste aus dem Zweiten genommen sey, weil im Mittelalter der Sachsenspiegel und die Land- und Stadtrechte aus einer gemeinschaftlichen Quelle, nämlich aus dem gemeinen, im Volke lebenden, den Schöffen vorschwebenden Rechte schöpften, und insbesondere war dies bei den Bestimmungen der Fall, die sich auf die Form des Verfahrens bezogen. — Der Verf. giebt nun S. 69. von einem neu aufgefundenen Codex von Breslau, nämlich einer von Magdeburg 1295 den Breslauern ertheilten Rechtsbelehrung Nachricht. In Ansehung dieser Urkunde ergeben sich zwar manche Bedenklichkeiten, z. B.

Digitized by Google

warum die Breslauer, die sich doch in der Zwischenzeit selbst geholfen hatten, 1295 wieder nach Magdeburg sich wendeten; es läfst sich aber auch aus der Geschichte anderer Städte nachweisen, dafs sie oft in sehr schwierigen Fällen, über welche die bisherige Rechtsübung schwieg, wieder an die Mutterstadt recurrirten. Es ist sehr zu beklagen, dafs der Verf. nicht mehr den Inhalt dieser einzelnen Urkunden entwickelt, und dafs er nur an die äufsere Geschichte sich gehalten hat. — Zu den merkwürdigsten schlesischen Urkunden, aus welchen Magdeburgisches Recht erkannt werden kann, gehört der Schöffenbrief von 1235, welchen Neumarkt von Halle erhielt. Böhme, Stöckel und später von Kamptz hatten die Urkunde bekannt gemacht; der Verf. hat nun auf der Breslauer Bibliothek den Codex, welchen Stöckel benützte, aufgefunden, und theilt darüber S. 75 — 80. Nachrichten mit. Bisher hatte man diesen Brief von 1235 als die älteste Sammlung, woraus das Magdeburgische Recht (wenigstens mittelbar) erkannt werden konnte, betrachtet; 1824 aber hat Worbs im neuen Archiv für die Geschichte Schlesiens zwei andere Magdeburgische Urkunden bekannt gemacht, eine Urkunde von 1211 und eine etwas spätere, jedoch bald darauf erfolgende Urkunde für die Stadt Goldberg. Der Verf. der vorliegenden Schrift hat sich den Dank der Germanisten verdient, dafs er diese Urkunde zur allgemeineren Kenntnifs gebracht, und zur Entstehungsgeschichte dieser Urkunden interessante Materialien (S. 80 — 87.) geliefert hat. Die erste Urkunde von 1211 ist ein Privilegium des Erzbischofs Wichmann 1188 den Magdeburgern verliehen, und 1211 den Bürgern von Goldberg mitgetheilt; die zweite Urkunde (ohne Datum, jedoch wahrscheinlich bald nach 1711) enthält eine Rechtsbelehrung für Goldberg. Interessante Bemerkungen über das Verhältnifs dieser verschiedenen Rechtsbelehrungen stellt der Verf. S. 87. auf; es ist ganz richtig (S. 91.), dafs kein Satz, der in solchen Sammlungen von Rechtsbelehrungen stand, deswegen als praktisches Recht galt, weil er in der Sammlung Platz gefunden hatte, dafs er vielmehr nur deswegen in die Sammlung aufgenommen worden, weil er schon vorher als praktisches Recht galt. Ueberall zeigt sich die Idee, dafs man im Mittelalter an ein gemeines Recht sich hielt, welches allen Schöffen vorschwebte, und woraus die Sammlungen genommen wurden, weil gleichsam der Sammler nur aus der Fülle des lebendigen Rechts schöpfte, und als Garantie für die praktische Natur dieses Rechts auf das Zeugnifs des ganzen Volkes sich berufen konnte; überall aber mufsten die Sammler sich auch an das in

Digitized by Google

dem speciellen Kreise, für den die Sammlung bestimmt war, in Rechtsübung befindliche Recht halten, welches in den Grundideen gemeines Recht war, in dem Detail aber nach der Verschiedenheit der Elemente, die auf die Fortbildung an einem gewissen Orte wirkten, als partikulares Recht betrachtet werden konnte. Rec. will in dieser Beziehung auf eine höchst interessante Stelle (in Wigands Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens, Hamm 1825. I. Hft. S. 98.) in den Höxterischen Statuten (zwischen 1223 — 57.) aufmerksam machen, wo es heifst: arbitrio sive consuetudine, quod vulgariter Wilkore dicitur, quod tamen non est jus commune. — Durch die Sammlungen des Rechts gewann freilich die Rechtsübung einen festen Boden, allein es ist wahrscheinlich, dafs jeder Sammler unvermerkt an dem bisherigen Rechte etwas modificirte und von seinen Ansichten hinzuthat, so dafs allmählig doch dies gesammelte Recht in die Praxis überging; daher erklärt es sich auch, warum jede Rechtssammlung, wenn sie auch auf das Recht der nämlichen Stadt sich bezieht, von der anderen abweicht, die vielleicht nur ein Paar Jahre später entstand; nirgends zeigt sich dies deutlicher, als bei der Betrachtung der verschiedenen Codices des Lübischen Rechts. — Wie schnell der Sachsenspiegel auf die neuen Rechtssammlungen Einfluss hatte, ergiebt sich, wenn man bemerkt, dafs wörtlich Stellen daraus in die Rechtsbelehrungen von Magdeburg für Breslau, Görlitz u. a. übergingen (S. 107.). Sehr befriedigend ist die Untersuchung des Verf. (S. 119.) über das sogenannte sächsische oder Magdeburgische Weichbild. Das Resultat der Forschung des Verf. ist: dafs dies Weichbild aus zwei Theilen besteht, wovon der eine (vom Art. 42 an bis zum Ende) aus einer Handschrift irgend einer Rechtsbelehrung des Magdeburgischen Rechts genommen ist, und am meisten mit der Breslauischen Urkunde von 1261 übereinstimmt, während die ersten 27 Artikel ein kleines von einem Privatmanne bearbeitetes Rechtsbuch enthalten; es scheint auch, dafs das jetzige sächsische Weichbild nicht ein von einem einzigen Verfasser frei ausgearbeitetes Rechtsbuch ist, daher auch Wiederholungen vorkommen. Der Verf. meint (S. 134.), dafs der erste Theil (27 ersten Artikel) vor 1294 abgefafst seyn müsse, der zweite Theil wohl erst von 1261, 1295 an in Abschriften verbreitet seyn kann. Den Beweis des ersten Theils seiner Behauptung gründet der Verf. darauf, dafs in den Gerichtsverhältnissen Magdeburgs 1294 Veränderungen vorgingen, und dafs die in den ersten 27 Artikeln vorkommenden Stellen nur mit den vor 1294 Statt gefundenen Verhältnissen vereinbar

Digitized by Google

sind (S. 144.). Zu glauben ist, dafs durch die Verbreitung des sächsischen Weichbilds die unmittelbaren Einholungen von Sammlungen des Magdeburgischen Rechts seltener geworden sind, und nur auf die Einholung von Rechtsbelehrungen über einzelne schwierige Fälle sich beschränkten. — Aufmerksamkeit verdient auch, was S. 122. in der Note der Verf. über das Verhältnifs des alten culmischen Rechts zum Magdeburgischen Rechte sagt; es ist sehr glaublich, dafs das culmische Recht aus Schlesien und zwar aus Breslau stammt; und wenn man erwägt, wie vollständige Rechtsbelehrungen bald nach einander 1261, 1295 in Breslau sich fanden, so gewinnt die schon von Hartknoch geäufserte Meinung sehr grofse Wahrscheinlichkeit. Der Verf. (S. 156.) berichtigt noch die Meinung vieler Schriftsteller von den fünf Arten des Magdeburgischen Rechts, und spricht (S. 166 — 206.) von den Magdeburgischen Schöffenurtheilen; die gegebenen, häufig aus neuen, bisher unbenützten Urkunden geschöpften Notizen beziehen sich gröfstentheils nur auf die äufsere Geschichte dieser Schöffensprüche; auffallend ist es, dafs der Verf. auf ein höchst wichtiges und vollständiges Manuscript der Magdeburgischen Schöffen, woraus z. B. auch Paetz Comm. jucc. univ. per pactum promiss. Goetting. 1801. einige Auszüge gab, keine Rücksicht genommen hat. — Eine sehr willkommene Zugabe hat der Verf. dadurch geliefert, dafs er S. 215 — 354. alle Urkunden, auf welche seine Untersuchung sich bezog, hat abdrucken lassen. Wer es weifs, wie zerstreut diese alten Rechtsquellen in verschiedenen oft sehr seltenen Büchern aufgesucht werden müssen, mufs dem Verf. für die wiederholte Sammlung danken, die dadurch an Werth gewinnt, dafs der Abdruck nach den vom Verf. sorgfältig verglichenen Originalurkunden veranstaltet worden ist.

Mittermaier.

Verzeichnifs einer philologischen Handbibliothek für die oberen Klassen deutscher Gymnasien und Lyceen zum öffentlichen und Privatgebrauche. Braunschweig, bei L. Lucius. 1825. 52 S. 8. 3 Gr.

Mit voller Ueberzeugung kann [Ref.] die eben angezeigte Schrift empfehlen, deren Brauchbarkeit und Nützlichkeit in die Augen fällt. Veranlafst ward sie, wie der ungenannte Herausgeber in einer beherzigenswerthen Vorerinnerung be-

Digitized by Google

merkt, durch die unerfreuliche Erfahrung, daſs ein groſser Theil der studirenden Jugend Deutschlands aus Sorglosigkeit, Unkunde und dergl. mehr sich mit den schlechtesten Büchern behilft und bei der Wahl seiner Bücher Miſsgriffe thut, deren traurige Folgen oft auf das ganze Leben ihren nachtheiligen Einfluſs äuſsern. Jedoch darf man nicht in dieser Handbibliothek ein ausführliches Verzeichniſs Alles im Druck erschienenen, aller und jeder Ausgabe erwarten, da solches der Zweck dieser Schrift keineswegs erforderte, sondern nur eine sorgfältige Auswahl des Brauchbaren zur Weckung und Beschäftigung der Selbstthätigkeit, welche Ziel alles Unterrichts, namentlich der ersten Gymnasialclassen seyn soll. Deshalb sind (S. VI.) nicht alle kostbaren und gröſseren Werke aufgenommen, sondern nur die wohlfeilsten und bewährtesten Handbücher, nicht alle alten Autoren, sondern nur Jugendschriftsteller, nicht alle ihre Schriften, sondern nur solche, welche man wegen ihres Bildungsstoffes gewöhnlich zu öffentlichen Lectionen braucht, nicht alle Ausgaben, sondern nur die, welche durch fruchtbare Commentare für Primaner sich auszeichnen, so wie dagegen auch alle die ausgeschlossen wurden, welche unter diesem Standpunkte sind; es wird aber mit Grund vorausgesetzt, daſs selbst Ausgezeichnetere sich bei den angeführten Schriften begnügen können. Wo das Verzeichniſs mehrere Schriften neben einander nennt, sind entweder ihre besonderen Eigenschaften angegeben, oder man soll die zuerst genannte als die vorzüglichste betrachten (S. VII.). Unvollständige Schriften, oder solche, deren baldiges Erscheinen nicht durch besondere Umstände verbürgt war, sind ganz übergangen worden (S. VIII.). Endlich sind die Ladenpreise überall mit der möglichsten Genauigkeit angegeben.

Nach diesen Grundsätzen, deren Zweckmäſsigkeit Niemand in Abrede stellen wird, und deren zweckmäſsige Anwendung wir mit Dank und Beifall anerkennen müssen, folgt zuerst das Verzeichniſs der allgemeinen unentbehrlichen Hülfsmittel, als Lexica, Grammatiken, Griechische wie Lateinische, ferner Hülfsmittel für den Lateinischen Styl und dessen Bildung durch schriftliche Uebungen (hier hätte neben Zumpt auch die früher von Creuzer, zuletzt 1826. von Heſs besorgte Chrestomathie eine Erwähnung verdient; das neu erschienene Uebungsbuch von Weber, Frankfurt 1825, wird der Verf., wenn er es für nöthig erachtet, bei einer zweiten Auflage nachtragen, da dasselbe nicht, wie die beiden genannten Bücher, dem Schüler die Selbstverbesserung durch eigens

ausgewählte Muster der neueren Latinisten möglich macht), oder durch Lectüre der besten Neu-Lateiner, wie Muretus, Ruhnken und Andere (sind wohl hier auch die Colloquia Erasmi anzuführen?); dann Handbücher für Prosodie und Metrik, für Kenntnifs der Literatur, Antiquitäten, Mythologie, Archäologie, alte Geschichte und Geographie. Wir hätten hier auch Krebs Handbuch der philologischen Bücherkunde (zwei Theile, Bremen 1822.) erwähnt gewünscht. Darauf folgen nun die einzelnen Ausgaben der Griechischen und Römischen classischen Autoren in alphabetischer Ordnung kurzweg mit jedesmaliger Angabe des Ladenpreises aufgeführt, und ausgewählt nach den oben bemerkten Grundsätzen. Ref. hält die Auswahl des Passenden und für diesen Zweck Geeigneten für kein so leichtes Unternehmen, als es auf den ersten Anblick scheinen möchte, im Gegentheil hält er es für schwierig, in allen Fällen das Rechte auszuwählen, nichts zu übersehen, was jenem Zwecke entspricht, nichts aber auch anzuführen, was demselben widerspricht. So hätte Rec. z. B. gleich bei Aelian, von dessen *Variae Historiae* blos die Tauchnitzische Ausgabe angeführt ist (es sind nämlich bei allen Autoren die Ausgaben von Tauchnitz, Weigel und Teubner angegeben), auch die Ausgabe von Kühn mit dem Commentar des Perizonius (Lipsiae 1780. 2 Tomi. 2 Thlr. 8 Gr.) aufgeführt, da dieser Commentar für das Selbststudium höchst fruchtbar ist, und immer noch besonders jungen Studirenden als Anleitung, die alten Autoren zu behandeln, empfohlen werden kann. Dagegen sind z. B. bei Aeschylus die Ausgaben von Schwenk billigerweise übergangen; dafs die Schützische Ausgabe ebenfalls übergangen, kann Ref. wenigstens nicht tadeln. Bei Demosthenes vermifste Rec. die Ausgabe der *Leptinea* von F. A. Wolf, Hal. 1789. 1 Thlr. 8 Gr. Bei Euripides sind auch die trefflichen Bearbeitungen einzelner Stücke von Monk, Elmsley, Hermann, Seidler u. A. angeführt, was wir in jeder Hinsicht billigen müssen, nur glauben wir, dafs Valckenaers Ausgaben der Phoenissen und des Hippolytus, vielleicht auch Monks Hippolytus eine Erwähnung verdient hätten, zumal wir jetzt statt der selteneren und theueren Originalausgaben wohlfeilere und genaue Abdrücke von Leipzig erhalten haben. Die neue Ausgabe „*in usum scholarum*“ von Bothe (Leipzig, bei Hahn, 1825.), von der vier Stücke (*Hecuba*, *Orestes*, *Phoenissae*, *Medea*), jedes besonders, erschienen sind als integrirende Theile der Poetae scenici Graecorum, wovon der erste Band, die neun ersten Dramen des Euripides enthaltend, bereits erschienen ist, wird der Verf. bei der

Digitized by Google

zweiten Ausgabe nachtragen, da er bei dieser Ausgabe schwerlich davon bereits Kenntnifs erhalten haben konnte. Bei Herodian würde Rec. auch F. A. Wolfs Ausgabe (Hal. 1792. 16 Gr.) angeführt haben. Dagegen würde er S. 20. *Menandri et Philemonis Reliquiae* ed. Meineke weggelassen haben, zumal da auch alle andere und ähnliche Fragmentensammlungen weggelassen worden sind, worüber auch Rec. mit dem Verf. gar nicht rechten will; er würde lieber bei den *Orphicis* die Ausgabe von Hermann (Lips. 1805.) und eben so früher desselben Ausgabe der Homerischen Hymnen (Lips. 1806.) oder auch die Ausgabe des *Hymnus in Cererem* cum notis Ruhnkenii et Mitscherlichii (Lugd. Bat. 1808.) angeführt haben. Dafs bei Plutarch nicht die Schulausgabe einiger Vitae von Bredow angeführt ist, darüber kann wenigstens Rec. dem Verf. durchaus keinen Vorwurf machen; auch die zwei Bände einzelner Vitae von Leopold (Lips. 1789. und 1795.) konnten in gewisser Hinsicht weggelassen werden, da diese Ausgabe minder eine Schulausgabe genannt werden kann. Eher vielleicht könnte die Ausgabe des Agesilaus in Verbindung mit dem Xenophonteischen Encomium Agesilai von Baumgarten-Crusius (Lips. 1812.) in das Verzeichnifs aufgenommen werden. Von der Hutten'schen Ausgabe des Demosthenes und Cicero, die hier nach der Ausgabe von 1796 Tubingae angeführt wird, ist, wenn Rec. nicht sehr irrt, eine neue Ausgabe 1820 zu Stuttgart erschienen. — Bei Horaz würde Rec. die Ausgabe der Ars Poetica von Paula von Hocheder weggelassen haben, da er den Gebrauch derselben nicht für sonderlich nützlich halten kann, es sey auf Schulen oder zum Selbststudium. Ob bei Livius die Chrestomathieen von Bauer und Kayser anzuführen sind, wird immer noch erwogen werden müssen. — Bei Terenz sind auch die Dictata Ruhnkenii in Terentium ed. Schopen angeführt, was Rec. sehr billigt; er würde aber auch die ältere Ausgabe des Terentius von Bruns (Hal. 1811. 2 Tom.), worin diese Dictata, freilich nicht mit der Genauigkeit, wie bei Schopen, bereits abgedruckt sind, anführen. — Möge der Verf. in diesen ihm vorgelegten Bemerkungen nur einen Beweis der Theilnahme erkennen, mit welcher Rec. seine verdienstliche Schrift durchgangen hat, und möge er darauf bei einer weiteren Ausgabe die geeignete Rücksicht nehmen wollen!

Digitized by Google

Etymologische Versuche für Alterthumswissenschaft und Sprachkunde, von Ludwig Friedrich Heyd, Stadtpfarrer in Markgröningen. Tübingen, 1824. 148 S. in 8.

Diese unter dem bescheidenen Titel Versuche sich ankündende Schrift verdient Beachtung, und nicht umsonst hofft der Verfasser, entweder Ergänzungen gegeben, oder auf neue Punkte aufmerksam gemacht und Lexikographie und Grammatik nicht unbereichert gelassen zu haben, auch weitere und strengere Prüfung des Bodens, auf welchem Urgeschichte, Mythologie und Geographie ruhen, zu veranlassen. Die gegenwärtige Beurtheilung richtet übrigens ihr Augenmerk hauptsächlich auf das Etymologische, und überläfst dasjenige, was auf Alterthumskunde, namentlich auf Mythologie Bezug hat, solchen, die sich ein Recht erworben haben, darüber zu sprechen. Rec. darf die Versicherung vorausschicken, dafs die Ergebnisse, die der Verf. durch seine Forschungen gewonnen hat, mit den seinigen häufig übereinstimmen, wird aber auch offen gestehen, wo er Behauptungen für zu wenig begründet, oder die Anwendung des aufgestellten Grundes für zu gewagt hält.

Nach vorausgeschickter Grundlegung, worin aus einander gesetzt wird, dafs die Selbstlauter ein Allgemeines, Unbestimmtes ausdrücken und erst durch Mitlauter zu einem Besondern, Bestimmten werden, dafs s, als Halbvocal den Selbstlautern am nächsten stehend, ihnen ihren allgemeinen Charakter lasse, folglich geeignet sey, das Allgemeine zu einem Individuellen zu bilden, und somit ein Es, ein Etwas in der weitesten Bedeutung zu bezeichnen, geht der Verf. zur Anwendung über und weist den Sylbenlaut as, es, is u. s. w. zuerst in dem Fürwort, dem Artikel, der Zahl Eins und dem Zeitwort Seyn als in Wörtern nach, die das Allgemeine in seiner erkennbaren Einzelnheit ausdrücken. Sodann sucht er den S-Laut auch in solchen Wörtern nachzuweisen, die, obgleich einen mehr zusammengesetzten Begriff ausdrückend, doch immer den Hauptbegriff einer in die Augen fallenden Gröfse und eines als Einzelnheit hervortretenden Ganzen in sich tragen, und eben deswegen Benennungen für Gegenstände sind, welche vorzugsweise ein Es genannt werden können, und sich entweder durch ihre grofse Ausdehnung und abgesonderte Stellung, z. B. Berge, Thiere, Pflanzen, Sonne, Gott und Göttliches, Priester, Herr u. s. w., auch ausgedehnte, hervorragende Theile lebendiger Körper und andere hervorstehende Gröfsen, oder durch ihre theilweise Zusammen-

Digitized by Google

setzung zu einem Ganzen der Anschauung kenntlich machen. Nach diesen Grundsätzen sind S. 29 — 38. viele Bergnamen aufgezählt, am reichsten ist die Anzahl der Benennungen für Gott und Göttliches, Priester und Herr, S. 43 — 95. Auf diesem Wege wird an einer Menge von Wörtern der ihnen durch jene Ursylbe aufgeprägte, jedoch durch Hinzugekommenes genauer bestimmte und individualisirte Allgemeinbegriff, und somit der Grund, warum sie als Benennungen der bezeichneten Gegenstände gebraucht wurden, nachgewiesen. — Nun leidet es allerdings keinen Zweifel, dafs ohne Annahme von Vorlauten und Stammsylben, vermittelst deren ein Allgemeinbegriff bezeichnet wird, sich keine Wortforschung anstellen läfst, und dafs sie aufzusuchen und durch Absonderung der dem ausgebildeten Worte angewachsenen Anlaute herauszustellen für Sprachkunde wie für Alterthumskunde eben so nothwendig ist, als die Begründung einer Sprachlehre nothwendig macht, Sätze in Wörter, Wörter in Sylben, Sylben in Buchstaben aufzulösen. Auch treten solche (ideell-, nicht historisch-) primitive Laute oft so klar hervor und lassen sich vom Ganzen eines Worts als etwas Selbstständiges oft so leicht ablösen, dafs ihr Vorhandenseyn und ihre Bedeutung nicht geläugnet werden kann, wie z. B. ak das Spitzige, Scharfe, Stechende, Schneidende, da, du, das Untere, Tiefe, Verborgene, Finstere, mu, μυ, das Heimliche, Innere, Verschlossene, Dunkle, ad, das Umschliefsende, ar, das in die Höhe Ragende bezeichnet. Und so giebt wohl jeder Sprachforscher dem Verf. gerne zu, dafs in dem Urlaut as, es u. s. w. ein Allgemeinbegriff liegt. Dennoch hat die Sache ihre Bedenklichkeit, und in ihrer Anwendung nicht geringe Schwierigkeiten. Erstlich geräth man leicht in Gefahr, den Allgemeinbegriff, den man in vielen mit einem solchen Laute versehenen Wörtern durch Induction gefunden hat, überhaupt Wörtern, die diesen Laut haben, aufzuzwingen, wenn er gleich in ihnen nicht enthalten ist: denn solche Laute können Wörtern aus einem zwar in dem menschlichen Sprachbildungsvermögen liegenden, aber nicht immer erforschbaren Grunde, oder zufolge einer nationellen Gestaltung der Sprachwerkzeuge, oder wegen vermeintlichen Wohllauts, oder aus Mifshören des aus der Fremde Hergekommenen eingewoben worden seyn, oder sie bezeichnen auch noch einen andern Allgemeinbegriff, der sich mit dem angenommenen nicht unter Eine Klasse bringen läfst. So ist namentlich as, es, is, os, us eine so häufige und unter so mancherlei Bedeutungen vorkommende etymologische Anbildung, dafs es schwer halten möchte, diese

Laute alle oder den gröfseren Theil derselben in die von dem Verf. aufgestellten Classen einzureihen. Die Ursylbe ar drückt das Hervorragen aus, aber gleich häufig bezeichnet sie auch das Umfassen, Einschliefsen. Wollte man nun allen oder den meisten Wörtern, die einen solchen Urlaut haben, überall den in demselben wahrgenommenen Allgemeinbegriff beilegen, so würde der Zwang in die Augen fallen. Bemühte man sich aber, um diesen Stein des Anstofses aus dem Wege zu schaffen, mehrere Allgemeinbegriffe, die man durch einen und denselben Urlaut ausgedrückt glaubt, unter einen noch höheren zusammen zu fassen, so möchte ein zweites Uebel entstehen: der noch höher stehende Allgemeinbegriff würde nämlich einen Umfang haben, in den sich zuletzt alles stellen liefse, was am Ende so viel wäre, als nichts Bestimmtes sagen. So hat Lennep in den meisten griechischen Wörtern Urlaute gefunden, die eine Bewegung anzeigen. Da nun die lebendige und leblose Schöpfung in unaufhörlicher Bewegung ist, so läfst sich freilich am Ende in jedes Wort, welches etwas bezeichnet, das gethan wird oder geschieht, ein Urlaut, der den Allgemeinbegriff Bewegung ausdrückt, hineindichten. Aber was für ein Resultat tritt am Ende hervor? Kein anderes, als dafs die Natur in steter Bewegung ist, und dafs wir, um zur Bezeichnung unserer Vorstellungen und Begriffe Wörter zu bekommen, Buchstaben nöthig haben. So hat auch der Verf., ohne sich übrigens so weit in das Allgemeine zu verlieren, sein as und überhaupt die Grundlegung zu hoch gefafst: denn was ist am Ende nicht ein Etwas im Allgemeinen oder im Besondern, in der Einzelnheit oder in der Zusammensetzung? In dieser alles verschwemmenden Allgemeinheit verlor sich Lennep, wenn er alle Zeitwörter auf ἀω, ἰω, ἰω, ὀω, ἀγω, ἰγω, ἰγω u. s. w., ἀδω, ἰδω, ἰδω u. s. w., βάγω, βίγω, βίγω u. s. w. zurückführte. Vor einer noch weiter führenden Verirrung hat sich der Verf. dadurch sicher gestellt, dafs er die mit s analogen und nachweisbar häufig mit ihnen ausgewechselten Buchstaben d, t, r, und in Folge des letzteren auch l, nicht in seine Erörterungen gezogen hat, obgleich die Aufforderung dazu so nahe lag. Endlich zeigt sich auch darin eine Bedenklichkeit, dafs, wenn jene Laute, dergleichen as einer ist, das sind, wofür wir sie halten, Grund- oder Urlaute, welche einen Allgemeinbegriff in sich schliefsen, sie in dem sprachbildenden Geiste des Menschen liegen müssen, folglich in allen Sprachen sollten nachgewiesen werden können. Der Verf. hält sich an das Griechische, Lateinische und Deutsche, weil uns nur von

Digitized by Google

diesen Völkern die Kraft und Bedeutung einzelner Buchstaben bekannt sey, doch geht er nicht selten auf Wörter über, die offenbar orientalischen Ursprungs sind. Nun entsteht natürlich und nothwendig die Frage: läfst sich in andern Sprachen — der grofsen Katharina Slowar müfste Antwort geben können — läfst sich namentlich in den slawischen, ostasiatischen und amerikanischen dieser Laut mit dieser Bedeutung nachweisen? — Durch Anführung aller dieser Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten soll der Grundsatz, dafs es Urlaute gebe, denen bestimmte Allgemeinbegriffe inwohnen, keineswegs angegriffen, sondern nur die Klippen gezeigt werden, auf die der Etymolog zu stofsen Gefahr läuft, zumal wenn er aufser der reinen Sprachforschung noch einen auf einzelne Wissenschaften gerichteten Zweck — hier z. B. auf Mythologie — vor Augen hat. Vor manchen Abschweifungen und Verirrungen kann man sich in vielen Fällen hüten, wenn man von Wörtern, in denen man einen primitiven Laut mit einem Allgemeinbegriff wahrzunehmen glaubt, die Vorlaute absondert, diese aber vorher gehörig, etwa auf folgende Weise, classificirt: h, ch, k, q, j, g; v, φ, f; w, b, p, m; s, sch; n, d, t (n, m, d, t gehören zu den seltenern). Ein Beispiel mag dies erläutern. Ad ist im Germanischen und seinen näheren und nächsten Verwandten und selbst im Hebräischen ein Elementarlaut, der den Begriff des Einschliefsens in sich enthält, wie die folgende, aus einem zahlreichen, nach der so eben angegebenen Buchstabeneintheilung gemachten Verzeichnifs in's Kurze gezogene Induction klar erweisen wird: 1) ohne Vorlaut: Ader, adere, Eingeweide, rythm. de S. Ann. atter, Markung, S. Skinner, aedes, Etter, eder, eodor, Zaun, Ang.S. Euter, ἦτορ, Herz, ida, Adel, Gl. Mons. idr, Eingeweide, Isl. ὀδερός, Bauch, uter, uterus, Euter; 2) h, ch, k, q, j, g: Haut, Hode, Hütte, heed, verbergen, Engl. cader, Einzäunung, Wall. cadre, Sahmen, cadus, cood, codde, Beutel, AS. citte, Bauch, AS. cwith, vulva, AS. cutis, gatten, gata, verwahren, Schwed. Gaden, Gatter, γάστηρ, Bauch, mit eingeschobenem Nasenlaut Dotter, Kothe, Kutte, Quätt, Quätten, Bauch, Schwb. quithrs, dasselbe, Ulf. quoden, interior pars coxae, S. Nyer. Symb. 206. גָּדַר, כָּדַר, גָּבַר, einschliefsen, חֶדֶר, das Innere; 3) v, φ, f: venter, mit eingeschobenem Nasenlaut, wobei aus dem obigen γάστηρ erhellt, dafs weder υ noch γ zu der Wurzel des Worts gehört; 4) w, b, p, m: Wat, Einge-weide, βαίτα, βαίτη, Fell, Hirtenkleid, Beutel, Bude; 5) s, sch: Schädel,

Digitized by Google

Schade, Schotte; 6) Näter, Gitter, s. Fulda Idiot. So tritt der durch ad, ed u. s. w. ausgedrückte Allgemeinbegriff in allen diesen Wörtern klar hervor, und der Verf. hätte bei einer solchen Verfahrungsart, auch mit Beibehaltung seiner sonstigen Eintheilung, ohne Zweifel sicherere Schritte gethan. Diese Weise wird zwar Manchen allzu nüchtern vorkommen; mögen sie auf ihre Gefahr hin einer bodenlosen Speculation folgen, oder auf den Schwingen der Phantasie fortfliegen, oder zufällige Aehnlichkeiten aufjagen!

Auf diese allgemeinen Bemerkungen mögen nun auch einzelne über Einzelnes folgen. S. 10. In t-es soll durch die Endung das Etwas ausgedrückt seyn; auch in sp-es, qui-es, di-es, lim-es, vat-es, hob-es? Ebend. Anm. 9. esse, Seyn, und esse, Essen, hängt bei dem Menschen, dem civilisirten wie dem Naturmenschen, zu genau zusammen, als dafs es eines so weit hergeholten Grundes der Wortübereinstimmung beider Begriffe bedürfte; daher auch beide Begriffe nicht nur in esse, sondern noch in mehreren Wörtern durch gleichen Wortlaut ausgedrückt werden: uti, genieſsen, essen, und gewohnt seyn, seyn; vesci, Lat. vesa, Isl. vastag, dick, Ung. waiden, und wisen, seyn; wara, essen und seyn, Schwd.; fahren in der Bedeutung von leben, und Fuhr, Nahrung; Leib, und Leben. S. 13. Anm. 13. D als 500 erklärt sich am natürlichsten aus der Form M, welche so gestaltet war: CIↃ, die Hälfte dieser Figur ist D, und L, 50, durch die alte Figur des C, nämlich Ⅼ, wovon es gleichfalls die Hälfte ausmacht; V, 5, ist die Hälfte der Figur X, wsrum aber diese 10 bedeutet, möge von Andern entziffert werden; V durch die ausgestreckten Finger zu erklären, scheint auf jeden Fall gezwungen. S. 14. Anm. 18. duo ist d-uo, wie two, Engl. t-wo, zwei, deutsch z-wei, duellum, d-uellum, d-bellum (wie dwell, Engl. weilen, Twiel, die Festung, Wiel, Weil, Wyl). In zwanzig ist statt des vorlautenden Zahnbuchstaben ein Zischer vorangesetzt, in viginti (biginti) aber drückt die erste Sylbe, trotz G. J. Vossens Widerspruch, bi, bis aus, welches zwei bedeutet, wie *i*, *ις* eins. S. 15. Anm. 19. it, unus? Sollte nicht in dem als Gewährsmann angeführten Fulda ein Druckfehler seyn, und es, wie aus den benachbarten Wörtern zu schlieſsen ist, vanus heiſsen müssen? Daraus lieſse sich das schwäbische itt, itta, nicht, erklären, und es träte eine Verwandtschaft mit wicht, nichtsbedeutend, an's Licht. In diese Anmerkung gehört auch ἴδιος, proprius, privus, und das etrurische iduare, theilen, trennen, wovon viduus, viduare, Witwe, abzuleiten st.

Digitized by Google

S. 16. Hier hätte auch Aefs, das Eins im Würfel, wie εἷνη, und ἄσσον, δύο τῶν αὐτῶν, Etymol. M. Lips. 143. Sylb. 158, ferner B'asch, P'aar, b'is angeführt werden können; sie bedeuten alle Eins und Eins. Merkwürdig und auf eine Begriffsähnlichkeit deutend scheint auch, dafs ἄσσον τὸ ἐγγύς ist (E.M. 142.), und ἔγγια eins bedeutet: also eng, d. i. in Eins gepreſst. Ebend. assus möchte bei mehreren Wörtern, in deren Verbindung der Verf. es anführt, statt assatus stehen, und die im Italiänischen häufig vorkommende, aber auch, wie orbus, privus statt orbatus, privatus beweist, im Lateinischen nicht ungewöhnliche Form des Passivparticips seyn, braten aber läfst sich nur zwangsweise mit Eins unter Einen Begriff bringen; assare scheint vielmehr mit esse, essen, in derselben Verwandtschaft zu stehen, wie Brot mit braten. S. 20. oinus statt unus kommt auch in den Zwölf Tafeln vor. S. 21. ἕνομα aus unus? heifsen aus eins, εἷς? S. 23. Anm. 39. Die Infinitivendigung εἶν dürfte das abgekürzte εἶναι, und die lateinische are, ere, ire durch Umtausch des s mit r das abgekürzte esse seyn. S. 30. In Parnassus möchte Paa (Bor, empor, Berg, Pergamus) den Begriff eines Berges ausdrücken, doch könnte auch die andere Hälfte des Worts denselben Begriff in sich enthalten, gleichwie viele Flufsnamen aus zwei, Flufs oder Bach bedeutenden, Namen zusammengestellt sind: Louter-ach, Ei-ach, Biber-bach, Biber-ach, Brig-ach, Breg-enz u. s. w. S. 32. Ἀσήνη fast wie Asene; so lautet noch jetzt bei den Griechen das Θ wie das gothische, angelsächsische und neuenglische th, bald mehr dem f, bald dem s sich nähernd. S. 36. Unter Deutschlands Bergen wäre hier auch der schwäbische Bussen anzuführen gewesen. S. 39. Zu Eiche sey folgende in der Geschichte der Menschheit gegründete Bemerkung erlaubt: Vor Verallgemeinerung des Getreidebaues nährten sich die Menschen von wildwachsenden Beeren und Baumfrüchten, besonders war die Eichel ein Nahrungsmittel:

Glandiferas inter curabant corpora quercus. *Lucret.*

Tellus
Chaoniam pingui glandem mutavit arista. *Virg.*

(*Der Beschluſs folgt.*)

Digitized by Google

N. 36. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Heyd, etymologische Versuche für Alterthumswissenschaft und Sprachkunde.

(*Beschluſs.*)

So ist es natürlich, daſs Beere und Bäume mit Speise, Essen durch Benennungen gleiches Stammes bezeichnet wurden: Eiche, B-uche, ἐχή; f-agus, φ-άγω; Aesche, aesculus: esca, wie schon Servius bemerkt. In der Edda werden die Menschen Askur genannt, worunter wenigstens eben so wahrscheinlich Essende als Göttersöhne verstanden werden können; meſs, Eichel, Altbrit. marron, Kastanie: Maſs, Speise, davon maſsleidig, Maſsgang; Beere, bere, AS. Gerste (daher Bier), בַּר, Getreide, πύρος, dasselbe, Birn, pisum, Veesen; atan, aten, AS. oat, Engl. Haber: edere, etan, essen, AS. Hängt vielleicht auch אָכַל, essen, mit Apfel, akran, Traube, Obst, Ulf. etymologisch zusammen? S. 57. ist noch anzuführen Ἀσούρ, κρατὴρ ὑπὸ Φοινίκων, Et. M. I, 141. S. 61. Aus dem Et. M. konnte noch angeführt werden, daſs die Aegyptier die Aphrodite Ἀθώρ nannten. S. 62. Aus αἴσα causa, weil die Götter die Ursache von Allem sind? und in Loos die Sylbe os, Gott, Göttliches, von Gott bestimmt? Ebend. sater, ausgesprochen sager, enthält schwerlich den Grundlaut as, eher ac, ἀκ, das hoch, erhaben andeutet. S. 63. Da die Vogeldeuter sich bei ihrer heiligen Verrichtung nach Norden wendeten, so zeigt tesquus sowohl dasjenige, was zur priesterlichen Beobachtung des Vogelflugs dienlich ist, als auch die Unfruchtbarkeit der Gegend an, wohin das Angesicht des Priesters gerichtet war, Haiden, Steppen und dergl., und das Wort von as, göttlich, abzuleiten, möchte gewagt seyn. S. 65. taseo ist doch wohl eher aus dem Grundlaut tak, teg, tuk — tougen heimlich, altd. — bedeckt, verborgen, heimlich, als von ἀκέω herzuleiten, zumal wenn man Buttmanns Ableitung des letzteren Worts von

Digitized by Google

χάω, χαίνω, beitritt. Ebend. castus bedeutet eigentlich auserlesen, und geht dann erst in die Bedeutung rein, unbefleckt, keusch über, quaerere, küren, kiesen, carus sind seine Stammsverwandten. S. 68 ff. Also Sarmaten, Amazonen, Pelasger, Hellenen, Ausonier, Thusker u. s. w. lauter aus Namen von Göttern und Götterdienern entstandene Benennungen für Völkerschaften. Rec. hätte nicht Muth, so weit zu gehen. — S. 75. fascinare leitet Festus mit vielem Rechte von fari ab. Zauberei wurde nämlich vermittelst heimlicher Worte oder Gesänge, welche Seegen oder Fluch enthielten, ausgeübt; schon in den Zwölf Tafeln heifst es, VII, 3. Quei fruges excantasit, und 14. Quei malom carmen incantasit; Tib. I, 2, 41. Fluminis haec rapidi carmen rapit iter, vergl. VIII, 17 — 24. und Psalm LVIII, 5. 6. Daher die Namen für dieselbe meistens von Wörtern hergenommen sind, welche Rede, Geschrei, Gesang bedeuten: mit καλεῖν, gallus, Hahn, to call, gala, kalda, galer, altfranz., singen, rufen, schreien, קוֹל, גִּיל, Gal, Hall, Schall, calm, galm, Gesang, Ruf, Geschrei, χελιδών, helundo, Schwalbe, Skalde, Sänger, steht in näherer und entfernterer Verwandtschaft κηλεῖν, bezaubern, galan, AS. galdra, Isl. dasselbe, calstrare, mathematici, d. i. Zauberer, Notker, galender, Zauberer, Gl. Lips. Skalde, Zauber, Schwd., ferner לָחַשׁ, mussitare und incantare; carminare; to spell, buchstabiren, lesen, bezaubern; imprecari; beschreien; besprechen; trollen, ein widriges Geschrei erheben (Adelung) und trolla, behexen, Schwed. ἰκωδή; to beshrew, to wish a curse to Sheridan. So möchte Festus Ableitung vollkommen gerechtfertigt seyn. S. 76. Anm. 224. Für Hexe läfst sich in hag, Hexe, Skinne, hug, Verstand, Klugheit, hagur, klug, Isl. sagus, sagi, nach Coto bei den Thuskern pontifices et sacri expiatores, sagax, sagire statt sapere (s. Cic. Divin. I, 31.) eine ungezwungene, nahe liegende Ableitung finden. S. 78. hätte bei ὁσσαῖοι auch die von Ruhnken. in Tim. Lex. Plat. zu ὄττα angezogene Stelle aus Suidas: ὄττα, καὶ ὄσσα, φήμη, μαντεία, angeführt werden können. S. 81. rex kann nicht wohl reĭs gelautet haben, sondern regs, reges, d. i. Reger, mit der Wurzelsylbe, die auch in ragen, regen, Recke, Ruck (Berg, Hundsruck, d. i. Jagd- oder Hund-Berg), roc, rocher, rogus, ῥώξ, רוּם, רָקַע u. s. w. vorhanden ist. S. 85. Ban, Herr, Slaw., wie βάνας βασιλεύς. Zu S. 84. Anm. 250. ist noch anzumerken, dafs Nãs der Name mehrerer Vorgebirge im nördlichen Europa ist. S. 96. auris lautete nicht nur vielleicht wie ausis, sondern,

Digitized by Google

wie aus auscultare (ausiculitare) erhellt, wirklich so. S. 97. μῦς gehört dem Stammlaut mau, meu, mo, mu an, welcher Verborgenheit bezeichnet. Von S. 104. an erscheinen die Zurückführungen auf den Grundlaut as gröfstentheils zu gewagt und unsicher, und das Zusammenfassen von solchen Ganzen, aus deren Wesen sichtbar ist, dafs sie aus Mehreren eine in die Augen fallende Einheit geworden sind, ist so unbegränzt und weit, dafs es zum willkührlichsten und schrankenlosesten Umherschweifen Anlafs giebt. S. 109. In Eisen, ayas, Sanskr. nach Schlegel, liegt nicht blos der Begriff des zusammengeschmolzenen Metalls, sondern des Metalls, ja der unorganischen Erdstoffe überhaupt, wie aus den diese Gegenstände bezeichnenden und den Stammlaut as oder ar enthaltenden Wörtern erhellt: aes, eer, Kupfer, altd. ore, Erz, iron, Eisen, ar, AS. und Schwed. aur-um, ferr-um, ar-gentum, aur, Koth, Gries, Isl. ar-ena, Sand, ar-gilla, Lehm, H-or, Koth, Er-de, Er-z, אֶרֶץ, arziz, Zinn, Pers., vielleicht auch χρυσὸς = χ'-ερ-υσὸς. In ähnlicher Verwandtschaft stehen Kupfer, עָפָר, Staub, und עֹפֶרֶת, Blei. Ebend. Anm. 326. In πλήθος und plenus die Wurzel as oder aes und unus zu finden, dürfte schwer halten; folgende Deduction möchte zu einer klareren und vermuthlich auch richtigeren Ansicht führen: all, ὅλος, heel, Heil, viel, voll, πολὺς, π(ο)λήθος, p(o)lenus, aus pleus, plus, pleo, mit eingeschobenem Nasenton. S. 111. Fafs kommt von fassen her, wovon fassen die Augmentativform ist, wie quasso von quatio. Die Regel kann also allgemeiner gefafst werden: as, afs ist eine Verstärkungsform. Sickler hat daher im Cadmus auch die Masculinendung ὸς hieraus erklärt, sicherer dürfte osus hieher zu rechnen seyn: gloriosus, onerosus, famosus, furiosus, ebriosus u. s. w. S. 136. Buttmann hat in seiner akademischen Abhandlung über die mythischen Verbindungen von Griechenland mit Asien aus der Mythe von Kadmus und Europa dargethan, dafs der frühere Gegensatz nicht Asien und Europa, sondern קֶדֶם Morgenland, und עֵרֶב Abendland, Europa, war. — Rec. hat sich bei dieser Schrift nur darum so lange verweilt, weil er die gelehrten Forschungen des Vf. nach Verdienst schätzt, und den Gewinn, den sie der Alterthumskunde gewähren, anerkennt. Möchte ihm seine Lage verwandte Forschungen gestatten!

Schmid.

Digitized by Google

Geschichte des teutschen Volkes, von Heinrich Luden. Gotha, bei Justus Perthes. 1825. Erster Bd. 792 S. gr. 8. 4 fl. 30 kr.

Jedem nur einigermafsen gebildeten Manne, welcher an den vor ihm vorübergehenden Erscheinungen Theil nimmt, darf die Geschichte seines Landes nicht gleichgültig seyn; einem Volke, das von seinen Vorfahren und ihren Thaten, von den Einrichtungen seines Vaterlandes und ihrer Fortentwicklung nichts weifs, fehlt es gewifs an dem Gefühle der Nationalität und an der Liebe zum Vaterlande, wenn nicht andere Ursachen die mangelhafte Kenntnifs herbeigeführt haben. In den Freistaaten begünstigt das öffentliche Leben, die Theilnahme aller Mitglieder des gemeinen Wesens an dem Schicksale ihrer Väter und die stete Zurückbeziehung auf Einrichtungen und Anordnungen der Vorfahren die Geschichtbeschreibung; Herodot trat, wie es heifst, zu Olympia vor der allgemeinen Versammlung von Hellas mit seiner Geschichte auf, worin er den grofsen und siegreichen Kampf der Hellenen gegen die Barbaren in seinen ersten Ursachen erforscht und dargestellt hatte, und der Beifall der anwesenden Völker klatschte einem Unternehmen Loh, welches die von ihnen ausgeführten Thaten dem Gedächtnifs der Nachwelt erhielt. Eben so war bei den Römern eine Geschichte ihres Staates eine Sache des Volkes, und nicht blos der Gelehrten; ihre Redner beziehen sich so oft auf Beispiele vergangener Jahrhunderte, dafs man sieht, sie setzen bei ihren Zuhörern eine Kenntnifs derselben voraus. Dieselbe Erscheinung hat sich in den italienischen Freistaaten wiederholt, welchen Italien die gröfsten Geschichtschreiber der neueren Zeit verdankt. In England erhält der Geist des öffentlichen Lebens (the public spirit) die Theilnahme an den Ereignissen der Gegenwart wie der Vergangenheit selbst bei den niedrigsten Volksklassen, und nirgends, als hier, das Beispiel von Aeschylus Persern etwa ausgenommen, hat man eine Reihe historischer Gemälde in dramatischer Form auf dem Theater gesehen und bewundert.

Anders in Deutschland. Leuten, die in den Geschichten der Nachbarländer sehr gut bewandert waren, blieb die Geschichte ihres Vaterlandes in den mittleren Zeiten ein unbekanntes Feld; kaum dafs eine oder die andere ausgezeichnete Begebenheit nothdürftig zu ihrer Kenntnifs gekommen war. Die Ursache davon lag zum Theil an dem Mangel eines ausgezeichneten Werkes, das auch für einen andern Kreis von Lesern berechnet war, als für Gelehrte, zum Theil aber auch in

Digitized by Google

einem wirklichen Mangel des Nationalgefühls bei dem deutschen Volke. Wäre dieses Gefühl stark gewesen, so würde das Bedürfniſs einer Nationalgeschichte früher erkannt, und zur Erfüllung desselben ein Versuch gemacht worden seyn. Die groſse Begebenheit unserer Zeit aber, wo alle deutsche Völker sich gegen den gemeinschaftlichen Feind erhoben, und die Einigkeit ihrer Waffen Deutschland von dem Drucke der Ausländer befreite, weckte, wie mit einem Schlage der Zauberruthe, das bisher schlummernde Nationalgefühl, und die Folge davon war statt des bisherigen Kaltsinns ein feuriger Enthusiasmus für Alles, was deutsch war, bis zur Ausschweifung. Dies hatte natürlich auf die Geschichte den gröſsten Einfluſs, die Helden unseres Volkes wurden besungen, ihre Thaten in Volksbüchern beschrieben, — kurz, es schien eine neue Zeit aufzugehen für die deutsche Nation. Daſs dieser Rausch der Begeisterung bald wieder verflog, lag in der Natur der Dinge, allein seine wohlthätigen Wirkungen sind nicht mit ihm erloschen, und jetzt wird gewiſs eine Geschichte des teutschen Volkes von allen Gebildeten desselben mit wärmerer Liebe aufgenommen werden, als vor einem halben Jahrhundert. Allein jetzt werden auch gröſsere Ansprüche gemacht, als in der Zeit der Begeisterung; das schöne Gefühl, die Thaten einer groſsen Nation ihren Enkeln zum dankbaren Andenken und zur Belehrung zu überliefern, muſs mit gründlicher Forschung und gleicher Abwägung der Gerechtigkeit verbunden seyn, und darf nie das Urtheil bestechen.

Nach einer zwanzigjährigen Forschung (Vorwort S. XI.) übergibt nun Hr. Luden dem deutschen Volke seine Geschichte, mit dem vollen Bewuſstseyn der Anforderungen des Augenblicks und mit dem Bestreben, dieselben zu befriedigen. Von diesem Werke zeigen wir hier den ersten Band an. Er umfaſst die Zeit vom Eintritt der Deutschen in die Geschichte bis an das Ende des ersten Jahrhunderts nach Christi Geburt, und zwar in drei Büchern: das erste Buch S. 1 — 156. stellt die Geschichte dar bis auf die Unterwerfung von ganz Gallien durch Julius Cäsar und die Ausdehnung des Römischen Reichs bis an den Rheinstrom; das zweite Buch S. 159 — 424. behandelt die Versuche der Romer, Deutschland selbst zu unterjochen, und die Geschichte der deutschen Völker in ihren gegenseitigen Reibungen nach jenem miſslungenen Versuch, so wie in ihren Verhältnissen zu den Römern; das dritte Buch endlich S. 427 — 586. entwickelt Deutschlands inneren Zustand, also alle Verhältnisse, auf welche sich die Einrichtungen der Folgezeit gründen. Von S. 589. bis an's

Digitized by Google

Ende folgen die Anmerkungen als Beweise und Rechtfertigung aufgestellter Ansichten oder zur Erläuterung einzelner Punkte.

Die klare Ordnung, in der die Begebenheiten dargestellt sind, die würdevolle ernste Sprache und der schöne edle Sinn, mit welchem der Hr. Verf. seinen Landsleuten ihre Geschichte erzählt, müssen bei unserem Volke den verdienten Beifall und Anerkennung finden, auch wenn alle Theilnahme an der Geschichte des Vaterlandes erstickt wäre. Ja, wäre dies der Fall, so müfste dieses Werk sie wecken, und Ref. wünscht, dafs es einen recht grofsen Kreis von Lesern finden möchte, so wie er überzeugt ist, dafs es seine Wirkung nicht verfehlen wird, den Leser zu belehren und zu erheben. Was Ref. vor den Richterstuhl der historischen Kritik zieht, geht die Wissenschaft als solche an, und wenn er hier von dem Hrn. Verf. abweicht, so geschieht dies immer mit der gehörigen Anerkennung des Scharfsinnes, der Verdienste und des Werthes, den seine Untersuchungen und die daraus hervorgegangenen Ansichten für die deutsche Geschichte haben.

Die mageren Quellen für die ganze Geschichte, welche in diesem ersten Bande abgehandelt wird, entspringen in den Werken Römischer und Griechischer Geschichtschreiber, also der Feinde des deutschen Volkes, und auch bei der gröfsten Wahrheitsliebe konnten diese sich nicht leicht von ihren Vorurtheilen losreissen. Daher hat der Hr. Verf. diese Quellen mit grofsem Mifstrauen und Argwohn benutzt, und einen andern Quell geöffnet, „der in des Menschen Geist und Empfindung entspringt, und den Nichts zu trüben vermag“ (S. 102.). Ref. mufs diesem Verfahren da seinen Beifall geben, wo man den Grund eines gerechten Argwohns nachweisen, und aus den vorhandenen Spuren die Wahrheit oder wenigstens eine Annäherung an die Wahrheit überzeugend herausfinden kann. „Die Geschichte kann aber nicht über ihre Quellen hinaus“; wo also die Erzählung, deren Resultat wir doch nie ändern können, in ihren einzelnen Theilen mit sich selbst und mit der Natur der Dinge übereinstimmt, mufs sie stehen bleiben, als historisches Factum. Dafs aber ein zu grofses Mifstrauen den Hrn. Verf. zu einem wärmeren Vertheidiger der Deutschen gemacht hat, als sich mit der Historie verträgt, glaubt Ref. an einigen Beispielen zeigen zu können, wo eine unverkennbare Partheilichkeit Hrn. Luden bewogen hat, den Feind in einem trüben Lichte zu zeigen, und den Freund dagegen von allen an ihm haftenden Beschuldigungen zu reinigen. In dieser Beziehung kann uns zuerst die Ge-

Digitized by Google

schichte der Usipeten (Usipier) und Tenchterer S. 104 ff. dienen. Nach Cäsar kamen diese deutschen Völkerschaften von den Sueven gedrängt an den Rhein da, wo die Menapier an beiden Seiten des Stromes wohnten. Diese gingen bei der Ankunft so zahlreicher Mannschaft auf das linke Rheinufer, um ihnen den Uebergang zu wehren; die Tenchterer und Usipeten zogen, um die Feinde sicher zu machen, zum Scheine ab; wandten sich aber nach der Rückkehr derselben in ihre Wohnungen plötzlich um, und überfielen sie so unerwartet, dafs sie sich der Schiffe der Menapier bemächtigten, und mit diesen auch das Land derselben am linken Rheinufer unterwarfen. Die Erscheinung dieser Deutschen auf der Gallischen Rheinseite veranlafste Bewegungen unter den Galliern und Unterhandlungen, so dafs Cäsar schnell herbeieilte, und durch eine schändliche Treulosigkeit, die er mit schauderhafter Kälte erzählt, die Feinde vernichtete.

Hr. Luden berichtet uns dagegen, die Tenchterer und Usipeten seyen von den Menapiern zu Hülfe gerufen worden, und zu ihrem Beistande erschienen. Wie aber? Wir wollen einmal zugeben, dies wäre der Fall gewesen, so bleibt es doch immer eben so unerklärlich, warum diese beiden Völkerschaften mit allen den Ibrigen (cum omnibus suis domo excesserant, Rhenumque transierant. Caes. lib. IV. cap. 14.) herangezogen kamen, als warum sie mit den Menapiern in Streit geriethen. Das Erstere läfst Hr. Luden unberücksichtigt, für das Zweite steht uns die Wahl zwischen zwei Erklärungsarten frei. „Sey es nun", heifst es S. 106, „dafs die Menapier nach der Unterwerfung aller Gallischen Stämme an ihrer Sache verzweifelnd gewünscht haben, den Bund wieder aufzulösen, um den Krieg zu vermeiden, und dafs sie wegen dieses Verlangens mit den Usipetern und Tenchterern, die schon gerüstet unter den Waffen waren, wirklich in einen Zwist geriethen; sey es, was wahrscheinlicher ist, dafs sie nur einen Zwist mit diesen Bundesgenossen verabredet haben, um unter dem Vorwande eines Zwanges den Krieg wider die Römer im Fall eines Unglücks entschuldigen zu können: die Usipeten und Tenchterer gingen im Winter über den Rhein und vereinigten (!) sich mit den Menapiern." Ref. denkt, statt dafs wir uns auf ein so unbestimmtes und willkührliches „Sey es" einlassen, bleiben wir bei der bestimmten Angabe Cäsars, dafs die Usipeten und ihre Verbündete das Land der Menapier mit Gewalt besetzt haben; denn dafs die Menapier hernach wieder als Feinde der Römer auftreten, beweist nicht das Gegentheil, weil sie nach dem Untergange der Usipeten

Digitized by Google

und Tenchterer das Joch der Römer eben so wenig auf sich nehmen wollten, als sie sich ungern der Waffengewalt jener gefügt hätten.

Die folgenden Begebenheiten dieses Kriegs stellt der Hr. Verf. ganz nach Cäsars Bericht dar, und weicht blos einmal ab, indem er die Römer die deutschen Reiter necken und reizen läfst, woraus denn ein Reitergefecht entsteht, während Cäsar (IV, 12.) die deutschen Reiter des Anfangens der Feindseligkeiten beschuldigt. Hr. Luden mag Recht haben; schon Cassius Dio B. 39. Kap. 47. konnte sich diese Begebenheit nach Cäsars Ezählung so wenig erklären, dafs er den Römern wenige Reiter, und den Feinden die Uebermacht gibt. In den Anmerkungen aber findet man stets die Hinweisung, dafs alle Anstalten und Befehle Cäsars darauf abgesehen gewesen wären, die Gelegenheit zur Treulosigkeit herbeizuführen, die nach des Ref. Ansicht der Zufall dem Cäsar in die Hände spielte, und in dem Text S. 110. den ungegründeten Verdacht, dafs die gefangenen Aeltesten der Deutschen „in sittlicher Hinsicht noch schrecklicher untergegangen seyen, als ihr Volk". Cäsar IV, 15. sagt, sie seyen freiwillig bei ihm zurückgeblieben; hätte er sie umgebracht, so würde er es wohl nicht verschwiegen, und auf keinen Fall die Unverschämtheit gehabt haben, bei noch so vielen lebenden Zeugen dieser Begebenheiten geradezu das Gegentheil zu berichten. Hr. Luden mag auch noch so hart über Cäsars Geschichte urtheilen, so sind doch offenbare Unwahrheiten oder absichtliche Angaben des Gegentheils nicht denkbar, und Cäsar hätte gewifs statt des Glaubens und Zutrauens bei den Späteren eine Widerlegung gefunden. So sehr aber der Hr. Verf. Cäsars Treulosigkeit noch schändlicher, als sie schon an und für sich erscheint, hinzustellen sucht, eben so sehr bemüht er sich, den Ambiorix von der Beschuldigung der Treulosigkeit zu reinigen. Die Eburonen unter Ambiorix und Kativolk empörten sich, und griffen das Lager der Römischen Legaten Cotta und Sabinus in ihrem Lande an; allein als ihr Sturm mifslang, kam es zu einer Unterhandlung, die, wie Hr. Luden sagt S. 119, von den Römern gesucht ward; nach Cäsar lib. V. cap. 26 aber wurden die Römer von den Eburonen (suo more) eingeladen, Gesandte zu schikken. Den Gesandten gab Ambiorix aus Dankbarkeit gegen Cäsar, wie er sagte, das Versprechen, dafs er seinem Gastfreunde Sabinus und den Römern freien Abzug erlauben, und ihn in seinem Lande nicht hindern wolle. Im Vertrauen auf dieses Versprechen bewog Sabinus, trotz dem Widerspruche

Digitized by Google

Cotta's, die Legionen zum Aufbruche, ohne einen weiteren Vertrag abzuschliefsen. Nach Cäsar l. c. cap. 32. „erwartete nun Ambiorix in einem Hinterhalte die sicher gemachten Römer (collocatis insidiis — — Romanorum adventum exspectabant); Hr. Luden aber weifs S. 121, dafs die Eburonen diese Stellung nur aus Vorsicht nahmen, weil bei der Bewegung im Römischen Lager es ihnen unbekannt war, ob die Römer angreifen oder abziehen wollten. Die Römer zogen ab, ohne Feindseligkeiten im Sinne zu haben oder zu erwarten; allein trotz seinem gegebenen Versprechen liefs Ambiorix sie angreifen, und selbst nicht seinen Gastfreund Sabinus schonen. Vergl. Dio Cass. lib. 40. cap. 6. Nichtsdestoweniger sieht Hr. Luden S. 626. keine Treulosigkeit in dem Benehmen des Ambiorix; er sieht nur Unverstand bei den Römern und im Besondern bei Titurius Sabinus. Wenn wir solche Künste gebrauchen zur Rechtfertigung, so könnte Ref. auch die Treulosigkeit Cäsars gegen die Aeltesten der Usipeten und Tenchterer hinwegreinigen, indem er denselben den Unverstand vorwürfe, sich in Cäsars Lager zu begeben ohne einen vorher gemachten Vertrag, da sie doch wufsten, dafs durch das vorgefallene Gefecht der Waffenstillstand gebrochen worden war. Allein das sey ferne von ihm! Ref. erkennt in dem einen Falle wie in dem andern eine schändliche Treulosigkeit, und sein Gefühl für strenge historische Wahrheit erlaubt ihm nicht, gerechte Beschuldigungen dem Landsmanne abzunehmen, und sie in desto gröfserem Maafse auf das Haupt des verhafsten Feindes zusammenzuhäufen.

Cäsar bot das Land der Eburonen den benachbarten Völkern zur Plünderung. Auf seinen Ruf strömte „allerlei Gesindel“ zusammen. Nun aber berichtet Cäsar VI, 35, es seyen auch zweitausend Sigambrische Reiter zu diesem Raube über den Rhein gekommen. Hr. Luden übergeht diese Nachricht ganz mit der Wendung, S. 141: „Zweitausend Sigambrische Reiter seyen über den Rhein gegangen, sey es, dafs sie Kundschaft über die Lage der Dinge einziehen, oder dafs sie den Eburonen Hülfe bringen sollten.“ In der Note dagegen erfahren wir dafür einen Grund, die Zahl der Tage soll beweisen, dafs Cäsars Erzählung offenbar falsch und unnatürlich ist, und dafs in fünf Tagen nicht alles geschehen seyn kann, was Cäsar anführt. Die Sigambern wohnten von der Lippe an den Rhein hinab, und Cäsar mochte sehr gut wissen, wie rasch die Sigambrischen Pferde ihre Reiter trugen. Der Ruf, nicht ein Bote, wie Hr. Luden sagt, der Ruf kommt zu den Sigambern, jenseits

Digitized by Google

des Rheines gäbe es Beute. Ist kein Krieg, so erwirbt sich der Deutsche Stoff zur Freigebigkeit durch Raub (materia munificentiae per bella et raptus. Tac. Germ. cap. 14.). Also machen sich zweitausend eben so kriegs- als beutelustiger junger Leute auf, und kommen in das Land der Eburonen, wo dann das erfolgte, was Cäsar lib. VI. cap. 35 sqq. und Hr. Luden S. 141 ff. erzählt hat.

Als ein viertes Beispiel will Ref. die Befreiung Deutschlands durch Armin betrachten. Diese Begebenheit hat Hr. Luden in ihre ganze Bedeutsamkeit gestellt; denn ohne sie wäre es vielleicht den Römern gelungen, die Germanische Eigenthümlichkeit zu unterdrücken, und den Deutschen dasselbe Joch, wie den Galliern aufzubürden. Die Art und Weise dieser Befreiung aber stellt Hr. Luden ganz anders, als die Alten und Neuen dar, und spricht sich darüber in einer Anmerkung folgendermafsen aus, S. 665: — „Wer die Angaben der Römischen Schriftsteller glaublich findet, wer annimmt, dafs Armin mit der Miene der Treue, die Verschwörung in der Seele, sich zu des Varus Mahle gesetzt, dafs er Eifer für den Römischen Dienst heuchelnd immer (*dei*) den Varus umgebend primo paucos, mox plures in societatem consilii aufgenommen, und alle Künste arglistiges Betrugs angewandt habe, ihn zu umstricken, ihn in's Verderben zu führen, — wer das annimmt, der mufs mir verzeihen, dafs ich ihm erkläre: ich freue mich über die Befreiung des Vaterlandes, aber über die Art, wie sie bewirkt worden, kann ich mich nicht freuen, und seinen Helden kann ich wohl bewundern, aber mich nicht mit ihm befreunden.“ Man sieht, Hr. Luden hat bei der Darstellung dieser Begebenheit Armin als das Ideal eines Helden im Auge gehabt, und da ihn die Geschichte anders zeigte, aus Unwillen, dafs das schöne Bild von der grausamen Wirklichkeit einen Schatten erhalten sollte, allen Scharfsinn aufgeboten, um seinen Helden so hinzustellen, dafs er sich mit ihm befreunden kann. Auch scheint es dem Ref., dafs die Befreiung Deutschlands in der neuesten Zeit auf die Darstellung des Hrn. Luden keinen geringen Einfluss gehabt habe. Die gewöhnliche Erzählung dieses grofsen Ereignisses ist bekanntlich in Kurzem folgende: Die Römer und ihr Einfluss herrschten schon bis an die Weser und über den Flufs hinaus, als Quinctilius Varus Statthalter wurde, und dieselben Künste der Bedrückung und des Despotismus, welche er in Syrien zu seiner Bereicherung geübt, auch hier gebrauchte. Dies empörte die deutschen Männer, und Einer ihrer Fürsten, der

Digitized by Google

Cherusker Armin, der Rom und Römischen Dienst aus Erfahrung kannte, war unermüdlich thätig, unter den Fürsten der Deutschen einen Bund gegen Rom zur Befreiung des Vaterlandes zusammen zu bringen. Je mehr die Gemüther empört waren, um desto leichter gelang ihm seine Absicht; als alles reif war, mufste ein deutsches Volk die Waffen ergreifen, um Varus von der Weser, wo er sein Standlager hatte, hinweg zu locken; auch dies gelang. Auf dem Zuge trennte sich Armin von ihm (Liv. lib. 56. cap. 19.), und in dem Teutoburger Walde fand Varus mit seinen Legionen den Untergang.

Hr. Luden erzählt diese Begebenheit S. 233 ff. anders: „ein entferntes teutsches Volk habe sich zu einem Aufstande erhoben, die Römischen Dränger in seiner Mitte erschlagen, und das Netz der Arglist und Gewaltthat, in welchem es sich gefangen sah, zerrissen; gegen dieses Volk sey Varus aufgebrochen, und habe die teutschen Fürsten (unter ihnen also auch Armin) mit ihren Hülfsschaaren folgen lassen. Sobald aber die teutschen Völker in der Nähe den Abzug des Römischen Heeres gesehen, und in der Ferne von demselben gehört, da sey der lang verhaltene Ingrimm hervorgestürmt, — das ganze teutsche Volk, so weit die Kunde erscholl, habe sich erhoben, wie ein einiger Mann. Zwischen den Teutschen im Römischen Heere und den Römern sey es schon zu blutigen Auftritten gekommen; in dem Gefühle seiner schwierigen Lage habe Varus seinem Zuge eine veränderte Richtung gegeben, um Aliso zu erreichen und die Strafse nach dem Rhein; er sey aber bald in die Schluchten und Engpässe des Teutoburger Waldes gerathen. Unter diesen Umständen sey Armin hervorgetreten mit seinen Cheruskern (so lange war er also dem Varus gefolgt), und sey Feldherr und Herzog der Teutschen aus Ost und West geworden“ u. s. w.

Für diese Ansicht zeugt keiner von den Schriftstellern, aus denen wir die Nachrichten von dieser Begebenheit schöpfen; alle, selbst Tacitus, wissen, dafs der Aufstand der Deutschen durch Armin vorbereitet war. Hr. Luden glaubt zwar in der Stelle des Tacitus Ann. lib. I. cap. 9, wo er den Armin sagen läfst: non enim se proditione (neque adversus feminas gravidas — warum läfst Hr. Luden diese für den Gegensatz unentbehrlichen Worte weg? —), sed palam, adversus armatos bellum tractare, — das Urtheil des Tacitus für sich zu haben, allein dies bedarf keiner Widerlegung. Armin spricht im Unwillen über die hinterlistige Entführung seiner Gattin, und der Geschichtschreiber gibt ihm blos Gegensätze, wie sie die Leidenschaft liebt, in den Mund, die

Digitized by Google

durchaus für ein historisches Zeugnifs nicht die geringste Berücksichtigung verdienen. Tacitus nennt die Deutschen, Germ. cap. 22: gens non astuta, nec callida — und dazu bemerkt Hr. Luden S. 726: „So ist es, und eben deswegen ist es nicht wahr, dafs es der Hinterlist, dem Verrath und einer geheimen Bündelei seine Rettung verdanket.“ — Diese allgemeine Charakteristik kann wiederum für diesen besonderen Fall kein Zeugnifs geben. Also hat Hr. Luden für seine Ansicht nichts, als dafs in der Erzählung der Römischen Geschichtschreiber eine innere Unwahrscheinlichkeit liege. Ref. mufs gestehen, dafs er diese eher in des Hrn. Verf. Darstellung findet, und dafs Armin bei ihm in einem kleineren Lichte erscheint, als bei den Römern selbst. Armin sieht die Grausamkeiten und den Druck des Varus geduldig mit an, er zieht mit dem habsüchtigen Statthalter aus, er folgt ihm noch, als die Deutschen schon unter Waffen stehen, und erst da Varus kein Rettungsmittel mehr weifs, als den Rückzug nach dem Rhein, tritt Armin mit seinen Cheruskern hervor. Bringt ihm das Ehre? Ref. zweifelt. Allein es handelt sich hier nicht um die Ehre oder Schande eines Mannes, sondern um die Sache selbst, wie sie sich zugetragen hat nach den Zeugnissen, die allein die Geschichte begründen können, und nicht, wie sie sich zugetragen haben kann. Nichts ist natürlicher, als dafs Armin, ein Mann von grofsen Fähigkeiten und gebildetem Verstande, mit Römern und Römischen Sitten bekannt, sobald er aus Unwillen über die Unterdrückung der Freiheit seines Vaterlandes den Entschlufs faßte, das Joch der Ausländer zu zerbrechen, sich darüber andern Fürsten und Anführern des deutschen Volkes mittheilte, und mit ihnen den Plan verabredete, den er so glücklich und zum Heile der spätesten Nachwelt ausgeführt hat. Hätten wir des Tacitus Erzählung über dieses Ereignifs, so würden wir nicht mehr zweifeln, dafs dieser Aufstand eben so gut die Folge einer Verschwörung oder Verabredung, als der des Batavischen Volkes unter Civilis, war. Den Armin allein nennt Tacitus Ann. I, 51. turbatorem Germaniae, insignem perfidia in nos, — und darum stand auch Armin allein an der Spitze des ganzen Unternehmens. Ref. begreift nicht, warum nach Hrn. Ludens Darstellung die Deutschen gerade ihn zu ihrem Anführer wählen sollten, da er erst die Römer verliefs, als sie beinahe verloren waren. Nein, Armin ist es, der die deutschen Völkerschaften zu vereinigen wufste gegen den gemeinschaftlichen Feind, und diesem nach der bewirkten Vereinigung die Stirn offen und frei bot. Auch war Armin ein im Römischen Dienste

gebildeter Kriegsmann, der sehr gut wufste; wie viel List und Klugheit vor dem ungebändigten Ungestüm des rohen Natursohnes voraus habe; s. Tacit. Ann. lib. I. c. 68. Also auch abgesehen von den Betheuerungen des Verräthers Segestes (ibid. cap. 58.), so hat die Erzählung der Römer durchaus keine innere Unwahrscheinlichkeit, und der Sieg in Folge einer von den Umständen nothwendig gemachten Verabredung ist wenigstens nach des Ref. Ansicht nicht weniger ehrenvoll, als wenn der Aufstand, wie Hr. Luden will, durch „die Gewalt des Geistes" herbeigeführt worden ist.

Dies hält Ref. für hinreichend zum Beweise, dafs ein zu grofses und oft ungegründetes Mifstrauen den Hrn. Verf. zu einem der Historie nichts weniger als zuträglichen Verfahren verleitet habe. Man findet hier viele ganz von der gewöhnlichen Darstellung abweichende Ansichten, und wenige Begebenheiten, die nicht in einem neuen Lichte dastehen. Diese zu prüfen, bleibt dem überlassen, der es nach Hrn. Luden übernehmen wird, die Geschichte der Deutschen von neuem zu bearbeiten; da sich diese Ansichten gröfstentheils auf die Erklärung der Quellen gründen, so werden des Hrn. Verf. Bemühungen um die deutsche Geschichte stets mit gerechtem Danke anerkannt werden. So ist z. B. des Hrn. Verf. Ansicht von dem Zuge der Cimbern und Teutonen ganz neu. Dieser Zug ist keine Wanderung, er ist eine „Fahrt" deutscher Männer zur Eroberung. Die Cimbern bilden keinen von den Teutonen verschiedenen Völkerstamm, und der Zweck des Zuges ist nicht die Erwerbung neuer Sitze, sondern ein Eroberungsplan in Gallien; der Krieg mit den Römern ward von den Deutschen mehr vermieden, als gesucht, und eher wurden sie nicht der angreifende Theil, als bis die Römer sie oft beunruhigt hatten, und ihnen nie den ungestörten Besitz von Gallien einräumen wollten; denn darauf bezieht Hr. Luden die von den Alten erwähnte Forderung der Deutschen um Land. Fordern sie z. B. bei Plutarch χώραν καὶ πόλεις ἱκανὰς ἐνοικεῖν, — so fragt Hr. Luden S. 607, ganz richtig: „Konnte es ihnen, die ganz Gallien inne gehabt hatten (Caes. de bell. Gall. I, 33.), an Wohnsitzen fehlen? Sie forderten, Rom sollte Städte und Land abtreten. Und wo? In Italien? Wahrscheinlich sollte Gallien geräumt werden." Dem Ref. genügt die Anführung dieser Ansicht, die mit Scharfsinn auf äufsere Beweise gestützt nicht ohne starke innere Wahrscheinlichkeit dasteht, und so manches sich auch dagegen sagen läfst, doch nach des Ref. Ansicht nicht leicht umzustofsen seyn wird.

Digitized by Google

Das dritte Buch behandelt, wie schon oben bemerkt worden, „Teutschlands inneren Zustand“. Die bekannte Stelle Cäsars im sechsten Buch seiner Geschichte der in Gallien geführten Kriege und die Germania des Tacitus sind Quellen, und spätere Einrichtungen dienen zur Erklärung und Ausführung. Bei dieser Gelegenheit spricht Hr. Luden S. 699 ff. seine Ansicht über die Germania des grofsen Römischen Geschichtschreibers aus. Sie ist: die Germania bestehe in hingeworfenen Bemerkungen, Studien für einen späteren Gebrauch in den Annalen und Historien, die für Freunde in einen nothdürftigen Zusammenhang gebracht und so bekannt worden seyen; auch habe Tacitus wirklich Gebrauch davon gemacht, z. B. Germ. cap. 29. mit Hist. (Ann. ist ein Druckfehler) IV, 12. Diese beiden Stellen enthalten aber eine nothwendige Wiederholung. Was das zweite Beispiel angeht — Germ. cap. 31. mit Ann. IV, 61. — so mufs das wohl heifsen, Germ. cap. 8. mit Hist. IV, 61, wo aber wieder eine Wiederholung der Sache nothwendig ist; auch sind die Worte an beiden Stellen ganz verschieden. Diese Ansicht wird schwerlich Beifall finden; ihr steht der ausgearbeitete Styl, der gewifs nicht den Stempel flüchtig hingeworfener Bemerkungen an sich trägt, entgegen. Wenn einzelne Sätze an Verse von Dichtern erinnern: z. B. cap. 37: veterisque famae lata vestigia manent, so möchte Ref. fragen, ob es vielleicht Tacitus anders ergangen ist, als Hrn. Luden, dessen Worte gleich im Anfange: „Dieses Land — — gehört zu den schönsten Ländern, welche die Sonne begrüfset in ihrem ewigen Laufe —“ an das Lob erinnern, das die Jungfrau von Orleans bei Schiller ihrem Vaterlande gibt. Tacitus liebt einen gewichtigen Rhythmus; so ist ja selbst die erste Zeile in seinen Annalen ein Hexameter, — und verschmähte auch gewifs den poetischen Ausdruck, wo er seiner Rede Kraft gab, oft eben so wenig, als Hr. Luden, der S. 265: „die grausamen Würger hatten nur den Schlaf gemordet“ — diesen Shakespearischen von Schiller ebenfalls nachgeahmten Ausdruck, aufgenommen hat. Alle „Andeutungen“, die Hr. Luden zur Begründung seiner Ansicht vorbringt, durchzugehen, würde den Ref. zu weit führen; er wenigstens kann sich nicht zu dieser Ansicht bekennen. Ihm scheint es, dafs Tacitus das, was er von den Germanen wufste, zusammengestellt hat, mit der Nebenabsicht, den Römern zu zeigen, wie eines tugendhaften, unverdorbenen Volkes Sitten mit den Lastern, welche am Römischen Leben zehrten, einen grellen Contrast bilden. Wozu hätte Tacitus, wenn er blos Notizen

für sich selbst geschrieben, so bittere Blicke auf das Römische Leben geworfen? —

Das Gemälde aber, welches Hr. Luden von dem deutschen Leben in allen seinen Beziehungen aus den Stellen der Alten entwickelt, ist vortrefflich, und nicht ohne neue Ansichten. Hievon will Ref. eine ausheben über die bei Cäsar und Tacitus erwähnte Sitte der Sueven, jährlich ihre Felder zu wechseln, S. 483 ff. Hr. Luden erklärt dies so: der grofse Grundeigenthümer behielt einen Theil seiner Besitzungen für sich, und übergab die andern Theile Andern zur Benutzung, wofür er als Grundherr einen Theil des Ertrags empfing. Dies waren die Hintersassen, und unter diese hat wohl der Grundherr nach einer billigen Schätzung durch kundige und erkohrene Männer (magistratus et principes) jährlich die Besitzung neu vertheilt, um dadurch die Einheit und Gleichheit zu erhalten. — Der Haupthof mit seinen Gliedern (Lili) oder Hintersassen und die kleinen Besitzungen der Männer, die keine Hintersassen hatten, bildeten die Gemeinden, und mehrere derselben eine Markgenossenschaft. Die Verbindung sämmtlicher Grundeigenthümer einer Gegend machten einen Gau aus (S. 492.), und alle Mitglieder desselben vereinigten sich zu einer Volksgemeinde, welche über die den ganzen Gau betreffenden Angelegenheiten gemeinschaftlich berathschlagte. Den Vorsitz führte der Graf, zuerst der älteste Mann, der Graun, hernach der Würdigste, der aber die hergebrachte Benennung des Grafen beibehielt, auch wenn er das Alter noch nicht hatte, das ihn zu diesem ehrwürdigen Namen berechtigte. Der Gau, heifst es S. 503. weiter, war wieder in Kreise eingetheilt, von welchen ein jeder hundert Grundeigenthümer umschlofs, und die daher Hunderte hiefsen. Diesen stand der Centgraf vor. Die Hunderte zerfielen wieder in Zehenten, welche einen Zehntgrafen an der Spitze hatten. Die Gauen selbst aber waren nur Theile eines Staats. Eine solche Verbindung mehrerer Gaue zu einem Staate nennt Hr. Luden Mannei (S. 507.), z. B. Mark-Mannei, Alle-Mannei, Ger-Mannei. Ref. wünschte übrigens, dafs Hr. Luden zum Belege für diese Ansicht nicht Tacit. Hist. IV, 64. angeführt, wo die Gesandten der Tenchterer den Agrippinensern oder Ubiern, die dem Civilis beitraten, danken, dafs sie zurückgekehrt seyen in corpus nomenque Germaniae, was Hr. Luden übersetzt: „zu dem Namen und zu dem Leibe einer Germania", und hinzufügt: „diese Germania, was konnte sie anders seyn, als der Bund der Bataver mit den

Digitized by Google

Völkern auf dem rechten Rheinufer?" Jeder Unbefangene wird einsehen, dafs Germania an der Stelle des Tacitus nichts heifst, als Deutschland; die Tenchterer freuen sich, dafs sich die Ubier von den Römern losgerissen, und wiederum an ihre Brüder und Landsleute, die Deutschen, angeschlossen haben. So hätten z. B. die Deutschen im Jahre 1814. bei ihrer Ankunft auf dem linken Rheinufer zu ihren deutschen Brüdern daselbst, welche sie als Befreier vom Joche der Franzosen mit offenen Armen aufnahmen, die Worte des Tacitus sagen können: rediisse vos in corpus nomenque Germaniae communibus Diis grates agimus. — Eine solche Verbindung von Gauen zur gemeinschaftlichen Vertheidigung oder Wehrmannei hatte einen Herzog an der Spitze. Was bei den Alten von Königen in Deutschland selbst vorkommt, ist verworren und voll Widersprüche; „Tacitus gab wieder, was er wufste und erfuhr, und liefs uns Spätern die Aufgabe zurück zu versuchen, was ihm unmöglich gewesen."

Ref. ist dieser Untersuchung in ihren Hauptpunkten gefolgt. Schön und gründlich entwickeln die folgenden Kapitel, das sechste die Kriegsverfassung, das siebente Gewerbe, Handel, Kunst und Wissenschaft — Ref. vermifste hier ungern eine Bemerkung über die unläugbar aus vorrömischer Zeit herrührenden Bauwerke der Trierer, — das achte Religion und Gottesdienst, und das neunte das häusliche und gesellige Leben.

Ref. schliefst diese Anzeige mit dem Wunsche, dafs dieses Werk recht viele Liebe zum Studium der deutschen Geschichte wecken möge. Der Verleger hat Druck und Papier eingerichtet, wie es das Werk verdient, und dem Ref. ist, aufser den oben angeführten Versehen im Drucke, nur ein störender Druckfehler aufgefallen, S. 393. Naas, wofür man Nahe lesen mufs.

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

N. 37. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Luden Geschichte des teutschen Volkes.

(*Beschluſs.*)

Bei einem so wichtigen Werke, als das hier angezeigte ist, glaubt der Untengenannte einer anonymen Recension einige Worte in seinem Namen beifügen zu müssen. Er kann weder dem Recensenten, wenn er diese ganze Art Geschichte zu schreiben zu tadeln scheint, beitreten, noch Hrn. Luden gegen ihn in Schutz nehmen wollen, da seine dringenden Geschäfte ihm bisher noch nicht erlaubt haben, Hrn. Ludens Werk aufmerksam zu lesen. Da ihm indessen der Verfasser der Recension als ein milder, gelehrter, keiner Parthei angehöriger junger Geschichtforscher bekannt ist, der sich Hrn. Luden auch nicht in der Entfernung gleich oder gar über ihn stellen will, so hat er dem Publicum und Hrn. Luden selbst mit der Bekanntmachung der abweichenden Ansichten über Art und Methode einen Dienst zu thun geglaubt, weil gewiſs Hr. Luden über die kleinliche Eitelkeit erhaben ist, daſs er nur pomphaftes Lob für Anerkennung des Verdienstes hält. Unerwähnt darf es Unterzeichneter dabei nicht lassen, daſs der Verf. einer der besten, wenn nicht der beste, seiner ehemaligen Zuhörer und derer ist, die seiner speciellen Leitung genossen haben, da er aber weder eine Schule hat, noch haben will, so wird dies hoffentlich keinen Unterschied machen. Er würde sich die ganze Bemerkung erspart haben, wenn man nicht gewohnt wäre, seinen geringen Antheil an diesen Blättern über die Gebühr auszudehnen, und jeden Tadel ihm oder seiner Veranstaltung zuzuschreiben. Er theilt mit, was ihm zugeschickt wird, wenn es nicht schlecht oder partheiisch ist, das ist Alles; dem Publicum eine Meinung aufzudringen oder gar durch Kreaturen einschwärzen zu lassen, das wird ihm keiner zutrauen, der ihn kennt.

Schlosser.

Digitized by Google

Ueber Wesen und Studium der Wirthschafts- oder Cameralwissenschaften, vorzüglich über wissenschaftliche Begründung der Landwirthschaftslehre . . . von Fr. G. Schulze, Professor in Jena. Jena, Fromann. 1826. 126 *S.* 8. 18 Gr.

Der Verf. ist dem Publicum schon durch seine Dissertation de aratro Romano, und durch die, auf die Weimarischen landständischen Verhandlungen sich beziehende Schrift: über Papiergeld, auf das Vortheilhafteste bekannt. Er glaubt in der bisherigen Behandlung der Gewerbswissenschaften, besonders der Landwirthschaftslehre, Mängel zu erkennen, deren Hebung ihm nur dadurch möglich scheint, dafs man die Volkswirthschaftslehre als eine Grundlehre dieser Wissenschaften benutze. Jene Mängel sind auch in der That nicht zu verkennen, und zwar zeigen sie sich hauptsächlich in dem einen Haupttheile, den sowohl die Landwirthschaftslehre, als die Technologie, Bergbaukunde u. s. w. enthalten mufs, und den man den allgemeinen, oder mercantilischen Theil, die landwirthschaftliche und technologische Gewerbslehre, im Gegensatze des technischen Theils oder der Kunstlehre, genannt hat. Erst seit Kurzem hat man diesem Theile gröfsere Aufmerksamkeit gewidmet, und er ist auch nach dem, was Thaer und von Crud für die landwirthschaftliche, Geyer für die technologische Gewerbslehre geleistet haben, noch weit von derjenigen Ausbildung entfernt, welche der technische Theil unter dem Einflusse der Naturwissenschaften erlangt hat. Unser Verf. nennt die Gesammtheit der auf das Mercantilische in der Landwirthschaft gerichteten Lehren den volkswirthschaftswissenschaftlichen Theil, welchem er den naturwissenschaftlichen gegenüberstellt. Für jede Gewerbswissenschaft gebe es nämlich, da sie einen Kampf des Menschen mit der äufsern Natur darzustellen habe, eine naturwissenschaftliche und eine anthropologische Grundlehre, und die letztere sey die Volkswirthschaftslehre, die aus einer Anwendung der Anthropologie auf das wirthschaftliche Leben entspringe, indem sie die Erscheinungen des letzteren aus Gesetzen der Menschenlehre zu erklären bestimmt sey. Um dies Verhältnifs der Volkswirthschaftslehre zu den Gewerbswissenschaften darzuthun, werden die Schriften Beckmanns, von Seutters, Thaers u. A. beleuchtet, es werden unrichtige oder doch unklare Sätze aus ihnen hervorgehoben, die aus dem Standpuncte der Volkswirthschaftslehre besser gefafst werden können. Thaer würde seine Erklärung des umlaufenden Capitales, ob sie schon nicht

Digitized by Google

die deutlichste ist, gegen die Bemerkungen unseres Vf. S. 49. zu vertheidigen im Stande seyn. Letzterer sagt: „ich sehe z. E. nicht ein, wie man von dem Holze, aus welchem der Pflug bereitet ist, nicht eben so gut sagen könne, dafs es in seinem Producte (sein Product hat wohl Thaer schreiben wollen) verwandelt werde, als von dem Brennholze, womit der Landwirth das Futter für sein Rindvieh brüht? und doch rechnet man den Pflug zum stehenden, und das Brennholz zum umlaufenden Capitale". Hiebei ist aber zu erinnern, dafs das Holz, aus welchem der Pflug verfertiget wird, in der That in das umlaufende Capital des Wagners gehört, und erst der fertige Pflug als Werkzeug sich dem stehenden Capitale des Landmannes anreihet. — Ueber das ganze Verhältnifs kann Rec, um nicht das anderswo Gesagte zu wiederholen, nur Folgendes bemerken. In der Ansicht von dem Wesen der Volkswirthschaftslehre stimmt er dem Verf. völlig bei; aber als Grundlehre der Landwirthschaftslehre kann er sie darum nicht betrachten, weil sie selbst ohne die Hülfe von dieser, ohne einzelne Abstractionen aus ihr, nicht möglich ist. Wie könnte die Theorie der Grundrente genügend dargestellt werden, wenn man nicht die Ergebnisse der Landwirthschaftslehre dabei zu benützen im Stande wäre? wie die Lehre vom Maschinenwesen oder von der Arbeitstheilung, ohne den Beistand der Technologie? In der methodischen Entwicklung der wirthschaftlichen Lehren mufs man eher die Grundsätze des landwirthschaftlichen Gewerbes vortragen, als man das Nahrungswesen ganzer Völker nach seinen natürlichen Gesetzen erforscht. Auch ist das Princip der Landwirshschaft ein wesentlich anderes, der Gewinn für den Einzelnen, der zwar oft mit dem Vortheile für die Gesellschaft zusammentrifft, oft aber auch von demselben abweicht. Die Volkswirthschaftslehre kennt kein einzelnes Interesse, sondern überschaut alle, aus ihr kann also nicht der Zweck abgeleitet werden, nach welchem der Landwirth, Forstwirth u. s. w. sein Verfahren einrichten soll. Auf den Einwand, dafs ohne Begriffe, z. E. von Capital, aus der Volkswirthschaftslehre herüber zu nehmen, das Oekonomische der Landwirthschaft nicht gut abgehandelt werden könne, läfst sich erwiedern: es giebt allgemein wirthschaftliche Begriffe und Grundsätze, die, aus dem Verhältnisse des Menschen zu den Gütern entspringend, allen besonderen Regeln über wirthschaftliche Angelegenheiten zu Grunde gelegt werden müssen, und deshalb nicht sowohl in die Volkswirthschaftslehre, als vielmehr an die Spitze des ganzen wirthschaftlichen Lehrgebäudes gestellt

Digitized by Google

werden sollten. Ferner liegt es in der Natur der Sache, dafs der Umfang des Capitals in der Privatökonomie anders bestimmt werde, als in der politischen Oekonomie, oder, dafs das Privatcapital von dem volkswirthschaftlichen Capitale abweiche. Der gemeinschaftliche Begriff ist: bewegliches Vermögen, welches zur Erlangung neuer Vermögenstheile behülflich ist. Nun erwirbt der Einzelne eben so gut von anderen Menschen, als von der Natur, und die Drehorgel, die wandernde Menagerie, der Circus eines Franconi u. s. w. fallen eben so wohl in den Begriff des Privatcapitales, als der Pflug, der Porzellanthon und die Kohlen des Schmiedes. Erst wenn man sich zur Betrachtung der Vermögensverhältnisse eines ganzen Volkes erhebt, scheiden sich die productiven Beschäftigungen, welche das volkswirthschaftliche Capital zu Hülfe nehmen, von denen, welche auf persönliche Dienste abzielen. — Indefs ist unsere Wissenschaft noch zu jung, um schon feste Formen und Abtheilungen zu besitzen; jede Meinung verdient Beachtung, wenn sie mit so viel Talent und Kenntnifs, wie von dem Verf. geschehen, vertheidiget wird, und so viel wenigstens wird ihm Jeder zugestehen müssen, dafs es durchaus Bedürfnifs für jeden denkenden Gewerbsmann sey, sich um die ganze Volkswirthschaft zu bekümmern. Sollten die, vor deren Hause eine Quelle fliefst, nicht begierig seyn, den Strom kennen zu lernen, zu welchem jene ihre Fluthen sendet? Auch ist es nicht blos speculative Kenntnifs, welche die gebildeteren Landwirthe, Fabricanten und Kaufleute aus der Volkswirthschaftslehre gewinnen können, sondern die höhere Ansicht ihres Geschäftes im ganzen Organismus der Betriebsamkeit mufs ihnen in vielen Hinsichten fruchtbar werden, indem aus dem unaufhaltsamen Gange des Nahrungswesens im Grofsen auch nützliche Verhaltungsregeln für jede einzelne Privatwirthschaft abgeleitet werden können.

Der Verf. verbindet mit der bisher besprochenen Abhandlung die Ankündigung einer landwirthschaftlichen Lehranstalt, die er zu Jena zu eröffnen Willens ist. Sie wird mit der Universität in genauem Zusammenhange stehen, so dafs auch die studirenden Kameralisten und Juristen an den meisten Lehrstunden des Instituts Theil nehmen, und wiederum die angehenden Landwirthe auch andere Vorlesungen benutzen können. Rec. bedauert, dafs die zum Staatsdienste sich vorbereitenden jungen Männer nicht Gelegenheit haben werden, von dem Verf. mit der Landwirthschaftslehre bekannt gemacht zu werden, indem sie wohl nicht zu den vier Collegien über dieselbe, welche einen zweijährigen Cursus bilden, hinreichende

Digitized by Google

Zeit finden können. Sonst ist der Nutzen, den diese Anstalt unter der Leitung des achtungswürdigen Verf. und bei der sorgfältigen Benutzung aller Hülfsmittel (wovon die Schrift Zeugnifs ablegt) zur Bildung tüchtiger Landwirthe haben kann, nicht zu bezweifeln, und man wird es, da wir nur zu viele kenntnifsarme Praktiker haben, nicht zu beklagen haben, dafs die Erlernung beim Mangel eines unmittelbar für das Institut bestimmten gröfseren Landgutes vorherrschend theoretisch werden wird.

Rec. wird durch die vorliegende Abhandlung erinnert, die Anzeige der kleinen Schrift:

> Ueber die Kameralwissenschaft. Entwicklung ihres Wesens und ihrer Theile von K. H. Rau. Heidelberg, bei Winter. 1825. VI und 90 S. 8.

welche zur Erläuterung seines 1823 erschienenen Grundrisses der Kameralwissenschaft bestimmt ist und in diesen Jahrbüchern noch keine Erwähnung gefunden hat, kürzlich nachzuholen.

K. H. Rau.

Der rheinländische Weinbau, nach theoretisch-praktischen Grundsätzen für denkende Oekonomen. Von J. Hörter, praktischem Weinpflanzer am Rhein. Erster Theil. Coblenz, in der neuen gelehrten Buchhandlung. 1822. 8. S. VI und 128. Zweiter Theil. Trier, bei F. A. Gall. 1824. S. VIII und 208. mit vier lithographirten Tafeln. Beide Theile 3 fl. 45 kr.

In der Vorrede bemerkt der Verf. mit Recht, dafs man den Weinstock noch zu häufig auf Gründen cultivire, wo er als exotische Pflanze in Deutschland nicht gedeihen, oder doch nur in seltenen Jahren eine ergiebige Ernte liefern, also nicht mit Gewinn angebauet werden könne. Diesen Schlendrian und noch manchen anderen, der bis jetzt noch im deutschen Weinbau vorkömmt, näher zu beleuchten, die blos empirische Behandlung des Weinstocks zu entfernen, und zur Auffassung und Anwendung rationeller Regeln zu ermuntern, ist der Zweck des Verf., der durch vieljährige eigene Beobachtung und durch Umgang mit aufgeklärten Weinbauern sich dazu berufen fühlt.

Der erste Theil enthält in sieben Capiteln eine vollständige Anleitung zum Weinbau, so dafs er als ein für sich

Digitized by Google

bestehendes Ganzes betrachtet werden kann. Das erste Capitel — von der Geschichte des Weinbaues — enthält mehrere interessante Notizen; dem zweiten aber, über die Anatomie und Physiologie des Weinstocks, mangelt es an der nöthigen Präcision; auch dürfte sich gegen einzelne Behauptungen manches erinnern lassen, z. B. gegen jene, dafs schleimiger Saft, Zuckerstoff, Sauerstoff und Mehlsubstanz sich in den verschiedenen Abtheilungen des Beerenmarkes befinden, aus dem der Most oder Wein zum Vorschein komme. Im dritten Capitel eifert der Verf. mit guten Gründen gegen die Anlegung von Weingärten auf der Ebene, und indem er die beste ursprüngliche Mischung des Bodens und die zweckmäfsigsten Verbesserungs- und Düngmittel angiebt, vertheidigt er den Gebrauch des animalischen Düngers gegen die Behauptung älterer und neuerer Oenologen, unter andern des Grafen Chaptal. Im vierten Capitel lehrt er die Bepflanzung der Weinberge sehr deutlich und bestimmt, und zählt dabei die bekanntesten Rebensorten auf. Im fünften beschreibt er, zum Theil kritisch, die jährlichen Weinbergsarbeiten, wobei aber Ref. bemerken mufs, dafs das hier angeführte Ausbrechen überflüssiger Triebe kurz vor der Blüthe in vielen Weingegenden Deutschlands nicht üblich ist. Das sechste Capitel enthält eine Uebersicht über die Krankheiten, Beschädigungen und Feinde des Weinstocks und die Rettungsmittel. Der Verf. erwähnt dabei der Frühlingsfröste und des Räucherns als Vorbeugungsmittel, und rühmt die Verdienste des Medicinalraths Pickel, der diese Methode in der Gegend von Würzburg eingeführt und verbreitet habe. Ref. kann nicht unerwähnt lassen, dafs man in der genannten Gegend, so wie auch in andern, seit mehreren Jahren das Räuchern wieder unterlassen habe, und zwar aus rein wirthschaftlichen Gründen, nämlich wegen des zu grofsen Aufwandes an Zeit, Arbeit und Brennmateriale, der um so gröfser wird, wenn man auch bei der noch mehr entfernten Gefahr schon räuchern will, wie es der Verf. verlangt, der bei einem Thermometerstande von +6—7° R. die Nothwendigkeit dieser Operation schon angezeigt findet. Das siebente Capitel enthält polizeiliche Bestimmungen über die Weinlese.

Der zweite Theil ist eigentlich nur ein Supplement des ersten, und führt in eilf Capiteln einzelne Materien weiter aus, welche im ersten blos angedeutet waren. Wir wollen hier nur diejenigen nennen, welche mehr Interesse haben und welche wir mit einigen Bemerkungen begleiten können. Im zweiten Capitel ist die Rede von dem Oedeliegen alter wieder

Digitized by Google

anzurottender Weinberge. Schon die Römer hielten dieses für nothwendig, wie man aus Columella sieht. Der Verf. sucht es auch zu vertheidigen, zum Theile aus theoretischen Gründen, die aber schwerlich Stich halten werden. So leitet er z. B. die Unfruchtbarkeit des Bodens in solchen Weinbergen von einer Uebersättigung desselben mit Sauerstoff ab, was schwer zu beweisen seyn möchte. Auch ist nicht zu vergessen, dafs man dieses Oedeliegen in manchen Gegenden nicht kennt, und dafs manche Weinberge, zum Theile die besten, Jahrhunderte lang nichts als Weinstöcke getragen haben, ohne in der Zwischenzeit öde gelegen oder eine andere Ernte an Klee u. s. w. geliefert zu haben. In diesen Gegenden wird jeder alte, unfruchtbare Weinstock immer durch einen jungen ersetzt. — Das vierte Capitel handelt von den Rebschulen, deren Anlage und Pflanzung, einem Gegenstande, der bisher meistens vernachlässigt wurde, aber die gröfste Beachtung verdient. Denn die Verpflanzung bewurzelter Reben aus den Rebschulen hat mehrere unbestreitbare Vortheile; a) die auf diese Weise angelegten Weinberge werden eher tragbar, und man gewinnt vielleicht die Ernte eines guten Jahres, die man nach der gewöhnlichen Methode aufgeben müfste, um die Stöcke erstarken zu lassen; b) die Rebschulen dienen zur Bildung neuer Rebensorten aus Saamen; c) sie tragen zur Vermehrung und Verbreitung der edelsten Rebensorten bei, und d) könnten auch benutzt werden, die unter verschiedenen Namen im In- und Auslande vorkommenden Rebensorten zu untersuchen, zu vergleichen, und endlich eine sichere Terminologie herzustellen, woran es in der Oenologie noch so sehr fehlt. Dieser Mangel ist auch im fünften Capitel, wo der Verf. das vierte des ersten Theiles in der Aufzählung von 46 Rebensorten weiter ausführt, noch sehr fühlbar, und es wäre doch nicht so schwer, hier nach und nach in's Reine zu kommen, wenn man nur in mehreren Gegenden das bekannte Beispiel des Ritters v. Heintl in Oesterreich nachahmte. — Das achte Capitel, von der Benutzung der Bestandtheile des Weinstocks und dessen Educte, ist eines der vollständigsten, und Ref. will blos auf einige Stellen aufmerksam machen, welche einer Berichtigung bedürfen. So sagt der Verf., dafs aus der zerriebenen Kohle der verbrannten Weinstockwurzel die Tüncher eine blaue Farbe zum inneren und äufseren Anstrich der Gebäude bereiten. Ref. hat immer nur von einer schwarzen Farbe gehört. Ferner soll die Traubenmoscovade, in Wasser aufgelöst, ein lieblich berauschendes Getränk geben, gleich dem Malagawein. Doch wohl erst nach überstan-

Digitized by Google

dener Gährung? Endlich heifst es S. 123, die Weinhefen (Extractivstoffe) liefern in der Destillation den Hefenbranntwein. Aber nicht die Hefe als solche, sondern der vergohrene Most oder Wein, in dem die Hefe mechanisch enthalten ist liefert den Branntwein. Auch hätte noch angeführt werden sollen, dafs die ausgepreſste Hefe durch Ausglühen in verschlossenen Gefäfsen eine gute schwarze Farbe liefere. — Im neunten Capitel, von den Keltern oder Traubenpressen, erklärt sich der Verf. zum Theile ironisch gegen das bekannte Krämer'sche Traubensieb, eine Maschine, welche die Kufen und Keltern ersetzen, und die gänzliche Abschaffung derselben herbeiführen soll. Die Beschreibung dieses Siebes ist nicht sehr deutlich gegeben, aber so viel scheint gewifs zu seyn, dafs es das Keltern nicht entbehrlich macht, und mit vielen andern Verlusten und Unbequemlichkeiten verbunden ist, welche letztere der Verf. richtig aufzählt. Im zehnten Capitel, welches wir zuletzt anführen, wird die Bereitung und Veredlung des Weines in der Gährungsperiode gelehrt. Der Verf. verwirft mit Recht die Weinverfälschung, und meint, dafs diese an dem Rhein, der Mosel, Aar, Nahe und Saar nicht zu Hause sey (?). Er billigt es aber, bei geringeren Herbsten der Natur durch die Kunst zu Hülfe zu kommen, wobei aber nur die Traube selbst, und was ihr angehört, angewendet werden soll. Er beruft sich auf die Alten, welche schon dem Moste Zusätze gegeben haben, besonders wieder den Most von gekochten Traubenbeeren, was auch später die Franzosen thaten. Zugleich berührt er S. 155. das sonst am Rheine übliche Feuern des Mostes, wodurch die Weine sehr veredelt worden seyn sollen. Er empfiehlt, die verschiedenen Traubensorten bei der Lese schon zu trennen, und dann die verschiedenen Möste zweckmäfsig zu mischen, wogegen kein vernünftiger Weinpflanzer etwas einzuwenden haben wird. Er will aber auch einen Theil des Mostes kochen und heifs mit dem übrigen mischen, und selbst eine Entsäuerung des Mostes durch Kalk und Kreide scheint er zu billigen, wogegen sich zwar theoretisch nichts sagen läfst, was aber die Rigoristen in der Gewinnung reiner Weine nicht mit ganz gleichgültigen Augen ansehen werden. Zu wünschen wäre es gewesen, dafs es der Verf. unterlassen hätte, sein Verfahren mit der chemischen Theorie zu beleuchten, was ihm hier, wie früher, nur halb gelungen ist. — In jeder Hinsicht zweckmäfsig aber erscheint ein vom Verf. angeführter Trichter, der den Fässern beim Transporte von Most, welcher noch nicht vergohren ist, aufgesetzt werden, und die Entweichung von Alcohol mit dem

Digitized by Google

kohlensauren Gase hindern soll. Auch dürften die anderen hier angeführten und mit Zeichnungen versinnlichten Vorrichtungen, diesen Alcoholverlust in der Gährung zu vermeiden, Nachahmung verdienen. Denn nach früheren und neueren Versuchen ist es gewifs, dafs der Zutritt der atmosphärischen Luft zu den in geistiger Gährung sich befindenden Flüssigkeiten schädlich ist, und dafs Vorrichtungen zweckmäfsig sind, welche diese abhalten, und doch das Entweichen des sich entbindenden kohlensauren Gases zulassen, jedoch die zugleich entweichenden Alcoholdämpfe auffangen. Von dieser Art sind die vom Verf. angegebenen, deren Herstellung noch überdies wenig kostspielig scheint. — Die Behandlung des rothen Weines in der Gährung hat der Verf. von jener des weifsen unterschieden, aber auch bei jenem die Gährung in bedeckten Gefäfsen mit Schutztrichtern empfohlen. Die Regeln, die er giebt, sind praktisch und können mit Vortheil angewendet werden, allein die Theorie, die er auch hier mit einmischt, ist theils unrichtig, theils unvollständig. So nennt er S. 193. das kohlensaure Gas „Kohlenstoffgas", und sagt, dieses Gas tödte Menschen und Thiere, weil ihm der Sauerstoff, das Oxygene, das Lebensprincip gänzlich abgehe (!), und S. 201. sagt er, die Gährung durchlaufe zwei verschiedene Perioden, die zuckerige (stürmische) Vorgährung, und die weinige, stille Nachgährung.

Dieser theoretischen Rügen ungeachtet können wir das Buch seines praktischen Werthes wegen als lesenswerth empfehlen. Die Darstellung ist deutlich und populär, und die neuesten Vorschläge zur Verbesserung des Weinbaues und der Weinbereitung sind in demselben berührt. Dem praktischen Weinpflanzer und dem denkenden Oekonomen, für welchen der Verf. dasselbe bestimmt hat, wird es Stoff zu nützlichen Betrachtungen gewähren, und vielleicht selbst Versuche veranlassen, welche den Weinbau fördern.

Saggio di Congetture sulla grande Iscrizione etrusca scoperta nell' anno 1822. e riposta nel gabinetto de' Monumenti antichi della Universitá di Perugia, semplicemente proposto da Gio. Battista Vermiglioli. Perugia 1824. 4. 96 *S.*

Einer der gründlichsten Kenner alt-italischer Paläographie macht hier eine grofse etruskische Inschrift auf einem in der Umgegend von Perugia ausgegrabenen Marmor bekannt,

Digitized by Google

welcher vor vielen dergleichen Denkmalen den schätzbaren Vorzug hat, dafs die Buchstaben fleifsig und genau geschrieben, und dabei gut erhalten sind. Das Resultat der Entzifferung aber ist, wie es der bescheidene Verf. in dem Motto ausdrückt: et voluisse sat est. Seine Untersuchungen beschränkten sich darauf, mehrere Eigennamen durch Vergleichung etruskischer zum Theil unedirter Grabschriften von Perugia nachzuweisen, und die Wörter abzutheilen, was der Schriftgraber wohl hie und da, aber nicht regelmäfsig durch Punkte angedeutet hat. Beiderlei Forschungen aber, so wenig sie auch gewagt scheinen, so anspruchslos sie auch sind, haben gleichwohl noch viel Unsicheres und Schwankendes. Denn manche Wörter von bestimmter Bedeutung können Eigennamen ähnlich lauten, ohne es doch zu seyn; und das Wortabtheilen ist ein ungewisses und unfruchtbares Buchstaben-Verlesen, so lange man die sprachliche Bedeutung nicht kennt. Nur sehr selten wagte es aber Hr. V., einzelne Wörter aus dem Lateinischen und Griechischen zu erklären. Allein auch dieses führt zu nichts. Denn wer bürgt dafür, dafs jene Wörter im Munde eines Volkes, auf welches der Norden und der Orient aufser Latium und Hellas einen anerkannten Einfluss behauptete, nicht mit andern Sprachelementen verwandt seyen, als mit lateinischen und griechischen? Die Wortverknüpfung wäre der einzige Bürge, dafs man richtig verglichen habe und verstehe, und der Zusammenhang könnte allein die wahre Bedeutung der einzelnen Wörter dieser ausgestorbenen Sprache ins Licht setzen. Hievon aber abstrahirt Hr. V. Die ersten Versuche dürften freilich mifslingen; aber ohne zu wagen, ist gar kein Fortschreiten abzusehen.

Ref. will die schüchterne Aengstlichkeit, womit man die Sache am wenigsten fördert, bei Seite setzen, und weil es Hrn. V. nicht gelingen wollte, auf occidentalischem Boden irgend einen Sinn auszumitteln, den orientalischen Weg einschlagen, mehr um diesen, welchen der Verf. p. 4. verschliessen möchte, wenigstens offen zu behalten und erfahrneren Orientalisten anzuzeigen, als auf ihm zur Zeit etwas Sicheres finden zu wollen. Wir beschränken uns auf den ersten Absatz der Vorderseite, von der Wortabtheilung des Verf. hin und wieder abweichend, und v bald u bald o lesend, weil die Etrusker für beide Vocale nur Ein Zeichen hatten.

Eulat. Tanna. Larexul. Statt Tanna kommt Thana häufig als Frauenname auf etruskischen Grabschriften vor, es ist das hebräische חַנָּה, Ἄννα, und das lateinische Annia. Larexul ist

so viel als Laresiae (filia). Der Verf. hält p. 12. diesen Eigennamen für zusammengesetzt aus Lars und Rexu, welches letztere ein in mehreren Grabschriften befindlicher Familienname in Perugia war. Ref. vergleicht den Namen רְצִין, indem die Etrusker in Ermangelung des z in ihrem Alphabet begreiflicher Weise das x wählten. Die Endung l bezeichnet, wie bekannt, den Genitiv weiblicher Wörter. Der Hebräer setzt לְ am Anfang der im Genitiv und Dativ stehenden Wörter. Dafs aber die Etrusker die Eigennamen durch die Nennung der Mütter näher zu bestimmen pflegten, bedarf keiner Erwähnung. — Amefachr Lautn. Felthinas. Der auch in andern Denkmalen von Perugia vorkommende (pag. 15.) Eigenname Lautn entspricht dem hebräischen לוֹטָן; denn o und au gehen in einander über (plaustrum und plostrum). Felthinas ist so viel als Velthinii (filius). Dieser Name war auch sonst in Etrurien gebräuchlich (p. 19.), und scheint aus dem hebräischen Eigennamen פַּלְטִי entsprungen, welcher 2 Samuel. 3, 15. auch פַּלְטִיאֵל lautet. Anstatt des אֵל hiengen die Etrusker natürlich den Namen ihres obersten Gottes Tina an: woher vermittelst einer Zusammenziehung Felthina, statt Felthiel. Die Endung s, gewöhnlich den Genitiv männlicher Wörter bezeichnend, erklärt sich ursprünglich aus שׁ, das der Hebräer den Wörtern im Genitiv vorsetzte. Die beiden noch nicht erklärten Wörter Eulat und Amefachr scheinen in dieser Verbindung der epigraphischen Analogie gemäfs Würden zum Behufe der Zeitbestimmung zu bedeuten, und zwar das erste eine Oberpriesterin (vergl. mit עוֹלָה Opfer), da auch anderwärts nach Oberpriesterinnen die Jahre gezählt wurden (s. Creuzer Mythol. IV. S. 488.), und das zweite die oberste bürgerliche Magistratsperson (von עַם Volk und בָּחַר erwählen).

Es tla Aphunas sleleth. שָׁלָל bedeutet Beute; somit mag man übersetzen: aus (es von ex, und von jenem unser aus) der (das l in tla nehme man für das Zeichen des casus obliq. des weiblichen Artikels) Apuaner Beute. Die Apuaner waren nördliche Gränznachbarn der Etrusker. Das ph aber findet sich öfter statt des p wegen des Aeolicismus dieser Sprache (p. 25.). Carotexan ist mit der griechischen Aoristflexion (x und s werden häufig verwechselt; p. 28.) und mit der hebräischen Wurzel קָרַץ,

aushauen, zu vergleichen. Phosleri tesns; vergl. פֶּסֶל, ein ausgehauenes Bildnifs, tesns, diese: sey es nun, dafs darunter der behauene Stein selbst, oder in der Mehrzahl Götterbilder, die oben auf dem viereckigen Marmor gestanden seyn mögen, zu verstehen seyen. Teis Rasnes, die Fürsten (wird wiederholt Z. 22.), von רָזַן, Fürst (vergl. Müllers allgem. Gesch. I. S. 51.). Der etruskische Artikel τές, τά ist auch sonst anerkannt. Ipa, das auf der Nebenseite Z. 3. noch einmal mit einem Punkt vor und nach vorkommt, und also gewifs ein Wort für sich ist, vergleicht der Verf. mit ὑπό, ὑπαί, Ref. aber mit einem etruskischen Spiegel bei Inghirami Mon. Etr. S. II. T. 54, wo zwischen den Namen von Kastor und Pollux pa geschrieben steht, somit aus dem Zusammenhang sich als die Verbindungspartikel und erklärt, verwandt mit וְ. Amahen, ihr Volk, ihre Leute, von עַם und הֵם. Ama kommt auf der Nebenseite Z. 15. und hen als Suffix auf der Vorderseite Z. 23 f. in der Verbindung enahen noch einmal vor. Naper XII. Felthina Thuras. Der Verf. vergleicht p. 39. die fünfte eugubinische Tafel für das Zahlzeichen XII. In Thuras aber, das Z. 20. wiederkehrt, findet Ref. den Nationalnamen Turasener, woraus die Römer und Griechen Tusci, Etrusci und Tyrrheni machten; der Verf. dagegen erklärt es mit τὸ ὄρος, und hält das Ganze vorzüglich deswegen für einen Gränzstein, während wir nach unserer Auslegung ein Denkmal für einen erfochtenen Sieg darin sehen. Ref. leitet den Namen ab von שׁוֹר, chaldäisch תּוֹר, Stier. Es war ein Stiervolk, welches nach Antiochus von Syrakus vorlängst ganz Italien Apennine (von Apis) oder Taurina und die Alpen (d. i. Stiergebirge) benannte (vergl. nach Kanne im Pantheon Baur Symbol. I. S. 179.). Setzen wir die Zwölfzahl und die Turasener in Verbindung, so mag man unter Felthina, welches Wort eilfmal vorkommt und gewifs nicht immer als Eigenname zu nehmen ist, Stämme verstehen, und פֶּלֶךְ (Bezirk) vergleichen, naper aber von ἀπό ableiten. Aras peras nehmen wir mit dem Verf. p. 45. für brennenden Altar: peras, πυρόεις, wie auf den eugubinischen Tafeln pir von πῦρ. Cemolml escol: אֶשְׁכֹּל bedeutet Weintraube, wornach das erste Wort, mit unserm zermalmen und molere verwandt, das Ausgepresste bedeuten mag. Xuci (von צוּק, giefsen) enescí: beide Wörter kommen auch auf der Nebenseite Z. 2 f. und Z. 11 f. vor, beziehen sich daher wohl auf einander, wie ein zusammenge-

setztes Zeitwort, etwa: ausgiefsen. Epito Laru: das e des ersten Wortes nehme man als Präfix statt אֵל, das auch wegen bedeutet; פַּלֵּטָה aber heifst die Rettung; so hätten wir: wegen des Beistandes der Laren.

Den ersten Absatz könnten wir somit übertragen: Als Tanna, Tochter der Larexu, Oberpriesterin, Lautan, Sohn des Velthina, Volksoberster war, haben aus der Beute der Apuaner die Fürsten und ihre Leute von den zwölf Stämmen der Turasen diese Götterbilder hauen lassen, auf den brennenden Altar wegen des Beistandes der Laren Traubensaft ausgiefsend. — Doch legen wir auf diese Deutung vor der Hand kein Gewicht, so lange nicht die nämlichen Wörter auf andern Denkmalen sich in der angegebenen Bedeutung rechtfertigen lassen. Immerhin aber mufs man sich mit Versuchen herauswagen, ehe durch weitere Vergleichung die Bedeutung sicherer gestellt werden kann.

Opuscules Archéographiques. Par Th. Ausonioli. Première livraison. A Paris, chez P. Dufart, libraire, Quai Voltaire No. 19. MDCCCXXIV. Juillet. De l'inprimerie de Crapelet, rue de Vaurigard No. 9. Mit dem Motto: τὸν ἐμὸν πέπλον οὐδείς πω ἀπεκάλυψεν, und dem besonderen Titel: Première part. Analyse de la Théorie de M. Champollion le Jeune, sur les hieroglyphes des anciens Egyptiens *). 58 *S. in gr.* 4.

Der Hauptzweck dieser Schrift ist, die äufseren und inneren Widersprüche, welche das von Hrn. Champollion zur Lesung der Hieroglyphen aufgestellte System darbietet, nachzuweisen, und so die völlige Unhaltbarkeit desselben klar und deutlich zu zeigen. Sie zerfällt demnach in zwei Haupttheile, obschon sie der bequemeren und leichteren Uebersicht wegen in drei Abschnitte getheilt ist; der erste betrifft die Uebereinstimmung des Champollion'schen Systems mit der Hauptstelle des Clemens von Alexandrien über die verschie-

---

*) *Précis du système hieroglyphique des anciens Egyptiens*, ou Recherches sur les élémens premiers de cette écriture sacrée, sur les diverses combinaisons et sur les rapports de ce système, avec les autres méthodes graphiques égyptiennes, par M. Champollion Le Jeune. Avec un volume de planches. Paris 1824. Hauptsächlich das neunte und zehnte Capitel sind hier berücksichtigt.

Digitized by Google

dene Schrift der Aegyptier, Stromat. V. p. 657. Tom. II. ed. Potter., worauf sich Ersterer um so mehr stützt und stützen muſs, als nach seiner eignen Versicherung „Clément d'Alexandrie s'est, lui seul, occasionnellement attaché à en donner une idée claire, et que ce philosophe chrétien était bien plus que tout autre en position d'en être bien instruit“ (pag. 327.), und Ebenderselbe „développe l'ensemble et les détails de tout le système graphique des Egyptiens *sous le même point de vue* que les monumens, ses seuls guides, ont dû le lui offrir; et que l'analyse que Clément présente, en particulier, des élémens de l'écriture hieroglyphique, est entièrement conforme à celle qui est résultée de ses recherches“ (pag. 332.) — eine Uebereinstimmung, in der Hr. Champollion ein neues Gewicht für die Richtigkeit seines Systems erblicken will. — Der zweite Theil der Schrift behandelt die inneren Widersprüche der Theorie des Hrn. Champollion mit sich selber in ihren gegenseitigen Beziehungen auf einander. Dieser Bestimmung und Eintheilung gemäfs enthält die erste Section: *Analyse de la traduction du text de Clément, donnée par M. Letronne, et des points principaux de ses deux commentaires.* Hier giebt der Verf. zuerst den Griechischen Originaltext der angeführten Stelle des Clemens mit gegenüberstehender Französischer Uebersetzung, dann die Lateinische Uebersetzung des Textes mit der gegenüberstehenden Französischen des Hrn. Letronne, welche letztere der Verf. doch mindestens nicht so wörtlich findet, als die von Letronne, ob zwar hie und da vielleicht nicht mit Unrecht getadelte Lateinische Uebersetzung. So sucht der Verf. hauptsächlich die Unrichtigkeit der Uebersetzung Letronne's in den Worten des Clemens: ἡ μὲν (nämlich ἱερογραφικὴ) ἐστι διὰ τῶν πρώτων στοιχείων κυριολογικὴ nachzuweisen. Diese hier bedeutsamen Worte, die der Verf. übersetzt: „kyriologique, *au moyen des élémens initiaux*“, hatte Hr. Letronne übersetzt: „*l'un* (genre), exprimant *au propre les objets par les Lettres;* denn στοιχεῖα sey das eigentliche Wort im Griechischen, um alphabetische Charaktere („les charactères alphabetiques“) zu bezeichnen, so dafs die wörtliche Uebersetzung der Stelle keine andere seyn würde, als: „*servant à exprimer au propre les objets par les charactères alphabetiques*“. Dagegen bemerkt der Verf. und wohl nicht mit Unrecht, dafs στοιχεῖα eine allgemeine Bedeutung habe von einer jeden Art Elemente; dafs es demnach im Texte nur „*les elements de la parole*“ bedeuten könne, indem das eigentliche Wort im Griechischen zur Bezeichnung alphabetischer Charaktere γράμματα sey. — Die zweite Section giebt nun: „*Examen*

de la concordance du système de M. Champollion, avec le texte de Clément d' Alexandrie", weshalb eben in der ersten Section der Originaltext mit den verschiedenen Uebersetzungen vorausgeschickt worden war. Nach jener Stelle des Clemens mufs man offenbar ein dreifaches Schriftsystem annehmen: 1) die epistolographische oder demotische Schrift, zum Gebrauche im gemeinen Leben, 2) die hieratische, für die Priester, und 3) die hieroglyphische, gebildet aus Bildern verschiedener materieller Gegenstände, berechnet auf mehr oder weniger geheime Ansichten; sie zerfällt dann wieder auf zweifache Weise: 1) wenn das Bild eines materiellen Gegenstandes angewendet wird, in der Absicht, auf eine geheime oder verborgene Art den Anfangsbuchstaben (Elément initial) des Namens dieses Bildes anzuzeigen — die kyriologische Schrift; 2) wenn dieselben Bilder angewendet werden, aber auf eine emblematische Weise, um durch mehr oder minder feine Anspielungen an dasjenige, dessen Andenken man erhalten wollte, zu erinnern — die symbolische Schrift. Dagegen behauptet nun Hr. Champollion, dafs es durchaus gar keine durch blofse Zeichen darstellende Schrift (écriture égyptienne toute *représentative*) gegeben, eben so wenig, wie auf den Aegyptischen Denkmalen eine regelmäfsige, durchaus ideographische, d. h. eine solche, die sich blos der Verbindung figürlicher und symbolischer Charaktere bedient (pag. 326 sq.). Sonach nimmt derselbe natürlich auch eine dreifache Schrift nach Clemens, obwohl in umgekehrter Ordnung an, und theilt dann die erste, die hieroglyphische oder heilige, in dreifacher Weise ein nach der Anwendung 1) figürlicher Charaktere, die den Gegenstand selber, den sie ausdrücken sollen, darstellen; 2) symbolischer, tropischer oder änigmatischer Charaktere, die eine Idee durch das Bild eines physischen Gegenstandes ausdrücken, welcher mit der auszudrückenden Idee irgend eine Analogie hat, es sey dieselbe wahr oder falsch, direct oder indirect, näher oder entfernter liegend; 3) phonetischer Charaktere, welche die Töne mittelst Bilder von physischen Gegenständen ausdrücken. Aufserdem nimmt aber Hr. Champollion noch eine besondere Gattung an, die nicht zur hieroglyphischen Schrift gehöre, bezeichnet von den Alten mit dem Worte Anaglyphen, Bilder physischer Gegenstände, besonders monstruöser Figuren, die in Beziehung mit einander gesetzt sind, als rein allegorische oder symbolische Darstellungen. Doch fügt Hr. Champollion hinzu, eine Anzahl von Bildern war der hieroglyphischen Schrift gemeinsam,

oder wenn man will, derjenigen Schrift, welche die Anaglyphen hervorbrachte; letztere sollen nur den Priestern oder Eingeweiheten bekannt gewesen seyn, da die eigentliche Hieroglyphenschrift nie geheim gewesen, und Alle, die in Aegypten einer Erziehung genossen, dieselbe verstanden. Aus dieser Schrift aber bildete sich mit der Zeit, um die Kunst des Schreibens schneller zu verbreiten und allgemeiner zu machen, vorerst die hieratische oder Priesterschrift, eine blofse Tachygraphie jener heiligen Schrift, und dann aus dieser zweiten Schriftart unmittelbar die dritte, die demotische. Dafs dieses in der gedachten Art von Champollion aufgestellte System nun nicht so völlig, wie dieser vorgiebt, mit Clemens übereinstimmt, fällt aus der gegebenen Darstellung in die Augen; es wird es noch mehr, wenn man dasselbe in tabellarischen Formen einander gegenüber stellt, wie solches hier pag. 14 sqq. geschehen. In die Umstellung der Ordnung der drei Schriftarten wird man diese Verschiedenheit zwar nicht wohl setzen dürfen, als vielmehr in die Unterabtheilungen der hieroglyphischen Schrift. Hier unterscheidet Clemens 1) die eigentlich kyriologische und 2) die symbolische, welche dann wieder a) in die kyriologische κατὰ μίμησιν, b) in die tropische, und c) in die allegorische, änigmatische zerfällt. Hr. Champollion unterscheidet ebenfalls zwei Gattungen der heiligen oder hieroglyphischen Schrift: 1) figürliche Charaktere (Caractères figuratifs — darstellend das Bild physischer Gegenstände, an welche sie erinnern sollen) oder reine Hieroglyphen, 2) symbolische, tropische oder änigmatische Charaktere. Von der ersten Gattung der reinen Hieroglyphen sind abgeleitet die Caractères phonetiques, und von diesen a) die hieratische oder priesterliche Schrift, und b) zunächst weiter von der letztgenannten, deren Vereinfachung sie ist, abgeleitet, die demotische Schrift.

(*Der Beschluſs folgt.*)

Digitized by Google

N. 38. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Th. Ausonioli Opuscules Archéographiques.

(*Beschluſs.*)

Wir haben die in dieser Schrift ausführlicher behandelten Gegenstände hier nur in kurzer Uebersicht mitgetheilt, um die Leser zum weiteren Studium dieser interessanten Forschungen aufzufordern, um so mehr, als Hr. Champollion, wie wir oben gesehen, eine vollkommene Uebereinstimmung seines Systems mit Clemens von Alexandrien vorgiebt; wir bemerken nur noch, daſs der Verf., nachdem er noch einige Widersprüche in der Lehre von den Anaglyphen nachzuweisen bemüht gewesen, diesen ersten Abschnitt mit der freilich wenig tröstlichen Ueberzeugung schlieſst: „que sous le titre *Précis du Système hiéroglyphique des anciens Egyptiens*, M. Champollion n' a donné, serieusement parlant, *que son propre système.*“ Geben wir zum zweiten Theile über, oder der dritten Section: *Analyse de la théorie de M. Champollion, considérée dans ses rapports intrinsèques* (pag. 21 ff.). Hier sucht der Verf., wie wir bereits bemerkt, die inneren Widersprüche in der gedachten Theorie aufzudecken, und so ihre Unhaltbarkeit darzuthun. Er glaubt sie mit hauptsächlich in Folgendem zu entdecken. Nach Hrn. Champollion's System ist das Princip der Sprachen, wie das der *wahrhaft* ideographischen Schriften, ein und dasselbe, nämlich die Nachahmung; und dieses von der Natur selber gegebene Princip ist denn auf eine mehr oder minder directe Art in den Sprachen, die geredet werden, eben so wie in den ideographischen Schriften angewandt. Aber Sprache und ideographische Schrift erschöpft bald die Reihe der Gegenstände, welche es ihnen möglich ist auszudrücken, jene durch directe Nachahmung der Töne, diese durch directe Nachahmung der Formen; so gehen beide nun weiter zu einer indirecten Nachahmung über. Die ideographische Schrift, da sie nicht mehr den Zeichen gewisser Gegenstände die Formen selber dieser Ge-

Digitized by Google

genstände geben kann, bemüht sich daher, sie durch das Bild anderer physischer Gegenstände, in welchem man dem auszudrückenden Gegenstande analoge Eigenschaften zu finden glaubt, darzustellen (*peindre*); diese Charaktere haben dann den Namen der symbolischen, Symbole erhalten: Wörter, die eine Vergleichung oder ein Aehnlichmachen ausdrücken. Auf diese symbolische oder comparative Methode, fährt Hr. Champollion fort, mufsten die Aegyptier in dem rein ideographischen Theil ihrer heiligen Schrift zurückkommen, sie suchten nun natürlich die Ideen von rein intellectuellen Gegenständen ohne sinnliche Formen durch körperliche Gegenstände auszudrücken, die in mehr oder minder reeller Beziehung, mehr oder minder entfernt von dem Gegenstand der Idee stehen, welche bemerklich gemacht werden soll. Die umgeschaffenen Zeichen bereicherten die hieroglyphische Schrift mit einer neuen Gattung von Charakteren, den symbolischen oder tropischen. Hieraus nun läfst sich freilich nicht ohne Grund folgern, dafs in des Hrn. Champollion Theorie die wahrhaft (véritablement) ideographische Methode, die nachahmende, die rein (purement) ideographische aber die vergleichende ist. Mittelst der symbolischen Methode, heifst es weiter, war der Aegyptier vielleicht schon seit langer Zeit (!) gewöhnt, indirect die Ideen, deren Gegenstände keine Form haben, durch das Bild physischer Gegenstände darzustellen, welche gewisse wahre oder falsche Beziehungen mit den Gegenständen rein abstracter Form haben, wovon diese physischen Gegenstände eben dadurch indirecte Zeichen wurden. So konnte man es eben so leicht und selbst natürlich finden, diesen oder jenen Ton durch das Bild eines physischen Gegenstandes auszudrücken, wobei der zur Darstellung gewählte Ton sich vielmehr auf jeden andern der gesprochenen Sprache bezog; so hatte man nun den Zweck erreicht, seit man die Möglichkeit erkannt, indirect darzustellen oder vielmehr ins Gedächtnifs zurückzurufen jeden Ton seiner Sprache durch das Bild materieller Gegenstände, wovon das Wort, das sie in der Aegyptischen Sprache ausdrückte, in erster Linie den Ton enthielt, dessen Darstellung beabsichtigt war. Die eigenen Formen dieser phonetischen Zeichen aber, Bilder natürlicher Gegenstände, zeigen, dafs der Aegyptier sich hiebei ganz einfach durch ein Princip der Analogie führen liefs, das bereits in dem System der Schrift, das er zu vervollkommnen bemüht war, angewendet worden. Wenn hier, bemerkt dagegen der Verf., der Ursprung der phonetischen alphabetischen Schrift ganz einfach

von Statten geht, so liest man bald darauf, dafs die Lösung eines solchen Problems eine aufserordentliche Schwierigkeit darbot u. s. w. Eben so läfst es sich nicht begreifen, wie der Aegyptier, der nach Hrn. Champollion noch nicht die geringste Idee einer isolirten Existenz der Buchstaben („existence isolée des élemens de la parole") hat, es leicht, convenabel und selbst natürlich finden konnte, in seinem Geist den Anfangsbuchstaben des Namens eines jeden materiellen Bildes zu trennen und sich zu dieser Operation ganz einfach hinführen liefs durch das bereits in dem System der symbolischen Schrift angewandte Princip der Analogie. Wie kann man denken, dafs z. B. die Gewohnheit, durch das Bild eines Löwen die Stärke und den Muth zu bezeichnen, es gleich leicht, passend und natürlich machen konnte, aus dem Namen dieses Thieres den Anfangsbuchstaben L herauszuheben? Ferner: das von Hrn. Champollion angewandte Princip der Analogie besteht in der indirecten Anwendung eines Zeichens an einem und dem andern Theile. Aber haben denn wirklich zwei indirecte Verfahrungsarten (deux procédés indirects) dadurch allein, dafs sie, das eine, wie das andere, indirect sind, eine Analogie unter einander? Welche Analogie z. B. findet statt zwischen der Anwendung des Bildes eines Löwen, um die Stärke und den Muth zu bezeichnen, und der Anwendung desselben Bildes, um den Buchstaben L zu bezeichnen? Kehren wir zu Hrn. Champollion zurück. Er behauptet ferner noch, dafs der Ton der Vocale so flüchtig und die Art, sie in einem und demselben Worte auszusprechen, so mannigfach, selbst in den einzelnen Individuen sey, dafs es natürlich war, bei der Bildung des Aegyptischen, Hebräischen u. s. w. Alphabets dem Ausdruck der Vocale eine nur untergeordnete Wichtigkeit zu leihen. Aber, wendet der Ref. ein, wie konnte der Aegyptier diese so wandelbaren Vocale von einander unterscheiden, sie von den Consonanten trennen, und die einen wie die andern aus dem Anfangstone der hieroglyphischen Namen ausziehen! Folgt daraus, dafs die phonetischen Hieroglyphen seit dem neunzehnten Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung auf den Monumenten Aegyptens existiren, auch, dafs die alphabetische Schrift denselben ihren Ursprung verdanke? dafs der, der Buchstaben noch nicht kundige (illéttré) Erfinder der phonetischen Hieroglyphen auch konnte und wufste die Anfangssylben zu trennen und die Vocale von den Consonanten zu unterscheiden? Aber, sagt Hr. Champollion, es mufsten die Aegyptier früh das Bedürfnifs eines leichteren (plus expéditif) Schreib-

systems fühlen, man kam deshalb darauf, die reinen hieroglyphischen Charaktere abzukürzen, und verwandelte sie in eine leicht zu begreifende Art „*de Caricatures ou chargés*"; man gieng weiter und kam so nach und nach unvermerklich auf eine neue Schrift, die hieratische oder priesterliche. Man zog natürlich diesen Gang vor, als eine von der bereits erfundenen, durch die Religion bestimmt in den Augen der ganzen Nation geheiligten gänzlich verschiedene Schrift aufzufinden. So mufste also auch die Kenntnifs der hieroglyphischen Schrift allgemein unter allen Casten Aegyptens seit ihrer Erfindung selber verbreitet gewesen seyn.

Manches allerdings Auffallende in diesen Sätzen wird kaum der Aufmerksamkeit unserer Leser entgangen seyn, zumal wenn man dieselben, wie in vorliegender Schrift geschehen, scharf neben einander stellt, auch weist der Verf. bestimmt darauf hin. Wenn, bemerkt derselbe, dies Wunder der Erfindung der phonetischen Hieroglyphen allen Casten der Aegyptischen Nation familiär war, ist es denn natürlich, dafs unter der Masse der Eingeweiheten sich auch nicht ein Einziger gefunden haben sollte, den diese Methode der Priester zurückgeschreckt, die ein und dasselbe (*un seul et même élément*) durch einen Haufen gänzlich verschiedener phonetischen Caricaturen darstellte; ist es natürlich, dafs Niemand daran gedacht, diesem Chaos nur eine Zwölfzahl bequemerer Zeichen für die dringendsten täglichen Lebensbedürfnisse zu substituiren, und dafs die Aegyptischen Casten den kommenden Jahrhunderten die Sorge überlassen, diese Hieroglyphen zu decomponiren und unvermerkt auf demotische Zeichen zurückzuführen. Auch müfste man, wollte man dieser Theorie noch einigen Schein lassen, entweder annehmen, dafs die Aegyptischen Generationen in einer völligen Stupidität befangen, oder, wollte man dies nicht gelten lassen, doch behaupten, dafs die Schreibkunst ein ausschliefsendes Eigenthum des Priesterstandes gewesen bis auf die Epoche der demotischen Schrift, oder endlich zu der Hypothese seine Zuflucht nehmen, dafs ein Gesetz der Pharaonen den des Schreibens kundigen Casten untersagt, sich einer andern Schrift zu bedienen, als der durch die Priester erfundenen. Nicht minder auffallend findet der Verf die Ansicht des Hrn. Champollion, dafs diese phonetischen Charaktere einem wahrhaft alphabetischen Systeme angehörten, wie die der andern Völker Asiens, der Araber, Hebräer, Syrer und Phönicier, dafs man sie also in keiner Hinsicht als syllabische Zeichen im eigentlichen Sinne des Wortes nehmen dürfe. Auch diese Ansicht bestreitet der

Digitized by Google

Verf., als in sich und in ihrer Anwendung widersprechend mit sich selber. Der Rest der Schrift betrifft das Verhältnifs, in welchem zwei Englische Gelehrte, die sich vor Hrn. Champollion mit Entzifferung der Hieroglyphen und Auffindung eines hiezu erforderlichen Princips oder Systems beschäftigt, Young und Warburton, zu dem Erstgenannten stehen; das Resultat ist auch hier wieder (p. 37.), dafs Hrn. Champollions Theorie nur „*un abrégé fidèle*" der Theorie von Warburton, und eben so Hrn. Champollions Entdeckung nur eine Vervollkommnung der Entdeckung von Young sey.

Noch drei Theile sollen diesem Werk, dessen ersten Theil wir hier angezeigt haben, folgen; der zweite unter der Presse befindliche soll enthalten: *un Coup d'oeil sur les Alphabets anciens et sur les élémens primitifs*; der dritte soll die Anwendung dieser élémens primitifs und ihrer Zeichen auf hieroglyphische Charaktere enthalten; der vierte Einiges über die Chinesische Schrift, dann über die Persepolitanische Keilschrift, und endlich: *le motif de sept vogelles grecques consacrées aux sept planètes hebdomaires.* Auch sollen diesen Theilen lithographirte Tafeln beigefügt werden.

Xenophons Nachrichten über Sokrates Reden und Thaten. Uebersetzt von Dr. Joh. Chr. Wilh. Froböse, Rector in Hameln. 8. *Göttingen, bei R. Deuerlich.* 1824. *VII u.* 176 *S.* 1 fl. 12 kr.

Hr. Fr. ist ein rüstiger Uebersetzer; hat er uns doch in einem und demselben Jahre auch mit einer Uebersetzung der Catilinarischen Reden des Cicero beschenkt. Ob er wohl mit Grund glauben kann, durch dergleichen Arbeiten eine Lücke in der Literatur auszufüllen, einem Bedürfnisse abzuhelfen, oder überhaupt nur etwas Verdienstliches und Dankenswerthes geliefert zu haben? Wir können es kaum glauben. Eine neue Uebersetzung eines schon oft übersetzten Buches kann sich nur dadurch rechtfertigen, dafs sie die früheren alle übertrifft, wo nicht in jeder, doch wenigstens in einer Hinsicht. Diese eine Hinsicht giebt er gleich zu Anfang der Vorrede in einer wenigstens keine Eleganz versprechenden Periode zu erkennen: „Ob wir gleich, sagt er, schon mehre „Uebersetzungen von Xenophons Nachrichten über Sokrates „Reden und Thaten besitzen, so entschlofs ich mich doch, „diese Arbeit, wegen der von mir beabsichtigten „Treue mit der Urschrift" [welches Deutsch! und dann

entschuldigt nur die erreichte, nicht die beabsichtigte, Treue einen sonst so überflüssigen Entschluſs] „— der „freilich zuweilen Rundung und Wohlklang der Sätze wei„chen muſsten — erscheinen zu lassen.“ Also mit der gegenwärtig nicht unbilligen Forderung an einen Uebersetzer, Treue mit Rundung und Wohlklang der Sätze zu vereinigen, wäre die Kritik, so wie das Publicum, ein für allemal rund abgewiesen. Aber wie sieht es mit der Entschädigung dafür, der beabsichtigten Treue mit der Urschrift, aus? Es ist überhaupt um das Uebersetzen der Alten eine undankbare Sache, wenn man nicht Meisterwerke liefert, wie z. B. Jakobs, Wolf und Schleiermacher. Fast Jeder, der eine Uebersetzung genau ansieht, sieht sie mit kritischem Auge an. Was getroffen und richtig ist, dabei verweilt er nicht: das erscheint als Pflicht des Uebersetzers, die kein besonderes Lob verdient. — Fehlt etwas, ist ein Ausdruck schief oder falsch, dann geht es an ein Tadeln und Zurechtweisen, und, da es so leicht ist, Anderer Fehler zu entdecken, und Einzelnes besser zu machen, so ist gleich ein ungünstiges Urtheil gefällt, und der Fleiſs des Verfassers mit Undank belohnt. Und so wird auch Hr. Fr., oder wem sonst seine Uebersetzung gefällt, bei unserm Urtheil denken, wenn wir, mit aller Achtung vor den übrigen Verdiensten des Mannes, erklären, daſs wir seiner Uebersetzung das von ihr allein erstrebte Prädicat der Treue nicht geben können, und sie für eine Arbeit erklären müssen, die zu machen der Verf. vielleicht Gründe haben mochte, aber die drucken zu lassen eben nicht nöthig war. Wir wollen übrigens nicht läugnen, daſs ein Studirender, welcher diese Schrift Xenophons, ohne die Leitung eines Lehrers genieſsen zu können, lesen will, bei gehörigem vorhergegangenem eigenem Fleiſse, mit dieser Uebersetzung zur Hand den Sinn meistens nicht verfehlen werde; allein Aehnliches, oder Gleiches vielmehr, leisten auch andere, und zwar eher mit wenigern, als mit mehr Miſsgriffen. Wir müssen zu unserer Rechtfertigung unser Urtheil mit Beweisen belegen, und wählen dazu zwei Stellen, wo sich die Uebersetzer in der Regel am meisten anzustrengen pflegen; das erste Capitel des ersten Buches und aus dem zweiten Buche den Herakles am Scheidewege. I. 1. 1. ὡς ἄξιος εἴη θανάτου τῇ πόλει: daſs er gegen den Staat den Tod verdient habe. 1. 2. θύων γὰρ φανερὸς ἦν: denn ein Opferer war er. Διατεθρύλλητο γάρ: denn jeder weiſs. Δοκοῦσιν αὐτὸν αἰτιάσασθαι: sahen sie Beschuldigungen gegründet. 1. 3. Ὁ δὲ οὐδὲν καινότερον εἰσέφερε τῶν ἄλλων: Er führte aber *sowol nichts Neues ein*

als Andere. μαντικὴν νομίζοντες: Weissagungsmittel glaubend. 1. 5. ἐφαίνετο: gefunden wäre. πιστεύων δὲ θεοῖς: glaubte er aber *Götter*. 1. 8. τῷ καλῶς οἰκίαν οἰκοδομησαμένῳ: der ein Haus baute. εἰ συμφέρει στρατηγεῖν: ob es ihm glücklich ausschlagen werde. 1. 9. ἃ τοῖς ἀνθρώποις ἔδωκαν οἱ θεοὶ μαθοῦσι διακρίνειν: was die Götter den *unterrichteten* Menschen zur Beurtheilung überlassen hatten. ἐπιστάμενον κυβερνᾶν — ἢ μὴ ἐπιστάμενον: einen *geschickten Steuermann* oder einen *ungeschickten*. ἃ μὲν μαθόντας ποιεῖν ἔδωκαν οἱ θεοί: was die Götter *zum Lernen* gegeben hätten. 1. 10. μέλλοι: er hoffte. 1. 11. ὁ καλούμενος — κόσμος: das sogenannte *schöne Weltall*. 1. 12. ἢ τὰ μὲν ἀνθρώπινα παρέντες, τὰ δαιμόνια δὲ σκοποῦντες, ἡγοῦνται τὰ προσήκοντα πράττειν: oder ob sie *es für* ihre Pflicht *hielten*, mit Vernachlässigung des *Irdischen*, sich um *himmlische Angelegenheiten zu bekümmern*. 1. 14. καὶ τοῖς μὲν οὐδ' ἐν ὄχλῳ δοκεῖν αἰσχρὸν εἶναι λέγειν ἢ ποιεῖν ὁτιοῦν: Einige meinten, dafs es *selbst* vor dem Volke *nicht erlaubt* sey, alles Mögliche zu sagen und zu thun. οὐδὲν ἂν ποτε κινηθῆναι: es *bewege* sich gar nichts. οὔτ' ἂν γενέσθαι ποτὲ οὐδέν, οὔτε ἀπολέσθαι: es *entstehe und vergehe* niemals Etwas. 1. 15. τἀνθρώπεια: gemeinnützige Künste. 1. 16. τί σωφροσύνη, τί μανία: was Vernunft, was Unsinn. καλοὺς καὶ ἀγαθούς: gute Menschen. ἀνδραποδώδεις ἂν δικαίως κεκλῆσθαι: Sklavenseelen heifsen. 1. 18. ἐπιθυμήσαντος τοῦ δήμου — ἀποκτεῖναι πάντας: und *vom Volke* — alle zum Tode verurtheilt werden *sollten*. Φυλάξασθαι τοὺς ἀπειλοῦντας: sich vor den *Drohungen* sicher zu stellen. 1. 20. ἀσεβὲς: Frevelhaftes *und Schlechtes*. οἷά τις ἂν καὶ λέγων καὶ πράττων εἴη τε καὶ νομίζοιτο εὐσεβέστατος: wie man sich *nur immer verhalten kann*, um für den frommsten Mann zu gelten. Diese und noch mehrere übergangene Stellen haben wir uns blos aus dem ersten Kapitel des ersten Buches angestrichen. Wir lassen jetzt nur noch wenige Proben aus dem ersten Kapitel des zweiten Buches folgen. Zuerst die schöne Stelle aus Epicharmus: II. 1. 20. τῶν πόνων πωλοῦσιν ἡμῖν πάντα τἀγαθ' οἱ θεοί: Die Götter verkaufen uns alle Güter für *unsere Mühseligkeiten*. II. 1. 27. σφόδ' ἂν σε τῶν καλῶν καὶ σεμνῶν ἐργάτην ἀγαθὸν γενέσθαι: dafs du *in* edeln und würdigen *Handlungen sehr thätig* seyn werdest. 1. 28. θαυμάζεσθαι: verehrt werden. τὴν γῆν φέρειν σοι: dafs das Land trage. οἴει δεῖν: gedenkst du.

ἐμμῆς: sehnst du dich. ἰδρῶτι: unter Beschwerden. 1. 29. ἐπὶ τὰς εὐφροσύνας ἡ γυνὴ σοι αὕτη διηγεῖται: sie dich führt (alles Uebrige fehlt). 1. 30. ἀναγκάζεις: erzeugst du. χρωμένη: bist behülflich. 1. 31. ἀτιμάζῃ: fehlt. σαυτῆς: sein eigenes. τεθέασαι: siehst du. ἀπόνως μὲν λιπαροὶ διὰ νεότητος ϕερόμενοι: die arbeislos *und glänzend* ihre Jugend durchlaufen. 1. 33. ὑμνούμενοι: in Lobreden. μακαριστοτάτην εὐδαιμονίαν: die *herrlichste* Glückseligkeit. 1. 34. ἔτι μεγαλειοτέροις ῥήμασιν: noch mehr mit schöneren Worten. σοὶ δ' οὖν ἄξιον, dir geziemt. — Dies möchte wohl mehr als hinreichend seyn, unser obiges Urtheil zu bestätigen. Einer Correctur dieser Stellen haben wir uns eben so sehr aus Achtung vor unsern Lesern (den Verf. mit eingeschlossen, als aus Rücksicht auf den zu schonenden Raum enthalten. Aber wenn das Buch nun durchgehends so ist, wie wir aus der Vergleichung mehrerer Stellen gesehen haben; wenn Auslassungen, ungehörige Zusätze, ungenaue Constructionen, oberflächliche Uebersetzung einzelner Worte, gänzliche Entstellung des Sinnes in manchen Stellen, so gar häufig sind; wo bleibt dann der Werth einer Arbeit, die „als treue Uebersetzung in der Hand der reiferen fleifsigen „Jugend, bei nöthiger Gewandtheit und Umsicht des Lehrers, nur Gutes wirken, und die Schüler recht bald in dem „Gebiete der classischen Literatur kundig und einheimisch „machen“ will? An solcher Wirkung, wenn überhaupt gedruckte Uebersetzungen so was leisten, wird bei dieser Uebersetzung jeder Unbefangene mit uns zweifeln müssen.

Wiesbaden und seine Heilquellen. Für Kurgäste beschrieben von Dr. G. C. W. Rullmann, Medicinalrath des Amts Wiesbaden. Wiesbaden, 1823. bei Ludw. Schellenberg, Hofbuchhändler und Hofbuchdrucker. 288 S. 8. Mit einem Kupferstiche, den Kochbrunnen in Wiesbaden vorstellend, und einer Titel-Vignette, welche den Kursaal von der Südostseite zeigt. 1 fl. 48 kr.

Allgemein bekannt ist es, dafs Wiesbaden mit zu den besuchtesten und hülfereichsten Heilquellen Deutschlands gehört, und dennoch ist über dessen berühmten Heilbrunnen weit weniger geschrieben worden, als über so manchen andern geringeren Badeort. Seitdem Lehr und Ritter vor mehr als zwanzig Jahren ihre bekannten Schriften über Wies-

Digitized by Google

baden herausgaben, ist von den dortigen Aerzten bis jetzt nichts weiter erschienen: wir müssen es daher dem Hrn. Vf. des vorliegenden Werkes Dank wissen, dafs er uns durch dasselbe mit allen neuen Einrichtungen, Verbesserungen und Anstalten, die seitdem in Wiesbaden vorgenommen wurden, bekannt macht, und auch aus seiner mehrjährigen Praxis daselbst über die Anwendung des Heilbrunnens Notizen mittheilt, die den deutschen Aerzten nicht gleichgültig seyn können. Wir geben eine kurze Uebersicht des Inhalts.

I. Lage, Beschreibung und Geschichte Wiesbadens.

Die Ueberschrift dieses ersten Kapitels zeigt hinreichend, was man hier zu erwarten hat. Jedem, der Wiesbaden besucht, wird dasselbe interessant seyn.

II. Bade- und Speisehäuser, Medicinalverfassung und andere für die Kurgäste berechnete Einrichtungen.

Der Hr. Verf. beschreibt hier ausführlich die Einrichtung der Badehäuser, die Zubereitungsart de Bäder u. s. w., wobei wir bedauern müssen, dafs derselbe alles das, was Hr. Medicinalrath Wetzler in seinem vortrefflichen Werke über Gesundbrunnen und Heilbäder (Mainz 1819.) von den Badeeinrichtungen in Wiesbaden bemerkt, durchaus nicht berücksichtigt. Wetzler behauptet, dafs die Anstalten zum Duschbade schlecht seyen; dagegen versichert nun Hr. Medicinalrath Rullmann, dafs sie schon einen ziemlichen Grad von Vollkommenheit erreicht hätten, und selbst in den kleinsten Badehäusern Anstalten dazu getroffen worden wären. Für Dampfbäder, sagt Hr. Wetzler ferner, ist meistens gar nicht gesorgt, und auch unser Hr. Verf. bekennt S. 37, dafs erst in einigen Badehäusern und zwar noch unvollkommene Vorrichtungen dazu sich vorfänden. Ueber den Mangel an Reservoirs klagt Wetzler ebenfalls, und, wie dem Rec. scheint, mit Recht; noch immer läfst man, wie aus S. 34. erhellt, das Thermalwasser in den Badewannen selbst abkühlen, ja Hr. Dr. Rullmann hält dies Verfahren selbst für vortheilhafter, besonders darum, weil Kastner in einem bis zur Badewärme erkalteten Thermalwasser etwas weniger atmosphärische Luft fand, als in einem Wasser, welches zu gleichen Theilen aus zuvor gänzlich erkaltetem Wasser und natürlich heifsem zur Badetemperatur gebracht worden war. Wenn man aber den Schaden, welchen ein gar kleiner Antheil

atmosphärischer Luft in einem Badewasser hervorbringt, mit dem Umstande vergleicht, dafs ohne Reservoir die Badewannen weit seltener gebraucht werden können, und somit eine höchst kostbare Zeit verloren geht, die zum Baden verwendet werden könnte, so kann man keinen Augenblick mehr an dem Nutzen der Reservoirs zweifeln, deren Mangel in Wiesbaden wir mit dem Hrn. Wetzler nach wie vor für sehr nachtheilig, und baldige Abhülfe für wünschenswerth halten. — Von Wiesbadens Medicinalverfassung ist nur ganz kurz gesprochen; es befindet sich daselbst ein eigener Badearzt, gegenwärtig der erste Herzogl. Nassauische Leibarzt, Geh. Rath Lehr, Oheim des Hrn. Verf., ferner ein ärztliches Mitglied der Landesregierung, dermalen Hr. Obermedicinalrath Döring, und mehrere andere Aerzte. Fremden anerkannten Aerzten ist die Behandlung der Kurgäste ohne Anstand gestattet.

III. Umgebungen und Belustigungsorte Wiesbadens.

Der Beschreibung der Pracht des Kursaales mit allen seinen Herrlichkeiten ist hier ungefähr ein halber Bogen gewidmet; von seiner wundervollen Schönheit spricht unser Hr. Verf. ganz enthusiastisch, leider aber erinnert sich hier Rec. der gewichtvollen Worte Wetzler's (Seite 462 der oben angeführten Schrift): „Mit einem ungeheuern Kostenaufwand hat man den Kursaal erbaut; indessen die Badeanstalten zum Theil im erbärmlichsten Zustande blieben.“ Möchte man dies nie vergessen! Sonst ist hier der Weg nach Sonnenberg, Geisberg, Eltville u. s. w. angegeben, und überhaupt findet hier der Fremde eine zweckmäfsige Anleitung, die interessantesten Punkte in der Nähe von Wiesbaden zu besuchen.

IV. Geognostisches Verhalten der umgebenden Gebirge und Andeutungen über die Entstehung unseres Mineralwassers.

Ein vorzüglich wichtiger, und für alle verständige Kurgäste, welche zugleich Naturfreunde sind, ohne Zweifel höchst interessanter Abschnitt, dessen Bearbeitung das Buch einem bewährten Mineralogen, dem Herrn Bergrathe Stifft, verdankt. Die geognostische Umgebung Wiesbadens hatte, in neuerer Zeit, die sehr flüchtigen, und mitunter unrichtigen, Bemerkungen des Hrn. Steininger abgerechnet, keinen Beschreiber gefunden; um desto erfreulicher war uns diese Mittheilung, ein Resultat gründlicher und sorgfältiger

Beobachtung. Das Gebirge, aus welchem die Heilquellen hervortreten, gehört zur Schiefer-Formation. Abhang und Fuſs der Schieferberge, vorzüglich im Mainthale, sieht man überdeckt mit Kiesel-Konglomerat, mit Lagern von Thon, Sand-Morgel und jüngstem Flözkalk. Daſs die, in letzterem sehr gehäuft vorkommenden, Versteinerungen als Ueberreste von Bewohnern süſser Wasser und des Landes angegeben werden, scheint uns ein Versehen, denn die Reste von Meeres-Geschöpfen dürften bei weitem die häufigsten seyn. Interessant ist das Auftreten basaltischer Gebilde, so wie jenes der mächtigen Braunkohlen-Niederlagen auf dem hohen Westerwalde. Die versuchte Erklärungsweise des Entstehens der Mineralquellen zeugt von Scharfsinn und verdient alle Beachtung; allein der beschränkte Raum verstattet hier keine ausführliche Mittheilung derselben.

V. Physische Eigenheiten und chemische Beschaffenheit der hiesigen Mineralquellen.

Bereits vor zwanzig Jahren hatte Herr Hofrath Ritter chemische Untersuchungen der Mineralquellen zu Wiesbaden vorgenommen, die jedoch keineswegs vollständig und genügend waren. Es sah sich daher die Nassauische Landesregierung veranlaſst, eine neue sorgfältige Prüfung veranstalten zu lassen, die sie dem Hrn. Hofrath Kastner in Erlangen auftrug, welcher im Beiseyn und mit Hülfe des Hofapothekers Lade in Wiesbaden, der sich früher schon damit beschäftigt hatte, zwei Jahre lang die Untersuchung betrieb, und darüber späterhin eigenen Bericht erstatten wird. Die Hauptresultate theilt uns der Hr. Verf. vorläufig hier mit, wovon wir das Wesentlichste ausziehen wollen. Lade fand die Temperatur der heiſsesten Quelle 56° R., die der mindest heiſsen 38 1/2° R. an ihrem Ausflusse aus dem Berge. Ueber das, sonst auch bei andern heiſsen Mineralquellen vorkommende langsame Erkalten des Wiesbadener Wassers stellte Hr. Kastner besondere Versuche an, deren Resultat der Hr. Verf. in folgende zwei Sätze zusammenfaſst, wovon besonders der letztere hätte deutlicher ausgedrückt werden können:

1) Das Wasser unserer Quelle erkaltet, unter übrigens genau gleichen Bedingungen, bedeutend langsamer, als reines Wasser und als Salzwasser von demselben Eigengewichte.

2) Die Erkältungsdauer ist gröſser als sie seyn sollte, wenn sie, wie bei einer künstlichen Salzlösung, im zusammengesetzten verkehrten Verhältniſs der Wärmeleitung und Wärmestrahlung, und im zusammengesetzten geraden der Zä-

Digitized by Google

higkeit (Cohäsion) und der chemischen Anziehung (Bindungsstärke) zwischen dem Wasser und den darin gelösten Substanzen fände.

Aus jenem Phänomene wird ferner geschlossen, dafs das Thermalwasser mehr gebundene Wärme als reines Wasser, oder ein ähnliches Kunstgemisch enthalte, und auch dem menschlichen Körper zuführe; damit soll auch die eigene Wirkung auf die Magnetnadel zusammenhängen, und überhaupt das Wasser reicher an Mischungs-Electricität seyn; endlich wird noch der langsamen Wärmeentlassung jene bekannte Erscheinung zugeschrieben, dafs man nämlich das 70 C. heifse Kochbrunnenwasser in den Mund nehmen kann, ohne sich im mindesten zu verletzen (S. 142.). Zehn Cubikzoll des Kochbrunnens von 70° C. mit gehöriger Vorsicht geschöpft, geben 2,15 C. Z. kohlensaures Gas und fast 0,03 C. Z. Stickgas. Ein Pfund desselben Wassers gab überhaupt 7,6869 C. Z. gasförmige Kohlensäure, sonst nach Gewicht bestimmt enthielt ein Pfund des Kochbrunnens

Säuren.	Gran.	Salzbasen.	Gran.
Kohlensäure .	3,9779⅞0	Kalk	3,897848
Schwefelsäure	0,638834	Talkerde . .	0,67849
Salzsäure . .	24,2501615	Natron . . .	23,8902295
Kieselsäure .	0,19026	Kali	0,75912
Wasser . . .	7619,494888	Eisenoxyd . .	0,042
		Thonerde . .	0,40974
		Organisches Eytract	1,75

Wiesbaden besitzt noch einige sogenannte kühle Mineralquellen, wovon der sogenannte Faulbrunnen 9 1/2° R. Temperatur hat, und selbst einige kalte salzhaltige Quellen.

VI. Wirkungen des hiesigen Mineralwassers auf den menschlichen Organismus im Allgemeinen und dessen Anwendung in einzelnen Krankheisformen.

Unstreitig ist für den praktischen Arzt gerade dieser Abschnitt der wichtigste, auch hat ihn der Hr. Verf. ziemlich ausgedehnt bearbeitet, obgleich wir weitere Aufschlüsse vom Hrn. geh. Rath Lehr selbst zu erwarten haben. — Wir übergehen alles das, was Hr. Dr. Rullmann blos theoretisch von der Wirkung des Wiesbadener Wassers rücksichtlich seiner Bestandtheile beibringt, wohl wissend, dafs bei weitem nicht alles, was auf den menschlichen Körper wirkt, sich durch chemische Reagentien entdecken lasse. — Als Bad an-

gewendet zeigen nach unserem Hrn. Verf. die Mineralquellen zu Wiesbaden folgende Hauptwirkungen, die wir mit dessen eignen Worten aufzeichnen:

1) Gleichförmige Bethätigung oder Regulirung der Hautfunction.
2) Bethätigung des Lymphsystems.
3) Auf das Gefäfssystem wirkt Wiesbaden meistens erregend, seine Thätigkeit erhöhend, vorzüglich wenn es in irgend einem hohen Wärmegrad angewandt wird.
4) Auf das Nervensystem wirken die Bäder zu Wiesbaden besänftigend, calmirend.
5) Auf das Muskel- und Knochensystem, so wie auf die Ernährung haben sie wenig directen Einfluss.
6) Auf das Uterinsystem äufsern sie eine fast specifische Wirkung, sie bethätigen dessen Functionen, vorzüglich die seines Kreislaufs und der ihm natürlichen Secretionen.

Die einzelnen Krankheiten, gegen welche die Bäder in Wiesbaden ausgezeichnete Wirkung besitzen, sind nun folgende: Gicht und Rheumatismus fast in allen Formen, ausgenommen im acuten Zustande. Fast alle Hautkrankheiten; der Hr. Verf. nennt Finnen, Kupferausschlag, Leber- und Sommerflecken (!), Flechten, Krätze; ferner gegen Merkurialkrankheit, Hypochondrie und Hysterie, Stein- und Griesbeschwerden, Blasenkatarrhe, Schleimflüsse aus den Genitalien, skrophulöse, rhachitische Uebel, rheumatische Wassersucht, Rückenmarkwassersucht, Lähmungen, fieberlose Entwickelungskrankheiten, unregelmäfsige Menstruation, Unfruchtbarkeit u. s. w.

Von dem innern Gebrauche des Wiesbadener Wassers erwartet der Hr. Verf. im Ganzen dieselbe Wirkung, wie von dem Bade, mit einigen sich von selbst ergebenden Unterschieden; doch rühmt er ihn besonders bei Stockungen im Unterleibe, Würmern, Obstructionen, Plethora abdominalis, Hämorrhoiden u. s. w.

VII. Bestimmung der Fälle, in denen der äussere und innere Gebrauch unsers Wassers schadet, unwirksam ist, oder doch nur wenige Linderung verschafft.

Dieser Abschnitt ist verhältnifsmäfsig äufserst klein, da er doch gerade eine ganz besonders ausführliche Erörterung verdient hätte, damit der Arzt nicht Kranke nach Wiesbaden gehen heifst, um dort ihre Leiden noch verschlimmern

zu lassen, oder doch trostlos und ohne Erleichterung sie heimkehren sehen zu müssen. Mehrere Contra-Indicationen des Wiesbadener Wassers, von denen der Hr. Verf. spricht, verstehen sich im Grunde von selbst. Jedermann wird einsehen, dafs an sich unheilbare Uebel auch in Wiesbaden nicht werden geheilt werden; kein Arzt wird einen an einem acuten Fieber, an einer heftigen Entzündung, an einem übermäfsigen, bald Gefahr drohenden Blutfluſs Leidenden in irgend einen Badeort senden wollen, und doch ist dies alles hier ziemlich wortreich erörtert; dagegen ist aber auch nicht zu verschweigen, dafs manche nützliche Bemerkung hier vorkommt; so wird z. B. erinnert, dafs Epileptischen, so wie am Scorbute und Krebse Leidenden das Wiesbadener Wasser selten bekommt; wir müssen daher dieses Kapitel, so kurz es auch ist, den Aerzten doch zu besonderer Beachtung empfehlen.

VIII. Von der Vorbereitung zum hiesigen Bade und Brunnenkur, und der Nachkur.

Hier werden allgemeine, so ziemlich für jedes Heilbad geltende Regeln gegeben, die nichts Eigenes oder Neues enthalten.

IX. Anleitung zum zweckmäfsigen Gebrauche des Wiesbadener Mineralwassers.

Nur einiges Wenige wollen wir aus des Hrn. Verf. Vorschriften mittheilen. Die ersten Bäder soll man weder zu lange noch zu warm nehmen; eine Viertel- bis eine halbe Stunde soll den Anfang machen; eben so empfiehlt er in der ersten Zeit nicht zweimal des Tages zu baden. Das Wasser soll man besonders Morgens nüchtern frisch aus der Quelle trinken, mit zwei bis drei Gläsern anfangen, und bis zu einer bis zwei Bouteillen steigen. In der Regel werde es ziemlich warm getrunken, und meistens ohne Milch oder andere Zusätze, als durch welche der Geschmack eher verschlimmert werde; das reine Mineralwasser für sich schmecke fast wie stark gesalzene Fleischbrühe.

X. Von der Diät der Kurgäste.

Vieles Gute, Nützliche und wohl zu Beherzigende, wenn auch gleich zur Genüge Bekannte, ist hier zusammengetragen; besonders müssen wir die Wärme loben, mit welcher der Hr. Verf. gegen das Hazardspielen in Bädern spricht, eine verderbliche Sitte, die längst schon hätte abgeschafft werden können und sollen.

Wenn wir nicht irren, so ist das vorliegende, wie aus der gegebenen Uebersicht erhellt, sehr brauchbare Buch das erste oder doch eines der ersten literarischen Producte des Hrn. Verfassers. Wir sind überzeugt, dafs, wenn es demselben gefallen sollte, noch mehrere Gegenstände zu bearbeiten, es ihm bald gelingen wird, sich gröfsere Gewandtheit in der Auswahl mancher Ausdrücke und der Schreibart überhaupt zu eigen zu machen.

Don Ramiro, Trauerspiel in drei Aufzügen, von H. G. Hotho. Berlin, 1825. Maurersche Buchh. 8. 152 S. 1 fl. 12 kr.

Als Uraca, die Gemahlin Alfonso's des Ersten, Königs von Aragon, sich Mutter fühlte, verkündete ihr Maria, dafs sie einen Sohn gebären und dieser das maurische Zaragoza zum Christenthume bekehren würde. Der am Kreuze schwebende Christus verkündete ihr ein Aehnliches. Ramiro wurde geboren, und „das Zeichen der Bewährung“: auf dem rechten Arm ein Kreuz gleich einem Schwerte und ein Schwert gleich Christus Kreuze, liefs Arragon laut jubeln:

Ein Infant ist uns geboren,
Christi und Maria's Streiter.

Solches Alles geschah aber vor dem Beginn unseres Trauerspiels, und Ramiro erzählt es lediglich sieben Seiten hindurch (S. 20 — 27.) und in wohlgefügten Trochäen. Das Trauerspiel selbst eröffnet sich im Pallast-Garten zu Zaragoza, und Mirza, die maurische Prinzessin, unterhält sich mit ihren Dienerinnen vom Einzuge Ramiro's, welcher auf sie Alle den lebhaftesten Eindruck gemacht hat. Ramiro tritt hinzu. Schon ist Mirza Willens, auf sein Ersuchen, ihren Schleier zurück zu schlagen, als Abuhazalen, der Vater Mirza's und König Zaragoza's, und sein Neffe Omar hinzutreten. Ramiro erzählt, was bereits oben erwähnt worden, und schliefst dann folgendermafsen:

Abuhazalen! Steig' nieder
Von dem heil'gen Christenthrone,
Den du frevelhaft entweihst.
Alle Kirchen stelle her,
Die du mit gottlosem Eifer
In Moskeen hast verwandelt,
Und mit deinem ganzen Volke

Knie' vor Gottes Altar nieder,
Bet' ein reuig Miserere,
Dafs sich euer Gott erbarme,
Und sein heil'ger Geist erleuchtend
Und beseel'gend niedersteige:
Denn nur der dreiein'ge Gott
Ist der ew'ge Gott der Wahrheit.

Die anwesenden Mauren rufen: Rache! Allah, Rache! und der König spricht sich aufs Heftigste gegen solche Anmuthung aus. Da droht Ramiro:

— eh' dieser Sonne Strahl,
Die dort scheidend niedersinkt,
Dreimal wieder euch begrüfste,
Schwör' ich euch, soll diese Stadt,
Sollen der Moskeen Thürme,
Und ihr selbst, vor Christi Kreuz
Gott als Herrn und Sieger preisen.

Mirza und Ramiro verrathen vor der Versammlung ihren lebhaften Antheil an einander. Der König schwört, selbst seines eignen Kindes nicht zu schonen, wenn es vom Mahom abfiele. Er schliefst:

Dies, Infant, sagt euerm König,
Und eh' noch des Mondes Scheibe
Ueber unserm Haupte glänzt,
Räumet Zaragoza's Mauern,
Sonst mit euerm längern Weilen
Ruft ihr euern Tod herbei!

(*Der Beschluſs folgt.*)

Digitized by Google

N. 39. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Don Ramiro, Trauerspiel in drei Aufzügen, von H. G. Hotho.

(*Beschluſs.*)

Der zweite Akt findet Ramiro noch in Zaragoza. Seine Liebe zu Mirza, der er völlig inne geworden, hält ihn zurück. Omar trifft ihn und bald entspinnt sich ein lebhafter Wortwechsel. Mirza unterbricht ihr Gefecht und heiſst Omarn gehen. Er gehorcht. Die nun folgende Scene ist eine der gelungensten. Ramiro und Mirza erklären sich ihre Liebe. Mirza wird Christin. Eine Stelle als Beleg jener Behauptung:

Mirza.

Ramiro! — —
Ich athme nur, mich dir dahin zu geben!

Ramiro.

Ich lebe nur, mein Leben dir zu weih'n!

Mirza.

So schenkst du mir mit dir ein doppelt Leben?

Ramiro.

So werd' ich mir in dir nun zwiefach mein?

Mirza.

Hegt denn die Erde solche Himmelstriebe?

Ramiro.

Die Erde nicht, nur Gottes ist die Liebe! —

Mirza.

O könnte dieser Gott mir niedersteigen!

Ramiro.

Sucht ihn dein Blick?

Mirza.

Er hat umsonst gespäht!

Ramiro.

Im tiefsten Innern wird er dir sich zeigen!

Mirza.

Er zeigt sich nicht, was auch mein Mund gefleht!

Ramiro.

Erzeuge ihn, so wird er von sich zeugen!

Mirza.

Neigt er sich mir?

Ramiro.

Wenn du dich ihm erhöht!

Mirza.

O könntest du mir seinen Namen nennen!

Ramiro.

Erkenne dich, und du wirst ihn erkennen!

Don Juan, ein Freund Ramiro's, tritt auf und räth zur Flucht. Endlich entschliefst sich hierzu Ramiro. Omar trifft Mirzan betend — zu Christus. Omar will ihr das Kreuz entreifsen. Der König kommt hinzu. Er ist ausser sich. Er verkündiget Mirzan, sie müsse sterben. Omar bietet sich ihr als Retter an. Sie weist es von sich, zeigt ihm, dafs sie es müsse.

Der dritte Akt findet uns im christlichen Lager vor Zaragoza, im inneren Theile des königlichen Gezeltes. König Alfonso von Arragon erzählt seinem Sohne den Tod Uraca's, seiner Mutter. Sie starb wehe rufend, dafs Ramiro, der göttlichen Sendung vergessend, in Liebe zu einer Sarazenin erglüht sey. Don Juan unterbricht die hierauf folgenden Erörterungen mit der Nachricht von Mirza's Tode. Sie hatte eine christliche Kirche, unfern Zaragoza unter Schutt und Trümmern aufgebaut, heimlich besucht (von Ramiro war ihr deren Daseyn verrathen worden), aber die Mauren erkunden den Ort, Fackeln werden hineingeschleudert, und die heilige Stätte, zusammenstürzend, begräbt ihre frommen Beter. Mit ihnen: Mirzan. Alfonso beschliefst den Sturm auf Zaragoza. Ramiro schwört den Seinen:

Dafs die Sonne, die dort aufglüht,
Lebend uns in Zaragoza
Wiederfindet, oder weinend
Vor den unerstürmten Mauern
Von den Todten scheiden soll.

Jenes geschieht. Ramiro, als der Erste, pflanzt die christliche Standarte auf die Zinnen der Stadt. Auch Ramiro stirbt. Woran? scheint zweifelhaft. Nach Juan verblutet er sich, Ramiro sagt:

— der Erdenrose Dornen,
Und der Mutter sterbend Wehe
Trösten mich —

Alfonso bietet Abuhazalen seinen Thron wieder an und — das Kreuz. Abuhazalen zieht vor, nach Osten zurückzukehren.

Dies die Fabel des Stücks, welches, wie die Proben geben, meist in vierfüfsigen Trochäen, fünffüfsigen Jamben, mit untermischten Reimen, geschrieben ist. Auch eingestreute Sonette kommen vor (S. 12. 13. 14. 95. 96.), und die Sprache ist blühend und edel. Den Streit zwischen Muhamedanismus und Christenthum und den früheren, friedvollen Sieg des letzteren über das erstere in der Liebe, den späteren, blutigen im Waffenspiele darzustellen, war unstreitig ein poetischer Gedanke. Aber, dramatisch behandelt, mufste er seiner Behandlung selbst, die Handlung und weniger Reden fordert, nothwendig schädlich werden. Dieses scheint dem Rec. namentlich hier der Fall. Indessen ist auch der Verfasser nicht ohne Schuld. Wozu die häufig sich wiederholenden Expositionen über Christenthum und Muhammeds Lehre, namentlich die vielen Specialitäten? Wozu der oft lyrisch gewordene Gang der Rede? Wozu die Menge historischer und geographischer Notizen, z. B. S. 29 — 32? „Trauerspiel" hat der Verf. seinem Buche vorgesetzt. Er deute nicht übel, dafs wir nach selbst aufgestecktem Maafse es beurtheilen, dafs wir insbesondere auch meinen, seine Personen seyen sich an Gefühl und Sinnesart ähnlicher, weniger individualisirt, als das Interesse und die Wahrscheinlichkeit es erlauben. Manche werden Anstand nehmen, dafs Ramiro Mirzan auf dem Theater taufe (S. 61.). Uns dünkt auffallender, dafs plötzlich Mirza so erstaunlich viel vom Christenthume weifs, was doch nicht möglich ist, sogar Sprüche anführt (S. 98.), und namentlich so christlich-katholisch ist (z. B. S. 97.). Es war zweckmäfsig, den damals ohnehin herrschenden Katholicismus dem Muhammedanismus entgegen zu setzen, aber diese offenbare Vorliebe sagt uns nicht zu. Schöne Momente, ächt-poetischer Schmuck finden sich häufig. Möchten der spanisch-romantischen Spielereien weniger seyn (z. B. S. 39. 40. 47. 48.). Die letzte Oelung (S. 115.) durfte Mirzan nicht gegeben werden (Wiese, Kirchenrecht II. S. 581.). — Wir erlauben uns, zum Schlusse dem talent- und geistvollen Verf. das Studium Shakespeares zu empfehlen.

Des Quintus Horatius Flaccus Erste Epistel des ersten Buchs, erklärt von Theodor Schmid, Oberlehrer am Gymnasium zu Halberstadt. Halberstadt, bei C. Brüggemann. 1824. 38 S. in gr. 8. 6 Gr.

Wir müssen es mit dem Hrn. Verf. beklagen, dafs, so sehr auch in neueren Zeiten die lyrischen Dichtungen des Horatius bearbeitet worden sind, dagegen die Episteln — doch unstreitig das vorzüglichste, was uns der Dichter hinterlassen — desto weniger Bearbeiter gefunden haben. Um so erwünschter aber mufs uns jeder Beitrag seyn, wenn er auch nur die Bearbeitung einer einzelnen Epistel enthält, indem dadurch am besten eine vollständige, dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft entsprechende Bearbeitung sämmtlicher Episteln möglich gemacht und vorbereitet wird. Bis jetzt sind wir aber im Ganzen von nur wenig Episteln so glücklich gewesen, einzelne Bearbeitungen zu erhalten. Unter ihnen nehmen jedoch unstreitig die gelehrten und umfassenden Bearbeitung der ersten und zehnten Epistel des ersten Buchs von Obbarius die erste Stelle ein. Nach dem von Heindorf in den Satiren des Horatius gelieferten Muster hat in gleicher Weise Zell eine Bearbeitung der ersten Epistel des ersten Buchs (Heidelberg, bei Oswald. 1819.) geliefert. Unser Verf. bedauert in einer Nachschrift, dafs er zu spät, erst als seine Arbeit schon vollendet war, durch die Vorrede von Obbarius zur Ausgabe der zehnten Epistel, Kenntnifs von Ebendesselben Bearbeitung der ersten Epistel erhalten *). Indessen sind die Bearbeitungen der Horazischen Briefe durch Obbarius (deren Fortsetzung wir freilich nicht genug wünschen können) von der unsers Verf. in Anlage eben so wie in Zweck und Bestimmung verschieden, da man sie mit Recht gelehrte, vollständig Alles enthaltende Ausgaben nennen dürfte. Der Verf. vorliegender Bearbeitung verbindet damit aber einen ganz anderen Zweck, und hat dabei ganz andere Absichten. Eben so wenig für gelehrte Philologen wollte er schreiben, als andererseits eine eigentliche Schulausgabe liefern. Jünglinge vielmehr, und Freunde des Horatius, welche sich diese Dichtungen zum Gegenstande des Privatfleifses wählen und denen es an den besseren, besonders älteren Hülfsmitteln fehle, diese sind es, für welche

*) Auch Rec. kennt diese Bearbeitung bis jetzt nur aus Ankündigungen.

diese Ausgabe bestimmt ist. Deshalb hat auch der Verf. die älteren Commentare des Lambin, Cruquius, Bentley u. A., so wie die alten Scholien, die immerhin manches Schätzbare enthalten, sorgfältig benutzt, hie und da auch ihre Bemerkungen wörtlich mitgetheilt. Die Aufmerksamkeit, die wir dieser neuen Bearbeitung einer Horazischen Epistel, der der Verf. in ähnlicher Weise die Bearbeitung anderer Episteln folgen lassen will, widmen zu müssen glaubten, veranlafst uns, näher in das Einzelne einzugehen.

Gleich vs. 2. bei Erklärung des donatum jam *rude* sind keine Beweisstellen weiter für rudis angeführt, und nur vergleichungsweise Juvenal. Sat. VI, 113. VII, 171. genannt, während bei Abrami zu Cicer. Philipp. II, 29. pag. 266. ed. Wernsdorf., Lipsius Saturn. I, 15. u. s. w. sich reichliche Beweisstellen und gute Erörterungen finden. — Vs. 5. Wenn Vejanius, der ausgediente Fechter, seine Waffen dem Herkules, der Sitte gemäfs, weiht, so giebt der Verf. davon den Grund an mit den Worten des Lipsius Saturn. II, 23, in so fern nämlich dieser Gott Muster und Vorbild der Athleten ist. Diese Idee ist gewifs nicht unrichtig, allein der Grund davon liegt wohl tiefer. Schon in Griechenland sind Hermes und Herakles Vorsteher der Gymnasien, wie aller gymnastischen Uebungen, letzterer insbesondere als Vorsteher der Stärke, welche zu diesen Uebungen erforderlich ist. Eustathius zu Odyss. VIII, 266 sqq. pag. 309. Basil. sagt: διὸ καὶ τὰ γυμνάσια Ἑρμῇ καὶ Ἡρακλεῖ αὐτὸν συνίδρυον· τῷ μὲν λόγου· τῷ δ' ἀλκῆς προεστῶτι, ὧν μιγέντων φιλία καὶ ὁμόνοια γεννᾶται. — Vs. 6. ne populum extrema toties exoret arena, wird man wohl sich nicht begnügen können mit des Verf. Erklärung, der hier an eine Bitte des Fechters an das Volk um Entlassung (wohl, von seinem Fechterdienste) denkt, während wir an den von seinem Gegner an den äufsersten Theil — in die Ecke der Arena getriebenen und überwundenen Gladiator denken, der in dieser Lage das Volk bitten mufs, ihm das Leben, das er verwirkt, zu schenken; worauf das Volk durch das bekannte pollicem premere oder pollicem vertere antwortete (vergl. Juvenal. Sat. III, 36. und daselbst die Ausleger). — Vs. 11. *ilia ducere* ist dem Verf. keuchen. Wir würden lieber sagen: die Lenden (keuchend) fortschleppen. — Vs. 15. ist die Bedeutung von addictus, so wie die Construction desselben nebst den übrigen Wörtern richtig angegeben. — Vs. 17. bei Erklärung der Worte: *mersor civilibus undis*, würden wir die Parallelstelle Epist. II, 2, 85. hic ego rerum fluctibus in mediis et tempestatibus urbis, nicht übergangen haben. —

Digitized by Google

Vs. 28. schreibt der Verf. mit Fea und Döring: non possis oculo contendere quantum Lynceus; was gewifs hier die einzig richtige Lesart ist, die nur unwissende Schreiber in ein *oculos* contendere verwandeln konnten; *oculo contendere* erklärt auch unser Verf. durch; oculorum acie valere, praestare; s. Fea, der ausführlicher den Unterschied erörtert. Ueber die Ellipse des *si* vor possis vergl. Heindorf zu den Satiren des Horatius I, 1, 45. p. 13. — Vs. 32. Est *quadam* prodire tenus, si non datur ultra. So schreibt der Verf. im Texte, führt dann in den Noten die ältere von Lambin ohne handschriftliche Autorität, dann aber von Cruq und Bentley nach Handschriften und grammatischen Grundsätzen veränderte Lesart *quodam*, und darauf Fea's unpassendes *quoddam* auf, entscheidet sich aber mit Recht für die von Lambin, Cruq, Fea und jetzt auch von Döring aufgenommene Lesart, die schon in der Analogie der ähnlichen Adverbien, wie solches Bentley nachgewiesen, hinreichende Bestätigung erlangt hat. Eben so wird die Erklärung von vs. 34. 35. 36. und vs. 37. *ter pure* lecto gewifs befriedigen. — Auch vs. 44. schreibt der Verf. mit Bentley (und Döring): quanto devites *animi* capitisque dolore, statt des minder passenden und concinnen *animo*. — Vs. 46. per mare pauperiem fugiens, per saxa, per ignes, hält der Vf. es für richtiger, mit Lambin die letzteren Worte *per ignes* in allgemeinerem Sinne für per gravissima pericula zu nehmen, mit Anwendung des Griechischen Sprüchworts: διὰ πυρὸς βαδίζειν (vgl. Erasm. Adagg. III, 10, 94.). Allein dieser allgemeine Sinn liegt dem ganzen Verse zum Grunde, und eben deshalb müssen die einzelnen Worte, aus denen zusammen dieser allgemeine Begriff hervorgeht, in bestimmterer Beziehung und Bedeutung genommen werden, daher wie per mare die Gefahren des auf offener weiter See, per saxa die des an Untiefen, unwirthbaren Gestaden und Klippen herumschiffenden gewinnsüchtigen Kaufmanns bezeichnet, so bezieht sich per ignes auf die Länder der heifsen Zone, die der Römer nur als schrecklich und fürchterlich kennt, vor denen aber die Gewinnsucht des habsüchtigen Händlers sich nicht zurückschrecken läfst. Vergl. Od. III, 3, 55, was für unsere Stelle gewifs entscheidend ist. — Das mirare vs. 47. konnte hier kurz durch die Bemerkung erörtert werden, dafs es hier so viel sey, als *sectari*, *magni facere*, mit Verweisung auf Od. III, 29, 11. und Epist. I, 10, 31. vergl. mit I, 6, 1, wo *admirari* in ähnlichem Sinn vorkommt. — Vs. 50. hat der Verf. die ältere Schreibart condicio für das gewöhnliche conditio wieder eingeführt. — Vs. 54. über *Janus summus ab imo prodocet* giebt

Digitized by Google

der Verf. ausführliche Erläuterung, so wie auch vs. 55. über das laevo suspensi loculos tabulamque lacerto, und vs. 59. pueri ludentes etc. — Vs. 81. bei *esto* erinnert der Verf. recht gut an das Griechische ἔστω, das wohl Horatius hier ausgedrückt hat. Vergl. Lambin zu Horat. Epist. I, 16. vs. 56. — Vs. 94. schreibt der Verf. mit Fea und Döring: si *curatus* inaequali tonsore capillos statt: si *curtatus* inaequali tonsore capillos, indem curtatus unstreitig nur (?) eine Erklärung des curatus sey, wie denn *curare* von der Sorge für die Haare sehr gewöhnlich sey, was auch Fea erwiesen. Allein das *curtatus* scheint fast stärker und schärfer bezeichnend zu seyn, als der matte, in jedem Fall allgemeinere Ausdruck curtatus. Auch im folgenden Vers schreibt der Verf. wie Fea und Döring *occurro*, statt des früheren *occurri*. — Vs. 96. vel si toga dissidet impar macht der Verf. mit Recht aufmerksam auf den hohen Werth, welchen die Römer auf das kunstvolle Umwerfen der Toga gelegt, und führt Einiges darüber an. Bezeichnend ist auch die Stelle bei Ovid Amor. I, 516; *Sit* bene *conveniens* et sine *labe toga*. — Vs. 104. et prave *sectum* stomacheris ob *unguem* war gewifs Böttiger (nicht Böttcher, wie der Verf. S. 34. bei einer andern Gelegenheit schreibt) in der Sabina I. p. 297. 320. II. 62 ff. anzuführen. — Vs. 105. — de te pendentis, *te respicientis* amici scheint der Verf. die Heinsius'sche Conjectur suspicientis, welche doch nur auf Scheingründe gestützt ist, vertheidigen zu wollen, indefs am Ende bemerkt er, der Sinn des Wortes respicere könne nicht zweideutig erscheinen, da es als Synonimum (mufs wohl heissen Synonymum) von de te pendentis zu betrachten ist, und auch sonst in der Bedeutung vorkommt: sein Vertrauen, seine Hoffnung auf Etwas setzen. Und in der That hätte schon eben das zunächst vorhergehende von jeder Aenderung abmahnen sollen, da respicere offenbar ein Zurückblicken auf jemand bedeutet, in der Erwartung, bei ihm Schutz, Unterstützung und Hülfe zu finden, oder überhaupt rationem habere alicujus, wie der Verf. richtig bemerkt. Vergl. z. B. Ter. Andr. II, 5, 6. — An einigen Stellen hätten die Citate etwas genauer gegeben werden können, wie z. B. S. 13. Z. 3. von unten, statt des allgemeinen Citats „Cic. fin. 3. extr.“ besser: Cic. de Fin. III, 20. §. 68. eben so wie S. 37. Z. 3. von unten, „Cic. fin. 3. extr.“ statt Cic. de Fin. III, 22. §. 75. — S. 22. Z. 12. von unten: „Pausan. in Eliac. pag. 188. ed. Sylburg.“ statt Eliac. II. (VI.) 11. §. 2. p. 478. — S. 29. Z. 4. von unten zu vs. 76. bellua multorum es capitum verweist der Verf. auf Plato's δημὸς πολυκέφαλος (soll heifsen δῆμος πολυκέφαλος).

jedoch ohne die Stelle zu citiren, Wir verweisen auf Plat. de Rep. IX, 12. und daselbst Ast p. 606. Creuzer ad Olymp. Comment. in Alcib. primum p. 244.

De origine, causis et primo tribunorum plebis numero. Commentatio, quam auctoritate amplissimi philosophorum ordinis etc. etc. scripsit Augustus Ferdinandus Soldan, Gymnasii Hanoviensis Collega quartus. Hanoviae, formis orphanotrophei Campiani. 1825. 44 S. in gr. 8.

Commentatio inauguralis de Tribunicia Potestate, qualis fuerit inde a Sullae dictatura usque ad primum consulatum Pompeji, quam consentiente amplissimo philosophorum ordine Acad. Marburg. eruditorum examini subjicit Josephus Rubino, philosophiae doctor. Cassellis, MDCCCXXV. apud Jo. Chr. Krieger. 54 S. in gr. 8.

Wir verbinden beide Abhandlungen mit einander, da sie im Ganzen nur verschiedene Theile eines und desselben Gegenstandes behandeln, und beide von Seiten einer fleifsigen und gründlichen Behandlung gleiches Lob verdienen. Die erstere Abhandlung hat, wie schon der Titel andeutet, sich zunächst auf drei Punkte beschränkt, diese aber mit Ausführlichkeit behandelt: 1) Woher d. h. aus welcher Classe des Römischen Völkes wurden die Tribunen gewählt? 2) Welche Gründe und Ursachen gaben die Veranlassung zur Errichtung des Tribunats? 3) Welches war ursprünglich und anfänglich die Zahl der Tribunen? Wenn auch gleich der beschränkte Raum dieser Blätter es uns nicht verstattet, ausführlich den Untersuchungen des Verfassers Schritt für Schritt zu folgen, so wollen wir es doch nicht unterlassen, die Hauptresultate derselben in möglichster Bestimmtheit und Kürze darzulegen. Um die Beantwortung der ersten Frage zu erreichen, und den Ursprung der Tribunen näher auszumitteln, geht der Verf. in die Geschichte der Verfassung des Römischen Staats, namentlich der Verhältnisse der Tribus unter den ersten Römischen Königen zurück, und glaubt hierin die Annahme als ziemlich begründet zu finden, dafs die Tribunen hervorgegangen aus den Vorstehern der Land-tribus, keineswegs aber, wie Wachsmuth und Andere meinen, aus den Kriegstribunen oder militärischen Vorgesetzten — „Ex iis, qui tribubus erant praepositi rusticis, non e Tribunis rei militaris, primorum Tri-

bunorum plebis effloruisse potestatem, justissimis mihi firmissimisque videtur confirmari posse argumentis" (pag. 21.). Man sieht also, dafs der Verf. im Ganzen der Niebuhr'schen Ansicht über Begründung und Ursprung der tribunicischen Macht gefolgt ist.

Mit vieler Ausführlichkeit verbreitet sich der Verf. über den zweiten Punkt, nämlich über die Veranlassungen, welche die Begründung dieser Behörde herbeigeführt. In der Schuldenlast der Aermeren, in der Härte und Grausamkeit, welche die reichen Patricier gegen ihre plebejischen Schuldner sich erlaubten, findet der Verf. die Nothwendigkeit, für die Plebejer sich eine Schutzbehörde gegen die Willkühr der Patricier zu schaffen. In welcher Zeit diese Schuldenlast, unter der das Volk so sehr seufzte, entstanden, wann zunächst der Grund dazu gelegt worden, lasse sich jedoch nicht bestimmen. Zwar sey wohl schon unter Tullus Hostilius durch dessen beständige Kriege ein Anfang gemacht worden, welcher unter Tarquinius dem Aelteren, und besonders unter Tarquinius Superbus vermehrt worden, obschon Servius Tullius der bedrückten Volksmenge aufzuhelfen bemüht gewesen. Indem der Verf. Einiges über das den Patriciern in dieser Hinsicht gegen die plebejischen Schuldner zustehende Recht einschaltet, geht er dann auf die weiteren Vorfälle über vor dem Volscischen Kriege u. s. w. und auf die Auswanderung der Plebejer, welche als nächste Veranlassung zur Gründung der Tribunen berichtet wird. Hier wird nun von neuem die Frage, ob die Plebejer auf den Mons sacer oder auf den Mons Aventinus ausgewandert, einer genauen Untersuchung unterworfen, mit Zuziehung sämmtlicher Stellen der Alten. Letztere sprechen meistens für die erstere Angabe, die schon Livius als die allgemeiner verbreitete anführt. Der Verf. scheint einen Mittelweg einschlagen zu wollen, wenn er S. 37. bemerkt und im Verfolg weiter darzulegen sich bemüht: — „*id tamen, quod Cicero et Sallustius tradunt, plebem primum Sacrum montem, deinde Aventinum insedisse, haud difficile erit ad existimandum.*" Dies liefs also auf die in Creuzers Abrifs der Römischen Antiquitäten S. 151. Not. angedeutete Ansicht hinaus. Will man diese vermittelnde Ansicht nicht annehmen und die Angabe des Livius als die richtige erkennen, so mufs man die Angabe des Annalisten Piso betrachten als eine Verwechslung dieser ersten Auswanderung mit der späteren um Abschaffung des Decemvirats, 305 a. u. c.

In Ansehung des dritten Punktes endlich, betreffend die ursprüngliche Zahl der Tribunen, schliefst sich der Verf.

auch wieder an die Behauptung des Livius und Niebuhr an, wornach die Zahl der Tribunen der Zahl der Tribus vollkommen gleich kam, also die Fünfzahl war. Er schliefst seine Untersuchung S. 42. mit den Worten: Quamobrem quo tempore facta secessio est, eodem duobus Tribunis accessisse tres, pro certo posse compertoque haberi videtur.

Gehen wir auf die zweite Abhandlung über, so läfst es sich nicht läugnen, dafs sie einen der interessantesten Punkte aus der Geschichte des Römischen Tribunats behandelt, wir meinen die Geschichte desselben während der Zeit der Sullanischen Dictatur bis auf die Erhebung des Pompejus zum Consulat — eine Periode, die als aristokratische Gegenrevolution in der Geschichte der Römischen Republik überhaupt einen Wendepunkt bildet. Welchen Einfluss derselbe auf das Tribunat, als eine der mächtigsten Stützen der Römischen Volksfreiheit geäufsert, läfst sich aus dieser Abhandlung zur Genüge ersehen. Die Uebersicht des Ganzen zu erleichtern und den Gang der Untersuchung selber zu befördern, hat der Verf. seine Schrift in zwei Abschnitte getheilt, wovon der erste die Geschichte des Tribunats in dem genannten Zeitraume erzählt, der zweite von dem Rechte der Tribunen während dieser Periode handelt. Vor Allem hebt hier der Verf. das Gesetz des Sulla hervor, das er nach begründeten Angaben in das Jahr 674 a. u. c. verlegt. Es beschränkte nicht blos die Macht der Tribunen, ja es vernichtete im eigentlichen Sinn das Wesen der Tribunicischen Macht, die nun zu einem bloßen Schatten herabsank, während dagegen die Macht des Senats ins Unermefsliche stieg. Darauf verfolgt der Verf. die weiteren Schicksale des Tribunats. Wir wollen nur der Hauptversuche gedenken, welche einzelne Tribunen gemacht, die Würde und das Ansehen dieser Macht herzustellen, bis endlich Pompejus im Jahr der Stadt 684, als er zum Consulat gelangt war, zwar mit heftiger Widersetzlichkeit des Adels, aber mit Unterstützung des Cäsar und Crassus, unter grofser Zustimmung der Plebejer und der Equites die Tribunicische Würde in ihrer alten Macht und in ihrem früheren Ansehen wieder herstellte, nachdem schon seit längerer Zeit die den Senatoren zurückgegebenen Gerichte das Volk gegen den Senat aufgereizt hatten. Unter den verschiedenen früher gemachten, aber mifslungenen Versuchen, die Tribunicische Gewalt wiederherzustellen, führen wir an den noch zu Lebzeiten des Sulla, nur zwei Jahre nach Einführung jenes Gesetzes gemachten Versuch des Consul Lepidus, ferner den eben so vergeblichen des Tribunen Sicinius 678, so wie

ein Jahr später 679 bei Gelegenheit der durch Theuerung des Getreides und Mangel an Lebensmitteln entstandenen Unruhen gegen den Senat, wo zwar der Consul Cotta den Versuch machte, den Tribunen einen Theil, wo nicht der verlorenen Macht, so doch der früheren Würde zurückzugeben, aber grofsen und heftigen Widerstand fand. Eben so vergeblich waren die Bemühungen des Tribunen Quinctius im nächstfolgenden Jahre; er ward durch die Drohungen des Consul Lucullus zurückgeschreckt, und gleiches Schicksal hatten die Bemühungen des Tribunen Licinius Macer 681 beim Ausbruch des Mithridatischen Krieges, so wie die heftigen Angriffe des Lollius Palicanus 682, die nur durch das Versprechen des Pompejus, bei seiner Rückkehr nach Rom die Gemüther zufrieden zu stellen, von weiteren Folgen abgewendet werden konnten — ein Versprechen, welches dann auch wirklich 684 Pompejus erfüllte.

Schwieriger ist die Untersuchung über das Recht der Tribunen während jener Periode zufolge des von Sulla gegebenen Gesetzes, da das letztere nicht mehr auf uns gekommen ist, indem die Werke des Sallustius wie des Livius (Buch 89.), worin wahrscheinlich ausführlicher davon gehandelt wurde, untergegangen sind. Aus den einzelnen Nachrichten und Andeutungen, die sich erhalten haben, sucht der Verf. die Bestandtheile des Gesetzes auszumitteln und sonach das Wesen desselben zu bestimmen, über welches sich allgemeine Andeutungen der Alten vorfinden, wie z. B. des Vellejus Paterculus: „*Sulla imaginem sine re reliquerat*“ — eine Behauptung, die im Wesentlichen durch die Untersuchungen des Verf. bestätiget wird. Zuvörderst das den Tribunen zustehende *jus cum populo agendi*, welches ihnen durch Sulla entrissen ward. Ferner 2) das *jus intercedendi*. Es wurde beschränkt auf die Entscheidungen der Magistrate in gerichtlichen Sachen, also auf ein bloſses Appellationsrecht reducirt, während die Intercession gegen Staatsbeschlüsse und Gesetze gänzlich aufhörte. 3) Das *jus concionum*, wobei sich freilich ein dreifaches Recht unterscheiden läſst, zuvörderst das allen Magistraten, insbesondere aber den Tribunen zustehende Recht, das Volk durch den Präco zu einer Versammlung berufen zu lassen, und an dasselbe einen Vortrag zu halten über den Gegenstand oder das wichtige Ereigniſs, welches die Zusammenberufung einer solchen Versammlung veranlaſst (*jus concionem habendi*). Dieses Vorrecht nahm ihnen Sulla allerdings, aber der Consul Cotta, der das Gefährliche der dadurch veranlaſsten unordentlichen Zusammenkünfte und Aufläufe einsah, verschaffte den

Tribunen wieder das Recht, von der Rostra herab Vorträge und Reden an das ordentlicher Weise versammelte Volk zu halten. Das weitere Recht — *jus concionem dandi* — stand denselben Magistraten zu, die das erstere Vorrecht hatten, und bestand in der Befugnifs, einem Privaten zu verstatten, vor dem Volke zu reden. Auch dieses Recht haben die Tribunen mit dem ersteren verloren und wieder erhalten. Das dritte den Tribunen allein zustehende Recht — *jus in concionem producendi*, wornach sie jedweden Magistrat oder Privaten vor ihre Schranken rufen konnten, um vor dem versammelten Volke Rede zu stehen, ein nicht sowohl in der Macht der Tribunen, als vielmehr in der Majestät des Volkes begründetes Recht, scheint nicht einmal während jener Periode in Abnahme gekommen zu seyn. 4) Das Recht der Tribunen in Bezug auf den Senat — *senatorium tribunorum jus*. Es hatten es die Tribunen durch wiederholte Anstrengungen dahin gebracht, dafs auf ihre Aufforderung der Consul den Senat zusammenberufen mufste, ja dafs sie selber im Senat sich erklären durften, und ihre Sitze neben denen der Consuln und Prätoren standen. In wie weit nun Sulla die Tribunen im Besitz dieser Rechte gelassen oder sie ihnen entrissen, darüber schweigen die Alten gänzlich, kaum aber ist es glaublich, dafs Sulla, nachdem er die übrigen Rechte des Tribunats so sehr geschmälert, diese Rechte ihnen belassen haben sollte. Wenn aber Andere, besonders Lipsius Electt. II, 13, behaupten wollen, dafs durch das Sullanische Gesetz auch die fernere Wahl der Tribunen aus den Senatoren sey bestimmt worden, so mufs nach den Erörterungen unsers Verfassers diese Annahme als unbegründet und unstatthaft erscheinen und den Absichten des Sulla geradezu widersprechend.

Wir schliefsen unsere Anzeige mit dem Wunsche, dafs der Verf. seine interessanten Forschungen fortsetzen möge. Wir werden auf diese Weise zu einer sicheren, gründlichen Kenntnifs des Römischen Tribunats gelangen, und dann nur im Stande seyn, in das ganze Wesen und den inneren Gang der Römischen Staatsverwaltung tiefere Blicke zu werfen.

Digitized by Google

Ueber die Bedeutung von Ψυχή und Εἴδωλον in der Ilias nnd Odyssee, als Beitrag zu der Homerischen Psychologie, von Dr. Carl Heinrich Wilhelm Völcker. Einladungsschrift etc. etc. Giefsen, in Comm. bei G. F. Heyer. 1825. 24 S. 4. 18 kr.

Einige (allerdings wesentliche) Theile Homerischer Psychologie näher zu bestimmen, und die bisherigen keineswegs befriedigenden Angaben darüber zu berichtigen oder zu ergänzen, giebt der Verf. bescheiden als Zweck dieser Blätter an. Er hat dazu eine neue Auseinandersetzung des Begriffs und der Bedeutung der Wörter ψυχή und εἴδωλον in den Homerischen Gedichten gewählt, und damit einen höchst schätzbaren Beitrag zur Homerischen Psychologie geliefert, die überhaupt, selbst ganz im Allgemeinen von Seiten der Entwickelungsstufen menschlicher Erkenntnifs betrachtet, von ungemeiner Wichtigkeit ist. Eine Menge Stellen des Homer werden nun erst in ihrem wahren Sinn aufgefafst und gewürdigt werden können. Dabei hat der Vf. seinen Gegenstand mit einer, leider in unsern Tagen immer seltner werdenden Klarheit und Gründlichkeit behandelt, welche uns wünschen läfst, von dem Verf. in der Folge noch mit ähnlichen Gaben beschenkt zu werden.

Es geht der Verf. hier von dem allerdings richtigen Satze aus, dafs ψυχή bei Homer nur den Athem und das Leben, nie aber, wie der Sprachgebrauch späterer Zeit solches bestimmte, Seele oder Geist, bedeutet, dafs ferner ἦθος, στῆθος, καρδίη Sitze von Leibeskräften im Körper bezeichnen, woran das Geistige sich anknüpft, die aber eben deswegen nicht in den Hades wandern können, indem das Körperliche, sichtbar-Materielle auf Erden zurückbleibt. Da nun θυμός, νοῦς, μένος nicht örtlich sind, und im Tode den Leichnam verlassen, jedoch ohne in den Hades zu gehen, also ihr Seyn mit dem des Körpers aufhört, so ergiebt sich das Resultat, „dafs nicht die Seele oder der Geist es sind, die nach dem Glauben des Homerischen Zeitalters nach dem Tode fortdauern“ (S. 5.). Es ist merkwürdig, dafs bei Homer nirgends der Geist als etwas Selbstständiges, Abstractes, dem Körper Entgegengesetztes oder von ihm Unabhängiges vorkommt, dafs im Gegentheil der Gebrauch geistiger Kräfte gänzlich vom Körper abhängt, und selbst der Glaube an eine Fortdauer der Seele an rein sinnliche Wahrnehmungen noch geknüpft ist. Denn eben diese φυχή in ihrer ursprünglichen Bedeutung als Athem und somit als Lebensprincip erscheint der sinnlichen Anschauung als Ursache alles Lebens

und alles Sterbens; entweicht der Athem, so bleiben die andern Theile des Körpers zurück, der Athem selber aber, welcher entwichen ist, kann nirgends anderswohin entweichen als in den Hades, und da er Grund des Lebens ist, wird er auch dort fortdauern und fortleben. Dieses Fortleben der Psyche wird bezeichnet mit dem Worte εἴδωλον, welches mit ψυχή völlig gleichbedeutend, oder vielmehr die Erklärung des letztern ist. Auch Carus in seiner Geschichte der Psychologie S. 104. hatte bereits diese Verbindung bemerkt. Ausgehend, wie unser Verf., vom Grundbegriffe des Wortes ψυχή als Athem, woraus die zweite Bedeutung von Leben, lebendiger, reger Kraft hervorgeht, jedoch so, dafs dieses Leben schon als ein inneres, am Körper durch dessen gelenksame Beweglichkeit sichtbares erscheint, nimmt er als die nächste dritte Bedeutung, wo dieses Innere noch mehr vom Körper sich isolirt, ein Art von Analogon des Lebens, ein einst lebender Mensch, ein Abbild eines lebendigen Individuums, ein durch den Tod den Sinnen entnommenes Traumbild des Verstorbenen, ein abgeschiedenes Dunstbild. Darin, sagt Carus, sah man ein Athmendes und Lebendiges zugleich, und verband es daher mit dem Neutrum εἴδωλον, einem beweglichen Schattenwesen; der Athem bildet eben dieses εἴδωλον, diese Traumgestalt der Todten, die sich zwar sehen, aber nicht greifen läfst. Dafs hierin schon der erste verfeinerte Substanzbegriff, oder wenigstens ein Uebergang dazu erkennbar ist, wird sich nicht läugnen lassen. Doch wir kehren zu unserm Verf. zurück, der nun die Beschaffenheit jenes Fortlebens der ψυχή als εἴδωλον aus den drei Grundbedeutungen der Wurzel dieses Wortes εἴδω, εἴδομαι ableitet, nämlich 1) das Erscheinen, 2) das Scheinen, 3) das Gleichen oder Aehnlichseyn. Es ist hiernach die ψυχή Erscheinung, wie sie z. B. aus dem Hades heraufschwebt, oder im Traume sich zeigt, aber es ist dies kein wirkliches Bild, sondern nur ein Schein- und Trugbild, obschon dem Original in Allem vollkommen gleich und ähnlich. Luftiger Art und Natur ist ihr Wesen, sie verdampfet daher gleich Rauch und erhält manche Epitheta, welche auf dies luftige Seyn dieses Wesens sich beziehen. Ref. erinnert hiebei an ähnliche philosophische Ansichten spätterer Zeit, auf den Volksglauben — denn so erscheint der Homerische — gegründet; vgl. Plat. Phaed. p. 70 A. 80 D. und Wyttenbachs Erörterung zu Plutarch de S. N. V. p. 80. und zu Plato's Phäd. p. 174. Es haben daher auch diese Wesen keine Besinnung, kein Bewufstseyn, bevor sie Blut getrunken, indem an letzteres, als Hauptbedingung des Lebens zugleich mit dem Athem, der Begriff und die Möglichkeit die-

ser geistigen Fähigkeiten, so wie aller geistigen Thätigkeit geknüpft ist. Daher auch die Theile des Körpers, worin Athem und Blut ihren Sitz haben, στῆθος, ἦτορ und κραδίη, als Sitze der geistigen Thätigkeit gedacht werden, wohin auch ganz richtig der Ausdruck φρένες bezogen wird. Uebrigens läfst es sich auch aus dem oben bemerkten Begriffe des Wortes εἴδωλον erklären, warum die Todten ganz die äufsere Form und Gestalt des wirklichen Menschen in den Aides mitnehmen. Denn das εἴδωλον im Aides ist immer Abbild des wahren Menschen, so wie er zur Zeit seines Sterbens war; selbst die Seelenzustände sind mit ihm in den Aides übergegangen. Als Grund dieser Ansicht erkennen auch wir mit dem Verf. die sinnliche Vorstellung, die eine Fortsetzung des Lebens nicht anders denken kann, als eine Fortsetzung aller gegenwärtigen Zustände, und ein Leben ohne Raum nicht zu fassen vermag, also auch die Unterwelt nur als ein Abbild der oberen Erde betrachten kann. Zum Schlufs erklärt der Verf. noch die Homerische Stelle Odyss. XI, 600. vom Herakles, dessen εἴδωλον — sein blofses Scheinbild — in der Unterwelt ist, wie das aller andern Todten, während er selber, αὐτὸς — der wahre, leibhaftige Herakles oben im Olympos unter den Göttern wohnt.

Ref. benutzt diese Gelegenheit, um die Leser auf eine andere Schrift aufmerksam zu machen, deren Inhalt sich gleichfalls auf Homer bezieht:

> *Actus solemnes in Gymnasio regio Erlangensi D. VII Septemb. MDCCCXXV. rite habendos indicit L. Döderlein, antt. litt. P. P. O. et Gymnasii rector. Inest Commentatio de vocabulo* τηλύγετος. *Erlangae, typis Jungeanis.* 16 *S. in gr.* 4.

Der Verf. führt zuerst die acht Stellen auf, in welchen das Wort τηλύγετος in verschiedenem Sinne bei Homer vorkommt, läfst dann die Erklärungen der alten Grammatiker folgen, und dann, da sie ungenügend erscheinen, seine eigene Erklärungsart gegründet auf eine andere Ableitung dieses Wortes. Die alten Grammatiker nämlich leiten das Wort ab von τῆλε und γάω i. e. γίγνομαι, und geben ihm die Bedeutung: fern vom Vater oder vom Vaterlande geboren. Da dies aber auf die Homerischen Stellen nicht pafste, so bezogen sie das Wort nicht auf den Ort, sondern auf die Zeit, also in dem Sinn von ὀψίγονος. Da aber auch dies nicht auf alle Stellen pafste, so ging man weiter, und nahm das Wort ganz allgemein: *senis patris filii quandocunque pro-*

creati, oder auch in dem Sinn von μονογενής oder ἀγαπητός. Indefs scheint selbst Euripides (vergl. Iphigen. Taur. 828.) bei diesem Worte an den Ursprung von τῆλε gedacht zu haben, während bei Apollonius, der sich einigemal dieses Wortes bedient, die Bedeutung nicht gleich, sondern in jeder Stelle anders erscheint. Das Ungenügende, Unbefriedigende und Unwahrscheinliche, das Schwankende, das in diesen Erklärungen der Grammatiker liegt, bewog den Verf., eine andere Ableitung dieses Wortes zu versuchen, und sonach auch dessen Bedeutung anders zu bestimmen. Er leitet nämlich S. 9 ff. τηλύγετος nicht von τῆλε, sondern von θάλλω ab, wonach in ihm der Begriff einer Blüthe des Alters liege. Da nun aber dieser Begriff allgemeiner sey, und bald auf das Knaben-, bald auf das kräftige Jünglingsalter angewendet werde, so sey dies auch bei dem Worte τηλύγετος anzuwenden. „Factum est, sagt der Verf. S. 13, ut τηλύγετος modo laudi esset, modo vitio verteretur, prout sibi quisque aut robur pueritiae aut imbecillitatem, quae plerumque adhaeret tenerae aetati, animo proponeret. Hoc ubi factum est, τηλύγετος propius ad vocabuli θῆλυς similitudinem accedit; ubi roboris notio scriptoris animo obversata est, cum adjectivo θαλερός aptius comparaveris.“ Hievon wird nun die passende Anwendung auf die Homerischen Stellen gemacht, wobei es auffallend ist, dafs in der Iliade das Wort mehr auf das zarte Knabenalter, in der Odyssee aber auf das Jünglingsalter bezogen wird. Den Uebergang der Aspirata des Grundwortes θάλλω, θῆλυς in die Tenuis wird durch eine ausführliche und gründliche Darstellung erwiesen; wie man denn überhaupt in dieser Schrift nirgends die Gründlichkeit der Behandlung und die Klarheit des Vortrags vermissen wird.

N. 40. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

An Account of Experiments to determine the figure of the Earth, by means of the pendulum vibrating seconds in different latitudes; as well as on various other subjects of philosophical Inquiry. By Edward Sabine, Captain of the Royal Regiment of Artillery etc. Printed at the Expense of the Board of Longitude. London 1825. XV und 509 S. gr. 4. Pr. 2 Lstl.

Wenn unter dem deutschen gelehrten Publicum die Zahl derjenigen nicht eben sehr grofs seyn mag, welche sich für dieses Werk vorzüglich interessiren; so sind gewifs diejenigen noch minder zahlreich, welche dasselbe überhaupt zu Gesichte bekommen, und sich mit seinem wichtigen Inhalte anders als durch Auszüge in Zeitschriften bekannt machen können. Diesen glaubt Ref. durch die Mittheilung der erhaltenen hauptsächlichsten Resultate einen Gefallen zu erzeigen, und gründet zugleich auf die Vielseitigkeit der wissenschaftlichen Ausbildung seiner Landsleute das Vertrauen, dafs auch für sie im Allgemeinen dieser Gegenstand nicht ohne alles Interesse seyn wird. Es handelt sich nämlich um die Bestimmung der Gestalt unserer Erdkugel, womit sich schon die Philosophen Griechenlands sehr allgemein beschäftigten, um derentwillen der Chalif Al Mamum nach kaum beendigter blutiger Begründung des Muhamedanischen Reichs in Bagdad eine grofse Messung veranstaltete, und um welche man endlich seit vollen drei Jahrhunderten im cultivirten Abendlande mit stets wachsendem Eifer bemüht gewesen ist. Unmöglich kann also, schon von dieser Seite betrachtet, die neueste und anscheinend vollständigste Lösung dieses Problems irgend einem Gebildeten gleichgültig seyn.

Es läfst sich indefs dieser Gegenstand noch von einer anderen Seite betrachten, welche sicher bei vielen von grossem Interesse seyn wird, nämlich wenn man den aufserordentlich grofsen Aufwand berücksichtigt, welchen derselbe schon verursacht hat und noch allezeit erfordert. Für Ref. wenigstens, als stillen Beobachter der Richtung, welchen der

sogenannte Zeitgeist nimmt, ist es stets erfreulich, zu bemerken, wenn irgendwo etwas recht Grofses geschieht, um die Wissenschaft auf ihrem errungenen Standpuncte zu erhalten, oder wo möglich noch weiter zu rücken, damit der scheinbar in der Ordnung der Dinge begründete Wechsel eines Vor- und Rückschreitens in der geistigen Cultur und das abwechselnde Zurücksinken zur Barbarei niemals oder mindestens so bald nicht wieder eintreten möge. Erfreulich sind dergleichen grofse Bemühungen insbesondere in den jetzigen Zeiten, in welchen an zum wenigsten vielen Orten der Eifer für das Bleibende neben der steten Sorge für das Vorübergehende zunehmend erkaltet, und nur wenigen überhaupt in den Sinn kommt, solche Denkmäler einer grofsen und edleren Thätigkeit zu hinterlassen, um derentwillen noch gegenwärtig nach Jahrtausenden dauernder Zerstörung Griechenland und Rom in unserm Andenken leben, und deren Daseyn die Geschichte verewigt. So gut wir indefs noch in diesem Augenblicke uns sehr allgemein an des Eratosthenes und Posidonius dürftige Bemühungen, die Gestalt der Erde vermittelst einer kupfernen Schale und eines Stiftes zu bestimmen, mit hoher Achtung erinnern, eben so sicher werden auch die gegenwärtigen Messungen durch die Geschichte verewigt werden, für welche Kriegsschiffe ausgerüstet wurden, und um derentwillen geübte Geometer mit den köstlichsten Instrumenten versehen einen vollen Quadranten der Erde durchreiseten. Vorzugsweise haben die Franzosen und Engländer auf die Bestimmung der Gröfse und Gestalt der Erde grofse Mühe und unglaubliche Kosten verwandt, obgleich auch andere Völker, sogar die Chinesen ihr Scherflein hierzu beizutragen bemüht waren. Erfreulich ist es endlich zu bemerken, dafs seit den letzten drei Jahrhunderten, in denen man sich mit diesem Probleme ernstlich beschäftigt hat, die Technik in der Verfertigung stets vollkommener gebauter Instrumente mit der Genauigkeit im Beobachten und dem Scharfsinne in der Berechnung der erhaltenen Resultate stets gleichen Schritt gehalten haben.

Durfte Ref. sich erlauben, die Wichtigkeit des im vorliegenden Werke abgehandelten Gegenstandes im Allgemeinen anzudeuten, so wird es um so mehr erforderlich seyn, den wissenschaftlichen Standpunct etwas näher zu bezeichnen, aus welchem dasselbe betrachtet werden mufs. Bekanntlich brachte Newton den Streit über die eigentliche Gestalt der Erde, die man bis dahin für eine Kugel gehalten hatte, dadurch in Anregung, dafs er ihre Abplattung an den Polen aus dem von

ihm aufgestellten Gesetze der Anziehung und Schwungkraft folgerte. Wäre es möglich gewesen, das Gegentheil factisch zu erweisen, so mufste damit die ganze Theorie zu Grunde gehen, und Frankreich behielt den Ruhm, in seinem des Cartes den gröfsten Naturphilosophen aufgestellt zu haben, welchen der Britte Newton ihm streitig machte. Mühsame Messungen in Frankreich wurden vollführt, und siehe! Cartesius siegte, denn die Erde war hiernach länglicht pomeranzenförmig gebildet, und nicht durch die Schwungkraft unter dem Aequator erhabener. Newton dachte indefs viel zu klar, erwog die Prämissen zu genau, und bauete die Folgerungen mit zu viel innerer Consequenz auf dieselben, als dafs ein solches Resultat ihn wankend machen konnte, da er auf dem betretenen Wege schon so viel Neues und Wichtiges gefunden hatte; seine Anhänger theilten seine Ueberzeugung, ihre Gründe waren unwiderleglich, und der Streit blieb unentschieden. Endlich im Jahre 1738 fafste das französische Gouvernement den preiswürdigen Entschlufs, der Wissenschaft uneigennützig ein grofses Opfer zu bringen, und durch zwei Expeditionen einen Breitengrad unter dem Aequator und einen unter dem Polarkreise messen zu lassen, um dem langen Streite ein Ende zu machen. Diese Operationen und selbst die romanhaften Schicksale einiger dabei betheiligten Personen sind zu bekannt, als dafs es einer weiteren Erörterung bedürfte. Newton siegte, seine Verdienste wurden erst nach seinem Tode völlig erkannt, aber damit war seinem Ruhme auch die Unsterblichkeit gesichert.

Indem man sich von jener Zeit an eifrigst bemühete, das erhaltene Resultat durch theoretische Untersuchungen und wiederholte Messungen zu bestätigen und erforderlichen Falls zu verbessern, wuchsen die Wissenschaften zusehends, aber hiermit zugleich die Zweifel, ob die gefundene Abplattung der Erde in gröfster Schärfe richtig sey. Unter mehrerem anderen bietet hierbei abermals Frankreich ein merkwürdiges Beispiel der wissenschaftlichen Thätigkeit dar. Mitten unter den wildesten Greueln der Revolution, im Innern zerrüttet, durch bürgerliche und auswärtige Kriege gedrängt, trieb das Streben nach dem Grofsartigen und zuweilen dem Ungeheuern den besseren Theil der Nation, ihr Vaterland genauer zu kennen, insbesondere ein festgeordnetes und unvergängliches Maafssystem einzuführen, und die früher von dort aus behandelte Aufgabe über die Gröfse der Abplattung noch weiter zu befördern, welches zusammengenommen die gröfste, bis jetzt nicht übertroffene Gradmessung von Dünkirchen bis Formen-

Digitized by Google

tera durch ihre gewiegtesten Geometer ausführen zu lassen die Veranlassung gab. Vor der Vollendung dieses riesenhaften Unternehmens trat auch England wetteifernd auf. Eine ausgezeichnet sorgfältige Messung durch Mudge von Süden nach Norden über den gröfsten Theil von England ausgedehnt schlofs sich an die französische an, und eine noch gröfsere wurde in den weiten Ebenen Indiens durch Lambton begonnen. Je zuverlässiger die hierdurch erhaltenen Resultate waren, um so fester wurde zugleich die Ueberzeugung begründet, dafs eine absolute Gewifsheit auf diesem Wege nicht zu erhalten sey, um so mehr, als die englische Gradmessung für sich genommen sogar die alte Meinung von einer Verlängerung der Erde an den Polen begünstigte. Man erkannte also die Nothwendigkeit, zu einem andern Hülfsmittel dieser Bestimmung seine Zuflucht zu nehmen, welches zufälligen Einflüssen weniger unterworfen ist, nämlich die Länge des einfachen Secundenpendels unter verschiedenen Breiten zu messen, hierdurch die Zunahme der Schwere nach den Polen hin zu bestimmen, und hieraus die Gröfse der Abplattung zu finden. Allerdings hatte man schon seit Bouguer's Zeiten verschiedene solche Messungen, allein sie sind zu wenig zuverlässig, und es waren daher neue, mit der jetzt üblichen Sorgfalt angestellte, erforderlich, um auf einer sichern Grundlage fufsen zu können. Abermals machte Frankreich auch hiermit den Anfang. Biot in Verbindung mit Arago, Chaix, Mathieu, Bouvard u. a. fing von Formentera an, die Länge des Secundenpendels zu messen, und setzte dieses nicht blos bis Dünkirchen für einige Hauptpuncte fort, sondern dehnte den Bogen der Messung selbst bis nach der schottländischen Insel Unst aus. Bekanntlich hatte früher La Caille durch seine Gradmessung und seine Pendelbeobachtungen auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung den merkwürdigen Satz in die mathematische Geographie eingeführt, dafs die südliche Halbkugel anders gestaltet sey, als die nördliche, worauf seitdem gar viele Conjecturen gegründet wurden. Man durfte es daher als eine Verpflichtung der Franzosen ansehen, diesen durch ihren Landsmann eingeführten, allerdings paradoxen und keineswegs genugsam begründeten, Satz genauer zu prüfen, und entweder zu bestätigen oder zu berichtigen, und es läfst sich nicht verkennen, dafs sie sich dieser Verpflichtung allerdings zu entledigen suchten. Schon der unglückliche La Peyrouse hatte den Auftrag, an verschiedenen Orten der südlichen Halbkugel die Pendellänge zu messen, doch sein Schicksal verhinderte es, hiervon eine

Ausbeute zu erhalten. Reich soll dagegen diejenige seyn, welche das Publicum von den Bemühungen Freycinet's und Duperrey's begierig erwartet.

Während der ersten, durch Biot ausgeführten französischen Messungen wurde im englischen Parlamente die Motion gemacht, die Regierung zu ersuchen, dafs durch einen geübten Geometer an den Hauptpuncten Englands, durch welche der oben erwähnte gemessene Theil des Erdmeridians ging, Pendelbeobachtungen angestellt würden, um wo möglich die Ursachen des so unerwartet abweichenden Resultates zu ergründen. Der Vorschlag wurde genehmigt, Captain Kater erhielt dieses Geschäft, und führte es mit seltener Gewandtheit im Experimentiren aus. Ihm verdankt das Publicum die sogenannten unveränderlichen Pendel, welche mit bewundernswerther Feinheit construirt ihrem Zwecke ganz vorzüglich entsprechen. So wichtig aber die Resultate waren, welche unmittelbar aus seinen Beobachtungen hervorgingen, so genügten sie dennoch nicht zur vollständigen Auflösung des schweren Problems, und selbst als sie mit den französischen verbunden wurden, und die genaueste Uebereinstimmung beider unter einander hervorging, blieb über die Frage selbst doch noch stets eine bedeutende Ungewifsheit herrschend. Es liefs sich erwarten, dafs man bei einmal begonnenem Werke nicht auf halbem Wege stehen bleiben würde. Man gab daher von den nach Kater's Angabe verfertigten, mit dem seinigen genau verglichenen Pendeln einigen Geometern Exemplare auf ihren Reisen nach Oertern mit, welche nahe am Aequator liegen, und Sabine selbst führte sie bei sich, als er den Captain Parry auf seiner berühmten Entdeckungsreise nach der Insel Melville begleitete. Doch man war mit allen diesen einzelnen Beiträgen zum grofsen Ganzen nicht zufrieden, sondern fafste den preiswürdigen Entschlufs, für diesen Zweck ein eigenes Kriegsschiff auszurüsten, und vom Aequator an bis nach London hinauf an mehreren geeigneten Orten Beobachtungen anstellen zu lassen, um aus einem so bedeutend grofsen Bogen die Abplattung der Erde zu finden. Der geübte Captain Sabine vollbrachte dieses Geschäft, fand aber bald aus den erhaltenen Resultaten, dafs auch dieses nicht völlig genügen würde, und eine Fortsetzung der Messungen bis zu möglichst hohen nördlichen Breiten unentbehrlich sey. Sein deswegen schriftlich eingereichter Vorschlag wurde schon vor seiner Rückkunft nicht blos genehmigt, sondern er fand auch selbst ein geeignetes Schiff in Bereitschaft, um zeitig genug im nächsten Sommer

im beeiseten Norden seine Messungen fortzusetzen. Dieser Mann also kam binnen weniger als zwei Jahren vom 13° südlicher bis zu 80° nördlicher Breite, aus der heifsesten Zone in die kälteste, wo schwerlich Europäer auszudauern vermögen, und durchschiffte somit mehr als einen vollen Quadranten der Erde. Man darf hierbei wohl mit Recht sagen: was ist einer grofsen seefahrenden Nation nicht alles möglich!

Die Früchte dieser Expedition sind dem Publicum in dem vorliegenden Werke mitgetheilt, und Ref. kann versichern, dafs sie ihm einen angenehmen Genufs verschafft haben. Zugleich kann er einige billige Schadenfreude in sich nicht unterdrücken, dafs der thätige Verfasser durch die Schnelligkeit der Bekanntmachung den französischen Gelehrten hinsichtlich der Entscheidung der Hauptfrage den Rang abgewonnen hat. Freycinet war ein volles Jahr früher von seiner Reise zurück, als Sabine die seinige antrat, und dennoch wartet das Publicum noch stets vergeblich auf die Ausbeute der ersteren. Ueberhaupt ist es fraglich, ob es für die Wissenschaft sehr förderlich ist, dafs die Beschreibungen wissenschaftlicher Reisen gegenwärtig zu einer unermefslichen Länge ausgesponnen werden. Es gehen hierdurch Decennien bis zu ihrer Bekanntwerdung vorüber, der Leser mufs sich durch eine Menge von Sachen mühsam durcharbeiten, welche zwar ganz interessant sind, aber seine Kenntnisse nicht vermehren, und die Kostbarkeit der Werke verursacht, dafs sie in grofsen Bibliotheken zur Schau stehen, während den fleifsigen Gelehrten die Mittel fehlen, sich den Zugang zu ihnen zu verschaffen; und die letzteren sind es doch eigentlich, welche den reichen Stoff zu verarbeiten und zur Beförderung der Wissenschaft zu verwenden sich am besten eignen. Endlich bittet Ref. diejenigen seiner Leser, welche den Wahn hegen, die Engländer unternähmen nichts ohne merçantiles Interesse, dieses harte Urtheil zurückzunehmen; denn obgleich mit den letzten Nordpolar-Expeditionen wenigstens einiger Schein einer Handelsspeculation in Verbindung zu bringen war, so ist dieses doch ganz unmöglich bei dieser durchaus wissenschaftlichen und zugleich sehr kostbaren Reise des Captain Sabine.

Nach diesen vorausgeschickten Bemerkungen wird es ein Leichtes seyn, den Hauptinhalt des vorliegenden Werkes anzugeben. Bei weitem den gröfsten Theil bis S. 416. nehmen die Beobachtungen der Pendellängen ein, welche Sabine zu St. Thomas, Maranham, Ascension, Sierra-Leone,

Digitized by Google

Trinidad, Bahia, Jamaica und New-York auf seiner ersten, und zu Drontheim, Hammerfest, Grönland und Spitzbergen auf seiner zweiten Expedition anstellte, wovon sich kein Auszug geben läfst. Jeder Sachkenner wird sie aber mit grofsem Vergnügen überblicken, und sich über die geringen Abweichungen freuen, welche die einzelnen sehr zahlreichen Beobachtungen sowohl der Pendelschwingungen an sich als auch die astronomischen zur Bestimmung der geographischen Lage der gewählten Oerter und zur Regulirung der gebrauchten Uhren und Chronometer vom arithmetischen Mittel aus allen darbieten. Die Abplattung des Erdellipsoids, welche aus diesen hervorgeht, beträgt nach der Methode der kleinsten Quadrate berechnet, wie sie schon von Biot in seiner Astronomie bei der Berechnung seiner erwähnten Messungen angewandt ist, $\frac{1}{288,4}$, und ist somit bedeutend gröfser, als bisher nach allen verschiedenen Bestimmungsmitteln angenommen wurde. Ein vorzüglicher Grund des Vertrauens in diese Bestimmung liegt noch darin, dafs Sabine seine gebrauchten Pendel jedesmal vor seiner Abreise in London prüfte und mit dem von Kater gebrauchten Normalpendel verglich, und beidemale nach seiner Rückkehr abermals prüfte, ohne auch nur die mindeste Veränderung an denselben wahrzunehmen. Noch mehr aber. Da es zur genauen Berechnung der Resultate von grofser Wichtigkeit war, die Ausdehnung derselben durch die verschiedene Temperatur genau kennen zu lernen, so scheuete er den Aufwand von Mühe und Zeit nicht, diejenigen Temperaturen, in denen die einzelnen Beobachtungen angestellt waren, in London mit grofser Sorgfalt künstlich herzustellen, und auf diese Weise die Ausdehnung der Messingstange aus der Zahl der Schwingungen empirisch zu bestimmen. Wirklich fand sich die Gröfse der Ausdehnung dieses Metalles auf diesem Wege geringer, als sie bisher angenommen wurde.

Es ist leicht zu erachten, dafs Sabine aufser diesen seinen eigenen Messungen auch auf die früheren Rücksicht nehmen würde. Dieses ist zwar geschehen, allein in einem geringeren Umfange, als man vielleicht erwarten konnte. Ausgeschlossen sind mit Recht alle älteren von Bouguer an bis auf die neuesten französischen, denn man weifs schon längst aus La Place's Berechnung derselben, dafs aus ihnen schwerlich ein mit dem gefundenen vereinbares Resultat hervorgehen wird, und aufserdem sind sie überhaupt für so höchst feine Messungen so wenig genau, dafs sie von einer so ausnehmend

übereinstimmenden Reihe, als die durch Sabine gelieferte ist, billig ausgeschlossen werden müssen. Aufgenommen hat dieser daher nur die englischen, durch Kater veranstalteten, und mufste dieses auch schon aus dem Grunde, weil sie sich unmittelbar an die seinigen durch den gemeinschaftlichen Vereinigungspunct in London anschliefsen. Bekanntlich hat indefs auch Biot seine Messungen an jene englischen angeschlossen, und die genaueste Uebereinstimmung beider mit einander nachgewiesen, weswegen auch diese nicht füglich von Sabine übergangen werden konnten. Hieraus entstehen also drei Beobachtungsreihen, die durch Sabine erhaltene an dreizehn Orten, die Kater'sche an sieben Orten und die französische an acht Orten, zusammen acht und zwanzig, worin aber die von London, Unst und Leith doppelt vorkommen, so dafs also im Ganzen fünf und zwanzig Beobachtungen bleiben. Aus der Zusammenstellung der Messungen von Sabine und Kater folgt die Abplattung $= \frac{1}{288,5}$ und aus der Summe aller drei Reihen $= \frac{1}{289,1}$. Wenn man nun berücksichtigt, mit welcher Sorgfalt diese gesammten Versuche angestellt wurden, was für feine Instrumente man dabei gebrauchte, wie grofs der Bogen ist, in welchem die einzelnen Orte liegen, und wie unbedeutend endlich die Abweichungen der einzelnen Messungen von dem aus allen erhaltenen mittleren Resultate sind, so darf man jene Bestimmung für eine höchst wichtige Erweiterung der mathematischen Geographie halten. Die gröfste Abweichung der gemessenen Pendellängen von den nach einer aus allen folgenden Gröfse der Abplattung berechneten beträgt nämlich nur ein halbes Hundertstel eines englischen Zolles, und die drei gröfsten Abweichungen treffen aufserdem die Messungen zu St. Thomas, Ascension und Spitzbergen, an welchen drei Puncten aber eine überwiegende örtliche Anziehung durch den basaltischen, vulcanischen und aus Quarzfelsen bestehenden Boden durch Sabine deutlich nachgewiesen ist. Kann aber das erhaltene Endresultat als richtig gelten, so liegt seine Merkwürdigkeit nicht blos darin, dafs es die Abplattung viel gröfser angiebt, als bisher angenommen wurde, indem nach La Place aus den Gradmessungen, den Pendellängen und den Ungleichheiten in den Bewegungen des Mondes $\frac{1}{306}$ folgt, sondern auch hauptsächlich darin, dafs hiernach die Abplattung dem Verhältnisse der Schwungkraft zur Schwere unter

dem Aequator völlig gleich ist. Um dieses gehörig zu würdigen, mufs indefs zugleich berücksichtigt werden, dafs der Unterschied der Pendellängen, oder was einerlei ist, der Schwere unter dem Aequator und den Polen die Abplattung nicht unmittelbar giebt. Die Länge des Secundenpendels unter dem Aequator nämlich findet Sabine aus allen fünf und zwanzig Beobachtungen = 39,01520 englische Zolle und seine Verlängerung am Pole = 0,20245, deren Verhältnifs $\frac{1}{192,7}$ ist. Bekanntlich aber ist nach dem durch Clairaut aufgefundenen Theoreme $5/2$ mal das Verhältnifs der Schwungkraft zur Schwere unter dem Aequator, weniger der Verlängerung des Secundenpendels unter dem Pole zu seiner ganzen Länge unter dem Aequator der Abplattung gleich, oder aber, wenn die Länge des Secundenpendels = x, seine Verlängerung unter dem Pole = y, die Schwungkraft = k, die Abplattung = f gesetzt wird, so ist

$$\frac{5}{2}\,k - \frac{y}{x} = f.$$

Wird hieraus $f = k$ gefunden, wie das erwähnte Resultat angiebt, so ist

$$\frac{5}{2}\,k - k = \frac{y}{x}, \text{ also } \frac{3}{2}\,k = \frac{y}{x}$$

oder aber das Verhältnifs $\frac{y}{x}$ giebt die Schwungkraft ganz und noch ein halbes mal. Wenn man also annimmt, dafs der Einfluss der Schwungkraft in dieser Gröfse enthalten seyn mufs, so käme auf die Wirkung der Abplattung noch die Hälfte dieser Gröfse, welches eigentlich mit der längst bekannten alten Theorie des scharfsinnigen Huygens zusammenfällt.

Dafs Sabine bei seiner so vollständigen und gründlichen Erörterung dieses Gegenstandes verschiedene der neuesten und genauesten Pendelbeobachtungen überall nicht mit berücksichtigt hat, war für Ref. etwas auffallend. Vermuthlich hat derselbe aber bei einer genauen Prüfung derselben gefunden, dafs es ihnen entweder überhaupt an der erforderlichen Schärfe fehlt, oder insbesondere dafs den Beschreibungen derselben die erforderlichen Bestimmungen mangeln, um die nothwendigen Correctionen mit Sicherheit anzubringen, und in einem solchen Falle der Ungewifsheit ist es am besten, dasjenige, was man einmal als zuverlässig besitzt, durch das weniger Sichere nicht zu verwirren. Die vorzüglichsten unter den neuesten Pendelmessungen sind die durch die spanischen Geometer

Espinosa und Bauza unter niederen Breiten angestellten, die mit Kater's unveränderlichem Pendel durch Hall, Foster, Goldingham und Brisbaine zum Theil auf der südlichen Halbkugel ausgeführten, und diejenigen, welche wir dem Captain Sabine selbst verdanken, indem er als Begleiter Parry's auf dessen Entdeckungsreise gleichfalls ein Kater'sches unveränderliches Pendel mitnahm. Von der Zuverlässigkeit der ersteren ist Ref. nicht hinlänglich überzeugt, weil ihm die Quellen zu wenig zugänglich sind, die beiden letzteren Reihen gehören aber gewifs nicht unter die schlechtesten, und es schien daher nicht zwecklos, der Vergleichung wegen auch diese, eilf an der Zahl, wovon drei doppelt beobachtet sind, und welche einen Bogen vom 33,75sten Grade südlicher bis zum 74,75sten Grade nördlicher Breite umfassen, auf gleiche Weise nach der Methode der kleinsten Quadrate zu berechnen. Aus diesen für sich genommen ergiebt sich eine Abplattung des Erdsphäroid's $= \frac{1}{298,76}$. Nimmt man sie mit den durch Sabine berechneten Beobachtungen zusammen, und räumt ihnen einen gleichen Werth mit jenen ein, so ist die Abplattung nach der Summe von allen $= \frac{1}{291,24}$, giebt man ihnen aber nur den halben Werth, so ist sie $= \frac{1}{290,5}$. Im Allgemeinen also zeigt sich auch hierin eine Bestätigung des oben angegebenen Resultates, und wenn man hinzunimmt, dafs die neueste, mit gröfster Sorgfalt ausgeführte Messung von Längengraden im Parallel von 45° 13′ 12″ von Marennes bei Royan bis Padua, welche durch Brousseaud, Nicollet, Pictet, Plana und Carlini vollendet ist, die Abplattung zwischen $\frac{1}{275,68}$ und $\frac{1}{292}$ giebt, so findet auch hierin jene Angabe eine unerwartete Bestätigung. Es ist somit also endlich das Verhältnifs der beiden Erdaxen mit einer ausnehmend grofsen Genauigkeit gefunden, und die Auflösung eines Problems wirklich erhalten, welches mehrere Millionen an Gelde, unnennbare Mühe und Zeit den Gelehrten, und genau genommen dem berühmten Mechain das Leben gekostet hat. Die neuesten Bemühungen geben aber nicht blos dieses, sondern zugleich auch die Gewifsheit, dafs erstlich die Erdkugel überall gleichförmig gestaltet, und dafs an einzelne Irregularitäten nicht zu denken ist, und zweitens, dafs die südliche Halbkugel mit der nördlichen eine gleiche Krümmung hat. Die

Digitized by Google

Pendelbeobachtungen sind nämlich unter so verschiedenen Graden der Länge angestellt, dafs hieraus die Unregelmäfsigkeiten der Krümmung durchaus hervorgehen müfsten, wenn sie wirklich vorhanden wären, und da sie bis nahe zum 34sten Grade der südlichen Breite reichen, so sind sie auch rücksichtlich der zweiten Frage völlig entscheidend. Dieser äusserste südliche Punct ist Paramatta, woselbst die gemessene Pendellänge von der nach Sabine's angenommenen Abplattung berechneten nur um — 0,0009, also kein volles Tausendtheil eines englischen Zolles abweicht. Die regelmäfsige Gestalt der Erde, und, was aus vielen, hier nicht zu erörternden Gründen gleichfalls folgt, die Voraussetzung, dafs der Erdball ursprünglich flüssig war, als er um seine jetzige Axe zu rotiren anfing, endlich, dafs die Lage dieser Axe von jener Zeit an bis auf den heutigen Tag stets unverändert geblieben ist, können wir demnach als wohl begründete physicalische Lehrsätze annehmen.

Nach dieser Digression, wozu Ref. durch die Wichtigkeit der Sache und eben beendigte Untersuchungen verleitet ist, kehren wir zum Inhalte unsers klassischen Werkes zurück. Der Verf. desselben hält sich durchaus bei keinen Nebenumständen der Reise, erlebten Abentheuern u. s. w. auf, sondern theilt blos dasjenige mit, was unmittelbar zur Sache gehört. Nur in einigen Fällen, wenn er durch die Behörden der Oerter vorzüglich unterstützt wurde, wie im Allgemeinen überall mit grofser Willfährigkeit geschah, oder wenn die Localitäten einer bequemen und sicheren Aufstellung der Instrumente Hindernisse in den Weg legten, merkt er dieses kurz an. Als eine Digression ist es ferner anzusehen, wenn er sich über die Zweckmäfsigkeit auslässt, die Länge des Secundenpendels, an einem schicklichen Orte der Nordamerikanischen Freistaaten gemessen, als Normaleinheit des dort erst zu bestimmenden Maafses zu wählen. Selbst die Gefahren, womit das Eis im Polarmeere die dort reisenden Seefahrer allezeit mehr oder weniger bedrohet, giebt er blos in denjenigen Fällen an, wenn sie auf die Erreichung des vorgesetzten Zweckes einen Einfluss hatten. Im Uebrigen beschränkt er sich ausschliefslich auf die Beschreibung der angestellten Versuche, wobei er indefs auf alle bedingenden Umstände Rücksicht nimmt, namentlich auf den nicht unmerklichen Einfluss der Befestigung des Gestelles, welches das Pendel zu tragen bestimmt ist, die Lage und Beschaffenheit der Achatplatten, eine erneuerte Politur der Messerschneiden, des Pendels u. s. w., welches alles die Sorgfalt bei den Beobachtungen

documentirt, und für andere, mit ähnlichen Versuchen Beschäftigte sehr belehrend ist.

Aufser diesem Hauptinhalte enthält Sabine's Werk noch einige Anhänge, welche zwar nicht als solche ausdrücklich bezeichnet sind, aber doch so betrachtet werden dürfen. Dahin gehört eine Beschreibung der Ostküste von Grönland vom 72. bis zum 76. Grade nördlicher Breite nach einer beigegebenen kleinen Charte. Es würde interessant seyn, die hier bestimmten Puncte mit demjenigen zu vergleichen, was neuerdings der wackere Scoresby hierüber mitgetheilt hat, allein dazu ist hier der Ort nicht. Auch bei diesem Versuche, sich der Küste von Osten her zu nähern, fand Clavering, der Commandeur des Schiffes, dieses oberhalb dem 74. Breitengrade wegen des beständigen Eises unmöglich, womit Scoresby's Bericht übereinstimmt. Entschieden ist es übrigens durch die sieben Wochen fortgesetzten genauesten Untersuchungen, dafs die vermeintliche Strömung, welche das Eis von jenen Küsten herabwärts treiben soll, durchaus nicht existirt, welches sehr gegen die viel besprochene Möglichkeit einer Nordwestpassage entscheidet. Uebrigens kommen manche südlichere Eismassen allerdings durch anhaltende Nordostwinde leicht in Bewegung, und legen bedeutende Strecken zurück, für die über den 75. Grad hinausliegenden Eisfelder sind die erforderlichen Nordwinde aber weder anhaltend noch stark genug.

Ein zweiter Anhang betrifft hydrographische Notizen, namentlich die Meeresströme. Hier findet man eine interessante Nachweisung von Beobachtungen des Dr. Franklin vom Jahre 1776, übereinstimmend mit denen, welche Sabine selbst 1822 gemacht hat, über die mit gröfserer oder geringerer Stärke in den Sommermonaten wehenden Winde unter dem Aequator, wodurch eine gröfsere Menge heifsen Wassers in den Mexicanischen Meerbusen getrieben wird, deren Zurückströmung nach den Europäischen Küsten dann einen unverkennbaren Einfluss auf die herrschenden Winde und stärkeren Regen, mithin auf die Witterung im Allgemeinen hat. Hierin liegt allerdings ein natürlicherer Grund des unbestimmten Charakters der Witterung in einzelnen Jahren, als in den wunderlichen Hypothesen derer, welche alle Ursachen in dem Verhalten des Polareises oder des Schnees auf den Wolchonskoi-Gebirgen abzuleiten sich vergebens bemühen. Viele interessante Bemerkungen über die Temperatur der Luft, der Meeresoberfläche und einiger mündenden Flüsse an der Westküste Africa's sind keines Auszugs fähig, und

eben so die genauen Bestimmungen der Richtung und Stärke der Meeresströme auf der ganzen Fahrt des Kriegsschiffes Pheasant von Sierra Leone bis New-York, welche letzteren durch eine kleine Charte erläutert sind.

Sehr interessant ist eine kurze, die Temperatur des Meeres betreffende Untersuchung. Sabine setzt nämlich diejenige Temperatur, wobei Meerwasser seine gröfste Dichtigkeit haben soll, auf 42° F. oder dieser nahe kommend, also etwa auf 5°,5 C. Wie fest diese Behauptung begründet ist und auf welche Versuche sie sich stützt, weifs Ref. nicht, indefs scheint die Angabe zweifelhaft, indem nach de Lüc's Versuchen gesättigte Salzsoole früher mit Ausscheidung von Salz gefriert, als der Punct der gröfsten Dichtigkeit eintritt. Ref. hat selbst einmal Versuche über das Gefrieren des künstlichen Seewassers angestellt, dabei gelegentlich auf den Punct der gröfsten Dichtigkeit geachtet, aber blos eine Ausdehnung im Momente des Gefrierens wahrgenommen, und ist nach diesen Beobachtungen und nach der Beschaffenheit der Temperatur in gröfseren Tiefen der Polarmeere der Meinung, der Punct der gröfsten Dichtigkeit des Seewassers liege im oder unmittelbar über seinem Gefrierpuncte, auf keine Weise aber höher als beim Flufswasser. Indefs mögen diese bescheidenen Zweifel nur den Wunsch ausdrücken, über diesen Gegenstand mit gröfserer Sicherheit belehrt zu werden, als durch eine gelegentliche Aeufserung eines übrigens bedeutenden Gelehrten geschehen kann. Diese Temperatur von 42° F. soll das Meer auf seiner Oberfläche zwischen dem 65. und 67. Grade N. B. haben, und so wird letztere dann nach Norden hin kälter, nach Süden zu wärmer, in beiden Fällen spec. leichter, und in den tropischen Gegenden mufs daher eine gewisse Tiefe existiren, in welcher das Wasser diese Temperatur hat, welche in gröfseren Tiefen nicht weiter abnehmen kann. Um diesen Punct und zugleich das Gesetz der Abnahme der Temperatur in gröfseren Tiefen kennen zu lernen, wurde im Caraibischen Meere in 20°,5 N. B. und 83°,5 W. L. von Greenwich ein Versuch angestellt. Man liefs ein Sixthermometer vermittelst eines Bleigewichts von 75 Pfund an einer 1246 Faden langen Linie herab; auf das Herabsinken kamen 25 Minuten, das Herausziehen kostete 53 Minuten, und wenn nach einer sehr wahrscheinlichen Schätzung 246 Faden auf die schiefe Richtung der Schnur gerechnet werden, so erreichte das Thermometer eine lothrechte Tiefe von 1000 Faden, und zeigte die Temperatur daselbst 45°,5 (7,5 C.), an der Oberfläche 83° F. (28,3 C.), wonach die Temperatur für etwa 28,5

Faden nur 1° F. sinkt. Bei einem ähnlichen Versuche, welchen Captain Wauchope in 3° 20′ S. B. und 7° 39′ O. L. anstellte, fand er in etwa 1300 Faden Tiefe eine Temperatur von 42° F., obgleich die Oberfläche wegen des Aequatorischen Stromes nur 73° F. zeigte. Die angegebene Temperatur von 42° F. lag also nach jenem Versuche in 1200, nach diesem in 1300 Faden Tiefe, ohne Zweifel als Folge der ungleichen geographischen Breite.

Eine sehr schätzbare Zugabe machen die magnetischen Beobachtungen aus, namentlich zur Erforschung der Stärke des Magnetismus, wobei sich Sabine der schon von ihm auf der Nordpolarexpedition gebrauchten Deklinatorien und der bekannten Mayerschen Inklinatorien bediente. Die auf dieser letzten Reise erhaltenen Resultate werden mit jenen früheren verglichen, um desto bestimmtere Gesetze zu erhalten, zu deren Erläuterung gleichfalls eine Charte beigefügt ist. Obgleich diese ganze Untersuchung nur von S. 460 bis 502 einnimmt, so ist doch der Inhalt so reich an Thatsachen, dafs man nicht füglich einen kurzen Auszug davon geben kann. Endlich schliefst das reichhaltige Werk mit einer Zugabe, welche überschrieben ist: Atmospherical Notices. Sie enthält nur zwei Untersuchungen, zuerst über die Depression des Meerhorizontes über dem Golphstrome, zunächst nur für Seefahrer von vorzüglichem Interesse; dann über die Stärke der strahlenden Sonnenwärme und der Wärmestrahlung in der Atmosphäre, in Höhen und im Spiegel des Meeres. Gleiche Thermometer wurden auf dem Glacis von Fort Charles zu Port-Royal auf Jamaica in einer Höhe von 8 F. über dem Meeresspiegel und auf dem Kamme eines Berges in der Nähe 4080 F. über der Meeresfläche dem Einflusse der Sonnenstrahlen und der nächtlichen Strahlung gegen den heiteren Himmel ausgesetzt. Das eigentliche Beobachtungsthermometer hatte eine mit Lampenrufs geschwärzte Kugel, welche unter die Skale herabging, das zur Messung der äufsern Temperatur bestimmte war gegen den Einfluss der Strahlung gesichert. Auf der niedrigen Station stieg das den Sonnenstrahlen ausgesetzte Thermometer binnen sechs Tagen der Beobachtung nicht höher als 36,5 Grade F. über die Temperatur der umgebenden Luft, das auf der höheren dagegen auf 59°, und selbst wenn die 13 Grade der Temperaturdifferenz der oberen und unteren Station abgezogen werden, betrug dennoch die Stärke der strahlenden Wärme auf jener 9 Grade mehr als auf dieser. Uebereinstimmend hiermit fiel das dem freien Himmel ausgesetzte Thermometer in sieben Nächten durch Wärmestrahlung

an der unteren Station im Mittel um 9 Grade unter die Wärme der umgebenden Luft (im Maximo nur 11°,5), auf der oberen dagegen in einer Nacht um 18 Grade. Die Differenz der gröfsten Hitze und gröfsten Kälte durch Strahlung war also binnen 24 Stunden bei der Vegetation auf der unteren Station 55°,5, auf der oberen 77° F., woraus der gröfsere Effect derselben in gröfseren Höhen sichtbar hervorgeht. Auch mit einem Differentialthermometer wurden an beiden Stationen Beobachtungen angestellt. Die Grade desselben bezeichneten Tausendstel der Temperaturdifferenz zwischen den beiden festen Puncten des Thermometers, und während dasselbe durch den Einfluss der Sonnenstrahlen an der unteren Station im Maximo nur 91° F., im Mittel in sechs Tagen aber nur 81° angab, zeigte dasselbe an der oberen im Maximo 110°, im Mittel aus vier Beobachtungen an einem Tage aber 92°, auch bedurfte es dort zwei Minuten, um die gröfste Differenz seines Standes zu erhalten, hier aber nur 1,5. Es lassen sich hieran gar manche Betrachtungen knüpfen, deren sich Ref. aber enthält, indem es genügt, die Thatsachen selbst mitgetheilt zu haben.

Man ersieht aus der hier gegebenen Anzeige des Werks, wie bedeutend der Inhalt desselben ist, und nimmt mit Vergnügen wahr, dafs der wackere Verfasser aufser dem Hauptzwecke seiner Reise auch nebenbei der Wissenschaft so vielen Zuwachs zu verschaffen suchte, als die Umstände nur immer erlaubten.

Muncke.

Von dem Delirium Tremens durch Dr. H. A. Göden. Berlin, 1825. bei G. Reimer. VI und 182 S. in 8. 1 fl. 21 kr.

Vorliegende Schrift liefert nach des Ref. Bedünken einen werthvollen Beitrag zur Naturgeschichte und Therapie des seit der Erscheinung von Brühl-Cramer's und Sutton's Schriften über die Trinksucht und das Delirium tremens von Philosophen und Aerzten so vielfach besprochenen Delirium trem. potatorum. Obschon das Werk nicht frei von Mängeln ist, so hat dasselbe jeden Falls das unbestreitbare Verdienst, nicht nur, dafs es, ohnedies das erste über dieses Thema im deutschen Vaterlande (mit Ausnahme der in Zeitschriften enthaltenen Abhandlungen), auf eigene wissenschaftliche Beobachtung gestützt, ein naturgetreues und vollständiges Gemälde dieser Krankheit liefert, wie wir solches bis jetzt noch nicht be-

saſsen, sondern daſs sie auch dem hie und da herrschenden Glauben: als bestünde das Wesen derselben in einer Entzündung des Gehirns und erfordere eine antiphlogistische Behandlung, mit erfahrungsreichen Gründen, doch, wie es dem Ref. bedünkt, etwas zu einseitig beschränkend, entgegentritt; sodann aber, daſs sie die Indicationen zum Gebrauche der passenden Heilmittel, je nach den verschiedenen Stadien der Krankheit, insbesondere aber des Mohnsaftes, als der Sacra anchora im Delirium tremens, auf eine rationell praktische Weise und viel schärfer und ausführlicher, als bisher geschehen, zu begründen bemüht ist. — Um den Lesern den Inhalt der interessanten Schrift näher darzulegen, wird Ref. die sechs Kapitel, aus denen sie besteht, einzeln durchgehen, und so weit es die Gränzen einer Anzeige gestatten, dasjenige anmerken, worüber er anderer Meinung zu seyn sich gedrungen fühlt.

Erstes Kapitel. Begriff und Name der Krankheit (S. 3 — 9.). Der Verf. verwirft allen und jeden Antheil des Gefäſssystems am Delirium tremens, und erklärt dasselbe dagegen seiner Form und äuſseren Erscheinung nach für eine durch den habituellen Miſsbrauch geistiger Getränke entstandene, heftige und tiefe Affection des Gehirns und Nervensystems, deren hervorstechende Zufälle und Zeichen in Delirien und Phantasien mancherlei und sehr veränderlicher Art, in einem allgemeinen habitus tremulentus, in einem convulsivischen, anhaltenden Zittern der Glieder bestehen, auf der Höhe mit lähmungsartigen Zufällen und unwillkührlichen zitternden Bewegungen der Muskeln, dabei verschiedenen Stufen ihres Wachsthums, bestimmten Zeiträumen ihrer Entwicklung und einer ihr eigenthümlichen, nicht in qualitativ oder quantitativ veränderten Ab- und Aussonderungen, sondern in einem natürlich anhaltenden und festen Schlafe bestehenden immateriellen Krisis.

(*Der Beschluſs folgt.*)

N. 41. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Göden, von dem Delirium tremens.

(*Beschluſs.*)

Ref. findet in dieser Begriffsbestimmung, so weit sie auch im Uebrigen ist, doch nur zwei, das Delirium tremens potatorum als einen morbus sui generis charakterisirende Merkmale, nämlich die derselben als prädisponirende Ursache zu Grunde liegende chronische Weingeistvergiftung, und die Krisis durch den Schlaf; er möchte aber noch als ein drittes, auszeichnendes Attribut hinzufügen, daſs mit jenem (durch die Natur oder Kunst bewirkten) Schlafe sogleich auch und gleichsam mit einem Schlage die Genesung eintrete, welchen schnellen Uebergang von der gröfsten Höhe der Krankheit in die Genesung wir sonst in keinem einzigen, akut verlaufenden Nervenübel wahrnehmen. Alle andern, von dem Verf. angeführten Merkmale für die Eigenthümlichkeit des D. t. p. gehören diesem aber nicht wesentlich oder ausschlieſslich an, und namentlich finden auch bei der, zuweilen sehr rapid verlaufenden, Febris nervosa versatilis nicht selten dieselben unablässigen körperlichen Agitationen, derselbe tremor artuum, welcher selbst die Pulse zu fühlen hindert, dieselben flüchtigen, abspringenden und rastlosen Delirien Statt, und gleich schnell wie im D. t. der Säufer erschöpfen sich auch in dieser Krankheit die Lebenskräfte oft unaufhaltsam, wodurch Lähmung und Tod herbeigeführt wird. Selbst die dem Ausbruche des D. t. p. oft längere Zeit vorangehende besondere Schlaflosigkeit beobachtet man nicht ganz selten auch als einen Vorboten des hitzigen Nervenfiebers, und wie im erstern ein tiefer und anhaltender Schlaf eine günstige und schnelle Entscheidung herbeiführt, so sehen wir auch in der reinen nervosa kein besseres Hülfsmittel zur Beruhigung des aufgeregten Gehirns und Nervensystems und der Sammlung und Bindung seiner sich zerstreuenden Kräfte, als eben auch den Schlaf, obwohl hier einiger Unterschied Statt findet. Des-

gleichen ist auch im reinen Nervenfieber, gleichwie im D. t. p., das Opium als eines der kräftigsten Mittel zur Besänftigung und Beschränkung der einseitig sich verzehrenden Gehirn- und Nerventhätigkeit schon lange in Gebrauch nur reichte man es hier in kleineren Gaben, als im D. t. p., weil man es in letzterem mit durch die Völlerei überreizten und abgestumpften Körpern zu thun hat, bei welchen allein gröfsere, dafür aber seltner gereichte Gaben dieses herrlichen Mittels die auf's Höchste gesteigerte und baldige Lähmung drohende Gehirn- und Nervenaufreizung in gesetzliche Schranken zurückführen und Schlaf hervorzubringen vermögen. — Dafs aber dem D. t. p. selbst auch, gegen den Verf., zuweilen materielle Krisen oder Metaschematismen, wie dem Nervenfieber, zukommen, lehrte den Ref. die Beobachtung, zu Folge welcher sich bei einem Trinker ein lästiger Husten und Würgen des Morgens, mit beständigem Zittern der Glieder, öfteren Sinnestäuschungen und irrigen Vorstellungen, eine Art chronischen Delirium tremens, alsbald verlieren, wenn seine Hand- und Fingergelenke anschwellen, schmerzhaft und steif werden, alsbald aber wiederkehren, wenn die Gicht aus jenen Gelenken allmählig sich wieder entfernt. — Dafs die reine nervosa gleich dem D. t. p. auch ihre verschiedenen Stufen des Wachsthums und bestimmte Zeiträume ihrer Entwickelung habe, bedarf wohl keiner Erwähnung. — Widersinnig und für die Praxis von den unglücklichsten Folgen hält der Verf. die Benennung encephalitis, phrenitis potatorum für die in Frage stehende Krankheit, da solche ihrem Wesen nach das Gegentheil der Entzündung sey, von einer Hirnentzündung, so wenig, als von einer Entzündung überhaupt die Rede seyn könne, und im ganzen Verlaufe der Krankheit so wenig als in deren Krisis oder Ausgängen sich krankhafte Veränderungen zeigen, die auf ein Leiden des Gefäfssystems hinwiesen. Ref. ist jedoch überzeugt, dafs dem Gefäfssystem der erste Antheil an dieser Krankheit zukomme, und dafs, wenn man das D. t. p. richtig beurtheilen will, zuerst auf die lange vorausgegangene Einwirkung des täglichen Uebermaafses geistiger Getränke auf jenes System Rücksicht genommen werden mufs, indem nur erst, wenn die Thätigkeit des letztern durch jene Reize allmählig bis auf einen gewissen Grad erschöpft oder gelähmt worden ist, das D. t. sich auszubilden vermag, welches nun aber als Culmination der nervösen Seite der chronischen Weingeistvergiftung oft um so schneller den Tod herbeiführt, je weniger die Kräfte des Gehirns und Nervensystems durch die längst überspannte Gefäfsthätigkeit mehr

unterstützt und wieder belebt werden können. Allerdings ist dann in diesem Sinne das D. t. p. in dem Zeitpunkte seiner Höhe eine reine Nervenkrankheit, die nichts mehr bildet, sondern die Lebenskräfte nur zu verzehren droht, aber sie ist es nur durch das Medium des Gefäfssystems, das lange zuvor schon in anhaltend vermehrter Reizung befangen, allmählig überreizt und abgespannt werden mufste, ehe endlich auf secundäre Weise diejenige krankhafte Stimmung im Gehirn und Nervensystem herbeigeführt werden konnte, welche der genannten Krankheit zu Grunde liegt. — Auch schon jeder einzelne Rausch, welcher im Grunde ein schnell vorübergehendes Delirium tremens im verjüngten Maafsstabe vorstellt, ist in der Regel durch zwei Stadien bezeichnet, von denen das erste oder irritable, exhilarirende, mit momentan behaglicher Steigerung aller körperlichen und geistigen Verrichtungen vorzugsweise im Gefäfssystem haftet, das zweite sensible (narkotische, oder transitorisch lähmende) aber, durch Ermattung, Schwanken und Zittern der Bewegungen, aufgehobene Willkühr, Stumpfsinn, Sinnes- und Gefühlstäuschungen und verkehrte Ideen bezeichnet, das Gehirn und Nervensystem inne hat, nach kurzer Zeit durch Vermittlung eines tiefen Schlafes, gleichwie im D. t p. wieder in Nüchternheit und Wohlseyn übergeht, was man denn auch schon im gemeinen Leben durch die Worte: den Rausch ausschlafen, auszudrükken pflegt. — Dafs sich aber auch im Gefäfssystem selbst, gegen die an so vielen Stellen der Schrift auf eine allzu entschiedene Weise ausgesprochene Behauptung: als hätte dasselbe keinen Antheil am D. t. p., deutlich erkennbare krankhafte Veränderungen in dieser Krankheit nachweisen lassen, und somit eine durch habituelles Saufen lange bestandene dynamisch-chemische Gefäfs- und Blutreizung sich auch materiell in den Gefäfsen selbst zuweilen fixire, erfuhr Ref. bei der sorgfältig angestellten Leichenöffnung eines am D. t. p. verstorbenen sechs und dreifsigjährigen Mannes, bei welchem er die innere Haut sämmtlicher Höhlen des Herzens, die Klappen derselben, so wie die innere Oberfläche der Aorta und deren gröfsere Verzweigungen in der Brust- und Bauchhöhle dunkelroth, die Kranzarterien des Herzens schmutzigroth, das Herz selbst aber welk und schlaff fand; und auf ähnliche Weise beobachtete er dieses Frühjahr in der Leiche eines ehemaligen starken Branntweintrinkers, aufser anderweitigen bedeutenden krankhaften Veränderungen, auch eine Entzündung des Brustst\u00fccks der Aorta, so wie bei einem Zweiten dieser Art, dessen Dünndarm in Folge eines chronischen Krankheits-

processes an mehreren Stellen erweicht und durchlöchert war; zugleich auf eine überraschende Weise auch eine allgemeine Röthung der inneren Oberfläche der linken Herzhöhlen, der grofsen Gefäfsstämme am Herzen, und sämmtlicher aus der Aorta entspringenden Pulsaderäste in der Brust- und Bauchhöhle. Aufserdem aber erweist den directen Antheil des Gefäfssystems an der habituellen Völlerei unter Anderem auch noch die nur allzu häufige Beobachtung, dafs die meisten Trinker, wenn sie nicht am D. t. oder andern acuten Folgeübeln des übermäfsigen Trinkens sterben, sie gewöhnlich an andern Krankheiten, die von einer primären Affection des Gefäfssystems ausgehen, wie z. B. an Apoplexie, Brustwassersucht, Hectik, Blutbrechen, so wie an Leberverhärtung, oder der Degeneration irgend eines andern edeln Eingeweides überhaupt, ihr Leben einbüfsen. — Nach dem Verf. kommt das D. t. nicht bei Wein-, sondern nur bei Branntweintrinkern vor, allein Ref. hat dasselbe auch bei übermäfsigem und habituellem Genusse des Weins beobachtet, und Kopp erzählt in seinen Beobachtungen S. 253 ff. einen ähnlichen Fall; jedoch scheint der Wein, aus nahe liegenden Gründen, nicht so zerstörend auf den Organismus einzuwirken, als der Branntwein.

Das zweite Kapitel handelt (S. 10 — 29.) von den Eigenthümlichkeiten des Delirium tremens, und ist eigentlich eine ausführlichere Exposition der im Vorhergehenden in den Begriff dieser Krankheit aufgenommenen Merkmale. In Hinsicht auf den Ausbruch des Uebels fand Ref. in den ihm vorgekommenen Fällen, dafs zu der, durch den habituellen Mifsbrauch geistiger Getränke im Körper begründeten krankhaften Anlage zu dem Delirium tr. p., immer auch noch eine Gelegenheitsursache kommen mufste, wenn die Krankheit ausbrechen sollte, und dafs dies gewöhnlich eine Gemüthsbewegung, ein heftiger Aerger oder eine erlittene Kränkung war, über deren nachtheilige Einwirkung sich hinweg zu setzen, der Trinker nicht seelenstark genug zu seyn schien, und mit welcher er dann so lange umgieng, bis sie sich seiner Seele endlich ausschliefslich bemeisterte, und nun auch die übrigen sensoriellen Functionen mit in den Kreis der Verkehrtheit hineinzog. — In Bezug auf die, dem Ausbruche des Del. t. p. vorangehende Schlaflosigkeit erlaubt sich Ref., gestützt auf die vorurtheilsfreie Beobachtung einer nicht geringen Anzahl Säufer, zu bemerken, dafs diese Erscheinung bei Trinkern überhaupt vorhanden ist, und nicht erst als ein neu eintretender Vorbote der baldigen Krankheit auftritt,

sondern zu dieser Zeit nur gesteigerter als sonst gewöhnlich sich einstellt, indem kein habitueller, täglicher Trinker einen ruhigen Schlaf besitzt, sondern derselbe nur so lange betäubt schlummert, bis die Wirkung des zuletzt genossenen, reizend-narkotischen Getränkes vorüber ist, solcher aber, sobald dies nach wenigen Vormitternachtstunden geschehen, dann nur um so anhaltender wacht, und meistens erst gegen Morgen, wenn andere Leute bereits aufstehen, wieder auf kurze Zeit in Abspannung einschlummert. Während eines solchen nächtlichen Wachens lassen die Trinker dann Niemand Ruhe, der in ihrer Nähe seyn mufs. Entweder laufen sie umher und suchen irgendwo noch vorhandenen Wein, Branntwein oder Bier auf, um sich aufs Neue dadurch Ruhe oder Schlaf, oder vielmehr neue Betäubung zu verschaffen, oder sie schleichen sich noch um Mitternacht in den Keller hinab, um sich am Weinfafs selbst zu erlaben, oder sie gehen in einer Art coma vigil im Hause herum, sehen in einem Zustande halber Verwirrung Stunden lang zum Fenster hinaus, glauben Brand zu riechen, die Feuerglocke zu hören oder selbst Feuer zu sehen, durch welche Vermuthungen sie nicht selten ihre Angehörigen täuschen, oder sie verfallen halb wachend, halb träumend, im Zustande höchster Aufreizung, in eine Art transitorischer Tobsucht, gehen mit dem Messer auf die Ihrigen los, und setzen, was ihnen nahe kommt, in Schrecken. Ohne dafs nun aber in solchen Fällen schon ein eigentliches Delirium tremens vorhanden wäre, so ist es doch unter bewandten Umständen zum völligen Ausbruche eines solchen nicht mehr weit, und es würde sich dasselbe gewifs öfter einstellen, als es wirklich der Fall ist, wenn man sich nicht meistens alle Mühe gäbe, den aufgereizten Trinker zu beruhigen, und ihn, koste es was es wolle, auf irgend eine Weise zufrieden zu stellen. — Wenn der Verf. S. 17. sagt: der Kranke im D. t. wolle nichts vom Krankseyn wissen, er glaube sich gesund u. dergl., so kommt dies wieder mit der häufigen Erfahrung im Nervenfieber überein, wo man den Kranken auf diesfallsiges Befragen oft genug antworten hört: ihm fehle gar nichts, er sey gesund! Treffend fand Ref. dagegen die Bemerkung des Verf. S. 19, dafs bei keiner andern Krankheit nach einem kurz vorhergegangenen tiefen und ruhigen Schlafe so schnell und gleichsam mit einem Male die Genesung erfolge, als im D. t. p., und Ref. hält diesen Umstand für eines der ausgezeichneten Merkmale dieser Krankheit, wie bereits oben schon erwähnt worden. Wenn derselbe aber behauptet, dafs den Nervenkrankheiten diese

Digitized by Google

schnelle und plötzliche günstige Krisis überhaupt eigenthümlich zu seyn scheine, so mufs Ref. bemerken, dafs der Schlaf im Nervenfieber, ungeachtet seiner trefflichen Wirkung, doch gewöhnlich auch schon mehr körperliche Spuren von einer günstigen Entscheidung in seiner Begleitung mit sich führt, und es dann doch gewöhnlich noch lange ansteht, bis der Kranke auch nur aufser Lebensgefahr befindlich erklärt werden kann, indem nicht eine schnelle Krisis (sie geschehe nun immateriell vom Gehirne aus durch Schlaf, oder materiell durch die feineren oder gröberen Se- und Excretionsorgane), sondern eine langsame, fast unmerkliche Lysis, bei welcher der Kranke oft noch längere Zeit zwischen Tod und Leben schwankt, und gute und böse Zeichen mit einander abwechseln, es nach der häufigen Beobachtung des Ref. ist, unter welcher die Genesung von acut fieberhaften Nervenkrankheiten in der Regel herbeigeführt wird. — Zu den weiteren Eigenthümlichkeiten des D. t. p. rechnet der Verf. S. 20 — 24. auch die häufigen, anhaltenden, profusen Schweifse bei kaltem Anfühlen der Theile, den ruhigen, sich immer gleich bleibenden Puls, die ganz gesunde Temperatur der Haut, den vollkommen freien Kopf, den hohen Grad von Unempfindlichkeit und Gefühllosigkeit, so wie die ganz eigenthümliche Physiognomie des Kranken. Ersteres Symptom kommt aber nach des Ref. Erfahrung nicht in allen Fällen des D. t. p. vor, und namentlich vermifste er es gänzlich bei einem, in Folge der täglichen Weinvöllerei am D. t. gestorbenen jungen Manne, so wie in Hinsicht auf die Temperaturveränderung der Verf. selbst sagt, dafs sich die von Schweifs triefenden Theile kalt anfühlen lassen, die Haut also nicht die gewöhnliche Temperatur haben kann. Was aber den Puls, so wie den Mangel an Remission und Exacerbation der Krankheit betrifft, so hat Ref. bis jetzt wenigstens noch keinen Fall von D. t. p. beobachtet, bei welchem er nicht ersteren seinen räumlichen und zeitlichen Verhältnissen nach verändert gefunden hätte, und gegen die an mehreren Stellen der Schrift vom Verf. ausgesprochene Regelmäfsigkeit des Pulses im D. t. p. behaupten aufserdem auch Saunders, dafs es keine Krankheit gebe, in welcher der Puls so schnell sey, als im D. t., Blake hält ein D. t. nicht einmal für gefährlich, das nicht über hundert Pulse in der Minute zähle, während aber über hundert Schläge grofse Gefahr anzeigten, und Lind fand in elich und vierzig Fällen des D. t. p. stets Fieberbewegung und den Puls fast immer über hundert, oft aber bis hundert und vierzig Schläge in der Minute. Eine Exacerbation der Krankheit

gegen Abend und eine deutliche Remission derselben gegen Morgen mit Neigung zum Schlafe und zum Theil wirklichem, kurzen Schlafe zu dieser Zeit, konnte Ref. nicht verkennen; den scheinbar vollkommen freien und schmerzlosen Kopf (welches Zeichen der Vf. S. 22. insbesondere auch als den sichersten Beweis ansieht, dafs das D. t. p nicht im Gehirne, sondern im plexus coeliacus seinen Sitz habe), so wie die Abgestumpftheit des Gefühls hat Ref. aber auch auf der Höhe der reinen Nervosa schon öfters in demselben Grade beobachtet, und sind diese Erscheinungen daher dem D. t. p. keineswegs eigenthümlich, so wie er ferner die Physiognomie der Kranken am D. t. nicht ausgezeichneter fand, als sie es in den heftigeren Fällen des Nervenfiebers auch ist, wo sie sich freilich in acme morbi und bei der Neigung, in Lähmung oder Brand überzugehen, bald der facies Hippocratica nähert, und ein charakteristisches Ansehen von sensibler Spannung bekommt, auf welche dann bald, mit allmählig mehr sinkendem Lebensturgor, jener ominöse Gesichtsausdruck vollkommen eintritt. Ref. beobachtete im D. t. p. insbesondere auch eine Turgescenz der Augen, ein Glänzen und Thränen derselben, so wie eine leichte, aber trübe Röthung der conjunctiva, wie sie öfter auch im Typhus beobachtet wird. — Mit dem Verf. glaubt auch Ref., dafs das D. t. p. keineswegs eine neue Krankheit, sondern dieselbe wohl so alt sey, als der habituelle Mifsbrauch des Weingeistes selbst. Den Grund ihrer gegenwärtigen Häufigkeit aber sucht der Verf. in der physisch und psychisch gesteigerten Sensibilität der Menschen unserer Zeit, so wie in dem durch die Kriegsjahre häufigeren und Vielen zur Gewohnheit gewordenen Genusse des Branntweins, weswegen der Verf. diese Krankheit auch häufig bei Personen sah, welche die Feldzüge mitgemacht hatten, was Ref. übrigens (wahrscheinlich zufälliger Weise) seiner Seits nicht bestätigen kann, da ihm bis jetzt deren nur sehr wenige im Militair, mehrere aber im bürgerlichen Stande zur Beobachtung und Behandlung gekommen sind. Einen weiteren Grund für diese gröfsere Häufigkeit glaubt Ref. aber auch darin zu finden, dafs wir, aufmerksamer auf die Krankheit geworden, dieselbe in ihrer beziehungsweisen Eigenthümlichkeit genauer kennen lernten, und sich die Beschreibungen von ihr seit wenigen Jahren her vervielfältigt haben. Auch ist Ref. mit dem Verf. überzeugt, dafs schon mancher Säufer angeblich am Nervenfieber gestorben ist, dessen Krankheit eigentlich ein Del. tr. war.

Drittes Kapitel. Von dem Verlaufe des Delirium tremens und seinen Zeiträumen (S. 30 — 62.). Ref. findet die vier, von dem Verf. angenommenen Zeiträume dieser Krankheit musterhaft beschrieben, er erlaubt sich aber nicht, einen Auszug hievon zu geben, um dem Ganzen keinen Eintrag zu thun, weswegen er auf das Studium desselben im Zusammenhange verweist.

Viertes Kapitel. Von dem Wesen des Delirium tremens und seinem Organ oder Sitz (S. 63 — 103.). Der Verf. gibt sich viele Mühe, die bereits von Töpken mitgetheilte Ansicht zu beweisen, dafs der Sitz des D. t. p. nicht im Gehirne, sondern im Plexus coeliacus und den Nerven des organischen Lebens, das Leiden des Gehirns und der Nerven des animalischen Lebens bei dieser Krankheit aber unwesentlich, nur deuteropathisch und consensuell sey, weswegen er auch den Ausdruck: Nervenerethismus oder sensible Ueberspannung im Plexus coeliacus bezeichnender für das Wesentliche des Zustandes hält, als unsere gewöhnliche Benennung Delirium tremens. Wollte man ersteres auch zugeben (wofür jedoch weder Gewicht noch Mehrheit der Gründe sprechen), so wäre wenigstens für die Praxis weiter nichts gewonnen, da die von dem Verf. mitgetheilte Behandlungsweise dieser Krankheit, so wissenschaftlich und ausführlich sie auch angegeben ist, im Ganzen dieselbe ist, wie sie bei der Annahme eines idiopathischen Gehirnleidens im D. t. p. von den meisten Aerzten befolgt wird. Die für jene Behauptung S. 71 — 76. angeführten Beweise hält Ref. wenigstens, welcher sich bereits schon in einigen Bemerkungen zum ersten Kapitel über das Abweichende und Gemeinschaftliche des D. t. und des Nervenfiebers äufserte, hierüber aber nicht noch weiter in's Einzelne eingehen kann, nicht für zureichend, und man müfste, wenn man jener Behauptung beitreten wollte, den Sitz des Nervenfiebers selbst auch um so mehr in den Plexus solar. verlegen, als das Wesen und der Verlauf des letzteren, wie längst bekannt, mit dem der Vergiftung durch ein reizendscharfes Narcoticum, wie solches im D. t. p. der Weingeist vorstellt, gleichfalls die entschiedenste Aehnlichkeit zeigt. — Ueberhaupt weifs man von allen Narcoticis, ihre Wirkung mag nun schnell vorübergehend oder anhaltender seyn, dafs sie nicht auf den Plexus coeliacus, sondern auf das Gehirn und Rückenmark ihren krankmachenden Einfluss ausüben, und es wird nicht leicht Jemand geneigt seyn, das durch den habituellen Opiumgenufs eines Morgenländers allmählig herbeigeführte Zittern der Muskeln, die Stumpfheit und Verkehrtheit

Digitized by Google

seiner Sinnes- und Geistesverrichtungen, in einer krankhaften Veränderung des Plexus coeliacus zu suchen, so wenig als ferner ein transitorisches Zittern der Glieder und Rasen bei einer zufälligen, und wenn Ref. so sagen darf, akuten Vergiftung durch Belladonna oder die narkotisch-scharfe Cicuta anderswo als in einer idiopathischen Affection des Gehirns und Rückenmarkes selbst gesucht werden kann. Hat man aber derlei, dem D. t. p. so nahe stehende, ja zum Theil die Vorläufer seines Eintrittes selbst bildende Krankheitserscheinungen, so wie die ganze Disposition zu dieser Krankheit, in einer chronischen Vergiftung durch den reizend-narkotischen Weingeist, oder in einer durch diese Substanz allmählig bewirkten Ueberreizung des irritabeln und sensibeln Systems zu suchen, deren verderbliche Höhe und eigenthümliche Erscheinungen die nervöse Periode jener Weingeistvergiftung bildet; und hat man ferner jeden Rausch selbst als ein gutartiges D. t. transitorium im Kleinen zu betrachten, das sich durch einen von selbst eintretenden Schlaf wieder günstig entscheidet, so schiene es dem Ref. gezwungen, den Sitz und das Wesen des D. t. p. in den Plexus coeliacus verlegen zu wollen. Auch sprechen überhaupt die meisten physischen und psychischen Erscheinungen bei habituellen Säufern und im D. t. selbst, so gut als in der reinen nervosa, ja in mehreren Punkten noch entschiedener, für die Annahme eines idiopathischen un: nicht blos consensuellen Leidens des Gehirns und des Rückenmarkes und für habituelle Blutcongestionen gegen diese Theile, und nicht mit Unrecht pflegt man auch schon im gewöhnlichen Leben von vielen Trinkern zu sagen, dafs sie ihren Verstand versoffen haben. — Dafs dem D. t. p. (so wenig als der, durch andere narcotica erregten Gehirn- und Nervenreizung) keine eigentliche Gehirnentzündung zu Grunde liege, wie der Verf. von S. 93 — 101. auseinandersetzt, hält auch Ref. in der Regel dafür, und die gesunkene Vitalität des Gefäfssystems, so wie die veränderte Blutmischung, die bei habituellen Trinkern mehr zur Verflüssigung und Auflösung, als zur Gerinnung und neuen Bildung strebt, lassen active Entzündungen nicht leicht bei ihnen aufkommen; demohngeachtet ist er anderer Seits aus eigener sowohl als fremder Erfahrung überzeugt, dafs es Fälle gibt, wo active Congestionen gegen das Gehirn und Rückenmark am D. t. p. einen wichtigen Antheil haben, und eine besondere therapeutische Rücksicht, namentlich aber nicht ganz selten einen mäfsigen Aderlafs und örtliche Blutentleerungen erfordern, und dafs dies insbesondere bei jüngeren Trinkern von pletho-

Digitized by Google

rischer Constitution und cholerischem Temperamente, und die dem übermäfsigen Trinken noch nicht allzu lange ergeben, durch dasselbe noch weniger geschwächt sind, zuweilen nothwendig wird. Offenbar geht daher der Verf. zu weit, wenn er das Blutentziehen im D. t. p. unbedingt verwirft, während doch andere gleich achtungswerthe Autoritäten für den unzweifelhaften Nutzen desselben in nicht wenigen Fällen sprechen, und wo entweder die Herstellung des Kranken ohne allen Opiumgebrauch geschah, oder letzterer mehr Schaden als Nutzen gestiftet hatte. In Bezug auf das Blutlassen überhaupt erlaubt sich Ref. gegen den Verf. die Bemerkung, dafs, so nothwendig es auch in neueren Zeiten gewesen sey, vor dem Mifsbrauche des Aderlasses und der Blutegel in vielen, besonders aber hitzigen Krankheiten dringend zu warnen (was Ref. selbst auch bei einer andern Gelegenheit that), man sich doch auch hier vor Uebertreibungen hüten müsse; denn eben dieselben, welche der Warnungen vor dem zu Vielen bedürfen, gerathen leicht auch wieder auf das andere Extrem, woraus neue, nicht minder grofse Nachtheile entspringen; Localumstände und Individualitäten, epidemische und endemische Verhältnisse u. s. w. müssen hier den Arzt in seinem verständigen Thun und Lassen leiten, und was bei dem einen Subjecte ersprieſslich seyn kann, kann der Subjectivität eines Andern Schaden bringen. In keinem Falle hat wenigstens Ref. Grund, von den Blutentziehungen bei Kindern oder jüngeren und älteren Personen überhaupt, diejenigen Nachtheile für jetzt schon oder in den späteren Jahren zu erwarten, wie solches der Verf. zu thun geneigt ist, da ihm in seinem Kreise von Uebertreibungen, wie sie der Verf. in der Vorrede S. V. schildert, noch nie etwas zu Gesichte oder zu Ohren gekommen ist.

Fünftes Kapitel. Von der Vorhersagung im Delirium (S. 104 — 125.). Das Wesentliche dieses Kapitels besteht darin, dafs nach S. 107. die genannte Krankheit in der Regel gefahrlos und meist ohne hohe Bedeutung sey (was sich jedoch mit S. 14, wo der Verf. das D. t. p. eine Krankheit „mit schrecklichen Zeichen und Zufällen“ nennt, nicht ganz vereinigen läfst). Nach dem Verf. kommt Alles darauf an, dafs „die entzweieten, in Heterogenität zerfallenen Nervenpole in dem Organ und in den beiden Sphären des Nervensystems sich zur Ruhe ausgleichen, und sich wieder durch den kritischen, besänftigenden Schlaf in die organische Harmonie verschmelzen. Wer das Opium zur rechten Zeit und in der gehörigen, dreisten und steigenden Gabe anzuwenden versteht,

der darf in der Regel das Del. tr. nicht fürchten". Nur die theoretische und praktische Ansicht, dafs dieselbe eine Hirnentzündung sey, hat diese Krankheit in den unverschuldeten Ruf einer gefahrvollen und leicht tödtlichen Krankheit gebracht. Der Verf. war daher auch in der neueren Zeit immer glücklich in Behandlung dieser Krankheit, in Fällen des übeln Ausganges aber war seine Hülfe zu spät in Anspruch genommen worden. Dafs aber doch in einzelnen Fällen die Krankheit eine böse Wendung nimmt, auch bei passender Behandlung, davon liegt der Grund in zufälligen individuellen Verhältnissen, namentlich aber, wenn die Krankheit alte und abgelebte Säufer befällt, die dann schnell an Paralyse oder nach Besiegung des Anfalles des D. t. an der Wassersucht durch Degeneration der Leber, Milz, des Pancreas sterben. — Der S. 111 ff. dargelegten Ansicht, als sey das D. t. p. ein Streben der Selbsthülfe der Natur, den durch den übermäfsigen und langen Branntweingenufs geistig und körperlich im Menschen hervorgebrachten krankhaften Zustand wieder zu verbessern und auszugleichen, ja sogar von jener verderblichen Gewohnheit wieder gänzlich zurückzuführen, kann Ref. nicht beitreten, denn bei einer Krankheit, die sich selbst überlassen in rastlosen Agitationen so häufig in Kurzem durch Erschöpfung der Lebenskräfte tödtet, vermag er ungezwungener Weise ein solches aufrichtiges Bestreben der Natur nicht zu erkennen, noch weniger selbst, als er zum Beispiel beziehungsweise die Paroxysmen epileptischer Personen für günstige Krisen der Fallsucht ansehen kann, da dieselben doch auch nichts Anderes als die periodische Höhe einer verderblichen, obwohl chronischen Nervenkrankheit anzeigen, in welchen sich Gehirn und Nervensystem der bis zu einem gewissen Grade gestiegenen krankhaften Thätigkeit gleichsam auf einmal für einige Zeit entladen, und so wenig ferner auf die bekannte Erfahrung hin, dafs auch nach manchen andern, glücklich überstandenen, lebensgefährlichen Krankheiten, die Menschen zuweilen gesünder werden, als sie es längere Zeit vor derselben waren, solchen minder Gesunden eine Krankheit dieser Art auf die ungewisse Hoffnung, nach derselben vielleicht gesünder als zuvor zu werden, gewünscht werden dürfte. Wohl ist in der Regel die Thatsache richtig, dafs nach einmal glücklich überstandenem D. t. p. der Kranke körperlich und geistig wieder neu belebt und gestärkt aus demselben hervorgeht (und wenigstens von den hervorstechenderen übeln Folgen des vorhergegangenen Mifsbrauches geistiger Getränke wieder befreit ist), allein bei der unläugbaren Lebensgefahr, welche das D.

Digitized by Google

t. p. auf seiner Höhe in der Regel mit sich führt, ist, trotz des Nutzens des Mohnsaftes in dieser Krankheit, eine solche Besserung doch wahrlich theuer erkauft, und Ref. meint daher, dafs man sich nicht, wie der Verf. S. 113. thut, über den Eintritt eines Trinkers in die immerhin unsichere Krisis und die Umwandlung desselben durch das D. t. in einen nüchternen und mäfsigen Menschen zu freuen habe, da er durch seine Erfahrungen überzeugt ist, dafs es einer solchen ungewissen und gewaltsamen Läuterung nicht bedürfe, um von den zerstörenden Folgen der Völlerei befreit zu werden, sondern dafs, selbst bei schon sehr tief eingewurzeltem Laster dieser Art, ein durch äufsere Umstände herbeigeführter unabänderlicher und stufenweiser Zwang, oder aber allein schon der feste Wille, dem Trunke zu entsagen (welcher, leider! nur so selten gefunden wird), hinreichend waren, die Unheil bringenden Folgen des Saufens wieder auszugleichen, und nach und nach gänzlich zu beseitigen. Auch rührt die nach glücklich überstandenem D. t. in dem Säufer vorgegangene physische und moralische Besserung nicht allein von der, durch die Krankheit selbst in ihm bewirkten, vortheilhaften Veränderung her, sondern sie hat auch zum Theil darin ihren Grund, dafs, weil der Kranke die Lebensgefahr kennen lernte, in welcher er geschwebt hatte, er sich nun auch eine Zeit lang fürchtet, durch das neuerdings beginnende Saufen jenen Zustand abermals herbeizuführen; dabei geniefst derselbe nun zugleich auch wieder mehr Speise, als lange zuvor, eben weil er jetzt weniger oder gar keine geistige Getränke mehr zu sich nimmt, wodurch seine Verdauung wieder besser geworden, und der Weingeist im Gefäfs- und Gehirn- und Nervensystem nicht mehr das allein herrschende ist; endlich werden solche Leute, die das D. t. p. so eben überstanden haben, durch ihre Angehörigen gewöhnlich auch, bald durch sanfte, bald durch strenge Mittel, von dem abermaligen Mifsbrauche ihres Lieblingsgetränkes abgehalten, obwohl die Ungewohnheit, sich selbst zu beherrschen, die Unterordnung der Willenskraft unter die Macht der Leidenschaft und der Begierde, der Hang zum Müfsiggange oder die Furcht vor nützlicher Beschäftigung, in Verbindung zugleich mit der momentanen Behaglichkeit, welche der Genufs eines geistigen Getränkes im ersten Zeitraume seiner Wirkung, so wie das relativ glückliche Vergessen mancher Widerwärtigkeiten des Lebens im narkotischen Stadium des Rausches, solche Leute nur zu bald wieder zur Fahne des Bacchus zurückführt, und daher die dauerhafte Bes-

serung eines Säufers nur als eine Seltenheit angesehen werden darf.

Sechstes Kapitel. Von der Heilmethode im Delirium tremens (S. 126 — 182.). Ref. hält dieses Kapitel für eines der gelungensten der Schrift, und er bedauert, aus Mangel an Raum seinen Lesern keinen Auszug geben zu können. Nur für einige Bemerkungen sey ihm noch ein wenig Raum vergönnt! — Mit Recht hält der Verf. den Mohnsaft für das wirksamste Mittel im dritten Stadium des D. t. p., und es ist nicht zu bestreiten, dafs demselben hier eine vorzügliche Heilkraft zukomme, wenn schon Ref. dasselbe nicht für ein Specificum und zuverlässiges Antidotum in dieser Krankheit halten möchte, wie solches der Verf. thut. In jenem Zeitraume räth der Verf. das Opium ungesäumt und dreist in rasch steigender Dosis und zwar so lange fortzugeben, bis der kritische, natürliche Schlaf und mit ihm Genesung eintritt. In einem sehr hartnäckigen und heftigen Anfalle dieser Art gab derselbe innerhalb acht Tagen über dreihundert Gran Opium in Verbindung mit Phosphor, Moschus, Arnica und den kalten Begiefsungen, bis der kritische Schlaf und durch diesen Genesung eintrat. Ref. ist weit entfernt, über die wissenschaftlich angestellten Beobachtungen des gelehrten Verf. den mindesten Zweifel zu hegen, oder den Werth des Mohnsaftes in dieser Krankheit herabzusetzen, da er vielmehr glaubt, dafs in der Regel kein Mittel den Wein oder Branntwein, welche dem Trinker, bevor er das D. t. bekam, sonst allemal Ruhe und Schlaf gebracht hatten, für einige Zeit besser ersetzen könne, als eben der Mohnsaft; allein er hält es doch auch anderer Seits für Pflicht, daran zu erinnern, dafs nicht weniger achtungswerthe Autoritäten vom Opium in der genannten Krankheit nicht immer den Nutzen gesehen haben, wie unser Verf., und dafs namentlich, um nur einige derselben kurz anzuführen, Chapman in einem Falle des D. t. p. allemal Convulsionen eintreten sah, so oft er Opium gab, Blake vor demselben unter gewissen Umständen warnt, Lind dasselbe nur mit grofser Vorsicht zu geben verstattet, weil es sonst leicht Sopor erzeuge, Nasse auf den Gebrauch desselben im D. t. p. den Tod schnell erfolgen sah (wozu Ref. ein gleiches Beispiel aus seiner Erfahrung liefern kann), Günther einen Fall dieser Krankheit beobachtete, wo das Opium offenbar Schaden brachte, und Horn dasselbe erst nach hinreichend herabgestimmter Energie des Blutsystems anzuwenden für räthlich findet. Ref., übrigens auch kein Freund von halben Maafsregeln, kann daher auch der Bemerkung des Verf. nicht unbe-

Digitized by Google

dingt beistimmen, wenn er sagt, dafs man von den brittischen Aerzten es lernen könne, wie und in welchen Dosen man das Opium in den Zeiten der Noth und Gefahr geben müsse, um etwas damit auszurichten; denn abgesehen von den eben mitgetheilten Erinnerungen, so lieben die Engländer in der Regel ohnedies gröfsere Dosen Arzneimittel, als wir sie zur Erreichung desselben Zweckes bei unsern Kranken nöthig haben, und ihr an starke und geistige Getränke mehr gewöhnter und für schwächere Reize daher weniger empfänglicher Organismus leicht auch gröfsere Gaben Mohnsaft zur Erzielung des Schlafes im D. t. bedürfen möchte, als es bei unsern Landsleuten der Fall ist. Ref. glaubt daher auch hier an das ne quid nimis erinnern zu müssen, indem solches das kräftigste Verfahren am rechten Orte in verzweifelten Fällen keineswegs ausschliefst. — Auffallend stark fand Ref. die S. 159. (im vierten, Lähmung drohenden Stadium des D. t. p.) in einer Formel mitgetheilten Arznei aus einer Unze Fl. arnic. zu sechs Unzen Colatur, und dem gleichzeitigen Zusatze von sechs Drachmen Schwefeläther, einer Drachme Spir. c. c. Succinat. und einem Scrupel in Aether aufgelöstem Ol. valerian., wovon alle 1 oder 2 Stunden ein Efslöffel voll zu nehmen sey, so wie ferner den Rath des Verf., gegen die bei Säufern so oft vorkommenden Verdauungsbeschwerden und besonders deren Leberleiden das Extract. Chelidon. maj. täglich zu drei bis vier Unzen gebrauchen zu lassen, indem solchem, nach des Verf. Erfahrungen, keineswegs giftige, scharfe oder narkotische Eigenschaften zukommen, sondern dasselbe milde, auflösend und stärkend auf die Leber und das Pfortadersystem wirke. — Im Uebrigen ist auch das Verfahren des Verf. gegen die chronischen Zerrüttungen der Unterleibseingeweide bei Säufern, die dem Arzte ohnedies so häufig zur Behandlung kommen, und nach des Ref. Beobachtung häufig mit Gicht complicirt sind, eben so zweckmäfsig als kräftig gewählt, nur möchten wir rathen, mit dem Gebrauche des Calomel's in der chronischen Hepatitis der Säufer sehr behutsam zu Werke zu gehen, da, so zweckmäfsig dieses Mittel auch in der schleichenden Leberentzündung aus andern Ursachen ist, es doch in der vom Uebermaafse geistiger Getränke entstandenen, wegen der bei bejahrten und habituellen Säufern Statt findenden grofsen Neigung zur Erschöpfung der Lebenskräfte, leicht den Status colliquationis vermehren könnte. — Dafs sich in den Leichen der am D. t. p. verstorbenen Personen keine materiellen Veränderungen im Gehirne vorfinden, wie der Verf. S. 179. (und auch schon früher an andern Stellen der Schrift)

behauptet, hat nur in so fern seine Richtigkeit, als man hiebei die Gehirn- und Nervensubstanz selbst im Auge hat, die allerdings, wie auch im Nervenfieber selbst, nur in den seltensten Fällen durch die Sinne erkennbare, krankhafte Veränderungen darbietet, wovon sich Ref. durch genaue Untersuchungen wiederholt überzeugte. Aufserdem aber kann es dem Verf. fast nicht unbekannt geblieben seyn, dafs im D. t. p. die Merkmale von Entzündung des Gehirns und seiner Häute, von Exsudaten gerinnbarer Lymphe zwischen den letztern, verdunkelter und verdickter Arachnoïden, nicht seltenen Verwachsungen der dura und pia mater, vorzüglich aber starke seröse Ergiefsungen in die Gehirnhöhlen schon häufig beobachtet und aufgezeichnet worden sind, und es wäre dem Ref. leicht, solches nachzuweisen. — Schliefslich bemerkt Ref., dafs es ihm nicht überflüssig geschienen, wenn es dem Verf. gefallen hätte, auch die Literatur des Gegenstandes zu berücksichtigen, welches im ganzen Werke mit nur wenigen Ausnahmen nirgends geschehen ist, was aber nicht nur der Vollständigkeit, sondern auch der Reflexionen und Vergleichungen wegen, zu welchen es Veranlassung gegeben hätte; nicht unpassend gewesen, dem Leser eine bequeme Uebersicht über die Quellen zur Geschichte und dem weitern Studium der in Frage stehenden Krankheit geliefert, und der Schrift selbst mehr den Charakter einer Monographie gegeben haben würde. In Rücksicht der physiologischen und pathologischen Ansichten, welche der Verf. an zahlreichen Stellen des Werkes insbesondere kennen zu lernen Gelegenheit gibt, so hält Ref. zwar manche derselben bis jetzt noch für Hypothesen und für Sätze, welche theoretisch und praktisch mancherlei Zweifel und Einwürfe zulassen; allein Ref. glaubt doch auch hier das Streben des Verf. ehren zu müssen, Dunkelheiten zu erhellen, Differenzen auszugleichen, und minder bekannte Dinge mit Eifer und Scharfsinn zur Evidenz zu bringen, so wie er nicht weniger die Consequenz lobt, mit welcher der Vf. seine theoretischen Ansichten zu realisiren bestrebt ist. — Von Druckfehlern ist das Buch nicht frei, und gerne will Ref. auch die Worte Stuffe st. Stufe, pernitiosus st. perniciosus, Opistothonus und Epistothonus st. Opisthotonus und Episthotonus, Catharrhus st. Catarrhus dahin zählen, obwohl sie öfters vorkommen. — Eine kurze Inhaltsanzeige zu leichter Uebersicht der Schrift hätte nicht fehlen sollen.

Badisches Archiv zur Vaterlandskunde in allseitiger Hinsicht. Herausgegeben von Franz Joseph Mone. Erster Band, mit einer Charte. Karlsruhe, bei Braun. 1826. VIII und 373 S. in gr. 8. 3 fl. 36 kr.

An das Streben, die Landesgeschichte zu erhellen, um die allgemeine zu fördern, das sich jetzt in manchen Staaten Teutschlands kund gibt, schliefst sich auch mein Unternehmen an. Die Ueberzeugung, dafs aus den Archiven und anderen Quellen, die in den einzelnen Ländern vorhanden sind, viele Thatsachen der allgemeinen teutschen Geschichte eine andere Begründung und eine richtigere Würdigung als die gewöhnliche erhalten, dringt sich demjenigen von selber auf, der nur einigermafsen die Schätze grofser Archive kennt. Durch die Auflösung des teutschen Reiches haben diese Sammlungen einen politischen Abschlufs erhalten, und die Zeit ist jetzt eingetreten, wo die meisten jener Rücksichten wegfallen, die früher die Benutzung und Bekanntmachung archivalischer Nachrichten hinderten. Ob es daher jetzt an der Stelle sey, solche Forschungen und Quellen zur Territorial-Geschichte herauszugeben, möchte wol ziemlich zu rechtfertigen seyn, wenn der Unternehmer nur hinlänglich nachweist, dafs er dazu in den Stand gesetzt ist. Das kann ich mit zwei Bemerkungen abmachen, einmal mit Hinweisung auf den ersten Band, sodann mit der Erklärung, dafs die badische Regierung mir die Staatsarchive von der früheren Zeit bis zum Jahr 1813 geöffnet, was ich hier mit gebührendem Danke anerkenne.

Nach der Ankündigung soll das badische Archiv drei Hauptabtheilungen ausfüllen: Geschichte, Statistik und vermischte Nachrichten, und zwar bei der Geschichte sowohl die des Staates als der Kirchen und Sekten, der Schulen, Literatur und Bildung, der Rechte, Gesetze und Verfassungen aller Landestheile, des Kriegs- und Militärwesens, des Handels, der Gewerbe und des Ackerbaues, der einzelnen Städte und Ortschaften, Lebensbeschreibungen bedeutender Männer, Beiträge zur Geschichte der Sprache, Kunst und Alterthümer. Die Statistik von ähnlichem Umfang, verbunden mit Geographie, Geognosie und Erdgeschichte des Landes.

(*Der Beschlufs folgt.*)

Digitized by Google

N. 42. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Mone, Badisches Archiv.

(*Beschluſs.*)

In wie fern auf diesen vielfachen Zweck in vorliegendem Bande Rücksicht genommen, muſs ich durch eine kurze Darlegung seines Inhalts zeigen.

I. Ueber den alten Fluſslauf im Oberrheinthal. Gehört zur ältesten Geographie des Landes, und ist die Grundlage, nach welcher die römischen und teutschen Ansiedelungen im badischen Rheinthal beurtheilt werden müssen. Diese erste Abtheilung geht nur von Worms bis Speier, umfaſst aber beide Ufer, und gibt schon bedeutende Resultate. Denn es ist nicht von einzelnen Stromkrümmungen die Rede, sondern davon, wie sich der See des Oberrheines in Flüsse gebildet hat. Auszug verträgt die Sache nicht.

II. Die vaterländischen teutschen Dichter des Mittelalters. S. 48. Zur Literärgeschichte. Es sind Epiker, Minnesinger, Meistersinger, Spruchdichter, Reimchroniston, gegen acht und zwanzig, welche zuverlässig oder sehr wahrscheinlich als Landsleute nachgewiesen sind. Von den Lebensumständen mancher derselben ist hier zuerst urkundliche Nachricht gegeben.

III. Bericht eines Augenzeugen über die Belagerung und Einnahme der Stadt Thiengen im Klettgau, 1499. Aus dem Archive der Stadt Freiburg, von Herrn Präfekt Dr. H. Schreiber. Ein Beitrag zur Kriegsgeschichte.

IV. Philipp II, Bischof zu Speier. Lebensbeschreibung als Einleitung zu seinem Werke: die Flersheimer Chronik, wovon Würdtwein in den „Kriegen und Pfedschaften Franzens von Sickingen“ (Mannheim 1787. 8.) einen Theil bekannt gemacht, ohne den Verfasser zu kennen. Würdtwein's Handschrift war oft verstümmelt und verfälscht. In einem folgenden Bande soll Philipps Werk abgedruckt werden.

Digitized by Google

V. Zur Geschichte der Waldenser 1688 und 89. Zur Kirchengeschichte. Zwölf Originalbriefe, welche über die Geschichte dieser Sekte in ihrer Verfolgung und Aufnahme in der Pfalz, im Anspachischen, in Hessen und Holland interessante und bisher unbekannte Nachrichten geben.

VI. Statistik der Mittelschulen in Baden. Wird fortgesetzt und hat zum Zweck, durch genaue faktische Darlegung des Zustandes über das Studiren und die Schulen ein gründliches Urtheil vorzubereiten. Die Meinungen des Tages in den Schulblättern können mich hier nicht kümmern, da ich nicht von vagen Ansichten ausgehe, sondern auf bestimmte Thatsachen mich stütze und ihre Resultate auf ein bestimmtes Land anwende.

VII. Beiträge zur Geschichte von Rastatt. Zur Orts- und Bezirksgeschichte in manigfaltiger Beziehung. Meist aus den Urkunden der Stadt geschöpft, und ein Theil der alten Ordnungen im Text beigedruckt.

VIII. Zur Geschichte und Statistik der vaterländischen Bäder und Gesundbrunnen. Dafs Baden an diesen Gegenständen reich ist, braucht nicht erwiesen zu werden, bis jetzt aber fehlte eine allgemeine Zusammenstellung und Uebersicht, die ich hier gegeben, und neun und vierzig Bäder und Gesundbrunnen aufgezählt habe, ohne die Vollständigkeit zu erreichen, da mir schon mehrere Anzeigen zugekommen, dafs ich einige übersehen.

IX. Uebersicht der vaterländischen Literatur der Geschichte von 1820 bis 1825. Es sind hier vier und dreifsig Schriften theils mit theils ohne Beurtheilung aufgeführt, welche in diesem Zeitraum erschienen sind, Grundzüge zu einer bibliotheca historica des Landes. Die Schriften behandeln viele Zweige der Geschichte, die des Staates (zwei), der Regenten (vier), des Krieges (vier), der Kunst (sechs), der Städte (sieben), der alten Geographie (vier), der neueren (fünf) und der Statistik (zwei).

X. Vermischte Nachrichten.

Es erscheinen jährlich von dem badischen Archive zwei Bände, jeder von 24 bis 25 Bogen, mit Charten und andern Abbildungen.

F. J. Mone.

Digitized by Google

Ueber Verwaltung und Justiz und über die Grenzlinien zwischen beiden. Ein Beitrag zur Staatswissenschaft von Freih. v. Weiler, GH. Bad. Oberhofgerichtsrathe. Mannheim, bei Schwan und Götz. 70 *S.* 8. 48 kr.

Der Verf. unterwirft in dieser Schrift eine Frage, welche eben so wichtig in praktischer Hinsicht als bestritten in der Wissenschaft ist, von neuem der Untersuchung.

Nachdem der Verf. in der Einleitung den Gegenstand der Untersuchung angekündiget und auf das Interesse der Aufgabe hingedeutet hat, stellt er in dem ersten Abschnitte der Schrift die allgemeinen Grundsätze dieser Lehre auf. Der Vf. bestimmt, um dessen Meinung kurz zu bezeichnen, die Scheidlinie zwischen der Verwaltung (dieses Wort in seiner weiteren Bedeutung genommen) und der Justiz durch die Verschiedenheit der Gegenstände, welche für die eine und welche für die audere gehören. Er geht daher, wie billig, von einer Eintheilung der Gegenstände der Staatsgewalt überhaupt aus. Nach ihm ist das gesammte Recht des Staates entweder öffentliches oder Privatrecht, je nachdem es die Beziehung des Einzelnen im Staate zum Staate oder die Beziehung der Einzelnen im Staate zu einander bestimmt. Das erstere begreift wiederum einen formellen Theil (die Landesverfassung und die Landesorganisation) und einen materiellen Theil (die Staatspolizei in der allgemeinsten Bedeutung des Worts, die auswärtige Politik und die innere Staatspolizei) unter sich u. s. w. In Beziehung auf diese Eintheilung beschränkt sodann der Vf. das Richteramt auf dasjenige, was in das Gebiet des Privatrechts fällt, und auch dieses weist er dem Richteramte nur in so fern an, als etwas hiervon unter Partheien streitig ist. Endlich leitet er aus diesen Grundsätzen die Folgerungen ab, die sich aus denselben für die vorliegende Aufgabe unmittelbar ergeben, z. B. dafs die Gerechtigkeitspflege an gewisse Formen zu binden sey; dafs eine und dieselbe Sache in verschiedenen Beziehungen sowohl für die Verwaltung als für die Justiz gehören könne; dafs zuweilen und wie Verhältnisse des öffentlichen Rechts in das Gebiet der Gerechtigkeitspflege eintreten. Dabei nimmt er zugleich auf die Verschiedenheit der Verwaltungsgeschäfte, so wie auf die Frage Rücksicht, ob die Verwaltung und die Gerechtigkeitspflege verschiedenen Behörden anzuvertrauen sey. Man kann ohne alle Partheilichkeit behaupten, dafs der Verf. die Theorie, für welche er sich erklärt, zuerst mit einer gewissen Vollständigkeit aus- und durchgeführt hat.

Der zweite Abschnitt ist der Geschichte dieser Lehre d. h. der Darstellung der Meinungen Anderer über das Verhältnifs zwischen Verwaltung und Justiz gewidmet. Aus dieser Darstellung geht hervor, dafs zwar fast alle Schriftsteller über diese Lehre die Verwaltung und Gerechtigkeitspflege, so wie der Verf. selbst, nach den Gegenständen von einander trennen, dafs jedoch die einen die Grenzlinie mehr andeuten als bestimmen, die andern aber die Untersuchung fast ausschliefslich nach dem positiven Rechte, nach dem Deutschen Staatsrechte, führen. Der Verf., dessen Hauptzweck die philosophische Bearbeitung dieser Lehre war, führt jedoch bei dieser Gelegenheit auch die reichsgesetzlichen Bestimmungen über das Verhältnifs zwischen der Verwaltung und der Gerechtigkeitspflege an, und vergleicht diese Bestimmungen mit den Resultaten der von ihm in dem ersten Abschnitte aufgestellten Theorie. Einen eigenthümlichen Weg schlug Gönner bei der Bearbeitung dieser Aufgabe ein; er beschränkt, dem allgemeinen Staatsrechte nach, die richterliche Gewalt auf Streitigkeiten der Bürger über Rechte in ihren Privatverhältnissen, und nimmt Klagen gegen die oberste Gewalt im Staate von der Kompetenz der Gerichte aus; er scheint also das Hauptmerkmal einer Justizsache von der Eigenschaft der streitenden Partheien zu entlehnen. (Rec. bekennt sich zu einer dritten Meinung. Nicht der Gegenstand, nicht die Betheiligten oder die Partheien unterscheiden, nach allgemeinen Grundsätzen, Rechtssachen von Regierungs- und Verwaltungssachen, sondern allein die Form. Ein jeder Streit zwischen zwei Personen über ein Recht — die Eigenschaft der streitenden Theile und die Beschaffenheit des Rechts mag seyn, welche sie will — den Streit allein ausgenommen, aus welchem die Gesetze hervorgehen, ist an sich eine Rechtssache, eine Sache, welche von einem Richter zu entscheiden ist oder entschieden werden sollte. Allerdings kann kein Staat in der Welt diesem Begriffe gemäfs den Umfang und die Grenzen der richterlichen Gewalt bestimmen. Aber, die weitere Frage, welche Rechtssachen man gleichwohl den Regierungs- und Verwaltungsbehörden zur Entscheidung zu überlassen oder der Gerichtsbarkeit der Gerichte zu entziehen habe, ist nicht eine Rechtsfrage, nicht eine Frage, welche nach allgemeinen Grundsätzen über das rechtliche Wesen der richterlichen Gewalt beantwortet werden könnte, sondern lediglich und allein eine Frage der Staatsorganisationslehre, eine Frage, welche in einem jeden einzelnen Staate durch das urkundliche Recht entschieden werden mufs. Nur das ist Rechtens: In dubio pro

Digitized by Google

judiciis; alles andere gehört für die Staatskunst. Hiermit will Rec. der vorliegenden Schrift, welche von einer ganz andern Ansicht ausgeht, in keiner Hinsicht ihren Werth absprechen. Auf jeden Fall kann man die ganze Untersuchung, so wie sie der Verf. geführt hat, zugleich als einen Beitrag zur Lehre von der Organisation der Staatsverfassung betrachten und benutzen. Jedoch erlaubt sich Rec. an den Verf. die Fragen zu richten: steht wohl die Eintheilung des Rechts in das öffentliche und in das Privatrecht so fest, als man gewöhnlich, durch das Ansehn der Römischen Rechtsgelehrten verleitet, glaubt? oder hat der Verf. nicht selbst von denen, welche ohne irgend ein Vorurtheil gegen seine Theorie die Schrift lesen, Einwendungen zu besorgen, wenn er §. 30. die Bestrafung der Vergehungen nur gleichsam bittweise oder aus Billigkeitsgründen in das Gebiet der Gerechtigkeitspflege zieht?)

In dem dritten und letzten Abschnitte führt der Verf. die gesetzlichen Bestimmungen des Badenschen Rechtes über das Verhältnifs zwischen der Verwaltung und der Gerechtigkeitspflege an. Er begleitet diese Bestimmungen mit zweckmäfsigen Erläuterungen und mit der Erzählung einer bedeutenden Anzahl von Rechtsfällen, in welchen jenes Verhältnifs zur Sprache kam. Die vaterländischen Geschäftsmänner werden diesen Abschnitt mit besonderem Interesse lesen und ihn in vorkommenden Fällen mit Nutzen zu Rathe ziehen.

Zachariä.

Oeffentliches Recht des Grofsherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach. Von Dr. Christ. Wilh. Schweitzer. Erster Theil. Weimar, bei W. Hoffmann. 1825. 218 S. 8. 1 Thlr.

Der zweite Theil dieses Buches wird nächstens erscheinen. Der Verf., ein geschätztes Mitglied der GH. SW. Regierung, wollte nur die Beendigung des vierten Landtages des Grofsherzogthumes abwarten, welcher eben jetzt gehalten wird, da die Ergebnisse dieses Landtages mehrere Abschnitte des Buches berühren werden. Auch das Erscheinen des ersten Theiles würde von dem Verf. bis dahin ausgesetzt worden seyn, wenn dieser nicht an einem für Weimar festlichen Tage, bei dem Regierungs-Jubiläum des Grofsherzogs, an dasjenige hätte erinnern wollen, was dieser Fürst für die innigere Verbindung, zeitgemäfsere Gestaltung und festere gesetzlichere Ordnung des ihm anvertrauten Staates gewirkt, gethan habe.

Das Buch schliefst sich an die Werke, die wir in den letzteren Jahren über das Staatsrecht einzelner Deutschen Staaten erhalten haben. Die Ordnung ist zweckmäfsig, mit Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit des Gegenstandes gewählt; der Vortrag einfach und klar. Der vorliegende Theil handelt von der allmähligen Bildung des GH.; von dem öffentlichen Rechte des Staates im allgemeinen; von dem Regenten; von den Unterthanen; von den Landständen; von den Staatsdienern (oder, wie vielleicht die Ueberschrift hätte lauten sollen, von den Staatsbehörden); von dem Staatsgebiete. Als ein Verdienst wird man es dem Vf. anrechnen, dafs er sich nicht über das allgemeine Deutsche Staatsrecht verbreitet. Für die Richtigkeit der in dem Buche enthaltenen Sätze des positiven Rechts bürgt schon der Name und die Stellung des Vfs. Eher würde Rec. den Wunsch äufsern, dafs es dem Vf. gefallen hätte, sich noch über einige in das Staatsrecht des GH. gehörende oder diesem Rechte verwandte Gegenstände zu erklären, z. B. über das für das Herzoglich-Sächsische Gesammthaus bestehende Erbfolgerecht. Doch vielleicht wird der zweite Theil des Buches diesem Wunsche zuvorkommen.

Der, welcher aus einem allgemeinen Standpunkte die Rechte und die Verwaltungsformen der verschiedenen Deutschen Staaten betrachtet, sie unter sich oder mit den Bedürfnissen oder Stimmen der Zeit vergleicht, wird auch in diesem Buche reichhaltigen Stoff zum Nachdenken finden; — wie die Verfassung des Grofsherzogthums den alterthümlichen Charakter der Deutschen Landesverfassungen im Ganzen mit Treue bewahrt, wie gleichwohl Vieles im Stillen und nach und nach und mit der den sächsischen Regierungen überhaupt eigenthümlichen Schonung der bestehenden Formen zeitgemäfs abgeändert worden ist, wie die neue landständische Verfassung schon mannigfaltig in die öffentlichen Verhältnisse eingegriffen hat, wie der ganze Bau und Geist der Verfassung des Grofsherzogthumes von dem der Süddeutschen Staaten wesentlich verschieden ist u. s. w. Die Bundesverfassung wäre vielleicht für ein grofses Volk die vollkommenste, wenn sie den einzelnen Stämmen des Volkes in demselben Grade Sicherheit gegen den äufseren Feind gewährte, in welchem sie einem jeden Stamme die Freiheit läfst, die ihm eigenthümlichen Interessen nach Lust und Gefallen nach seiner Art und nach seinen örtlichen Verhältnissen zu besorgen.

Digitized by Google

Reisen und Untersuchungen in Griechenland, nebst Darstellung und Erklärung vieler neuentdeckten Denkmäler Griechischen Styls, und einer kritischen Uebersicht aller Unternehmungen dieser Art, von Pausanias bis auf unsre Zeiten. In acht Büchern. Sr. M. dem Könige von Dänemark gewidmet von Dr. P. O. Broendsted, der Universität zu Kopenhagen und mehrerer Akademien Mitgliede; Ritter des Danebrog-Ordens, Königl. Dänischem Geschäftsträger am Römischen Hofe. Erstes Buch. Stuttgart, im Verlag bei J. G Cotta. Paris, gedruckt bei Firmin Didot, Königlichem Buchdrucker, Jacobsstrafse No. 24. 1826. Folio. Inhaltsanzeige, Zueignung, Vorrede XXS. Text 129 S. mit 54 Kupfertafeln. Subscriptionspreis 18 fl. 36 kr.

Hiermit beginnt ein Werk von schwerem Gewicht und von bleibendem Werth — ein Werk, das uns Ersatz liefert für das leider nie erschienene: La Grèce comparée des berühmten Villoison, dessen Sammlungen in der Pariser Bibliothek unser Verfasser selbst mit Achtung betrachtete, und hie und da benutzte. Mit Einem Worte, Herr Ritter Broendsted hat schon in diesem ersten Buche die nicht geringen Erwartungen übertroffen, die man von ihm als Alterthumsforscher und als Entdecker wichtiger Ueberreste Griechischer Kunst fassen konnte; und wenn dieses Werk einerseits die strengsten Forderungen des Gelehrten befriedigt, so ist es andrerseits durch Inhalt und Darstellung im höchsten Grade geeignet, jeden gebildeten Menschen zu erfreuen und zu belehren, aber auch ganz dazu gemacht, eine grofse Masse oberflächlicher Reisebeschreibungen über jene classischen Länder zu Grunde zu richten, den künftigen Schreibern ihr oftmals so leichtes Geschäft nicht wenig zu erschweren, und viel seichtes Gerede mancher jetziger Zeitschriftsteller über Griechenland und über die Griechen in Mifscredit und Vergessenheit zu bringen.

Dies Urtheil wird sich schon aus einer kurzen Uebersicht des Inhalts bei jedem unserer Leser von selber bilden. Denn in der sicheren Voraussetzung, dieses Buch werde sich bald ein grofses Europäisches Publicum erwerben, werde ich mich darauf beschränken, und dabei dem gelehrten Verfasser meinen Dank und meine Achtung durch die Zugabe von philologischen Erörterungen zu erkennen geben. Inhaltsanzeige, Zueignung an S. Maj. den König von Dänemark, worin der Unterstützung gedacht wird, welche die Dänische Regierung solchen Untersuchungen gewährt, und zugleich das Andenken des berühmten Carsten Niebuhr erneuert wird.

Digitized by Google

Vorrede: Wissenschaftliche Vorbereitung des Verfassers. Aufenthalt in Paris — Bast, Hase, Bredow; die Reisebegleiter: Koës, Haller von Hallerstein (dessen schöne Sammlungen Referent vor einigen Jahren in Nürnberg durch die Güte des Hrn. Bruders des Verstorbenen zu betrachten Gelegenheit hatte), Linckh und Freiherr O. M. von Stackelberg — mit edlem rührenden Rückblick des Verf. auf die ihm und der Wissenschaft zu früh Entrissenen. Zweck dieses Werks p. XIV: „Es lag in der Beschaffenheit der Materialien, aus welchen dieses Werk bestehen wird, dafs eine mit den verschiedenen Reisen und Unternehmungen chronologisch fortschreitende Erzählung (man denkt sich gewöhnlich bei dem Worte Reise, Voyage, als Benennung einer Schrift, eine solche Form) dem Zwecke des Verfassers gar nicht entsprechen konnte. In einem Werke, das zugleich archäologisch und historisch, geographisch und didaktisch werden soll, in welchem das 1811 und 1812 Entdeckte sich durch etwas Anderes in 1820 oder 1821 Gefundene oder Erwogene erklärt — und wo der Verfasser, und mit ihm der Leser, sich bald im alten, bald im jetzigen Griechenlande bewegen wird, mufste jene Form, die überhaupt Wiederholungen ausgesetzt ist, aufgegeben werden. Vielmehr geht der Zweck des Verfassers dahin: aus seinen Reisetagebüchern und Papieren durchaus nur dasjenige auszuheben, was ihm selbst als neu, merkwürdig und in irgend einer Beziehung, für Wissenschaft, für Kunst, oder für Kenntnifs örtlicher Verhältnisse und des jetzigen Griechenlandes wichtig vorkömmt; dieses mit der strengsten historischen Wahrheit darzustellen und zu erläutern, auch, in so fern es seine Kräfte erlauben, durch Beihülfe alterthümlicher Forschungen.“ — Anordnung der gröfsern und kleinern bildlichen Darstellungen in diesem Werke (pag. XV.). — Angabe der Künstler, die in Rom, Paris und London für den Verf. gearbeitet und noch arbeiten (p. XVI.). Hiebei der Satz, dafs die Griechen am gröfsesten in der Kunst gewesen; „— und wer die Griechische Vorwelt nur durch das Wort siehet, der betrachtet sie nur mit Einem Auge“ (p. XVI.). — Betrachtungen über die jetzigen Griechen (p. XVII — XIX.). — Plan des auf acht Bücher berechneten Werkes. — Dankbare Erwähnung der Beihülfe, die namentlich auch bei der Französischen Ausgabe dieses Werks die Herren Raoul-Rochette, Hase und Letronne dem Verfasser geleistet (p. XIX. XX.).

Erstes Buch: Ueber die Insel Keos, jetzt Zea (womit sich, verschiedene Episoden abgerechnet, dieses ganze erste Buch und zum Theil auch das zweite beschäftigt). — Abreise von Athen nach Zea den 18. December 1811. (p. 3 ff.) — Des Europäischen Griechenlandes Natur mannigfaltig, kühn, romantisch; des Asiatischen stäter und minder kühn (p. 6.) — Die enthusiastische Liebe der Griechen zu ihren Inseln; das herrliche Meer des Archipelagus (pag. 7 f.). — Gründe des Verfalls des Wohlstandes der Griechischen Inseln in alter, mittlerer und neuer Zeit (pag. 9.). Die vier alten Städte auf Keos (p. 11 ff.). Wunsch des Verf., die Griechen möchten, wenn sie frei geworden, selber die Reste der Kunst unter ihrem vaterländischen Boden aufsuchen. — Auffindung der gröfseren Hälfte einer kolossalen marmornen Apollonsstatue, der Vaticanischen ähnlich, in den Ruinen der alten Stadt Karthäa (p. 19 f.). Betrachtungen des Verf. über den Kampf der Roheit und der Bildung auch unter den alten Griechen, und warum dasselbe Volk Kunstwerke hervorbrachte, und sie auch zerstörte. — Der weibliche Torso fast natürlicher Gröfse, in denselben Ruinen gefunden, pag. 22 f. mit tab. IX. Der Verf. berichtigt nachher selbst seine erst geäusserte Meinung, dafs es eine Artemis sey, p. 124. dahin, dafs er darin eine Leto erkennt. — Geographisch-historische Ergebnisse der Untersuchungen unserer Reisenden über die Lage der vier alten Städte auf der Insel Keos, mit Berichtigungen der Angaben und der Charten von Tournefort, D'Anville und Andern (p. 19. p. 32 — 36. vergl. p. 86. mit Grundrissen, Ansichten, verschiedenen andern Abbildungen und mit einer Charte der Insel aus den Papieren der Reisenden von Tardieu in Paris No. XII.): Karthaea lag, wo jetzo taes Polaes (ταῖς Πόλαις); Julis, wo die heutige Stadt Zea (Ζία); Koressos (Koressia) nordwestlich an der Bucht, wo jetzt τὸ Λιμάνι, und Pöessa (Ποιήσσα) südwestlich, an dem Orte, der heut zu Tage Κούντουρο heifst. (Die Verbesserung des Verf. p. 33. not. 3. in der Stelle des Ptolemäus III. 15. hat schon van Lennep zu Ovidii Heroid. XX. 221. pag. 300: Κορησσός; dafs man statt Sarkophag sagen soll Soros, ἡ σόρος pag. 30. not., bemerkte schon Schneider im Wörterb.) — Auffindung, nördlich von der Stadt Zea, eines noch von keinem Reisenden beschriebenen kolossalen Löwen, aus hellgrauem Sandstein, dem Gesteine des Gebirges, das ihn umgiebt, mit einer ergänzenden trefflichen Zeichnung von Cockerell in einem doppelten Kupferstich von zwei Seiten, radirt von Reinhart (tab. XI.); beschrieben und eben so scharfsinnig als glücklich erklärt p. 31 ff.

Digitized by Google

vom Verf. nach einem merkwürdigen Fragment des Heraclides aus Pontus (ιX pag. 10. Koeleri) aus dem Localmythus, von einem Löwen, der die Nymphen aus Keos verscheucht, worauf sie nach Karystos entflohen. (Der Verf. hat jenem ganzen Fragment des Heraclides im Verfolg mit Recht eine eigene Beilage gewidmet, die dem Referenten zu einer näheren Erörterung Anlafs geben wird.) — Archäologie und Geschichte der Keïer, Naturumwälzungen und ihre Ursachen, Phönicier und Karer auf den Cykladen; die Besetzung der Insel Keos durch Hellenen geht weit in die graue Vorzeit zurück; sie ist in den Mythen und Erzählungen von Apollo, Bacchus, Keos und Aristäos enthalten (pag. 37 — 41.). Hiebei Grundsätze des Verf. in Behandlung der Mythologie und Kunstgeschichte der Griechen. „Das öffentliche Leben der Hellenen schlofs sich aufs innigste an seine Religion an; die meisten Hervorbringungen der Griechischen Kunst aus einer freien und schönen Zeit sind, so zu sagen, religiöse Thaten; Motive und Wirkungen folgten sich im Griechischen Alterthum immer in dieser Ordnung: zuvörderst Organisation und Naturbeschaffenheit; dann Mythos, Glaube, Religion; endlich That und Denkmal.“ Vortrefflich. Nur möchte ich zum zweiten Gliede, nach dann, noch beifügen: Spruch, Gebet, und bei'm dritten erinnern, dafs Denkmal erst symbolisch, hieratisch ist, ehe es in das Gebiet der Kunst tritt. Doch der Verf. setzte dies voraus; denn gleich darauf erblickt er ja in der lichtvollen Erörterung des, wie der Verf. sagt, uralten, Mythus von Apollon-Aristäos in diesem letztern: „ein Symbol der Fruchtbarkeit und der Cultur, der Sitte und Zucht“. Aber nicht immer nimmt der Mythus den vom Verf. angegebenen Gang; z. B. der Kretische, dafs Kronos seine eignen Kinder verschlang, kann doch wohl nicht aus der Naturbeschaffenheit der Insel Kreta entsprungen seyn. Folgende treffliche Stelle verdient von manchen heutigen Mythologen und Geschichtsforschern beherzigt zu werden, p. 43: „Denn nur Diejenigen, welche, dem tieferen Sinne Hellenischer Dichtung fremd, überall blofs dem, was sie historisch nennen, nüchtern nachgeben, mögen bei jeder kleinen Verschiedenheit in diesen wie in den meisten symbolischen Sagen eines phantasiereichen Volks ängstlich nach Erklärung grübeln.“ Im Verfolg bemerkt der Verfasser pag. 47: „dafs die Verehrung des Aristäos allenthalben auf dieser Insel mit dem uralten Phöbosdienst, mit der Verehrung Apollons, aber hier nicht mit dem Zeusdienst verbunden war.“ Weiterhin p. 49. bestimmt er dies näher: „Dafs auf

Digitized by Google

Keos der Zeusdienst nicht ein allgemeiner und erhabener, dem Vater der Götter und Menschen geweiheter Cultus, sondern blos ein mit der Besänftigung des Sirius und mit den im Frühling angestellten meteorologischen Beobachtungen verbundener Opferdienst gewesen.« (Hier bemerke ich zuvörderst, dafs jene meteorologischen Beobachtungen nicht im Frühling, sondern in der Opora nach der Sommersonnenwende gegen die Hundstage angestellt wurden — s. Aristotelis Meteorolog. II. 5. p. 54. Sylburg. Theophrast. de causs. plantt. I. 14. (13.) §. 3. 4. p. 359. Schneider. vgl. J. Fr. Pfaff Comment. de ortib. et occasib. Siderum p. 41. und p. 44. — Was die Sätze des Verf. selbst betrifft, so wollen wir gleich von der Bedeutung des Gebets in den Mythen eine Anwendung machen. Wenn die alten Athener beteten: „Regne, regne, Zeus, auf unsre Felder« (Marc. Antonin. V. 7.), so hatten sie deswegen doch ein Olympium (Ὀλύμπιον), und verehrten den Olympischen Zeus, wie andere Griechen. Nun hören wir ja aber bestimmt, dafs auf Keos ein Heiligthum (ἱερὸν) des Ikmäischen (Ἰκμαίου Διὸς) Zeus, d. h. des Verleihers der Feuchtigkeit (Διύγρου), vorhanden war (Scholiast. Apollon. zu vs. 524.). Das mufs uns schon zu dem Schlusse führen, dafs olympisches Walten und meteorisches in der Ansicht der alten Naturreligion nicht getrennt waren, und dafs gerade der Olympische Zeus auch regnen lässet. Aus Hygin (Poët. Astron. II. 4. pag. 429 sqq. Verheyk.) geht ferner hervor, dafs diese Attische Mythen mit den Keïschen organisch zusammenhängen. Und ward denn nicht Aristäos von den Arkadiern als Zeus verehrt (Nam apud Arcades pro Jove colitur — Aristaeus — Serv. ad Georg. I. 14.), woher er nach, oder wohin er von Keos gekommen war? Wird nicht dem Aristäus das Versprechen ganz allgemein gegeben, dafs er den Namen Zeus führen solle? (Pind. Pyth. IX. 112.) Was heifst aber Ζεὺς-Ἀριστταῖος anders als Juppiter Optimus? Und ist dies nicht der Ehrenname des Juppiter in der allgemeinen Staats- und Reichsreligion selbst der Römer? Das war gerade der wohlthätigste Juppiter („beneficentissimus« Cic. de N. D. II. 25. 64.), den man durch den Beisatz maximus zugleich als den erhabensten der Olympier bezeichnete, aber auch, wenn man vorzüglich auf seine Güte sah, optimus allein nannte (Cicer. de Republ. I. 35. III. 14.), wie Zeus-Aristäos. Auch hatte Aristäos selbst dem Ikmäischen Zeus auf der Insel Keos einen Altar gebaut. Nun ist es aber im Geiste der Mythen, dafs solche Stifter von Heiligthümern mit dem Gegenstande der Verehrung, die sie eingeführt, ver-

Digitized by Google

mengt werden, und auch so schon mufste Aristäos bei den Keïern als Zeus genommen werden. Es giebt ferner eine Sage, dafs jene physische Noth Griechenland überhaupt betroffen, und dafs Aristäos für alle Hellenen das Opfer dargebracht (ποιήσασθαι τὴν θυσίαν ὑπὲρ ἁπάντων τῶν Ἑλλήνων. Diodor. IV. 82.). Hiernach mufste es ein panhellenischer Opferdienst seyn, und dieser galt dem allgemeinen Olympischen Vater. Was endlich die Hauptsache ist, auf dieser Insel verehrte man den Zeus der Feuchtigkeit und der kühlen Winde wegen (ἰκμάδος καὶ ἀνέμων Schol. Apoll. l. l.). Diese verleihet nicht Apollon, sondern Zeus. Folglich mufsten die Keïer, für die jenes die gröfsesten Wohlthaten waren, bei ihrem Aristäos, bei dem besten Gotte, nothwendig immer an Zeus Ikmäos denken, d. h. an einen Olympischen Vater, der die Menschen durch Kühle und Regen erquickt; und es ist unter diesen Umständen kein Grund vorhanden, die Nachricht des Athenagoras Legat. pro Christ. cap. 14: „die Keïer halten den Aristäos für einerlei mit Zeus und mit Apollon", zu bezweifeln; vielmehr mufs sie im allgemeinsten Sinne gelten, mögen nun die Keïer noch einen besonderen Zeustempel oder gar ein Olympium gehabt haben, oder nicht. Sie konnten ja ihren Juppiter optimus auch unter freiem Himmel auf den Bergen verehren.) — Apollon agreus (ἀγρεύς), der Jäger. Dieses Epitheton wird aus Denkmalen erwiesen (p. 45.), und zugleich p. 109. p 127 f. eine Inschrift auf einem bronzenen Bilde eines verwundeten und sterbenden Hasen, mit der Abbildung, beigebracht, wodurch jene Benennung des Apollo noch nähere Bestätigung erhält, mit schönen paläographischen und kritischen Bemerkungen. Es ist ohne Zweifel dieselbe Inschrift, die Referent jetzt bei Rose in den Inscriptiones Graecae vetustissimae, Cantabrig. 1825. Cl. VI. Inscr. II. tab. LI. findet, und deren Aechtheit Payne Knight' bezweifeln wollte, Herr Rose jedoch vertheidigt. Richtiger aber hat sie Herr Bröndsted gelesen. Doch hat nachher Herr Rose den letzten Namen, den er erst Ἡδαισζῶν las, ganz wie unser Verfasser, dessen Werk ihm natürlich damals nicht bekannt seyn konnte, als Ἡθαιστίων aufgefafst. Man vergl. Bröndst. p. 128. und Rose p. 326. und p. 425. — Aktaeon (Ἀκταίων), der Freigebige, Spendende, von ἀκτή, in der Bedeutung von δωρεά, die Gabe, p. 46. (Ueber diese Bedeutung findet sich Mehreres gesammelt in Stephani Thesaurus ed. Valpy p. 1075. und in den Scholien zur Odyssee II. 355. p. 76. Buttmann.) — Ueber den Mythus von Aktäon, der der Erklärung noch sehr bedarf, konnte sich unser Verf. hier nicht ver-

breiten. — Verehrung der Artemis auf der Insel Keos, und Vermuthung des Verf., dafs bei Karthäa ein Artemision gestanden; Verehrung des Dionysos und Feier von Dionysien auf dieser Insel; Verehrung der Nymphen und zwar der Βρίσαι und der Κωρυκίαι, pag. 45—51. (Der Verf. vermuthet für das Letztere: Κορησσίαι, und gibt in einer gelehrten kritischen Note der Conjectur des Is. Vossius Beifall, der in der zwanzigsten Heroide des Ovidius vs. 221. für Coryciis — nymphis *Corisiis* zu lesen vorschlug. Allein van Lennep in den Animadvv. p. 300 sqq. hält Corisiis für unverträglich mit dem Metrum, und nachdem er verschiedene Vorschläge, Carthaeis, Brisaeis, gemacht und verworfen, kehrt er endlich, mit der Bemerkung, dafs die Korycischen Nymphen dem Aristäos aus Phthia und aus den Gegenden um den Parnafs nach Keos gefolgt seyn könnten, zu der gewöhnlichen Lesart Coryciis zurück. — Deswegen kann aber die scharfsinnige Vermuthung Bröndsted's über den Text des Heraclides dennoch in ihrem Werthe bleiben. Ich werde auf letztere unten zurückkommen.) — Es folgen Erörterungen über die Athene-Nedusia — Νεδουσίας Ἀθήνας Strabo X. p. 329. Tzsch. — und über die Aphrodite oder Artemis-Ktesylla (Κτησύλλα. Nicander ap. Antonin. Liberal. p. 9. Broendst. p. 52. p. 87.), womit man die Beilage Nr. V. p. 94 ff. vergleichen mufs, wo der Verf. über die reizende Erzählung Nikanders kritische Bemerkungen macht.

Mit dem sechsten Capitel wendet sich der Verf. nun näher zum Geschichtlichen der Insel. Einwanderungen: Aristäos führt Parrhasier aus Arkadien nach Keos. Der Stammheld Keos, aus Naupaktos kommend, läfst sich auf dieser Insel, die nun seinen Namen trägt, nieder. Von diesen beiden Ansiedelungen sey wohl jene, die Arkadische, die ältere, weil sie ganz mythisch an vorhistorische Zeiten erinnere, dahingegen Naupaktos schon der früheren Griechischen Geschichte angehöre, p. 53 ff. (Dafs in der Hauptstelle des Heraclides Ponticus cap. 9. erst des Keos und dann des Aristäos gedacht wird, wird kein Vernünftiger gegen den Verf. geltend machen wollen, weil der Grund dieser Anordnung ganz deutlich in der Erklärung der beiden Namen der Insel vor Augen liegt, welche Heraclides zunächst seinen Lesern geben will. Mythisches ist aber auch in den Nachrichten von Keos enthalten, wie ich unten zeigen werde.) — Die Angabe grosser Griechischer Schriftsteller, dafs die Einwohner von Keos Jonier aus Athen seyen (Herodot. VIII. 46. Euripid. Ion 1581.), habe mit der Untersuchung über die ersten Be-

Digitized by Google

wohner der Insel nichts gemein, sondern beziehe sich blos auf das Jonische Gemeinwesen auf den Inseln, wie es zur Zeit jener Schriftsteller bestand, und das sie selbst natürlich auf die Jonische Auswanderung von Athen aus beziehen, p. 55 ff. Ganz gewifs hat das Herodoteische: Κεῖοι — ἔθνος ἐὸν Ἰωνικὸν ἀπὸ Ἀθηναίων in jener Stelle nur einen politischen Sinn; aber von alter Verwandtschaft der Athenischen und Keïschen Religionen zeigen sich Spuren. Man vergleiche, was oben nach Hyginus angedeutet wurde. Hiebei hebe ich wieder einen fruchtbaren Hauptsatz des Verf. aus — pag. 57. — ein Satz, der die Aufmerksamkeit denkender Geschichtforscher auf die Mythologie lenken mufs: „Identität des Cultus gibt oft den sichersten Faden durch die Irrwege Hellenischer Ansiedelungen und Verwandtschaften, zumal in jenen früheren Jahrhunderten, wo die verschiedenen Stämme dieses unruhigen Volkes sich noch so bunt unter einander bewegten.“ Hiebei eine schätzbare Anmerkung des Verf. p. 57 f., worin bemerkt wird, dafs Aristoteles und Apollodoros auch von der Insel Keos gehandelt hatten, und mehrere Stellen verbessert werden, worin die Namen Κέως und Κεῖοι, Κῶς, Κῶοι, Χῖος und ähnliche verwechselt oder verderbt worden waren. (Hiebei bemerke ich, dafs die Pariser Scholien des Apollonius von Rhodus gewöhnlich, wo von der Insel Keos die Rede ist, das Richtigere haben im Vergleich mit den früher gedruckten. Man sehe z. B. p. 166 sq. p. 170. mit Schäfers Note; p. 172. vergl. mit den Editis Scholl. p. 491 sq. Gleiche Fehler sind im Cicero de N. D. I. 42. und im Sext. Empir. p. 552. ed. Fabric. bereits bemerkt. Aus solchen Beobachtungen hat schon Harduin Excurs. LXXVII. zu Plin. H. N. II. in Tertullian's Apologeticus richtig Ceon hergestellt statt des fehlerhaften Co, welches Havercamp hat stehen lassen. Das in Inschriften häufig vorkommende ι für ει, woher dann auch Χῖος für Κεῖος, bemerkt jetzt Rose Inscriptt. graecc. vetust. pag. 266. Das Etymologicum Gudianum sagt p. 147. in Δῖος: Τέσσαρα γάρ εἰσι δισύλλαβα κτητικὰ θεῖος καὶ Κεῖος, ἐκ τῆς Κέω νήσου Κεῖος καὶ Κεῖος, καὶ δῖος καὶ Χῖος διὰ τοῦ ι. Aber wenn man nur an Τεῖος von Τέως denkt, welches ganz dem Κεῖος von Κέως entspricht, so hat man schon ein fünftes Possessivum dieser Art. In einer kritischen Anzeige mögen solche Kleinigkeiten schon eher Nachsicht finden, als in einem für das grofse Publikum bestimmten historischen Werke. Es ist ein Beweis von dem feinen Sinne des Verfassers, dafs er in solchen Dingen sehr sparsam ist; worüber er sich auch einmal mit einer artigen Wendung selbst erklärt.) — Der Verf. spricht darauf von der Vermischung der

alten Einwohner auf der Insel, und bemerkt: die früh statt gefundene Verschmelzung der früheren arkadisch-pelasgischen und lokrisch-naupaktischen Bewohner von Keos mit den eingewanderten Joniern ergebe sich zuvörderst aus der frühen Theilnahme der Inselbewohner und der asiatischen Jonier an den Delischen Panegyrien, sodann aus der im Alterthum bemerkten Vorherrschaft der jonisch-attischen Mundart auf den meisten Cycladen, welche hauptsächlich deswegen diesen Gesammtnamen erhielten, weil sie die heilige Insel Delos umgeben. Hiebei: Uebersicht der Schicksale der Delischen Amphiktyonie (man vergl. jetzt Rose in den Inscriptt. p. 313 sq. zum marmor Sandvicense); des Cycladischen Vereins; der Geschichte der Autonomie und übrigen Schicksale von Keos und andern Cycladen (pag. 58 — 60 ff.). — Ueber die sonderbare Sitte der Keïer, dafs bei ihnen sehr alte Leute beiderlei Geschlechts sich durch Gift selbst tödteten, pag. 62 ff. Hierzu eine kritische Beilage No VII. p. 97 sq., worin dem Berichte des Valerius Maximus, als eines Augenzeugen, mit Recht eine Stelle gegeben worden. (Zu den Schriftstellern und Erklärern mufs noch Wyttenbach zu Platon's Phaedon pag. 327. und in der Philomathia III. p. 107. um so mehr hinzugefügt werden, als dieser Gelehrte zuvörderst im Theophrast. Hist. Plant. IX. 17. und im Dioscorid IV. 79. Κείους wiederhergestellt; sodann auch in Meleagers Epigramm in der Antholog. Palat. No. 470. Κείων für κείνων gesetzt hatte — eine Verbesserung, die nachher, unabhängig von Wyttenbach, in der Praefat. ad Antholog. Palat. p. LVII. und in den Animadvv. p. 340. auch der treffliche Jacobs gemacht hat; ferner, weil der Holländische Kritiker noch mehrere Stellen über das κώνειον und über die Bereitungsart des Schierlings zu jenem Zwecke beigebracht — womit man K. Sprengels Geschichte der Botanik I. p. 66. 101. 144. verbinde; endlich weil derselbe Gelehrte in der Stelle des Stobaeus Floril. VII. 91. pag. 213. ed. Gaisford hergestellt hat: Ἐξαίστρατος ὁ Κεῖος für ὁ Χῖος, wo von diesem berühmten Keïschen Arzte die Anekdote erzählt wird, er habe wegen einer unheilbaren Fufswunde sich durch Schierling den Tod gegeben, und diesen Entschlufs mit den Worten angekündigt: „Es ist ein Glück, dafs ich mich meines Vaterlandes erinnere" — Εὖ γε ὅτι τῆς πατρίδος μεμνήσκομαι. — An diese Sitte der Keïer erinnerten sich auch vielleicht die Stoïker, wenn sie in gewissen Fällen den freiwilligen Tod nicht nur zulässig, sondern auch pflichtmäfsig nannten, wenigstens bedienten sie sich desselben Kunstausdrucks, den hier Heraclides braucht, wenn er sagt: — ἑαυτοὺς ἐξάγουσι.

Gewifs ist, dafs sie sich gern auf heroische Beispiele aus der Geschichte beriefen; und namentlich führten sie zur Bekräftigung dieser Lehre von der εὔλογος ἀναγωγή das Exempel mancher Spartaner an; Epictet. Dissert. I. 2. pag. 12 sq. Schweighäus. vergl. Wyttenbach zum Plutarch pag. 1222. ed. Oxon. minor. Die Platoniker bekämpften diesen falschen Heroismus mit theoretischen Gründen und mit geschichtlichen Beispielen vom Gegentheil, und schrieben eigene Werke gegen die ἀναγωγή; worüber ich zum Plotinus das Nöthige beibringen werde (I. 9. p. 85.). — Die guten alten Sitten der Keïer (zu den vom Verf. gegebenen Stellen vergleiche man noch Heindorf zu Platonis Protagoras pag. 577.). Aristides, wahrscheinlich nicht der berühmte Athener, wie Köler annahm, sondern, wie Bröndsted vermuthet, ein Keïscher Archon aus früherer Zeit, hatte für die gute Zucht der Frauen Verordnungen gemacht, und noch über zweihundert Jahre vor Augustus waren öffentliche Mädchen und Flötenspielerinnen nicht geduldet; pag. 66. — Berühmte Keïer: Simonides von Julis auf Keos gebürtig; p. 67 f. Hierzu eine schöne Beilage No. VIII: Simonides in Karthaea. Chorschule am Apollonstempel p. 98 — 100. — Der Dichter Bakchylides, des Simonides Bruder-sohn; der Sophist Prodikos; der Arzt Erasistratos; der peripatetische Philosoph Ariston.

Der siebente Abschnitt liefert eine Uebersicht der Geschichte von Keos und der politischen Verhältnisse dieser Insel und der Cycladen überhaupt seit dem sechsten Jahrhundert vor Christi Geburt. Zuvörderst wird Keos in seiner Verbindung mit Eretria betrachtet, dann seit dem Jonischen Kriege die Cycladen unter Persischer Herrschaft; die Aufhebung dieser gezwungenen Verbindung; der Antheil, den diese Inseln an dem Kriege gegen die Perser nehmen (vier Keïsche Schiffe in der Griechischen Flotte bei Artemision; Schiffe aus sechs bis sieben Cycladen in der Griechischen Flotte bei Salamis; die Cycladen nach der Schlacht bei Salamis; Antheil der Inselbewohner an dem Siege bei Plataea).

(*Der Beschluſs folgt.*)

N. 43. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Bröndsted's Reisen und Untersuchungen in Griechenland.

(*Beschlufs.*)

Athenische Hegemonie nach der Schlacht bei Mykale; Zustand der Inseln während der Athenischen Hegemonie nebst einem ganz kurzen Blick bis auf die christlichen Zeiten hinab und mit fruchtbaren Bemerkungen auch über die politischen Verhältnisse der heutigen Griechen (p. 68 — 76. Hiebei eine Anmerkung p. 71. not. 6. des gelehrten und sehr vorsichtigen Verf.: „Ungeachtet Miltiades bald nach der Schlacht bei Marathon gegen Paros und vielleicht auch gegen andere Inseln, welche sich dem Könige unterworfen hatten, auszog." Jenes vielleicht rechtfertigt Herr Bröndsted damit, weil Herodot keinen andern Zug des Miltiades nach der Marathonischen Schlacht als den gegen Paros kenne, und weil es ihm (dem Verf.) dreist vorkomme, in den Begebenheiten der Perserkriege von Herodot abzugehen. Nur der Gewährsmann des Stephanos von Byzanz in Πάρος und Cornelius Nepos sprächen von des Miltiades Unternehmungen auch gegen andere Inseln. Dabei wird Nepos als eine unzuverlässige historische Quelle bezeichnet, wo dessen Nachrichten nicht von Herodot, Thucydid, Xenophon und Plutarch bestätigt würden. — So weit der Verfasser. Aber jener Gewährsmann des Stephanus Byzantius ist ja hier Ephorus, der doch viel gröfsere Autorität hat als Plutarchus; und noch mehr, Nepos selbst folgt, wie schon Valckenaer zum Herodot p. 500 sq. mit Recht vermuthete, gerade in diesen Begebenheiten eben demselben Ephorus, obgleich er sonst meistens dem Theopompus sich anschlofs (F. A. Wolf zur Leptinea p. 692. vergl. Marx zum Ephorus p. 212.), welcher aber kein geringeres Gewicht hätte. Es läfst sich auch denken, dafs Herodot in diesem Theile seiner allgemeinen Geschichte, wo sich die Begebenheiten der wichtigsten Art so zusammendräng-

ten, die unwichtigern, wie jene Züchtigungen der kleinen Inseln hinweggelassen.) — Abweichung der Nachricht des Herodot IX. 28. von einer Urkunde bei Pausanias V. 23, betreffend die Aufzählung der Griechischen Truppen bei Platäa (p. 74. — mit einer Beilage, Nr. IX. p. 101 ff.; worin diese Verschiedenheit der Angaben mit ihren Gründen erörtert und zugleich dargethan wird, dafs die Hellenischen Inselvölker nicht ohne Antheil am Siege bei Platäa gewesen. — Eine treffliche Untersuchung, ein wahres Muster gediegener historischer Kritik, wodurch beide „unsterbliche Schriftsteller", Herodot und Pausanias, gerechtfertigt werden. Jene Ehrennamen legt der Verf. diesen zwei Autoren bei, worüber einige jugendliche Hyperkritiker vielleicht grofse Augen machen werden. — Hr. Bröndsted wird sich freuen, bei Hrn. Siebelis zu der Stelle des Pausanias — Tom. II. pag. 268. — seine eigenen kritischen Verbesserungen anzutreffen, ohne die Siebelisische Ausgabe gebraucht zu haben.)

Es ist noch von einigen Beilagen zu sprechen, deren im Vorhergehenden nicht schon gedacht worden. Also: A. Fac simile der in Karthäa's Ruinen gefundenen Inschriften Tab. XVI — XXV. (im zweiten Buche haben wir vom Verfasser Erläuterungen über diese Inschriften zu hoffen). B. No. I. Helena: Νῆσος Μακρᾶ: Makronisi. No. II. Heraklides aus Pontos über die Insel Keos (darüber werde ich im Verfolg noch etwas sagen). No III. Klima und Produkte von Keos (pag. 79 — 84. mit sehr vielen guten Verbesserungen in den Texten der alten Schriftsteller). No. IV. Geographie und Topographie (gleichfalls mit kritischen Verbesserungen der Quelle pag. 85 ff. — Ueber die dem berühmten Dikaearchos wohl von einem Spätern angedichtete Ἀναγραφὴ τῆς Ἑλλάδος sehe man Marx in meinen Meletematt. III. pag. 176. — In dieser Beilage beweiset auch Herr Ritter Bröndsted pag. 86, dafs die Insel Keos später in zwei Abtheilungen, die nördliche Julis und die südliche Karthaea, getheilt war. — Ein vorzügliches Stück dieses trefflichen Werks, wozu, aufser der obigen vom Verf. entworfenen Charte, noch eine aus dem Pariser Codex des Ptolemäus No. 1401. copirte vom südlichen Böotien, der Insel Euböa, Attika und der Cycladengruppe Tab. XXIX; XXX. A. B. aber nach andern Handschriften des Lateinischen Ptolemäus in der Pariser Bibliothek und der Vorstellung des Mönchs Buondelmonti, noch zwei Charten beigefügt sind. — Beschlufs; Rückreise nach Athen p. 109 — 112. mit Betrachtungen über die Tyrannei der Türken und den Egoismus der Griechen.

Es folgt: Erklärung der Kupfer (pag. 113 ff. Die trefflichen Abbildungen von den vorzüglichsten Künstlern gefertigt werden hier, mit einer Menge von numismatischen, philologischen und archäologischen Bemerkungen, angezeigt. — Zu der schönen Erklärung der ersten Münze von der amphiktyonischen Ceres kann jetzt die aus mehreren Stellen der Alten geschöpfte Meinung Tittmann's über den Bund der Amphiktyonen p. 101 f. bemerkt werden; wonach die Herbstversammlung, da sie mit der Verehrung der Demeter verbunden war, ursprünglich eine Erntefeier gewesen sey; dahingegen Wachsmuth in der Hellenischen Alterthumskunde I. p. 118, ohne den religiösen Ursprung und Geist der Amphiktyonischen Verbindung auszuschliefsen, in dieser zweiten Oertlichkeit der Amphiktyonischen Panegyris, in den Pylen bei Anthela, wo man auch die Pässe befestigt hatte, mehr politische Zwecke vermuthet). — Eine andere Münze giebt dem Verf. Anlafs zu sehr inhaltsreichen Erläuterungen aller Delphischen Localitäten, vorzüglich des Heiligthums (p. 116. besonders mit Hinsicht und zum Theil mit Widerlegung anderer neulich vorgetragener Meinungen; wobei denn auch wieder eine grofsartigere Ansicht des alten Griechischen Cultus hervortritt, als diejenige ist, die sich hie und da in Deutschland geltend machen möchte. In der Stelle des Jamblichus, p. 119. bei'm Verf., mufs ἐπὶ ἄξονος corrigirt werden, und in der andern p. 120. angeführten mufs es heifsen: ἀπό τε τῆς τοῦ θείου πυρὸς ἀκτῖνος. Dieses Adjectiv ist im Galeschen Texte ausgefallen, steht aber in meinen Handschriften. Die Sache betreffend, so hat schon Gale bemerkt, dafs man schwerlich bei andern Schriftstellern der Art etwas finden möchte; ein billigeres Urtheil, als das des sonst so gerechten Hrn. Verfassers. Wer weifs denn nicht, welche Künsteleien sich späterhin die Priesterschaften im Orakeldienst erlaubt haben, um der wankenden Religion des Heidenthums eine neue Stütze zu geben. Es kann also doch wahr seyn, und man hat nicht nöthig, eine ganze Classe von gelehrten Schriftstellern verdächtig zu machen). — Bei der Beschreibung von acht Keïschen Münzen Tab. IV. p. 3. erhalten wir pag. 123. vom Verf. das Versprechen, dafs im zweiten Buche eine eigene Abhandlung über Keïsche Münzkunde folgen soll. (In einer kleinen Heidelberger Sammlung befindet sich eine ähnliche Erzmünze, wie etliche der hier beschriebenen und dargestellten: Vorderseite ein unbärtiger und vielleicht weiblicher Kopf; Rückseite ein Stern mit acht Strahlen, wie auf den Keïschen. Spuren von Buchstaben lassen sich aber

Digitized by Google

kaum noch entdecken). S. 128. werden neun schöne Münzen von Elis, vortrefflich erhalten aus verschiedenen Sammlungen beschrieben (vergl. die Tafel p. 112. und noch p. 107.). Fast alle haben FA mit dem Digamma aeolicum, Eine aber vollständig FAAEIΩN (worüber der Verf. im Verfolg nähere Erläuterung verspricht. In derselben Heidelberger Sammlung finden sich zwei Eleïsche Silbermünzen mit FA und mit demselben Typus, wie die bei Mionnet Descript. de Medaill. antiqq. pl. LXXIII. nr. 2. Ueber diese Münzen und den noch späten Gebrauch des Digamma darauf vergleiche man Havercamp. Dissert. de literar. graec. varia forma p. 275. mit nr. 73. Völkel über den Tempel und die Statue des Jupiter zu Olympia p. 137 — 140; Visconti im Museo Pio-Clement. Vol. VI. p. 3. Mionnet Descript. des Medaill. Tom. I. p. 98. Heinr. Meyer Gesch. der Kunst II. p. 221. und über Fαλείοις in der Eleïschen Inschrift Rose Inscriptt. p. 33.). — Seite 129 beschliefst dieses erste Buch mit Tab. XXXIV. und deren Beschreibung: Colorirte Abbildung einer ungemein wohl erhaltenen, in einem Grabe bei Athen gefundenen Vase aus gebrannter Erde. Das Bild stellt einen mit einer Frucht spielenden Knaben dar.

Es ist nun noch von der zweiten Beilage zu reden, worin der Verf. die Stelle des Heraklides aus Pontos über die Insel Keos im Urtexte mittheilt und kritisch und exegetisch behandelt (p. 77 — 79. Ich würde diese Anmerkungen hier gerne abschreiben, wenn nicht die in diesen Blättern gesteckten Gränzen das Gegentheil geböten. Daher berühre ich nur Einiges, worüber ich selber zu sprechen gedenke:) — „Die Insel Keos, fängt dieses schätzbare Fragment des Heraklides an, ward Hydrusa genannt.“ Bröndsted p. 79: „Der Reichthum an gutem Quellwasser veranlafste die ältere Benennung Ὑδροῦσα, oder vielleicht richtiger Ὑδροῦσσα.“ (Herr Bröndsted hat nämlich den Köler'schen Text vor sich, den er kritisch behandelt. Dieses Richtigere hätte nun schon Köler finden sollen. Aber er sagt, aufser Hesych — II. p. 1441. Alb. — wisse er niemand, der diese Insel Hydrusa nenne. Allein Plinius H. N. IV. 12. 20. p. 210. Hard. nennt sie ja so, und zwar Hydrussa. Dieselbe Schreibung findet sich in der zweiten Stelle desselben Autors cap. 22. pag. 211, wo es von der Insel Tenos heifst: „quam propter aquarum abundantiam Aristoteles *Hydrussam* appellatam ait, aliqui Ophiussam.“ Vergl. Steph. Byzant. in Τῆνος: Ἐκλήθη δὲ Ὑδροῦσσα διὰ τὸ κατάῤῥυτον εἶναι — eine Benennung, die, wi schon Tournefort II. 8. bemerkt, den meisten an-

dern Inseln, wo Quellen waren, beigelegt worden. Hieraus verbessere ich ohne Schwierigkeit den Lindenbrochischen Scholiasten zu Virgils Georg. I. 14. p. 175. Burm.: „Caea insula Aegei maris est, quae prima dicitur Nymphis habitari. (Man sieht, dieser Erklärer hat die Stelle des Heraklides gekannt, und nun fährt er fort, und giebt den Grund des Namens an:) *Ideoque et id rursus* dictam postea *Aceon aupaucorum* Caeam appellatam — Lies: ideoque et *idrussam*, oder richtiger *Hydrussam* dictam, postea *Ceon* (Ceo), *apud auctorem* (nämlich bei Virgil, wo also dieser Erklärer, wie viele, fälschlich *Caeae* las) Caeam appellatam, in qua (in q. am vielleicht) Aristaeus ex Arcadia venisse fertur, [et] responso patris Apollinis monitus. Qui ex pecoribus usum lactis invenit, et mellis studium apium solertiam (solertia) consecutus est.) — Heraklides: „Man sagt, die Nymphen hätten sie früher bewohnt, weil aber ein Löwe diese in Schrecken gesetzt, so seyen sie nach Karystos hinüber gegangen." (Dies ist die Stelle, aus der Hr. Ritter Bröndsted so glücklich das Kolossalbild des Löwen bei Zea erklärt p. 31 ff. Er bemerkt auch die Sage von dem früheren Zusammenhang der Insel Keos mit Euböa, nach Plinius II. 92. IV. 20.) — Heraklides: „Daher wird auch ein Vorgebirge der Löwe (λέων) genannt. Keos aber, der von Naupaktos herüber gekommen, baute (die Insel) an, und nach ihm nannten sie sie" — ὠνόμασαν, wie Br. aus einer Pariser Handschrift verbesserte. Es folgt eine Lücke im Text. — Ueber die Herkunft des Keos erfahren wir von Heraklides und seinem Erklärer weiter nichts, und Hr. Bröndsted klagt pag. 40: „Die Griechische Dichtkunst ertönt von Aristäos Lobe, aber von der Einwanderung des Keos ist uns leider in den auf uns gekommenen Ruinen der Griechischen Literatur nur die einzige Stelle bei Heraklides geblieben, und demnach können wir über das Verhältnifs der beiden Stammväter der Keïer, d. h. über die Ansichten der Alten in dieser Hinsicht nicht mehr urtheilen"; und hier pag. 78: „Da Griechische Schriftsteller sonst von diesem Stammvater der Keïer schweigen" Ich sage: sie schweigen doch nicht gänzlich: Etymol. magn. p. 507. Heidelb. p. 460. Lips. — und daraus Phavorinus: Κέως; ὁ δὲ νῆσος ἐστίν· ὠνόμασται ἀπὸ τοῦ Κέω τοῦ Ἀπόλλωνος καὶ Ῥοδοέσσης νύμφης. Es ist nicht unwahrscheinlich, dafs diese Notiz aus dem unverstümmelten Heraklides genommen ist; — wie dem aber auch sey, so haben wir hierin eine ganz ähnliche Genealogie, wie die von den Stammvätern der Bewohner der Insel Rhodos. Letztere sind Kinder des Helios und der Nymphe Rhode. Man sehe Cicero de Nat. Deorr.

III. 21. p. 597. und was ich dort zur Verbesserung und Erklärung beigebracht. Wer ferner an die Homerischen Ausdrücke ῥοδανὸν, οἶνοπα πόντον, πορφύρεον κῦμα denkt, und daneben die physischen Sagen von der Urgeschichte der vom Meere bedeckten Rhodos und anderer Inseln des Archipelagus erwägt, der wird in dieser Genealogie dieselben mythischen Erinnerungen vermuthen, nämlich an jeweilige Ueberschwemmungen und Wasserreichthum, und andererseits an die grofsen Einwirkungen der Sonne —, denn in der alten Volksreligion ist Sohn des Helios oder des Apollon ganz eins und dasselbe, und die ersten Pflanzer von Keos sind in so fern auch Heliaden, wie die von Rhodos. Hiemit ist nun aber zugleich bewiesen, dafs auch die zweite oder Naupaktische Ansiedelung auf Keos den Apollonsdienst mitgebracht hat, und die Vermuthung unseres Verfassers — pag. 51. — wird fast zur Gewifsheit, nämlich dafs auf dieser Insel auch der zweite Landesheros Keos verehrt worden sey — denn er war ja so gut ein Sohn Apollons wie der erste, Aristäos.) — Heraklides: „Aristaeos aber, sagen sie, habe von den (Koressischen) Nymphen die Schaf- und Rindviehzucht, von den Brisäischen aber den Honigbau gelernt.“ (Bei Köler sind hier im Texte mehrere Worte ausgefallen. Hr. Br. lieset theils aus Handschriften, theils aus scharfsinniger Conjectur: Ἀριστα῀ον δέ φασι μαθεῖν παρὰ μὲν Κορησσίων νυμφῶν τὴν τῶν προβάτων καὶ βοῶν ἐπιστήμην, παρὰ δὲ Βρισῶν τὴν μελιτουργίαν. Das Etymolog. magn. in Βρίσαι hat jedoch μελισσουργίαν, welches van Lennep ad Ovid. Heroidd. pag. 301. dort auch in μελιτουργίαν verändert, gerade wie unser Verf. aus einer Pariser Handschrift im Texte des Heraklides, und zwar weil es von μέλι und nicht von μέλισσα herkomme. Allein man vergleiche dasselbe Etymologicum pag. 416. Lips. oben, wo ebenfalls μελιττουργοί steht, und was Schäfer zum Scholiasten des Apollonius p. 130. und p. 668. bemerkt hat. Die μελιτουργία ist das Geschäft der Bienen, die μελιττουργία das des Bienenpflegers, des μελιττουργός. Vergl. Eutecnii Metaphrasis Theriacorum Nicandri vs. 805. — Ein solcher μελιττουργός war aber Aristäos, denn Diodorus sagt IV. 81: er habe von den Nymphen gelernt den Bau der Bienenstöcke, τὴν κατασκευὴν τῶν σμηνῶν. Man vergleiche den dazu von Wesseling p. 324. angeführten Oppianus Cyneg. IV. vs. 267 sq. 271 sq. ed. Schneider.) — Der Geschichtschreiber fährt fort: „Da aber ein Verderben der Pflanzen und der Thiere eintrat, weil die Etesien nicht weheten“ — Lücke. (Φθορᾶς δὲ οὔσης φυτῶν καὶ ζώων διὰ τὸ μὴ πνεῖν oder διὰ τὸ ἐκλείπειν ἐτησίας. — So mufs nach Ruhnkenius mit Köler und Bröndsted gelesen werden.)

Beide letztere vermuthen mit Recht, die folgende Lücke sey aus Cicero de Divinat. I. 57. (nicht 53.) auszufüllen: Etenim Ceos accepimus ortum Caniculae diligenter quotannis solere servare, conjecturamque capere, *ut scribit Ponticus Heraclides*, salubrisne an pestilens annus futurus sit. Nämlich die Sage meldete, Aristäos habe der Gluth des Sirius gesteuert — vgl. Bröndst. p. 42. p. 78. — Einst seyen, erzählte man sich, die Etesischen Winde ausgeblieben, nun sey Aristäos auf Geheis seines Vaters Apollo nach Keos gekommen, habe einen Altar gebaut, dem Zeus Ikmäos geopfert, und dadurch die kühlen Winde (es sind Nordwinde, nördliche Passatwinde, Plin. H. N. II. 47.) wieder zurückgerufen, und der Alles versengenden Hitze ein Ende gemacht (Varro Attacinus bei'm Probus in Virgil. Georg. I. 14. Clem. Alex. Strom. VI. pag. 753. ganz nach Heraklides: ἐκλειπόντων ποτὲ τῶν ἐτησίων, Ἀρισταῖον ἐν Κέῳ θῦσαι Ἰκμαίῳ Διΐ· πολλὰ γὰρ ἦν φθορά, φλογμῷ διαπεπραμένων πάντων, καὶ δὴ καὶ τῶν ἀναψύξειν τοὺς καρποὺς εἰωθότων ἀνέμων μὴ πνεόντων, ῥᾳδίως αὐτοὺς ἀνεκαλέσατο); wodurch denn Aristäos, der Erretter, nicht allein zur göttlichen Ehre gelangte (s. oben), sondern auch die Sitte der Keïer begründet wurde, daſs sie aus der Beobachtung des Sirius für jedes Jahr Prognostica nahmen. Daher denn auch, wie unser Verf. richtig bemerkt, auf den Münzen von Keos das Bild eines Sterns (des Sirius) und auch eines Hundes so häufig angetroffen wird.

Es ist zu verwundern, daſs Hr. Bröndsted diese physisch-astronomischen Mythen und Bilder nun nicht auch mit dem Bilde des kolossalen Löwen in Verbindung gesetzt hat, dessen Entstehung er doch so scharfsinnig und glücklich mit der obigen Nachricht des Heraklides zusammen zu stellen gewuſst. Denn jenes nun nachzuholen, gehe ich von einer allbekannten Stelle des Horatius aus, III Odar. XXIX. 18 sq.: — jam Procyon furit, Et *stella vesani Leonis*, *Sole dies referente siccos*. Mit dem Heliakal-Aufgang des Hundsterns, wann die Sonne in das Zeichen des Löwen getreten war, begannen die Hundstage (die opora fieng an) — Theophrast. de causs. plant. I. 14. 13. pag. 359. Schneid. Olympiod. in Aristot. Meteor. II. 5. Plin. l. l. Pfaff de ortib. et occasib. siderum p. 41. und p. 44. Mitscherlich zum Horaz a. a. O. und jetzt Jo. Laur. Lydus de Ostentis ed. Hase p. 232. — Das war die heiſseste Zeit, wo in Italien und Griechenland die Gewächse und die animalischen Körper sehr zu leiden pflegten (Horat. l. l. jam pastor umbras cum grege languido Rivumque fessus quaerit etc.). Diese Erscheinungen und Wirkungen schrieben die Alten nicht blos dem Hunds-

stern, sondern auch dem Löwen zu. Aratus Phaenomm. 149 sqq. vergl. Mitscherlich zum Horaz a. a. O. und J. Laur. Lydus de Ostent. p. 196: „Der Löwe ist ein männliches und sonnenartiges Thier" — Daher Caesar Germanicus in Arati Phaenomm. 149 sqq. singt: „Hunc (leonem) ubi contigerit *Phoebi violentior* axis, Accensa in Cancro jam, tum *geminabitur aestas; hinc lymphae tenues; hinc est tristissima tellus.*" Fänden nun blos in Libyen, wohin Aristäos sich von Keos begiebt, nach den Mythen Kämpfe mit Löwen statt, so wäre es wunderlich, dahinter etwas weiter suchen zu wollen, als Alltägliches im rechten Vaterlande der Löwen. Allein wenn nun der Gegensatz von Hund und Löwe einerseits und von den Nymphen und Keïschen Gottheiten andrerseits durch diesen ganzen Mythenkreis hindurchzieht; wenn Diodorus sich selbst über den Wechselfall wundert, dafs Aristäos, der seinen Sohn Aktäon (durch den Zorn der Artemis-Luna) vom Hundeszahn zerfleischen gesehen, den wüthenden Hund unter den Sternen, zur Rettung der Inselbewohner, beschwichtigte (Diodor. IV. 82. p. 325. Wesseling.); wenn Apollon die Nymphe Kyrene am Thessalischen Berge Pelion ohne Waffen mit einem Löwen ringen siehet, mit der er nachher den Aristäos erzeugt (Pindar. Pyth. IX. 45. mit den Scholien; Callimach. H. in Apollin. 90 sqq. mit Spanheim); wenn dieselbe Nymphe Kyrene nachher am Libyschen Berge Myrtussa einen das Land verheerenden Löwen erlegt, und dafür das Land zum Preis empfängt, wo nach ihrem Namen die Stadt Kyrene gebaut wird (Scholiast. Apollonii II. 500 sqq. vergl. IV. 1561. mit Spanheim zum Callimachus a. a. O. vs. 91 sq.); wenn die löwentödtende Hände der tapferen Nymphe Kyrene zu einem ordentlichen Epitheton werden (Nonnus Dionysiac. XXV. p. 652. vergl. Spanheim a. a. O.); wenn der Knabe Dionysos einen Löwen bändigt und der Rhea als Beute bringt (Nonnus a. a. O.); wenn Aristäos (der Beste, Tapferste) und Keos (der Erleger — κτείνω, ich tödte) als Söhne des Apollon und der Nymphen, in ihrer Abkunft schon die Harmonie der Sonnenwärme und der Kühle und Erdfeuchtigkeit darstellend, die Insel Keos beglücken, und wenn der erstere den feurigen Hund des Himmels bändigt, und den Dienst des Kühlung sendenden Zeus einsetzt; wenn endlich noch heut zu Tage die Araber die gröfseste Hitze und dürreste Jahreszeit den brüllenden Löwen nennen — alsdann wird man die Sprache des Mythus nicht mifsverstehen können, die uns sagt: Zuerst haben auf der Wasserinsel (Τῆρος οὖσα)

Digitized by Google

die Nymphen gewohnt, aber ein Löwe hat sie verjagt. Dann werden die Nymphae fugaces wohl als Lymphae tenues, die vor dem Löwen entflohenen Nymphen als in heifser Jahreszeit verschwundene Quellen erscheinen; und wenn darauf die Inselbewohner, nachdem der Noth abgeholfen worden, ihrem Erretter göttliche Ehre erwiesen, und den besänftigten Hund und seinen Stern auf ihren Münzen verewigten, nicht minder aber ein Vorgebirge von Keos nach dem schrecklichen Löwen benannten — dann darf man doch wohl glauben, dafs der vom Verf. so glücklich gewürdigte Löwenkolofs nichts anderes sey als ein Abwendungsbild, ein εἴδωλον ἀποτρόπαιον, welches, so zu sagen, eine magische Schutzwehr seyn sollte gegen den heifsen, wüthenden Löwen am Himmel. — Vom übrigen Inhalte der Stelle des Heraklides ist oben das Nöthige bemerkt worden.

Möge der Verfasser die hier angedeuteten Ideen als ein Zeichen der Achtung gegen seinen Geist und seine Gelehrsamkeit betrachten. Mit Verlangen sehen gewifs alle Alterthumsfreunde der Fortsetzung eines Werkes entgegen, das seinem Urheber zu grofser Ehre gereicht, und auch durch seine Ausstattung, in Druck, Papier und Kupfern, seines Gegenstandes sich würdig darstellt.

Creuzer.

Plutarchi Philopoemen, Flamininus, Pyrrhus. Textum e Codd. recognovit, perpetua annotatione instruxit, dissertationes de fontibus harum vitarum praemisit Jo. Chr. Felix Baehr, Ph. Dr. Professor Heidelbergensis. Lipsiae, in bibliopolio Hahniano. MDCCCXXVI. XIV. 78 S. Text und 261 S. Commentar nebst Register. gr. 8. 1 Rthlr.

Der Unterzeichnete übergiebt dem Publikum diese Bearbeitung einiger Vitae des Plutarchus, in ähnlicher Weise, wie er vor einigen Jahren die Vita Alcibiadis (Heidelberg, bei Groos. 1822.) herausgegeben. Die Einrichtung dieser Bearbeitung ist der früheren gleich; nur hat er in dieser alle ausführlicheren Excurse weggelassen, und sich zunächst in seinem Commentar auf die Erörterung des Textes beschränkt, hier aber auch, wie er glaubt, Nichts übergangen, was einer Erklärung bedürftig erscheinen konnte. Denn dahin war sein Bestreben gerichtet, einen Commentar zu liefern, in welchem

die grammatisch-kritisch-sprachliche Erklärung mit der sachlichen gleichmäfsig berücksichtigt und Alles in gehörigem Gleichmaafs zu einander gestellt sey; eben weil jetzt so oft Ausgaben erscheinen, in denen vorzugsweise das eine oder andere mit Ausschlufs des Uebrigen berücksichtigt wird. Für den Text, welchem die Seitenzahlen der Frankfurter Ausgabe am Rande beigedruckt sind, hat der Herausgeber eine Heidelberger, eine Münchner und zwei Pariser Handschriften benutzt, auch deren abweichende Lesarten vollständig mitgetheilt, sonst aber in Aufnahme neuer Lesarten ist er mit möglichster Vorsicht verfahren, um so mehr, als er so oft sich genöthigt sah, unnöthige Correcturen eines Reiske und selbst eines Corai aus dem Texte zu verweisen, um der alten, handschriftlich begründeten Lesart ihre gebührende Stelle wieder zu verschaffen. Ueber die Quellen, aus welchen Plutarch geschöpft, ist eine kurze Einleitung mit Berücksichtigung und weiterer Ausführung dessen, was schon früher Heeren über diesen Gegenstand bemerkt hatte, vorausgeschickt. Daraus geht als ziemlich sicheres Resultat hervor, dafs in der Vita Philopoemenis Plutarch hauptsächlich den Polybius, sowohl in dem gröfseren noch vorhandenen Werke, als in einer besonderen Schrift über Leben und Thaten des Philopömen, benutzt hat; in der Vita Flaminini denselben Polybius nebst Juba; in der Vita Pyrrhi, wo Plutarch seltener seine Quellen anführt, vermuthet der Verf., dafs aus Hieronymus von Cardia und Dionysius von Halicarnafs das Meiste entlehnt sey.

Für die typographische Ausführung und Correctheit des Drucks hat die Verlagshandlung aufs beste gesorgt und in jeder Hinsicht den Wünschen des Herausgebers und den Anforderungen des Publikums entsprochen. Zugleich ist auch die Einrichtung getroffen, dafs zum Gebrauch auf Schulen oder für Vorlesungen der Text besonders mit eigenem Titel um den billigen Preis von sechs Groschen ausgegeben wird.

J. Ch. F. Bähr.

Carl Pfeiffer Naturgeschichte deutscher Land- und Wasser-Mollusken. Zweite Abtheilung. Weimar 1825. in gr. 4. 40 S. mit 8 illum. Kupfert. 10 fl. 48 kr.

Diese Schrift ist eine Fortsetzung von desselben Verfassers „Systematischer Anordnung und Beschreibung deutsche Land- und Wasser-Schnecken, Kassel und Berlin 1821", wovon wir im Jahrgang 1822. S. 1228 — 1232. dieser Jahrbücher eine Anzeige gegeben haben. Der etwas erweiterte Plan der Schrift hat die Veränderung des Titels nothwendig gemacht, weshalb auch noch ein ähnlicher für die erste Abtheilung nachgetragen ist.

Der Verf. liefert in diesem Hefte eine äufsere und anatomisch-physiologische Beschreibung der Thiere aus den Geschlechtern Anodonta und Unio, und einen Nachtrag von mehreren neuen Arten. Er hat nicht nur gekannt und benützt, was in der ersteren Beziehung von Bojanus über die Athem- und Kreislaufwerkzeuge der Anodonten (Sendschreiben an Cuvier, 1818, und Isis 1819 und 1820), von Poli und Mayor über die Nervenbildung (von letzterm in Brard hist. natur. d. coq. terr. et fluv. des envir. de Paris. 1815. 8.) bekannt gemacht worden war, sondern er hat diese Beobachtungen grofsentheils wiederholt, durch vortreffliche detaillirte Abbildungen versinnlicht, Neues hinzugefügt, und auf die Anatomie und Physiologie anderer Land- und Flufswasserschnecken vergleichend hingewiesen. Nur G. R. Treviranus treffliche Abhandlung über die Zeugungstheile und Fortpflanzung der Mollusken (in F. Tiedemann's und der beiden Treviranus Zeitschrift für Physiologie I. 1. 1824. 8.) kam ihm erst während des Druckes seiner Schrift zu. Auch die Arbeiten von Baer über die Entwickelung der Muscheln (in Froriep Notitz. XIII. 1 — 6.) konnten ihm noch nicht bekannt seyn.

Die Materie dieses Buches dürfte etwas logischer geordnet seyn. In der Beschreibung denkt sich der Vf. nicht mehr jene Seite als die rechte, welche ihm zur rechten liegt, wenn das Thier, mit dem Kopfe gegen ihn gekehrt, vor ihm steht, sondern er denkt sich in die Lage des Thieres selbst, und gelangt dadurch zu einer viel richtigeren Bezeichnungsweise, deren Bedürfnifs auch wir schon geraume Zeit gefühlt, und deswegen auch, gegen die Autorität Draparnaud's, Cuvier's u. A., bereits angenommen haben. — Die Erzeugung und das Wachsthum der Eier im Eierstocke und später in den sogenannten Kiemen, endlich die Geburt, wird nach eigenen

mikroskopischen Untersuchungen beschrieben und abgebildet (S. 8 — 18.). Zwar ist die Art des Ueberganges der Eier aus dem einen der genannten Organe in das andere nicht ganz aufser Zweifel gesetzt. — Die Unionen gebären vom April bis Juni, die Anodonten vom September bis November. Die Kiemen einer Anodonta enthielten über 400,000 junge Muscheln. — Die Fortrückung der Insertionspunkte der Muskeln an der inneren Fläche der Schaalen wird durch fortdauerndes Absterben der Muskelfasern auf der den Wirbeln zugekehrten Seite des Muskels und durch Entstehung von neuen auf der entgegengesetzten erklärt. Man könnte sich denken, dafs jenes Absterben durch gezwungene und allzu grofse Spannung jener Fasern bei fortschreitendem Wachsthum des Thieres veranlafst, und deren Masse allmählig resorbirt würde, und wir können zu Gunsten dieser Erklärungsweise noch anführen, dafs man bei fossilen Austerschaalen, woran aller organische Stoff zerstört worden, ohne dafs jedoch eine Versteinerungsmasse sie durchdrungen hätte, oft eine immer dünner und schmäler werdende Spalte von der Insertionsfläche des Muskels auf der inneren Seite der Schaale an durch dieselbe bis gegen die äufsere Seite in der Nähe des Wirbels fortsetzen sieht. — Abgeriebene Wirbel an den Schaalen finden sich weit mehr bei Bewohnern fliefsender Berg-, als stehender Teich-Wasser. — Ueber den Kreislauf, das Athmen und das Nervensystem findet sich nichts Neues. — S. 26 — 28. wird ein Parasit, Limnochares Anodontae beschrieben. Der Verf. vermuthet, dafs die sich oft vorfindenden leeren und am unteren Rande zerbrochenen Muscheln von Fischaaren, gröfseren Falken- und Raben-Arten geöffnet worden seyen, um sich des Thieres zu bemächtigen. Es scheint uns aber nicht, dafs der Schnabel der Falken zu diesem Geschäfte eben sehr brauchbar sey, und dafs namentlich die sonstige Ernährungsweise des bei uns seltenen Haliaëtus mit dieser Vermuthung im Einklange stehe. Auch haben wir wenigstens solches niemals beobachtet, wohl aber gesehen, dafs bei niedrigem Wasserstande Hunderte von Flufsmuscheln durch Raben im Wasser aufgelesen, und mit dem Schnabel am Lande dann geöffnet wurden.

Nachdem erinnert worden, dafs die Unterscheidung der Anodonten-Arten sehr schwierig, und man sich nur dann vor Irrthümern zu verwahren im Stande sey, wenn man allemal die Bewohner eines See's oder Flusses in allen Altersabstufungen sammle und vergleiche, wie es vom Verf. neulich immer geschehen, so werden nachträglich noch folgende deutsche

Arten beschrieben, die derselbe theils selbst aufgefunden, theils den Mittheilungen der Herren von Mühlfeld, Ziegler, Stenz u. s. w. verdankt: 1. *Anodonta ventricosa* Pf. testa ovato-oblonga, crassiuscula, ventricosa, anterius elevata, compresso-alata; umbonibus tumidis; natibus prominulis; laminae cardinalis sinu amplissimo. Von Cassel. Scheint Nilsson's A. piscinalis zu seyn. — 2. *A. ponderosa* Pf. testa elliptico-ovata, ventricosa, crassa, anterius et posterius rotundata, superne subcompressa; natibus retusis; laminae cardinalis sinu ampliato. Von Pyrmont. — 1. *Unio depressa* v. Mühlf. testa ovato-oblonga, compressa, tenui, anterius angustata, posterius dilatata; natibus depressis; dente cardinali valvae dextrae minuto, triangulato, laterali nullo. In Illyrien. 2. *U. sinuata* Lam. (U. margaritifera Drp.; U. margaritiferus Nilss.; Mya margaritifera Linn.) Es ist die gewöhnlichste Perlenmuschel deutscher Bäche. Doch können wir, Lamarck's Auctorität ungeachtet, nicht umhin, zu rügen, dafs der Vf. das Prioritätsrecht nicht geachtet, und den Linneischen Artnamen auf eine Art übertragen habe, welche dem Schwedischen Zoologen noch ganz unbekannt gewesen. 3. *U tumida* Nilss. (U. rostrata Lam.; U. pictorum a. Gärtn.). Ein uns früher unter dem Namen U. antiquata Menke, U. ater Pfeif. zugekommenes grofses Exemplar mit sehr abgeriebenen Wirbeln aus dem Maine gehört hieher. 4. *U. elongatula* v. Mühlf. testa ovali-oblonga, tenui, anterius depressa, posterius elongata, extremitate subtruncata, margine superiore compressa, inferiore sinuata; natibus prominulis, decorticatis; dente cardinali compressiusculo. Im Rhein, Main, in Illyrien. Der Vf. glaubt alle von ihm beschriebenen Unionen als Formen der vier Hauptarten: U. margaritifera, U. batava, U. tumida, U. pictorum ansehen zu müssen.

Die Kupfer sind fast noch schöner, als im ersten Hefte, zu welchem auch noch einige Abbildungen von Altersverschiedenheiten dort beschriebener Arten nachgetragen werden. Das bald erscheinende dritte Heft soll die später aufgefundenen, theils ganz neu entdeckten, deutschen Arten von Schnecken enthalten, wozu von allen Freunden dieses Zweiges der Molluskenkunde Beiträge erwünscht seyn werden.

Wie durch die erste Abtheilung, so erwirbt sich der Vf. auch durch die zweite ein bleibendes Verdienst. Zwei sehr schwierige Geschlechter sind in Ansehung ihrer einheimischen Arten aufgehellt.

Digitized by Google

Euclidis Elementa Graece et Latine. Commentariis instructa ediderunt J. G. Camerer et C. F. Hauber. Berolini, sumtibus Reimeri, 1825. Tom. II. 2 Thlr. 16 Gr.

Auch unter dem besonderen Titel:

Euclidis Elementorum libri sex priores Graece et Latine, Commentario e scriptis veterum et recentiorum mathematicorum et Pfleidereri maxime illustrati. Edidit Joa. Guil. Camerer, Gymnasii Stuttgardiani Rector. Tom. II. complectens libr. IV — VI. cum VI tabulis. Berolini, sumt. Reimeri. 1825.

Es gereicht dem Ref. zum wahren Vergnügen, schon jetzt den zweiten Theil des Camerer'schen Euclides als erschienen ankündigen zu können, dessen ersten Theil er in dem 8. Heft des Jahrganges 1825. mit lebhaftester Freude angezeigt hat. Es erstreckt sich dieser Band über das vierte, fünfte und sechste Buch der Elemente. Die Behandlung ist dieselbe geblieben, wie im ersten Bande. Auf der einen Seite findet man den griechischen Text, in möglichst reiner Gestalt, auf der gegenüberliegenden eine genaue lateinische Uebersetzung. Unter dem griechischen Texte findet sich eine Angabe der wichtigsten Varianten und eine Rechtfertigung der im Texte vorgenommenen Auswahl aus den vorhandenen Lesarten, oder eine Berichtigung derselben. Auf beiden Seiten begleitet das Original ein fortlaufender Commentar. In letzterem zeigt Hr. Camerer gründliche Gelehrsamkeit und einen scharfen praktischen Blick in der Auswahl desjenigen, was er aus den Commentarien der alten und neuen Zeit dem Euclides beigiebt, und Scharfsinn in der Vertheidigung des Euclides gegen Vorwürfe, welche ihm von älteren und neueren Schriftstellern gemacht worden waren. Eine besondere Wichtigkeit erhält dieser Band durch die Mittheilungen, welche dem Hrn. Verf. aus dem gedruckten und ungedruckten Nachlafs des berühmten, im Jahr 1822 gestorbenen, Professors Pfleiderer in Tübingen zu machen gestattet war.

Besonders reich ausgestattet findet sich das sechste Buch, welches freilich auch das wichtigste für die ganze Geometrie ist. Und es geht aus dem Reichthum der an dasselbe angeknüpften Sätze hervor, wie die Euclideischen Elemente die wahren Elemente der Geometrie sind, und an sie sich alles anknüpfen läfst, was die neuere Zeit über die Geometrie Neues hervorgebracht hat. Erfreulich würde es in dieser Beziehung auch gewesen seyn, wenn der Hr. Verf. die Aufgabe, welche den Flächeninhalt des Dreiecks aus den drei Seiten bestimmen

lehrt, an einen Satz des sechsten Buches angeknüpft hätte, welches leicht etwa in der Art, wie es in Diesterwegs Lehrbuche der Trigonometrie geschehen ist, geschehen kann.

Angehängt sind zwei Excurse über das fünfte und sechste Buch, worin die Euclideische Lehre von den Verhältnissen und Proportionen, besonders aus Pfleiderers Schriften und Nachlafs, gründlich dargelegt, und gegen Vorwürfe siegreich vertheidigt wird.

Ref. wünscht, dafs es dem Herrn Herausgeber gefallen möge, die Fortsetzung bald zu liefern, und stattet zugleich der Verlagshandlung, welche sich durch die Förderung dieses Unternehmens um die Verbreitung ächt-geometrischer Wissenschaft ein bleibendes Verdienst erworben hat, hiermit öffentlich den gebührenden Dank ab.

De indole atque ingenio Megarensium libellus. Pro summis in Philosophia honoribus in Academia Fridericiana Halensi et Vitebergensi consociata rite ac legitime obtinendis composuit Hermannus Reinganum, Moeno-Francofurtanus. Berolini, MDCCCXXV. Typis G. Reimeri. 43 *S.* 8.

Das alte Megaris. Ein Beitrag zur Alterthumskunde Griechenlands, von Dr. Hermann Reinganum. Mit zwei Karten. Berlin, bei G. Reimer. 1825. *XX u.* 143 *S.* 8. 1 Th. 4 Gr.

Monographieen über einzelne Theile der alten Geschichte und Erdkunde sind immer mit Dank anzunehmen, wenn sie aus den Quellen selbst, und nicht aus abgeleiteten, oft trüben, Bächen geschöpft sind. Die neueste Zeit ist eben nicht ganz unfruchtbar an gründlichen Forschungen dieser Art. Und wenn sich in früheren Schriften dieser Art, bei oft grofsem Sammlerfleifse und fast erschöpfender Belesenheit und Gelehrsamkeit (wie z. B. bei verschiedenen Monographieen des allbelesenen Meursius), häufig blofse Zusammenstellung des fast rohen Materials, ohne Auswahl, Kritik und Geschmack, vorfand, und dieselben deswegen immer nur mit grofser Vorsicht gebraucht werden konnten, und vor dem Gebrauche fast eine neue Anordnung des Aufgespeicherten nöthig war, so hat man in neueren Zeiten in der Regel die Verpflichtung erkannt und anerkannt, den Stoff zu sichten, zu verarbeiten und zu einem leicht zu überl lickenden gefälligen Ganzen zusammen zu stellen. Freilich hat Systemsucht und mitgebrachte vor-

gefafste Meinung zuweilen das Gewonnene wieder verdorben, oder in ein falsches Licht gestellt; und Mancher, der an eine specielle Forschung gieng, mit dem Willen und dem Vorsatze, gerade ein bestimmtes, ihm schon vorschwebendes, Resultat finden zu wollen, hat Alles, was nicht hierher taugte, entweder ignorirt oder verdreht, und so eine neue Erforschung dessen nöthig gemacht, was man abgethan hoffte, oder was er für abgethan ausgab.

Hr. Dr. R. hat sich an einen so gut wie noch gar nicht speciell bearbeiteten Gegenstand gemacht, mit grofsem Fleifse aus den bekannten alten Quellen und neueren Reisebeschreibern und andern Werken geschöpft, und uns ein Gemälde jenes Ländchens und Völkchens geliefert, wie es noch nirgends zusammengestellt ist *). Auch kann man nicht sagen, dafs er durch die Beschäftigung mit den Megarern eine zu grofse Vorliebe gegen sie gewonnen, wie sich oft Biographen in ihre Helden zu verlieben pflegen. Im Gegentheil: er schildert sie aus den Berichten ihrer eben nicht wohl wollenden Nachbarn schwarz genug, und so, dafs, wenn sie wirklich so waren, fast unbegreiflich ist, wie sie doch eine geraume Zeit ihre, freilich sehr prekäre, Selbstständigkeit erhalten, ja manchmal beinahe eine Rolle auf dem politischen, oder vielmehr kriegerischen, Schauplatze Griechenlands spielen konnten.

Die erste Schrift, *pro gradu*, hebt aus dem ganzen Gemälde eine Seite (*de indole et ingenio Megarensium*) heraus, und schildert uns Megara als eine Dorische, jedoch bis auf Kodrus Zeit von Joniern bewohnte, Stadt, die durch ihre Lage oft in die schlimmsten Collisionen gerieth, welche auf den Charakter der Einwohner sehr ungünstig zurückwirkten, da dieselben ohnedies nicht zu den von der Natur sehr begünstigten und begabten gehörten. Die Griechischen Schriftsteller schreiben ihnen Sklavensinn (τὸ ἀνελεύθερον), Unbestand, Unbeholfenheit, ja Tölpelhaftigkeit, Niederträchtigkeit, Schändlichkeit, Ruchlosigkeit, Grausamkeit, Lügenhaftigkeit, Treulosigkeit, Selbstsucht, Rohheit, Gefräfsigkeit, Weichlichkeit, Unzucht zu.

---

*) Freilich konnte er noch nicht benützen, was Welcker in seiner neuen Ausgabe des Theognis (Frankf. bei Brönner, 1826. 8.) über die Megarer neuerlich beigebracht hat.

(*Der Beschluſs folgt.*)

N. 44. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Reinganum über Megara.

(*Beschluſs.*)

Diese Schattenseite ihres Charakters wird durchaus mit Stellen Griechischer Schriftsteller belegt, wo diese Untugenden nicht blos ihnen nachgesagt, sondern auch aus Thatsachen nachgewiesen werden. Zugleich wird eine Reihe von Sprüchwörtern angeführt, die über sie in dem übrigen Griechenland herumgiengen, und die ihnen keinesweges zur Ehre gereichen. Um auch eine Lichtseite herauszubringen, behauptet der Vf. zuvörderst, daſs bei aller Unläugbarkeit der angegebenen schlechten Seiten, doch sehr Vieles bei weitem übertrieben sey. Dann führt er als Thatsachen an, daſs sie gute Seeleute gewesen, auch sonst im Kriege nicht unter die Schlechten gehört, daſs sie arbeitsam und betriebsam waren, witzig und gewandt in der Gymnastik, und daſs sie auch einige Künstler, Bildhauer und Musiker, und Philosophen gehabt. Manches Schlimme mochte auch wohl auf die Rechnung des häufigen Wechsels der Verfassung kommen, wenn nicht dieser selbst wieder zum Theil eine Folge ihres schlimmen Charakters ist. — Der Lateinische Vortrag ist, wie er sich leider so häufig bei Habilitationsschriften findet, nicht Lateinisch, vielmehr sehr mangelhaft in verschiedener Hinsicht. Wir enthalten uns, dafür Belege zu geben, und glauben, daſs es der Vf. entweder jetzt schon, oder doch bald, einsehen wird.

Die Deutsche Schrift berührt natürlich den Gegenstand, den die Lateinische ausschlieſslich behandelt, auch, hat es jedoch vorzüglich mit Topographie des Landes und der Stadt und mit deren Geschichte zu thun. Der Standpunkt, von dem der Verf. (nach S. VIII.) ausgeht, ist der, daſs ohne Erkenntniſs des Bodens und der Natur, auf dem und in der eine Nation lebt, ihr Charakter und ihre Geschichte nicht verstanden werden könne, daſs aber jene Erkenntniſs das beste und einzig richtige Licht auf beide werfe. Wir geben dem Verf.

hierin vollkommen Recht; und wer sollte auch nach dem, was z. B. von Ritter geleistet worden, hieran noch zweifeln können? Am Schlusse der Vorrede wünscht der Verf. Aufmunterung zu ähnlichen Versuchen im Gebiete der classischen Alterthumskunde, und wir unseres Theils wollen ihm diese Aufmunterung nicht versagen, wenn wir auch wünschen müssen, dafs er sich zum guten Vortrage seiner Forschungen und der Resultate derselben auch noch des deutschen Ausdrucks weit mehr, als er bisher zeigt, Meister machen möge, dafs er sich richtigere Schreibung der fremden Namen eigen mache, und sich vieler ausländischer Wörter enthalte, für die wir gute deutsche haben. Wir machen ihn in Rücksicht der gerügten Mängel nur auf S. VII. XII. XIII. 3. 4. 5. 14. 17. 20. 26. 40. 41. 57. 59. 63. 73. u. dergl. aufmerksam. — Die Schilderung des Bodens dieses kleinen Ländchens wird mit Zuziehung der gut gerathenen (freilich an manchen Stellen blos auf Vermuthungen beruhenden) Karten sehr anschaulich. S. 57. wird die bekannte Anekdote erzählt, dafs Lysander einem vorlauten Megarer in der Volksversammlung die Antwort gab: οἱ λόγοι σου, ὦ ξένε, πόλεως δέονται. Das erklärt der Verf.: sind nicht polirt genug. Aber die ganze Umgebung, in der Plutarch diese Aeufserung im Leben Lysanders stellt und erzählt, giebt deutlich zu erkennen, dafs er ihm sagen will: was du da sprichst, würde Gewicht haben, wenn deine Stadt ein Staat von Bedeutung wäre: jetzt ist's Aufschneiderei oder Anmafsung. — Nicht ganz zweckmäfsig finden wir es, dafs S. 48 ff. mitten in die Topographie hinein, die noch gar nicht vollendet ist, die Charakterisirung der Megarer, und ihre Geschichte kommt. Denn soll der Charakter des Volkes und seine Geschichte aus dem Charakter des Landes, und die Erkenntnifs jenes, aus der Erkenntnifs dieses hervorgehen; so würde doch die ganze Topographie besser jenen Schilderungen vorausgegangen seyn. Nach dieser Abschweifung wird die Landestopographie vollendet, und es beginnt mit S. 113. die zweite Abtheilung der Schrift, die sich mit der Stadt selbst beschäftigt. Zuerst werden die verschiedenen Sagen über die Urgeschichte der Stadt recht gut auseinandergesetzt, dann folgt die Topographie der Stadt von S. 119 — 142. Von S. 149 — 158. werden die Schicksale der Stadt erzählt. Den Rest nimmt die Beschreibung und Geschichte des Hafens und die Erklärung der Karten ein. — Wir glauben uns nicht berechtigt, zu der Beurtheilung dieser Schrift im Einzelnen noch mehr Raum in Anspruch zu nehmen, und schliefsen mit der Bemerkung, dafs sie Aufmerk-

samkeit verdient, dafs sie leistet, was sie verspricht, und dafs das Streben des Vf., wenn er sich erst noch eine bessere Form und Darstellung wird zu eigen gemacht haben, noch mehrere gute Früchte auf diesem Felde erwarten läfst.

Die Aeschylische Trilogie Prometheus und die Kabirenweihe zu Lemnos, nebst Winken über die Trilogie des Aeschylus überhaupt. Von F. G. Welcker, Professor und Oberbibliothekar zu Bonn. Nebst einer Kupfertafel. Darmstadt, Druck und Verlag von C. W. Leske. 5 fl. 15 kr.

Der Titel gibt den reichen Inhalt dieses wichtigen Werkes, von welchem wir den Freunden dieser Blätter eine Anzeige schuldig zu seyn glauben, ziemlich vollständig an. Wie die Trilogie, die es zunächst zum Gegenstand hat, bildet es selbst eine Trilogie von Abhandlungen, welche, obgleich verschiedenartigen Inhalts, doch in dem Aeschylischen Prometheus eine natürliche gemeinschaftliche Einheit haben.

Die Idee, die der Verf. in der ersten Abhandlung: „Die Aeschylische Trilogie Prometheus“ durchführt, ist die in neuern Zeiten zwar bereits von mehreren Gelehrten ausgesprochene, aber noch von Keinem ausführlicher nachgewiesene und entwickelte Behauptung, dafs die drei Prometheus des Aeschylus, nämlich der Feuerraubende oder, wie der Verf. ihn nennt, der Feuerlanger, der Gefesselte und der Erlöste, zu welchen der als Satyrspiel dem Phineus, den Persern und dem Glaukos beigegebene Prometheus Πυρκαεύς oder der Feuerzünder keine innere Beziehung hat, eine durch eine gemeinschaftliche Idee eng verbundene Trilogie bilden, welche nach dem Vf. am schicklichsten mit dem gemeinschaftlichen Namen Promethee bezeichnet werden dürfte.

Zu diesem Ende sucht nun der Verf. mit Hülfe der Fragmente und auf dem Wege einer freiern Combination ein so viel möglich lebendiges und der Anschaulichkeit des allein übrig gebliebenen Mittelstücks analoges Bild der beiden verloren gegangenen Dramen des Dichters herzustellen. Am schwierigsten war diese Aufgabe bei dem Anfangsstücke, von welchem uns eigentlich nur ein einziger Vers urkundlich erhalten ist. Einen festen Haltpunkt gibt jedoch dem Verf. sogleich Cicero's (Tusc. Disp. II. 9.) unverwerfliches Zeugnifs, dafs die erste Tragödie den Lemnischen Raub enthielt, wodurch uns neben den Andeutungen, die der gefesselte Pro-

metheus über die Entwendung des Feuers v. 7. 109. darbietet, auch die Scene derselben vergegenwärtigt wird.

Die Anlage des ganzen Drama's glaubt der Verf. auf folgende Weise construiren zu müssen: Die Scene des Feuerraubs mufs den ersten Theil ausgemacht haben. Wahrscheinlich eröffnete, wie auch sonst bei Aeschylus, der Chor, dessen Personen, die Okeaniden, der Verf. aus dem Gefesselten Prom. v. 555 sq. folgert, das Drama und diente zur Exposition. In der Mittelscene, wo in der Regel bei Aeschylus die Handlung stille steht, eine neue, zuweilen ihr selbst nicht unmittelbar angehörende, Person auftritt, und, indem die That von ihrer Folge getrennt ist, die Erwartung des Ausgangs hingehalten wird, tritt Hephästos selbst als die neue Person auf, und läfst sich mit dem Ankömmling aus dem Olymp in ein Gespräch ein, dessen Hauptgegenstand die Tyrannei des Zeus, die Menschen, die Künste, welche Hephästos unter den Göttern übte, und Prometheus bei den Menschen einführen wollte, seyn mochten. Die neue Person des dritten Akts, welche der Verf. ebenfalls aus dem Gef. Prom. v. 555 sq. entnimmt, ist Hesione. Wahrscheinlich vernahmen die Zuschauer beim Ausgang den in der genannten Stelle erwähnten Hymenäus auf der Bühne selbst. Hephästos, seiner Natur nach mit Prometheus befreundet, vereinte sich samt seinen Kabiren mit den Meernymphen zu dem Feste der Vermählung des Prometheus mit der Hesione, an welchem der Mythus seine physikalische Seite herauskehrend in Prometheus und Hesione symbolisch Feuer und Wasser sich umarmen läfst. So erscheint Prometheus, indem Hesione gleichsam sein Lohn geworden, hier noch in allem Glanz des Heldenmuths, des Triumphs, des Verdienstes und des Glücks. — S. 7 — 18.

Zwischen dem Ausgang des ersten und dem Anfang des Gefesselten Prometheus liegt ein schaudervoller Abgrund. Doch wird, wie der Verf. bemerkt, erst in solchem Zusammenhang, nach solchem Vorspiel die erste Scene des Gefesselten von der seltsamen Abgebrochenheit frei, und von dem peinlichen Eindruck, den bei Eröffnung der Bühne ein noch so erhabener Straftod, oder was dem ähnlich ist, machen mufs. Wir übergehen, was der Verf. über den Charakter der in dieser Tragödie auftretenden Hauptpersonen ausführt, da wir darauf nachher wieder zurückkommen müssen. Ueber die Scene, in welcher die wahnsinnig umhergetriebene Io in derselben entlegenen Wildnifs erscheint, folgt der Vf. der schon von Jakobs in der Einleit. zu der Uebers. des Gef. Prom. im

Att. Mus. Bd. III. H. 3. aufgestellten richtigen Ansicht. — S. 24. sagt der Verf.: „Im Hermes, welcher von hochher zu Wagen ankommt (135), und diesen vornehmen Sitz erst am Ende seiner ersten Scene verläſst (279.), erschien ein geschmeidiger Unterhändler ungeprüfter oder sophistisch in Schutz genommener Machtbefehle.“ Wir können hier nicht begreifen, wie die bezeichneten Worte in diesen Zusammenhang zu stehen kommen. Die beiden angeführten Stellen v. 135. und 279. betreffen nicht den Hermes (welcher ja überdies erst in der letzten Scene erscheint, und zwar auch hier nach seiner gewöhnlichen Weise nicht auf einem Wagen, sondern als τροχις, als Läufer v. 941.), sondern die Okeaniden. Nur von diesen kann gelten, was der Verf. auf den Hermes überträgt. Auch in den Berichtigungen S. 596 sq. finden wir über diese Stelle, bei welcher sich irgend ein Irrthum eingeschlichen haben muſs, nichts bemerkt.

Scharfsinnig entwickelt der Verf. den Gang des Endstücks, des erlösten Prometheus aus der in dem mittleren enthaltenen Grundlage. Diese liegt nämlich in dem geheimniſsvollen Orakelspruch, welcher dem Prometheus von seiner Mutter Themis anvertraut worden war, daſs Zeus, wofern Prometheus nicht erlöst wird, dem Schicksal nicht entgehen kann, die zu heirathen, deren Sohn mächtiger seyn wird, als der Vater. Wie es könne eingeleitet gewesen seyn, bemerkt der Verf. S. 29, daſs Zeus inne wurde, des Prometheus zu bedürfen, sey schwer zu bestimmen, wenn man nicht annehme, Themis habe, als Zeus mit ihr wegen des Troischen Krieges rathschlagte, ihm eröffnet, welches Geheimniſs seiner Rettung ihr Sohn besitze. Der Verf. scheint uns hier zu wenig beachtet zu haben, daſs Zeus schon im Gefesselten Prometheus davon weiſs. Hermes tritt ja v. 947. mit den Worten auf: Πατηρ σ' ανωγεν, οὑστινας κομπεις γαμους Αυδαν, προς ὡν εκεινος εκπιπτει κρατους. Wie natürlich ist die Annahme, daſs Zeus, obgleich schon längst mit dem allgemeinen Inhalt des Orakels bekannt, doch (ohne eine neue Eröffnung der Themis) dann erst den bestimmten Sinn desselben zu erforschen begierig wurde, als die bevorstehende Vermählung der Thetis ihn die gedrohete Gefahr zu beherzigen veranlaſste. Dies ist es, was Zeus zur Versöhnung mit Prometheus geneigt machte; aber auch Prometheus kommt dem Entgegenkommenden entgegen, Gef. Pr. v. 188. „von tausendfachem Leid und Pein gebeugt tief“ v. 511. Den Chor bildeten die dem Prometheus verwandten Titanen, welche, zwölf an der Zahl, statt der sonst gewöhnlichen

Digitized by Google

vierzehn Personen des Chors, in gewisser Hinsicht den zwölf Göttern des herrschenden Systems gegenüberstehen. In die Mitte des Stücks gehört wohl die Episode, in welcher den Bruchstücken zufolge Prometheus dem Herakles (wie früher der Io) seine dem Menschengeschlecht erzeigten Wohlthaten erzählt, und ihm prophetisch und rathend die weitere Bahn anweist, die er zu verfolgen hat. Eine weitere Bedingung, unter welcher Prometheus frei werden sollte, bestand darin, dafs der Götter einer statt des Prometheus in den dunkeln Tartarus wanderte. Dies verkündigte schon im Gef. Prometh. v. 1026. Hermes, und vollkommen erklärt wird das Angedrohete durch die von Apollodor und Athenäus aufbewahrte Sage. Herakles nämlich erschiefst erstlich den Adler, löst dann den Prometheus, welcher eine Fessel von Oelzweigen (statt Kranzes) sich anlegt, und stellt drittens dem Zeus den Chiron, welcher unsterblicher Natur war, und für Prometheus gern sterben wollte. Statt des Kranzes aus Oelzweigen, welchen Apollodor nennt, wird bei Athenäus ein Kranz aus Lygoszweigen genannt. Prometheus mufste, wie wir aus Athenäus erfahren, um die Entwendung durch eine gelinde Strafe abzubüfsen, das Haupt mit einem unschädlichen Bande, mit Lygoszweigen, umbinden und bekränzen. Gleiche Bedeutung mit dem sinnbildlichen Lygoskranz hat der eiserne Ring des Prometheus, welchen er mit einem Stücke des Felsens, an welchen er angeschmiedet gewesen war, als Zeichen der Strafe trägt, indem Zeus geschworen hatte, den Prometheus niemals frei zu geben. Den Schlufs der Handlung machte, wie der Verf. vermuthet, die Ankündigung eines Göttermahls, ähnlich, wie im ersten Drama die Hochzeit. Da die Werbung des Zeus um die Thetis die Auflösung herbeigeführt hat, so mufs auch von dieser Seite sich die Geschichte vollenden. Es steht die Hochzeit der Thetis und des Peleus bevor, welche alle Götter feierten, und durch welche in der Aussicht auf den Achilles das Orakel sich eigentlich recht bewährt. An diesem Fest wird auch Prometheus als Gast erscheinen, nun zum erstenmal wieder unter den Göttern, und als Versöhnter mit Zeus vereinigt. Dafs dieser Ausgang des Stücks auch noch eine neue Hauptperson für den dritten Akt herbeigeführt hat, hält der Vf. für wahrscheinlich, doch wagt er nicht, dieselbe zu bestimmen. S. 19 — 56.

Wir haben die wohlgelungene Entwickelung des Verf. etwas ausführlicher und so viel möglich mit den eigenen Worten desselben darlegen zu müssen geglaubt, da in ihr die Hauptmomente für die Bedeutung des Ganzen enthalten sind,

worauf der Verf. S. 67. übergeht, und worauf als die Hauptidee des Werks auch wir vorzüglich unsere Aufmerksamkeit richten müssen. Wir heben auch hier vorerst die Hauptsätze aus der Ideenreihe des Verf. heraus: Feuer ist zunächst Sinnbild der Künste und der Erfindungen, indem dieser Himmelskraft verdankt wird, was der Mensch schaffet und bildet. Mag der Verstand des Menschen aus dem irdischen Feuer sich entwickeln, oder das irdische Feuer nun als Sinnbild desjenigen Geisteslichtes verstanden werden, welches sich an irdischen Stoffen überall nicht entzündet, sondern aus Gott und der innersten Tiefe des Geistes stammt, in beiden Fällen ist Prometheus die der geistigen Freiheit durch Denken und Forschen sich bewufst werdende Menschheit. Prometheus ist gleichsam der Urverstand im Gegensatz der Natur und der Nothwendigkeit, das geistige Princip mit allem Wohlthätigen und allem Streitenden, was daraus für die Menschheit erwächst, ein Bild ihres Thuns und Erleidens. Die eine Seite ist im ersten, der Gegensatz im zweiten Prometheus enthalten, die Auflösung und Vermittlung, als die Grundansicht über Menschenbestimmung, wozu der grofse Dichterphilosoph sich bekennt, im dritten. Hierauf berücksichtigt der Verf. den Zusammenhang des Aeschylischen Mythus mit der Hesiodischen Darstellung, und erkennt den ächten Kern der alten Sage nicht sowohl in der Theogonie, welche der alten Erzählung auf mehrfache Weise geschadet hat, als vielmehr in den Werken und Tagen, wornach das Ganze sich dem innern Gehalt der Sage nach so darstellt: Der Geist setzt sich in Widerstreit mit Gott, und versinkt in ein mühevolles Daseyn, er verbindet sich mit der Sinnlichkeit, und mit ihr tritt alle menschliche Bildung, zugleich alle Verführung der Sünde ein. Dies letztere drückt der Mythus von der mit Prometheus verbundenen Pandora aus. In dem Aeschylischen Prometheus, auf welchen der Verf. S. 83. zurückkommt, sehen wir das Verhältnifs des Verstandes zu der übrigen Natur des Menschen tief und klar aufgefafst. Nicht blos die reizenden und verweichlichenden Künste hat Prometheus eingeführt, sondern jenes himmlische Feuer, das, wenn es nur gleich als ein Raub und ohne Demüthigung vor dem Unendlichen davon getragen wird, Zerstörung und Qual drohend auf ihn zurückbrennen mufs. — Während der Geist anringt gegen die Natur, sich über sie empor arbeitet, durch das Selbstbewufstseyn über sie triumphirt, ahnet er kaum, dafs sein eigenes Recht nicht unbegrenzt sey, dafs auch seinem grofsen und heiligen Streben eine Schranke gezogen sey; und indem die Natur, nach

der Zulassung der ewigen Macht, sich durch bittere Leiden an seinem Erkühnen rächt, bleibt ihm zunächst nichts übrig, als der Kraft, die er herausgefodert hat, kühn und fest zu widerstehen. — Der Gefesselte Prometheus lehrt uns das Erkühnen des Geistes nicht als eine absolute Verkehrtheit, wohl aber als verbunden mit schwerer Entsagung kennen. — Dafs vor der höheren Nothwendigkeit, welche zugleich die göttliche Gerechtigkeit, die wahre Adrastea im Sinn des Aeschylus (935.) ist, Prometheus mit Schuld behaftet sey, geht im Endstück durch die doppelte Art seiner Versöhnung mit vollständiger Klarheit hervor. — So wird denn zugleich auch die Hoheit menschlicher Natur gefeiert, und der kühnen Erhebung des Geistes und der Freiheit, nachdem ihnen ihre ewigen Schranken vorgezeichnet sind, auch ihr Lohn zuerkannt. — Sein Streben ist nicht verloren, und die Schuld des Uebermaafses in demselben ist versöhnt, es ist geheiligt durch die bestimmte Grenze. S. 67 — 89.

Wir müssen gestehen, dafs wir aus der Darstellung des Verf., so sehr wir auch mit ihm über die tiefe Bedeutung dieses Mythus einverstanden sind, und so sehr in der Ausführung desselben mehrere Hauptmerkmale hervortreten, dennoch keinen vollkommen deutlichen und durchgebildeten Begriff des Prometheus herausfinden können. Einige Merkmale, die zur Vollendung des Ganzen gehören, scheinen uns noch zu unbestimmt und schwankend gelassen zu seyn. Wir glauben die Begriffe, auf deren genauere Bestimmung es hiebei ankommt, am besten in folgenden Fragen unterscheiden zu können: 1. Was ist der ursprüngliche und eigentliche Begriff des Prometheus? 2. Worin bestund sein Vergehen? 3. Wie ist der Begriff des Zeus dem Prometheus gegenüber aufzufassen? 4. Wie löset sich endlich der in Prometheus niedergelegte Schicksalsknoten?

Der ursprüngliche und eigentliche Begriff des Prometheus hängt sehr genau mit dem Begriffe des Feuers zusammen, dessen Ueberbringung an die Menschen die wesentlichste That des Prometheus ist. Auch wenn wir den Prometheus sogleich für das nehmen wollen, wofür ihn sein Name erklärt, für den Verstand des Menschen, so bekommt doch auch dieser Begriff seinen bestimmten Inhalt erst dadurch, dafs aus dem Feuer, dem Geschenke des Prometheus, die verschiedenen Künste und Erfindungen des Lebens hervorgehen. Unbestimmt aber mufs der Begriff des Prometheus nothwendig bleiben, wenn man mit dem Verf. S. 68. die Frage, ob unter dem Feuer, das die Menschen dem Geschenke des Prometheus

Digitized by Google

verdanken, das irdische Feuer, oder vielmehr ein symbolisches, d. h. dasjenige zu verstehen ist, von welchem das innere Licht des Geistes stammt, zwar berührt, aber nicht weiter in dieselbe eingeht, wenn man jenes Feuer zwar im Allgemeinen eine Himmelskraft nennt, S. 67, aber sodann doch wieder mit dem gewöhnlichen Feuer identificirt. Der Begriff des Prometheus ist höher oder niedriger zu nehmen und überhaupt der ganze Mythus desselben gestaltet sich anders, je nachdem wir das eine oder das andere für das wahrscheinlichere halten. Finden wir auch darüber in dem wörtlichen Inhalte des Mythus selbst, oder in Zeugnissen alter Schriftsteller keine ausdrückliche und positive Erklärung, so ist dennoch deswegen die Beantwortung der Frage nicht schlechthin abzuweisen, vielmehr ist ja eben dies die Natur der Symbole und Mythen, dafs wir ihre bildliche Bedeutung so oft aus dem Zusammenhange des Ganzen bestimmen müssen. Dies scheint uns bei dem bedeutungsvollen Mythus von Prometheus so gut als bei irgend einem andern Mythus statt zu finden. Das Feuer, das Prometheus den Sterblichen bringt, ist nicht blos das gemeine irdische Feuer, sondern, so wenig auch die Beziehung des Mythus auf das wirkliche Feuer auszuschliefsen ist, zugleich auch der göttliche Geist, der als ein Funken des himmlischen Urfeuers, als ein Ausflufs aus dem allgemeinen Weltgeist dem Menschen inwohnt. Die Gründe für diese Behauptung sind: 1. Vor allem die der ältesten Naturansicht so ganz eigenthümliche Identificirung des Geistigen mit dem Physischen, mit dem Elemente der Natur. Wie der Saame des Intellectuellen in dem Schoofse des Wassers liegt, so ist das geistige Princip auch in dem Feuer enthalten. Daher ist namentlich die Athene sowohl die Licht- und Feuergöttin, als auch die Göttin der innersten Kraft und Thätigkeit. Daher ist Hephästos nicht blos der Gott des materiellen Feuers. Daher ist es, woran der Verf. S. 67. selbst erinnert, in der Persischen Religion Ard, der Ized des Feuers, der den Sterblichen hohen Geist und Wissenschaft gibt, Ardibehescht, der als Erzeuger aller Wesen ihnen das Feuer verleiht. 2. Nur unter dieser Voraussetzung, wenn das Feuer des Prometheus zugleich der göttliche Feuergeist selbst ist, wird vollkommen klar, warum Prometheus der personificirte Verstand ist (nicht blos am Feuer und vermittelst desselben entwickelt sich der Verstand, sondern das Feuer ist das innere Princip seiner Entwicklung, das Princip des Denkens, Erkennens, geistigen Bildens, wie es äufserlich als materielles Element die Quelle aller Erfindungen und Künste ist), so wie überhaupt hiedurch

Digitized by Google

erst der ganze Mythus mehr Einheit und Zusammenhang erhält, wie wir nachher sehen werden. 3. Der dem Prometheus als Feuergott geweihete Fackellauf kann nach unserer Ueberzeugung nichts anders bedeuten, als den bald angefachten bald ausgelöschten Lebensgeist (vergl. Creuzer Symbolik Th. III. S. 546.), wobei demnach das Feuer dieselbe symbolische Bedeutung hat, die in der Sage vom Feuerraub des Prometheus anzunehmen ist. — So wäre demnach Prometheus selbst das Feuer, das er raubt. Was das Feuer symbolisch ausdrückt, stellt sich als mythische Personification in ihm selbst dar. Wie der vom Olympos auf die Insel Lemnos herabgeworfene, dem Prometheus so nahe verwandte (Prom. V. 14. 38.) Hephästos die Wahrheit veranschaulicht, dafs das im Schoofse der Erde werkthätige Feuer von dem allgemeinen Naturfeuer herstammt, das im Aether und in der Burg des Zeus seinen Sitz hat, so bezeichnet der dem Sturz des Hephästos analoge Feuerraub des Prometheus das den Menschen beseelende geistige Princip als einen derselben göttlichen Naturkraft entnommenen Theil. Der Begriff aber, von welchem sodann die Idee des Prometheus weiter zu entwickeln ist, ist uns eben in dem Verhältnifs des von der Einheit getrennten Theiles, welches der Feuerraub bezeichnet, gegeben, wodurch sogleich der Menschengeist mit dem Begriffe seiner selbstischen Individualität gesetzt ist. Dies führt uns auf die zweite der obigen Fragen.

2. Nach Aeschylus ist das Vergehen des Prometheus der Feuerraub in Verbindung mit allem, was er für den Menschen zur Folge hat. Vergleichen wir die Hesiodeische Darstellung, so finden wir in dieser zwar dasselbe Vergehen, aber in einem andern Zusammenhang. Nach der Theogonie entwendete Prometheus das Feuer, nachdem es Zeus den Menschen zur Strafe für einen früheren Betrug des Prometheus bei dem Opfer in Mekone entzogen hat. Nach den Hauslehren birgt Zeus Nahrung und Feuer, um den Menschen mühsame Leiden zu bereiten, weil ihn getäuscht der Betrug des schlauen Prometheus. Worin der Betrug bestand, wird hier nicht näher angegeben. Der Verf. sagt hierüber S. 73: „Die Folge der Sünde im Paradies (dafs nämlich der Mensch sein Brod im Schweifse des Angesichts essen mufs, Hes. Werke und Tage v. 42.) hat ursprünglich aller Wahrscheinlichkeit nach auch bei den Griechen mit dem eigentlichen Vergehen des Prometheus, oder dem einen und grofsen Betruge, wodurch der Geist das Göttliche an sich zu reifsen trachtet, und welchen die Griechen durch den Feuerraub ausdrücken, zusammen-

Digitized by Google

gehängt. Hier aber ist dieser, in verschmolzener Dichtung, erst als ein zweites Vergehen des Prometheus angegeben, indem Zeus nach dem ersten Betrug oder Sündenfall das Feuer entzieht. Der erste Betrug ist unbestimmt gelassen, und darin erweiset sich die ehrliche Treue der ältern, wenn auch nicht gehörig verständigten Sage: denn es gibt keine zu dem allgemeinen Inhalt und dem Ganzen dieser Dichtung passende Idee, worauf ein erster Betrug sich beziehen könnte, aufser der, welche der Name des Prometheus enthält, menschlicher Verstand dem göttlichen gegenüber.“ — „Die Theogonie schadet der alten Erzählung, indem sie, um eine örtliche Sage anzubringen, den von jener verschwiegenen ersten Betrug ergänzt.“ S. 77. Wir können hierin dem Verf. nicht beistimmen, und das Mifsverhältnifs, welches zwischen der Theogonie und den Hauslehren Hesiods in Hinsicht des Mythus von Prometheus statt finden soll, nicht anerkennen. Es ist doch gewifs an sich schon sehr natürlich, in den beiden Dichtungen Hesiods, welche, so sehr auch an ihnen gerade die neuere Kritik in mythologischer Hinsicht ihre Kunst versucht hat, doch in jedem Falle in sehr naher Verwandtschaft zu einander stehen, in einem Mythus, welcher im Ganzen von beiden auf eine übereinstimmende Weise erzählt wird, was die eine unbestimmt läfst, aus der andern zu ergänzen und zu erklären. Wir können daher nicht glauben, dafs unter dem ersten Betrug des Prometheus, welcher in den Hauslehren nur darum blos im Allgemeinen angedeutet ist, weil der Zweck des Dichters, den Ursprung der Mühseligkeiten des jetzigen Menschenlebens zu erklären, ihn sogleich auf den damit zunächst und unmittelbar zusammenhängenden zweiten Betrug des Prometheus führt, etwas anders verstanden werden kann, als der Opferbetrug, welchen die Theogonie ausführlich beschreibt. Diese von den Auslegern gewöhnlich angenommene Meinung bleibt uns ferner auch darum die wahrscheinlichste, weil eben diese That des Prometheus, der Betrug bei dem Opfer in Mekone, keineswegs, wie der Verf. S. 78. Anm. behauptet, von so ganz specieller Natur ist, und nicht blos deswegen in die Darstellung, welche die Theogonie von dem Mythus des Prometheus gibt, aufgenommen seyn kann, um durch Anbringung einer örtlichen Sage den von der alten Erzählung verschwiegenen ersten Betrug zu ergänzen. Vielmehr scheint uns der Mythus vom Opferbetrug in dem alten Stammsitze Mekone oder Sicyon nur in einer andern Form dasselbe auszudrücken, was allein auch der Sinn des Mythus vom Feuerraub seyn kann. Das Opfer beruht auf

dem Gefühl der Abhängigkeit des Menschen von Gott, der Anerkennung einer höheren Macht, welcher der Mensch Ehrerbietung und Gehorsam schuldig ist. Wie nun der Feuerraub des Prometheus nach der eigenen Ansicht des Verf., wie er sie S. 73. ausdrückt, den einen und grofsen Betrug bezeichnet, wodurch der Geist das Göttliche an sich zu reifsen trachtet, oder die menschliche Natur mit dem Begriffe der Individualität, der Selbstheit, der Trennung von dem Einen Göttlichen darstellt, so ist auch in dem Opfer, bei welchem Prometheus die Ansprüche der Götter nicht anerkennen, und die Menschen so viel möglich in freier Unabhängigkeit den Göttern entgegen stellen will, dieselbe Hauptidee ausgedrückt. Hat sich einmal die menschliche Natur in ihrer Eigenthümlichkeit und Individualität ergriffen, so ist unmittelbar mit der Freiheit, die ihr Wesen constituirt, auch die Selbstsucht und der Eigenwille gesetzt, der von einer höheren Macht nichts wissen will. So ist demnach der erste und zweite Betrug der Bedeutung nach Einer und derselbe. In dieser Hinsicht sind wir nicht berechtigt, der alten Erzählung die eine oder andere Form des Mythus abzusprechen. Beide geben uns denselben Begriff des Prometheus, und die Behauptung des Verf. S. 78: „Die Schuld des Opferbetrugs als Grund der Anschmiedung des Prometheus angenommen, und aller innere Zusammenhang ist aufgehoben", müssen wir für ungegründet halten. Wohl aber wird uns bei unserer Voraussetzung manches begreiflicher, was sich sonst nicht genügend erklären läfst. Nur wenn beide Thaten des Prometheus an sich gleichgeltend sind, konnte Aeschylus, der auch nach des Verf. wiederholter Bemerkung aus der alten Sage durchaus das einfach Bedeutungsvolle heraushebt, die ganze Schuld des Prometheus nur von der Entwendung des Feuers herleiten, und den Opferbetrug völlig mit Stillschweigen übergehen. Eben so erklärt sich hieraus auch am besten die Zweideutigkeit, die in Hinsicht des Feuerraubs in der Hesiodeischen Darstellung zu bemerken ist. Es ist in der That nicht zu bestimmen, ob Zeus das Feuer, das die Menschen schon hatten, ihnen wieder entzog, oder ob er es ihnen blos vorenthielt. Bei der einen wie bei der andern Voraussetzung ergibt sich ein gewisser Widerspruch, und die Ausdrücke der Hauslehren v. 50. und der Theogonie v. 563. sind wie absichtlich schwebend und unbestimmt. Diese Unbestimmtheit und Zweideutigkeit liegt in der Natur der Sache, sobald wir uns überzeugen, dafs die alte Ueberlieferung (ob vielleicht erst in der Hesiodeischen

Darstellung oder schon früher, lassen wir auf sich beruhen) zwei Erzählungen verbunden hat, welche in keinem inneren und wesentlichen, sondern nur in einem äufseren und zufälligen Zusammenhang mit einander stehen. Beide drücken dieselbe Idee aus, und der Mythus an sich verliert nichts, wenn wir auch blos die eine von beiden Sagen festhalten. Aus der Verbindung beider Erzählungen, wobei willkührlich der Opferbetrug dem Feuerraub vorangestellt wurde, so wie daraus, dafs das gebrachte Feuer schlechthin nur das aus irdischem Stoff entzündete seyn sollte, entstund sodann sehr natürlich die Inconsequenz, dafs der Mythus, der seinem ursprünglichen Sinn nach auf den ersten Anfang des Menschengeschlechts geht, sich nun auf eine Periode bezieht, in welcher die Menschen bereits ohne das gelebt haben, ohne welches sie doch gar nicht seyn können. Als eine Eigenthümlichkeit des Mythus überhaupt müssen wir aber auch hier dies ansehen, dafs er abstracte übersinnliche Ideen, die zu bedeutungsvoll und vielseitig sind, als dafs er sie unmittelbar und mit Einem Ausdrucke erschöpfend darlegen könnte, in einer Mehrheit und Folge von Handlungen auseinanderlegt, bei welcher das zeitliche Verhältnifs zur blos mythischen Form gehört, indem dadurch nun die Wiederauffassung derselben Hauptidee nach einer andern Seite ausgedrückt werden soll. Treffend ist in dieser Hinsicht die Bemerkung des Verf. selbst S. 79. Anm. 107. über die von blofser Textkritik verschiedene mythologische Kritik. Diese Analyse der Hesiodeischen Darstellung gibt uns zugleich auch die natürlichste Erklärung über die Verschiedenheit des Charakters, mit welchem Prometheus bei Aeschylus und bei Hesiod erscheint. Bei Hesiod mufste durch die Verbindung der beiden an sich gleichgeltenden Erzählungen, indem so Betrug an Betrug sich anreihete, List und Verschlagenheit der Hauptzug des Prometheus werden, während er bei Aeschylus durchaus mit dem edleren Charakter der Gewandtheit und Erfindungskraft, der Kühnheit und des Muthes auftritt. Wir können daher auch hierin dem Verf. nicht ganz beistimmen, wenn er S. 11. bemerkt: Das Trügliche und Listige, welches in der älteren Sage von der Entwendung angegeben ist, und überhaupt den alterthümlichen Charakter der Verschlagenheit, welcher in der Theogonie (511.) noch als der unterscheidende des Prometheus vorkommt, habe Aeschylus fallen lassen. Er hat vielmehr dem Prometheus seine ursprüngliche Charakterwürde zurückgegeben, und wenn Prometheus bei Hesiod und bei Andern nur als ein listi-

ger Betrüger erscheint, so ist es ihm hierin nur so ergangen, wie auch Hermes und Odysseus es geschehen lassen mufsten, dafs ihrem ursprünglichen Charakter geistiger Energie allmählig die Rolle der Verschmitztheit und Verschlagenheit untergeschoben wurde.

In der Hesiodeischen Darstellung folgt auf die Erzählung vom Feuerraub der Mythus von der Pandora. Der Verf. sagt hierüber S. 74: „Durch die Pandora an sich ist der Abfall aus dem Göttlichen durch irdische Zeugung, durch das Weib ausgedrückt; es ist die älteste Erklärung des Widerspruchs menschlicher Natur, in welche die Entstehung der Bildung und Kunst zugleich mit den Uebeln nur als Bestandtheil mit aufgenommen ist. Sofern diese mit einander durch die Pandora kommen, ist die Folge mit der That des Prometheus im Zusammenhang; sofern aber Pandora das Weib ist, greift eine andere Dichtung ein und vollendet sich dann die Erzählung erst durch einen andern in den Eöen aufbewahrten Zug, dafs nämlich Prometheus sich mit ihr verbindet, und den Deukalion als Stammvater eines ersten Menschengeschlechts erzeugt.“ Nach S. 75. ist dem Verf. in dem Schlufs der Hesiodeischen Schilderung der Ausdruck Weib von der Pandora so bedeutend, dafs alles darauf ankommt, dafs durch ein Weib die Uebel gebracht werden. Auch hier möchte der Verf. die mythische Form von der Idee nicht gehörig unterschieden haben. Der Begriff der Pandora ist durch ihren Namen ausgedrückt: sie ist, wie sie der Verf. S. 75. selbst nimmt, der Inbegriff alles Reizenden und Verführerischen, ein trügerisches Geschenk der sämmtlichen Götter genannt, weil die Götter in dem ganzen Prometheus-Mythus in ein feindliches Verhältnifs zu den Menschen gesetzt werden. Dafs aber die sinnlichen Reize und Verführungen in die Person der Pandora niedergelegt sind, ist nur mythische Personification, Pandora ist nun die mythische Trägerin der darzustellenden Idee. Der Mythus wählte allerdings eine weibliche Person, weil der sinnliche Reiz und die Passivität, woraus jede Verführung hervorgeht, am besten durch die Natur des Weibes dargestellt wird: in so fern hat das mythische Bild auch wieder seine innere Wahrheit, in dem Weibe stellt sich wirklich die schwache, des sinnlichen Reizes empfänglichste Seite der menschlichen Natur dar. Ist aber Pandora ihrem eigentlichen Begriff nach nur als mythische Personification ein Weib, so kann in ihr unmöglich der Abfall aus dem Göttlichen durch irdische Zeugung, oder was der Verf. gleich darauf als gleich-

bedeutend dafür sagt, die Verbindung des Geistes mit der Sinnlichkeit ausgedrückt seyn. Und wie sollte denn dies überhaupt zu den übrigen Hauptideen des Mythus von Prometheus passen? Der Begriff eines Abfalls aus dem Göttlichen, wobei immer ein vorangehender, idealer, reingeistiger Zustand gedacht werden muſs, ist auf Prometheus gar nicht anwendbar, wie sogleich daraus erhellt, daſs Prometheus offenbar nicht für den Geist im Gegensatz gegen die Sinnlichkeit genommen werden kann. Prometheus ist zwar allerdings der Geist des Menschen, aber nicht mit dem Begriff einer idealen Präexistenz, sondern nur mit dem Merkmal der freien Selbstbestimmung und Selbstständigkeit zusammen gedacht. Prometheus ist von seiner That, mit welcher sogleich die in der Freiheit liegende Ursünde gesetzt ist, gar nicht zu trennen. Der Mythus von der Pandora verhält sich zu Prometheus nur so, wie sich die beiden Begriffe Uebel und Sünde zu einander verhalten. Hat sich einmal der Mensch als ein eigenes selbstständiges Wesen der Gottheit gegenüber (worin eben der Anfang aller Sünde liegt) constituirt, so ist mit seinem Daseyn zugleich auch das Uebel gesetzt. Das Uebel aber ist als der Inbegriff aller sinnlichen Reize geschildert, weil eben das, was dem Menschen als das sinnlich angenehmste erscheint, für ihn die Quelle der gröfsten Uebel ist. Der Mythus von der Pandora vollendet nur den durch den Mythus von Prometheus gesetzten Begriff der menschlichen Natur. Die menschliche Natur constituirt sich dadurch, daſs in dem Menschen das Bewuſstseyn der Freiheit und Selbstbestimmung erwacht, aber dieses Bewuſstseyn der Freiheit wird, wenn sich der Mensch Gott entgegensetzt, zur Sünde, und in Beziehung auf den Menschen selbst geht es alsbald über in das Bewuſstseyn der vielfachen Beschränkungen, die von der endlichen Natur nicht zu trennen sind. Der Mensch, der in Prometheus stolz und kühn im Bewuſstseyn seiner Freiheit und Geisteskraft auftritt, muſs sich in Epimetheus und der Pandora hinwiederum als ein sinnliches, schwaches, leicht zu bethörendes, kurzsichtiges und darum auch unglückliches Geschöpf erkennen. Die Freiheit und Selbstständigkeit des Menschen, die an sich betrachtet noch ein reines Bewuſstseyn ist, wird auf der einen Seite durch das Schicksal des Prometheus, auf der andern durch die Pandora in die Gegensätze hineingestellt, die ihr Begriff nothwendig mit sich bringt. Dies nur scheint uns der ächte Sinn des Mythus von der Pandora zu seyn. Pandora ist nicht als wirkliches Weib zu nehmen. Daſs schon die Alten unter ihr

das Weib verstanden, dafs nach den Eöen Prometheus sich mit ihr verbindet, und den Deukalion erzeugt (eine offenbar spätere, der Aeschylischen ganz widerstreitende Sage, da ja nach Aeschylus die Okeanide Hesione die Gattin des Prometheus ist), ist nur so zu nehmen, wie auch unter dem Feuer, das Prometheus brachte, gewöhnlich nur das irdische Feuer verstanden wurde. Keine Erscheinung ist gewöhnlicher und der Natur der Sache nach auch ohne ausdrückliche Zeugnisse häufiger anzunehmen, als dafs die ideelle Bedeutung, die das symbolisch-mythische Bild hatte, mit dem äufseren Bilde selbst verwechselt wurde, und dies ist zumal in solchen Fällen geschehen, wo das Bild auch wieder eine eigene selbstständige Bedeutung haben konnte, wie Pandora als Weib, und das Feuer des Prometheus als wirkliches Feuer. Die wirkliche Menschheit beginnt nach der griechischen Sage auch mythisch erst mit Deukalion, die Menschen, welchen Prometheus das Feuer bringt, haben nicht einmal mythisches Daseyn, so unbestimmt und schwebend ist noch ihr Begriff, Prometheus selbst, Epimetheus und Pandora sind selbst dem Mythus nach nur mythische Gestalten, in welchen die Begriffe, die den abstracten Charakter der Menschennatur ausmachen, prototypisch vorangestellt sind, und gleichsam als die Elemente, aus welchen die wirkliche Menschheit erst werden kann. — In der gegebenen Erörterung liegen von selbst die Gründe, warum wir auch die Vergleichung des Mythus von Prometheus und der Pandora mit der Hebräischen Erzählung von den Söhnen der Götter, die mit den Erdentöchtern Kinder zeugen, und als Erfinder der Künste und Wissenschaften dargestellt werden, nicht die Wichtigkeit beilegen können, die ihr der Verf. zu geben scheint. Es findet nur eine entferntere und allgemeinere Aehnlichkeit statt, bei welcher wir nur gar zu leicht die wesentliche Differenz übersehen.

(*Der Beschlufs folgt.*)

N. 45. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Welcker, die Aeschylische Trilogie Prometheus.

(*Beschluſs.*)

3. Prometheus nun hat das Feuer geraubt, d. h. seine That ist die That, vermöge welcher der Mensch im Bewuſstseyn seiner Freiheit und Individualität sich Gott gegenüberstellt. Wie fern darin die Schuld des Prometheus liegt, ist im Obigen erklärt worden. Der Mythus selbst motivirt die Frage, warum Zeus den Menschen das Feuer verweigern wollte, nicht weiter, sondern es ist im Allgemeinen unter der Tyrannei des Zeus begriffen. Dies führt uns auf den Charakter des Zeus im Gefesselten Prometheus, auf eine Frage, welcher der Verf. eine eigene Untersuchung S. 90 — 111. gewidmet hat. Die Schwierigkeit wird in ihrem ganzen Umfange erkannt, die der Umstand darbietet, daſs der höchste Gott als widerwärtiger Despot gezeichnet ist, daſs der Dichter sich durch die in der Handlung dem Zeus angewiesene Stelle in einen so offenbar auffallenden Widerspruch mit der herrschenden religiösen Vorstellung setzen konnte. Der Verf. theilt über diese wichtigste Frage, auf welche der Aeschylische Prometheus führt, die Ansicht eines Freundes mit, und läſst darauf erst, da ihn die gegebene Lösung nicht befriedigt, seine eigene folgen. Diese ist kurz folgende: Zeus oder Gott erscheint im Ganzen bei Aeschylus, wie die herrschende Religion es erfordert, mit einer sehr würdigen und ernsten Vorstellung. Um so nachtheiliger muſste es wirken, wenn sich in dieselbe auf irgend eine Art etwas Verkehrtes eingeschlichen hatte. Dies war durch die Theogonie der Dichter bewirkt worden. Denn das erste Gebot bei den Griechen hieſs: γονεις τιμαν. Es kann daher nichts anstöſsigeres gedacht werden, als was aus der Poesie allmählig in die Glaubenslehre oder heilige Geschichte eingedrungen war, daſs Zeus seinen Vater Kronos verdrängt und eingekerkert habe. Aeschylus stand auf gleicher Stufe mit Pythagoras, Xenophanes,

Digitized by Google

Heraklit in Beurtheilung der Volksreligion, und war sicher der nun herrschenden, allzusehr in Menschendichtung aufgelösten Mythologie abgeneigt. Gegen grobe Irrthümer der Volksreligion zu wirken, sah er auch als dramatischer Dichter als seinen Beruf an. Seine religiöse Ansicht und gesammte Geistesbildung hieng mit den Weihen von Eleusis zusammen, wie in Aristophanes Fröschen v. 886. deutlich ausgesprochen ist. Wir dürfen vermuthen, dafs er im Gefesselten Prometheus, in dem die Hesiodeische Theogonie in ihren Hauptpunkten behandelt wurde, die Gelegenheit ergriff, um gegen sie und den Zeus, der aus ihr hervorgehe, sich nachdrücklich zu erklären, durch freie Entwicklung des Zusammenhangs oder der Fortbildung einiger darin gegebenen Umstände zu zeigen, dafs die in ihr enthaltenen Göttergeschichten nur als Dichtungen zu nehmen und von dem wirklich Göttlichen scharf abzusondern seyen. — Der Verf. ist demnach der Meinung, Aeschylus habe den Zeus der Hesiodeischen Theogonie absichtlich ins Grelle gemalt, um auf diesem Wege, durch Aufdeckung der inneren Nichtigkeit seines Begriffs, auf eine würdigere Vorstellung, wie sie die Eleusinien darboten, hinzuleiten. Bei dieser Voraussetzung erwartet man mit Recht, dafs die Ironie, in welcher, wie bei jeder indirecten Darstellung dieser Art, der eigentliche Geist des Stücks liegen müfste, sich sowohl durch den Ton des Ganzen, als auch durch einzelne Aeufserungen zu erkennen gibt. Davon aber können wir in der That auch nicht das Geringste wahrnehmen, nirgends hat der Ausdruck die Farbe der Ironie, und was besonders auffallen mufs, eben solche Vorstellungen, an welchen nach der Ansicht des Verf. die Ironie besonders zum Vorschein kommen müfste, werden vom Dichter so wenig hervorgehoben, dafs wir nicht wohl annehmen können, er habe sie bei seiner Darstellung vorzüglich vor Augen gehabt. Selbst die Entthronung des Kronos durch Zeus, worin allerdings die Alten (vergl. Plat. de Rep. II. pag. 95. 96. ed. Bekk.) die anstöfsigste Verletzung des Gebotes γονεις τιμαν fanden, wird im Prometheus des Aeschylus eigentlich nur in Einer Stelle v. 220. erwähnt, und auch in dieser gar nicht aus diesem Gesichtspunkt betrachtet. Eben so wenig können wir in andern von dem Verf. bezeichneten Stellen des Dichters die vermuthete Ironie erkennen. Der Verf. sagt S. 104: „Hinsichtlich des Zeus im Verhältnifs zum Kronos und Uranos zeigt er sich im bestimmten Widerspruch mit dem Volk, welches, nach dem Chor im Agamemnon (168.) zu urtheilen, für fromm hielt, dafs man, ohne nach den Herrschern, die nicht mehr

sind, zu fragen, den Zeus, wer er auch seyn möge, verehre. Sicher schrieb er dies nicht ohne Ironie.“ Einen Widerspruch gegen die Volksansicht können wir in dieser Stelle unmöglich finden. In den Worten, die der Verf. meint v. 168, wird Zeus als der Herrscher im höchsten Sinne geschildert, weil er, der Herrscher in dritter Ordnung, seine Herrschaft dadurch behauptet, dafs er nach ethischem Gesetz herrscht, und die Menschen Weisheit lehrt. Der Anruf: Ζεύς, ὁστις ποτ' ἐστιν, εἰ τοῦτ' αὐτῷ φίλον κεκλημένῳ, τοῦτο νυν προσεννεπω, hat so wenig einen Zusatz von Ironie, dafs vielmehr eben diese Formel der gewöhnliche Ausdruck der Religiosität beim Gebet war. Vergl. Heindorf ad Plat. Phaedr. pag. 337. Und wie sollte überhaupt in dem ganzen Zusammenhang eines so ernsten Chorgesangs, der die Heiligkeit des sittlichen Gesetzes, das σωφρονειν, als die von Zeus gesetzte Weltordnung einschärft, und das σωφρονειν des Zeus dem παμμαχῳ θρασει βρυειν der beiden andern Herrscher entgegensetzt, eine Ironie gegen Zeus angenommen werden können? Eben hier ist ja derselbe Zeus, der auf Uranos und Kronos folgte, als der Herrscher mit absoluter Macht geschildert. Als Sohn der Rhea, oder als Sohn der Erde, ist zwar allerdings Zeus ein Endlicher, Gewordener, dafs aber Aeschylus in den Schutzflehenden (905.) mit Anstofs das Wort ausspricht, Zeus sey γας παις, ist eine Behauptung, die der klare Zusammenhang jener Stelle sogleich widerlegt. Es ist die Scene, in welcher der Aegyptische Herold nach Barbarensitte mit Verachtung der Landesgötter, die die Danaiden anrufen, in Argos auftritt. Vergl. v. 853. 873. und 893. Οὐτοι φοβουμαι δαιμονας τους ἐνθαδε· οὐ γαρ μ' ἐθρεψαν, οὐδ' ἐγηρασαν τροφῃ. Darauf ist zu beziehen, wenn die Danaiden sowohl die Erde als Zeus den Sohn der Erde 901. und 892. anrufen, und es ist demnach auch hier eine Stelle, in welcher so wenig eine geringschätzende Meinung von Zeus liegen kann, dafs vielmehr im Gegensatz gegen blofse Lokalgottheiten seine absolute, überall anzuerkennende Macht dadurch geehrt wird, dafs es von ihr heifst, sie reiche so weit als die Erde, deren Sohn Zeus nach dem Mythus ist. Ueberhaupt scheint uns eine solche in einzelnen kaum bemerkbaren Stellen und Aeufserungen versteckte, gelegentlich eingemischte Ironie dem geraden Sinne des Dichters, dessen Darstellung mehr als die eines andern directer Art ist, das einfache unmittelbar gegebene Ziel unverrückt ins Auge fafst, und dadurch hauptsächlich ihre grofse Wirkung zu erreichen sucht, völlig zu widerstreiten, und überdies noch auf andern Voraussetzungen zu beruhen, die wir eben so wenig wahr-

scheinlich finden können. Als ein erhabener Lucian, wie der Verf. den Dichter zu nennen wagt, S. 104, konnte er doch nur dann die Volksmythologie herabdrängen, und das Unzureichende der gedichteten Götter zeigen, wenn er entweder als Skeptiker oder durch eine positive, mit klarem Bewufstseyn ausgebildete Idee sich entschieden über den Volksglauben erhoben hatte. Ist aber eine solche Trennung vom Volksglauben in einer Zeit, in welcher wir eine solche Erscheinung nur erst bei einzelnen bedeutenden Philosophen wahrnehmen können, und bei einem Dichter wahrscheinlich, dessen geistige Individualität sonst ein so reiner Ausdruck des materialen Bewufstseyns seiner Zeit ist? Wie hätte er sein Leben mit einer so grofsen Reihe von Darstellungen ausfüllen können, bei welchen seine innere Ueberzeugung in einem steten Conflict mit dem religiösen Glauben des Volks seyn mufste, mit welchem sie so genau zusammenhiengen? Der Verf. beruft sich zwar in dieser Hinsicht auf den Antheil, welchen die Eleusinischen Mysterien auf die religiöse Ansicht und die gesammte Geisteshildung des Aeschylus gehabt haben mögen. Wollten wir aber auch diese Voraussetzung auf die Aristophanische Stelle bauen (in welcher ebenfalls der Zusammenhang und der Gegensatz der Demeter gegen die eigenen neuen Götter des Euripides genauer erwogen zu werden verdient), so müfste doch zuvor die Ueberzeugung feststehen, dafs der Begriff von der Gottheit, welchen die Mysterienlehre aufstellte, von dem des Volksglaubens wesentlich verschieden war. Und doch wird, wie wir überzeugt sind, jede Untersuchung der Mysterienlehre auf kein anderes Resultat führen können, als darauf, dafs ihr Begriff von der Gottheit auch nur der mythische war, und der ethischen Merkmale, auf welche es hier hauptsächlich ankommt, in dem Grade um so mehr ermangelte, je gewisser diese alte Theologie auf der Grundlage der Natursymbolik ruhte, die überhaupt das höchste Princip der alten Religion ist, so dafs aus dem von dem Verf. angenommenen Verhältnifs des Aeschylus zu den Eleusinien eher die entgegengesetzte Folgerung abgeleitet werden könnte.

Ueberlegen wir alles dies, so können wir nicht glauben, dafs der von dem Verf. gewählte Weg zur richtigen Auflösung führe. Ist aber die Annahme einer Ironie, auf welche die Ansicht des Verf nothwendig zurückkommt, unstatthaft, so kann der Widerspruch mit der herrschenden Vorstellung von Zeus, welchen niemand verkennen kann, nur dadurch gehoben werden, dafs wir der Darstellung des Dichters zwar aller

Digitized by Google

dings auch nach seiner eigenen Ueberzeugung ihre Wahrheit einräumen, aber nur relativ. Dies ist die Ansicht des Freundes, welche der Verf. S. 92. mittheilt. Wir müssen das Ganze als eine Titanomachie ansehen, und das tyrannische Wesen des Zeus nur als einen Zustand, welcher verschwindet mit der Besieglung der neuen Weltordnung im dritten Stück. Aeschylus kann die Weltregierung des Zeus nicht als eine fortdauernde Tyrannei haben vorstellen wollen, Zeus selbst mufs mit einem höheren Bewufstseyn aus dem Kampfe hervorgegangen seyn. Diese Ansicht, welche der Unterzeichnete selbst auch schon auf eine, wie er mit Interesse bemerkt, im Allgemeinen übereinstimmende Weise, in seiner Schrift: Symbolik und Mythologie, oder die Naturreligion des Alterthums, Stuttgart 1824. 25. II. Th. S. 396 f. ausgeführt hat, hält er auch jetzt nach wiederholtem Nachdenken für die einzig richtige, und die Gründe, mit welchen der Verf. die Ansicht seines Freundes bestreitet, können bei der Prüfung nur als eine neue Bestätigung derselben erscheinen. Die Haupteinwendung des Verf. kommt, um anderes unbedeutende (wie z. B. dafs Aeschylus in seinem Zeus nicht sowohl eine ausschweifende Gewaltsamkeit, sondern den verächtlichen und sittlich kleinen Charakter eines kalten Tyrannen dargestellt habe) zu übergehen, auf folgendes zurück S. 95: Die ganze uralte und rohe Erfindung eines Dynastienwechsels unter den Göttern und des Götterkriegs ist nicht gemacht, um Ideen über Weltbildung und Weltalter auszudrücken, sondern um Personen und Vorstellungen verschiedener Art zu einem Ganzen zu vereinbaren, und zufällig entstandene theologische Widersprüche aufzuheben. Durch dies fabelhaft willkührliche Verknüpfen erscheint der Einzelne nicht in falschem Lichte. Uranos und Zeus sind in der Religion selbst zuletzt nur Einer gewesen. Kronos ist nur die Zeit. Aus derselben Schmiede ist die Titanomachie. Die alten Götter im Kampf mit den neuen oder eigentlichen wurden mit den unterworfenen Gegnern der Götter überhaupt, den alten Erdriesen, welche in allen Naturreligionen vorkommen, verwechselt u. s. w. Es ist in den neuesten mythologischen Schriften sehr gewöhnlich geworden, die Griechische Mythologie überhaupt, und die Hesiodeische Theogonie insbesondere, als das zufälligste und willkührlichste Aggregat der verschiedenartigsten Mythen anzusehen, und jede Ansicht derselben für wahrscheinlicher zu halten, als diejenige, welche, wenn auch gleich bei einer solchen Zusammenstellung so vieler und so inhaltsreicher Mythen, wie wir sie in der Theogonie vor uns haben, das Ein-

zelne gröfstentheils nur in dürftiger Gestalt erscheinen konnte, dennoch einen durch das Ganze fortgehenden inneren organischen Zusammenhang erblicken zu müssen glaubt. So ist allerdings zu urtheilen, so lange man in der Griechischen Mythologie mehr nur die äufsere Form, die historische Sage, die zufällige Dichtung, als die Idee, die sich in ihr ausdrückt, ins Auge fassen zu müssen glaubt. Ist aber der Mythus die Darstellung der Ideen, die mit der geistigen Natur des Menschen unmittelbar gegeben sind, so mufs sich in ihm auch das nach inneren Gesetzen sich entwickelnde geistige Leben des Menschen offenbaren, und der grofse Gegensatz, in dessen Sphäre sich alles geistige Leben des Menschen bewegen mufs, der Gegensatz zwischen dem Naturleben und dem Ethischen, mufs auch die Grundlage seyn, auf welcher allein der Mythus, wie er sich im Leben der Völker gestaltet, als ein organisches Ganze construirt werden kann.

Es handelt sich nämlich keineswegs, wie der Verf. zu meinen scheint, nur um die Ansicht, die man gerade von der Hesiodeischen Theogonie hat, sondern um Begriffe, die von dem Wesen des Mythus überhaupt nicht zu trennen sind. Die Natur des Mythus bringt es nothwendig mit sich, dafs alle göttlichen Personen, welche er aufstellt, endliche, gewordene, einer zeitlichen Entwicklung unterworfene Wesen sind. Dies ist die Naturseite, die alle mythischen Götter haben. So fern sie aber geistige Individuen, persönliche Wesen sind, deren Vorbild die ideale Menschennatur ist, liegt in ihnen zugleich die Tendenz, sich zu der Idee des Absoluten auszubilden. Diese kann jedoch dann erst zum klaren Bewufstseyn kommen, wenn sich der Mensch überhaupt zum Bewufstseyn der ethischen Gesetze erhoben hat, auf welchen allein der Begriff eines intelligenten, von dem Seyn der Natur verschiedenen höchsten Wesens beruhen kann. Es ist nichts einleuchtender, als dafs die grofse Mannigfaltigkeit der göttlichen Wesen, welche die Mythologie oder Religion des Alterthums aufstellt, auf keinem andern Wege unter einen bestimmten Gesichtspunkt gebracht werden kann, als durch die Anwendung dieses Gegensatzes. Die göttlichen Wesen sind in dem Grade verschiedener Art, in welchem in ihnen entweder der Naturbegriff oder der ethische Begriff hervortritt. Je mehr der blofse Naturbegriff den Charakter einer göttlichen Person ausmacht (wir sagen hier absichtlich Person, denn sobald wir vom Persönlichen abstrahiren, fallen solche Wesen immer wieder mit dem Begriff der Einen absoluten Natur zusammen), desto mehr erscheint sie auch mit allen Merkmalen

der Endlichkeit, als ein zeitlichen Veränderungen unterworfenes Wesen. Der Mythus stellt dies durch leidende und sterbende, von andern mächtigeren gestürzte und entthronte, vom Himmel auf die Erde versetzte, in irdische Dienstbarkeit dahingegebene Wesen auf verschiedene Weise dar. Dagegen ist es nur der ethische Begriff, durch welchen Zeus als oberster Weltregent, von welchem der Begriff einer über das Naturleben weit erhabenen Person gar nicht getrennt werden kann, sich über alle anderen mythischen Wesen so sehr erhoben hat, dafs seine Idee, über die Beschränktheit des mythischen Bildes kühn hinausstrebend, allmählig mit der Idee des Einen höchsten Gottes gleichbedeutend wurde, und allen andern Wesen nur in so fern noch eine wahre Bedeutung einräumte, so fern sie als blofse Eigenschaften mit der Idee seiner Person sich vereinigen liefsen. Dafs die ethische Idee in Zeus und zwar nicht nach der Mysterienlehre (denn diese geht der ethische Gott eigentlich nichts an), sondern eben in der allgemein herrschenden Vorstellung die wahrhaft constitutive ist, bedarf keines Beweises: merkwürdig aber ist, wie eben diese Idee im Gegensatz gegen den blofsen Naturbegriff des Uranos und Kronos von unserm Dichter in der schon oben angeführten Stelle seines Agamemnon hervorgehoben wird. Man lese den herrlichen Chorgesang, und urtheile, ob der ganze Inhalt desselben aus einem andern Gesichtspunkt betrachtet werden kann.

Die hier angedeutete Idee scheint im Grunde auch dem Verf. vorzuschweben, wenn er nach dem oben ausgehobenen Urtheil über die Hesiodeische Theogonie so fortfährt S. 97: „Die einzige in That und Wesen begründete Thronveränderung ist durch den Hang, welcher unter den Griechischen Stämmen fast durchgängig wahrzunehmen ist, den Sohn Himmels und der Erden vor dem Vater anzubeten, bewirkt worden, indem das Kindlein Gottes und der Rhea zum Gott an sich, der zweite Zeus, im Cultus und sofort auch in der Lehre über den ersten erhoben wurde; ein Umstand, welcher gehörig entwickelt den schwierigsten Theilen der Griechischen Religionssagen zum Aufschlufs dient. Zur Erklärung dieses Hergangs und dieses Umstandes scheint die Sage von der Entthronung des Kronos unter Einflechtung einer aus dessen eigenem Begriff als Zeit hergeleiteten Allegorie, erfunden worden zu seyn.“ Was der Verf. mit einem ganz unbestimmten Ausdruck einen unter den Griechischen Stämmen fast durchgängig wahrzunehmenden Hang nennt, gibt entweder keine befriedigende Idee, oder es kann, wenn es auf einen deutlichen

und philosophisch bestimmten Begriff gebracht werden soll, nur auf das zurückkommen, was so eben gegen die Ansicht des Verf. bemerkt und erörtert worden ist. Bei der vagen Vorstellung eines Hanges können wir doch nicht stehen bleiben, und die Frage nicht abweisen, worin denn dieser so allgemeine Hang selbst auch wieder seinen natürlichen Grund habe.

Um nun von dem Bisherigen die Anwendung auf die vorliegende Aufgabe zu machen, so ist vor allem wohl zu beachten, dafs uns der kühne Dichter in seinem Prometheus ganz die Scene einer erst werdenden Weltordnung vor Augen stellt. Jener dem Prometheus feindlich entgegenstehende Zeus ist nun als das Erzeugnifs einer Periode zu begreifen, in welcher in dem religiösen Bewufstseyn des Menschen die Idee eines von der Natur mächtig sich losreifsenden, über derselben stehenden, wahrhaft persönlichen Gottes zuerst erwacht, die Idee eines Gottes, der nicht blos die gährenden Elemente der Natur beschwichtigt und zur kosmischen Ordnung bringt, sondern auch die ethischen Gesetze aufstellt und handhabt, die die höchste Norm des Menschenlebens seyn sollen. Daher die immer wiederkehrende Vorstellung, dafs Zeus als neuer Gott herrsche, wie z. B. v. 35. 95. 150. Daher die Unterordnung des Zeus unter die Gewalt der Moiren, das höhere Gesetz der Nothwendigkeit, weil er selbst noch der in seiner Entwickelung begriffene Gott ist. Als Tyrann aber ist Zeus dem Prometheus gegenüber dargestellt, weil Prometheus der reine Mensch, und Zeus der Gott an und für sich nur noch als getrennt aus einander liegende, streitende Elemente zu nehmen sind, woraus erst ein im religiösen Bewufstseyn sich ausgleichendes harmonisches Ganze werden soll. Wenn nämlich im Menschen zuerst das Bewufstseyn seiner eigenen freien selbstständigen Natur entsteht, so verbindet sich damit bald auch (neben dem Gefühle der Schwäche, Beschränktheit und Kurzsichtigkeit, die der Mythus von Prometheus durch den Mythus von Epimetheus und der Pandora ausdrückt) das Gefühl einer gewissen Abhängigkeit von einer höheren Macht, die er über sich anerkennen mufs, es erwacht in ihm das Bewufstseyn gewisser Gesetze, durch welche das Regellose, Zufällige, Freie seines Lebens gebunden werden mufs. Aber diese Gesetze erscheinen ihm zuerst in der Idee der Gottheit, in welcher sich ihm sein eigenes religiöses Bewufstseyn objectivirt, als etwas rein äufseres, als etwas zufälliges, fremdartiges, das er mit seiner eigenen Natur noch nicht in Einklang bringen kann. Die noch unbegriffene Autonomie seiner

eigenen Vernunft wird ihm, indem er die objective Verbindlichkeit der Gesetze der Vernunft klügelnd (σοφιστης wird auch Prometheus einigemal v. 62. 944. nicht ohne Grund genannt) in Zweifel zieht, zur Autonomie eines Tyrannen (νεογμοις νομοις Ζευς αβεσφως κρατυνει v. 150.), obgleich die Anerkennung der höheren Macht des Zeus nicht völlig zurückgewiesen werden kann. Nur der Grund, auf dem sie beruht, ist noch nicht erkannt, wie der Dichter auch dadurch zu verstehen gibt, dafs auch die Ursache, warum Zeus den Menschen das Feuer nicht zu Theil werden lassen wollte, nur von seiner Tyrannei hergeleitet wird. Es ist nicht zu übersehen, dafs in der Ausführung des Dichters Zeus so sehr nur als Tyrann erscheinen soll, dafs alles andere (wie wir gegen den Verf. S. 21. bemerken zu müssen glauben), was etwa zum Nachtheil des Zeus gesagt werden könnte, um jener Hauptvorstellung nicht Eintrag zu thun, wie absichtlich entfernt wird *).

Der Widerstreit also des sinnlichen und vernünftigen Princips im Menschen, welches dann entsteht, wenn die ethischen Gesetze, die sich in seinem Bewufstseyn aussprechen, ihm nur als positive von aufsen aufgedrungene Gebote erscheinen, oder die menschliche Freiheit im Gegensatz gegen die absolute Abhängigkeit von Gott ist das grofse Thema, das in der Prometheе behandelt wird, und eben dadurch äufsert sich der philosophische Geist des grofsen Dichters, dafs er die Philosophie, die der sinnige Menschengeist in den alten bedeutungsvollen Mythus niedergelegt hat, auf eine solche Weise in sich reconstruirte, dafs er die in ihnen enthaltenen Ideen als Aufgaben der Speculation betrachtet, die für jeden denkenden Menschen ein immer neues Interesse haben müssen. Dieselbe philosophische Richtung seines Geistes spricht sich in derjenigen Trilogie aus, die durch den Agamemnon, die Choëphoren und die Eumeniden gebildet wird, und in welcher es sich ebenfalls um eine der wichtigsten philosophischen Aufgaben, um die Antinomie der Gnade und Gerechtigkeit handelt.

Nur wenn wir über die Darstellung des Zeus im gefesselten Prometheus auf ein befriedigendes Resultat gekommen sind, kann auch der Charakter des Prometheus selbst nach

---

*) Gewissermafsen ist diese Tyrannei des Zeus nur greller und in höherem Grade dasselbe, was der alttestamentliche Jehova als Urheber des positiven Gesetzes und als strenger Rächer der Missethat dem christlichen Begriff der Gottheit gegenüber ist.

allen seinen Umrissen gehörig aufgefafst werden. Prometheus und Zeus stehen einander gegenüber, wie Freiheit und Tyrannei. Die gewöhnliche Ansicht versteht unter dieser Tyrannei die Naturnothwendigkeit. Nach Jakobs Att. Mus. III. Bd. S. 340. ist der unendlich erhabene Kampf der moralischen Freiheit gegen die physische Uebermacht der Gegenstand dieses Trauerspiels, nach A. W. Schlegel in den Vorles. über dramat. Kunst Bd. I. S. 164. der freien Willenskraft gegen die unerbittliche Naturkraft, nach Blümner die Idee des Schicksals S. 15. des moralisch Guten gegen das Böse und die rohe Natur. Auch der Verf. hat keine andere Ansicht hierüber, wie auch schon daraus erhellt, dafs in dem Abschnitt über die früheren Erklärungen des Aeschylischen Prometheus S. 112 — 115. kein wesentlicher Begriff hervorgehoben wird, in welchem die Ansicht des Verf. von den früheren sich unterscheidet. Vielmehr nennt er in Uebereinstimmung mit denselben S. 68. den Prometheus gleichsam den Urverstand im Gegensatz der Natur und der Nothwendigkeit, und S. 84. sagt er in derselben Beziehung: Während der Geist anringt gegen die Natur — ahnet er kaum, dafs sein eigenes Recht nicht unbegrenzt sey, — indem die Natur sich durch bittere Leiden rächt, bleibt nichts übrig, als der Kraft zu widerstehen. Die Idee des Drama wäre also nach dieser Ansicht: In der Freiheit liegt zwar die höchste Kraft, aber die Aeufserung derselben mufs beschränkt werden, wenn der Mensch nicht die Natur gegen sich herausfordern soll. Aber auch von dieser Seite stellen sich uns sogleich neue Schwierigkeiten dar. Denn aufserdem, dafs, sobald die Idee des Zeus nicht blos relativ in Beziehung auf die Periode der beginnenden Weltordnung genommen wird, der Vorwurf einer groben Versündigung gegen die Volksreligion unabwendbar auf den Dichter zurückfällt, und der Zusammenhang seiner Darstellung, die nun eine rein poetische wird, mit dem von ihm doch sonst so wohl beachteten alten Mythus so gut als ganz aufgehoben wird, verliert die Ausführung des Dichters auch dadurch ihre grofse Bedeutsamkeit, dafs sie durchaus keine Merkmale enthält, den Kampf gegen Zeus als einen Kampf gegen die Natur anzusehen. Denn was ist es denn, was dem Menschen der Natur gegenüber eine weise Mäfsigung im Gebrauche seiner freien Willenskraft auferlegt? Ist es der Wille des Zeus, als des Herrn der Natur? Aber dieser ist ja nicht als der weise Ordner der Naturgesetze geschildert, sondern nur als Tyrann? Ist es die Natur selbst? Aber dann wäre es nicht zu begreifen, wie der Dichter die Gelegenheit, die ihm der My-

thus selbst darbot, die That des Prometheus als eine durch ihre eigene Beschaffenheit sich selbst bestrafende darzustellen, indem ja eben das Feuer, das er raubt, durch Verfeinerung und Ueppigkeit eine Quelle des Verderbens ist, unbenutzt gelassen und wie absichtlich zurückgewiesen hat. Man vergleiche, was der Verf. selbst S. 83. hierüber sagt. Auch ist es in der That schwer, sich eine deutliche Vorstellung davon zu machen, was denn eigentlich nach dieser Ansicht das Unbegrenzte, worauf die That des Prometheus geht, und die Schranke, die ihr gesetzt wird, gewesen seyn soll, um so schwerer, da wir doch nach dem ganzen Charakter des Dichters eine eben so einfache und leicht begreifliche als grofsartige Idee voraussetzen müssen. Mit Einem Worte: sobald wir den Kampf des Prometheus gegen Zeus als den Kampf gegen die Natur nehmen, wird sogleich alles dunkel und unerklärlich; deutlich dagegen und zusammenhängend, sobald wir ihn nicht auf die Natur, sondern der ganzen Darstellung des Dichters zufolge auf den ethischen Willen des Zeus, welchem Prometheus sich nicht unterwerfen will, beziehen. Es ist nicht der edle Kampf des freien Geistes gegen die Natur, vielmehr gerade umgekehrt der Kampf der Natur gegen den Geist. Denn Prometheus stellt als einer der Titanen die menschliche Natur sowohl an und für sich, als in ihrem Zusammenhang mit der übrigen Natur (die durch die Titanen repräsentirt wird) dar. Von diesem Gesichtspunkt aus läfst sich auch allein dasjenige begreifen, was der Dichter nach dem alten Mythus den Prometheus von seinen Verdiensten um die Gründung der Herrschaft des Zeus sagen läfst, da nach der Griechischen Ansicht die Natur die feste Basis ist, auf welcher sich erst das geistige Leben der Götter und Menschen entwikkelt und zur Selbstständigkeit gelangt.

4. Alles dies bestätigt sich in seinem inneren Zusammenhang hinlänglich auch durch die Auflösung, die von dem grofsen in Prometheus gelegten Schicksals-Knoten gegeben wird. Prometheus, welchen der Dichter auch schon in dem uns noch erhaltenen Stücke das Bewufstseyn deutlich aussprechen läfst, dafs er gefehlt habe, v. 260, unterwirft sich dem Zeus, aber auch Zeus kommt dem Prometheus entgegen. Es ist jedoch eine solche Vereinigung, bei welcher jeder dem andern sich nur so nähert, dafs er sich selbst nichts vergibt. Zeus versöhnt sich mit Prometheus, um sich in seiner Herrschaft zu behaupten, und Prometheus fügt sich in seinen Willen nur so, dafs die Bedeutung seiner That nicht verloren geht. Das Feuer bleibt, und der Mensch schreitet fort auf

der Bahn seiner Entwickelung. Dies ist die Ausgleichung der menschlich sinnlichen Natur mit der göttlichen, in welcher der Mensch nun erst sein eigenes wahres Wesen erkennt, in der Einheit des Bewufstseyns. Der alte, in dem noch ungemäfsigten Gefühl der Freiheit sündige Mensch, der den Tod verdiente, wird sich nun seiner Abhängigkeit von der Gottheit bewufst, aus dem Titanischen auf der einen, und dem Tyrannischen auf der andern Seite geht nun wie aus gegenseitig sich beschränkenden Elementen das wahrhaft religiöse Gefühl des Menschen hervor. Dies läfst sich vorerst an den Symbolen nachweisen, durch welche die Unterwerfung des Prometheus unter Zeus bezeichnet ist. Der eiserne Ring, welchen der befreite Prometheus trägt, ist ein Symbol der religiösen Abhängigkeit des Menschen von Gott. Der Verf. vergleicht damit den eisernen Ring, den nach Tacitus Germ. c. 31. die Katten trugen als Symbol der Sklaverei, und des Gelübdes, dieselbe durch Erlegung eines Freundes zu brechen. Eine entsprechendere Vergleichung bietet eine andere Stelle derselben Schrift des Römischen Geschichtschreibers dar, cap. 39, in welcher er von dem heiligen Hain der Suevischen Semnonen sagt: Est et alia luco reverentia, nemo nisi vinculo ligatus ingreditur, ut minor et potestatem numinis prae se ferens. Hier bezeichnet die symbolische Fessel gerade denselben Begriff der religiösen Abhängigkeit des Menschen von Gott, welche das Wort religio (von ligare) auch etymologisch ausdrückt. Keine andere Erklärung des Prometheus-Ringes paist zur obigen Erklärung des Mythus besser, als eben diese. Gleiche Bedeutung mit dem Ring hat der Lygoskranz. Von Wichtigkeit ist aber, dieses Symbol nicht blos mit dem Verf. als eine freiwillige gelinde Strafe zu nehmen, sondern besonders darauf zu beziehen, dafs auch die Opfer bekränzt am Altare standen, und so der Gottheit geweiht wurden. Der Opferkranz ist ebenfalls ein Symbol der religiösen Abhängigkeit, und für Prometheus deswegen von höherer Bedeutung, weil der Mythus seine Versündigung gegen Zeus nicht blos vom Feuerraub, sondern auch vom Opferbetrug herleitet. Wie das betrügliche Opfer die Nichtanerkennung der religiösen Abhängigkeit ausdrückt, so gibt nun der mit dem Opferkranz umwundene Prometheus ein Zeugnifs von der Anerkennung derselben, und wir sehen auch in diesem so natürlichen Zusammenhang einen Beweis dafür, dafs die Sage von dem Opferbetrug des Prometheus dem alten Mythus gewifs nicht so fremdartig ist, wie der Verf. meint. Aber auch die ganze Art und Weise, wie schon im Gefessel-

ten Prometheus die Auflösung des grofsen Schicksalsknotens angekündigt wird, steht bei unserer Ansicht des Mythus mit der Hauptidee desselben weit mehr in einem inneren organischen Zusammenhang, als der Verf. nach der seinigen annehmen kann. Die hierher gehörigen Momente sind: 1. Die dem Zeus drohende Gefahr, durch einen mächtigeren Sohn, gleich Uranos und Kronos, von dem Throne der Herrschaft gestürzt zu werden, wofern nicht Prometheus sich unterwirft, und in Folge seiner Unterwerfung geneigt wird, das Unheil drohende Geheimnifs zu offenbaren. 2. Der Heros Achilleus, welcher aus der schicksalsvollen Ehe entspringt. 3. Der unsterbliche Chiron, der statt des Prometheus unter die Erde geht. Alle diese Momente, die nach der Ansicht des Verf. im Grunde nur zur poetischen Ausschmückung dienen, erhalten nach der obigen Erklärung einen für das Ganze so bedeutenden Sinn, dafs wir in ihnen unmöglich blos eine zufällige Verbindung von Sagen annehmen können. Stellt der Mythus von Prometheus überhaupt die Ausgleichung des sinnlichen und religiösen Bewufstseyns dar, so müssen wir in den angegebenen Momenten die eben so wahre als einfache philosophische Idee erkennen, dafs jene Vereinigung des menschlich-sinnlichen und göttlichen in der Einheit des Bewufstseyns dann erst wahrhaft zu Stande kommen kann, wenn der Mensch das Göttliche, das er ursprünglich nur als eine fremdartige tyrannische Macht sich gegenüber stellte, der Einheit des Bewufstseyns so einverleibt, dafs es einen wesentlichen Bestandtheil seiner eigenen Natur eben so ausmacht, wie in der Person des Heros die menschliche Natur mit der göttlichen vereinigt ist. Der wahre Begriff der Gottheit geht in dem Menschen dann erst auf, wenn in ihm der Begriff der die Natur und die Menschenwelt nach ethischen Gesetzen regierenden Gottheit erwacht, der ethische Begriff der Gottheit aber hängt mit dem Begriff des Heroischen, vermöge dessen der Mensch das Göttliche eben so in sich als aufser sich setzt, aufs engste zusammen. Denn erst, wenn das Heroische als die Vermittlung des rein menschlichen und objectiv göttlichen gesetzt ist, ist der Begriff von Naturgöttern entfernt, von welchen nach dem Naturgesetz des Entstehens und Vergehens jeder folgende Gott als der stärkere Sohn seinen Vater stürzt. Die Idee des Absoluten ist mit der Gottheit verbunden, was der Mythus von Prometheus dadurch ausdrückt, dafs, nachdem die schicksalsvolle Ehe des Gottes mit der Göttin die Verbindung eines Menschen mit einer Göttin geworden ist, Zeus keine weitere Gefahr droht,

von dem Throne der Herrschaft gestürzt zu werden. So beginnt mit Achilleus, der auch in anderer Hinsicht durch die Bedeutung seines Namens und als der Sohn des Peleus und der Thetis, der Erde und des Wassers, der ideale Urmensch ist, eine neue Weltordnung, die eigentliche Menschenwelt folgt als neue Schöpfung auf den Titanischen Kampf der Naturelemente. In demselben Sinn wie Achilleus greift auch der Heros Herakles als Befreier des Prometheus in die Katastrophe dieser bedeutungsvollen mythischen Geschichte ein. Den Chiron, dessen Antheil an der Auflösung der Promethee, wie der Verf. S. 263. vermuthet, nicht erst der Promethee angehört, tondern dem Lemnischen Heiligthum, nehmen wir ganz im Gegensatz gegen Achilleus. Wir sind mit dem Verf. (S. 265.) überzeugt, „dafs in einer so speculativen, tief gedachten Fabel, wie diese Prometheische ist, auch Chiron einen bestimmten und für das Ganze sehr wichtigen Sinn gehabt haben mufs", und finden auch die Erklärung ganz genügend (S. 267.), dafs Chiron das Sinnbild halbthierischer, rohsinnlicher Natur ist. Wenn aber sodann der Verf. das Verhältnifs des Chiron zu Prometheus so bestimmt, Prometheus sey das göttliche Vorbild der Geweiheten, Chiron gebe als Sinnbild der Uneingeweiheten, des nicht vollkommenen und ächten Theils der Menschen, in das Reich der Schatten, als ein Gegenstück der Danaiden, so möchten wir dafür lieber Folgendes sagen: Chiron gehört, wie Prometheus, zu derselben Classe von Wesen, in welchen die göttliche Naturkraft (weswegen beide unsterblich sind) noch titanisch-gesetzlos wirkt. Es sind wilde ungemäfsigte Producte, aus welchen erst das wahrhaft kosmische und menschliche hervorgehen mufs. Was nun in dem Titanen Prometheus der Veredlung und Erhebung zum wahren Menschencharakter fähig ist, kommt in dem Heros Achilleus zur Erscheinung, dem seiner Abhängigkeit von Gott sich bewufsten, aber das Göttliche in sich selbst darstellenden Menschen, mit welchem der Kampf des Prometheus und Zeus sein Ende erreicht. Was aber die Titanen-Natur rein Titanisches, des ethisch-göttlichen Unempfängliches in sich hat, ist als Ausscheidung vom besseren Theile in dem freiwillig sterbenden Chiron dargestellt. Er hat sich selbst überlebt, und mufs absterben, nachdem das Vollkommnere seiner Entwickelung bereits entgegengereift ist. So lösen sich also die Elemente, die Prometheus in sich trägt, das Edlere und Unedlere, das Halbmenschliche und Menschlich-Göttliche in Achilleus und Chiron auf. Dafs Chiron sonst, wo er nicht gerade in diesem

Zusammenhang der Begriffe vorkommt, einen mehr dem Prometheus ähnlichen Charakter hat, läfst sich, wie wir gegen den Verf. S. 265. noch bemerken zu müssen glauben, aus der auch hier nicht zu vergessenden Verwandtschaft mit Prometheus erklären.

Der Verf. glaubt zur Rechtfertigung seiner Ansicht solchen gegenüber, welchen die Anerkennung einer Idee, zumal einer eigentlich philosophischen, in dem alten Mythus eine zu grofse Anforderung an die Menschen-Vernunft zu seyn scheint, die Bemerkung hinzufügen zu müssen S. 88: „Wenn Symbolik eines solchen Inhalts wie im Prometheus bei dem Attischen Tragiker befremden kann, auch den, welcher den eben so tiefsinnigen als klaren Geist dieses Heros längst angestaunt hätte, so liegt in der älteren Griechischen Religion nicht wenig verborgen, wodurch diese Erscheinung erklärlicher wird“ u. s. w. Wir können nicht umhin, diese Worte des Verf. auch für unsere Ansicht geltend zu machen, und hierin überhaupt demselben vollkommen beizustimmen. Ist der Mythus nur das vage Spiel der Einbildungskraft mit bedeutungslosen Bildern, dann lohnt es sich in der That nicht, Zeit, Scharfsinn und Gelehrsamkeit an ein solches Gewirre zu verschwenden; steht aber die Voraussetzung fest, dafs der Mythus eine Idee in sich schliefst, dann will sich auch, wofern wir nur dem natürlichen Zusammenhang der alten Sage folgen, die einmal erkannte Idee fesellos aus ihrer Umhüllung herausbewegen. Man glaube doch nicht, dafs das, was uns allerdings in der Sprache der Abstraction und Reflexion oft seltsam genug klingt, dem klaren und natürlich gesunden Sinne des älteren Geschlechtes so ferne lag. Warum soll, was man in der Kunst längst anerkennen mufste, nicht auch dem Mythus zu Statten kommen? Wie in jener der göttlich schaffende Genius, dem gemeinen Bewufstseyn unerreichbar, oft viele Jahrhunderte der Verstandes-Reflexion vorauseilt, die sich von den Gründen des Verfahrens Rechenschaft geben will, so denken wir uns auf eine analoge Weise auch in dem Mythus, als dem Erzeugnifs einer der Natur näher stehenden Menschheit, eine Philosophie objectivirt, deren selbst schon dem classischen Alterthum oft vielfach verhüllten Sinn zu reconstruiren, die Aufgabe der nachfolgenden Reflexion ist.

Wir bedauern, da wir den engen Raum dieser Blätter auch so schon vielleicht zu sehr in Anspruch genommen haben, auf die beiden andern gröfseren Abhandlungen: Ueber die Lemnische Kabiren-Weihe und den Zusammenhang der

Promethee mit derselben, S. 157 — 304. und: Winke über die Aeschylische Trilogie überhaupt, S. 307 — 321. nicht mehr Rücksicht nehmen zu können. Die letztere namentlich, in welcher der Verf., was er zuerst an der Promethee im Einzelnen gezeigt hat, die Trilogie als allgemeinen Charakter der Aeschylischen Composition durch eine sehr scharfsinnig durchgeführte Induction nachweist, gewährt ein für die Beurtheilung der Aeschylischen Kunstwerke und des Entwickelungsganges der dramatischen Poesie der Griechen überhaupt höchst wichtiges Resultat. Möge dem Vf. bald vergönnt seyn, die verschiedenen im Laufe der gegenwärtigen Untersuchungen angekündigten Schriften einem solchen Werke folgen zu lassen.

F. C. Baur.

Ueber den Römhilder Recefs vom 28. Jul. 1791. Ein Beitrag zur Berichtigung der Urtheile des Publicums über die Gothaische Successionssache. Gött. b. Vandenh. u. Ruprecht. 155 S. 8.

Der Vf. dieser Schrift berührt zuvörderst die Rechtsgründe, welche der Gültigkeit des bekannten Römhilder Recesses entgegengesetzt werden können, und geht dann zur Untersuchung und Darstellung des wahren Inhalts und Sinnes der in die Gothaische Successionssache einschlagenden Stelle dieses Recesses über. Die vollständige Zergliederung und Erläuterung dieser Stelle giebt der Schrift einen besonderen Werth. Der Vf. gelangt zu folgenden Resultaten: 1. Vermöge der älteren Hausgesetze bestand in dem Herzogl. Gesamthause Sachsen die Gradualerbfolge. 2. Bei den Römhilder Conferenzen war es zwar die Absicht der unterhandelnden Theile, dafs die Linealfolge für alle künftige Successionsfälle in dem Gothaischen Gesamthause angenommen und als Hausstatut festgesetzt werden sollte. 3. Dieses Statut ist jedoch wirklich nicht errichtet worden, sondern der Römhilder Recefs läfst vielmehr Alles beim Alten, indem er in seinem dispositiven Theile nur einige Specialverträge, mit einer Protestation gegen eine jede Ausdehnung dieser Verträge, enthält, die bestätigten Verträge aber (wenn sie auch der Linealsuccession das Wort sprechen sollten) sämtlich von der Speciallinie S. Gotha mit einer der drei übrigen Linien geschlossen und folglich mit dem erfolgten Aussterben jener Linie erloschen sind.

N. 46. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Historia de la dominacion de los Arabes en España, sacada de varios manuscritos y memorias Arabigas, por el Dr. Don Jose Antonio Conde. Madrid 1820 y 21. Tom. I. Pr. XXIV. Pag. 635. Tom. II. Pag. 455. Tom. III. Pr. XX. Pag. 268.

Bei den vielfachen historischen Bemühungen in unserer Zeit hat man auch die Geschichte der Mauren in Spanien nicht unbeachtet gelassen, welches um so nöthiger war, weil wir dieselben aus Unkenntnifs der zahlreichen Arabischen Quellschriftsteller theils unvollkommen und mangelhaft, theils nach den falschen Berichten christlicher Chronikschreiber entstellt lasen. Cardonne, Otter u. A. regten durch ihre Werke das Studium an, die Geschichte der Mauren aus den Arabischen Schriftstellern zu geben. Der Engländer Murphy und der Spanier Masdeu gingen noch weiter: sie benutzten die zahlreichen Arabischen Manuscripte, welche Casiri in der Bibliothek des Escurial anführt. Ungeachtet sie mit grofser Gelehrsamkeit ihre Werke auszustatten suchten, so fehlt ihnen doch der historische Tact, die gehörige Uebersicht des Ganzen, eine genaue Kenntnifs der Geschichte der mit den Arabern in Berührung kommenden Völker, und was die Hauptsache ist, es fehlt ihnen diejenige Kritik, welche nothwendig ist, um Bücher, worin geschichtliche Darstellungen ohne Plan und Ordnung gegeben sind, benutzen und zweckmäfsig ausziehen zu können. Alle diese Fehler seiner Vorgänger versuchte Conde zu vermeiden; ob es ihm gelungen ist, davon werden wir unten sprechen.

Die Vorrede spricht über die hohe literärische Bildung der Mauren in Spanien in Vergleich mit dem übrigen Europa, und thut dar, dafs eine vollständige Geschichte dieser Nation nicht nach christlichen Chronikschreibern, wovon der Erzbischof Rodrigo von Toledo durch seine Geschichte der Araber noch die erste Stelle einnimmt, gegeben werden könne; auch nicht nach einseitigen Arabischen Berichten, wie Car-

Digitized by Google

donne that, oder nach den von Casiri gegebenen historischen Fragmenten Arabischer Schriftsteller, wornach Murphy und Masdeu ihre Werke ausarbeiteten; da Bruchstücke die Geschichte oft mehr verwirrten als erhellten, und man durch den Schein gar zu leicht in die Irre geführt werden könne: — sondern, um eine vollständige Geschichte der Mauren zu liefern, müsse man ihre ganzen historischen Werke, die noch vorhanden sind, studiren und mit einander vergleichen. Ein solches mühsames Studium, das den Verfasser gewifs Jahre lang beschäftigte, setzte ihn in den Stand, Neues und Verbessertes zu geben, und gereicht dem Buche zu grofser Empfehlung; dafs er aber die benutzten Schriftsteller nur im Allgemeinen in der Vorrede, höchst selten im Buche, bei den einzelnen Stellen erwähnt, wo neue Behauptungen und von der bisher bekannten Geschichte abweichende Erzählungen gegeben sind, möchte ihm bei dem grofsen Lesepublicum nicht schaden, bei dem Geschichtkundigen aber viel, da man nicht befugt ist, sich auf Conde's Auctorität ganz zu verlassen. Dieser Umstand setzt den historischen Werth des Buchs sehr herab; nicht minder der Grundsatz, der fast durch das ganze Buch, jedoch nicht mit aller Consequenz, am wenigsten im letzten Theil, ausgeführt ist, so zu erzählen, dafs man glauben sollte, einen Araber vor sich zu haben. Dieses gehört zu derselben Thorheit, wie die vieler unsrer jetzigen Maler, die, wenn sie vielleicht auch Anlagen zu etwas Höherem in der Kunst hätten, sich als Ideal die altdeutsche Schule vorsetzen, mit ihren Vorzügen und Fehlern, und die letzteren fast mehr nachzuahmen suchen, als die ersteren. Um sich in dem fremden Gewande ganz einheimisch zu bewegen, mufste Conde die Art der Araber, sich auszudrücken, so viel als möglich annehmen, mufste Unbekanntschaft mit der Geschichte christlicher Völker heucheln, mufste lange Erzählungen durch Boten wiederholen lassen, mufste die Prosa sogar mit Versen in Arabischem Metrum untermischen, und mufste eine Menge Arabischer Benennungen von Würden und Aemtern und Sachen beibehalten, die gewifs den meisten Lesern unverständlich sind.

Das ganze Werk zerfällt in vier Theile, wovon der erste Band die beiden ersten Theile umfafst, nämlich erstens die Geschichte der Eroberung Spaniens durch die Araber und der Statthalter, die von den Califen dahin geschickt wurden; und dann die Errichtung der Ommajadendynastie auf der Pyrenäischen Halbinsel bis zu ihrer Auflösung. Die beiden folgenden Bände, welche die Geschichte der Almoraviden- und Al-

mohadenherrschaft, und die des Königreichs Granada bis zu seinem Sturze enthalten, haben nach der vom Herausgeber gemachten Anzeige nicht die letzte Feile des Verfassers bekommen, da ihn leider ein früher Tod seinem Vaterlande entrifs, welches an solchen gelehrten Männern nicht allzu reich ist.

Um die oben ausgesprochenen Urtheile über die Fehler des Buches zu begründen, und zugleich seine Verdienste darzustellen, ist es nothwendig, etwas genauer in das Werk einzugehen.

Der erste Theil, welcher die Geschichte der Mauren bis zur Gründung der Ommajadenherrschaft in Spanien umfafst, ist wie das ganze Werk in viele, ziemlich kurze Capitel abgetheilt, wodurch die Geschichte aufserordentlich zersplittert und die Uebersicht über das Ganze erschwert wird, wenn sie nicht fast ganz verloren geht. Anstatt der vierzig Capitel, worin dieser Theil aufgelöst ist wären einige Abschnitte hinreichend gewesen, und hätten den Leser gleich mehr in die Sache selbst eingeführt. Als Einleitung wäre die Geschichte der Eroberung Nordafrika's gegeben worden (von Cap. 1 — 8.); den ersten Abschnitt bildeten die Eroberungen Tarik's, Musa's und Abdelaziz's (von Cap. 8 — 19.); den zweiten die Züge der Maurischen Statthalter über die Pyrenäen und gegen die Christen in den nördlichen Gebirgen Spaniens; den dritten die innere Geschichte des Landes, und die Kriege der Arabischen Häuptlinge unter einander.

Bei der Erzählung der Eroberung Nordafrika's durch die Araber gibt Conde manches Neue und Interessante, was weder Cardonne (Hist. de l'Afrique et de l'Espagne sous la domination des Arabes), noch Otter (in der Histoire de l'Academie des Inscriptions T. XXI.) aus Novairi mittheilen konnten; doch hätte er nicht ganz die Griechen, Theophanes in der Chronographie, den Anastasius und den Nicephorus übersehen sollen. Auch das Kitab Aldjuman in den Notices et Extraits T. II. gibt über mehreres näheren Aufschlufs. — Bei dem Uebergang Tarik's nach Spanien verwirft Conde mit Recht die Geschichte der Cava, deren Wahrheit schon Gibbon bezweifelt, als eine Maurische Dichtung: p. 25. not. Los nombres de la Caba, de su doncella Alifa, y toda la serié de este cuento descubre que fue ficcion morisca, fundada en las hablillas y canciones vulgares que corrian entre Moros y Cristianos. (Die Namen Cava und ihrer Dienerin Alifa, und der ganze Verlauf dieser Erzählung zeigen, dafs sie eine Arabische Dichtung ist, die sich auf unter Mauren und Christen um-

Digitized by Google

laufende Volksmährchen und Lieder gründet.) Die ältesten christlichen Denkmale für diese Zeit, die Chroniken von Isidorus Tacensis, von Don Alfonsus Magnus und von Albayda, erwähnen der Cava nicht; was Ferreras in der Spanischen Geschichte versucht hat, um die Wahrheit der Geschichte zu vertheidigen, läfst sich leicht widerlegen.

Die Schlacht an der Guadalete oder bei Xeres de la Frontera beschreibt der Verf. sehr ausführlich, allein ganz falsch ist die Angabe, dafs Tarik mit eigener Hand den Westgothenkönig Rodrigo niedergestofsen habe: cap. X. pag. 32. (Tarik) conveiendo ol Rey Ruderic por sus insignias y caballo le acometió y le pasó de una lanzada, y el triste Ruderic cayó muerto. Selbst die Arabischen Berichte bei Cardonne und Murphy (History of the Mahometan empire in Spain pag. 62.) stimmen damit nicht überein, sondern sagen, dafs Rodrigo's Todesart unbekannt wäre; wahrscheinlich sey er im Flufs ertrunken. Damit im Einklang sagt das Chronicon Alfonsi Magni: de Ruderico vero rege nulli cognita manet causa interitus ejus. So auch Lucas Tudensis im Chronicon Mundi und der Erzbischof Rodrigo von Toledo de rebus Hisp. L. II. c. 20, obwohl der letztere c. 22. sich widerspricht und sagt: Rodericus a Juliano, ut creditur, interfectus est.

Dafs Musa oder Tarik schon über die Pyrenäen gegangen sey und Eroberungen in Südfrankreich gemacht habe, ist höchst unwahrscheinlich. Diesen wenig glaubwürdigen Bericht Novairi's hätte Conde nicht so leicht aufnehmen sollen. Murphy geht noch weiter: er läfst den Eroberer Spaniens bis an die Rhone vordringen. Der erste Arabische Feldherr aber, welcher Mohamedaner über die Pyrenäen führte, war der kriegerische und grausame Statthalter Alhaur (Alabor).

Den grofsen Zug Abderrahmans nach Frankreich und die blutige Schlacht bei Tours erzählt Conde Cap. 25. zum Theil ausführlicher als Andere, in mancher Hinsicht aber auch unvollständig, besonders da er der Eroberungen der Städte an der Rhone nicht erwähnt; auf die Berichte der Fränkischen Annalenschreiber und des Paul Warnefrid (in der Longobardischen Geschichte L. VI. c. 46. p. 921. ed. Grot.) ist wenig oder keine Rücksicht genommen; daher wird auch nicht einmal die Anzahl der Gebliebenen angegeben: Paul Warnefrid spricht von 375,000 Todten auf Saracenischer Seite; wahrscheinlich ist diese Angabe übertrieben. Mit Unrecht setzt Conde die Schlacht in das Jahr 733, auch Mariana in der Spanischen Geschichte irrt, wenn er auf des Isidorus Tacensis Auctorität bauend, das Jahr 734 angibt. Schon die Histoire

de Languedoc T. I. Not. LXXXIV. pag. 694. hat dargethan, dafs 732 als das richtige Jahr anzunehmen ist.

Viel besser als die Züge nach Frankreich und die Kriege mit den Christen in den Nordgebirgen Spaniens, ist der innere unruhige Zustand des Landes seit Abderrahmans Tode dargestellt; wie es dem strengen und kräftigen Statthalter Okba (Aucupa nennt man ihn sonst) gelang, die durch die feindlichen Partheien erregten Unruhen zu dämpfen, und Spaniens innere Verwaltung und Einrichtung mehr zu ordnen und festzustellen, wie doch nach seinem Tode (741.) sich die Häuptlinge wieder feindlich gegen einander über stehen, und wie mit dem Sturz der Ommajaden im Orient auf der Pyrenäischen Halbinsel Yussuf el Fehri sich unabhängig macht.

Der zweite Theil (von pag. 147 — 635.), welcher die Blüthe der Maurischen Herrschaft, die Dynastie der Ommajaden umfafst, ist leider ebenfalls in eine Menge Capitel, hundert und siebenzehn an der Zahl, zerstückelt. In keinen Theil der Maurischen Geschichte ist so viele Einheit und Uebersicht über das Ganze zu bringen, als in diesen, und doch hat Conde gerade hier am meisten dagegen gefehlt. Die Geschichte soll nicht eine Masse von Einzelheiten aufstellen, sondern aus diesen heraus die Entwicklung des Staatslebens durchführen. Bei der Ommajadenherrschaft in Spanien kann diese gut nachgewiesen werden, und sie wird gewifs mehr in die Sache einführen, als eine Menge fragmentarischer Abschnitte. Nach seiner Ansicht würde Ref. die Geschichte besagter Dynastie nach ihrem Steigen und Fallen so eintheilen:

Erster Abschnitt: Gründung und Befestigung der Ommajadenherrschaft in Spanien durch Abderrahman I.

Zweiter Abschnitt: Unruhige, aber kräftige Regierungen der Califen Heschem I, Hakem I und Abderrahman I.

Dritter Abschnitt: Gefahren des Califats unter mehr gelehrten als kriegerischen Regenten bis auf Abdallah's Tod.

Vierter Abschnitt: Abderrahman's III. und Hakem's II. Zeit oder Culmination der Ommajadenherrschaft.

Fünfter Abschnitt: Innerer Verfall und Glanz gegen aufsen unter dem Hadschik Almansor.

Sechster Abschnitt: Bürgerkriege und Auflösung der Mohamedanischen Herrschaft in Spanien in mehrere kleine Reiche.

Die Geschichte Abderrahman's I. ist in den vier und zwanzig ersten Capiteln enthalten. Die Abentheuer desselben auf seinen Wanderungen, um den Verfolgungen der Abbassiden

zu entgehen, sind ausführlich und schön erzählt, nicht minder gut und anziehend sind seine Berufung zur Gründung eines Califats in Spanien, seine Kriege mit Yussuf, die unglücklichen Versuche des Abbassiden Almansur, Spanien wieder zu erobern, und die verschiedenen Aufstände im Lande dargestellt, so dafs hier Conde's Verdienste um die Maurische Geschichte sehr zu erheben sind. Allein diese finden nur statt, wo es innere Angelegenheiten betrifft; denn sobald auswärtige Kriege gegen die Christen erzählt werden, ist er ein blinder, mit der europäischen Völkergeschichte jener Zeit unbekannter Mohamedaner. Den wichtigen Krieg mit Karl dem Grofsen, wobei Abderrahman fast den ganzen Länderstrich von den Pyrenäen bis zu dem Ebro einbüfste, fertigt er mit kurzen Worten ab: Capitulo XX. pag. 201. (Los Cristianos de Afranc) tomaron ánimo, y con grandes huesces entraron en tierras de Espana talando y estragando los campos, incendiando los pueblos y cautivando las gentes: llegaron con sus algaras hasta Zaragoza; pero los Walíes de Wesca, de Lerida y de las otras fronteras fueron contra ellos, y los vencieron y obligaron á pasar los montes, y tuvieron que dejar la presa y despoyos por la vuelta. (Die Christen vom Frankenreich, wieder ermuthigt, fielen mit zahlreichen Truppen in Spanien ein, verbreiteten Raub, Mord, Brand und Verheerung über Felder und Oerter, und führten viele Gefangene davon. Ihre Reiterei kam auf ihren Streifzügen bis nach Zaragoza. Allein die Statthalter von Hueska, Ilerda und andern Grenzorten zogen gegen sie, schlugen und nothigten sie, wieder über die Berge zu gehen und die gemachte Beute zurück zu lassen.) Dieser falsche Bericht von Karls ersten Eroberungen in Spanien möchte dem Verfasser noch zu verzeihen seyn, da er im Text die Rolle eines Arabischen Autors spielt; allein in der Note zu dieser Stelle, wo er sich als Spanischer Gelehrter des neunzehnten Jahrhunderts zu zeigen hat, begeht er einen Irrthum, welcher ihm weniger zu vergeben ist. Hier sagt er nämlich: Esta fue la famosa batalla de Roncesvalles. Bekanntlich war der Zug Karls (im J. 778.) über die Pyrenäen überaus glücklich, er drang bis an den Ebro, und die Mohamedanischen Städte, wohin er die von Abderrahman vertriebenen Statthalter wieder zurückgeführt hatte, erkannten ihn als Oberherrn an. Nach Barcellona aber ward ein fränkischer Statthalter gesetzt. Von diesem allen, was, wenn auch nicht aus den Arabern, doch aus den fränkischen Annalen bekannt ist, sagt Conde kein Wort. Was aber die Niederlage des fränkischen Heeres in den Engpässen von Roncesvalles

betrifft, so waren die Mauren ganz unschuldig daran. Die freien, weder von den Franken noch von den Mohamedanern unterjochten Gebirgsbewohner, die Basken, durch die reiche Beute angelockt, lauerten in den engen Pässen und Schluchten dem Gepäcke auf; es fiel in ihre Hände, obwohl dasselbe von den tapfersten Franken begleitet wurde, da sie durch ihre leichte Bewaffnung und ihre gewandten Bewegungen den schwergerüsteten Franken in den engen und oft unwegsamen Gebirgspässen von Roncesvalles weit überlegen waren. Hier fiel auch der viel besungene Roland. Für diese Gewaltthat der Basken, die Karl in ihren Bergklüften nicht bestrafen konnte, büfste der Herzog Lupus von Gascogne, den der Frankenkönig aufhängen liefs.

Heschem I, Abderahman's Sohn und Nachfolger, hatte gefährliche Kriege mit seinen Brüdern zu führen. Diese erzählt Conde Cap. 25. und 26. sehr ausführlich; auch die Rebellion des Mohamedanischen Statthalters in Catalonien, wo Abderahman nach Karls Abzug bedeutende Eroberungen gemacht hatte, werden umständlich berichtet, aber es wird nicht erwähnt, in welchem Verhältnifs der aufrührerische Statthalter zu Ludwig von Aquitanien, Karls des Grofsen Sohn, stand, der einen verheerenden Zug über die Pyrenäen unternahm, und mit mehreren Statthaltern Verbindungen anknüpfte (vergl. Astronomus in vita Ludovici Pii). Doch war dieser Zug Ludwigs nur als ein Streifzug anzusehen, da bald darauf von den Mohamedanern Barcellona wieder eingenommen wurde, und ein grofses Heer unter Abdel Melek über die Pyrenäen setzte (793.), Narbonne eroberte, und erst den Rückzug antrat, als die Nachricht von den Siegen Alphons des Keuschen, Königs von Asturien, ankam. Davon wird zwar Cap. 27. und 28. gesprochen, aber sehr unklar und ohne alle Rücksicht auf die christlichen Berichte.

Bei Hakems I. Regierung (Cap. 30 — 38.) sind die Kriege, die dieser Calif mit seinen aufrührerischen Oheimen zu führen hatte, mit allen Nebenumständen erzählt; ein wichtiger Umstand ist aber übergangen. Abdallah, der eine von den beiden Oheimen, die sich empörten, reiste nämlich nach Aachen zu Karl dem Grofsen (796.), und bat, ihm Hülfe zu leisten, seinen Neffen Hakem vom Throne zu stürzen. Karl, der Befestigung seiner Macht in Spanien suchte, sagte ihm die Hülfe zu, und schickte (797.) seinen Sohn Ludwig mit einem Heere über die Pyrenäen. Abdallah wurde durch diese günstige Diversion in den Stand gesetzt, sich der Stadt Valencia zu bemächtigen. Um den abtrünnigen Mohamedanischen

Statthalter Zade von Barcellona zu züchtigen, zog Ludwig abermals (799) über die Pyrenäen, zerstörte die Stadt Lerida und liefs das abgefallene Barcellona zwei Jahre lang belagern, bis er es im J. 801 eroberte; als Statthalter setzte er den fränkischen Grafen Bera ein. Ludwig drang bis an den Ausfluss des Ebro vor, wo er (804 oder 808) Tortosa eroberte. Jedoch hier fand das Glück der fränkischen Waffen seine Gränze, Hakem erschien mit einem furchtbaren Heere am Ebro, nahm Saragossa, und bedrohete die ganze Spanische Mark (810). Aber die neuen Niederlagen, die seine Heere durch Alphons den Keuschen erlitten, bewogen ihn mit Ludwig eine Waffenruhe zu schliefsen. Gegen das Jahr 821 knüpfte er mit dem Statthalter Bera Einverständnisse an; als diese von Kaiser Ludwig entdeckt wurden, sollten die Feindseligkeiten wieder beginnen, die Hakems Tod nicht zum Ausbruch kommen liefs. Alle diese verschiedenen Beziehungen des Maurischen und Fränkischen Reiches zu einander, die man in den fränkischen Annalen zerstreut angegeben findet, übergeht Conde, oder spricht nur undeutlich oder verworren davon. Auch die Verschwörung, wodurch nach Ibn Kaldun (bei Murphy p. 88.) der dem Vergnügen zu sehr ergebene und dem Volke durch neue Zollgesetze verhafste Calif vom Throne gestürzt, aber durch eine mächtige Partbei bald wieder darauf erhoben ward, erzählt der Verf. nach seinen Berichten anders, ohne dafs er für seine abweichende Erzählung seine Gewährsmänner angibt. Was in Hakems Geschichte ferner eine weitere Ausführung bedurft hätte, ist die Einrichtung eines regelmäfsigen Militärwesens und einer starken Flotte im mittelländischen Meere, welche bald über Sardinien, Corsika, Sicilien und Italien Furcht und Schrecken verbreitete.

Abderrahmans II. lange Regierung vom J. 822 — 852 ist zwar von Cap. 38 — 47. sehr ausgeführt dargestellt, jedoch nicht erschöpfend. Nach den verschiedenen Schriftstellern wird über ihn, wie über die ganze Spanische Geschichte dieser Zeit, also auch über Alphons den Keuschen so viel Dunkles und Verworrenes berichtet, dafs es schwer seyn möchte, Licht und Ordnung in diese widerspruchsvolle Geschichte zu bringen. Abderrahmans Regierung ist mit Empörungen und Kriegen angefüllt. Zuerst rebellirte gegen ihn sein Grofsoheim Abdallah, der geschlagene Rebell zog seine Anhänger mit ins Unglück, die sämmtlich auswanderten, in zahlreichen Schaaren nach Aegypten kamen, Alexandria eroberten, und nachdem sie sich auch die Insel Creta unterworfen, die furchtbarsten Seeräuber wurden. Conde setzt diese Eroberung

Alexandria's noch unter Hakem, unter dessen Regierung nach der Beendigung des Aufstandes in Cordova auch bedeutende Auswanderungen, besonders nach Fez, statt fanden. Obwohl Abderrahman auch einen Aufstand in Merida und Toledo, welche letztere Stadt drei Jahre lang belagert wurde, zu unterdrücken hatte, so zeigte er doch zu gleicher Zeit gegen die Fränkische und Spanische Heeresmacht, welche seine Grenzen bedrohete, viele Energie. Wenn er auch nicht immer glücklich war (die Araber erzählen fast nur von seinen Siegen, die Christen nur von seinen Niederlagen), so drang er doch so weit in die feindlichen Länder vor, dafs er einmal Leon, das anderemal Pampeluna eroberte. Den hartnäckigsten Kampf hatte er mit den Normännern (von den Arabern Magiogen genannt) zu bestehen, die besonders die Gegend um Lissabon und Sevilla schrecklich heimsuchten, bis es endlich dem Califen nach vieler Anstrengung gelang, sie auf ihre Schiffe zurück zu schlagen. Die Verbindungen der Griechischen Kaiser mit Cordova gegen die Abbassiden in Bagdad gibt Conde genauer an als Murphy, auch den Versuch, mit einer Maurischen Flotte bei Marseille ein Heer ans Land zu setzen, um die Franken in Gothien (d. i. Catalonien und Septimanien) im Rücken anzugreifen, welche Sache, wie ihr Mifslingen, auch die Annales Bertiniani erwähnen. Allein die Verbindung mit Italien wurde ganz mit Stillschweigen übergangen. Nämlich, wie uns das Chronicon Siculum bei Muratori T. I. Pars 2. pag. 245. berichtet, wurde Messana von den Spanischen Mohamedanern erobert, und nach Erchembertus (in continuat. Paul. Diacon. cap. XVII. bei Muratori T. II. pag. 241.) rief Sigenulf (Siconulfus), der Herzog von Capua, welcher gegen den Herzog Radelgis von Benevent und den mit ihm verbundenen Edrisiden aus Afrika Krieg führte, die Ommajaden aus Spanien zu Hülfe. Abderrahman schickte eine Flotte, und erlangte mehrere Vortheile über Radelgis.

Die sehr durch innere und äufsere Bewegungen getrübten Regierungen Mahomeds (vom J. 852 — 886), Almondhir's (886 — 888), Abdallah's (888 — 912) sind von Cap. 47 — 67. dargestellt. Die vielen Unruhen im Inneren mögen ihren Grund in den drückenden Steuern und in der Neigung der Statthalter, sich unabhängig zu machen, gehabt haben. Durch die Fortschritte der christlichen Könige von Leon und Navarra, und der Grafen in Barcellona wurden die Mauren immer mehr in ihrer Herrschaft bedroht, und der Sturz derselben wäre gewifs viel früher erfolgt, hätte nicht eine lange, kräftige und glückliche Regierung dem Reiche neue Festigkeit

gegeben, und wären nicht Spaniens christliche Fürsten unter sich verfallen gewesen.

Die glänzendste Periode in der Maurischen Geschichte Spaniens ist die Zeit Abderrahmans III, sowohl in Hinsicht der militärischen Gewalt und des inneren Reichthums, als der hohen Bildung und der Blüthe der Künste und Wissenschaften. In den zwanzig Capiteln (von 67 — 87.), worin Conde von der fünfzigjährigen Regierung dieses Califen handelt, ist sehr wenig Ordnung und noch weniger historischer Tact; fast chronikartig sind neben den wichtigsten Begebenheiten die Sterbejahre und Tage einzelner Mohamedaner, Dürre, Theurung, Anekdoten, Naturerscheinungen u. s. w. aufgezählt, so dafs die eigentlichen Facta der Geschichte unter dem Haufen aufserwesentlicher Dinge verschüttet sind, oder denselben weichen mufsten, und daher mit Stillschweigen übergangen wurden. Was noch die beste und genaueste Darstellung in diesem Abschnitte seyn dürfte, ist die Entwickelung und Erzählung der Kriege Abderrahmans in Afrika, welcher Cap. 74. 75. und 76. eine Geschichte der Edrisiden, Aglabiten und der diese beiden überwältigenden Schiiten oder Fatimiten vorausgeschickt ist. Auch die Verschwörung des Prinzen Abdallah gegen seinen Vater (Cap. 83.) gehört zu den besseren Capiteln. Allein bei den so wichtigen Kriegen mit den christlichen Königen konnte die ganze Erzählung nur höchst dürftig und partheiisch ausfallen, da die Spanischen Chronikschreiber nicht zu Rathe gezogen wurden, ja selbst nicht einmal alle Arabische Berichte. Auch die zahlreichen Verbindungen Abderrahmans mit fast allen damals lebenden Königen und Fürsten sind mangelhaft angegeben oder manche ganz übergangen. Der ersten Gesandtschaft des Griechischen Kaisers Leo, wovon Murphy spricht, erwähnt er nicht; eben so schweigt er von der, welche Otto der Grofse (955) schickte, bei welcher der Gesandte Johann von Görz so grofse Schwierigkeiten hatte, bis er vorgelassen wurde. Darüber steht das Nähere bei Labbé Nova Bibliotheca MSS. librr. T. I. pag. 741 sqq. und Calmets Histoire de Lorraine.

Die Kriege, welche der gelehrte Calif Hakem, ein grofser Freund der Wissenschaften, der Künste und der Poesie, in Afrika und Gallicien mit ziemlichem Glücke führte, sind in den Capiteln 88 — 94. mitgetheilt. In den beiden letzten Capiteln ist auch viel Interessantes über die damalige Maurische Cultur und Gelehrsamkeit, wie auch über Hakems Bemühungen, dieselbe noch höher zu steigern, angegeben. Unter seinem unmündigen Sohne Heschem hebt sich der erste

Minister, Hadschib (d. i. Vezier), so sehr, dafs er sich die Macht des Califen selbst aneignet. Conde zwar behauptet, dafs der Hadschib Almansor immer Unterthan Heschams geblieben, und nirgends davon die Rede sey, dafs er sich des Califats bemächtigt habe; allein hier kommt es nicht auf die Worte, sondern auf die Sache an. Es ist nach allen Arabischen Berichten offenbar, dafs Heschem in seinem Pallaste zu Azzähra gefangen gehalten und ganz von den Regierungsgeschäften entfernt wurde; dafs der Hadschib Almansor sich eine bisher in Spanien unerhört grofse Militärmacht schuf, und über diese ganz nach Gutdünken verfügen konnte; dafs alle Vertheilungen der Aemter von ihm ausgingen; dafs er sich durch die Anlegung der neuen Stadt Azzehira eine dem Ommajadenpallaste Azzähra ähnliche Hofstadt erbaute, die zugleich auch durch die dabei angelegten Befestigungswerke, Magazine und Zeughäuser für ihn ein Bollwerk seyn sollten, jeden Versuch, ihn zu stürzen, unmöglich zu machen. Wenn er auch dem machtlosen Hescham noch das Zeichen der Souveränität, die Erwähnung seines Namens in der Chotba oder im öffentlichen Gebet, und auf Münzen, liefs, so war doch derselbe im eigentlichen Sinne abgesetzt. Uebrigens hätte Conde mehr ausführen sollen, wie schon vor Almansor die Ommajadenherrschaft in ihren Grundfesten morsch und angefressen wurde, theils durch die beständigen inneren Unruhen und das Wachsen der Christenstaaten, theils durch den überhandnehmenden Luxus und selbst durch die Bildung, da sie Ueberbildung wurde. Die Kraft der Moslems war gelähmt; religiöse Begeisterung, wodurch ihre Eroberungen von einem Weltmeer zu andern sich erstreckten, hörte auf; denn schon band man sich nicht mehr streng an die Gesetze des Koran, und kriegerischer Sinn und Tapferkeit wurde ungeachtet der strengen Verbote Hakems mehr durch Weintrinken als durch den Wunsch den Islam auszubreiten, angefacht.

Um ein solches sinkende Reich zu halten, war ein Militärgenie wie Almansor nothwendig. Durch sein Ansehen bei dem Heere, dem er ein Abgott war, wurde er die Stütze und der Glanz seines Volkes; er brachte die christlichen Staaten Spaniens an den Rand des Untergangs; da er aber nach seinem Tode nicht durch einen grofsen Mann ersetzt wurde, so mufste nothwendig das ganze Gebäude, das der Stützen entbehrte, in den grausen Bürgerkrieg zerfallen, und die einzelnen Staaten eine Beute mächtiger christlicher oder fremder mohamedanischer Fürsten werden. Wie kräftig Almansor die Zügel der Regierung führte, läfst sich daraus ersehen, dafs,

obwohl er beständig im Norden und Osten mit Christen, im Süden, in Afrika, mit Mohamedanern, in Kriege verwickelt war, doch im Inneren des Landes, was unter den früheren Regierungen unerhört war, keine Empörungen, keine Aufstände ausbrachen. — Auffallend ist es, dafs Conde den so wichtigen Zug Almansor's nach Gallicien, wo er Santyago zerstörte, so kurz und zwar als zwei Züge erwähnt. Cap. 99. pag. 523. sagt er: Al ano siguiente (988) visitó la frontera de Galicia y ocupó Medina Colimria y llegó á Santyac, destruyó sus muros, y tomó grandes despojos y muchos cautivos y volvió vencedor á Cordoba por Talavera y Toledo. (Im folgenden Jahre kam er an die Grenze Galliciens, besetzte Coimbria, drang nach Santyago, zerstörte dessen Mauern, und kehrte siegreich über Talavera und Toledo nach Cordova zurück.) Fast eben so kurz erzählt er denselben Zug nach Santyago Cap. 100. p. 530. noch einmal, da doch die christlichen Berichte, wie die Arabischen bei Murphy (pag. 113.), nur von einem sprechen. An der angegebenen Stelle heifst es: (Almansur) having fitted out a fleet with provisions and arms to meet him at Oporto, he directed his march by Coria to that city, and arrived at St. Jago. — Finding the place deserted by all its inhabitants, except one old Monk, who was sitting on the tomb of St. James, the Moslems collected the booty, and destroyed the walls, houses et church; but the tomb, which was of rare workmanship, as well as the old monk, was spared and protected by Almansor. Dann wird der fernere Verlauf der Expedition angegeben, wovon Conde nichts erwähnt

Nach Almansor's Tode waltete sein Sohn Abdelmelik ganz nach dem Sinne und der Weise des Vaters fort; ihm folgte nach einer siebenjährigen Regierung sein Bruder Abderrahman. Als dieser den schwachen Heschem zwang, ihn zu seinem Erben und Nachfolger zu erklären, so erregte er den Unwillen aller, bewirkte durch diesen Schritt seinen Tod, und schleuderte den Staat in den Sturm der blutigsten Bürgerkriege, welche das Ommajadische Califat in mehrere Herrschaften zerstückelten. Diese inneren Kriege und das Schicksal der letzten Ommajaden und ihrer Gegenregenten, besonders der Aliden, sind von Cap. 105 — 117. erzählt. Bei dem Kampfe Mahadi's und Solimans hätte der Hülfe der Christen auf beiden Seiten mit mehr Genauigkeit gedacht werden sollen. Das Schicksal des unglücklichen Heschem, der unter Almansor und seinen Söhnen ein Gefangener war, unter Mahadi erst abgesetzt, dann scheinbar beerdigt, aber wieder aus der

Dunkelheit hervorgezogen und auf den Thron gesetzt ward, bis er endlich in die Hände des grausamen Soliman fiel, beschreibt Conde mit vieler Genauigkeit und in Uebereinstimmung mit den bisherigen Nachrichten. Allein in der Angabe der Ungewifsheit seiner ferneren Schicksale weicht er davon ab: Cap. 108. pag. 582. Los Eslahos (d. i. die Leibwache) y otros honrados servidores del Rey Hixêm suplicaron por él á Suleiman; lo que hizo de él se ignora, pues nunca mas pareció vivo ni muerto, ni dejo sucesion, sino de calamidades y discordia civil. Dagegen gibt der Erzbischof Roderich in der Arabischen Geschichte Cap. XL. in f. Bestimmteres: Cives autem Issem extra Cordubam deducentes, libere abire permiserunt et ille fugiens in Africam transfretavit, und Murphy pag. 117. gibt diesem Widersprechendes: Hesham was privately slain.

Diesem ersten Bande sind sechs Kupfertafeln mit Arabischen Inschriften beigefügt, wovon noch zum Ueberflusse am Ende des ganzen Werkes Uebersetzungen beigefügt werden, da sie schon in diesem Bande im Texte der Verfasser übertragen hat.

Der zweite Band oder dritte Theil enthält in acht und funfzig Capiteln erstens das Schicksal der verschiedenen Herrschaften, die aus dem aufgelösten Ommajadenreiche hervorgegangen sind, von Cap. 1 — 9; dann die Eroberungen der aus Afrika kommenden Almoraviden, von Cap. 9 — 26; die Kriege der Almohaden, von Cap. 27 — 57; und das letzte Capitel schliefst den Band mit der Geschichte der Meriniden, welche in Marokko herrschten, und mehrmals nach Spanien übersetzten. Am Ende ist noch eine chronologische Uebersicht der Maurischen Herrscher in den verschiedenen Staaten Spaniens von der Hegira 408 — 621 angehängt.

In diesem Theile hat Conde vielleicht die gröfsten Verdienste um die Maurische Geschichte. Es ist gerade die Zeit, welche durch die vielen Kriege sowohl der Mohamedaner unter einander, als auch gegen die Christen, durch die Menge der Staaten, durch den häufigen Wechsel der Regenten, die gröfsten Schwierigkeiten macht, und daher bisher am meisten im Dunkel lag. Die bisherigen Bearbeitungen dieser Geschichte leisteten nur höchst Unvollkommenes, wenn man sie mit Conde's Bemühungen vergleicht.

Jusef ben Tachfin, der Eroberer Nordafrika's und Gründer Marokko's, war der erste Almoravide, der nach Spanien übersetzte. Nach Conde's Erzählung wurde er fast von allen Emiren in Spanien, die der immer wachsenden Castili-

Digitized by Google

schen Macht nicht mehr Widerstand leisten konnten, besonders aber vom Herrscher von Sevilla Aben Abbed zu Hülfe gerufen. Dieser sollte nämlich aufser einem erhöheten Tribut noch mehrere feste Oerter an Alphons VI. abtreten, der schon Toledo genommen hatte. Das Schicksal der christlichen Gesandtschaft, woraus man die Rohheit der Zeit bei der grofsen Ritterlichkeit ersehen kann, wird verschieden erzählt. Conde gibt pag. 114. die Geschichte mit dem Juden, der von Alphons der Gesandtschaft beigegeben ward, das Geld in Empfang zu nehmen, ganz anders als Murphy pag. 127. Doch stimmen beide darin überein, dafs der Gesandte und Jude umgebracht worden. Der Engländer sagt nach seinen Arabischen Manuscripten: Calling the envoy into his presence, Ibn Abbad beat him till his eyes fell out; only three of the attendants (die vorher auf fünfhundert angegeben) escaping to inform Alfonso etc. — und von dem Juden heifst es: he made use of harsh language, that Prince instantly knocked out his brains and caused him to be crucified. Conde dagegen erzählt glaubwürdiger p. 115: y aquella noche misma entraron algunos esclavos en las tiendas del embajador y del Judío y mataron á éste con muchos puñaladas y maltraron á los Cristianos que venian con el embajador. Durch den Sieg in der Schlacht bei Zalaca (1086), welche Cap. 16. sehr schön und wahrhaft orientalisch beschrieben ist, war des Almoraviden Jusef Herrschaft in Spanien gegründet, und Alphonso's Uebermacht gebrochen. Bei den Eroberungen und Kriegen der Almoraviden in Spanien wird auch oftmals des Cid, unter dem Namen Ruderic Cambitur (Cambeador) Erwähnung gethan, besonders bei dem Krieg in Valentia Cap. 22. p. 182 — 184. Dadurch gewinnt die Geschichte Cids nicht wenig an Wahrheit, da mehrere Spanische Geschichtschreiber sie für ein Werk der Einbildung halten, und ihn deswegen neben die andern Romanhelden des Mittelalters stellen.

Obwohl von den Almohaden, die sich unter der Regierung Ibn Aly Jusef's in Afrika erheben, von ihren Siegen und Eroberungen in Afrika und Spanien, dann auch von ihren Niederlagen und ihrem Sturze sehr ausführlich (von pag. 222 — 434.) gehandelt wird, so ist doch hie und da mancher Umstand, der dem Ganzen eine andere Gestalt geben würde, übergangen. Sehr zu verwundern ist es, dafs Conde in der Geschichte von Jacub Almansor, der durch den Sieg bei Alarkos die Almohadenherrschaft auf's Höchste steigerte (1195), nicht erwähnt, dafs mit ihm der im dritten Kreuzzuge so bekannte Sultan Saladin ein Bündnifs gegen die Franken zu machen

suchte, um dieselben in ihrem eigenen Lande anzugreifen. Da aber der Sultan versäumt hatte, Jacub den Titel Amir Mumenin (Herrscher der Gläubigen) zu geben, so wies der Almohade jede Verbindung mit dem morgenländischen Herrscher zurück.

Der dritte Band oder vierte und letzte Theil enthält in drei und vierzig Capiteln die Geschichte der Mauren von dem Sturze der Almohaden bis zur Eroberung Granada's oder der Vertreibung der Mohemedaner aus der Halbinsel, also hauptsächlich die Geschichte der Nagariden, die in Granada herrschten. In den ersten Capiteln (von 1 — 9.) ist dargestellt, wie mehrere in die gröfste Verwirrung gestürzten Mohamedanischen Staaten den siegreichen Königen von Arragonien und Castilien unterliegen, wie der letztere, Ferdinand III, in das Herz von Andalusien dringt, Cordova und Sevilla erobert, und zwar selbst unterstützt vom Aben Alahmar, dem Stifter der Nagaridenherrschaft in Granada und dem Erbauer der Alhamra. Murcia aber verbleibt noch den Anhängern des Islams, weil die christlichen Könige zu sehr mit Eifersucht und Feindschaft gegen einander erfüllt sind, als dafs einer dem andern den Besitz dieses Landes gegönnt hätte.

Wie alle untergehende Reiche, so bietet die Geschichte des Königreichs Granada viel Trauriges und Schändliches dar. Von Norden aus mischen sich die Christen, von Süden aus die Herrscher in Marokko, die Meriniden, in die Maurischen Angelegenheiten, nnd treten ihnen bald feindlich entgegen, bald suchen sie den Sturz des wankenden Reiches noch zu verzögern. Innere Empörungen und Verschwörungen, gewaltsame Thronbesteigungen und dadurch erzeugte blutige Bürgerkriege, durch Fremde entschieden, türkisch-sultanischer Argwohn der Regenten gegen die Verwandten und beständiger Gräuel von Familienmorden schwächen und untergraben alle Festigkeit der Herrschaft, und erleichteren täglich mehr den Christen die Eroberungen, die noch viel schneller hätten gemacht werden können, wenn nicht auch bei diesen Aehnliches wie bei ihren Feinden statt gefunden hätte. Die schwächeren und vertriebenen Maurischen Könige suchen gewöhnlich bei den christlichen Hülfe, und erhalten diese durch grofse Länderabtretungen. An Nichterfüllung des Versprechens und an Treulosigkeit jeder Art fehlt es auf keiner Seite; aber auch nicht an Grofsmuth und edler Ritterlichkeit, wodurch jene Zeit die Widersprüche Rohheit und Zartheit, Gefühl für das Schöne oder Edle und Brutalität des Geistes und des Handelns wunderbar mit einander verbindet.

Die so sehr verwickelte letzte Zeit der Maurischen Herrschaft in Granada, wo ein Regent dreimal den Thron verliert und wieder besteigt, wo Verwandte gegen Verwandte sich die Krone streitig machen und das unglückliche Land in Partheiungen theilen, und so seine Einheit und Kraft immer mehr schwächen, indem Ferdinand der Katholische das ganze christliche Spanien vereint, diese Zeit, wo im ungleichen Kampfe der Islam in der Pyrenäischen Halbinsel, nach einem fast achthundertjährigen Aufenthalte, unterliegt, ist klar und ausführlich erzählt, und zwar viel weniger in der Manier eines Arabers als eines Spanischen Geschichtschreibers.

Obwohl Conde eigentlich dem Cultur- und Literaturzustande der Mauren in Spanien keine besonderen Abschnitte gewidmet hat, wie Murphy, so kommen hie und da doch sehr schätzbare Bemerkungen über innere Einrichtungeu, Gesetze, Gelehrte, Schulen, Militärwesen, Zünfte u. s. w. vor. Wichtig für die ersten Nachrichten vom Gebrauche des Pulvers im Kriege sind die an mehreren Stellen eingestreuten Notizen, wodurch man beweisen kann, dafs in Spanien der Gebrauch dieses zerstörenden Elements lange vor Berchtold Schwarz bekannt war. Vor der Schlacht bei Crecy (1346) fand man, wie Hume (History of Ergland chapt. XV.) behauptet, nirgends in einem Kriege den Gebrauch des groben Geschützes erwähnt. Allein hier läfst sich noch viel bestimmter, als nach Casiri Bibl. arab. Hisp: Escurial. I. pag. 6 sqq. Cardonne gethan hat, darthun, dafs schon um das Jahr 1300 sein Gebrauch bei Belagerungen von Festungen sowohl bei Mauren als Christen in Spanien ganz gewöhnlich war. Bei der Belagerung von Gibraltar durch Ferdinand IV. von Castilien im Jahr 1308 wird als etwas ganz gewöhnliches erzählt: Cap. XIV. p. 89. El Rey de Castilla,— — la (la fortaleza de Gebaltaric) cercó y combatió con ingenios y máquinas de truenos. In bestimmteren Ausdrücken ist über diese Donnermaschinen bei der Belagerung Baza's durch Ismail gesprochen: Cap. XVIII. p. 111. (Ismail combatió la ciudad de dia y noche con máquinas é ingenios que lanzaban globos de fuego con grandes truenos, todo semijantes á los rayos de las tempestades, y hacian gran estrago en los muros y torres de la ciudad. Feuerwerke (fuegos artificiales) werden Cap. XXI. p. 132. bei der Illumination Granada's im J. 1340 erwähnt.

(*Der Beschlufs folgt.*)

Digitized by Google

N. 47. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Don J. A. Conde Historia de la dominacion de los Arabes en Espana.

(*Beschluſs.*)

Als der König von Fez Aly Abul Hassan mit Juzef, König von Granada, Tarifa belagert, wird von den Donnermaschinen, die eiserne Kugeln vermittelst des Pulvers schleuderten, gesprochen pag. 133. principiaron á combatirla con máquinas é ingenios de truenos, que lanzaban balas de hierro grandes con nafta causando gran destruccion en sus bien tórrendos muros. Daſs hier unter nafta Pulver zu verstehen ist, zeigt die Stelle p. 137. Levantaron los Cristianos grandes máquinas y torres de madera para combatir la ciudad (Algezira); y los Muzlimes las destruian con piedras que tiraban desde sus muros, y con ardientes balas de hierro que lanzaban *con tronante nafta* que las detrivaba y hacia gran dano en los del campo.

Fragt man nun am Schlusse des Werkes, was hat Conde geleistet, und welchen Werth hat das Buch, so möchte Ref. es für besser und verdienstvoller halten, als alle vorhergehenden, die diesen Theil der Geschichte behandelten; allein er muſs zugleich bemerkun, daſs man es nur als eine Uebersetzung verschiedener Arabischer Geschichtschreiber betrachten kann, ohne daſs Conde viel Rücksicht auf die christlichen Berichte nimmt, wodurch er in die entgegengesetzten Fehler der bisherigen Spanischen Geschichtschreiber fiel. Aus diesem Grunde ist der Verf. oft einseitig, begeht manche Irrthümer, bleibt sich als Uebersetzer verschiedener Schriftsteller im Styl nicht gleich, selbst nicht im Schreiben eigener Namen, und ordnet den Stoff, der ihm als eine rudis indigestaque moles vorlag, nicht planmäſsig und mit historischem Tact. Dessen ungeachtet sind seine Bemühungen sehr zu schätzen, da nun manche bisher in Arabischen Manuscripten liegenden Nachrichten zugänglicher gemacht sind, weswegen ein künf-

Digitized by Google

tiger Bearbeiter der Spanischen Geschichte im Mittelalter Conde's Werk nicht unbeachtet lassen darf.

Bis jetzt sind schon zwei Uebersetzungen von dem Werke erschienen, die eine in deutscher und die andere in französischer Sprache: erstere von Rutschmann, Carlsruhe 1824 — 25. in drei Bänden, und letztere von Marles in Paris 1825. in eben so vielen Bänden. In beiden Uebersetzungen möchte sehr zu tadeln seyn, dafs die Arabischen Namen so geschrieben sind, wie sie im Spanischen Originale stehen. Eine Aenderung damit vorzunehmen, hätte freilich oft Kenntnifs des Arabischen bedurft; so wird Hixem, Koraix u. s. w. geschrieben, anstatt Hischem, Koraisch, selbst in Spanischen Namen Sanxo statt Sancho. Da die Spanier die Consonanten nicht verdoppeln, aufser wenigen, die dann meist eine eigene Aussprache bekommen, so mufste Conde, seiner Sprache gemäfs, oft einfache Buchstaben setzen, wo im Arabischen doppelte stehen; aber weder im Deutschen noch im Französischen darf dies statt finden, daher nicht Abderahman, Anasar, Omeien, Abdala u. s. w., sondern Abderrahman, Annasar, Ommeien, Abdallah.

Ueber das Fortschreiten des Krankheitsprocesses, insbesondere der Entzündung; ein Beitrag zur allgemeinen Krankheitslehre, von K. Hohnbaum, der Medicin und Chirurgie Doctor, Herzogl. S. Hildburghaus. Ober-Medicinalrath und Leibarzt u. s. w. Hildburghausen, 1826. in der Kesselringschen Hofbuchhandlung. gr. 8. VI und 360 S. 1 Thlr. 12 Gr.

Es ist in der Natur der Sache gegründet, dafs der Krankheitsproceſs in fortdauernder Veränderung begriffen ist, in keinem Augenblicke stillsteht, niemals auf einem gewissen Punkte verharrt, und dafs die mehresten Krankheitsformen zu Ursachen und zu Folgen von andern werden. Eben dasselbe ist auch ganz allgemein anerkannt, und wird sowohl in der allgemeinen als auch in der speciellen Pathologie berücksichtigt. In der ersteren beschäftigen sich vorzüglich die Kapitel, welche von dem Verlaufe, von dem Typus, von den Stadien, von den Ausgängen, dem Metaschematismus und der Metastase u. s. w. handeln, mit diesem Gegenstande. Ueberdies findet man in der speciellen Pathologie sowohl, als auch und zwar besonders in der monographischen Darstellung einzelner Krankheiten wenigstens immer die krankhaften

Zustände angegeben, welche entweder die in Rede stehende Krankheit bedingen, oder Folgen, Uebergänge und Ausgänge derselben sind; und ebendaselbst werden natürlich auch der Verlauf, der Typus, die Stadien, und jegliche Veränderung, welche sich zuzutragen pflegt, möglichst genau in Hinsicht auf jede einzelne Krankheit erörtert.

Nur selten aber hat man dies Verhältnifs der einzelnen Krankheiten zu einander zur Aufgabe besonderer, ausführlicher und allseitiger Untersuchungen gemacht, auch uns ist keine eigene Schrift bekannt, in welcher dieser Gegenstand umsichtig und ausführlich abgehandelt, ja nur als Hauptthema aufgestellt worden wäre. Es ist daher schon im Voraus mit vielem Danke und grofsem Lobe anzuerkennen, dafs wir in der oben genannten Schrift einen solchen Versuch erhalten. Denn das, was der Verf. Fortschreiten des Krankheitsprocesses nennt, ist eben nichts anderes, als die Veränderung, welche derselbe theils in der Zeit, theils im Raume, theils in modo erleidet.

Die Schwierigkeiten des Gegenstandes bestehen, wie der Verf. sagt, „in dem unendlichen Reichthum und einer solchen Fülle von Erscheinungen und Thatsachen, die mit dem Gegenstande in näherer oder entfernterer Beziehung stehen, dafs das ganze grofse Feld der Pathologie und Pathogenie mit hineingezogen werden müfste, um ihn einigermafsen zur Vollendung zu bringen"; und wir setzen hinzu, dafs nicht blos jene allgemeineren Doctrinen, sondern auch die specielle Krankheitslehre sich in diesem Verhältnifs zu unserem Gegenstande befinden. Es leuchtet ein, dafs die Betrachtung der mehresten einzelnen Krankheiten von dieser Seite aus nicht nur überhaupt statt finden kann, sondern auch nicht selten eigenthümliche Resultate geben wird. Unter diesen Verhältnissen kann man es nicht mifsbilligen, dafs der Hr. Verf. die Entzündung vorzüglich zum Beispiel gewählt hat, um das im Einzelnen nachzuweisen, was er von dem Fortschreiten des Krankheitsprocesses im Allgemeinen sagt. Aufserdem aber wird auch sonst eine grofse Menge von andern Krankheiten zum Beleg erwähnt. — Eine andere und zwar eine sehr grofse Schwierigkeit besteht aber auch in der Unterscheidung derjenigen Fälle, in welchen die Krankheitsveränderung von zufälligen, während des Verlaufes der Krankheit statt findenden Einflüssen veranlafst worden ist, und derjenigen Veränderung, die in der ursprünglichen Beschaffenheit der Krankheit selbst liegt. Im strengsten Sinne können die ersteren wohl nicht einmal ein Fortschreiten des Krankheitsprocesses genannt

Digitized by Google

werden, sondern es wird durch solche neue Krankheitsursachen vielmehr immer auf das Neue eine Krankheit gesetzt, welche sich mit der ersten verbindet und diese natürlich abändern mufs. Und doch können eben diese Einflüsse wiederum nicht ganz mit Stillschweigen übergangen, und ihre Wirkungen um so weniger von diesem Gegenstande ausgeschlossen werden, je seltener es eine Krankheit und eine darauf folgende Veränderung derselben geben kann, auf welche nicht fortdauernd äufsere Umstände ihren Einflufs geäufsert hätten. — Es wäre vielleicht nützlich, auf jeden Fall aber recht interessant gewesen, wenn der Verf. diesem doppelten Ursprunge der Krankheitsveränderung eine gröfsere Aufmerksamkeit geschenkt, und eben diesen Gegenstand besonders berührt hätte. Er beschränkt sich aber blos darauf, gelegentlich einige äussere Umstände zu erwähnen, welche Krankheitsveränderungen begünstigen.

Ob nun gleich, wie der Verf. selbst gesteht, die Lehre von dem Fortschreiten des Krankheitsprocesses durch die vorliegende Schrift nicht gänzlich erschöpft ist, so gewährt dieselbe doch in der That einen höchst lehrreichen, wichtigen und interessanten Beitrag zu derselben, der unsere Aufmerksamkeit um so mehr in Anspruch nimmt, und dessen Mittheilung unseren Dank um so mehr verdient, als auf der einen Seite die Darstellung selbst höchst lichtvoll und klar, einfach und wohl geordnet ist, und auf der anderen Seite der Geist, der in der Schrift herrscht, als der beste anerkannt werden mufs, in und mit welchem die Medicin irgend bearbeitet werden kann. Thatsachen machen die Grundlage derselben aus, und es stehet dem Verf. eine reiche und lange Erfahrung zu Gebote, welche ihm die Thatsachen lieferte; aber es werden die Thatsachen auf die geistvollste Art zusammengestellt und allgemeine Gesetze aus denselben abstrahirt und nicht in dieselben hineingetragen, wie es wohl sonst beliebt ist. Auch liegt es in der Natur der Sache, dafs gelegentlich manche Blicke auf die Krankheiten selbst geworfen werden müssen, welche in ihrem Fortschreiten betrachtet werden; denn man kann von den Veränderungen derselben nicht handeln, ohne sie selbst vorerst in ihrem Eigenwesen erkannt zu haben. Auch die in dieser Hinsicht von dem Verf. vorgetragenen Lehren zeichnen sich durch Klarheit und Bestimmtheit aus, und wenn auch nicht alle ohne Widerspruch angenommen werden sollten, so verdienen sie doch in jeder Hinsicht die gröfste Aufmerksamkeit.

Es zerfällt aber die Schrift in drei Theile. Zuerst wird das Fortschreiten des Krankheitsprocesses in der Zeit von S. 7 — 52. betrachtet, und unter diesem Titel vorzüglich die Lehre von der Dauer, dem Verlaufe, dem Typus und der Periodicität abgehandelt. Nachdem der Hr. Verf. die bekannten Erfahrungen über diesen Gegenstand mitgetheilt hat, so werden folgende Schlüsse der Prüfung unterworfen: 1) dafs nämlich typische Erscheinungen vorzüglich bei Krankheiten derjenigen Organe und Systeme bemerklich sind, welche dergleichen typische Erscheinungen auch im gesunden Zustande zeigen, wie das Nerven- und Gefäfssystem, das Gehirn, und Verdauungssystem; 2) dafs dagegen bei niederen Systemen und Organen, wo auch im gesunden Zustande kein regelmäfsiger Typus zu erkennen ist, die typischen Erscheinungen auch in Krankheiten verschwinden, wenigstens unmerklich werden; 3) dafs bei höheren Systemen, wo die typischen Erscheinungen im gesunden Zustande an eine gewisse regelmäfsige Ordnung gebunden sind, auch die typischen Erscheinungen im kranken Zustande mehr Ordnung und Regel zeigen, als die der untergeordneten Systeme. In dieser Hinsicht wird das Gefäfssystem oben an gestellt, dann folgt das Gehirn- und Nervensystem, hernach das Verdauungssystem, die Assimilation und Reproduction; in Häuten, Drüsen, Knochen u. s. w. verschwinden die typischen Erscheinungen im gesunden und krankhaften Zustande unsern Blicken gänzlich. 4) Je schneller die typischen Erscheinungen im gesunden Zustande sich folgen, desto rascher folgen sich auch die Umläufe in Krankheiten; 5) je heftiger aber die Krankheit, desto weniger ist die typische Ordnung wahrzunehmen, 6) und endlich hängen Verschiedenheiten in der Dauer und dem Typus der Krankheit oft v ndern zufälligen Umständen, z. B. der Jahreszeit, ab, auch von solchen, die uns gänzlich unbekannt sind. — wie diese Sätze aus der Erfahrung unmittelbar entlehnt id, so müssen sie auch den Stempel der Wahrheit an sich tragen. Freilich ist dabei der letzte Grund des Typischen und Periodischen nicht berührt, der aber auch der Krankheitslehre nicht angehört, sondern vielmehr in der Physiologie und allgemeinen Naturlehre abgehandelt werden mufs; der Patholog hat, glaube ich, seiner Aufgabe Genüge geleistet, wenn er seine Erfahrungen und Erklärungen den physiologischen unter- oder beiordnet.

Von S. 52 — 299. beschäftiget sich der Verf. mit dem Fortschreiten s Krankheitsprocesses im Raume, und so wie dieser Theil den gröfsten Umfang hat, so kommen hier auch

die wichtigsten Gegenstände zur Sprache, und werden auf eine musterhafte Weise abgehandelt. Wir bedauern es, hier dem Verf. nicht Schritt für Schritt folgen, und einen ausführlichen Auszug liefern zu können, sondern begnügen uns damit, die allgemeinen Resultate, welche der Verf. selbst S. 294 ff. aus dieser Betrachtung gezogen hat, unsern Lesern mitzutheilen, welche wir eben dadurch auch am sichersten nöthigen werden, die Schrift selbst zu lesen. Es hat aber 1) jeder Krankheitsprocefs mehr oder weniger das Bestreben, sich von dem Punkte seiner Entstehung aus nach verschiedenen Richtungen auszubreiten, und wir sind berechtiget, aus den die Krankheit begleitenden Erscheinungen darauf zu schliessen, wenn wir dieses Fortrücken selbst nicht wahrnehmen. 2) Manche Krankheitsprocesse gehen zu den angrenzenden Stellen über, ohne während ihres Verlaufes ihren Charakter aufzugeben. 3) Manche halten sich nur innerhalb der Gränzen des organischen Gewebes, von welchem sie ursprünglich ausgiengen. 4) Andere behaupten zwar auch diese Gränze, verfolgen aber springend ihren Weg von dem Punkte ihrer Entstehung zu einem andern näher oder entfernter liegenden, jedoch mit ihm gleiche Organisation und gleiche Structur theilenden Punkte. 5) Noch andere verbreiten sich über Organe, die mit dem Punkte, wo sie begonnen, zwar ähnliche, aber nicht ganz gleiche Organisation und Structur theilen, z. B. von der Schleimhaut zu der serösen Haut u. s. w. 6) Verbreitet sich der Krankheitsprocefs auf ein Organ, welches mit dem ursprünglich leidenden gleiche Structur und Organisation theilt, so bleiben sich die Krankheitserscheinungen an beiden Theilen gleich. Sie nehmen im entgegengesetzten Falle einen solchen Charakter an, der dem Gewebe und der Function des Organes, auf welches der Krankheitsprocefs übertragen wird, gemäfs ist. 7) Eben so überträgt sich der Krankheitsprocefs auch von Systemen zu Systemen, welche nicht nur vermöge ihrer Organisation, sondern auch vermöge ihrer Function zusammen gehören. 8) Aber auch von Systemen zu Systemen, welche zwar unter sich zusammenhängen, und vermöge ihrer Function zusammen gehören, aber in ihrer Organisation verschieden sind, findet ein Fortschreiten des Krankheitsprocesses statt. 9) Die Flüssigkeiten verhalten sich hinsichtlich dieser Fortleitung, wie die festen Theile. Sie kann von den Flüssigkeiten auf einzelne Organe und Systeme, aber auch umgekehrt von diesen auf jene geschehen. 10) Endlich stehen auch andere Organe, zwischen denen keine räumliche Verbindung statt findet, welche aber durch ihre Function einander näher

Digitized by Google

oder entfernter verwandt, oder durch Gefäfs- und Nervenverzweigung zusammenhängen, in pathologisch-sympathischer Verbindung. 11) Je nachdem im gesunden Zustande diese Verbindungen näher oder entfernter sind, sind sie es auch im kranken. Hierauf gründet sich die Lehre von den krankhaften Sympathieen. 12) Aufser den Bedingungen des Fortschreitens des Krankheitsprocesses, welche in der Sympathie und Verwandtschaft der Organe und Systeme liegen, haben darauf auch äufsere Einflüsse, die besondere Individualität des Kranken, besondere Reizbarkeit einzelner Systeme und Organe, besondere individuelle Verhältnisse, in welchen diese unter sich stehen u. s. w., 13) vorzüglich aber hat der Charakter der Krankheit darauf den bedeutendsten Einfluss. 14) Obwohl in den Fiebern das Fortschreiten des Krankheitsprocesses sich nach der besonderen Gattung und Art des Fiebers richtet, so kann man doch im Allgemeinen annehmen, dafs in denselben der Krankheitsprocefs von den niederen Systemen beginne und zu den höheren fortschreite. 15) Der Entzündungsprocefs, als solcher, beginnt dagegen im Allgemeinen an irgend einer Stelle eines besonderen Organes, und breitet sich allmählig weiter über andere Organe und Systeme aus. 16) Das Fortschreiten des Entzündungsprocesses ist verschieden, je nach Verschiedenheit dieses Processes selbst, auch abgesehen von der verschiedenen Organisation und Verrichtung der Theile, welche er befällt. — Es möchte schwer halten, gegen diese Sätze Einwendungen zu machen; eben so schwierig mufs es aber freilich auch seyn, sie in manchen konkreten Fällen nachzuweisen, was jedoch nur davon abhängig zu seyn scheint, dafs uns der eigenthümliche Weg, den viele Krankheiten durch den Organismus nehmen, und eben so auch insbesondere der Punkt, von dem sie beginnen, ziemlich unbekannt ist.

Von Seite 299 — 360. betrachtet der Verf. endlich das Fortschreiten des Krankheitsprocesses in modo, und theilt folgende Resultate dieser Untersuchung mit: 1) Das Fortschreiten des Krankheitsprocesses im Raume und in der Zeit schliefst auch das Fortschreiten desselben in modo ein. 2) Bei jedem Krankheitsprocesse erfolgen in jedem Momente Umwandlungen, welche Veränderungen desselben in modo zur Folge haben, auch da, wo wir sie nicht mit unsern Sinnen zu verfolgen vermögen. 3) Das Fortschreiten des Krankheitsprocesses ist sehr verschieden, und diese Verschiedenheit hängt von mancherlei theils äufseren, theils inneren Bedingungen ab. 4) Besonders hat darauf die Verschiedenheit der

Organe grofsen Einfluſs. 5) Zum Theil ist aber diese Verschiedenheit des Fortschreitens des Krankheitsprocesses abhängig von der Verschiedenartigkeit dieses Processes selbst. 6) Insbesondere liegt den Entzündungen eine specifische Verschiedenheit ihres Wesens zum Grunde. 7) Mit jeder besonderen Krankheitsform scheint eine besondere Neigung zu besonderen Entartungen verbunden zu seyn, und oft scheint der Typus der kranken Bildung schon im normalen Bildungsproceſs vorgezeichnet zu seyn. 8) Der Entwickelung eines jeden Krankheitsprocesses geht mehr oder weniger das Bestreben parallel, krankhafte Stoffe sowohl, als krankhafte Thätigkeiten von einem edlen Organe zu entfernen und nach äuſseren, weniger edlen zu leiten. Es bezeichnet dieses Bestreben im Allgemeinen den Weg zur Genesung. 9) Ihm entgegengesetzt wirkt ein anderes Bestreben, den Krankheitsproceſs von äuſseren und wichtigen Theilen auf innere edle Organe zu verpflanzen: der Weg zur Vernichtung. Es liegt wohl in der Natur der Sache und in dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft der Grund davon, daſs dieser Theil der Schrift nicht in dem Umfange, mit der Sicherheit und mit der Ausbeute, wie der zweite von dem Verf. bearbeitet werden konnte. Denn dieses Fortschreiten des Krankheitsprocesses in modo müſste ohne Zweifel vorzüglich von der thierischen Chemie Licht erhalten, welche bei weitem nicht in der Vollendung, wie die dem Fortschreiten des Krankheitsprocesses im Raume zum Grunde liegende Anatomie, ausgebildet ist. Doch hat vorzüglich in Beziehung auf die Entzündung der verschiedenen Gewebe und Organe, und der eigenthümlichen Ausgänge derselben, der Verf. seinen Gegenstand sehr gut durchgeführt. — Der achte und neunte Satz scheinen uns mehr in das Gebiet des Fortschreitens des Krankheitsprocesses im Raume zu gehören; offenbar erscheint hier die Veränderung der Krankheit von dem Fortschreiten derselben auf andere Organe abhängig. — Bei Würdigung dieser Sätze fällt es besonders auf, daſs der Verf. dasjenige Fortschreiten der Krankheit, welches blos in der Zunahme derselben besteht, fast gänzlich mit Stillschweigen übergangen und in dem ersten Theile der Schrift nur vorübergehend erwähnt hat. Es ist zwar einleuchtend, daſs dasselbe für sich allein nicht vorkommen kann, sondern daſs bei der Zunahme der Krankheit gewöhnlich auch irgend eine Veränderung derselben in der Zeit, im Raume und in modo vorhanden ist, ja wir geben sogar zu, daſs die Zunahme und das Wachsthum derselben oft eine Folge jener Veränderungen sey. Immerhin aber wird dadurch die Aufgabe,

dieses Wachsthum für sich zu betrachten, um so weniger ausgeschlossen, als auch das quantitative Verhältniſs überall seine Ansprüche auf Würdigung geltend macht, und in ebendemselben wohl nicht selten auch der Grund der qualitativen Aenderungen, sowohl in modo, im Raume, als auch in der Zeit zu suchen seyn möchte. Ueberdies tritt ja auch fast jeder eigenthümliche Krankheitsproceſs gleich ursprünglich in verschiedenen Graden von Heftigkeit auf, und es werden eben durch diese verschiedenen Grade von Heftigkeit zum Theil die Veränderungen bestimmt, welche später statt finden.

Johann Christian August Heinroth, Professor der psychischen Heilkunde zu Leipzig, über die Wahrheit. ἡ ἀλήθεια ἐλευθερώσει ὑμᾶς. Joh. 8, 32. Leipzig, bei Hartmann. 1824. gr. 8. 409 S. 3 Thlr. 8 Gr.

Die äuſsere Einrichtung dieses Buchs ist folgende: voran stehen Einleitende Betrachtungen, und zwar I. Schilderung unserer Zeit vom Standpunkte des psychischen Arztes; II. Prognosticon; III. Höchstes Bedürfniſs der Zeit; IV. Hindernisse der Befriedigung dieses Bedürfnisses; V. Nächstes Mittel zur Beseitigung dieser Hindernisse. Sodann folgen vier Bücher mit diesen Ueberschriften:

Erstes Buch, die Wahrheit als menschliche Vorstellung (subjective Wahrheit).

Zweites Buch, die Wahrheit als Gegenstand menschlicher Vorstellung (objective Wahrheit).

Drittes Buch, Verhältniſs des Menschen zur Wahrheit.

Viertes Buch, Verhältniſs der Wahrheit zum Menschen.

Jedes dieser vier Bücher hält wieder acht Kapitel in sich.

Es ist dem Ref. sauer geworden, sich durch die einleitenden Betrachtungen durch zu lesen, nicht, weil er dem Verf. Unrecht gibt, sondern weil er durch zwei und vierzig Seiten hindurch immer das Nämliche zu hören bekam, nämlich Klagen über die Verderbniſs des jetzigen Menschengeschlechts. Auch sieht man nicht ein, warum gerade der Standpunkt des psychischen Arztes erfordert wird, um gewahr zu werden, daſs die erwähnte Verderbniſs in der Sinnlichkeit und der Selbstsucht, der die Menschen sich nach allen Richtungen hingeben, bestehe, — um überzeugt zu seyn, daſs diesem Uebel nur durch die Herrschaft der christlichen Religion, die eine Re-

Digitized by Google

ligion uneigennütziger Liebe ist, abgeholfen werden könne, — und um den Beruf in sich zu fühlen, der wachsenden Verderbnifs nach Kräften, und wäre es auch nur im Schofse der eigenen Familie, zu steuern.

Jene Klage über die Verderbnifs der Menschen ist übrigens so alt beinahe als die Menschheit. Schon von der frühesten Periode unserer Geschichte heifst es: das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf und immerdar; die Menschen wollen sich von dem Geiste Gottes nicht mehr leiten lassen u. s. w. Diese Verderbnifs ist nichts, was unser deutsches Vaterland allein auszeichnet, es theilt dieselbe mit ganz Europa, d. h. überall, wo Menschen in Staaten beisammen leben, ist rohe oder verfeinerte Sinnlichkeit, ist Selbstsucht, Egoismus, Begierde nach Wohlstand, die Haupttriebfeder ihrer Handlungen, Anstrengungen und Arbeiten. In den übrigen Welttheilen wird es wohl nicht besser seyn; und wenn gewisse Vorwürfe, die der Vf. unserer Zeit macht, auch unsere Vorfahren im sechszehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte nicht treffen, so beweiset dieses nur, dafs es damals anders, nicht aber, dafs es besser war. Wir alle essen, trinken, wohnen und kleiden uns, um arbeiten zu können, und wir arbeiten und strengen uns an, um uns und die Unsrigen zu nähren und zu kleiden. Aus diesem Cirkel ist schwer zu kommen, wie der Verf. S. 375. selbst gesteht. Nur wenige fruges consumere nati machen eine Ausnahme von dieser Regel. Dafs über diesem irdischen Treiben die Meisten das Eine vergessen, was Noth thut, ist leider wahr, jetzt wie zu allen Zeiten. Der Verf. sucht diesem Uebelstand für seine Zeit und in seinem Umkreise (der Umkreis eines deutschen philosophischen Schriftstellers ist aber immer nur ein sehr kleiner) durch gegenwärtiges Buch abzuhelfen. Diese Absicht ist sehr lobenswerth. Er sagt: Das höchste Bedürfnifs der Menschen ist die Religion, d. i. das Bedürfnifs der Rückkehr vom Welt-Abfalle zu Gott. Das Hinderniss der Befriedigung dieses Bedürfnisses ist die Selbstigkeit nach allen ihren Richtungen, Abstufungen und charakteristischen Zügen. Das nächste Mittel zur Beseitigung dieses Hindernisses ist — die Vorführung der Wahrheit, denn alle, denen das wahre Leben noch fremd ist, beweisen dadurch, dafs sie die Wahrheit noch nicht erkennen; denn die Wahrheit erkennen, ohne sie zu lieben, ist unmöglich (?), und eben so unmöglich ist es, die Wahrheit zu lieben, ohne ihr anzuhangen. Was aber ist Wahrheit? Der Beantwortung dieser Frage ist das ganze Buch gewidmet.

Um die Wahrheit zu erkennen, sagt der Verf. ferner, muſs man nicht zu den Philosophen in die Schule gehen, denn die Wahrheit ist in keinem philosophischen Systeme zu finden; man muſs überhaupt in keine Schule gehen, als in die, welche uns lesen lehrt, was in den Blättern unsers Bewuſstseyns niedergeschrieben ist, das heiſst, in die Schule, welche dieses Buch eröffnet. Denn zu enthüllen, und darzustellen, was unser Bewuſstseyn enthält, ist eben die Absicht unsers Verf. Das Bewuſstseyn aber ist das Wissen um das Seyn, in dem Seyn aber, im Gegensatz von Schein, besteht eben die Wahrheit. Denn da wir von keinem Seyn etwas wissen, als von dem, welches unser Bewuſstseyn uns vorhält, so sind wir genöthiget, dieses für das wahre Seyn, für die Wahrheit selbst zu halten. Will man dieser Entwicklung dessen, was das Bewuſstseyn enthält, die Ehre anthun, sie eine philosophische zu nennen (wir müssen also doch wohl zu der Philosophie in die Schule gehen, wenn wir Wahrheit erkennen wollen, — und so verfällt leider auch unser geist- und gemüthreiche Verf., wie so viele andere Philosophen, in die Anmaſsung, im alleinigen philosophischen Besitz der Wahrheit seyn zu wollen), so hat der Verf. (S. 49.) nichts dagegen, nur sie eine speculative zu nennen, muſs er von sich ablehnen, da, nach seinem wunderlichen Begriffe von der Speculation, diese entweder alles im Bewuſstseyn Gegebene von sich stöſst, oder das Gegebene durch ein Nicht-Gegebenes zu ergänzen bemüht ist. Kurz, wir erhalten hier eine Philosophie über die Wahrheit, die, wie schon Cartesius, wiewohl auf andere Weise, versucht hat, das Bewuſstseyn zur Basis nimmt. Und dagegen ist schlechterdings nichts einzuwenden, da es ewig wahr bleibt, daſs alle Philosophie von etwas Gegebenem ausgehen muſs, das sie richtig aufzufassen, dessen Beziehungen nachzuweisen, und zu verstehen bemüht ist.

In den acht Kapiteln des ersten Buches wird der Leser über die subjective Wahrheit belehrt, die der Verf. eintheilt in die sinnliche Wahrheit der Vorstellung, in die Verstandeswahrheit der Grundgesetze unsers Denkens, und in die Vernunftwahrheit des Gefühls des Göttlichen, Heiligen und Seligen. Der Charakter aller drei Arten der Wahrheit ist unabweisbare Nöthigung, und Anerkennung dieser Nöthigung von Seiten des Menschen, welche Anerkennung der Vf. Glauben nennt. Ueber diesen Ausdruck, den er mit Mehreren, und namentlich mit Jakobi, gemein hat, will Referent nicht rechten, da etwas Wahres an der Sache ist, dieses nämlich, daſs die Behauptung des wirklichen Daseyns einer Sin-

nenwelt, die wir doch nur vermittelst unserer Vorstellungen auffassen, welche etwas Subjectives sind, am Ende auf dem Vertrauen beruht, dafs unser Bewufstseyn, unser eigener Geist uns nicht täuschen werde, und dafs unsern Vorstellungen Gegenstände entsprechen. Man thut jedoch, nach des Ref. Ueberzeugung, Unrecht, den Begriff des Glaubens so weit auszudehnen; denn wenn, dafs zwei mal zwei vier ist, — dafs zwei rechte Winkel sich decken, — dafs ich lebe und empfinde, — dafs ein erschaffener Gott ein Unding ist u. s. w., kein Wissen mehr, sondern ein Glauben seyn soll, so gibt es gar keine Wissenschaft, so gibt es gar keine Beweise und Deductionen, so lügt der Sprachgebrauch aller Völker, so mufs das Wort Wissen aus allen Wörterbüchern ausgestrichen werden. Aber freilich, es war dem Verf. darum zu thun, so früh als möglich in sein Buch den Glauben einzuführen, der einen bedeutenden Theil des Inhalts desselben ausmacht.

Ref. nimmt, wie der Verf., vier Arten der Gewifsheit und der Evidenz an, nämlich:

1) sinnliche Gewifsheit, aus Empfindung;
2) logische Gewifsheit, beruhend auf der Nothwendigkeit der Denkgesetze und der Unterordnung der Begriffe;
3) mathematische Gewifsheit, beruhend auf der nothwendigen Anschauung des Raums und der Zeit, und den aus diesen gezogenen logischen Folgerungen;
4) moralische Gewifsheit, Gewissen schlechthin.

Alles, was diese vier Arten der Evidenz unmittelbar uns sagen, oder was sich durch richtige Folgerung auf sie zurückführen (d. h. beweisen) läfst, nennt Ref. ein Wissen; was sich nicht, und so lange es sich nicht darauf zurückführen läfst, gehört in das Gebiet der Meinung, die wahr seyn kann, deren Wahrheit aber noch nicht ausgemittelt ist. Glauben hingegen ist, nach des Ref. Ansicht und nach dem Sprachgebrauche, ein Fürwahrhalten auf das Zeugnifs eines Andern hin, historischer Glaube. Er erfordert schlechthin Prüfung. Auch der religiöse und christliche Glaube ist im Grunde ein historischer Glaube, nämlich ein Fürwahrhalten dessen und darum, was und weil Gott es den Menschen mitgetheilt hat durch seine Organe, in der Zeit. Ihm geht die Ueberzeugung voran, dafs der Allmächtige sich mittheilen könne, und dafs, was der Wahrhaftige von sich und seinem Verhältnisse zur Welt offenbart, nothwendig wahr seyn müsse. Diese Ueberzeugung selbst ist aber eigentlich kein Glaube, sondern ein Wissen, denn sie ist Endresultat des ganzen Menschenwesens, der ganzen Einrichtung unsers Geistes,

sie geht hervor aus allen Arten der Gewifsheit, der sinnlichen und Verstandesgewifsheit eben so wohl, als der Vernunftgewifsheit, dem Gewissen. Diese Ueberzeugung ist es, die in gewöhnlicher Rede auch ein Glaube, ein Vernunft- oder vernünftiger Glaube genannt wird, ob sie gleich eben so fest steht, eben so auf dem Gefühl der unabweisbaren Nöthigung beruht, wie nur immer das Wissen um die auf Sinnenanschauung sich stützenden empirischen Dinge. Zwar ist der Vf. hier durchaus anderer Meinung, ja er sagt sogar S. 240: der Glaube bekümmert sich um gar keine Objectivität. Gleichwohl kann Niemand das Wort Glauben aussprechen hören, ohne sogleich zu fragen: an was? oder wem? d. h. ohne nach dem Object des Glaubens zu fragen. Die ganze Erörterung über den Glauben, wie sie von S. 238 — 246. gegeben ist, hat Ref. nicht befriedigt. Uebrigens findet der Leser in diesem ersten Buche viel Treffliches, wohin z. B. das gehört, was S. 75 ff. über den Aberglauben gesagt ist. Warum aber der Verf. die sinnliche Wahrheit der Vorstellung die des Volks, und die Verstandeswahrheit der Begriffe die der Schule, d. i. der Gelehrten nennt, ist nicht einzusehen, ist eine willkührliche Abstraction. Das Volk denkt auch, und wenn es denkt, und was es denkt, kann es nicht anders als den Gesetzen des Denkens gemäfs denken; wie umgekehrt auch der Gelehrte an die Wahrheit der sinnlichen Vorstellung und Beobachtung gewiesen ist.

In den acht Kapiteln des zweiten Buches wird nunmehr gezeigt, dafs die Wahrheit nicht in der Vorstellung allein, als solcher, sondern in den Gegenständen liege, die gegeben sind. Unsere Vorstellungen nämlich werden bestimmt, nicht durch uns, die Vorstellenden, sondern durch etwas Anderes, welches wir anzuerkennen haben, wenn wir es auch nicht weiter nach bestimmten Merkmalen anzugeben wüfsten. „Benennen müssen wir doch aber das Element in unsern Vorstellungen, welches uns zwar angehört, wiefern wir es besitzen, aber uns auch nicht angehört, wiefern es nicht das Product unserer Thätigkeit ist, sondern auf fremde Thätigkeit zurückgeführt werden mufs. Und hier bietet sich eine sehr einfache Benennung dar wenn wir das, was nicht aus uns selbst hervorgeht, sondern was wir von Aufsen her erhalten, was uns folglich gegeben ist, das Gegebene nennen. Es erscheint also die gegenständliche Wahrheit überhaupt als ein Gegebenes.“ — Und nun ruft der Verf. wahrhaft komisch aus: „Mit diesem einzigen Worte (des Gegebenen) öffnet sich wie mit einem Zauberschlage eine neue Aus-

sicht in ein bisher noch unerkanntes (von wem denn nicht erkannt?) Gebiet unseres Bewufstseyns, in das Gebiet des wahrhaft Gegenständlichen, des nicht blos Subjectiven. Es ist, als athmete man freier, sobald man dieses Gebiet betritt. Was kann uns willkommener seyn, als die Einsicht, dafs uns zu allen wahrhaft gegenständlichen Vorstellungen der äufsere Grund und Halt oder der Stoff gegeben ist?« — Aber wer hat denn jemals daran gezweifelt, dafs es Gegenstände, wirkliche leibhafte Gegenstände gebe, die unsern gesammten Vorstellungen als ein von ihnen unabhängiges Seyendes zum Grunde liegen? Zwar gibt der Verf. zu verstehen, als seyen es die Philosophen, oder die Philosophie, oder das Philosophiren überhaupt, welches an der Realität der Dinge und an der Wesenheit des höchsten Wesens zweifle; allein dies ist eine ganz willkührliche Behauptung, welche durch die Geschichte der Philosophie von Pythagoras bis auf die heutige Zeit hinlänglich widerlegt wird. Es werden unter der grofsen Zahl von Philosophen kaum drei oder vier können namhaft gemacht werden, deren Philosophiren so weit sich verirrte, dafs sie das Gegenständliche unserer Vorstellungen, als von diesen erst gewirkt und hervorgebracht, annahmen. Die übrigen Alle suchten die Wahrheit da, wo sie allein auch zu finden ist, — in der durchgängigen Harmonie des Subjectiven und Objectiven, oder des innerlich und äufserlich Gegebenen.

In dem siebenten Kapitel dieses zweiten Buches versucht der Verf. eine Deduction der Offenbarung in der Zeit, die interessant ist, und deren wesentliche Gedankenreihe wir darum unsern Lesern mittheilen wollen: Eine Natur, eine Geschichte ohne Gott ist ein Unding. Wir suchen eine Seele, die das Ganze belebt, einen Geist, der das Ganze durchdringt. Dieses Suchen ist nothwendig; das Nothwendige aber ist Charakter der Wahrheit. Woher aber Bestätigung erhalten für diese Wahrheit? Es müssen sich die Merkmale des Heiligen in räumlich-zeitlicher Offenbarung nachweisen lassen. Eine solche Offenbarung mufs das Medium seyn, durch welches der blos subjective Glaube an Gott einen Gegenstand erhält; eine solche Offenbarung müfste sich zu unserer subjectiven Vernunft gerade so verhalten, wie sich die Natur aufser uns zu unserm sinnlichen Empfindungs- und Vorstellungsvermögen verhält. Die Vernunft ist auch Sinn; ein Sinn aber ohne Gegenstand ist nichts. Die Vernunft hat auch Vorstellungen (Ideen), allein sie müssen durch einen ihnen entsprechenden Gegenstand angeregt seyn. Wie gelangen wir nun

Digitized by Google

zu der Gewifsheit, dafs unserer Vernunft und ihren Ideen der Gegenstand nicht fehle? Einzig und allein dadurch, dafs diese Vorstellungen von Gott als heiligem, allmächtigem, allweisem Wesen, als dem Weltschöpfer und Erhalter, uns von ihm selbst übermacht werden, dafs er selbst aus der Sphäre seines Seyns und Wirkens in unsere räumlich-zeitliche Sphäre, d. i. in unsere Geschichte eingreift, und sich kund thut, das heifst offenbart. Eine räumlich-zeitliche unmittelbare Offenbarung Gottes ist also nothwendig; ist sie aber nothwendig, so mufs sie auch vorhanden seyn; ist sie aber vorhanden, so mufs sie uns freiwillig entgegen kommen. Und dies ist auch der Fall. Das Heilige ist in die Zeit eingetreten; es gibt neben der Profangeschichte auch eine heilige Geschichte, die anfänglich auf Tradition beruhend, und in Dämmerung gehüllt, zuletzt mit der Geburt des Weltheilandes in helles Sonnenlicht übergeht. Die heilige Geschichte ist aber noch nicht geschlossen, wir leben in ihrer Mitte, ihre Offenbarungen umgeben uns, wie das Element des Lichts unser Auge, wir dürfen nur sehen wollen. Die Geschichtsbücher der heiligen Offenbarungen liegen vor uns, sie sind das Wort Gottes. Was wir von Gott und seinen Rathschlägen wissen können, erfahren wir nur durch sie. Sie belehren, beleben, beseligen die, die ihren Geist in sich aufnehmen; dieser Geist ist der Geist des Glaubens und der Liebe. Die Liebe ist das Höchste, als solche hat Gott sich offenbart. Von ihr erleuchtet erblicken wir in der Weltgeschichte die Geschichte des Abfalls, und in der heiligen Geschichte die der Erlösung. Beide gehören zusammen, denn auch die erste wird in den Kreis der göttlichen Offenbarung gezogen. „Und so (S. 182.) ist erwiesen, was zu erweisen war, dafs nämlich die göttliche Offenbarung das Medium der übersinnlichen Wahrheit ist", d. h. mit andern Worten: dafs wir nur durch Gottes unmittelbare Belehrung von ihm wissen, und ohne das, was Gott selbst von sich gesagt hat, das menschliche Geschlecht nichts von ihm wissen würde.

In dem folgenden achten Kapitel, mit der Ueberschrift: Zweifel und Lösung, läfst der Verf. einen Gegner Einwürfe machen gegen seine Offenbarungslehre, die er dann zu beantworten sich bemüht. Der erste Einwurf ist: ob Gott in Person zu den Menschen rede, und wie sich dieses denken lasse? Darauf wird geantwortet, dafs in der menschlichen Natur kein Widerspruch gegen die Vorstellung liege, dafs der Vater der Menschen sich seinen Kindern auf der Erde in menschlicher, Anbetung heischender, Gestalt offenbare, und dafs ja der

Heiland der Menschen wahrer Gott und wahrer Mensch gewesen sey. — Der zweite Einwurf wendet ein, dafs der Glaube an einen Gott auf natürlichem Wege, nämlich durch eigene Ideenentwicklung, entstehen könne, wie sich ja auch Wissenschaft und Kunst, wenn auch nicht in jedem Menschen, doch in einigen vorzüglich begabten, von selbst innerlich entwickle. Darauf wird erwidert, dafs die Kunst kein selbstständiges, freies Daseyn habe, sondern das religiöse Element schon voraussetze; dafs, wie Alles im Menschen, so auch seine religiöse Anlage nur durch äufsere Anregung geweckt und entwickelt werden könne, mithin nur durch eine göttlich-geschichtliche Offenbarung. — Der Verf. läfst seinen Gegner noch einige andere Einwürfe vorbringen, die wir aber, so wie deren versuchte Beseitigung, übergehen, um noch einigen Raum für das Folgende zu gewinnen.

Aus dem dritten Buche, überschrieben: Verhältnifs des Menschen zur Wahrheit, das ohne Abrede viel Durchdachtes und Treffliches enthält, will Ref. nur das Resultat am Schlusse desselben herausheben. Die Wahrheit, heifst es S. 293, wird nicht gemacht, sie wird gegeben, sie kann also auch blos empfangen werden. Ein reiner Sinn ergreift, empfängt sie. In den Wissenschaften ist sie nicht zu Hause. Was man uns aus dem Gebiete derselben dafür ausgibt, ist häufig nur ein armseliges Stück- und Flickwerk aus mangelhafter Beobachtung, deren Lücken die Einbildungskraft ausgefüllt hat, und auf welchen Grund nun irgend ein Lieblingsinteresse mit Hülfe der Combinationsgabe seine Hypothesen baut. Als Beispiel können dienen die Theorien in Medicin und Physik, die Philosophie, und überhaupt viele andere Wissenschaften, die zum grofsen Theil nur auf Tradition beruhen.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N. 48. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Heinroth über die Wahrheit.

(*Beschluſs.*)

Der erste Schritt in das Reich der Wahrheit ist eine aufrichtige Selbsterkenntniſs. Ist diese wirklich eingetreten, so erscheinen uns gerade unsere hochfahrendsten Wissenschaften als eitel und ihre Bestrebungen als dünkelhaft. Der zweite Schritt zur Erkenntniſs der Wahrheit ist das Geständniſs unserer Unwissenheit. Wir müssen nicht selbst etwas wissen wollen, sondern uns von dem Geiste Gottes führen lassen, der uns in alle erkennbare Wahrheit leitet, und dieser Geist sagt uns, daſs die Welt eine Offenbarung Gottes ist, und daſs wir Gott zum Freunde haben, wenn wir seinen Willen thun, und daſs ihn zum Freunde zu haben, unser ewiges Heil ist, und daſs Gott unser Heil will, indem er will, daſs wir seine Kinder heiſsen u. s. w. Aber — — und nun verfällt der Vf. wieder in seine auf die vielfachste Weise ausgedrückten Klagen, daſs die Menschen von diesem Geiste sich nicht wollen leiten lassen, und damit endet dieses Buch.

Das vierte und letzte Buch erörtert, wie Eingangs schon erwähnt wurde, das Verhältniſs der Wahrheit zu dem Menschen. Auch es enthält, wie die vorhergehenden, acht Kapitel. Das erste Kapitel führt die Ueberschrift: Offenbarung, als Grundverhältniſs der Wahrheit zum Menschen. Die gegenständliche Wahrheit ist ein Gegebenes. Wir Menschen sind die Empfänger dieses Gegebenen, folglich verhält die Wahrheit sich zu uns als Gebendes und ist für uns ein Gegebenes. Alles dem Bewuſstseyn Gegebene ist aber Offenbarung (S. 309.), folglich ist das nächste Verhältniſs der Wahrheit zu uns Offenbarung, übersinnliche Offenbarung. Offenbarung aber kann nicht gedacht werden ohne ein Offenbarendes, ein Wirkendes, und Thätiges; das, was dieses Wirkende wirkt, ist Lebensanregung, folglich muſs es selbst Leben besitzen, muſs Intelligenz seyn, denn auch wir leben

geistig. Mithin ist, nach dem Verf., der vollständige Begriff der Offenbarung dieser: „dafs sie ist das gegebene Leben, welches vom gebenden Leben zeugt".

Das zweite Kapitel — nähere Bestimmung dieses Verhältnisses — lehrt: die nächste Offenbarung der Wahrheit für den Menschen ist die Natur, oder: die Wahrheit offenbart sich in der Natur und durch die Natur. Die Natur aber ist nicht todte, ewig träge Materie, sondern Kraft und Gesetz, jene als Quell des Wirkens, dieses als Quell des Bestehens. Jedoch ist die Natur nicht die Wahrheit, die aller Offenbarung zum Grunde liegt. Wir werden vielmehr auf ein höheres Wahres zurückgewiesen; die Wahrheit hat sich nämlich auch noch auf andere Weise, aufserhalb der Grenzen der Natur und des Bewufstseyns, geoffenbart, und dies ist die göttlich-geschichtliche Offenbarung, in welcher sich Gott, der Geist, dem Menschen durch einen Offenbarungsakt schenkt, welcher eine in der Zeit erscheinende göttliche That seyn mufs; Gott mufs sich den Menschen offenbaren, „es mufs in der Geschichte ein Mensch erscheinen, der Mensch und Gott zugleich ist". Ein solches Wunder der Geschichte finden wir in Jesu, und so ist die Aufgabe einer höheren Offenbarung, als die in der Natur ist, auf das vollständigste gelöst.

Allein der Anerkennung dieser Wahrheit stellen sich Hindernisse entgegen, und diese Hindernisse zählt der Verf. im dritten Kapitel auf. Sie sind die Selbstsucht und die Beschränktheit des Menschen, der nach der Verschiedenheit seiner Sinnesweise bald gleichgültig die Offenbarung durch Christum aufnimmt, bald hitzig entgegenkämpfend, bald vornehm-lächelnd, bald witzig-spottend, bald bitter-höhnend sie von sich weiset. Diesen Hindernissen zählt der Vf. noch bei eine halbe Anerkennung, die eine sogenannte Vernunft, wie sie sich in einer selbstgeschaffenen Philosophie und einer ihr entquellenden Theologie ausspreche, als Mittelweg zwischen einer unbedingten Anerkennung höherer göttlicher Offenbarung, und zwischen dem blofsen menschlichen Meinen, ausgefunden habe. Der Grund auch dieses Uebels — der halben Anerkennung nämlich — liegt gleichfalls in der Selbstigkeit der Menschen, die ihre Anmafsungen nicht aufgeben wollen. Auch dieses Hindernifs mufs fallen, sobald die Bedingungen zur Anerkennung der höchsten Offenbarung rein aufgefafst und beherzigt werden.

Die Bedingungen nun nennt uns das vierte Kapitel in dieser Reihenfolge: Welt- und Selbstverläugnung, Sehnsucht

nach Wahrheit, Aufrichtigkeit, und Glaube. „Wer sich nun nicht scheut, diese Bedingungen einzugehen, wer es wagt, unter diesen Bedingungen ein Schüler der höchsten Weisheit, ein wahrer Philosoph im ächten reinen Sinne des Worts zu werden, der wird ein Geweihter der höchsten Offenbarung, der bekennt mit Herz und Mund die Wahrheit des Evangeliums. Und für also Bereitete sind die folgenden Worte geschrieben, die aus einem Herzen kommen, welches von seinem ersten Erwachen an nach Wahrheit dürstete, sie vergebens in der Welt und in den Lehren der Weltweisheit suchte, und von dem Geiste von Oben, nach tausendfältiger Abtrünnigkeit, immer wieder von neuem gezogen wurde, bis es dem süfsen An- und Eindrange göttlicher Offenbarung durch jene Liebe, die nur der Glaube erfafst, nicht länger widerstand, und es sich ganz von dieser Nahrung des ewigen Lebens, von dieser alles besiegenden Wahrheit durchdringen liefs. Wir reden von dem, was wir vernommen haben, nicht von dem Unsrigen, sondern von dem Göttlichen. Wem das Herz nicht verschlossen ist von Selbstigkeit, das Ohr nicht betäubt vom Geräusche der Welt, der neige zu uns sein Herz und sein Ohr."

Mit diesem merkwürdigen Selbstbekenntnisse des Verf. will Ref. auch seine Relation schliefsen, weil die vier letzten Kapitel des ganzen Buches weder einen Auszug vertragen, noch ein Gegenstand der Beurtheilung seyn können, denn sie enthalten eine beredte Auseinandersetzung der biblischen Geschichte und der christlichen Lehre, mit Versuchen, die Geheimnisse derselben, als: die Menschwerdung, die Erlösung durch den Tod Jesu, die Dreieinigkeit, die Unsterblichkeit, den Sündenfall u. a. begreiflich, oder richtiger, ihre Denkbarkeit und Widerspruchslosigkeit dem Verstande derer einleuchtend zu machen, denen diese Dogmen etwa anstöfsig sind; wobei es denn an polemischen Ausfällen gegen die Hartnäckigen und Widerspenstigen nicht fehlt. So z. B. heifst es S. 406: „Der Satan treibt die ihm anheim Gefallenen durch wilde Leidenschaften zu noch wilderem Wahn, und stürzt sie in Verzweiflung und Selbstmord; oder er scheucht sie aus ihren Sinnen, zerrüttet ihren Verstand, entzündet ihre Phantasie, ängstiget und peiniget ihr Gemüth mit Sorge, Furcht und Angst, entbindet ihren Willen von allen Schranken des Gesetzes zu blinder Zerstörungssucht, und nimmt nun von seinen Opfern, nachdem er ihnen die Himmelsflamme der Freiheit ausgelöscht, und sie festgebunden hat mit seinen unzerreifsbaren Stricken, Besitz auf dem Throne des Wahnsinns,

der Verrücktheit, der Melancholie und der Tollheit. — Und damit er ja nicht die Schuld seines schauderhaften Werkes trage, so sucht er sich Freunde unter denen, die nicht an ihn glauben in der eiteln Sicherheit ihres Herzens, und die vom Dünkel eines falschen Wissens aufgebläht sind, dafs sie für ihn zeugen, als für einen Unschuldigen, dafs sie der Natur aufbürden, was das Werk der Schuld ist, und dafs sie in den Qualen des Satans nur Leiden des Leibes erblicken, durch die Kraft der Apothekerbüchsen zu bekämpfen und zu besiegen.“

Ref. überläfst es den Lesern, zu errathen, was und wer gemeint ist, und erlaubt sich blos zu bemerken, dafs diese in aller Schärfe ausgesprochene Ansicht des Vf. geraden Wegs auf die Nothwendigkeit führt, den Exorcismus durch Geistliche in den Irrenhäusern einzuführen.

Hiemit glaubt der unterzeichnete Referent dem ihm gegebenen Auftrage, über dieses merkwürdige Buch zu berichten, Genüge geleistet, und die Leser der Jahrbücher in den Stand gesetzt zu haben, selbst zu beurtheilen, was sie darin suchen müssen und finden werden. Keiner, von welcher Sinnes- und Denkungsart er übrigens seyn mag, wird es ohne vielfache Anregung aus der Hand legen; Jeder, wenn er auch nicht in alle Ansichten des Hrn. Dr. Heinroth eingehen kann, wird wenigstens Stoff zum weiteren Nachdenken in reichlichem Maafse darin finden; und was die Tendenz und den Zweck des Buches betrifft, so ist dieser unbedingt zu loben, denn es will seine Leser christlicher, und durch das Christenthum seliger machen. Auch verschreie man es nicht als mystisch und schwärmerisch; es ist, wenn auch weitläuftig und sich wiederholend, doch seinem gröfsten Theile nach klar und besonnen, und enthält nur so viel mystisches Element, als sich in den heiligen Urkunden des Christenthums, deren Sprache der Verf. redet, überhaupt vorfindet, und als mit der Religion, die Christus gelehrt hat, unzertrennlich verbunden ist.

Erhard

Deutsche Literatur in Frankreich.

1) *Le Globe. Zeitschrift. Paris. fol.*

2) *Bibliothèque allem de. Journal de littérature. Strafsburg und Paris. 8. 6 ummern. 1825 — 26.*

3) *Recherches sur l tionalité, l'esprit des peuples alle-mands et les institu , qui seraient en harmonie avec leurs moeurs et leur carac par L. Jahn. Traduit de l'allemand, avec notes, par P tet, docteur en médecine. Paris 1826. 8. XXV und 432*

4) *Kurze Geschich und Charakteristik der schönen Literatur der eutschen, von Ehrenfried Stöber. Paris und Straf , bei Levrault. 1826. 8. XII u. 432 S.*

5) *Geisterstim es Kurfürsten Maximilian des Ersten von B rn, heraufbeschworen durch die Schrift: „Der Kurfürst Ma ian der Erste an den König Ludwig von Baiern bei seiner T steigung“ (Frankf. u. Leipz.) Gedruckt zu Strafsburg . huler. 1826. 15 S. 8.*

Indem verschiedenartige Schriften und Gegenstände unter jener Ueberschrift vereinigen, ist der Gesichtspunkt von schon gegeben, unter dem sie uns einer gemeinsamen achtung anheim fallen sollen. Es ist uns zunächst näm darum zu thun, aufmerksam zu machen auf die fast wunde me Regung in Frankreich, das sonst — nur um das Se ie ch kümmernd (wie Tacitus von den Griechen klagt), n sich kennend, nur sich preisend und hochhaltend, mit Einem Male in sich geht oder vielmehr aus sich heraus geht und hinausblickt und einsieht, dafs hinter den Bergen (Jura, Wasgau, Ardennen u. s. w.) auch noch Leute wohnen. Für Englische Literatur war schon länger der Kanal geöffnet. Auch stehen beide Völker in Vielem nahe. Deutschland aber war und blieb in seinen höchsten und tiefsten Lebensbeziehungen eine terra incognita, obschon es bis 1815 aller Welt Schlachtfeld war, und es lange genug von den Franzosen heimgesucht worden ist. Aber die Zeit ist eine an sich wundersam gebärende, still umgestaltende. Seltsame, niegefühlte Sehnsucht geht auch den wälschen Menschen auf in der Brust. Der ungeheure Kampf verstockter Emigrantenrestauration und freier edler Fortentwickelung hat auch dort die lange

Digitized by Google

Täuschung aufgedeckt, die Binde von den Augen genommen. Man strebt nach dem Einen, was bleibt, und nach Vielem, was ihnen Noth thut. Männer wie Villars und wenige Andere stehen nicht mehr vereinsamt da. Rousseau's tiefer Schmerz über sein Volk wird verstanden. Referent kennt eine gute Anzahl wahrhaft edler Französischer Jünglinge, die ein unbezwinglicher Drang zu Deutschlands hohen Schulen treibt, die eine wahre niegeahnete Wonne in der Deutschen Sprache und durch sie in Deutschen Werken schmecken, und einen tiefen durchdauernden Seelenernst wieder mit heimnehmen.

Und auch diese Erscheinungen stehen nicht vereinzelt da im grofsen Frankreich! Einmal — sagt Claudius — ist zwar schon einmal, und der vereinzelte Villars war schon ein Zeichen der Zeit, ein Hahn, der Morgens schreit. Aber wenn mitten in Frankreich, in seinem Herzblatt, — in Paris eine Zeitschrift so gedeiht, so sich begründet und immer fester wurzelt, wie der Globe *), welcher den Franzosen auf alle Art und Weise, oft schneidend, ihre wissenschaftliche Leichtigkeit und Seichtigkeit, ihre Kunstschäumigkeit, ihre Selbstlobs-Ungeschämigkeit, ihre Weltunkunde vorhält, und das Gediegene, Tiefe, wahrhaft Dichterische Englands, Deutschlands u. s. w. zum Spiegel aufstellt; wenn in Städten Südfrankreichs wissenschaftliche Vereine entstehen, welche auf gründlichem und bewufstem geistigen Wege sich ernstlich bestreben, die geistige Alleinherrschaft und akademische Eintonigkeit von Paris zu brechen, in die Adern des Landes zu verströmen, und Gaueigenthümlichkeiten zu sinniger Erfrischung des Ganzen zu nähren: — so ist das ein grofser, wahrhaft erfreulicher Beweis vom Fortrücken der ganzen Zeit.

Vor Allem aber mufs uns Deutschen aus volklichem Stolze oder Selbstgefühl und Selbstbewufstseyn, so wie aus wahrhaft tieferen Welt- und Geistesbeziehungen — ganz besonders erfreulich seyn, dafs gerade unsere Literatur so tiefen Eindruck in Frankreich zu machen beginnt. Manche verunglückte Versuche von Damen-übersetzungen Göthe's (seiner Gedichte) u. s. w. haben freilich vorausgehen müssen und haben eben nicht gut thun können. Aber im Augenblicke ist ein junger Mann in Paris, des Deutschen gründlich mächtig,

*) In mehreren Aufsätzen über Deutsche Literatur auch der Indépendant von Lyon.

Digitized by Google

beschäftigt, den ganzen Göthe zu verwälschen. Und wer hätte — sowohl nach sprachlichen und geistigen als politischen Gründen — vor zehen Jahren (1815) geglaubt, ein Franzose würde Jahn's Deutsches Volksthum seinem Volke übersetzen, und in Paris bei dreien Buchhändlern verkaufen können! Dieses Buch, dessen innerster Grundzug auf dem scharfen Gegensatz Deutscher und Wälscher Natur beruht, und dessen Deutsch ein so grundeigenthümliches, und selbst vielen Deutschen (wie seine Grundsätze) schweres und unbehagliches ist! — Und der Mann hat seine Aufgabe mit trefflicher Umsicht in der Deutschen Literatur, wovon die Anmerkungen zeugen, gelöst. Er hat gethan, was man von ihm jetzt schon fordern konnte. Und der Mann sagt bescheiden in einem Briefe, der Referenten zu Augen gekommen ist: „Je voudrois bien que ma traduction ne fut pas publiée car depuis j'ai un peu vu l'Allemagne, les Allemands, la belle vie de vos universités, il y a beaucoup de passages que je comprends mieux et que j'aurois pu mieux expliquer à mes compatriotes.“ — Merkwürdig ist ferner das Urtheil eines andern Lyoner Arztes Stanislas Gilibert über dieses Buch und Lortet's Uebersetzung in seinem bald darauf erschienenen Lettre sur l'Allemagne à l'occasion des recherches sur la nationalité, Lyon, à l'imprimerie de Coque. 1826. 8. Hören wir sein Urtheil über das Buch und die Uebersetzung: 1) „Le sort de l'Allemagne n'étant pas changé, l'ouvrage de Jahn (écrit il y a plus de quinze ans) n'a rien perdu de son opportunité; il reste ce qu'il était, une *machine de guerre élevée* pour la défense du pays contre la tyrannie de l'étranger et contre cette folle prétention de conquêtes et de domination universelle, qui a pu être long-tems un mal nécessaire et le seul moyen de communication entre les peuples ignorans et les barbares, mais qui certainement cédera enfin l'empire à d'autres moyens de civilisation, qui ne coûteront ni sang ni larmes. Philosophe autant que patriote, l'auteur combat franchement, dans l'intérêt de son pays comme dans celui de l'humanité, cette vieille folle qui, déguisée sous les noms de Sainte-Alliance, de congrès, de cosmopolitisme, aspire encore aujourdhui, sans égard pour la diversité naturelle des peuples, à les soumettre tous également au même régime, comme Procuste plaçait toutes ses victimes dans son lit de fer.“ 2) „J'ai lu cet ouvrage comme j'aurais écouté une conversation d'un sage ou d'un ami, sans trop prendre garde à la correction du language. *C'est ici un livre de bonne foi*, a dit M. Lortet de l'ouvrage allemand; on peut le dire aussi de la traduction, et ce jugement devrait

suffire etc. — Aber weiter! Als im vorigen Jahre der Kön. Preufsische Regierungsrath Graff, Verfasser des gründlichen Werks über die Althochdeutschen Präpositionen, auf einer Reise durch die handschriftreichen Bibliotheken besonders Deutschlands (zum Behuf eines Althochdeutschen Wörterbuches) auch nach Paris kam, und dort mit Deutschem Fleifs und Sitzfleisch (sit venia verbi!) in den Bibliotheken arbeitete, und besonders eine auf zwölftausend Wörter steigende Althochdeutsche Glossensammlung auffand, nahmen die Franzosen den lebendigsten wärmsten Antheil, und rühmten diese ihnen ganz fern liegenden Forschungen des Deutschen Gelehrten auf die theilnehmendste und ehrenvollste Weise in dem vornehmsten Hefte des Journal des Savans (1825). Ein Gleiches geschah über die Altdeutschen Bestrebungen der Reisenden Graff, Mafsmann u. s. w. in der weiter unten näher zu besprechenden Bibliothèque allemande (Heft 2. S. 135 — 138.), mit gesunden und richtigen Rückblicken auf diese Richtung Deutscher Sprachwissenschaft seit Scherz, Schilter, Wachter, Gräter u. s. w. — Raynouard, Roquefort u. s. w. sind des Deutschen schon besser mächtig bei ihren Altfranzösischen Untersuchungen als Du Chesne und Menage. Hiebei sey dankbar erwähnt, wie mit wahrhaft kindlicher Freude (man sehe seine Schilderung im Literarischen Anzeiger 1799. St. 97.) der Franzose Gley 1799 schon die für die Altniederdeutsche Mundart höchst wichtige Altsächsische Evangelien-Harmonie in Bamberg auffand, erkannte und seinen Fund ankündigte, wonach sie gen München kam und — rastet bis heute, weil Oberbibliothekar Scherer sie herausgeben will, und nicht Docen. Jener versteht gut Arabisch, dieser Deutsch und ist selber Westfale.

Seit Anfang dieses Jahres erscheint zu Paris eine Deutsche Zeitung. Ein kundiger Franzose übersetzt jetzt mehrere Schriften Luthers („pour faire connoître cet homme par ses ouvrages"). Ein Anderer arbeitet (hört! hört!) an einer Uebersetzung der Nibelungen. Dies weifs Referent sicher. Schwerlich gelingt dieser Versuch. Aber das Bestreben ist merkwürdig! Die Levraultsche Buchhandlung in Strasburg liefert in Kurzem eine gute Uebersetzung von Herder's Ideen zur Geschichte der Philosophie der Menschheit, und in derselben Buchhandlung wird jetzt eine gelungene Uebersetzung von Schlosser's „Universalhistorischer Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Cultur" durch den Präsident Golbery zu Kolmar (Considérations gé-

Digitized by Google

nérales sur l'histoire universelle de l'antiquité et sa civilisation") gedruckt, einem Werke, das viel zu einer gründlicheren historischen Ansicht in Frankreich beitragen wird.

Gern verweilten wir länger bei diesen allgemeinen Einblicken in dieses innere Regen Frankreichs; doch fesseln uns für dies Mal besonders noch die Strafsburger Werke über Deutsche Literatur.

Zuvor aber schliefsen wir jene allgemeinen Betrachtungen mit einem merkwürdigen Selbstgeständnisse eines biederen Franzosen unserer Tage, das Referent in seiner hier stehenden Gestalt verbürgt. Wahrlich, hier ist mehr denn Rousseau, auf dessen viel tragenden Schultern die Kinder der Zeit freilich mitstehen.

„Je compte faire un séjour plus long en Allemagne cette année, car j'aime beaucoup ce pays et ses habitants. Je puis dire que j'y ai maintenant plus d'amis qu'en France. *Je sens que ces voyages ont volé le coeur à la patrie* et ce n'est point une affaire de caprice. J'ai pendant long temps parcouru la France, je me suis trouvé en rapport avec toutes les classes; j'ai vu les hommes dans les orages et dans le calme, *je puis dire que je connois ma nation*; mais je ne me fais pas illusion comme tant d'autres, et pour parler franchement je dirai que le tableau de sa „nationalité" ne seroit pas beau, pourvu que l'on ne se conduisit pas comme ces peintres, qui font le portrait d'une femme laide et vieille."

Indem wir uns nunmehr zu den Deutschen Druckwerken Strafsburgs wenden, wollen wir zuvörderst einer guten Zahl Deutscher Buchhändler die Strafsburger (und neueren Pariser) Deutschen Drucke zur gebührlichen Nacheiferung in Correctheit und Schönheit des Druckes, wie des Papiers empfohlen haben. Brockhaus, Vieweg, Max etc. sind damit nicht gemeint. Aber viele Andere, vorzüglich Reimer, die auf Löschpapier drucken, was Zeune in seiner Ausgabe des Wartburgkrieges (1818) mit den geschmolzenen Eismassen des Nordens sehr naiv zu entschuldigen schelmisch (?) genug war. Vor Allem zeichnet sich in Strafsburg die schon genannte Levrault'sche Buchhandlung mit ihren Druckwerken aus. Sie haben auch nächst den Frankfurtern einen schönen eignen Deutschen Letternschnitt, der auch in Pariser Werken angewendet wird und dem Deutschen Auge sehr wohl thut *).

*) Levraults haben Buchladen; Druckerei, Setzerei, Schriftgiefserei, Schriftschneiderei, Steindruckerei in Einem Hause eigen beisammen, und beschäftigen täglich an achtzig Menschen.

Die Strafsburger Druckherren und Buchhändler haben die löbliche Sitte des schönen Druckes und schneeweifsen Papiers von Paris gelernt. Und das ist löblich, in Solchem Frankreich nachgeeifert zu haben. Löblicher, erfreulicher und tröstlicher für das Deutsche Gemüth und den Deutschen Glauben ist, dafs der Elsafs Deutscher geblieben, als man glaubt, ungeachtet wälscher Behörden und trotz Missionären, die in Strafsburg ein ungeschlachtes Riesen-Crucifix, das noch nicht einmal bezahlt ist, vor dem aus ganz anderem Christensinn gebauten Münster aufgepflanzt haben zu ihrem Angedenken. Es ist bezeichnend, dafs viele Strafsburger und andere Elsasser von dem rechten Rheinufer herüber Frauen heimführen. Und das thut viel zur Erhaltung Deutscher Art, wie Deutschen Blutes. Ein Andres ist die Nichtvereinigung der Elsasser Lutherischen mit den Französischen Reformirten, wogegen sich der Deutsche Evangelische dort mit Bewufstseyn selbst aus politischen Gründen sträubt, denn flugs wäre seine Deutsche Eigenthümlichkeit überflügelt, volklich wie kirchlich; wie aus demselben Grunde in Strafsburg das Deutsche Museum keine Militairs in sich duldet, die überhaupt in Frankreich kein solches Prae haben und hegen können, als in Deutschen Ländern.

Aber zurück zu unsern Strafsburger Werken über Deutsche Literatur u. s. w.!

Es war ein glücklicher, gesunder Gedanke einer Gesellschaft Deutscher (Elsässischer) Gelehrter (une société de gens de lettres), gerade in Strafsburg eine Bibliothèque allemande (Journal de Littérature) zu begründen. Kein Ort ist dazu geeigneter, als diese Burg an der Strafse von Alters her, wo schon König Etzel seinen Uebergang hielt. Strafsburg ist Deutsch in seinen äufseren und inneren (geistigen) Lebensbeziehungen; von der andern Seite — den Institutionen nach — mit Liebe — und mit Recht (wo ist das Eine Deutschland, daran Elsafs sich hätte lehnen können?) neigt es sich Frankreichs regem und reichem Leben zu. Aber das Deutsche wird eifrig in den Schulen gelehrt und deutsch gelehrt. Noch jüngst (Anfang 1826) erschien in Strafsburg eine neue Deutsche Sprachlehre von Pfarrer Bökel daselbst. Es giebt im Elsafs noch eine Deutsche Literatur. Strafsburg hat eine Deutsche Zeitschrift, der Hausfreund, eine Deutsche Zeitung, und wer kennt nicht, wenigstens aus Göthe's Kunst und Alterthum Bd. II. Heft 2, Arnoldi's treffliches Lustspiel in Strafsburger Mundart: Der Pfingstmontag (Strafsburg, Treuttel und

Digitized by Google

Würtz. 1816.), das noch über den Frankfurter Bürgerkapitain zu stellen ist. Die Gebildeten und Gelehrten in Strafsburg sind nach ihrer ganzen Studienart zu Deutschland gerichtet. Sie haben meist Deutsche Hochschulen besucht, stehen mit Deutschen Gelehrten in dauerndem Verkehr u. s. w. — und von der andern Seite haben sie meist Paris länger besucht, dort ihr Französisch gründlich ausgebildet, und kennen gründlich das Bedürfnifs der Französischen gebildeten Welt. Eben so stehet der Strafsburgische Buchhandel gleichmäfsig mit Paris und Deutschland in Verkehr. Auf Strafsburger Museen liegen die meisten Deutschen Zeitungen und besten Deutschen Zeitschriften. Wir könnten das Bild weiter fortführen. Es genügt zu unserm Zwecke.

Alle jene vortheilhaften und nothwendigen Bedingungen zur gedeihlichen Erreichung des Zweckes einer solchen Bibliothèque allemande sieht und weifs Referent in Strafsburg und in den Theilnehmern derselben, die er meist persönlich kennt, glücklich vereinigt. Hören wir — was das beste Zeugnifs für das richtige Beginnen der Unternehmung u. s. w. ist — die Stimme eines Franzosen selber, der also sich ausgesprochen hat: „Je connois la bibliothèque allemande, dont j'ai reçu les cinq Nos qui ont paru. — Ce Journal est *très utile en France et Strasbourg est la seule ville où l'on pouvoit bien le faire.*"

Fünf Hefte des ersten Bandes und der erste des zweiten Bandes liegen augenblicklich vor uns (der fünfte fehlt leider aus Versehen beim Verschicken). Wir geben hier einen kurzen Inhalt derselben, wobei wir aus Kenntnifs der örtlichen Verhältnisse bemerken, dafs die gröfsere Umfassendheit und Gründlichkeit im Steigen ist. Die drei Hefte besprechen sowohl die Literatur der Deutschen Taschenbücher (Minerva — Aurora — Dramatischer Almanach — Alpenrosen — Rheinischer Almanach — Almanach für 1826 — Urania — Orphea — Huldigung der Frauen — Penelope — Cornelia — Frauentaschenbuch), welche Erscheinungen den Franzosen am seltsamsten vorkommen müssen; als auch historische Werke (namentlich Geschichte unserer Zeit von M. L. A. Menzel), politische Wissenschaften (weitläuftig durch Heft 2 und 3. Feuerbach's Betrachtungen über die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerechtigkeitspflege), Philosophie und Moral (Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften von Ch. E. Schulze, durch Heft 1, 2 und 3). Einen ziemlich bedeutenden Theil der drei Hefte nehmen für jetzt noch ein die bibliographischen Bulletins und

Digitized by Google

das Vermischte (Varietés), was seine Nothwendigkeit in sich trägt, da den Franzosen so Vieles und selbst bei uns ganz gäng' und gäbe historische Notizen der Deutschen Literatur und Schriftsteller noch gänzlich neu und nöthig sind. Das Bulletin bibliographique zeigt an mit kürzerem oder längerem Raisonnement: Rudolf von Habsburg, episches Gedicht von Pyrker — Sagen und romantische Erzählungen von L. Rollstab — Drei Erzählungen von Talvi — Die Poesie und Beredsamkeit der Deutschen von Franz Horn — Die Sprachgesellschaften des siebenzehnten Jahrhunderts von Otto Schulz — Leukothea von Iken — Die Religion der Vernunft von Bouterweck — Irrthümer und Wahrheiten aus den ersten Jahren nach dem letzten Kriege gegen Napoleon und die Franzosen von Wilh. Schulze — Ueber den Geist der Staatsverfassungen von Fr. Ancillon — Die Geschichte der Hohenstaufen von Fr. v. Raumer — Laskaris oder die Griechen im fünfzehnten Jahrhundert von Villemain, deutsch von Stöber — Geschichte des Aufstandes der Hellenischen Nation von E. Münch — Reise nach China von Schmidt — Geschichte der Musik von Lewald — Theologische Quartalschrift von Grätz — Ueberlieferungen zur Geschichte, Literatur und Kunst der Vor- und Mitwelt von Ebert (ausführlich) — Handbuch der Deutschen Sprache von Kunisch (Heft 2. S. 117 — 123.) — Gottfrieds von Strafsburg Werke durch von der Hagen — Vermischte Schriften von E. Houwald — Auszüge aus den besten Schriftstellern Deutschlands, Paris bei Didot. 1825. 8. und Deutsches Lesebuch für Frankreichs Schulen von Ermelar, Paris bei Baudry. 1826. 12. — Eduard deutsch durch Stöber — Neue Verhandlungen der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft — Gothaischer genealogischer Hofkalender — Genealogisch-historischer Almanach von Hassel — Corpus inscriptionum graecarum von Böckh — Neue allgemeine geographische und statistische Ephemeriden — Kleine Bücherschau von Jean Paul (Heft 3. S. 188 — 193.) — Baki's Divan durch Jos. v. Hammer — Beiträge zur Kenntnifs des Inneren von Rufsland von Erdmann — Vermuthungen über die wahre Gegend, wo Hermann den Varus schlug, von Müller (nebst der Literatur der Werke von Cluber, Petersen, Hammerstein, Hohenhausen, Tappe, Klostermeyer u. s. w. S. 197 — 200.) — Aristotelis Politica von Göttling — Ueber die Kameralwissenschaft von Rau — De Schola, quae Alexandriae floruit von Guericke — Tennemann's Grundrifs der

Digitized by Google

Geschichte der Philosophie durch Wendt — Beschreibung römischer und deutscher Alterthümer in Rheinhessen durch Emele — Zeitschriften: Columbus, Atlantis u. s. w.; Literaturzeitung für Deutschlands Volksschullehrer — Der Eremit in Deutschland von Panse (mit einer Probe: S. 207 — 213.).

Reichhaltiger und mannigfaltiger Stoff genug schon! Es wäre sehr zu wünschen, dafs Deutsche, denen ihres Volkes Ehre lieb ist und am Herzen liegt, lebendigen Antheil nähmen an dem Gedeihen dieser Zeitschrift durch Lieferung von historischen Ueberblicken über ganze Zweige, Abschnitte und Theile Deutscher Literatur, von übersetzten Auszügen, von historisch-literarischen Notizen u. s. w

Letztere stellen als dritten Hauptabschnitt die Variétés und Mélanges zusammen. So spricht Heft 1. von Jean Pauls Tod und schildert dabei seine Hauptwerke (S. 67 — 68.). Heft 2. giebt dazu Jean Pauls Bildnifs in Steindruck; ferner ein kurzes, aber lebendiges Bild von den Deutschen Universitäten (S. 134 — 135.), schildert das erwachte Studium der alten Deutschen Sprache und Literatur, und die Männer, welche sich dafür bemüht haben und bemühen (S. 135 — 138.); endlich auch die Allgemeine Literaturzeitung von Halle, die Göttinger Anzeigen, die Schottische Uebersetzung des vierten Theils von Pouqueville's Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands, die provenzalische Grammatik von Adrian; Preis der Berliner Akademie über den Instinct der Thiere u. s. w. Heft 3. endlich handelt (S. 214 — 216.) von der Hahnemannischen Heilart u. s. w.

Heft 4. bespricht I. 1) die epischen Gedichte Deutschlands (Loblied auf den heiligen Anno — Veldecks Eneis — Parcival und Taturel von Wolfram von Eschenbach — Tristan und Isolde von Gottfried von Strafsburg — Der Ritter von Stauffenberg — Das Heldenbuch — Der Nibelungen Lied, wo nun Lachmann's Ausgabe zu nennen ist — Reineke Fuchs — Klopstock's Messias) von E(hrenfried) S(töber). 2) E. Houwald's Werke. 3) Otfrieds Fragmente von Hofmann. 4) Welker's Prometheus. II. 1) Brasilien von Schäffer. III. Journale und Zeitschriften (von Stieglitz, Welker, Horner, Böttiger u. s. w.). IV. Verschiedenes: Urtheile über Kerawy's Werk Du Culte en général, über Voltaire's Henriade, Windischmanns mystische Medicin u. s. w.

Heft 5. fehlt uns durch Versehen der Buchhandlung.

Heft 6. enthält I. Ueber Vofs nebst seinem Bildnifs in

Steindruck. II. 1) Ueberblick über Stöber's kurze Geschichte der schönen Literatur der Deutschen; 2) Britannicus von Racine, deutsch durch Conz; 3) Erzählungen und Novellen von Griesel; 4) die Volkslieder der Serben durch Talvi; 5) Shakespear durch Benda; 6) Historische Beleuchtungen über die Ansprüche Brasiliens auf Montevideo, aus der Atlantis; 7) über Macedonien; 8) Walteri Corpus juris Germanici antiqui; 9) Ebert's Ueberlieferungen zur Geschichte. III. Mannigfaltiges: Ueber die Göttinger und Kurländer Gesellschaft der Wissenschaften u. s. w. Mit dem sechsten Hefte schliefst der erste Band, dem ein Register angehängt ist.

Band II. zeigt die Anzahl der Redacteure und Mitarbeiter sehr erweitert. Während Band I. nur die beiden Advocaten Barthélemy und Silbermann aufführte, werden hier namentlich auf dem Titel genannt: Barthélemy Advocat, Bruch, Professor an der Akademie zu Strafsburg, Dr. Jung, Lichtenberger Advocat, Lortet von Lyon, Arzt, Dr. Mafsmann von Berlin, Matter Professor zu Strafsburg, Maudheux Advocat, Silbermann Advocat, Dr. E. Stöber Advocat, Strobel Professor zu Strafsburg, Wilm Professor zu Strafsburg u. s. w.

Das erste Heft enthält I. Mittheilungen über Herder's Leben und Werke. II. 1) Ueber der Deutschen Literatur Vorlesungen von Dr. Chr. Müller zu Genf gehalten, über die schon im Literarischen Conversations-Blatte No. 80. 6. April 1826. S. 319 — 320. Bericht erstattet worden ist; 2) Launen meiner Muse von Panze. III. 1) Geschichte der Revolution in Spanien und Portugal von Schepeler; 2) Allgemeine historische Taschenbibliothek; 3) Deutsches Volksthum von Jahn durch Lortet; 4) Gilibert Briefe über Deutschland, veranlafst durch Lortet's Uebersetzung. IV. Gemischtes: Die Göttinger Societät; die Deutschen Universitäten; Schulen des wechselseitigen Unterrichts in Dänemark u. s. w.

Wir sehen, wie die Bibliothèque allemande immer umfassender Schritt zu halten strebt mit den neuesten und bedeutendsten Erscheinungen unsrer Literatur, und können ihr nur fröhliches Gedeihen in Frankreich, so wie eifrige Hülfe in Deutschland wünschen.

Der Druck des Unternehmens ist sehr sauber. Band II. hat sogar darin noch zugenommen, besonders dadurch, dafs er etwas kleinere nettere Lettern gewählt hat. In's Einzelne des Inhaltes einzugehen, verbietet hier Raum und Zeit, und war auch nicht der Zweck.

Näher noch aber an's Herz rückt uns Stöber's Kurze Geschichte und Charakteristik der schönen Literatur der Deutschen; nicht nur weil das Buch Hebel'n gewidmet ist, sondern weil es für Frankreich bestimmt ist, wir Deutsche also wohl ein Recht haben zu fragen, wie werden wir dargestellt, was sagt man von unsern Vordermännern und Anmännern aus, zumal in der schönen Literatur, und — obschon der Titel „Kurze Geschichte" verkündet, so doch auch eine Charakteristik, und obenein ist das Buch 415 Seiten gr. 8. stark. Da läfst sich schon Manches sagen, so wie — auch Manches vergessen.

Aber fassen wir auch dieses Unternehmen wieder zuerst in seiner Allgemeinheit, nach seiner Absicht auf. Diese ist eine gedoppelte. Einmal sagt die Vorrede: „Das Buch ist weniger für den Gelehrten, als für den Gebildeten überhaupt, besonders aber für Jünglinge bestimmt" (S. XI.). Sodann ist die „nähere Anregung zu diesem literärischen Unternehmen das in Frankreich immer mehr sich verbreitende Interesse für die Schriften der besseren Deutschen Dichter und Prosaiker" (S. XII.). Also für Frankreich ist wesentlich das Werk berechnet. Darum wollen wir einerseits billigere Anforderung machen, weil es der erste derartige Versuch ist, und die Franzosen schon eine Weile daraus recht Vieles lernen können, zumal da bei den Charakteristiken der einzelnen Schriftsteller auch hinlänglich ihre Lebensschicksale geschildert sind, und somit hat der Verf. zu einem gröfseren besseren Werke wenigstens einen verdienstlichen Grundstein gelegt; von der andern Seite aber müssen Werke, die bei dem jungen frischerwachenden Streben Frankreichs zu seiner Befriedigung hervortreten, auch gründlich und würdig gleich die Deutsche Welt ihm erschliefsen und darstellen. Strenger daher mufs eine Beurtheilung solches Werkes von Deutschem Grund und Boden aus geschehen, als von Strafsburg aus. (Biblioth. allem. N. 6. S. 350 — 365.).

Herr Ehrenfried Stöber ist der Deutschen literärischen Welt bereits vortheilhaft und ehrenvoll bekannt durch seine Gedichte, die mehrere Auflagen erlebt haben; ferner durch seine gut gedeutschten und von der Levraultschen Buchhandlung schön gedruckten Uebersetzungen der französischen Werke Eduard (von der Verfasserin der Burika), Laskaris oder über den Zustand der Griechen, Minard u. s. w. Er ist der Deutschen Sprache recht schön mächtig (bis auf einige mitunter durchguckende Elsässereien), und hat sich wohl das

Recht und den Beruf erworben, dem Lande, dem er politisch zugehört, die Deutsche Literatur in einem Voll- und Rundgemälde vorzuführen.

Indem wir nun das Buch näher und mehr in's Einzelne gehend betrachten wollen, sprechen wir zuvor noch freimüthig die Mängel desselben aus, wobei wir wesentlich festhalten, dafs es für Frankreich besondars bestimmt ist; weshalb hier vor Allem getadelt werden mufs, dafs am Schlusse des Buches kein den Franzosen doch so wesentlich nothwendiger und auch von ihrer Natur so bestimmt verlangter Ueberblick oder Allgemeinblick, kein zusammenfassendes Grofsbild, kein Brennpunkt der Anschauung aufgestellt wird, keine pragmatische Entwickelung des Deutschen Charakters und der Deutschen Literatur, wenn auch nur kurz und bündig. Das Ganze ist ein zu nacktes Fachwerk, wenn schon einzelne Fächer recht schön und warm ausgefüllt sind, was z. B. besonders bei Herder zu loben ist. Aber die Stimmung wogt ungewifs. Bald nüchtern, bald schwelgend, und schwelgend hat es nicht ruhige Haltung und Gleichheit genug. Besonders auch innere Beziehungen des Ganzen und auch der einzelnen Lebens- und Literaturerscheinungen bei den einzelnen Schriftstellern hätten mehr nachgewiesen und mitgetheilt, die Wirksamkeit der Schriftsteller in lebendigen Umrissen dargethan werden sollen, in welchen Kreisen sie sich bewegen u. s. w.; wobei er sich z. B. einigermafsen die Einleitungen zu Wachler's Vorlesungen über Deutsche Nationalliteratur (Frankf. zwei Bände) hätte zum Bilde, wenn auch nicht zum Muster, nehmen können. Sodann genügen die einzeln angeführten, oft nur angedeuteten Stellen aus Gedichten für die Französische Welt nicht: und es hätten darum recht bestimmt und bis zu einer gewissen Reichlichkeit mit Auswahl des Besseren die Hülfsquellen und die Literatur, die Ausgaben mit den Druckorten an jedem Orte angegeben werden müssen. Aber hier hat das Buch grade einen empfindlichen Mangel. Man kann wohl sagen, der Verf. ist zehen Jahre in der neuen Deutschen Literatur zurück. Die Langsamkeit des süddeutschen und überrheinischen Buchhandels kann daran nicht Schuld seyn. Strafsburg stehet mit Heidelberg, Frankfurt, Leipzig in lebendigem Verkehr.

(*Der Beschlufs folgt.*)

N. 49. 1826

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Deutsche Literatur in Frankreich.

(Beschluss.)

Um nur einige wenige Beispiele anzuführen, so fehlt in der Literatur bei Anführung des Bonerius Beneke's gute Ausgabe. So bei Opitz und seinen Zeitgenossen die besonders auch für das Ausland passende Sammlung von Wilhelm Müller, bei Hans Sachs (S. 52.) Büsching's Ausgabe, die für Deutschland schon eher ungenügend ist. Bei Hamann kennt er nur den Probeband „Der Magus aus Norden", nicht Roth's ganze und grosse Ausgabe.

Innere Lücken und äussere Unverhältnissmässigkeiten werden wir beim weiteren Verfolg des Inhaltes näher nachweisen.

Das Ganze beginnt mit einer Einleitung, die „Allgemeine Grundsätze" aufstellt, die Theorie des Schönen überhaupt und die schöne Literatur insbesondere betreffend, nach Al. Schreiber's, Bouterwek's und Braun's Lehrbüchern der Aesthetik. Warum nicht auch Jean Paul's? — Erwarten und verlangen wir billiger Weise auf acht Seiten keine, wie wir Deutsche gewohnt sind, ergründende Abhandlung. Das Buch eilt, seinem Zwecke gemäss, überhaupt und so auch im folgenden Abschnitt (Kurze Geschichte und Charakteristik der schönen Literatur der Deutschen — von den ältesten Zeiten bis in die erste Hälfte des zwölften Jahrhunderts oder bis zu den Minnesingern) rasch dem achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert zu, wo es alsdann auch weitläuftiger eingeht.

Daher ist auch zu verzeihen, dass der erste genannte Zeitraum von den ältesten Zeiten bis zu den Minnesingern so viel Verschiedenartiges zusammenfasst. Aber wohl müssen wir fordern, dass wenigstens diese verschiedenartigen Erscheinungen gruppenmässig gesondert worden wären und — vor Allem genannt. Aber schon nach den Hülfsmitteln zu ur-

theilen, die hier benutzt wurden (Bouterwek Geschichte der Poesie und Beredsamkeit, Jörden's Lexikon, Conversations-Lexikon, Raſsmann's Pantheon u. s. w.), läſst sich auf nur Lexikalisches und Zerrissenes schlieſsen. Warum nicht lieber Hagens Grundriſs der altdeutschen Poesie in die Hände genommen und wenigstens daraus von den innerlich verschiedenen Sagenkreisen, Darstellungsweisen u. s. w. gesprochen? Aber so steht aus der frühesten Zeit nichts da, als (S. 14.) Otfrieds Evangelien-Harmonie. Warum nicht Notker, „Tatian"? Etwa weil Otfried Elsasser war oder doch im Elsaſs lebte? Warum nicht lieber die viel freiere, darum schönere, poetische Altsächsische Evangelien-Harmonie, wenn doch Einzelnes nur genannt werden sollte? Aber wenn der Verf., um eine Stelle von Otfried anzuführen, nur auf das Morgenblatt (von 1811) verweist, so müſste man fast argwöhnen, er kenne nicht einmal Schilter's Thesaurus, welcher doch selber zu Straſsburg erschienen ist, und ähnliche Sammlungen. Von Otfried springt er flugs zum Loblied auf den heiligen Anno über, ohne das Hildebrandslied u. s. w. auch nur zu erwähnen. Daſs er dasselbe als ein künstlich-verschlungenes, bewunderungswürdig-einiges Ganze preist, ist nicht zu verargen. Er spricht hier Herder'n nach; während neuere Untersuchungen gefunden haben, daſs sein gröſster Theil aus einem gröſseren Gedichte entnommen ist. Wenn nun schon diese Gedichtsquelle mittelhochdeutsch geschrieben ist, so ist doch wahrhaftig höchlich zu verwundern, daſs Herr Ehrenfried Stöber vom Annoliede behauptet: „Die Sprache ist zwar noch fränkisch, aber dem schwäbischen Dialekte so nahe verwandt, daſs sie zuweilen ganz in ihn übergeht", während doch nach Oertlichkeit (Cöln und Kloster Sigeberg) die Sprache völlig in's Niederrheinische wenigstens überschlägt. Aber auch correcteren Abdruck des Anfangs (S. 15 und 16.) hätten wir erwartet, besonders da S. 17. in der Uebertragung die Fehler nicht parallel übersetzt sind. So heiſst es im alten Textabdruck „wi si liebin winiscefte schieden", in der Neudeutschung richtig „wie sich liebe Freundschaften schieden". Fehler sind heliden (statt helide); brechen ist nicht brechen, sondern brächen, brâchen. — Warum im alten Text bald sih, bald sich, bald ir, bald ihr, welches falsch ist; S. 17. steht di inri Got vom crist virgabit: es steht aber virgab und jeden Falls van; gaben steht falsch stat geben (di geben ihre libt mit wunnen). „Du balch sigis Go

desti mer" ist übersetzt „Da erzürnte sich Gott desto mehr; sigis oder sig-is, sih-is heifsen sich dessen, darüber. — Dies zur Probe. Wir müssen eilen. Abschnitt 2 oder zweiter Zeitraum (S. 18.) schildert „Das schwäbische Zeitalter; die Zeit der romantischen Ritterpoesie in Deutschland, oder die Zeit der Minnesinger: vom zwölften Jahrhundert bis in die zweite Hälfte des vierzehnten.

Hier tritt uns S. 20. zum ersten Mal eine innere und auch eine Styl-flüchtigkeit entgegen, die die oft gar zu lose, lockre Ungebundenheit des Buches recht an den Tag legt. Der Vf. hilft sich bei solchen Uebersprüngen oder Salto-mortale's leicht und naiv mit einem winzigen „Nun". So hier. „Die Deutschen hatten nun ihre Minnesinger" S. 68. „Als ein höchst genialer Prosaiker mufs nun Geiler von Kaisersberg genannt werden" S. 201. „Nach einer Reihe philosophisch-poetischer Köpfe mögen nun einige geistreiche Theologen folgen" S. 204. „Hier einige Historiographen". — Oder wenn es S. 55. heifst: „Auch Romanzen und Balladen wurden in diesem Zeitraume gedichtet".

Flüchtig ist auch hier die oft zufällig hineingreifende Citation. Ueber das Deutsche Ritterwesen weifs der Verf. nur (höft!) auf — Jerrer's Geschichte der Deutschen zu verweisen. Giebt es sonst gar nichts darüber???

Der Verf. sagt zwar selber: „Wir müssen uns auf die Angabe der vorzüglichsten unter diesen Dichtern beschränken", aber warum verwies er nicht z. B. auf Lachmann's Auswahl, wo obenein schöner reiner Text gegeben ist und recht schöne Stellen gewählt sind; oder auf Kunisch's Handbuch, das bei allen Mängeln und Unverhältnifsmäfsigkeiten doch Stoff genug an die Hand gegeben hätte. Der Verf. hätte ferner auch hier nothwendig wie beim Annoliede die Probestellen (über deren leichte Wahl wir nicht mal rechten wollen) gänzlich verneudeutschen sollen; das ist für Franzosen und selbst die meisten Deutschen noch durchaus nothwendig. Bezeichnen aber thut Verf. hier nur Heinrich von Veldeck, Walther von der Vogelweide, Gottfried von Strafsburg, Pfeffel, Ulrich von Lichtenstein und dem Namen nach nur noch wenige andere. S. 27. tritt dann schnell die epische Dichtung ein *); wo nur Wolfram von Eschenbach genannt wird, und dann geht's

*) Seite 28. Zeile 2. steht verdruckt: des heiligen Grab's statt Grafs.

Digitized by Google

ohne Absatz und Abzeichen ganz kurz und sehr ungenügend und schlechter oder gar keiner Literaturangabe auf das Nibelungenlied über.

Ein Strich erlaubt zum Winsbeke und zur Winsbekin ohne innere Verbindung überzuspringen (S. 32.), woran er — was doch noch zu einer zu scheidenden Periode oder doch Gattung gehörte — S. 34. den Frygedank" schliefst, ohne seine Nachfolger Renner, Koker u. s. w. zu nennen, welche falsche Anordnung durch Worte wie „Unerbittlich durch den engen Raum dieser Einleitung beschränkt" (S. 34.) nicht beschönigt wird. Wozu „einige Zeilen mittheilen", die doch kein lebendiges volles Bild gewähren? Lieber eine gereihte lückenlose, wenn auch gedrängte, Darstellung, die keinen Stein ausläfst in dem grofsen Ringe. S. 35. heifst es: „Denkmäler schöner Prosa aus diesem Zeitabschnitte finden sich nur wenige." Und doch liegen in Strafsburg selber (wie in München, Heidelberg) Handschriften von den schönen Predigten des Bruder Berchtold, die Kling herausgegeben und Jakob Grimm jüngst in den Wiener Jahrbüchern der Literatur so trefflich besprochen hat. Ist die frühe Prosa der sogenannten Repgauischen Chronik nicht aller Ehren werth? Hat nicht Perz jüngst in den Göttinger Anzeigen (1826. St. 36. S. 352.) eine (Bremer) Deutsche Chronik von 1260 besprochen? u. s. w.

S. 36 — 38. bespricht er Konrad von Würzburg, welcher „den Kranz der Deutschen Minnesinger schliefse". Daran schliefst er wieder, als sey es auch ein Minnelied, seinen trojanischen Krieg, der doch besser zusammengestellt worden wäre mit andern Bearbeitungen fremder Stoffe. Er geht zu den Meistersängern über bis zu Martin Opitz, als dem dritten Zeitraume (S. 39.). Von hier an tritt der Verf. mehr in seine Sphäre ein; je näher unsern Tagen, desto besser ist er zu Hause. Aber bei den Meistersängern hätte er recht schön einen längeren Halt machen können, und vorblickend auf das weite und völlig neue Feld, das sich vor ihm aufthat, rückblicken sollen auf den Geist der Volkspoesie, deren Schlusstein Hans Sachs ist, dieser bewunderungswürdige Festhalter derselben in der unaufhaltsamen Neuzeit. Hier hätte das Deutsche Handwerksleben lebendiger geschildert werden sollen in seiner Herrlichkeit und Heiterkeit; wie das Leben der gebildeten Jugend auf den Hohen Schulen ganz dasselbe, ja nur der gerettete Ausläufer des allgemeinen Deutschen Jugendlebens gewesen sey, mit seinen drei Wanderjahren und Gebräuchen u. s. w.

Dann wie die Druckerei und die Reformation einen mächtigen Umschwung der ganzen Gedankenwelt herbeiführte; hier wäre ferner die vernichtende, lähmende, völlig umwälzende Gewalt des dreifsigjährigen Krieges darzustellen gewesen u. s. w. Doch wir müssen über die mehr oder minder langen und guten Schilderungen des Tauler, Veit Weber, Heinrich von Alkmar, S. Brandt, Murner, Fischart, Moscherosch (Sittewalt), Geiler von Kaisersberg, Melchior Pfinzing, Markus Treizsaurwein hineilen, um unsrer Zeit näher zu kommen und — zum Schlufs. Leider müssen wir auch über Luther forteilen, da der Verf. ihn, den Wendepunkt der Zeiten, auf S. 73 — 77. knapp abgefertigt hat. Gut ist die Mittheilung von Luther's Briefen an sein Söhnlein Hänschen. Eben so unverantwortlich kurz ist Hutten (in zwölf Zeilen) abgethan worden. Wagenseil's Leben Huttens hätte wohl angeführt werden können, so wie das Wesentlichste seiner Werke.

Der vierte Zeitraum (S. 79.) umfafst die Zeit bis auf Haller und Hagedorn; Verf. nennt ihn den Opitzischen Zeitraum. Da wir kurz seyn müssen, so empfehlen wir den Lesern um des Vergleiches willen die ebenmäfsige, gedrungene Schilderung dieses und der folgenden Zeiträume von Schlosser in seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts (Heidelberg 1823. Th. I. S. 130 — 137. 221 — 229. Th. II. S. 349 — 354.) — Stöber hätte auch hier reichliche Hülfsquellen angeben sollen von Wilhelm Müller, Franz Horn, Pischon's Handbuch der Deutschen Prosa, Kunisch's Handbuch u. s. w. S. 87. fehlt die Ausgabe der Spee'schen Trutznachtigal, Berlin 1817. 12. — Warum ist S. 96 f. nicht des Fortlebens des Deutschen Volksliedes gedacht worden? Warum fehlt S. 113. das merkwürdige Urtheil Friedrichs des Grofsen für die Deutsche Literatur gegen das Ende seines Lebens, das Wolf beleuchtet hat?

Von Klopstock an (S. 138.) werden Lessing, Wieland, Winckelmann ausführlich behandelt. Warum aber S. 179. Stolberg's so kurz gegen Hölty (179 — 181.)? Herder ist, wie schon gesagt, am besten behandelt (S. 181 — 191.), Hamann dagegen über die Mafsen kurz abgefertigt. Auch Heinse hätte mehr verdient (S. 219 — 220.) als Gräter (S. 232.). Aber schon im fünften Zeitraum, noch mehr im sechsten, von 1770 — 1790 ff., und siebenten, 1795 — 1825, werden auf die bunteste Weise die verschiedensten Gattungen der Darsteller und Darstellungen gemischt wie Karten. Besonders im neuesten Zeitraum sieht man dem Verf.

die Eile, die Hast an; er bleibt des angewachsenen, anschwellenden Stoffes nicht mächtig, sein Buch wie die Literatur selber schwillt ihm zu sehr an, er will zu Ende — darum wirrt er durch einander. Das ist nothwendige Folge davon, dafs kein klarer, fester Ueberblick gewonnen worden ist, der gehörig sonderte das Verschiedene und vereinigte das Gleichartige. Wie schon früher, hätte auch im Eingang dieses siebenten und letzten Zeitraums (S. 355.) eine leitende Betrachtung angestellt werden müssen, wie besonders seit 1813 eine ganz andere Welt auch in der Deutschen Literatur eingetreten sey; sodann hätten Männer wie L. Tiek nicht so unverantwortlich kurz behandelt werden sollen, S. 370 — 371, während Fouqué gleich darauf S. 372 — 376 einnimmt und Werner S. 377 — 380; Körner dagegen nur S. 382 — 383, gerade eine Seite, L. Uhland nur eine halbe Seite; endlich welche Mischung! Hebel (S. 399.) bunt unter Müllner (397.), Grillparzer (398.), Houwald, Müchler, Clauren (407.), Johanna Schopenhauer, Helmina von Chezy, Karoline Fouqué (sind das Classiker? sollen diese Deutschland vor Frankreich vertreten? Warum nicht lieber alle drei Bände von Schindel's Verzeichnifs der Deutschen schreibenden Weiber hier eingerückt??) Pestalozzi hat acht Zeilen erhalten (410.), Louise Brachmann 24 Zeilen. Dafs wir so nach Zeilen abwägen, daran ist innere Ungleichartigkeit der Artikel schuld. — Warum fehlen, da Friedrich Strauls genannt ist (gleich darauf wieder van der Velde! Vulpius! Freilich — es ist alphabetisches Verzeichnifs!!), Jakobs, de Wette, Tholuk u. s. w., die durchaus hieher gehören?

Zu loben aber ist die mit sichtbarer Liebe gefertigte und ausführliche Darstellung Schiller's und Göthe's, welche freilich für die Franzosen das Höchste und Nächste bleiben. Sie umfafst S. 234 — 354. Zu loben ist ferner die reine Gesinnung, die S. 213. über Kotzebue's Literarisches Wochenblatt in die Worte ausbricht: in dem er die heiligsten und gerechtesten Wünsche der Völker auf die frechste Weise verhöhnte". In der Anmerkung hätte zum „Bahrdt mit der eisernen Stirn" Schlegel's Ehrenpforte nicht vergessen werden sollen.

Gern hätten wir aber ganz besonders hier bei Schiller und Göthe Einzelnes noch berührt und besprochen; aber theils erlaubt es der Raum nicht, theils war dies auch von vorn herein nicht die Absicht dieser Darstellung und Zusammenstellung so verschiedenartiger Stoffe, da es uns nur zunächst darauf

ankam, aufmerksam zu machen an einigen bestimmten Beispielen und Mittheilungen auf die Regungen der erwachenden Theilnahme Frankreichs für gegenwärtige und vergangene Deutsche Literatur. Nur die eine in der Ueberschrift dieser Darstellung aufgeführte Schrift No. 5. („Geisterstimme des Kurfürsten Maximilian des Ersten von Baiern") wollen wir kurz noch berühren. Strafsburg hat uns in religiöser Hinsicht vor einigen Jahren, ehe sie verboten ward, eine wackere Zeitschrift über Kirchengeschichte und Christenthum geliefert („Timotheus"), neuerdings haben Französische Missionäre die Strafsen durchzogen und vor den Kanzeln gedonnert über die Sünde der (nichtrömelnden) Welt. Aehnlich stehen zwei Deutsche Erscheinungen Strafsburgs sich gegenüber; nämlich Görres Schrift an den König Ludwig von Baiern (ein nebst der neuesten Schrift „Rom wie es ist" merkwürdiges Aktenstück von Görres religiöser Fortverwicklung!) und die eben genannte Geisterstimme als Gegenschrift. Näher aber einzugehen enthalten wir uns um so mehr, als Paulus in seinem Sophronizon (Band VIII. Heft 1. S. 92. und S. 110. 1826.) beide Schriften bereits besprochen hat, worauf hiermit verwiesen wird.

Wenn wir nun durch manche Mittheilungen dieser Zusammenstellung Deutschen Gemüthern eine stille erhebende Freude verursacht haben, so wünschen wir, dafs dieselbe zugleich zum Stolz erwachse, oder besser daraus ein Eifer hervorgehe, dafs auch das neu beginnende Jahrzehend und Vierteljahrhundert der Deutschen Literatur nicht zurückstehen möge an grofsen Erscheinungen und Thaten vor dem Auslande, reiner und reifer als das — bei aller Menge und Masse des Geschriebenen und der Schreibenden doch an grofsen Geistern und an bleibenden Werken der schönen Literatur brach gelegene eben verflossene Jahrzehend.

Handbuch der teutschen Sprache in ausgewählten Stücken teutscher Prosaiker und Dichter aus allen Jahrhunderten, gesammelt und herausgegeben von Heinrich August Erhard, Dr. Medic., Bibliothekar und Archivar zu Erfurt. Dritter Cursus. Die teutsche Sprach- und Dichtkunst älterer Zeit. Theil 1. Prosa (Erfurt 1824. 8. XII und 511 S.) und Theil 2. Poesie (Erfurt 1826. 8. XVI und 271 S.). — Beide Theile auch unter dem Titel: Probeblätter teutscher Sprach- und Dichtkunst älterer Zeit.

III. 1. 1 Thlr. III. 2. 16 Gr.

Die letzteren zehen Jahre nach den auch die vaterländischen Forschungen wieder belebenden Bewegungsjahren von 1813 — 15 haben uns mehrere neue Handbücher der Deutschen Poesie und Prosa zugeführt (von Pischon, Erhard, Kunisch, Stöber u. s. w.), woran sich raisonnirende Cataloge, wie z. B. Wachler's Vorlesungen über die Deutsche Nationalliteratur (Frankf. zwei Theile), Winter's Literargeschichte der Sprach-, Dicht- und Redekunst der Deutschen u. s. w. reihen, welche sich alle ergänzend zu einander verhalten, weil keines allein weder den verschiedenartigsten Lehrer-Bedürfnissen, noch den Anforderungen der Wissenschaft genügt; aber alle sind doch ein erfreuliches Zeichen von dem festgewurzelten Anerkenntnifs dieser geschichtlichen Behandlung des muttersprachlichen Studiums, auch auf Schulen, worüber schon vor mehreren Jahren Göttling (von Neuwied aus) ein belehrendes Programm ausgehen liefs: „Ueber den Unterricht in der teutschen Sprache auf Gymnasien", und neuerdings Schmeller, dessen Bairische Grammatik und Idiotikon rühmlichst bekannt sind, in einem Anhang zu der, in öffentlichen Blättern genugsam besprochenen gröfseren Schulschrift von Thiersch so gründlich als geistreich sich hat vernehmen lassen, während diese seichte leider ihren Anmann findet in dem Programm von Wendel: „Ueber den Werth und die Bedeutung des Nibelungen-Liedes" u. s. w. Coburg 1821. 8. 48 S.

Es ist diesmal nicht die Absicht des Recensenten weder alle, noch auch oben genauer angezeigtes Handbuch von Erhard in allen seinen Theilen durchzugehen, bis auf die neueste Zeit. Wie gesagt, können „Ausstellungen im Einzelnen, bei dem grofsen und mannigfaltigen Vorrathe des Gegenstandes, so wie bei der Verschiedenheit der Ansichten und des Geschmackes, bei Werken dieser Art" nicht fehlen (Th. II. S. II.); Lehrer, welche sich freuen müssen bei ihrer

Beschränktheit an Zeit und Mitteln, dafs ihnen doch — bei eifrigem Streben auch für diesen Zweig der Sprachkunde u. s. w. — in solchen Handbüchern eine Auswahl, ein Etwas zugänglich wird, werden doch immer die einzelnen Handbücher von Kunisch, Erhard, Pischon u. s. w. neben einander gebrauchen, und verlangen, da das Bedürfnifs so sehr verschieden ist und des Stoffes, besonders in den uns näheren Jahrhunderten, so viel ist, dafs bei dem oft durch den Herrn Verleger selber beschränkten Raum (Erhard Th. II. S. V.) die Auswahl sehr verschieden und immer zu karg ausfallen mufs.

Es ist Recensenten diesmal nur um einen bestimmten Abschnitt dieser Art Bücher und zunächst des Ehrhard'schen Handbuches zu thun, nämlich die Proben aus den ältesten Zeiten Deutscher Sprache. Und hier hat er freilich eine grofse und gegründete Ausstellung zu machen, die er um so nöthiger hält, als durch die ungründliche bei Erhard, Stöber u. s w. wiederkehrende Behandlung jener ältesten Sprachproben nur eine bei dem Scheine, der für die meisten Benutzer solcher „Probeblätter" in solchen Mittheilungen ruht, desto schädlichere Ungenauigkeit und Schwäche sich einfrifst, die durchaus verbannt werden mufs.

Hier hat besonders Erhard's Buch in beiden Theilen einen empfindlichen Mangel. Es trägt ziemlich grell den Beweis an der Stirn, dafs der Vf. in jenen älteren Zeitabschnitten, wir wollen nicht sagen — leichtsinnig gearbeitet, aber — er, der Bibliothekar und Archivar — auch nicht die naheliegendesten und bekanntesten Bearbeitungen neuer gründlicher Sprachforscher des Faches kennt und nennt, uns die Texte nur aus den älteren, anerkannt bei der Höhe der Kritik durchaus nicht mehr genügenden Abdrücken liefert, und obenein dabei Fehler der Erklärung begeht, die z. B. bei Schilter, den er allein fast kennt und nennt, nicht mehr zu finden sind.

Das ist nicht mehr erlaubt bei dem gegenwärtigen Stand der Deutschen Sprachforschung, zu einer Zeit, wo Grimm's Grammatik, dieses wahrhafte Riesenwerk des Fleifses, der Gründlichkeit und des Scharfsinns, in seinem zweiten eben erschienenen Theile einen gewissen Abschlufs erlangt hat und und Ueberblick gewährt, obschon ein dritter Theil noch folgen wird *), so dafs ohne dies wahre Handbuch der Sprache stets in Händen und im Kopf zu haben, Keiner an jene Ar-

*) Theil 1. Lautlehre und Formenlehre, Theil 2. Wortlehre (Ableitung, Zusammensetzung u. s. w.), Theil 3. Satzlehre.

Digitized by Google

beiten gehen sollte; zu einer Zeit, wo Lachmann's gleichzeitige Ausgabe des Nibelungen-Liedes (Berlin, bei Reimer, 1826.) den lebendigen Beweis liefert, zu welcher Gründlichkeit, Zuversicht und Schärfe aus und neben jenem Grundwerke Grimm's die Deutsche Kritik sich gesteigert hat; zu einer Zeit, wo schon Lachmann's „Auswahl" (Berlin, bei Reimer), und neuerdings seine Specimina linguae francicae (Berlin, bei Reimer. 1825. 8.) oder Hagen's Denkmäler (Berlin, bei Oehmigke. 1825. 8.) und Docen's Denkmäler (München 1825.) oder seine früheren Miscellaneen den bestimmten Maafsstab hingestellt haben — da darf und muſs an seine Benutzer und Sammler des Errungenen und zu Tage Geförderten streng die Anforderung gemacht werden, dafs sie dieses Bessere benutzen, ja zum Allermindesten kennen, sich darum mühen, und nicht zu früheren Quellen immer wieder sich wenden, die zwar dankbar stets gewürdigt bleiben werden, aber durchaus nicht mehr bei der vorgerückten Mündigkeit der grammatischen Kritik zur Benutzung und zum Immerwiederabdruck dienen dürfen, und weshalb Lachmann, Graff und Andere Jahre lang den schon abgedruckten Quellen mühsam nachziehen, um sie in der ursprünglichsten Gestalt mit eignem Auge eines Zionswächters einzusehen.

Eher können solchen Forschern die Abdrücke eines Schilter, Pez u. s. w. bei Ermangelung eines Besseren genügen, in so fern sie die Erkenntnifs und die Kraft sich gewonnen haben, herzustellen, zu ersetzen, zu erschliefsen u. s. w. Aber nicht so mit der Menge derer, die doch auch nach der süfsen Frucht unsers Alterthumes sich sehnen, aber nicht ihr Leben daran setzen können zur eignen Pilgerfahrt, und denen man um so weniger, als ihre Erkenntnifs keine eigene, selbstständige ist und seyn kann, sondern mehr auf Treu und Glauben beruht, wurmstichige Früchte reichen darf. Man kann und darf und muſs daher fortan durchaus fordern von Solchen, welche Handbücher auch der älteren Deutschen Sprache in „ausgewählten Stücken" zusammenstellen, dafs sie auch dem Vorsatze und Vorhaben gewachsen sind, denn durch sie soll ja der Gewinn jener mühsamen Wissenschaft sich in die Erkenntnifs, in das Blut des Volkslebens verbreiten. Jene müssen daher nicht zehen Jahre hinter der Literatur zurückstehen; denn so und nicht anders ist es doch wohl, zum Mildesten, zu bezeichnen, wenn ein Bibliothekar und Archivar nicht einmal die offen vorliegenden Arbeiten eines Grimm, Lachmann, Docen u. s. w. benutzt, sondern immer wieder die alten fehlerhaften Ab-

Digitized by Google

drücke bei Schilter, Eckart, Pez, Willenbücher zu Markte bringt. — Ist das viel besser, als wenn der oben schon genannte Rector Wendel eine Deutsche Grammatik in höchstens drei bis vier Bogen — Koburg — drucken läfst, wie der Titel falsch aussagt, „nach den neuesten Forschungen eines Grimm, Radlof“ u. s. w. — Namen schon, die wie die Faust auf's Auge zu einander passen; — oder wenn Schmitthenner's Arbeiten indisch-germanische, unterminirte Scheingelahrtheit an sich tragen —?

Doch genug der allgemeinen Ausstellung. Es folge hier der Beweis von ihrer sich selbst Jedem aufdrängenden Nothwendigkeit, indem wir den älteren Zeitabschnitt sowohl des prosaischen als poetischen Theils des Erhard'schen Handbuches etwas genauer durchgehen.

Werfen wir gleich einen allgemeinen Blick auf die Inhaltsanzeige beider Theile, so erfahren wir in dem prosaischen, dafs der Verf. die Uebertragung des Isidorischen Tractats de nativitate Christi nur aus dem Schilterischen Thesaurus antiquitt. teutonn. Th. I. benutzt hat, während doch unter den dreien Abdrücken von Palthen, Greifswalde 1706. hinter seinem Titian, von Schilter a. a. O. und Rofsgaard in der Dänischen Bibliothek, Kopenhagen 1738. 8. St. 2. S. 326 — 409, die alle drei nach der Pariser Handschrift selber vorgenommen sind, die Rofsgaardische Abschrift die genaueste ist. Wie also schon Michaeler III. 84 — 154. den Schilterischen Abdruck mit allen alten und selbst neuen Fehlern wiederholte, so ist auch Erhard nicht weiter gegangen! Dafs er daher auch das sechste oder siebente Jahrhundert als die Zeit der Abfassung wieder ansetzt, ist in der (Un-)Ordnung; während doch genauer der Schluss des siebenten oder Anfang des achten hätte gesagt werden müssen. — Dafs der darauf folgende Kero (Uebersetzung der Regel des h. Benedictus) auch aus dem Schilter entnommen worden ist, darüber kann mit dem Verfasser nicht gerechtet werden, da ein weiterer Abdruck weder aus der einzigen St. Galler Handschrift, noch selbst aus Schilter nicht erfolgt ist, und spätere Abschriften von Lachmann, Graff nur in sehr wenigen Händen sind. Warum aber nicht auch hier genauere Zeitangabe, wenigstens statt „aus dem achten Jahrhundert“ — aus dem Anfang des achten Jahrhunderts, um 720?

Wir gehen weiter! Auf Kero folgt S. 12. die *Exhortatio ad plebem Christian.* Hier allein giebt einmal der Verf. genau an „aus der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts“, wäh-

Digitized by Google

rend Grimm, Theil I. seiner Grammatik, Aufl. 1. S. LIII, 3, sich nur erlaubt zu sagen, „gewifs aus dem achten Jahrhundert“, und umgekehrt bei dem Hildebrandliede statt der Erhardischen Allgemeinheit „aus dem achten Jahrhundert“ bestimmter hat „aus dem Schlusse des achten Jahrhunderts“. Bekanntlich sind zwei Handschriften von diesem merkwürdigen Denkmal vorhanden, zu Cassel (vormals Fulda) und München (Freisingen). Aus der Casseler liefs es Gottinger Histor. eccles. 8. 1220. fehlerhaft drucken, und Stade Spec. S. 26 — 29. und Eckart Cateches. theotisca S. 74 — 77. und Willenbücher Praktische Anleitung zur Kenntnifs der Hauptveränderungen der teutschen Sprache S. 89 ff. wieder abdrucken. Aus Letzterem giebt es abermals uns Herr Erhard, während doch so leicht gewesen wäre, bei Grimm's Gefälligkeit, von der Kunisch zu seinem Handbuch so manche Beihülfe an Rath und That erlangte, und bei der Nähe von Erfurt und Cassel, von der Casseler Handschrift eine neue ganz getreue Abschrift zu erhalten, und während sogar von der Münchener Handschrift ein ganz neuer Abdruck in Docen's Miscellan. Th. I. S. 6 — 8. vorhanden ist!! —

Es folgt S. 14. das „Bruchstück einer Rittergeschichte“, in welcher Benennung des Hildebrandliedes schon zu erkennen ist, dafs Eckart's Francia orientalis Theil I. zum Abdrucke hat herhalten müssen. Hier vor Allem ist mit dem Verf. zu rechten. Denn einmal gehört, wie auch S. 14. Anmerk. 1. als Meinung von Grimm, der hier zufällig genannt wird, während nach seiner Ausgabe der Abdruck hätte geschehen sollen, gesagt wird, dieses Lied durchaus in den poetischen Theil, da in jenen Zeiten, Gott sey Dank, der Reim allein noch nicht die Poesie machte, sondern noch Anderes dazu kam, was wahrlich dem Hildebrandliede nicht fehlt, und obenein dasselbe noch recht eigentlich die ältere poetische Form (die Alliteration) an und in sich trägt. Es wäre eben so unpassend gewesen, die sächsische Evangelienharmonie (Handschriften in München und London) in den prosaischen Theil zu versetzen, sie, die in ihrer alten alliterirenden Form sich so schön und voll poetisch bewegt. Von ihr ist freilich so wenig im ersten, als im zweiten Theile Erhard's etwas zu finden, da doch für ein solches Handbuch hinlängliche Bruchstücke bei Hickes Thesaur. septentr., Temler, Gley, Reinwald (von beiden letzteren im literarischen Anzeiger 1799. St. 97. S. 953. und St. 176.), Docen Miscellan. Theil II. S. 7 — 27. und selbst Radlof in

seinen Sprachen der Germanen, Frankf. 1817. S. 21 und 23. nach Nyerup Symbol. ad litteratur. teuon. antiquior. Havn. 1787. 4. S. 142. zugänglich waren. — Zum Andern, um auf das Hildebrandlied zurück zu kommen, ist es doch wirklich unverantwortlich, während nicht nur von Grimm, den er doch S. 14. Anm. erwähnt, eine besondere gründliche Ausgabe, Cassel 1812. 4, vorhanden ist, sondern sogar Grimm fortgehende Erläuterungen dazu in seinen Altdeutschen Wäldern, Theil I. S. 123 und 324. über die Ausdrücke *sunu futarungo*, *ummettiri*, *arbeolaosa*, *dechisto*, *cheisaringo*, *inwit*, *hrusti*, *gudea*, *niuse* u. s. w., ja Theil II. S. 97 — 115. einen ganz erneuten Abdruck und Commentar liefert, welcher letztere in der Grammatik Theil I. und II. an den gehörigen Stellen sich still fortsetzt, z. B. Theil II. S. 350. Zeile 3: *cheisuringe*, S. 363, 4: *fatar-ungo*, oder Th. I. Aufl. 2. S. 168. über die tadelhaften tt in *luttila*, *sitten*, *heittu*, *hèttun*, *muotti*. *lèttun* u. s. w., die dem hochdeutschen zz parallelisirt sind; dafs Herr Dr. Erhard abermals nur Eckart's Francia orientalis aufschlägt, ja — was noch schlimmer, abenthenerliche, grundungrammatische Erklärungen der Wörter sich erlaubt, was nachher belegt werden soll. Wir eilen weiter, über das Gebet des Othlonus (Pez thesaur. anecd. I.), die Beichte der allemannischen Kirche, auch aus Schilter, wo, wie in Ekkart's Catechesis theotisca, die Texte dieser Beichtformeln und Glaubensbekenntnisse höchst unsicher abgedruckt sind, während der Codex Guelfenb. Opusc. theolog. XXVII. fol. 149. b. bis 154. b. von Erfurt oder Magdeburg nicht so fern war — Theil II. S. 274. liefs der Verf. doch sich Hollenhagen von einer auswärtigen Bibliothek kommen — und bekanntlich Wolfenbüttel wahrhaft freisinnig seine Codd. durch ganz Deutschland ausleiht, wie Heidelberg; und während Docen in seinen Miscellen Th. I. so manche andere Formel der Art in treuerer Lesart mittheilt; — über Notker S. 24, und Willeram S. 28, dessen Schilterischer hier wieder gegebene Abdruck nach der Breslauer Handschrift, die ihm zum Grunde liegt, von einem Preussen, der sein Handbuch einem Preussischen Minister widmet, durch Unterstützung des Ministeriums, oder durch Mittheilung Hofmann's, der in Breslau den Willeram wieder nach sämmtlichen Handschriften — Hagen hat neuerdings eine neue mit Accenten in Leipzig erstanden — abdrucken läfst, leicht hätte berichtigt werden können; — endlich über das Predigt-Bruchstück (wieder aus Eckart's Francia orientalis), dem schon allein wieder Docen's Miscellen manches schöne Nebenstück,

Digitized by Google

z. B. I. 138 — 152, hätten stellen können, hinweg, und wenden uns zum zweiten, Poetischen Theile, der in diesem Jahr erschienen, das Werk „vollendet“ (Vorr. S. I.

Wir rechten auch bei diesem Theile, den der Verf. mit „glühendem Wunsche“ dem Königlich Preussischen wirklichen Geheimen Staatsminister Herrn von Klewiz widmet, durch welche Aufforderung hoher Aufmerksamkeit und Berücksichtigung des Buches Jeder um so mehr zur genauen Prüfung aufgefordert wird, — nicht einmal darüber, dafs er aus dem reichen Stoffe der älteren Poesie so wenig giebt und solche Lücken läfst, da, wie schon gesagt, der Verleger ihn beengte (S. V.), der S. 274. samt Setzer und Corrector freilich zum Theil protestirt; obschon Verf. jene Lücken billig hätte sollen ausfüllen einmal mit allgemein anreihenden historischen Nachweisungen des Fehlenden, Uebergangenen und der Literatur, sodann mit hinlänglichen die Sprache berücksichtigenden Andeutungen der Uebergänge der Mundarten *) u. s. w.; aber wohl fällt wieder gerechtem Tadel anheim, was den Abdruck des Gegebenen selber betrifft, um so mehr, da die Widmung des Buches an den Herrn Minister bestimmt ausspricht, „dafs das Werkchen zunächst (sogar) für gelehrte Schulen bestimmt ist“, wo doch wohl nur gründliche Kenntnifs, wie an Lateinern und Griechen, so auch in diesem neuen Felde der Bereicherung entwickelt werden soll.

Auch hier sind wieder die mitgetheilten Bruchstücke aus Otfried S. 1, das Siegeslied auf Ludwig S. 8, Stellen aus dem Lobgedicht auf Anno S. 12, aus dem Heldengedicht auf Karl den Grofsen S. 17. — nur aus Schilter's Thesaurus entnommen, während doch Otfried's Text in Schilter's Abdrucke überaus verdorben ist, obschon er nach Flacius erstem Andruck, Basel 1571. 8, nochmals die Pfälzer und die Wiener Handschrift verglich. Zum wenigsten hätte Erhard die nochmalige auch hier genauere

*) Z. B. des Oberdeutschen in's Niederdeutsche, wenigstens in der fast hessischen Niederschreibung des Hildebrandliedes (s. Grimm's Grammatik Th. I. Aufl. 1. S. LIV. 7. und die Ausgabe des Liedes), oder in den mittelhochdeutschen Gedichten der Kaiserchronik (Cod. Pal. 361.), König Rother's (Cod. Pal. 390.), des Pfaff Konrads Karl (Cod. Pal. 112.), Lamprechts Alexander (Cod. Argentor. C. V. 16. b.), worüber Grimm Th. 1. Aufl. 2. S. 452 — 455. so ausführlich spricht.

Digitized by Google

Vergleichung der Pfälzer Handschrift durch Rofsgaard, 1699 zu Rom, wie sie hinter Eckart's Leges sal. et ripuar. S. 286 — 309. stehet, zu Rathe ziehen sollen, oder besser aus Knittel's neuem Abdruck der Wolfenbüttler, Kinderling's Bruchstücken, in Hagen's Museum für altd. Literat. und Kunst Th. II. S. 1 ff., Mone's Heidelberger Bruchstücken, aus Cod. Pal. 52. 4. in Mone's De emendanda ratione grammaticae germanicae, Heidelb. 1816. 4. S. 30 — 32, endlich aus Hoffmann's Bonner Bruchstücken sein bescheidenes Theil entnehmen sollen, woraus obenein eine Probe von den für die Grammatik so wichtig gewordenen Accenten in den Kauf gekommen wäre. — Eben so steht es mit dem Ludwigsliede. Auch dieses wieder und immer nur wieder nach Schilter, während doch Docen einen besonderen gründlich kritischen Abdruck 1813 davon besorgt hat, und Lachmann es mit abermaligen Besserungen und Herstellungen (von ihm und Graff) in seine Specimina linguae Francicae, Berlin, bei Reimer. 1825. 8, wieder aufgenommen hat. Von beiden ist die Otfriedische Strophenabtheilung hergestellt worden. — Ferner: das Annolied. Hier hätte freilich Goldmann's neuere Ausgabe, Leipzig, bei Brockhaus. 1826. 8, nichts Besseres gereicht, als der frühere Opitz-Schilterische Abdruck. Aber so sehr durch die Stöberische Angabe (Kurze Geschichte und Charakteristik der schönen Literatur der Deutschen, Strafsburg 1826. S. 15.): „Die Sprache [des Annoliedes] ist zwar noch fränkisch, aber dem schwäbischen Dialecte so nahe verwandt, dafs sie zuweilen ganz in ihn übergeht", das Rechte verfehlt ist, so wenig ist etwas gewonnen durch Erhard's Angabe S. 12, dafs es „der Sprache nach am Niederrhein entstanden sey". Es hätte entweder hier eine genauere Bemerkung hergehört über die niederrheinische Mundart, wie z. B. in der Vorrede zu Grimm's Grammatik Theil I. Aufl. 2. S. XII — XIII. u. s. w., und gewarnt werden sollen vor der grammatischen Unbrauchbarkeit des Annoliedes, theils nach der Handschrift, die obenein verloren gegangen, und Opitzens Abdruck, theils deshalb, weil ein bedeutender Theil des Gedichtes sich in der mittelhochdeutschen, freilich auch, wie vorher bemerkt worden, in's Niederdeutsche hinüber spielenden, Kaiserchronik wiederfindet, woraus jenes wahrscheinlich entnommen hat; — oder es hätte deshalb lieber ganz weggelassen werden sollen, und dafür aus der eben genannten, „einer historischen Kaiserchronik entweder der parallele oder ein anderer der vielen in

Digitized by Google

ihr enthaltenen schönen Abschnitte gewählt werden sollen. Die Berührung beider Gedichte unter einander wiesen schon Mone in Wilken's Verzeichniss der Heidelberger Handschriften (Geschichte der Heidelb. Büchersammlungen, 1817. S. 443.), Grimm in der Grammatik Th. I. Aufl. 1. S. LXIX — LXX. u. s. w. nach; und Grimm (Altdeutsche Wälder Th. III. S. 278 — 283.) und Fischer (Typographische Seltenheiten Liefer. 4. S. 122 — 140. gaben aus guten Handschriften passende Bruchstücke.

Bei'm Heldengedicht auf Karl den Grofsen hätte wohl gewufst werden können, dafs das Strafsburger Bruchstück in Schilter's Thesaurus vollständig und in gleichmäfsigerer, zum Abdruck viel passenderer Heidelberger Handschrift (Cod. Palat. 112. 4. Hagen's Grundrifs S. 164 u. 539.) vorhanden ist (welche Wilhelm Grimm jetzt zur Herausgabe bearbeitet), und dafs Stricker's, bei Schilter folgendes, Gedicht nicht nur „ganz gleichen Inhaltes" (S. 18. Anmerk.), sondern sogar, was der flüchtigste Vergleich ergiebt, blofse spätere Erneuung und Umreimung jenes älteren Gedichtes ist, wie Hagen a. a. O. S. 165. schon 1812 angab; wobei hier beiläufig bemerkt wird, dafs die von Aretin bruchstücklich herausgegebene „Aelteste Sage über die Geburt und Jugend Karls des Grofsen" (Münch. 1803. 8.), in zweien Handschriften vorhanden, aus Stricker's Erneuerung zur Prosa umgestaltet worden ist.

Die Bruchstücke aus dem Nibelungenliede (S. 26 — 61.) sind doch wenigstens aus der neuesten Ausgabe Hagen's genommen, nicht aus der von 1810. Lachmann's eben erst erschienene Ausgabe konnte hier noch nicht benutzt werden, eben so wenig wie sein Iwain, noch Hoffmann's Willeram, die noch erscheinen sollen. Aber zum Verfasser des Liedes wird hier Heinrich von Veldek vorgeschlagen (S. 25 — 26. Anmerkung), auch sey es „aus dem Zeitalter der Minnesänger", welches wenigstens eine schiefe, unpassende Bezeichnung ist.

(*Der Beschlufs folgt.*)

Digitized by Google

N. 50. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Erhard Handbuch der teutschen Sprache.

(*Beschluſs.*)

Abgesehen von allen anderen, inneren und äuſseren, Gründen (der Sage und Sprache), berechtigt weder die S. 26. Anmerk. angeführte Stelle von Gottfried von Straſsburg in seinem Tristan, die wörtlich so heiſst:

Von Veldeken Heinrich —
er inpfete daz erste ris
in siuscher zungen,
da von sit este ersprungen,
von den die bluomen kwamen u. s. w.

(S. 273 — 274. auch mitgetheilt),

noch die ganz ähnliche in Rudolf's von Hohenems Alexander (Cod. *Monac.* Catal. p. 261. fol. 28. d.), zu einer Folgerung für die Verfasserschaft Heinrichs von Veldek. Rudolf's Stelle macht jene in Gottfried's Tristan klarer: er spricht bestimmt von der Kunst des reinen Reimes, im Gegensatz der in den historischen Gedichten früher viel freieren, mehr assonirenden Reimweise, obschon bekanntlich Veldek's Reime, wenigstens in den vorhandenen Handschriften, mannigfach aus dem niederdeutschen Gesetze in das oberdeutsche, oder umgekehrt, schwanken. Rudolf's Stelle heiſst so:

— Nieman nu so guotes nicht
Gesprechen kan, so man do sprach,
Do man vns kunst vorbelzen sach
Uf dem künstenrichen stam,
von dem Gedichte urhab nam,
Von Veldich der wise man,
Der rechter rîme aller erste began,
Der kunsteriche heinrich,
Des stam het wol gebreitet sich,

Digitized by Google

— Den uns sine hohe wisheit
— Zuo aneuange hat geleit:
— Drû kunsterichen bluomen ris
— Hant sich dar uf manige wis
— Vil svehelich zerleitet
— Vnd bluomen zerspreitet.

Diese drei Blumenreise seyen Hartmann der Owere, Von Eschenbach Herr Wolfram und Gottfried von Strafsburg. —

Doch brechen wir hier ab, weil wir noch einige grelle sprachliche Versehen im Einzelnen nachzuweisen haben; wobei freilich theils des Raumes, theils der nicht lohnenden Mühe wegen nicht Alles berührt werden kann. Aber anerkannt werde doch, dafs wenigstens beim Wigalois S. 90. und beim Bonerius S. 115. Beneke's Ausgabe benutzt worden ist, so wie Theil I. der Sachsenspiegel S. 33, sogar nach einer Erfurter Handschrift, wofür freilich auch bessere vorhanden waren. Uebrigens herrscht auch — beiläufig — hiebei ein Unverhältnifs zwischen Theil 1. und 2: denn während in Th. 1. noch beim Sachsenspiegel und dem Braunschweiger Stadtrecht u. s. w. (obenein bei späteren Handschriften) die volle, viel Raum wegnehmende Uebersetzung unter dem Text fortläuft, ermangelt im zweiten Theile gleich von vorn herein Otfried und alles Folgende, man kann trotz den spärlichst untergestreuten Worterklärungen sagen, fast aller und jeder Deutung und Nachhülfe.

Als Proben greifen wir folgende beiden Stücke heraus. Zuerst die Exhortatio ad plebem Christianam S. 12 — 13. Da soll *cahuetliho* (zweimal) „behülflich" heifsen statt memoriter, obschon S. 13. „in seinem Gedächtnifs" übersetzt ist für „in sinera *cahucti*", wofür aber wieder „cahuoti" verdruckt ist. Da steht „intfangum eigut" statt „intfangan eigut"; *wanta* wird „wenn" übersetzt; dera calauba *cauuisso* fouui uuorte sint wird übersetzt „des Glaubens-gewisse wenige Worte sind", statt dafs *yauuisso* Adverbium ist (utique); jo ouh *simplum* zissigihanne ist übersetzt „ja auch Einfältigen zu bekennen" (o sancta simplicitas!); warum wird Docen nicht aufgeschlagen, wo durch „*simplum* za pigehan" übersetzt ist das alte „*semper* profitendum" und der ganze Satz abweicht. *Inthuso* soll heifsen „Und wie"; thera galaupa, *thera* er gaheilit scal sin giebt Erhard: „dem er geheiligt soll seyn", statt *qua* (fide) saluandus est, und doch übersetzt

er gleich darauf richtig ja *dera* vt canesan scal durch „ja [statt atque!] davon (statt quâ, per quam) er genesen soll“; *unothes* soll heifsen „Worte des“, warum nicht dann richtig gedruckt *uuort thes? furhlio* ist nicht „Verheifser“, sondern Förheifs, Försprach, *purgio* (Bürge, sponsor), wie Cod. Monac. hat; *uuanta eo unrih* soll heifsen „weil unser Gesetz“!! statt quandonec, wie für das falsche quia donec im Münchner lateinischen Text zu lesen ist; *farneman* ist nicht das heutige „Vernehmen“ blofs, sondern intelligere, verstehen — Vernunft. Der Schlufs vor Allem hätte mit dem Münchner Text verglichen werden müssen.

Als zweite Probe nehmen wir das gleich darauf folgende Hildebrandlied S. 14. heraus. Abgesehen davon, dafs er das Lied nicht in Alliterationszeilen abtheilte, weil er es nicht als Gedicht ansieht, sondern es feinscheidekünstlerisch nur eine Geschichte nennt, so sehen wir nicht einmal den Schilterischen Text richtig abgedruckt, viel weniger den ächten der Handschrift, wie er bei Grimm zu finden ist. Nur die Eingangszeilen:

1. Erhard: Ik gihirta *that* seggen, *that* sih urhettun aenon muotin Hiltibraht enti Ha*th*brant unter heriuutuem. Sunu fatarungo iro *f*aro rihtun: garutunse iro gu*th*hamun etc.
2. Schilter: Ik gihorta *dat* seggen *dat* [dhat] sih ur hettun aenon muotin hiltibraht enti ha*d*ubrant. untar heriuntuem sunu fatarugno Iro *f*aro rihtun garutun se iro gu*d*hamun,
3. Die Handschrift in Cassel liest genau: Ikgihorta *d*at [dhat] seggen*d*at [dha*t*] sih urbettun aênon muotin. hiltibraht enti ha*d*udrant. untar heriuntuem, su nu fatarungo. Iro saro rihtun garutun sê iro gudhamun.

Wie sehr es bei solchen unicis unter den Sprach- und Schriftdenkmälern auf die genaueste Genauigkeit ankomme (*d* ist nicht th, sondern dh), davon ist jede Seite in der Grammatik Zeuge und Beleg; wie sehr beim Druck solcher Werke auf Treue zu sehen ist — dafs nicht heriuutem statt heriun-tuem vorkomme — davon sind die oben schon genannten, nur Freunden in Abdruck zugekommenen „Einigen Denkmäler der althochdeutschen Literatur in genauem Abdruck aus Handschriften der Königl. Bibliothek zu München“, München 1825, von Docen, Beweis, der sonst so anerkannt genau ist, und zuverlässigen Abdruck S. 4. verspricht; und doch, es finden sich hier dennoch Fehler, wie *unerde* (uuerde), *trunhtin* (truchtin? truuhtin? es steht daneben truhtir), *emizizar* (emizigar), *liih* (lih, lich? oder für lîb?); *flaffa* (slaffa), *uuerolt* (uuerolt),

Digitized by Google

lukmo (lukino, wie S. 6. lugino; lucino-urchunde kommt noch spät vor, z. B. Cod. Pal. 361.), *mnes* (mines), dafs sich nicht einmal herausstellt, was der Handschrift anheimfällt. Doch zurück zum Handbuch.

Wie klingt nun die Uebersetzung jener Worte? Hier ist sie: „Ich hörte das sagen, dafs sich verhiefsen eines Muthes (statt heraushiefsen, herausheischten, herausforderten — „eines Muthes" ist gar falsch) H. und H. einen Heerzug (untar: einen? heriuntuem: Heerzug, Heerthum??!! statt „unter ihnen zweien" s. Altd. Wälder II, 100, 2.) Vatersbruderssöhne (s. oben die Citate wegen sunu fatarungo), bereiteten sie ihre Pferde (weil *faro* gelesen ist, was obenein nie Pferd heifst, und dieses Wort — pheerit, pfërt — kommt im Althochdeutschen gar nicht einmal vor; es mufs *saro* heifsen, d. i. Gewänder) u. s. w. Gleich darauf wird das klare *ubar-ringa*, Ueberringe, übersetzt als bar-ringa, „Tragringe", ja gar ana helidos ubarringa; an des Gurtes Tragringe. Fast wäre des Guten genug. Aber weiter: Do si to dero *hilta* ritun wird gegeben „Da sie zu der Versammlung ritten"; statt chud ist min al irmin deot steht chunt ist min alir, min deot (sic), und wird übersetzt; Kund ist mein Alter, mein Volk; ja schon vorher Chind in Chuninc riche, Königssohn im Hunnenreiche, statt chuninc riche, da ja nachher *huneo* truhtin, was freilich wieder „sein Herr" übersetzt wird (!!), und: du bist dir *alter Hun* ummet-spaher, wofür denn lustig steht: du bist *der* alter *him* ummet, spaher, und das soll heifsen: Du bist des Alters ihm ungleich u. s. w. — So geht es fort in immerwährenden Fehlern gegen Handschrift und Sinn. So steht hinter einander unsere liuti statt us-re liuti, alte anti frote statt alte enti frote; forn her Ostar gib, ueit floh her, statt forn her ostar gihueit, floh her, und das soll heifsen: Bevor er nach Osten gieng, weit floh er (Otabars Neid, Osachres nid); gleich weiter bi na miti Theotrithe, statt *hina miti* Theotrihhe, natürlich übersetzt: beinahe mit Theoderich; *luttila* sitten soll heifsen: berühmte Wohnsitze, wie S. 18. *luttilo* laut, heftig, statt dafs luttila prut zusammengehört, und luttil klein, fein, zart, schön hier heifst. Statt des schwierigen arbeslaosa *heraet;* ostar hina det, sid Detrihhe darba gistontum, fatereres mines u. s. w. setzt er frei: *Hera* Ostar hina der sid Detrihhe, dar *hagi* stuontum u. s. w., und das soll wieder heifsen: Er gieng nach Osten, hin nach der Seite Dietrichs, da im Streite stunden meine Vatersbrüder — Kaum traut man seinen Augen!! Nur noch einige Conjecturen. Der Text heifst: chud was her

chonnem mannum ni waniu ih, *in lib habbe*, was Eckart richtig hat, ju lib. Erhard aber sagt, das gebe keinen Sinn, und er „wage es daher die Stelle zu verbessern" S. 15. Und wie ist es nun verballhornt: leow (es gehört leop zum vorigen Satze!) chud was her chonnem mannum; ni waniu ih, ih lih habbe, und das soll heifsen: in Liebe kund (!) war er kühnen Mannen, nicht meine ich seines Gleichen zu haben!!! Ferner heifst es S. 16. bei den Worten, die Eckart richtig nach der Handschrift giebt: Dat | sagetun mi | saeolidante Westar ubar | wentilsaeo, dat man | *wic* furnam: „Eckart schreibt wic; aber seine Erklärung scheint mir nicht passend". Wie denn? Wie nun? „Das sagten mir schiffbrüchige (als sey lidante von leiden!) Westländer (er theilt Westar, ubir Wentilseo!) auf dem Wendemeere, dafs man weit vernahm". Kurz zuvor wird „mit *geru*" übersetzt: mit Verlangen, was doch *girî* heifsen müfste, von kir, mittelhochdeutsch gir, gër, cupido, cupiditas, voluntas animi; gêr ist jaculum.

Aber übergenug! Es wird Keinem mehr gelüsten. Wahrlich, wenn es, wie einst im Kampfe bei Nereshoim „Hie Welf, Hie Gibling" *) erscholl, so in einem grammatischen oder kritischen Treffen hiefse „Hie Eckart — Hie Erhard" — die Wahl würde nicht schwer seyn, ob auf die Seite der Francia orientalis sich zu schlagen oder dieser Thuringia puerilis. Golden ist dagegen Kunisch's Handbuch in diesem älteren Abschnitte, obschon Dr. Erhard dasselbe seinem Tadel unterzieht (Theil I. Vorrede S. I — II.), sammt dem Handbuch von Pischon, das die alten Stellen treu und pünktlich wiedergiebt, ohne gerade in Vorreden zu behaupten, dafs „bei den Schriftstellern vor Luthers Zeit Alles buchstäblich wiedergegeben sey" (Erhard I. S. III.). Wahrscheinlich sind oben mitgetheilte Verböserungen an solchen Stellen eingetreten, wo „offenbare Fehler" (a. a. O.) in Handschrift und Sinn vorhanden waren.

Der zweite Theil, wie gesagt, giebt nicht so grelle Blöfsen und Verstöfse, weil weise die Verneudeutschungen weggelassen sind. Aber auch hier dieselbe Ungenauigkeit im alten Texte! So heifst es gleich S. 2. im Otfried, Zeile 2: Doh statt joh, Zeile 5: Jo statt joh. Ferner, warum suester

*) S. Königshofens Chronik bei Schilter S. 24. und Andreas Ratisbonensis in seiner Bairischen Chronik. Deutsch Cod. Pal. No. 96. fol. 16. b. — 17. a.

behalten, da stets w für uu gesetzt ist? Aber giunagi wird in giuwagi umgedruckt. Zeile 10. steht *Sie* selbes drudinna statt Si*n* selbes d. — Warum ist ferner Zeile 20. imu statt imo gesetzt, da nicht einmal die Lesarten unten bei Schilter so haben, welche doch Erhard meist zur Abwechselung aufnimmt? Weiter — Zeile 21. steht To so statt io so. — Warum Zeile 25. wer ther statt werther, Zeile 5. von unten zum statt z' en? Zeile 4. v. unten *Thor* unser friunt *quato* — statt *ther* unser friunt *guato*. Dies und mehr auf Einer Seite! und blos Verstofse gegen den Schilterischen Vordruck!

Aber eben so im Annoliede, wo Vranken: danken stehen sollte, steht Vrankin: dankin. Was soll gleich darauf Van sante Mauricin*a* herig- statt Van senti Mauricii*n* herige? Was minu für minn? sent Anne statt sent Annin (S. 13.)? Warum S. 14. in fremid*o* lante, was freilich Schilter hat, statt in vremidi*mo* lante, Da gleich darauf zi di*u*tischi*mo* lante richtig folgt? — Warum Galli*e* unti Germani*e* statt Gallia unti Germani*a*, wie umgekehrt weiter oben geil*a*: deil*a* statt geile: deil(e) des Schilterischen und Goldmannischen Textes? Warum S. 15. uns statt unz? Warum Daz in disime meri gartin | fe gevruuut *wordin* statt — merigart*en* — *wurde*? Doch genug!

Viele Druckfehler, die hinten nicht angegeben, sind stehen geblieben, z B. S. 14. loide statt leide, S. 15. slari statt scari, S. 16. durch helma statt durch helme, den sige *wan* st. *nam* (was Alles Schilter nicht hat!). — Manches, wie das Letztere ist wohl eigene Conjectur, licentia p. u. s. w.

Bei Thaten des Lebens genügt in magnis *voluisse* sat est; aber in der Bücherwelt (und ihrer Schattenseite — der Buchmacherei) ist es mit dem Willen allein nicht gethan; obenein wo es nicht einmal heifst: tantae molis erat — —, sondern wo es nur der geringen Mühe galt, als Bibliothekar und Archivar der Zeit in den Registern der Literatur (wie in Göttinger Realcatalogen) nachzuschlagen: Was ist über diese ältesten dunkelsten Dinge das Neueste, Klarste, Sicherste erschienen? Aber den Schneckenhandlangern, die zehen Jahre und mehr zurückbleiben, sollte man zurufen: manum de tabula! —

Diese Recension galt die Sache, und hofft ein Scherflein beizutragen, dafs das nächste „Handbuch altdeutscher Sprache" nicht das alte Krebsgeleise gehe.

Da wir einmal im Zuge sind, so knüpft Recensent hier eine verwandte passende Betrachtung an. Sie betrifft die

Digitized by Google

sprachliche Behandlung der älteren Deutschen Erdkunde und Eigennamen. Die letzteren Jahre haben uns aufser Mannert's neuen Auflagen auch in diesem Fache mehrere schnell auf einander folgende Werke gebracht, so wie sich mannigfaltige Vereine für das vaterländische auch erdkundliche Alterthum in Schlesien, Thüringen, Sachsen, Westfalen u. s. w. gebildet haben, welche sammeln und das Gesammelte auch öffentlich in Jahresberichten, Archiven u. s. w. besprechen. Von diesen reichlich eröffneten Archiven, Zeitschriften in Halle, Hannover, Westfalen, Cöln, Baiern u. s. w. ein ander Mal. Hier seyen nur einige umfassende Werke über das alte Germanien genannt, die in unmittelbarer Beziehung zu einander stehen, durch ihre Uebereinstimmungen, Abweichungen und schnelle Folge; nämlich Kruse's Budorgis (daran sich Büsching's Heidnische Alterthümer Schlesiens anreihen) und sein Archiv; ferner Wilhelm's Germanien und seine Bewohner nach den Quellen dargestellt (Weimar 1823. 8. XVI und 372 S.) und Reichard's Germanien unter den Römern, graphisch bearbeitet (Nürnberg 1824. 8. XXXII und 274. S.). Besonders beide letztere das Ganze der alten Deutschen Erdkunde umfassenden Werke treten hier in unsere Betrachtung ein. Aber nicht die geographischen Verhältnisse, Uebereinstimmungen und Abweichungen beider sind es, die uns hier fesseln, sondern die sprachlichen Deutungen. Während Wilhelm ruhig und besonnen die geographische Richtung und Sichtung verfolgt, und selten in Namenähnlichkeiten ältester und neuester Zeit, die selbst die spätesten Urkundennamen noch verwaschen hat, sich verliert oder umirrt, ist dieses in dem Reichardischen Werke eine Hauptseite und Hauptlust. Hier wird mit wahrer Kühnheit, Keckheit, Zuversicht und Hast nach jedem, selbst dem unähnlichsten Anklange gehascht, und — was nun unsere Klage ist — die 1824 doch wahrlich hinlänglich schon vorgeschrittene und zur Besonnenheit und Gründlichkeit mahnende historisch-grammatikalische Wortbehandlung hier in der Erdkunde gränzenlos vernachlässigt und wahrhaft gebudelt. Jede Seite gewährt den wildesten, zügellosesten Wortzwang und Wortverrenkung. Auch nicht eine Spur von Ahnung einer Gesetzlichkeit in diesen ältesten Namen- und Wortbildungen, die so bestimmt Deutsches Bildungsgesetz verrathen und ansprechen. Nahe liegen Zusammensetzungen wie Asci-*burgion* (wie Askaukalis, Askalingion), Laki-*burgion*; Tuli-*phurdon* (wie Tuli-surgion), Lup-*phurdon* (und Bik-urdion?); Askal-*ngion*; Menos-*gada* (gadem?); Tulis-urgion, Kas-urgis, Bud-

Digitized by Google

orgis, Korid-orgis u. s. w. — Aber golden sind alte Deutungen von *Sicambri* (Sieganbauer — Siegkämpfer, bei Awentin und neuerdings bei Mone u. s. w.) und andere althergewohnte gegen die wahrhaft luftigen und lustigen bei Reichard, deren auf jeder Seite zu finden sind, und deren älteren Namen Grimm schon 1822 im ersten Theile seiner Grammatik bezweifelnd oder deutend besprochen hatte, was aber jenen Geographen noch eine terra incognita ist. Fangen wir mit dem oft gedeuteten *Cherusci* an. Bekanntlich soll das durchaus Harzker heifsen. Reichard ist hier, nicht aus sprachlichen, nur örtlichen Gründen besonnener als anderwärts, er sagt: „wie, wenn der Name Cherusci nicht der Deutsche, sondern von den Römern diesem Volke erst mitgetheilte wäre?“ S. 97, aber blos weil ihm Anklänge neuester Ortsnamen auf der Landcharte ausbleiben. Caspar Sagittarius (Antiquit. Regn iThuring. I. 1. §. 4. I. 4. §. 16.) deutete sogar cherusk mit gerecht (boni aequique: Tac. Germ. 36.)!! — Die Ableitung von Harz könne er deshalb durchaus nicht gestatten, weil einmal der Vocal gänzlich verschieden ist; ferner müfste Harz als Adjectivum bilden *harzisc* oder niederdeutsch oder zur Römerzeit überhaupt noch *hartisk*, von hart, die Haard. *Chêrusk* würde althochdeutsch *hârusk* oder *hârisk* (pilosus etwa) klingen. Das *e in cherusc* ist lang (Χηρούσκοι Strabo VII. 1. Ptolem. II. 11. Χαιρουσκοί); nur Claudian IV. consul. Honor. 451 hat *cherusci* und Dio Cass. Χερουσκοί. Bekanntlich ist *Chêrusci* die einzige Bildung auf —*usk* neben —*isk* in Arav-isci, Nar-isci, Attal-iscus (Aurel. c. 33.) und Taurisci, Scordisci, oder —*ask* in Gann-ascus (Tacit. Annal. XI. 18. 19. — An Cherusci reiht sich, durch die gleich falschen Deutungen von Harz, *Hercynia* sylva oder Hercinius saltus, bei Cäsar, Strabo, Mela, Tacitus, Plinius, Vellejus Paterculus, Claudian, Diodorus Siculus, Livius, Florus. Die Form, welche Ptolemäus (II. 11. ὁ Ὀρκύνιος δρυμός), Aristoteles schon (Mirand. Auscultat. οἱ Ἑρκυνίαι δρυμοὶ und Meteorol. I. 13. ὄρη Ἀρκύνια), Apollonius (Argonaut. IV. 640. Σκοπέλοιο καθ' Ἑρκυνίου), und Diodorus (Biblioth. Histor. 5. τὰ Ἑρκύνια ὄρη) geben, weiset deutlich auf ein k, also *herk*—, *ἑρκ*— *ἀρκ*— *ὀρκ* —. Die nordische Sprache zeigt ein *harka*, durare, *harka* und *herkja*, asperitas, *herkinn*, durans.

Man vergleiche ferner bei Grimm die sinnigen Ausstellungen, Handhabungen oder Behandlungen der Namen *Gepidae*, Grammat. Th. I. Aufl. 2. S. 36 und 45, *Galsati* S. 91, *Aliso* 93, *Taunus* 94 und 153, *Aurinia*, *Chauci* 99. — bei Reichard S. 40. nothwendig in Cuxhaven übrig, „wie ich über-

Digitized by Google

zeugt bin", *Gothi* S. 99, *Marsi*, *Marsigni* 123. *Tencteri* 124, *Caninefates* 115 und 153, *Batavi*, *Bucinobantes* 153. — von Buchen, wie Buchonia, und bant, wie Brabant, Tenserbant, oberd. banz, benzo: Otfried III. 18. 28. eli-*benzo*, extraneus, wie elilendi —, besonders *Chatti* S. 172, und teutsch (Theil I. S. 108. Anmerk. und S. 1069. Theil II. S. 378. ö.), oder Wörter wie *framea* I. 128. Anm. 2, *glesum* 75. Anm. 3; endlich gothische und althochdeutsche Eigennamen (Th. I. S. 36. 46. 76. 79. 81. 83. 84 92. 102. 103. oder Th. II. von S. 447. an in alphabetischen Zusammensetzungsverzeichnissen). Ehe aus streng grammatischen, sprachhistorischen Gründen solche aus- und umschweifende Erklärungen, wie *suevus* — swàb — vom Schweifen *) oder vom Schweif (Grimm I. S. 87. Anmerk. 1.), oder *Rhênus* — rîn, hrin, ῥῆνος; — von rein oder rinnen (rinnan — *hrînan* dagegen ist tangere, 2. mugire, hinnire), nicht aufgegeben werden, ist weder in der Geschichte an richtigen Grundanschauungen des germanischen Lebens, noch in der Erdkunde Altdeutschlands Wahrheit und Sicherheit zu erwarten. Auch Wolfgang Menzel in seiner Deutschen Geschichte, Zürich 1825. 8. **), geht zu unhistorisch und zu regelleicht mit den Urklängen der Muttersprache um, an denen doch die Mysterien ältester Naturanschauung und die Hieroglyphen des ursprünglichen Volkslebens haften, und die leise und streng gedeutet seyn wollen. Man schlage z. B. auf Theil I. S. 4. 10. 15. 16. 21. 27. 43. 51. 60. 96. u. s. w.

Eben so geht auch der quellengründliche und besonnene L. Barth in seiner „Urgeschichte Deutschlands", Baireuth und Hof. 2 Theile. 1820. gr. 8, sowohl in Deutung Deutscher Eigennamen, z. B. Th. II. S. 363 — 371, als auch Deutscher Völker- und Ortsnamen (in seiner Erdkunde Theil II. S. 1 — 236.) viel zu leicht, d. h. ungesetzlich, ungrammatisch zu Werke, obschon er z. B. Th. II. S. 17. Anmerk. 9. sagt: „Gründe aufsuchen heifst etymologisiren". — Der beiden neuesten Namenforscher Benecken in seinem Teuto und Viebeck (Erlangen) gar nicht zu erwähnen!! — Aber selbst

*) Wozu die ähnliche Deutung weletabi — Wilzi — als veletovi von *litati* fliegen (vletowi: Eingeflogene?) übrigens passen werde. S. Gött. Anz. 1825. St. 3 — 4. S. 28. Anm.

**) Und auch sein Namensvetter in 4° deutet hierin nach altem Adelungischen Geleise, mitunter salto-mortale's aus eigner Neukraft nebenausspringend.

Digitized by Google

Ferdinand Wachter in Jena, obschon er in seiner „Thüringischen und Obersächsischen Geschichte“ — Th. I. Leipzig 1826. 8. — an mehreren Stellen Belesenheit und Bewufstseyn in der älteren Deutschen Literatur und Grammatik beweist, obschon er z. B. S. 64. über die erfundenen Gottheiten Stuffo, Rheto, Biel, Asteroth, Lara, Jecha, Loll, Sater, Krodo, Püsterich richtig urtheilt, tischt doch S. 7. uns wieder *Suevi* vom Haarschweife, *Chatti* von *Cat*, Krieg, *Cherusci* als Harzer auf, und wagt S. 5. *Thuringi*, *Thoringi* von Thor, Berg, oder auch von einem berühmten Anführer Thoro (woher Thornberg, Dornberg u. s. w.) herzuleiten, wozu er S. 6 und 7. die Grammatik zu Hülfe nimmt. S. 17. mufs Diesburg (Dispargum bei Gregor. Turon.) sogar Geisterburg bedeuten. S. 7. sind *Hermund*-uri gleich den Hermiones, gleich den Germani, gleich den „Theotschen, Dietschen“. — Auch Luden in seiner Deutschen Geschichte Bd. I und II. S. 1625 — 26. ist zu unbekannt mit der wahren Grammatik, daher oft zu zach, oft zu jach und leicht. Th. I. S. 19 und 20. und 593, 17. 18. 19. ist er zu schnell fertig mit Wehrmannen (Germani), wie S. 177. *Markomanni* freilich leichter sich giebt, als Markmanner, Landeswehrmänner. — Eben so S. 23. mit *Tuisko*, welches für niederdeutsche Aussprache erklärt wird — düdsh, und S. 597, 22. fu adjectiv, wie mennisc, aber von teut, tiud, Erde, also terra editus, *tiu*-ti-*sko* man. Das ist doch nicht so gar behutsam und entspricht doch nicht ganz der in den Anmerkungen ausgesprochenen Regel: Das Etymologisiren ist gefährlich und führt gewöhnlich zu Nichts. Die wahrhaft auflösende, zergliedernde Art Grimm's führt freilich auch oft zu einem Nichts, nämlich Nichts wissen, aber schneidet doch manche undeutsche Träumereien ab. — Eben so unbestimmt, wie Obiges, ist S. 28. über die Namen *Teutones*, *Ambrones*, *Teutobod*, *Kimbri* (S. 31. unten) gesprochen, zu leicht S. 465. über *Chasuarii* oder *Chattuarii*, 459. über *Ingaevon*, *Istaevon*, *Herminon*, schwankend über *Ariovist* 612, 7; besser über *Suevi* und *Saxones* 481, aber schwach, was die sprachlichen Gründe betrifft, 641, 5. Eben so über Hof — von Haupt! — 718, 11; *Knecht*, *Sclav*; *Liti*, *Lazzi*, *Lati* 719, 16, *Leut*, *Leudi*, *Leodi* u. s. w. 735, 24; über *kun* (γενὰ) kennen, bekannt, Kunig, *kindins*, thiudans u. s. w. — Selbst Franz Passow in seiner so genau auf Lesarten gestützten Ausgabe von Taciti Germania, Breslau 1817. 8, erlaubt sich Deutungen wie *Suerini* aus *Warini* u. s. w.

So lange nicht streng auf grammatische, sprachhistorische Gründe und die Lesarten genauer guter Handschriften geachtet

wird, so lange wird auch nicht nur auf Titeln historischer oder geographischer Zeitschriften (von Pabl; und von Hoffmann bei Cotta), sondern auch in allen Geschichtsbüchern *Hertha* oder *Herda* prangen, während doch Passow aus der besten ältesten Handschrift die Lesart *Nerthum* nachgewiesen hat, was vielmehr auf den nordischen, freilich männlichen, Gott *Niördr* — Gen. *Niardar*, Dat. *Nirdi* — sich deuten läfst, dem ein althochdeutsches *Nerda*, *Nertu* entsprechen würde *); — und während die Form *hertha* für Erde nicht belegt werden kann, sondern gothisch (ältest) nur *airtha*, althochdeutsch *erda* statt *erada*, was sogar einmal bei Kero vorkommt: *eratha*. — Luden achtet Th. II, unter den Verbesserungen zum Bd. I, zu S. 748 — 749, zwar auf die Lesart *Ne thum*, meint aber, es könnte dies auch der Nominativus und „so könnte es ein Teutsches Wort Närthum, vis alendi, seyn, und für diese Worte wäre die Uebersetzung Terra mater recht wohl geeignet (!). Aber — setzt er hinzu — mit der Hertha wäre es vorbei. Das ist Etwas. Wachter dagegen sagt am oben angeführten Orte S. 98: „die ursprüngliche Lesart ist Herthus", und declinirt uns das Wort nach der gothischen vierten starken Declination (weiblich) vor: Hertha, Herthais, Herthai, Herth, während das vorhandene *airtha*, terra, doch nach der ersten starken Fem. Decl. geht: airthai, airthôs, airthai, airtha. — Doch in diesem Beispiele mit Hertha dient doch noch seit Rhenanus, der *Herthum* hinein emendirte, alte Gewöhnung zur Entschuldigung; viel schlimmer ist, wenn Büsching uns einen Deutschen Gott *Tyr* aufdrängt, von dem nie etwas erhört worden ist. Das nordische *Tyr*, der Wehrgott, das sich erhalten hat in dem Namen des dritten Wochentages, *tysdagr*, dies martis, würde im Althochdeutschen nothwendig mit z anlauten müssen (*ziu* u. s. w.), wie denn auch das Oberdeutsche noch die Form Zistag, Zîstig, statt *Di*(n)stag, Dienstag (Dingstag!!) aufbewahrt hat, wie das Englische die niederdeutsche Form *twesdag*, sächsisch *Kvesdäg*, von der Form *tî*, *tîves* (gothisch tius, tivis?).

Zum Schlusse noch ein Beispiel, wie die sprachliche Erkenntnifs eines alten Wortes oder Namens auch für die örtliche oder volkliche Bestimmung wohl dienlich und behülflich ist. Dr. Wilhelm zählt in seinem Germanien S. 236. die Astinger als einen „Hauptstamm der Vandalen" auf, und im Register S. 362. gar als „Volk", wie S. 236. gar als

*) S. Gött. Anz. 1825. St. 52. S. 516.

„vandalisches Volk“. Reichard hat sie gar nicht. Der Name Astingi wird bei Wilhelm nur aus Dio Cassius nachgewiesen und gar vermuthet, bei Tacitus German. cap. 43. müsse es wohl statt *Marsigni Astigni* heifsen, wobei der von von vorn herein deutscher anklingenden Form *-ingi* (in Ast-*ingi*) in das eher bei Marsigni umzustellende *-igni* Gewalt angethan wird, obschon auch bei Jornandes richtig *Astingi* steht. Aber eine Hauptstelle, die volles Licht gegeben hätte, ist von Dr. Wilhelm vergessen. Johannes Lydus nämlich in seiner Schrift „De Magistratibus“ ed. Fufs, Paris. *) 1812. pag 248. giebt sehr bestimmt an, dafs es kein besonderer Volksstamm sey; obenein kommen sie bei Gothen, Vandalen und Markomannen zugleich vor. Er sagt: σὺν τοῖς ἐνδόξαις τοῦ ἔθνους, οὓς ἐκάλουν ἀστίγγους οἱ βάρβαροι. Also die Edlen des Volkes. Betrachten wir den Namen nun mit gothischem Auge, so giebt uns seine sprachliche Form selber den besten Commentar, obenein da in Dracontii Carmin. ed. Arevalus, Romae 1791. 4. p. 371. die Form Asding noch näher an das gothische *azd* anklingt, wie wahrscheinlich das althochdeutsche *art*, Art, Geschlecht, Adel, nobilitas, geklungen haben wird, so dafs *asdingi* (*azdiggos*; wie skilliggs in den Quittungen gebildet, und wie die gleichfalls gothischen Namen *Theru-ingi* bei Ammian. Marc. 31, 5, *Oth-ingi* und *Thur-ingi* bei Jornandes u. s. w.) die Artinger, althochd. *artingâ*, die Edlen, Ethilingi, Adalingi sind, aus denen die Könige gewählt wurden. Grimm vergleicht dem gothischen z in *azd* (art) das σ im griechischen ἐσθλός, edel. S. s. Gramatik Th. I. Aufl. 2. S. 1070. und S. 126. Th. II. S. 349.

Mögen auch diese Bemerkungen, die weniger Neues bringen, als absichtlich schon zum Ergebnifs Gewordenes, das aber immer noch nicht beachtet wird, durch die Zusammenstellung seiner eindringlichen Wahrheiten den Unachtsamen und Leichtarbeitenden, wie den Gründlichen, aber Einseitigen, denen jener Fortschritt der historischen Sprach- und Nachforschung noch nicht kund geworden zu seyn scheint, dringend anempfehlen sollten — nicht ganz unnütz gewesen seyn! —

*) nicht Lugd. Batav.

Digitized by Google

Dissertatio physica de repentinis variationibus in pressione atmosphaerae observatis. Quam amplissimi Philosophorum ordinis auctoritate pro loco in eodem obtinendo simulque pro juribus Magisterii Lipsiensis optimis cet. publice defendet H. W. Brandes. Lipsiae MDCCCXXVI. 66 *S.* 4. 18 Gr.

Diese Gelegenheitsschrift verdient um so mehr eine Anzeige, je leichter solche gewöhnlich unbeachtet bleiben. Der Verf. derselben, welcher wegen der Klarheit seiner Darstellung der gelehrten Welt vortheilhaft bekannt ist, giebt in einer kurzen Einleitung den Standpunkt selbst an, aus welchem der Gegenstand betrachtet werden mufs, weswegen Ref. nur dasjenige im Auszuge kurz mittheilt, was er sonst suppliren würde. So viele Mühe man sich nämlich, des allgemeinen Interesses wegen, bereits gegeben hat, die Ursachen der atmosphärischen Veränderungen mehr zu ergründen, so haben doch alle vielfachen einzelnen Bemühungen noch zu keinem brauchbaren Resultate geführt. Höchst schätzbar sind in dieser Hinsicht wohl vorzugsweise nur die gemeinschaftlichen Bemühungen der ehemaligen Mannheimer Gesellschaft, deren Werth auch neuerdings von den Engländern anerkannt ist, mit dem Zusatze des allgemein gehegten Wunsches, dafs gegenwärtig bei so viel weiter vorgerückten physicalischen Kenntnissen und den so aufserordentlich verbesserten Werkzeugen nebst den Beobachtungsmethoden ein ähnliches Unternehmen wieder zu Stande kommen möchte. Auf die Grundlage jener Beobachtungen stützte unser Verf. seine bekannten Beiträge zur Witterungskunde des Jahres 1783, und zeigte darin sehr augenfällig, was für bedeutende Resultate aus der Zusammenstellung weit von einander entfernt liegender Beobachtungen zu erhalten sind. Ein solcher gelungener Versuch mufste die Idee erwecken, einmal eine einzelne merkwürdige meteorologische Erscheinung über eine ausgebreitete Länderstrecke zu verfolgen, und hierzu bot sich der ungewöhnlich tiefe Barometerstand vom 25. December 1821 als sehr geeignet dar. Der Verf. ersuchte deswegen seine zahlreichen Freunde und Bekannten um Mittheilung ihrer Beobachtungen, deren er eine grofse Zahl erhielt, und hieraus sind die in dem ersten Theile der vorliegenden Schrift enthaltenen Betrachtungen über den ungewöhnlich verminderten Luftdruck hervorgegangen. Ihnen entgegen stehen die Erscheinungen eines ungewöhnlich vergrösserten Luftdruckes, welche künftig gleichfalls einmal untersucht werden sollen.

Digitized by Google

Die Zusammenstellung der einzelnen mitgetheilten Beobachtungen giebt einen höchst erfreulichen Beweis von der Bereitwilligkeit zahlreicher Physiker in allen Ländern zur Unterstützung wissenschaftlicher Unternehmungen. Unser Verf. erhielt aus England eilf Beobachtungen, aus Frankreich sechszehn, aus Holland vier, aus Deutschland sieben und vierzig, aus der Schweiz fünf, aus Italien eilf, aus Island, Norwegen und Dänemark sechs, aus Preussen und Polen vier, aus Rufsland vier, zusammen also hundert und acht, aufser denjenigen, welche wegen der Unbestimmtheit der Angabe des mittleren Barometerstandes unbrauchbar waren. Als eine interessante Bemerkung wird aufserdem noch angeführt, dafs um jene Zeit in Buenos Ayres eine Menge Schnee fiel, welche Erscheinung dort im hohen Sommer unter die ganz ungewöhnlichen gehört. Dagegen war der Winter wie bei uns, so auch in Siberien sehr mild.

Um die Resultate aus den mitgetheilten Beobachtungen übersichtlich darzustellen, hat der Verf. sehr aweckmäfsig vier Charten der Länder, worin die Barometerstände beobachtet wurden, entworfen, und in diese neben die verschiedenen Orte die Depressionen der Quecksilberhöhe unter den mittleren Stand für den 24. December 6 Uhr Abends, den 25. December 3 Uhr und 10 Uhr Morgens und 8 Uhr Abends geschrieben. Aus dem Ueberblicke dieser Charten geht evident hervor, dafs die Ursache des plötzlichen Sinkens der Barometer im Atlantischen Ocean ihren Sitz hatte, ohne dafs es aus begreiflichen Gründen möglich ist, den Ort genauer anzugeben, wo die anscheinende Verminderung der Luftmasse statt finden mochte. Dort war nämlich anfangs die Verminderung der Quecksilberhöhe am stärksten und betrug in Brest 22 Linien, nahm von hier an ab, regelmäfsig in der Richtung nach Osten, unregelmäfsiger in der Richtung nach Südost und Nordost, so dafs sie erst am spätesten in Molfetta und Petersburg, dort mit sechs, hier mit vier Linien merkbar wurde, wobei zugleich die Lage der Berge einen sichtbaren Einfluss zeigte. Stürme und Gewitter waren verschiedene an jenem Tage, vorzüglich in Frankreich, und sie schritten von Westen nach Osten fort; auch hat der Verf. Nachrichten von Stürmen aufgefunden, welche schon am 22. und 23. December im Atlantischen Ocean herrschten. Heftige Regen und Stürme wurden vorzüglich in Italien und dem südlichen Frankreich beobachtet, welches zu erklären nicht schwer ist; dagegen lassen sich über den inneren Zusammenhang des ganzen Phänomens, d. h. durch welche Ursachen eine solche

Digitized by Google

Verminderung der Luftmasse über dem Atlantischen Meere oder in jenen Gegenden bis vielleicht nach Island hin erzeugt sey, zwar wohl Hypothesen aufstellen, allein um eine solche genügend zu begründen, fehlt es durchaus an den erforderlichen genauen Thatsachen.

Um die aus den angegebenen Beobachtungen gefolgerten Schlüsse zu prüfen, benutzt der fleifsige Verf. im zweiten Theile der Abhandlung ein ähnliches plötzliches Sinken des Barometers am 2. und 3. Februar 1823. Die hierfür verglichenen Beobachtungen sind sieben aus England, eben so viele aus Frankreich, eine aus Holland, achtzehn aus Deutschland, fünf aus der Schweiz, zwei aus Italien, eben so viele aus Norwegen und Dänemark, desgleichen aus Preussen und Polen und auch aus Rufsland. Es war daher die Zahl der Beobachtungen zwar weit geringer, als diejenige, worauf die vorige Untersuchung gegründet ist, aber sie liegen in hinlänglicher Entfernung von einander, um das Phänomen genügend danach zu beurtheilen. Im Allgemeinen folgt aus diesen Beobachtungen und aus einfach abgeleiteten Schlüssen, dafs auch von diesem Phänomene die Ursachen im Atlantischen Ocean lagen, allein diesesmal waren zwei Mittelpunkte des geringsten Luftdruckes vorhanden, wovon der nördlichere ein fortgehendes Sinken des Barometers vom Kanale aus über die Nordsee veranlafste, der andere, etwas südlichere, ein solches von Aquitaniens Küsten an über Frankreich und Deutschland, indem dieser ohngefähr von Toulouse aus bis nach Krakau hin fortschritt. Hiermit zusammenhängend sind dann die Stürme, die am 1. und 2. Februar in Lissabon und in der Nacht vom 3. auf den 4. Februar in Constantinopel herrschten.

Aufser der genaueren Untersuchung der erwähnten Phänomene werden noch einige andere ähnliche kurz berührt, die auf die nämlichen Resultate führen. Aufgefallen ist Ref. dabei die Bemerkung, dafs nach einer brieflichen Mittheilung Harding's die Stürme über dem mittelländischen Meere und dem westlichen Frankreich ein Sinken des Barometers in Göttingen zu veranlassen pflegen, nicht aber die über der Ostsee. Man wird übrigens gern dem Vf. beistimmen, wenn er am Schlusse sagt, er hoffe den Beobachtern einen Weg gezeigt zu haben, auf welchem wir allmählig zu einer genaueren Kenntnifs der meteorologischen Erscheinungen gelangen können. Durch solche Zusammenstellungen wird insbesondere die Einseitigkeit der Ansichten aufgehoben, welche aus anhaltenden Beobachtungen einzelner an dem nämlichen Orte sehr leicht entsteht. Ref. hat geraume Zeit an drei verschiedenen Orten, Hannover,

Digitized by Google

Marburg und Heidelberg beobachtet, und dabei gefunden, dafs der Erfahrung nach in vielen Stücken die nämlichen Anzeigen zu nicht wenig verschiedenen Schlüssen berechtigen, weil die örtlichen Erscheinungen jederzeit Berücksichtigung verdienen, worüber aber hier nicht ausführlicher geredet werden kann. Ueberhaupt dringt sich gewifs jedem der Wunsch auf, dafs es bald möglich seyn möge, auf einem ähnlichen, als dem vom Verf. betretenen Wege mehr Licht und gröfsere Gewifsheit in die dunkelen und schwankenden Gesetze der meteorologischen Erscheinungen zu bringen.

Muncke.

Ueber den Einfluſs der Frage: Pater est, quem justae nuptiae demonstrant, auf die Legitimität der Kinder, nach den Principien des Französischen und Badenschen Civilrechts. Von Dr. K. E. Baurittel, Privatdocenten der Rechte an der Univ. Freiburg. Freiburg 1825. 60 S. 8.

Der Verf., unser ehemaliger akademischer Mitbürger, erläutert in dieser Schrift hauptsächlich die Artikel 312. 313. 314. und 315. des Französischen bürgerlichen Gesetzbuches, und erörtert hierbei die verschiedenen Streitfragen, zu welchen diese Artikel Veranlassung gegeben haben. Ueberall sind die älteren Rechte, die Schriften der Ausleger und der Gerichtsgebrauch mit Sorgfalt benutzt worden. Mit besonderem Interesse wird man die Beantwortung der Frage S. 47 ff. lesen, ob ein Kind, das im eilften Monate nach Auflösung der Ehe geboren worden ist, schon von Rechtswegen als unehelich zu betrachten sey.

Ueber die Frage: Ergreift das gesetzliche Pfandrecht der Ehefrauen (nach dem Badenschen Landrechte) auch die Gemeinschaftsliegenschaften oder nicht? Von dem GH. Bad. Obervogte Ch. G. Fr. Staufen. Freiburg. 64 S. 8. 24 kr.

Ueber die auf dem Titel dieser Schrift aufgestellte Frage sind die vaterländischen Rechtsgelehrten und Geschäftsmänner getheilter Meinung. Der Vf. hat jedoch die bejahende Antwort mit so triftigen Gründen vertheidigt, dafs nun wohl der Streit als beendigt angesehn werden kann. Die Französischen Rechtsgelehrten stimmen überdies fast ohne Ausnahme mit der Meinung des Vfs. überein. (Das Badensche Landrecht weicht in dieser Lehre nicht von seiner Urschrift, dem C. N., ab.)

Digitized by Google

N. 51. 1826

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Eidora. Taschenbuch auf das Jahr 1826. Vierter Jahrgang. (Zum Besten der durch die Sturmfluth vom 3. und 4. Februar 1825. unglücklich gewordenen Bewohner der Westküste von Schleswig-Holstein.) Herausgeg. von H. Gardthausen, in Commission bei Cnobloch in Leipzig und Busch in Altona. 544 *S. in* 12. (*Mit einer zahlreichen Subscribentenliste von S. III bis LII.*) 3 fl. 36 kr.

Auch abgesehen von dem wohlthätigen Zweck der Herausgabe, hat Eidora nicht zu befürchten, dafs auf sie ein spitziges Sinngedicht von Jürgesen (S. 193.) angewendet werde. Er heifst:

„An einen Reimler.

Unbedeutend nannt' ich Tills Gedicht.
Aber Till, empört
Durch den Ausspruch, schwört:
Unbedeutend sey es nicht!
Till hat recht —
Sein Gedicht ist . . . schlecht!!"

Dagegen soll hoffentlich auch den Rec. nicht das Epigramm (S. 194.) treffen:

„Der todte Kritikus.

Graht doch auf seinen Leichenstein,
Ihr Freunde! keine Grabschrift ein.
Noch in der Gruft wird er sich rühren,
Und selbst die Grabschrift kritisiren."

Wir wagen es deswegen kaum, schon bei dem Titel kritisirend zu fragen: ob nicht etwa Eudora als gute Geberin durch einen blofsen Druckfehler in etwas mit Eidos (Gestalt und Schein) verwandtes verwandelt seyn möchte? Da wir von Eidos kein Eidor, oder Eidoros, abzuleiten wissen, so wären wir geneigter, mittelst einer freundlicheren Conjectura critica, in der Sammlung eine Gute Geberin,

Digitized by Google

eine Eudōra, zu erkennen. Dagegen streitet es freilich, dafs die Dedication (an Ihro Kön. Hoheit die Prinzessin Wilhelmine von Dänemark, eine auch S. 27. von Friederike Brun verehrte „Rosa Unica“ unserer Zeit) einen Kranz der Eidŏra (— ∪∪) dargebracht haben will, so dafs wir, um den Titel schulgemäfs zu erklären, nicht einmal an Eidos und Hōra, vielleicht nur an Eidos und Hŏrao, denken dürften. Wozu aber auch die Pädanterei, der auf Gelahrtheit nicht berechneten teutsch-dänischen Musengabe einen schulgerechten Titel zumuthen zu wollen? Besser, wir geniefsen das Gegebene so, wie es ohne unsere kritisirende Conjectur gemeint zu seyn scheint, als ein „sehenswerthes Erscheinen“ (nach εἶδος und ἑραω), und lassen uns durch das ungewöhnliche dieser Wortgestaltung gar nicht hindern, zugleich an das Zeitgemäfse dieser Erscheinung (nach εἶδος und ὥρα) zu denken, vornehmlich aber das wohlgestaltete im Inhalt als gutes Geschenk (εὐδωρον) einer wohlwollenden Geberin in gutem, gemüthlichen Andenken zu behalten.

Ist doch gewifs allen teutschredenden schon dieses erfreulich, dafs, während der alten teutschen Kraftsprache die diplomatische und beinahe die ganze vornehme Welt durch das französische Sprachgemisch untreu geworden ist und aufs neue immer mehr abtrünnig wird, die schönen und die wissenschaftlichen Geister Dänemarks an das teutsche Sprachgebiet sich immer noch gerne anschliefsen, und vom Particularismus weg lieber nach dem Universalismus der vielumfassenden teutschen Sprachkunst ihre Richtung nehmen. Schade, dafs für Schweden die einst durch den Reformationsretter, Gustav Adolph, und durch Carls XII. Heldensinn so wohl verdiente einflufsreiche Theilnahme an dem teutschen Festland nicht auf ähnliche Weise eine bleibende Ursache geworden ist, alles, was allgemeiner verbreitet zu werden verdient, sich nicht in die einengenden Landesdialekte einschliefsen, vielmehr das der Allgemeingültigkeit würdige auch lieber durch die allgemeinere Sprache kundmachen zu lassen. Wie sehr müfste sich der geistige Völkerreichthum vermehren, wenn die Verschiedenheit der Dialekte eben so weit von den mit der teutschen Sprache verwandten Nationen allmälig entfernt werden könnte, als der Thurm zu Babel, das leidige Sprachverwirrungssymbol, von uns allen fern genug ist. Und hätten denn nicht die teutschverwandten Völker alle, wie sie zwischen dem Französiren und dem Slavischen so in der Mitte liegen,

Digitized by Google

überhaupt alle mögliche Ursachen, sich desto enger und namentlich durch den festen Kern der Sprache, welche die Gleichheit der Denkart zur Folge hat, an einander anzuschliefsen, um gegen Einströmungen von Westen und Osten desto kernfester und selbstständiger sich gestalten und halten zu können?

Eingedenk eines eben so wahren als fliefsenden Hexameters, welchen sogar der erste Gemeindevorsteher der christlichen Mutterkirche zu Jerusalem, der heilige Jakobus, in seinem lehrreichen, praktischen Sendschreiben als ächtsymbolisch gebraucht hat, dafs

jede Gabe des Guten und des Vollkommenen Schenkung

πασα δοσις αγαθη και παν δωρημα τελειον

von oben, das ist, aus dem Höheren der Geistigkeit kommt, finden wir in unserer Eidora? oder Eudora? theils vollständigere, theils kleinere Gestaltungen und Geschenke dieser Art. Von jener Gattung sind — S. 38 — 60. eine Reihenfolge von neun Romanzen: „die Königin Ingeburg", unterzeichnet mit der Ziffer L. A. welche durchaus etwas von dem vorzüglichern gewährt. — S. 61 — 115. Die Sphinx in Callot-Hofmann'scher Manier, nach dem Dänischen des B. S. Ingermann, von H. Gardthausen. Ein sonderbarer Versuch, Wahrheit und Irrthum zu mischen und doch scheiden zu wollen. — S. 166 — 192. Reise von Cour unter Lausanne nach der höchsten Spitze des Juragebirgs, die Dôle genannt, von Fr. Brun, geb. Münter. Allen, welche von den Episoden aus Reisen durch das südliche Deutschland, die westliche Schweiz, Genf und Italien (Zürich: 1806. bei Orelli u. Füfsli) angezogen sind, eine willkommene Fortsetzung. Ueberall eine gefühlvolle Beschauung der Gegenstände, welche nicht ahnen läfst, dafs die Beobachterin in diesem Hinblicken auf das Aeufsere das Vergessen der Schmerzen sucht, welche die Folgen ihres erhöhten Gefühlvermögens sind. So erschafft und bekämpft der empfindsame Geist seine eigene Leiden. — S. 255. Roswitha's Gedicht über die Gründung des Klosters zu Gondersheim. Uebertragung aus dem Lateinischen, in Hexameter, deren manche, wenn nun einmal diese Uebertragung eine solche Form erhalten sollte, eine sorgfältigere Bildung wünschen lassen.

Von den kleineren Gaben nennen wir nur einige, die uns vornehmlich ansprachen, wie aus den neugriechischen Liedern, S. 207. die schöne Sängerin, von Schmidt Phiseldeck — S. 18 — 22. das Grab der Mutter, von Wilh. Jürgesen — Mehrere von der schon ausgezeichneten Ziffer

L. A., wie S. 226. die Edelsteine, S. 23. der Thau, vorzüglich aber S. 116 — 121. das Fest der Penaten. Diese

— — Die traulichen,
weniger mächtigen,
die nicht zerstören,
die nur erhalten,
galt es, zu feiern.
Seht, nicht sich selber
ewig genügend,
wohnen sie drohen,
vom Dank nicht erreicht.
Sie suchen des Hauses
beschränkende Räume,
treu sich den Sterblichen,
hülfreich erweisend,
thronen am Heerde,
seegnen die Speisen,
geben dem lallenden
Säugling Gedeihn u. s. w.

So sind sie des lieblichen Dankopferliedes gar sehr werth. — Von manchen andern der kleinen Dichtergaben möchte der Sinnspruch von J. Nicolai S. 147. gelten:

Wer die Menschen (genau) studirt, stöfst fast allenthalben auf Ecken, wie bei der Keilschrift.

Wir geben zum Schlufs noch etliche dieser denkwürdigen Crystallisationen attischen Salzes:

S. 145. „Sct. Helena steht in der Wasserwüste des Oceans, wie die grofse ägyptische Königspyramide in der Sandwüste. Sinnend weilt der Erdenwanderer und gedenkt bei ihnen — grofser entschwundener Zeiten.“

S. 146. „Wenn die heilige Allianz (auch einst, wie alles Irdische) todt seyn wird, mögen Kreuzzüge genug geschehen, aber schwerlich Wallfahrten wie nach dem Grabe der Heiligen.“

Doch auch noch etwas weniger ernstes:

S. 147. „Die falschen Locken (seidene, wie haarene!) scheinen, wo der Schönheit Herbst sich nahet, wie Dohnen ausgehangen, um Krammetsvögel oder junge Gimpel zu fangen.“

Möchten solche Winke der Ironie mächtig genug seyn, die

Digitized by Google

falschen Mode-Löcken zu verscheuchen und bedeutungsvolle Stirnen offen und frei zu machen. An sich sind die Stirnen am wenigsten der Verstellungskunst unterworfen. Sollen sie etwa eben deswegen von solchen Maskirungen aus der andächtigen Musterzeit der gottseeligen Madame Maintenon umhüllt werden?

20. Jul. 1826. *Dr. Paulus.*

Die Pariser Bluthochzeit, dargestellt von Dr. Ludwig Wachler. Leipzig 1825. 117 *Seiten mit den Beilagen, die S.* 05 — 112 *füllen.* 1 fl. 12 kr.

Ein Franzose und Herr Wachler sind aus einer ähnlichen Veranlassung in diesen Tagen auf den Gedanken gekommen, den Gegenstand des oben genannten Buchs einzeln und besonders zu behandeln, wenigstens hat Hr. Wachler aus diesem Grunde dieses Stück aus den Schriften der philomathischen Gesellschaft besonders abdrucken und herausgeben lassen. Die Sache des Franzosen, wie seine Behandlung des Gegenstands ist indessen von der Sache und der Behandlung des Herrn Wachler verschieden, wie die Lage von Deutschland und Frankreich es ist. In dem letztern Lande sieht man sich in Sachen des Glaubens und der freien Aeusserung desselben durch politische Rücksichten auf Stellen im Staat und auf Fortkommen in demselben beschränkt, in Deutschland fürchtet Herr Wachler nur, es möchten vielleicht Beschränkungen eintreten können. Der Franzose ist daher heftig und bewegt, Herr Wachler ruhig, forschend und blos berichtend. Auf die Besorgnisse kommen wir zurück; wir bemerken zuerst, dafs ohne alle Rücksicht auf Zweck oder Veranlassung es dem deutschen Publicum gewifs angenehm seyn wird, dafs einer der Veteranen unserer historischen Schriftsteller diesen Gegenstand einzeln hat behandeln wollen. Herr Wachler gehört bekanntlich unter die Wenigen, die das ganze weite Gebiet der humanistischen und historischen Wissenschaften übersehen, und die Literatur vollständig kennen. Ein einzelner Gegenstand von solchen Männern behandelt wird uns immer das Ganze von einer gewissen Seite zeigen, und wir werden stets die Beziehung des Einzelnen zum Ganzen und umgekehrt aus solchen Darstellungen und durch dieselben kennen lernen, was für diejenigen, welchen zum Lesen nicht viel Zeit übrig bleibt, gewifs sehr erwünscht ist. Herr Wachler hat nicht

Digitized by Google

blos die Geschichte der Bluthochzeit selbst, sondern alle vorhergehende Begebenheiten von 1559 bis 1572 kurz dargestellt, und zwar mit grofser Klarheit und Ruhe, ohne alle Declamation, offene Partheilichkeit oder Widerwillen gegen einzelne Personen. Selbst in Davila und de Thou wird man diese Geschichte nicht mit so ungestörtem Genufs, und ohne von der Hauptsache auf Nebendinge geleitet zu werden, lesen können, als in dieser Skizze. Die Geschichte der Religionsunruhen in Frankreich ist unstreitig Lacretelles bestes Werk, er hat aber doch den Franzosen und Schönredner nicht verläugnen können. Freilich braucht es Kunst, um eine solche Reihe von Cabalen, Tücken, Mordanschlägen, Treulosigkeiten, erträglich zu machen. Davila ist unerträglich, weil er Alles weifs, Alles erklärt, und überall die Bösen schlimmer, die Ränkesüchtigen noch verschlagener macht, als sie in der That sind. Herr Wachler erzählt ruhig, er forscht treu, er hat aus den Quellen geschöpft, und nicht blos Davila, de Thou und Lacretelle befragt, er bleibt aber immer seines Zwecks eingedenk, dem gröfseren Publicum einen gründlichen, jedoch leicht lesbaren Bericht zu geben. Es würde ganz überflüssig seyn, dem Verf. im Einzelnen zu folgen; man wird schon von selbst überzeugt seyn, dafs ein Mann, wie Herr Wachler, seine Quellen zu benutzen versteht, und seines Stoffs Meister ist; wir wollen lieber den Lesern unsere Meinung über die Veranlassung der Schrift mittheilen. Herr Wachler sagt nämlich in seinem kurzen Vorworte: Da es den Anschein hat, dafs Einige jetzt schon nicht mehr im Verborgenen daran arbeiten, veraltete gemeinverderbliche, kirchliche und gesellschaftliche Vorurtheile, Irrthümer und Mifsbräuche wieder aufleben zu lassen, um das Fortschreiten zur reineren und höheren Bildung des Geistes und Gemüthes zu hemmen, welche Bestrebungen der Selbstsucht keinem gleichgültig sind, dessen Herz für die Menschheit schlägt; so kann für zeitgemäfs erachtet werden, von den vielen warnenden geschichtlichen Erfahrungen über Wurzeln und Früchte religiös-sittlichen Wahns und fanatischer Rohheit eine auf das Neue zu veranschaulichen, und die daraus abgeleitete Nutzanwendung der Selbstthätigkeit unbefangener Leser zur Betrachtung anheim zu geben. Ueber diesen Satz wollen wir einige Bemerkungen hinzufügen, weil es eine viel besprochene, dem Historiker sehr wichtige Angelegenheit betrifft. Die Thatsache selbst wollen wir, um nicht in unangenehme Erörterungen eingehen zu dürfen, und nicht Dinge wieder zur Sprache zu bringen, die schon genug besprochen sind, als unausgemacht, als un-

Digitized by Google

gewifs annehmen, und nur fragen, was, im Fall die Sache ihre Richtigkeit hätte, zu fürchten oder nicht zu fürchten seyn dürfte? Dafs über Deutschland, das nördliche Frankreich und ähnliche Länder sich Spanische Blindheit verbreiten könne, scheint uns unmöglich bei der verbreiteten allgemeinen Bildung und den vielerlei Büchern, welche in ganz andern Grundsätzen leicht und angenehm geschrieben sind, und sich in Aller Händen befinden. Dafs die Jesuiten und mit ihnen eine Bekehrungswuth und thörichtes Abfallen von reinerer Lehre zum Aberglauben herrschend werden könne, scheint uns aus vielen Gründen höchst unwahrscheinlich, weil die Jesuiten, welchen Einfluss sie auch in Frankreich haben mögen, weder ihre alten Besitzungen, noch ihre alte Stellung wieder erlangen können. Mordgeschichten, Bluthochzeiten, Ketzerverbrennungen haben wir unter einem Geschlecht voll falscher Gefühlsamkeit, das weder das Böse noch das Gute kräftig wollen kann, nicht zu fürchten; vor Mönchthum schützt uns unser Militärwesen, der Zustand der Finanzen und besonders der Weltsinn eines für fade Geselligkeit durch oberflächliche Bildung eingenommenen Geschlechts. Den Einfluss des Romischen Hofes werden die Staatsmänner, selbst wenn sie auch sonst eine geistliche Macht nicht ungern sähen, nicht leicht wieder zu einer furchtbaren Höhe kommen lassen; und blos rein geistlichen Einfluss, für diejenigen, welche daran glauben, und vorausgesetzt, dafs Niemand anders darunter leide, würden wir, sobald einmal eine Volksreligion besteht, deren Glaube stets innerhalb bestimmter Grenzen bleiben mufs, wenn er auch aus Rom käme, nimmer verwerfen, wenn er auf Glauben beruht und sich nur auf Dinge der anderen Welt, die blos im Glauben Existenz haben, bezieht. Die Gefahr scheint uns von einer andern Seite her und auf eine andere Art zu drohen. Wir setzen den Fall, den wir in Deutschland nicht für möglich halten, es gäbe schwache Menschen, die ihren und ihrer Genossen Glauben für allein beseeligend hielten, diese würden von den Regierungen unterstützt, sie fänden, dafs viele aus allerlei Gründen ihre Parthei nähmen und den freier Denkenden und Redenden als eine Art von Pestkranken betrachteten; was würde erfolgen? Sie würden ihr Haupt empor heben, sie würden eine Scheidewand zwischen Gläubigen und Ungläubigen ziehen, sie würden donnern und ihren Bannfluch oder ihre weinende Klage des Erbarmens über jeden ergehen lassen, der nicht spräche wie sie. Wie sollten sie das nicht? Wie bequem ist nicht eine Widerlegung durch Ohrfeigen oder Seufzer! Die Folge davon würde seyn, dafs

jeder Verständige, der den Volksglauben ehrt und achtet, sich aber nicht dazu bekennt, weil er nicht durch kleinliche Gebräuche, Formeln und Lehrbestimmungen, sondern auf anderem Wege zu Gott kommen will, ganz von der Gemeinde ausgeschlossen würde, dafs zwischen ihm und denen, die dem Volksglauben anhängen, bittere Fehde und Feindschaft entstände. Dies würde dann unfehlbar früher oder später den blindesten Aberglauben oder den wildesten Unglauben über die künftigen Geschlechter bringen, weil zwischen Glauben an Alles und blindlings glauben und zwischen dem Nichts glauben kein Mittelweg offen wäre. Dafs dies immer der Fall ist, wo der eine Theil der Zeit vorauseilen, der andere weit hinter ihr zurückbleiben will, lehrt den, der es etwa nicht schon weifs, die Geschichte der Englischen und Französischen Revolution deutlich. Die Masse der Menschen kann nur für Extreme gewonnen werden, die Zahl der Verständigen in der Mitte ist stets klein, und sie sind immer in ecclesia pressa. Wäre nun wirklich ein thörichter Plan und eine tolle Hoffnung von gewissen Leuten gefafst, als könne bei verändertem Leben, Sitten, Denkart, Zustand das Alte wieder zurückkehren, was würde erfolgen? Die Einen würden, wie vor Alters, klatschen, still und freundlich verläumden, die Achsel zucken, leise und unmerklich auf Absichten deuten, wo keine wären, den Freund vom Freunde, ja die Familien selbst um des Himmelreichs willen trennen; die Andern würden, wenn sie öffentlich nicht dürften, heimlich gegen die Verfolger sich wehren, schimpfen, spotten, Anhang, Gewicht, Einfluss in der Nation gewinnen, die immer der ecclesia pressa zugewendet ist. Dies würde den Neid reizen, und je armseeliger und schleichender die Verfolger wären, desto bitterer würde ihre Verfolgung seyn, weil sie überall und nirgends sich fänden, und weil die Zahl der Schwachen Legion ist. Vereinigten sich nun mit diesen Schleichern andere kräftigere Menschen, unwissenschaftlich, aber tüchtig und brauchbar, denen das Gerede und Denken und die dadurch zu erlangende Wichtigkeit fatal wäre, die dadurch in ihrer alten Weise und ihrem Schlendrian gestört würden, und schlössen sich an diese alle die an, die in ihrer Weichlichkeit und Verwöhnung nicht geneckt, in ihren süfsen Träumen nicht unsanft geschüttelt seyn wollten, endlich alle die, welche, wie Mercur im Plutus des Aristophanes, sich herzlich wenig um die Menschheit, aber gar viel um sich selbst bekümmern, was würde geschehen? Die Einen würden freies Denken für Unglauben, unabhängigen und stolzen Sinn, Reizbarkeit und Heftigkeit für Empörung und Unruhe-

Digitized by Google

stiftung erklären, die Polizei für ihre Albernheiten anrufen, dadurch einen allgemeinen Unwillen erregen, und die von allem Partheiwesen Abgeneigten nöthigen, die Parthei der Kraft der der Erbärmlichkeit vorzuziehen, und lieber rühmlich und vom Volke beklagt unterzugehen, als zwischen armen Sündern und Schurken elend und ruhmlos zu leben. Dies wäre freilich ein Extrem. Es läfst sich nicht wohl denken, wird man erwiedern, dafs auch die Guten Parthei machten; allein die Geschichte lehrt das Gegentheil, und geschieht dies im Stillen, füllen sich die Gemüther mit Aerger und Verdrufs, dann desto schlimmer. Feuer über der Erde vertilgt nur einzelne Städte und Dörfer, das Feuer aber, das Jahrhunderte hindurch, ohne dafs man es ahnet, unter der Erde brennt, vernichtet, wenn es endlich ausbricht, ganze Landschaften, und begräbt Tausende von Menschen auf einmal in den Abgrund. Man denke an Calabrien und Lissabon. Man glaube nicht, dafs, um solches Aergernifs im Volk zu erregen, Leute, die wir mit Dante die sciagurati che mai non fur vivi nennen, die bei ihm die Vorhölle bevölkern, zu unbedeutend seyn würden. Nein, gerade diese am ersten erregen den Unwillen der Besseren und des kräftigeren Theils vom Volke, sie erscheinen nie ohne einen Trupp von Schüzzern, von deren Füfsen sie den Staub lecken, und von Clienten, mit deren Leibern sie sich decken, und reizen zu einem desto gröfseren Unwillen, je weniger ihnen beizukommen ist, je leiser sie alle Handlungen und Reden ihrer Gegner im Kreise der Weiber und weibischer Männer mit christlicher Milde und Sanftmuth zum Bösen, die ihrer Freunde zum Guten zu deuten verstehen. Dies scheint uns bis jetzt übrigens in Deutschland, wo man, so viel wir wissen, Niemanden seiner Meinungen wegen absetzt, weniger gefährlich, als in Frankreich, wo dies allerdings geschieht, und vielleicht sogar geschehen mufs. Sollten wir aber nicht alle mit Hrn. Wachler beten: dì, meliora nobis, errorem hostibus illum! wenn wir auch nicht mit ihm glaubten, dafs dies Gebet dringend nöthig sey? Nimmer müsse man unter uns fragen, was meint oder was glaubt er, welcher Sinn läfst sich in seine Worte legen, nie müsse man angesehene Männer für Teufelskinder erklären, und den, der mit ihnen umgeht, für einen Verdächtigen, nie müsse man Quarantaine-Häuser für die durch Lehre Verpesteten anlegen! Es werde überall nur gefragt, was thut er, welcher Sinn liegt geradezu in seinen Worten? Wird dies je anders, dann fischen elende Schächer, Schurken und Selbstsüchtige im Trüben; der Gute geht unter.

Digitized by Google

Denen, welche sich um die Menschheit wenig bekümmern, ist Glaube und Ueberzeugung aus Gründen auf gleiche Weise lächerlich, sie wechseln mit der Mode die Kleidung und die Lehre, sind in einem Jahre fromm und im andern freidenkend, wie es der Ton der Gesellschaft fordert, in welcher sie leben; ihnen ist der Mann von Grundsätzen einer von den Narren, die in allen Dingen vernünftig sind, bis auf die eine fixe Idee, diese fixe Idee ist ihnen der Glaube. Wenn diese Leute und mit ihnen die Erbärmlichen aller Art emporkommen, dann gehen alle offene, aufrichtige, treue Menschen unfehlbar unter. — Wir wollen dieses peinliche Thema nicht weiter fortsetzen, weil wir ein Feld beackern, das uns nur Dornen zur Frucht giebt.

Non frondi verdi, ma di color fosco,
Non rami schietti, ma nodosi e' nvolti,
Non pomi vi son, ma stecchi con tosco.

Wir hoffen indessen, dafs Herr Wachler es gern sehen wird, dafs wir dem Publicum, das er zum Nachdenken über den Gegenstand auffordert, aus gebührender Achtung und alter Freundschaft für ihn vorangegangen sind, jetzt mögen die Andern auch das Ihrige thun.

Schlosser.

Viriath und die Lusitanier, nach den Quellen bearbeitet von Dr. U. J. H. Becker. Altona, bei J. F. Hammerich. 1826. 129 S. 1 fl. 3 kr.

Wir verbinden mit der Anzeige der vorhergehenden kleinen Schrift die obengenannte, die ebenfalls von einem alten Bekannten herrührt, so dafs man, wenn auch etwas zu kritisiren darin wäre, doch diese Kritik von uns nicht erwarten müfste. Die Bescheidenheit des Verfassers ist eben so lobens- als liebenswürdig, denn er ist kein junger Mann oder Anfänger, wie es nach der Vorrede scheinen könnte, sondern seit vielen Jahren ein sehr tüchtiger Lehrer. Er hatte in Dahlmanns Forschungen auf dem Gebiet der Geschichte Vorarbeiten zu einer Geschichte des zweiten Punischen Kriegs bekannt gemacht, welche auch einzeln verkauft werden, und will gegenwärtig in ähnlichen Heften, wie das oben angeführte, die ganze Reihe Römischer Kriege in Spanien behandeln. Zunächst die im diesseitigen Spanien und den Fall von Numanz, dann den Sertorianischen Krieg und die Unterjochung des

Digitized by Google

Landes durch Augustus. Er äufsert in dieser Rücksicht den ganz vortrefflichen Grundsatz: er, als Lehrer der Geschichte, halte es für viel passender, für die Ergründung oder Bearbeitung eines einzelnen merkwürdigen Abschnitts seine Musse anzuwenden, als für die Zusammenstellung eines Geschichtscompendiums, womit die historischen Studien zu beginnen seit einiger Zeit beinahe Sitte geworden sey, statt dafs es rathsamer wäre, mit dergleichen ein vieljähriges ernstes historisches Studium zu beschliefsen und zu krönen. Die ersten zwei und funfzig Seiten des Buchs sind so geschrieben, dafs sie mit den andern Heften verbunden eine angenehme, belehrende und gründliche Lectüre geben; den Rest des Buchs füllen ausführlichere Bemerkungen, Erläuterungen und Untersuchungen über einzelne Punkte. Wie gesund das Urtheil und die Kritik des Verfassers ist, wird man aus dem sehen, was er über Bossi's Geschichte von Spanien und die deutsche Uebersetzungswuth sagt. Wer Bossi kennt, wer weifs, wie er die Geschichte seines eignen Landes zu der Zeit, die er durchlebt hatte, behandelt, wer den Punkt kennt, auf dem die Italiäner überhaupt stehen, wenn von Forschungen über alte Zeit die Rede ist, der wird von einem Italiäner unserer Zeit keine Forschungen erwarten, wie sie ein Humbold anstellen würde, und zum Theil in seiner bekannten Arbeit angestellt hat; ohne diese mufs aber alles Zusammentragen blosses Compiliren bleiben. Einen einzigen Punkt möchten wir dem Verf. zur Betrachtung vorlegen. Wir glauben, es könnte wohl in solchen einzelnen Abhandlungen der wortliche Abdruck sehr langer Stellen aus Strabo, Livius, Diodor u. s. w. unterlassen werden. Unter dem Text in Büchern, die das Ganze umfassen, consequent und mit Einsicht durchgeführt, scheint es uns sehr passend, um die ganze Reihe der den Begebenheiten gleichzeitigen Schriftsteller für den ersten Anlauf aus einzelnen Aeufserungen zu zeichnen, und sie gewissermafsen redend einzuführen, in Anmerkungen und weiteren Ausführungen scheint es uns unnöthig. Der Leser solcher Anmerkungen wird gewifs auch die Schriftsteller besitzen, und durch Aufschlagen einer einzelnen Stelle nicht ermüdet werden, wie das in einer allgemeinen Geschichte der Fall seyn würde, wo er immer ein Buch nach dem andern zur Hand nehmen müfste, was gewöhnlich nur derjenige thut, der über denselben Gegenstand ein Buch schreiben will, und ein solcher ist bekanntlich nicht gerade derjenige, den man am ersten wahrhaft belehren kann. Uebrigens wird gewifs das

Publicum mit uns wünschen, dafs der Herr Becker die Herausgabe dieser Hefte fortsetze, welche ganz besonders Lehrern sehr willkommen seyn müssen.

Schlosser.

Lehrbuch der Naturgeschichte, zum Schul- und Selbstunterricht bearbeitet von W. W. Eckerle, Professor am Lyceum zu Rastatt. Heidelberg und Speyer, bei August Oswald. 1825. 8. 5 fl. 24 kr.

Da die Gesetze dieses literärischen Instituts uns eine Kritik dieser inländischen Schrift versagen, so genüge eine Anzeige von derselben. Der Verfasser giebt in dieser Schrift, wie auch in seinen übrigen, zunächst für den Schulunterricht bestimmten, Werken dem gelehrten Publicum keine neue Entdeckungen oder neue Ideen, sondern aus Allem ergiebt sich, dafs sein Bestreben dahin gehe, das Wichtigste von dem schon Bekannten herauszuheben, auf eine leicht fafsliche Art zusammen zu stellen, und so auch diese Wissenschaft den Lehrgegenständen der höheren Volksschulen anzureihen. Nach einer kurzen Einleitung, worin er von der Eintheilung der Naturkunde, von den Himmelskörpern, von der Beschaffenheit unserer Erde im Allgemeinen, von dem Unterschiede der organischen und unorganischen Körper spricht, beginnt er mit dem ersten Theile seiner Naturgeschichte, mit der Mineralogie. Die Mineralien bringt er, nach der alten, zuerst von Avicenna befolgten Eintheilung, unter folgende vier Classen: 1) Steine und erdige Fossilien, 2) Salze, 3) sogenannte brennliche Mineralien, 4) Metalle. Die Terminologie (Glossologie) ist die der Werner'schen Schule und, wie im ganzen Werke, deutsch. Diese obigen vier Classen sind wieder nach der alten Schule, und besonders mit einigen Abänderungen von Blumenbach, in Geschlechter, Arten, Ab- und Unterarten gebracht, die Arten nach Werner'scher Benennung aufgezählt und beschrieben. Ohngefähr die zwei letzten Drittheile des ersten Bandes enthalten die Botanik. Diese beginnt mit dem theoretischen Theile, worin von den Theilen der Pflanze, etwas von ihrem anatomischen Baue und von der Pflanzenterminologie gehandelt wird; dann folgt das Linné'sche Sexualsystem. Sehr wäre zu wünschen gewesen, dafs der Verf. hier die neueren natürlichen Systeme eines Jussieu, Decandolle u. a. m. erwähnt hätte. Es folgt dann der prakti-

Digitized by Google

sche Theil. Dieser enthält die Beschreibungen der in Deutschland wild wachsenden und der wichtigsten ausländischen Pflanzen, die nach dem Linné'schen Systeme in Classen, Ordnungen u. s. w. gebracht sind. Man findet fast alle in Deutschland wild wachsenden Phanerogamen hier beschrieben, in der Kryptogamie aber hat der Verf. fast alle Gattungen beschrieben, und von jeder dann einige Species ausgehoben. Der dritte Theil, welcher die Zoologie enthält, wird nächstens die Presse verlassen.

Diese Naturgeschichte begleiten noch sechszehn Tafeln in Steindruck, mit sehr wohl gelungenen und fleifsig ausgeführten Abbildungen theils einzelner Pflanzentheile zum besseren Verständnisse der Terminologie, theils von Kryptogamen, um ihren Totalhabitus besser kennen zu lernen, der merkwürdigsten Thiere und ihrer einzelnen Theile.

Lateinische Grammatik von C. G. Zumpt. Fünfte Ausgabe. Berlin, bei Ferdinand Dümmler. 1826. IV und 643 S. nebst 8 Seiten Anhang. 1 Thlr. 4 Gr.

Die Geschichte dieser Grammatik ist ganz die der griechischen von Buttmann. Aus selbstständiger Forschung hervorgegangen, anfangs auf sehr beschränktem Raume, wächst sie mit jeder Auflage an Volumen; und schon ist auch, wie seit mehreren Jahren von der Buttmannschen, ein Auszug aus der für Anfänger als zu voluminös erachteten Zumptschen Grammatik vor zwei Jahren in demselben Verlag erschienen, durch dessen Herausgabe der Verf. in der Erweiterung und Vervollständigung des gröfseren Werkes weniger beschränkt ist. War die dritte Ausgabe (1823) schon fast doppelt so stark (556 S.) als die zweite; enthielt die vierte (1824) schon 588 Seiten, so erscheint diese fünfte nach einem so kurzen Zwischenraume abermals bedeutend bereichert, und, wir dürfen es sagen, nicht nur durch die Bereicherung, sondern auch im Innern durch manche klarere Darstellung und verschiedene Umstellungen einzelner Parthieen, gewöhnlich mit Erweiterungen verbunden, bedeutend vervollkommnet. Referent hat schon einmal (im Jahr 1824) über diese Grammatik in diesen Jahrbüchern Bericht erstattet, und sie mit der Ramshornschen verglichen; findet es aber zweckmäfsig, hier theils für den Verf., theils für die zahlreichen Freunde seines

Digitized by Google

so ausgezeichneten und werthvollen Werkes, neue Bemerkungen über dasselbe niederzulegen. Dafs der Verf. die Vorreden der früheren Ausgaben weggelassen, und der neuen Ausgabe nur wenige Zeilen als Vorwort mitgegeben hat, können wir nicht ganz billigen. Man entbehrt nun, wenn man nicht, wie Ref., die früheren Ausgaben vor sich hat, gleichsam die Geschichte des Buches, die Angabe der Grundsätze, von denen der Verf. ausgieng, des Bedürfnisses, aus dem das Werk entsprang; man kann dies oder jenes, was man in andern Grammatiken findet, und hier nicht, als einen Mangel betrachten, da es doch der Verf. absichtlich und aus Gründen ausschlofs; man kann endlich manchem Angenommenen sein Recht in einer Grammatik streitig machen, und es entweder in das Lexikon oder in specielle Werke über Theile der Grammatik verwiesen wissen wollen: auf dies und Aehnliches würden die früheren Vorreden, oder ein Auszug aus denselben, Antwort ertheilen.

Erhebliche Veränderungen des Ganzen und Wesentlichen haben nicht Statt gefunden. Eine bedeutende Verbesserung der Einrichtung müssen wir indessen hier gleich erwähnen; nämlich, dafs die oft (wie in Ramshorns Grammatik) unverhältnifsmäfsig langen Paragraphen jetzt Capitel genannt sind, durch das ganze Werk hindurch nun aber kürzere Randparagraphen, 857 an der Zahl, fortlaufen, die, wenn sie, wie in der Bröderschen Grammatik, für die folgenden Ausgaben beibehalten werden, dem grofsen Uebelstande etwas abhelfen werden, den jetzt der Besitz verschiedener Ausgaben der Zumptschen Grammatik in den Händen der Schüler beim Citiren veranlafst.

Wie sehr der Verf. bemüht ist, sein Werk der Idee, die ihm vorschwebt, etwas näher zu bringen, hat Ref. unter andern auch daraus erkannt, dafs eine grofse Menge von kleineren Bemerkungen, die er sich zur vierten Ausgabe gemacht hatte, durch die fünfte überflüssig geworden ist, weil Hr. Z. entweder selbst auf ähnliche Verbesserungen gefallen, oder von Andern ihm eine Mittheilung gemacht wurde, die Ref., durch die gehäuftesten Geschäfte gehindert, zu machen bisher abgehalten wurde. Doch ist ihm noch eine Nachlese geblieben, der er eine freundliche Aufnahme von Seiten des Verf. wünscht, da die Darlegung derselben nicht aus der Neigung zu tadeln, oder der Anmafsung des Besserwissenwollens, sondern aus dem Wunsche hervorgeht, etwas zur Vervollkomm-

Digitized by Goog

nung eines Buches beizutragen, das sich auch bereits im Auslande Achtung erworben hat. Dafs Hr. Z. theils seine Lectüre der Klassiker erweitert, theils die neuesten Commentare und die Schriften über grammatische Gegenstände fleifsig studirt, sieht man überall; jenes unter andern an dem Einflusse, den seine neue Bearbeitung des Curtius, der so eben von ihm vielfach verbessert erschien, gehabt hat; dieses, dafs er sogar kleine neuere Schriften anführt, wie z. B. Nic. Bygom Karup De natura et usu Imperativi apud Latinos, Hafniae 1825. 22 S. 8; eine vorzügliche Abhandlung, die dem lateinischen Imperativ das Präsens und Futurum wieder vindicirt, und der Hr. Z. S. 459 bis 461. mit Recht gefolgt ist, wodurch das ganze neun und siebzigste Kapitel (ehemals §.) eine Umarbeitung erlitten hat. S. 411. §. 510. wird sogar ein Buch citirt, das unseres Wissens bis jetzt (Jul. 1826) noch nicht erschienen ist, ob es gleich schon im Jun. 1823 als bis auf wenige Bogen fertig angekündigt wurde. Er führt nämlich an: Heinrich zu Cic. de Rep p. 48 sqq., auf welches Buch die sich für den Cicero interessirende gelehrte Welt nun schon so lange und mit gerechter Sehnsucht wartet, da die Ausgabe des blossen Textes, die seit länger als drei Jahren in unsern Händen ist, etwas dem Aehnliches erwarten läfst, was Hr. H. an einem früheren Funde des A. Majus leistete. Wahrscheinlich ist ein Exemplar von Bonn nach Berlin gekommen, während noch keins den Weg nach dem südlichen Deutschland gefunden zu haben scheint.

Ref. hat bei Vergleichung der fünften mit der vierten Ausgabe über hundert kleinere Zusätze von Bedeutung und über funfzig gröfsere bemerkt, die er jedoch nicht aufzählen, sondern nur empfehlen will, um Raum für die Mittheilung von Bemerkungen zu gewinnen, ohne das Maafs einer Anzeige für den beschränkten Umfang dieser Blätter zu überschreiten.

S. 127. §. 141. Dem Schüler wird die Construction von uterque deutlicher, wenn man ihm sagt, es heifst Einer (so gut) wie der Andere; denn daraus wird ihm auch klar, dafs der Pluralis dieses Wortes nur stehen soll, wenn man denken und sagen kann: die Einen (so gut) wie die Andern.

S. 224. schreibt der Verf. *Diminutiva*, und so oft. Vielleicht thäte er (nach Schütz im Lex. Cic. v. diminuere) doch besser, mit Ramshorn, O. Schulz und Andern *Deminutiva* zu schreiben. S. 247. könnte unter den Formen von forte auch das,

Digitized by Google

freilich noch zweifelhafte, fortan bei Cic. de Rep. III, 35. erwähnt werden. — S. 250. §. 275. sollte auch der Unterschied von alioqui und ceteroqui angegeben seyn. — S. 293. §. 337. steht immer noch, que — que sey nur bei Dichtern üblich, mit der Ausnahme bei dem Pronomen relativum: aber es steht ja bei Sallust Catil. 9. seque remque publicam, wo Corte (S. 61.) noch mehr Beispiele giebt. — S. 315. §. 367. gegen das Ende, würden wir sagen: die Stellen bei Livius werden am klarsten, wenn der Schüler die Worte suo quisque tempore und alius in aliam partem castrorum in Gedanken zwischen zwei Commata oder in parenthesi setzt. — S. 318. §. 370. Zu der Apposition urbs Athenae, pisces signum hat Ref. folgende Warnung nöthig gefunden: die Apposition urbs Athenae geht eigentlich nur im Nominativ an, und scheinbar auch im Genitiv, urbis Athenarum, wo aber Athenarum eigentlich schon der Objectsgenitiv von urbis ist, der auch bei urbi, urbem, urbe steht. In zwei von einander getrennten Sätzen kann die Apposition auch in den andern casibus vorkommen; z. B. vivebat *Athenis*, *urbe* tunc celeberrima. — S. 320. §. 373. läfst sich bemerken, a) dafs das im Plural gesetzte Verbum bei beneficium et gratia diese Begriffe gleichsam personificire; b) dafs in dem Ausdruck tempus necessitasque postulat die beiden Substantive im Grunde ein ἓν διὰ δυοῖν seyen, und c) dafs bei vita, mors, paupertas Cicero den Plural gesetzt haben würde, auch wenn divitiae nicht dabei stünde. — S. 321. §. 373. bei der Ciceronischen Stelle: dixit hoc apud vos Zosippus et Ismenias, homines nobilissimi, läfst sich der Singular von zwei Subjecten so erklären, dafs Cicero anfangs nur den Zosippus im Sinne gehabt; als er aber den Ismenias beizusetzen für gut gefunden, beide durch das gemeinschaftliche homines nobilissimi verbunden habe. — S. 325 f. §. 381. Die Lehre, wie das deutsche man im Lateinischen auszudrücken sey, finden wir in der fünften Ausgabe vollständiger, wir theilen indessen doch mit, was wir uns zur vierten angemerkt hatten.

(*Der Beschlufs folgt.*)

Digitized by Google

N. 52. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Zumpt lateinische Grammatik.

(*Beschluſs.*)

a) Schlieſst man sich selbst mit ein, dann setzt man die erste Person im Pluralis: quae optamus, credimus; b) schlieſst man sich aus, so setzt man die dritte Person im Pluralis: Homerum caecum fuisse falso perhibent; c) schlieſst man sich zwar nicht aus, deutet aber an, daſs ein Anderer oder jeder Andere in dem Fall seyn könne, so setzt man die zweite Person des Singulars: crederes de coelo delapsum; d) ist man so viel als irgend Jemand, so sagt man aliquis oder quispiam; z. B. at, dicat quispiam, tu non interfuisti; e) nach si, wenn der Jemand ganz unbestimmt bleibt, folgt quis: z. B. quod si quis me non vidisse existimat, fallitur; f) will man gar keine Person andeuten, sondern nur sagen, daſs etwas von den Leuten geschehe, so setzt man das Passivum: Aesopus servus fuisse traditur; überhaupt ist das Passivum die eigenthümliche Ausdrucksweise des deutschen man, welches man, auch ohne daſs die obigen Ursachen Statt finden, bei dem Deponens verlassen muſs. Zu dem passiven Ausdrucke des man gehören auch alle Verba impersonalia passiva; g) endlich findet sich sogar inquit, ohne Subjectsbezeichnung, in der Bedeutung sagt man; wo aber der Zusammenhang entweder aliquis oder adversarius oder etwas dergleichen errathen lassen muſs. — S. 337. §. 394. Der Grund, warum man sagt certiorem facere und meliorem reddere, eher als certiorem reddere und meliorem facere, scheint der, weil der Lateiner im ersten Falle denkt, einen gewisser machen (als er ist); im zweiten denkt er *accepi* eum pejorem, jam *reddo* eum meliorem. — S. 367. §. 437. extr. stünde besser, JCtus sey die gewöhnliche Abbreviatur von jurisconsultus, als, dieses heiſse abgekürzt ictus. — S. 338. §. 296. Ablative von der Dauer der Zeit stehen auch Justin. 33, 2, 6. — S. 370. §. 441. heiſst es: „doch sagen wir auch: ihn jammerte des Volks“. Aber

Digitized by Google

wir sagen eigentlich nicht so, sondern es ist ein Latinismus, dergleichen der deutschen Sprache aus der Vulgata im Mittelalter und auch durch Luthers Bibelübersetzung manche eingeimpft oder aufgedrungen worden sind. — S. 371. §. 444. „*hujus* non facio: ich halte es nicht so viel werth", sollte gedruckt seyn: ich halte es nicht *so* (mit einem Zeichen oder einer Gesticulation) viel werth. — S. 382. §. 462. Das Genauere möchte über diese Sache vielleicht Folgendes seyn: die Adjectiva, die ein Voll- oder Leerseyn von etwas bezeichnen, haben eigentlich einen Ablativ; wo ein Genitiv sich findet, ist die Construction griechisch, wie bei πλέος, woher auch plenus kommt. — S. 376. §. 451. Der Grund, warum der bloſse Ablativ der Person bei den Participien der Verbb. erzeugt werden (natus, editus, genitus, ortus, satus) steht, ist der, weil dieser Personalablativ ein Ablativus absolutus wird: z. B. Neoptolemus Achille natus steht für Neopt. Achille patre natus, und patre für generante. — S. 378. §. 453. Die schwierige Stelle des Horatius steht nicht Epod. IV, sondern V. Will man übrigens die Stelle mit Hrn. Z. interpretiren, so möchte wohl die Lesart zu ändern seyn, und zwar entweder nach Hrn. Z. *humana vice*, oder auch, was durch die Elision leicht sich verwischen konnte, *humanam in vicem*, *humanam ad vicem*. — S. 381. §. 458. extr. ist in der Stelle des Horatius *lacerto*, nicht *lacerti* zu schreiben. Das letztere ist Druckfehler. — S. 337. §. 395. Auch die Antwort auf die Fragen wie groſs? wie hoch? steht im Accusativ. — S. 384. §. 466. Der Grund, warum sich Horatius erlaubt, *regnare* mit dem Genitiv zu verbinden, ist der, weil regnare ein Verbum intransitivum ist, und soviel ist als *regem esse*; woraus erhellt, daſs der Genitiv gerade der Casus ist, der bei regnare stehen kann. — S. 395. §. 485. Der Grund, warum bei *minus*, *plus*, *amplius* die Vergleichungspartikel *quam* oft ausgelassen wird, liegt darin, daſs jene drei Wörter gleichsam parenthetisch, also auſserhalb der Construction, zu denken sind: z. B. in der Stelle bei Terentius ist zu denken quingentos (plus etiam) colaphos infregit mihi. — S. 397. §. 491. Sollte in *quid faciat hoc homine* nicht *hoc homine* ablat. absol. seyn, für *cum hic homo hic sit* oder *talis sit*, wie bei Cic. de Legg. III. 16. 37. hoc populo — ? — S. 397. §. 492. In der Stelle des Terentius (Phorm. II. 2. 10.) ist vielleicht nicht der Nominativ statt des Vocativs, sondern die Worte o vir fortis atque amicus können ein gleichsam monologisch oder gegen die Zuschauer gesprochener Ausruf seyn, wie z. B. O mit dem Nominativ bei Cic. Philipp. XIV. 42. o fortunata mors steht. —

Digitized by Google

S. 443. §. 554. Die Form der doppelten Fragesätze ist nicht nur vierfach, sondern fünffach, und es fehlt der hier gegebenen Aufzählung gerade die vollständigste, eigentlichste und zuerst zu nennende, obgleich nicht so häufige Ausdrucksweise, nämlich *utrum .... ne — an*: z. B. Cic. de N. D. II. 34. 87. *utrum* ea fortuita*ne* sint, *an* eo statu etc. Hier wird nämlich durch *utrum* (das griechische πότερον) die Doppelfrage angekündigt, wie in der von Hrn. Z. unter No. 1. angeführten Form, dann folgt die Doppelfrage selbst in der Form No. 3, und das Ganze ist so zu erklären: *utrum* sit (welches von beiden statt finde), ea fortuita*ne* sint (ob das zufällig sey) *an* (oder) u. s. w. Hr. Z. berührt zwar diese Construction auch (S. 305. §. 352. noch im etymologischen Theil, der überhaupt in den Anmerkungen Manches aus der Syntaxis anticipirt); aber sie gehörte vorzüglich hierher. — S. 449. §. 570. In der Stelle des Cic. pro Rosc. Am. 38. ist der Conjunctiv nach *si* gar nichts auffallendes, sondern ganz der allgemeinen Regel gemäfs, dafs der Conjunctiv in den Nebensätzen der oratio obliqua stehen müsse; denn das si qui (in den besten Ausgaben steht si *quis*) steht eigentlich für eum, qui, und die Construction ist: existimabant majores *eum* admisisse summum dedecus, *qui* rem mandatam malitiosius *gessisset*. — S. 451. §. 574. „Dieselbe Bedeutung und Construction hat *licet*, obgleich, eigentlich ein Verbum, aber zur Conjunction geworden". Das Genauere hierüber möchte seyn: Licet steht eigentlich in Concessivsätzen, die ohnedies im Conjunctiv stehen, gleichsam pleonastisch, oder parenthetisch; wie wir etwa, wenn wir gesagt haben: Er komme! noch hinzusetzen können: ich habe nichts dagegen. Der Conjunctiv aber wird durch *licet* gar nicht veranlafst, sondern durch die Concession. Diese Bemerkung findet auch ihre Anwendung bei *quamvis* (*quam vis*, *quantum vis*). — S. 452. §. 577. steht: „Ueber *quum* ist die bekannte alte Regel" u. s. w. An diese Aeufserung müssen wir eine allgemeine Bemerkung über das Werk des Verf. und über die Form desselben knüpfen. Der Ausdruck die bekannte alte Regel lautet eigentlich so, als wenn der Vf. nicht so wohl ursprünglich eine Grammatik hätte schreiben wollen, sondern nur Anmerkungen, Bemerkungen, Raisonnement über eine andere, schon vorhandene. Diese Ansicht von der Entstehung seines Werkes dringt sich an unzähligen Stellen auf. Das Werk liest sich für den Vorgeschrittenen an solchen Stellen wie ein geistreicher und gründlicher Discurs, oder ein interessantes Raisonnement über die berührten Gegenstände; aber für den

Digitized by Google

Schüler muſs der Lehrer oft erst aus den Bemerkungen und Zwischenbemerkungen das Resultat gleichsam als Regel in einen Satz bringen, der dann wie ein Kanon festgehalten werden kann. Dieses Darstellen der Resultate in bestimmt ausgesprochenen Sätzen, wie es sich z. B. in O. Schulz's ausführlicher lateinischer Grammatik (Halle 1825.) findet, vermissen wir nicht selten, und in diesem Stücke kann Hrn. Zumpt's vortreffliche Grammatik in künftigen Auflagen noch sehr gewinnen. Dann werden auch Ausdrücke wie bekannte alte Regel wegfallen, denn die Grammatik ist das Sprachgesetzbuch, und stellt die Gesetze als solche hin, führt sie aber nicht als alte Bekannte, als anderswoher, oder aus andern Grammatiken bekannte Regeln auf. — S. 475. §. 611. steht noch immer der Druckfehler Phaëton für Phaëthon. — S. 476. §. 613. Die Annahme, dafs bei dem fragenden Accus. cum Infinit. gerade credibile est zu suppliren sey, ist blos willkührlich, und man kann mit gleichem Rechte vorausgesetzt denken: an quis existimat? vosne putatis? u. dergl. Ergänzt man aber tune vis? oder vosne vultis? oder an quisquam expectat? so läfst sich sowohl der Accus. c. Infin., als die noch seltenern elliptischen Ausrufesätze mit ut erklären. — S. 489. §. 638. Der Ausdruck ohne Erwartung der Hülfe ist nicht richtig deutsch. — S. 493. §. 648. Die Stelle haud cuiquam *dubio* opprimi posse steht nicht Liv. 33, 17. — S. 501. §. 633. Sollte nicht bei der Stelle: Vologesi vetus et penitus infixum erat arma Romana *vitandi*, eher propositum, als negotium, zu suppliren seyn? — S. 479. §. 618. Infinitive wie cantare perjtus oder Proteus pecus *egit* altos *visere* montes, sind Grăcismen. — S. 512. §. 680. Wenn Hr. Z. aus Liv. 23, 43. die Worte ausbebt: *Nolani* in medio *siti*, so kann er allerdings sagen, sie stehen für *Nola* in medio *sita*. Allein es heifst bei Livius: *ipsos* prope in medio sitos *Nolanos scire*, und so betrachtet wäre wohl Nolam gar nicht gut angebracht gewesen. — S. 525. §. 708. erwarteten wir etwas über die Construction ut quisque ita; diese wird noch nachzutragen seyn aus Cic. ad Qu. Fr. I. 1. — S. 539. zum Schlusse des §. 738. finden sich eine Menge Stellen in der Schrift von C. L. Roth: C. Cornelii Taciti Synonyma et per figuram ἓν διὰ δυοῖν dicta. Norib. 1826. 8. — S. 418. §. 418. Hierher konnte auch gezogen werden das *potĕras dixisse* bei Horatius A. P. 328. und angeführt werden das bekannte Programm von Gernhard. — S. 626. ist D. D. und D. D. D. nicht blos auf die angegebene Art zu erklären, sondern auch durch Dat, Donat, oder Dat, Dicat; und Dat, Donat, Dedicat oder Dat, Dicat, Dedicat.

Digitized by Google

— Ganz neu hinzugekommen sind in der fünften Auflage der dritte Anhang: Römisches Geld, Gewicht und Maas, und der vierte: *Notae s. compendia scripturae.*

Druck und Papier sind wie bei den früheren Auflagen. Die vorkommenden griechischen Wörter sind mit zwar neuen, aber sehr mifslungenen und ungestalten Lettern gedruckt. — Wir scheiden auch diesmal von dem Verf mit der Achtung, die dem rastlosen und gelungenen Bestreben nach fortschreitender Vervollkommnung gebührt, und wünschen dieses der deutschen Philologie Ehre machende Werk noch oft in erneuerter Gestalt auftreten zu sehen.

Lateinische poetische Chrestomathie in zwei Kursen, für die mittleren Klassen der Gymnasien und Lyceen und die oberen Klassen der lateinischen Landschulen aus den alten Dichtern ausgezogen und bearbeitet von M. Christian Schwarz, Professor am Gymnasium in Ulm. Erster Kursus. Ulm, 1825. im Verlage der Stettin'schen Buchhandlung. XVI und 198 S. in 8. 48 kr.

Der zweite Theil hat den Titel:

Lateinische poetische Chrestomathie in zwei Kursen, für die mittleren Klassen gelehrter Schulen und zum Privatgebrauche aus klassischen Dichtern des goldenen Alters ausgezogen und bearbeitet von M. Christian Schwarz, Professor am Gymnasium in Ulm. Zweiter oder höherer Kursus, nebst einer Anleitung zu der Lehre von den Figuren und Tropen. Ulm, 1826. im Verlage der Stettin'schen Buchhandlung. XII und 561 S. 8. (wovon die Lehre von den Figuren und Tropen 65 Seiten einnimmt.) 2 fl.

Wenn ein Schulmann, der die Literatur seines Faches kennt, und dieselbe der Prüfung unterworfen hat, in irgend einem Unterrichtszweige diese nicht genügend findet, und für das individuelle Bedürfnifs seiner Schule oder seines Vaterlandes, ungeachtet mehrere Schriften zu ähnlichem Zwecke schon vorhanden sind, eine neue auszuarbeiten sich entschliefst, so bedarf er einiger Rechtfertigung nicht nur bei denen, für die er zunächst schreibt, sondern auch bei dem gröfseren Publicum, dem seine Schrift durch den Buchhandel dargeboten wird. Diese Rechtfertigung giebt nun der Verf. in der Vorrede zum ersten Cursus vollkommen hinreichend und

Digitized by Google

genügend, indem er darthut, dafs mehrere ähnliche Chrestomathieen nach einem ganz andern Plane, als dem, welchen er durch Erfahrung belehrt für nöthig gehalten, manche aber nach gar keinem, wenigstens keinem klar gedachten, Plane gesammelt und bearbeitet worden seyen, und dafs endlich diejenige Chrestomathie (die Anthologie von Zimmermann), welche in ihrem Plane mit der seinigen am meisten Aehnlichkeit hat, doch in wesentlichen Punkten von derselben abwich, indem sie theils nicht für die ersten Anfänger der poetischen Lectüre berechnet ist, theils allerlei Versarten vermischt, theils zu wenig Stufenfolge vom Leichteren zum Schwereren beobachtet. Es befindet sich aber der Verfasser wirklich in keiner Selbsttäuschung, wenn er glaubt, durch diese Arbeit einem vielfach gefühlten Bedürfnisse abgeholfen zu haben, und das Buch dürfte wohl nicht nur in seinem Vaterlande, sondern auch auswärts manches Lehrers Wünschen entgegenkommen, und mancher Lehranstalt sehr willkommen seyn, so wie sich besonders der zweite Cursus auch für Schüler der oberen Klassen zum Selbststudium sehr eignen möchte.

Im ersten Cursus beschränkt sich der Verf. blos auf das heroische und elegische Versmaafs, und zwar mit vollem Recht; und dafs hier die leichten und fliefsenden Verse des Ovid vorzüglich zahlreich aufgenommen sind, ist nur zu billigen. Wegen des Inhalts entschuldigt sich der Verf., dafs er die Anordnung und Eintheilung nach dem gleichartigen Stoffe der wichtigeren Rücksicht auf die Stufenfolge und die Mannigfaltigkeit der Gegenstände aufgeopfert habe. Er bedarf dafür bei uns keiner Entschuldigung: denn es würde, da sich beides nicht gut vereinigen liefs (eine Vereinigung, die ohnedies in einer poetischen Chrestomathie für Anfänger nicht einmal nothwendig, kaum wünschenswerth scheint), Tadel verdient haben, wenn er die zweite Rücksicht der ersten aufgeopfert hätte. Die untergelegten Anmerkungen sind unterstützend bei der Vorbereitung, ohne sie allzusehr zu erleichtern, oder gar überflüssig zu machen. Ausser geographischen, historischen, mythologischen und archäologischen Notizen, geben sie auch Licht bei verwickelten Constructionen, bei dunkelm Sinn der Worte oder ungewöhnlichem Gebrauche derselben, zuweilen auch (das durfte der Verf. mit Recht von seinem Buche sagen) wichtige grammatische und Sprachbemerkungen, die sich in den gewöhnlichen Schulbüchern nicht finden. Damit aber der Zweck des Verf., dafs nämlich die Schüler seine Anmerkungen bei der Vorbereitung lesen und einstudiren sollen, und nicht erst während des Un-

Digitized by Google

terrichts in der Schule hinunterblicken, hat er ein Mittel ausgesonnen, das zwar der Eleganz des Druckes einigen Abbruch thut, aber ganz geeignet ist, jenen Uebelstand zu verhüten. Er hat nämlich bei den gröfseren Stücken am Ende des ersten Cursus, und durch den ganzen zweiten, die Anmerkungen dem Texte nachfolgen, und nicht seitenweise untersetzen lassen, „um das immerwährende, die Aufmerksamkeit störende Hinuntersehen unvorbereiteter Schüler nach etwaiger Auskunft in den Noten zu verhüten (das Umwenden der Blätter wird ihnen vor den Augen des Lehrers nicht möglich seyn), und sie dadurch zu nöthigen, sich bei der Präparation genau mit denselben bekannt zu machen."

Die sechs ersten Seiten des ersten Curses enthalten einzelne Hexameter und Pentameter; dann folgen einzelne Distichen aus Martial, mit passenden Ueberschriften bis S. 14. Darauf Distichen gemischten Inhalts aus den Elegikern bis S. 40. Nun, bis S. 57. kurze und leicht zu verstehende poetische Darstellungen gemischten Inhalts; bis S. 70. kurze epigrammatische Gedichte aus Martial und Ausonius; bis S. 146. vermischte Gedichte, allmählig vom kürzeren und leichteren zum gedehnteren [dürfte wohl ausgeführteren, ausführlicheren heifsen, denn gedehnt ist ein Fehler] und schwereren Vortrag aufsteigend; bis S. 157. einige Fabeln (aus Horatius). Die letzten vierzig Seiten enthalten etwas längere Erzählungen aus Ovid und Virgil.

Die Auswahl der Stücke so wie ihre Aufeinanderfolge billigen wir im Ganzen sehr. Nur einige Stücke aus Martial würden wir zum Theil wegen schwerer Verständlichkeit für das vorausgesetzte Alter, zum Theil wegen des Inhalts weggelassen haben. Nicht als ob der Verf. irgend etwas Unsittliches oder Zweideutiges aufgenommen hätte, sondern wegen der Weltklugheit eines moralisch verdorbenen Zeitalters, die aus einigen Stellen hervorblickt, und mit der wir die zarte Jugend nicht bekannt machen möchten. Doch hat ja der Lehrer bei dem reichlich gegebenen Stoffe auch Freiheit der Auswahl.

Um dem Verf. zu beweisen, dafs wir sein Buch genauer betrachtet haben, theilen wir ihm zum Behuf einer künftigen Auflage einige Bemerkungen mit.

S. 22. Der Ausdruck Hendiadys, welcher nicht ganz richtig ist (s. Vossius Institut. Orat. V. 4. 4. p. 313.), sollte entweder mit dem richtigen ἓν διὰ δυοῖν vertauscht werden, oder es sollte heifsen: sogenannte Hendiadys. S. 11. könnte bei κλινικὸς durch das eingeschlossene Wort bettlägerig bei

dem Schüler ein Irrthum oder ein Mifsverstand veranlafst werden. S. 25. steht Schwane statt Schwäne. S. 29. *Scilicet* wird, was den Sinn betrifft, zwar nicht falsch durch *scire licet* erklärt; eigentlich aber ist es wohl aus dem veralteten Imperativ *sci*, und dem gleichsam parenthetisch beigefügten licet gebildet, wie auch ilicet und videlicet, obgleich der Sprachgebrauch, wie öfters, die Etymologie vernachlässigt, und vergessen hat, und diese Wörter auch zum Pluralis setzt. S. 38. steht wendet für windet. S 41. werden die Worte *meta utraque* erklärt: utraque terrae parte, terris orientalibus et occidentalibus: es möchten aber eher die nach alter Vorstellung gedachten beiden Punkte des Aufgangs und Untergangs der Sonne, als die metae auf der Rennbahn betrachtet, zu verstehen seyn. S. 44. oben n. 3. ist die Bemerkung an sich richtig, dafs die Conjunctiones concessivae, licet, etsi u. s. w., wie die conditionales, oft wegbleiben; aber hierher (zu dem Verse: concutiat tenerum [ramum], quaelibet aura, cadet) gehört sie eigentlich nicht, da die Construction ist: cadet ramus, *quae libet* (i. e. quantula libet) aura tenerum concutiat ramum. S. 52. unten n. 1. „vetustas öfters künftige Zeiten, Nachkommenschaft, Nachkommen" Wir wissen wohl, auf welchen Stellen und Autoritäten diese Annahme oder Angabe beruht. Es liegt aber in dem Ausdrucke vetustas selbst gleichsam eine innere Unmöglichkeit dieser Bedeutung; womit wir nicht läugnen wollen, dafs man hier, oder auch Virg. Aen. X. 792. (si qua fidem tanto est operi latura *vetustas*) so übersetzen könne: aber die letztere Stelle heifst eigentlich: wenn in der Folge der Zeiten (das liegt in lat*ura*, nicht in vetustas) der Umstand, dafs es in der Zeitferne, rückwärts, liegt (vetustas), der Sache Glauben verschaffen wird. So auch bei Cic. pro Milon. c. 35. und hier: „der Umstand, dafs es dann rückwärts, in der vergangenen Zeit, liegt (vetustas), macht, dafs nach dem Tode alles (was ich geleistet habe) bedeutender und gröfser erscheint." — S. 57. not. 3. ist qui zum Behuf des Uebersetzens und Verstehens nicht unrichtig durch si quis erklärt; grammatisch aber ist es doch eher für is qui zu nehmen. — S. 68. Das nummis mille trecentis ist (ohne Zweifel nach Eisenschmid) als nach unserm Gelde 43 Reichsthaler 30 Kreuzer, und der Sestertius als drei Kreuzer betragend angegeben. Allein erstlich ist das Rechnen nach Thalern und Kreuzern nicht mehr üblich, und zweitens ist ein Sestertius nach genauerer Berechnung bei Wurm (de Ponderum, Nummorum, Mensurarum etc. ratione, Stuttg. 1820.) 4 47/60 Kreuzer, und

Digitized by Google

die hier vorkommende Summe 117 fl. 8 kr. — S. 70. not. 6. Grotefend zieht die Schreibung sollicitus vor. — S. 77. lin. 5. sollte wohl das pflegte — entgegenzuhalten heifsen: hielt entgegen. — S. 81. unten „bei der Stadt Olympia“ Olympia war eigentlich keine Stadt, sondern ein Platz am Ufer des Alpheios, in dessen Nähe der Tempel und Hain des Olympischen Jupiters war. — Das. not. 2. ist der Ausdruck: T — ist öfters lang nicht ganz richtig. — S. 87. und 83. wird eins und dasselbe erklärt (vom Priamus). — Viele sehr gute Bemerkungen zur Weckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens der Schüler sind durch das ganze Buch zerstreut. Wir machen nur auf S. 92. 93. 105 106. 108. 109. aufmerksam.

Es bleibt uns nun noch von dem zweiten Cursus zu reden übrig, der mit Recht auf dem Titelblatte auch zum Privatgebrauche empfohlen wird, und den wir zu demselben Zwecke mehr als fast alle Bücher ähnlicher Art empfehlen können. Voran geht auf 65 Seiten eine Anleitung zu der Lehre von den Figuren und Tropen; ein Gegenstand, auf den ehemals zu viel Gewicht gelegt wurde, jetzt zu wenig Rücksicht genommen wird. Wir halten diesen Abschnitt für sehr zweckmäfsig ausgearbeitet, theils wegen sehr einfacher und unverkünstelter Entwickelung der Begriffe, theils weil weder zu viel noch zu wenig gegeben ist. Eher könnte man zuweilen an den gewählten Beispielen etwas aussetzen; nicht sowohl, weil prosaische und poetische Beispiele unter einander gemischt sind, weswegen sich der Verf. gültig entschuldigt oder vielmehr rechtfertigt, sondern weil z. B. bei der Aphäresis das Verbum simplex *temnere* per Aphaeresin stehen soll für *contemnere*, da doch jenes nur das selten gewordene eigentliche Verbum, dieses dessen compositum ist; dafs audibam, eburnus, vollständige alte Formen, per Syncopen stehen sollen für eburneus, audiebam; dafs das alte, vollständige mage per Apocopen für magis stehe; dafs man per Epenthesin navita für nauta gesagt habe; da dieses doch offenbar eine Syncope von jenem ist; dafs dice paragogisch stehe für dic, während dieses per Apocopen für jenes steht; dafs Iambus und Jason per Diaeresin dreisylbig stehe, da doch diese Wörter an sich dreisylbig sind; endlich dafs plostrum statt plaustrum per Antithesin stehe, da doch jenes blos die alte Aussprache des Wortes andeutet. Doch der Verf. beugt diesen Vorwürfen oder Einwendungen S. 10. selbst einigermafsen vor; auch sind mehrere Beispiele jener Rüge nicht ausgesetzt, und selbst die von uns in Anspruch genommenen

Digitized by Google

machen wenigstens die Sache selbst deutlich, von welcher die Rede ist. Wenn der Verf. S. 5. sagt, dafs eine Menge von figürlichen Ausdrücken ursprünglich nicht Erzeugnifs der Kunst gewesen sey, sondern theils der Armuth der Sprache an Bezeichnungen für übersinnliche Begriffe, theils der vorherrschenden Thätigkeit der Phantasie und Empfindung im Kindesalter der Nationen ihren Ursprung verdanke, dafs sie dagegen, als mit steigender Cultur auch die Sprache vervollkommnet wurde, absichtlich gebildet und gesucht worden seyen; so könnte man ihm einwenden, dafs in der Poesie neben der Absichtlichkeit (die eben nicht die besten Figuren und Tropen giebt) im Grunde noch eben die Ursachen vorwalten, die ursprünglich statt fanden. — S. 11. steht wohl durch einen Druckfehler, fuat sey ein Archaismus für fit; so wie S. 8. Synicesis für Synizesis. — S. 13. möchten wir doch kaum sagen, solebam consumere sey eine figürliche Redensart für saepe consumebam, und so fit mollior für mollescit; da wäre fit melior auch figürlich, und nur darum allgemein gebräuchlich, weil es kein eigentliches Inchoativum dafür giebt. Recte für probo möchten wir eher eine Ellipse für recte ais oder agis nennen, als eine Antimerie. — S. 14. konnte bei der Antiptosis, wegen ihres Gebrauches im Lateinischen, neben Buttmann, Ramshorn citirt werden §. 206. A. 5. p. 698. — S. 15. rechnen wir facit are allerdings und nothwendig zur Anastrophe, aber i prae nicht, denn das ist der rechte, eigentliche und natürliche Ausdruck, ursprünglicher und natürlicher als praei. — S. 24. möchten doch die Ausdrücke senex rugosus, canus, turgida vela und rotae fervidae sehr uneigentlich zu den onomatopoetischen gerechnet werden. — S. 25. wäre die Schreibung maereo und femina der gewöhnlichen vorzuziehen. — S. 32. unten sollte Entgegensetzung und Entgegengesetzte nicht so stehen, dafs der Schüler jenes für ἀντίθετον und dieses für ἀντίθεσις nehmen könnte. — S. 35. sollte bei ὀξύμωρον das lateinische acutifatuum als ein Wort stehen; s. Voss. Inst. Orat. II. p. 407. — Was soll wohl in der Stelle Aen. IX. 427. me me (adsum, qui feci) in me convertite ferrum — das *sc.* vor adsum? — S. 48. ganz unten ist in der Stelle Virg. Ecl. IV. 50: adspice convexum, nutantem pondere mundum, diese Lesart bei einer neuen Auflage wohl mit der besseren: Adspice convexo nutantem pondere mundum, vielleicht auch die Erklärung (von einer Erschütterung des Erdballs) mit einer andern zu vertauschen. — S. 52. liefse sich wohl Maecenas lateinischer, als durch fautor scientiarum erklären. — Wenn S. 59. gesagt wird, Manes sey eine Metonyme

Digitized by Google

für inferi (contentum pro continente), so ist im Grunde inferi auch wieder eine Metonymie, und nicht das Continens der Manen; eher orcus, wie nachher Pluto erklärt wird. — Doch dies alles sind unbedeutende Flecken, neben den fast durchaus sehr treffenden Erklärungen und Beispielen dieser Abhandlung. Wir gehen nun zu weiterer Angabe des Inhalts des vorliegenden zweiten Cursus über. S. 66 bis 118. stehen auserlesene Elegien aus Ovids Klagegesängen und den Briefen ex Ponto; bis S. 153. auserlesene Elegien aus Tibullus; bis S. 186. auserlesene Elegien aus Propertius; bis S. 311. auserlesene Stellen aus Ovids und Virgils epischen Gedichten; von da bis zum Schlusse (S. 361.) einige Oden aus Horatius. — Um nicht weitläuftig zu seyn, enthalten wir uns eines Auszuges aus der Vorrede, worin der Verf. seine Auswahl mit Gründen, welche wir nur billigen können, rechtfertigt; unter andern, warum er gar nichts von Catullus aufgenommen, warum er von Ovid nicht gerade die allerinteressantesten, sondern diejenigen Elegien vorzugsweise ausgehoben habe, welche den Schüler mit dessen Schicksalen am besten bekannt machen, warum aus Tibullus und Propertius einige Liebeselegien (übrigens ohne alle Schlüpfrigkeit und Zweideutigkeit) eingerückt worden, warum in der epischen Poesie Lucretius fast ganz, und ausser Ovidius und Virgilius alle Uebrigen ausgeschlossen wurden, und warum dem Verf. bei jedem Stücke eine vorläufige genaue Inhaltsangabe nöthig geschienen habe. Der Inhalt dieses zweiten Theiles scheint uns im Ganzen recht zweckmäfsig gewählt; die Anmerkungen ganz darauf berechnet, das Nachdenken und den Fleifs zu wecken, und die Aufmerksamkeit auf Sprache und Sachen rege zu erhalten. Beim eigenen Gebrauche des Buches wird der Verf. selbst Einiges entdecken, was entweder noch hinzugesetzt oder genauer bestimmt werden könnte oder sollte. Wir begnügen uns, zum Beweise unserer Aufmerksamkeit nur noch kürzlich einige Anmerkungen zu den Horazischen Stücken mit unsern Bemerkungen zu begleiten. S. 316. v. 24. Wenn der Verf. sagt, die Erklärung des Wortes *tenax* (in dem Verse Modo in tenaci gramine) durch detinens, delectans sey passend, aber unerwiesen, so geben wir ihm Recht; aber die Bedeutung schwellend, elastisch, die allerdings noch besser pafst, möchte wohl eben so schwer zu erweisen seyn. Ebend. v. 37. läfst sich bestimmt nicht erweisen, dafs in den Versen Quis non malarum, quas amor curas habet Haec inter obliviscitur? das Wort amor, so absolut gestellt, Habsucht bezeichnen könne; und es wird durch die Nachweisung von Ep. I. 1. 84,

Digitized by Google

wo es Baulust andeutet, nicht gewisser, denn dort geht die Bedeutung aus der ganzen Umgebung hervor, weil der Genitiv festinantis heri und alles Uebrige die Sache klar genug machte. Wir halten es, anstatt mit Döring, mit Mitscherlich. S. 317. v. 45. Laesum bei pecus eigentlich zu verstehen, ist das Natürlichste. Was Anderes ist es bei der unbelebten oder halbbelebten Pflanzenwelt in Virgils Quid facias *laetas* segetes? Bei Horaz also lustig; natürlich aus körperlichem Wohlbehagen. S. 318. v. 60. vel haedus (besser wohl haedus; s. Nolten. Lex. Antibarb. p. 60 sq.) ereptus lupo. Der Verf. nimmt Gesners Erklärung an, die auch Mitscherlich billigt, und Döring voranstellt (quod ejusmodi haedus, jam lupi dentibus laesus, mactari omnino debet). Wir finden die zweite Döringsche Erklärung natürlicher und näher liegend: quod ea, quae bona fortuna (wir setzen hinzu: vel nostra virtute et fortitudine) nobis servata et reddita sunt, studiosius (et majore cum voluptate) in usum et fructum convertimus. S. 321. Maura (unda) würde doch besser durch: Mauritanien berührend, als betreffend, erklärt. Das. v. 5. Nicht Cora heifst der Bruder des Tiburnus und Catillus, sondern Coras; s. Virgil. Aen. XI. 604. — S. 322. dürfte es bei den Partheniern anstatt vielleicht zum Schimpf so genannt, wohl heifsen richtiger ... S. 328. v. 9. Fastidiosam desere copiam erklärt der Verf. mit den meisten Erklärern durch (fastidium creantem) ob ipsam rerum abundantiam usumque perpetuum. Wir möchten es lieber nach dem erweislicheren Gebrauche durch superbire facientem erklären: Der Ueberfluss macht, dass man an den einfacheren, aber edleren, Freuden den Geschmack verliert. — S. 329. v. 17. Der Cepheus ist nicht ein Stern unter dem Schwanze des kleinen Bären, sondern ein grofses aus eilf (nach Einigen aus siebenzehn) Sternen bestehendes Sternbild, Gestirn. Ebd. v. 2. würden wir bei der Erklärung von horridi die Anspielung auf das häfsliche Aussehen des Sylvanus wegstreichen. — S. 430. v. 7. Da Horaz Od. I. 12. 56. die Serer von den Indern unterscheidet, so würden wir lieber sagen, Seres stehe überhaupt für das entfernteste östliche Volk, von dem die Römer Notiz hatten. S. 344. v. 6. Illacrymabilis pafst in der Bedeutung unbeweint nur zu Hor. Od. IV. 9. 26. Ebd. v. 9. würden wir scilicet lieber durch bedenk' es nur, als durch ja erklären. S. 345. v. 21. placens möchte besser durch amata, cara, dilecta, als durch amabilis erklärt werden. Ebd. v. 24. erklärt unseres Erachtens Mitscherlich das brevem dominum passender durch cujus dominium breve est, als der

Digitized by Google

Verf., obgleich nicht unrichtig, mit Döring brevis vitae. — S. 355. v. 29. Vielleicht wundert sich Mancher, dafs hier von dem bekannten Streit, ob man *Me* Doctarum ederae praemia frontium oder *Te* lesen solle, der neuerlich die Köpfe und die Federn der Kritiker so in Bewegung gesetzt hat, keine Notiz genommen worden ist. Wir können es bei einem Schulbuche nicht mifsbilligen. S. 258. v. 12. Aeolio ist doch vielleicht nicht für lyrico überhaupt zu nehmen, sondern von der äolisch-lyrischen Poesie, da die Römer nur diese, aber nicht die ganze griechische Lyrik (z. B. die Strophische Poesie der Tragiker, Komiker und des Pindarus) nachbilden lernten. S. 360. v. 7. heifst es von der Libitina: „eine altitalische Göttin, welche Einige für die Proserpina, Andere für die Venus halten, war die Göttin des Todes." Das klingt wie dreierlei Meinungen, von denen die dritte die beiden ersteren, falschen, zu berichtigen scheint. Allein es sind dies nicht dreierlei Sätze, die einander aufheben oder ausschliessen, sondern diese altitalische Todesgöttin Libifina ist eben Venus-Proserpina, wie Creuzer in seiner Symbolik und Mythologie IV. S. 83. ff. 98. 117. 161. dargethan hat. Auch für Jünglinge verständlich liefse sich diese nothwendige Combination vortragen.

Doch wir schliefsen unsere Anzeige mit der auf Ueberzeugung gegründeten Erklärung, dafs uns nicht leicht eine Chrestomathie nach einem so wohl berechneten Plane angelegt und ausgeführt vorgekommen ist, als diese, und dafs wir namentlich keine lateinische poetische Chrestomathie kennen, die wir für die angegebenen Zwecke brauchbarer fänden, oder dieser vorziehen möchten.

Johann Carl Weyands Reisen durch Europa, Asien und Afrika von dem J. 1818 bis 1821 incl. von ihm selbst (?) beschrieben. I. Bd. auf Kosten des Verf. 1822. 280 *S. II. Bd. Amberg* 1823. 168 *S. III. und letzter Bd. mit Kupfern. Amberg* 1825. 213 *S. in kl.* 8. 3 fl.

Zur Warnung bemerke ich kurz: In diesen drei Bändchen ist nicht eine einzige Notiz, aus welcher man, als aus einer eigenen Lebenserfahrung des Verfassers, eine eigenthümliche Kenntnifs ziehen könnte. Was Kenntnisse betrifft, ist aus andern Büchern. Oft aber hilft sich der Verf. durch eine lächerliche Präteritionsformel, wie S. 76: „Eine Skizze von

Digitized by Google

Livorno [wo doch der Verf. das merkwürdigste einige Tage über besehen zu haben versichert] zu entwerfen, möchte wohl zu kleinlicht seyn" u. s. w. Auch die Kupfer sind nicht eigene Zeichnung, sondern Copien aus längst bekannten Schriften.

Das erste Bändchen erzählt von der türkischen Geschichte, aber nur zusammengetragenes und was zur Reise ganz und gar nicht gehört. So hilft sich der Verf. theils durch Einschieben alter Historien, theils durch Erfindung von Zufällen, welche ihm begegnet seyn sollen, ohne dafs darin etwas charakteristisches, ihm und den nächsten Umständen eigenes zu entdecken ist. Ueberall, wo der Verf. sich selbst als reisend und sehend einmischt, ist er so klug, blos Zufälligkeiten anzugeben, die an sich möglich und nicht aus näherer Localkenntnifs zu prüfen sind, weil sie nichts von eigenthümlicher Beobachtung enthalten, wie im zweiten Theil die ganze angebliche Wanderung im Jordansthale; wovon eigene Beobachtungen zu erfahren, interessant genug gewesen wäre. Eben so hütet er sich auch da, wo er mehr von sich selbst spricht, im dritten Theil, von solchen eigenen Erfahrungen zu reden, die etwas neues prüfungswerthes und durch andere Prüfungsmittel zu bewährendes geben könnten. Oft (man sehe III. Th. S. 61. bei Candia) versetzt er sich als Ausschreiber in einen lächerlichen Enthusiasmus, wie er, ein gemeiner Werkmeister, von Erinnerungen aus der Urzeit des Kronos u. s. w. entzückt worden sey. „Alle classische Begebenheiten dieser mythevollen Insel rauschten vor meinem Geiste vorüber." Dagegen ist er schlau genug, von dem historischen Jetzt nichts anzugeben. S. 44. „Sanft auf dem Rücken des in stiller Majestät dahin gleitenden Nils mich wiegend, versetzte mich der Anblick dieses seegnenden, fruchtbringenden Wassers in die Mythe der Vorzeit zurück. Die Aegyptier huldigten dem Nil als einer Gottheit des Landes. Die Griechen machten ihn zum Sohn des Pontos und der Thelossa" u. s. w. Vom Jetzigen des Nils kein Wort! Aber „von der Mythe der Vorzeit" folgen noch einige treffliche Tiraden. Weyand will zwischen dem 17. und 22. des Septembers den Nil befahren haben. Gerade um diese Zeit hätte er die Nilüberschwemmung als das auffallendste auf allen Ufern beobachten müssen. Er läfst S. 43. „gerade in diesen Zeitraum das Steigen und Sinken dieses merkwürdigen Gewässers fallen". Steigen und Sinken zugleich in so wenigen Tagen? Durch die Vereinigung wollte sich die Unwissenheit helfen; und verräth sich selbst.

Digitized by Google

Dennoch will der Verf. für so wichtig gelten, dafs zu Rom der heilige Vater, in einem Lehnstuhle sitzend, ihn länger als Eine Stunde ausgefragt habe (S. 142.). „Ein Ge„schenk von zwei Rollen mit Gold, jede funfzig Ducaten ent„haltend, überbrachte uns am folgenden Tage im Namen des „Pabstes der nämliche Secretär, welcher uns in den Audiens„saal geführt hatte.“ Dies heifst doch: in seinen Sack lügen — nicht so, dafs die römische Ducaten hineinkämen, aber wohl die der glaubigen Subscribenten; die ich deswegen aufmerksam zu machen für Recensentenpflicht halte. Der Mann will als Bauverständiger gereist seyn, und selbst bei den Kirchen zu Rom, von denen er aus irgend einem Vademecum allerlei bekanntes hinschreibt, weifs er keine Sylbe aus eigener Betrachtung zu sagen, S. 120. aber von Marmorgruppen, die als Meisterstücke von Phidias und Praxiteles Konstantin aus Aegypten habe bringen lassen.

Selten läfst sich Hr. W. nur so weit ein. Weil er Nichts giebt, kann ihm gewöhnlich auch keine Spur der Unrichtigkeit dargethan werden. Zu Neapel ist S. 157. „sein Erstes, der Natur die Erstlinge seiner Gefühle zu weihen“. Er betritt S. 163. sogar mit heiligem Schauer die Höhle der cumanischen Sibylle, spricht aber nichts von der Höhle, sondern nur von den sibyllinischen Büchern. S. 166. heifst es: „Dafs ich Herkulanum und Pompeji nicht vorübergieng, bedarf wohl keiner Betheuerung.“ Und somit geht das Fortschwatzen weiter. Der Verf. kann mit Aristophanes Vögeln sagen: Wir haben Nichts gesehen! Desto lustiger zwitschern wir in die freie Luft hinein.

Einst waren Damberger und Taurinius weniger vorsichtig. Sie erzählten so wundersam, dafs ich ihnen (in der damals Jenaischen ALZ.) die Lügen nachweisen konnte und, soviel ich weifs, die Sächsische Regierung Untersuchung und Strafe verhängte. Schlauer geworden, wird hier so erzählt, dafs nur die Leere an allen eigenen Bemerkungen und das Ausschreiben nachgewiesen werden kann. Dagegen ist dieser Taurinius persönlich umhergewandert, hat Subscribenten gesammelt und will nun den Getäuschten sogar ein drittes, nicht unterzeichnetes Bändchen aufnöthigen, worin sein Reiseroman, eben so inhaltslos, aus Palästina und Aegypten nach Italien und Tyrol zurückschlendert. S. 82. erzählt er selbst von einem „Luftkünstler, auf dessen Gesicht sich Unwissen„heit und Frechheit aussprachen . . dessen mit Riesenge„duld erwartete Luftfahrt in Rauch aufgieng, der aber in's „Fäustchen lachend sich davon schlich. Denn er hatte schon

„vor dem Steigen des Balls das Eintrittsgeld beseitigt.“ — — Je nun. Mundus vult decipi! So wahr aber dies ist, dafs die Welt unter so mancherlei Gestalten sich gar zu gerne täuschen läfst, so will und darf ich doch nicht hinzusetzen: Ergo decipiatur! Wem ist nicht das Bessere und das Besserwerden an sich selbst schon so lieb und werth, dafs er das Verbreiten und Verbreitenlassen des Schlechteren und Unwahren nicht wollen kann, auch wenn die erhabenere Pflichteinsicht nicht dagegen wäre?

23. Aug. 1826. *Dr. Paulus.*

Elbeblätter polytechnischen Inhalts. Herausgegeben von Traugott Lebrecht Hasse. Leipzig und Dresden 1822 — 1825.
Der Jahrgang zu 4 Thlr. 12 Gr.

Diese Zeitschrift, welche in wöchentlichen Nummern erscheint, verdient den obigen Titel nicht ganz, da sie mehr commerciellen Inhalts ist. Aus dem rein technischen Fache enthält sie wenig Originalaufsätze, und mehr Curiosa, die aus andern Zeitungen entnommen sind. Desto reichhaltiger ist sie aber an mercantilischen Nachrichten, und sie wird besonders jenen Kaufleuten, die im Flufsgebiete der Elbe wohnen, eine sehr erwünschte Lectüre seyn. Sie enthält Börsennachrichten und Handelsberichte aus verschiedenen Handelsstädten, Ein- und Ausfuhrlisten, Schiffsnachrichten, Courszettel, Anzeigen von Auctionen u. s. w. Für solche Nachrichten, die nur einen vorübergehenden Werth haben, ist eine eigene Beilage, „kleine Börsenliste“ genannt, bestimmt. Nebstdem giebt sie unter der Rubrik „Kunst und Wissenschaft“ viel Interessantes über Geographie und Statistik, und unter einer anderen „Nützliches Allerlei“ anziehende und selbst unterhaltende Lesefrüchte aus anderen Zeitungen. Dieses zusammengenommen läfst wünschen, dafs die polytechnischen Elbeblätter noch recht lange fortbestehen mögen. Sie werden auch für jene Personen, welche das Elbe-Commercium nicht zunächst angeht, durch ihren übrigen Inhalt belehrend und interessant seyn.

Digitized by Google

N. 53. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Dr. Martin Luthers Briefe, Sendschreiben und Bedenken, vollständig, aus den verschiedenen Ausgaben seiner Werke und Briefe, aus andern Büchern und noch unbenutzten Handschriften gesammelt, kritisch und historisch bearbeitet von Dr. Wilhelm Martin Leberecht de Wette, Prof. d. Theol. zu Basel. I. Th. Luthers Briefe bis zu seinem Aufenthalt auf Wartburg, nebst Luthers Bildnifs. Berlin, bei G. Reimer, 1825. 606 S. in 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Immer mehr, so oft wir charakteristische Geistes-Erzeugnisse eines tüchtigen Mannes erneuert sehen, macht sich der Gedanke geltend: Das wahre Denkmal eines Denkers ist das von ihm Gedachte! Dieses zu verewigen, dieses ausgedehnt fortwirken zu machen, ist für die ihn verehrende die eigentlichste Aufgabe der Achtung und der denkenden Dankbarkeit. Selbst Bildnisse von solchen Vormännern wünschen wir ja meist nur deswegen, weil wir das Charakteristische, den Ausdruck des Geistes, auch in dem, was der Geist vornehmlich auszubilden scheint, in dem Gesichte und der Haltung, erkennen zu lernen wünschen.

Möchte doch vorerst diese Ausgabe kleinerer und desto kräftigerer Schriftdenkmale des Grofsen Reformators schnell hinter einander vollendet erscheinen. Er ist der Reformator, welcher, wie Rec. dieses Hauptverdienst in seiner Rede auf das Reformationsjubiläum hervorzuheben gesucht hat, nicht blos für die Theologie, sondern auch für philosophische Befreiung von der Scholastik, einen Umschwung bewirkte. Ebenderselbe wurde ferner für den Anfang eines vernünftigen freien Staats- und Kirchenrechts, für die Autonomie der teutschen kleineren Staaten (wo, wenn sie alle nur zugleich als Bund das gemeinsame Zusammenwirken für den Wohlstand des Ganzen beschleunigen, das Einzelne desto leichter überblickt, desto unabhängiger nach Localmitteln und Localbedürfnissen geordnet werden kann) auf lange Zeitfolgen hinaus von einer Wichtigkeit, die sich auf keinen andern welthistorischen Mann

Digitized by Google

eben so concentrirt zeigen läfst. Einen solchen in allen seinen Zügen, in allen Ausstrahlungen seines Geistes, oft aufs neue zu betrachten; welcher Geistesgenufs! welche Fülle von Belehrungen! welche Menge und Kraft neuer Anregungen! Hier wurde Epoche gemacht, hier dem an Händen und Füfsen mit den patristischen Binden der Unmündigkeit umwundenen Lazarus der geistigfreien Christuslehre wunderthätig zugerufen: Machet ihn los und lasset ihn selbst wandeln!

Möchte doch eben deswegen der umfassendere Plan des Hrn. Dr. de Wette, alles von Luther so viel möglich zu sammeln, eben so kritisch zu berichtigen, zeitgemäfs und sich selbst erläuternd zu ordnen und mit so kurzen auserlesenen Inhaltsanzeigen, Ueberblicken und Winken, wie hier geschehen ist, verständlich und anwendbar zu machen, zu gleicher Zeit kräftig erneuert und durch eine allgemeine Sammlung für Luthers Geistesdenkmal, unter Garantie der bekanntlich so soliden und nichts blos handwerksmäfsig unternehmenden Buchhandlung, rasch vorbereitet und ausführbar gezeigt werden. Dank allen, welche Luthers Geist immer wieder aufs neue über einzelne Punkte des „Kampfs zwischen Licht und Finsternifs" mit mächtigen Schritten (nicht aber am zerfaserten Gängelband schwachmüthiger Andächtelei) hervortreten machen. Aber all dieses Einzelne beweist nur um so mehr, wie wünschenswerth eine möglichst verbreitete Erscheinung des Ganzen wäre, wenn dadurch, nach Löschers allzu bald unterbrochenem Beispiel, Jahr für Jahr das Werden der grofsen Geistesunternehmung in ihrer ganzen Genesis, auch durch vieles von den seltenen, gleichzeitigen Mitwirkungen Anderer beleuchtet, vor uns und der Nachwelt dastehen könnte.

Auch bei dem diesmaligen Wiederlesen hat sich Rec. manche psychologisch-pragmatische Einsichten in das geistige und zeitliche Entstehen der grofsen „Umformung und Wiedergestaltung der christlich-religiösen Geistigkeit und Lebenskraft" gewonnen oder erneuert.

Luther deutet (S. 577.) in einem Schreiben an seinen Landesregenten, Churfürst Friedrich selbst (1521. um Judica), vorzüglich darauf, dafs eine Zeit gekommen sey, wo die Schrift und alte Lehre wieder hervordringen und „man nunmehr in aller Welt anhabe zu fragen, nicht was, *sondern warum* dies oder das gesagt werde. Was die römische Kirche ohne Grund sage und handle, würde durch sein Widerrufen nicht Grund bekommen. Gern wolle er einen Widerruf thun, wo in einem Stück sein Irrthum gezeigt werde. Denn alle Stück straks zu

Digitized by Google

widerrufen, mag nit geschehen, dieweil die Kirch schuldig ist, Ursach ihrer Lehr zu geben, als Sanct Peter (1 Epist. 3, 15.) gebeut, und verboten ist manchfaltig, dafs man nichts annehmen soll, es sey denn prohiert; als Sct Paulus 1 Thess. 5, 21. sagt." —

Dieses allen Arten und Aharten des Auctoritätglaubens so unleidliche Beweis- und Grund-fordern, dieses Fragen: *warum?* wodurch das für viele so schwerverständliche Wort vom Denken und Selbstdenken recht faßlich und wie es entstehen soll, genetisch definirt ist, führte nun den Forscher hauptsächlich auf das dem Urchristenthum gleichzeitige Zeugnifs des schriftlichen Evangeliums, im Gegensatz gegen die aus dem pharisäischen Rabbinismus (s. L'Empereur Clavis Talmudica, Lugd. B. 1634.) in die christliche Kirche herübergekommene Anhänglichkeit an mündliche, äufserst veränderliche Traditionen. In diesem Gegensatz war immer das entscheidendste die negative Frage: Wo steht davon etwas, dafs in der Christuskirche wieder eine jüdischartige, pharisäisch-priesterliche Mittlerschaft eintreten dürfe zwischen Gott und den Christen, welche vielmehr alle selbst Priester seyen (1 Petr. 2, 5.)? wo, dafs in einer zeitlich gewählten Reihe von römischen Bischöfen diese amtlich eben das seyn sollten und könnten, was Petrus persönlich war? u. dgl. m.

Sollte demnach die Schrift (diese fast gleichzeitig geschriebene Tradition) Zeuge seyn, was urchristlich war und was nicht, so mufste Luther, wie er oft genug that, darauf dringen, dafs „die Schrift seyn müsse ungebunden und über alle Dinge frei (S. 597.), so dafs es in keines Menschen Gewalt stehe, sich desselben heiligen Gottesworts zu begeben oder demselben menschliche Ausleger vorzusetzen, wie grofs, gelehrt und heilig sie immer seyn mögen." An K. Carl V. schreibt Luther (S. 591.): hoc unum non potui obtinere christianissimum sane votum, ut verbum Dei *mihi* liberum et illigatum permaneret. Und weiterhin: *Verbum Dei* . . cum sit super omnia, *debet* „in omnibus" *liberrimum et illigatum haberi*, ut Paulus docet. Et *in humano arbitrio nunquam positum est, ipsum submittere et in periculum subjicere, quantalibet magnitudine, multitudine doctrina, sanctitateque praepolleant homines* . . . *Nec sibi ipsi* quisquam *sese* submittere potest, dicente Salomone: *Stultus est, qui confidit in corde suo.*

Nicht immer spricht Luther bestimmt genug aus, wie er sich dieses Ungebundenseyn der Schrift und ihrer Auslegung, nämlich des möglichst sachkundigen und ge-

wissenhaften Forschers Freiheit von irgend einem zum voraus vorgeschriebenen Resultat, dennoch ohne Frechheit und Willkührlichkeit in der Auslegung denken konnte. Nothwendiger Weise aber wurde Luther, indem die Schriftauslegung nicht an vorgefafste Entscheidungen der Kirchenlehrer, Concilien und Päbste gebunden seyn sollte, zu dem Grundsatz hingetrieben: Jedes Zeitalter hat die Schriftauslegungsmittel alle, die es zu erreichen vermag, zur Vergewisserung des Schriftsinns so gut anzuwenden, als es sodann ihm möglich ist, ohne dafs irgend ein anderes Zeitalter für alle folgende den Schriftsinn unverbesserlich entschieden und darüber etwas einer Kirche unabänderlich aufgenöthigtes abgeschlossen haben darf.

Hierauf vornehmlich beruht Luthers Protestiren gegen das Uebermaafs von Auctoritäten, die zwar zu achten und nach ihren Gründen zu erwägen, nie aber als stehende Vorschriften zu behandeln sind.

Daher Luthers Gegensatz in dem Schreiben an die Reichsfürsten nach der Wegreise von den grofsen Tagen des öffentlichen, gefahrvollen Bekenntnisses zu Worms (S. 597): „In zeitlichen Dingen, die Gottes Wort und ewige Güter nit betreffen, sind wir schuldig unter einander zu vertrauen, angesehen, dafs derselben Dinge Begeben, Fahr und Verlust, die wir doch zuletzt müssen fahren lassen, zu der Seeligkeit unschädlich sind. Aber in Gottes Wort und ewigen Dingen kann Gott nit leiden, dafs man sich frei begeb und erwüg (erleg? reponat) auf ein oder viel Menschen — sondern allein auf ihn selbst .. Denn also vertrauen einem Menschen, in Dingen ewige Seeligkeit betreffend, das ist nit anders, dann aus den Creaturen einen Abgott machen und sie in die rechte eigene Ehre Gottes zu setzen.“

In diesem Sinn sagt auch sein Schreiben von 1520. an Pabst Leo X. (S. 513.): „Dafs ich aber sollt widerrufen meine Lehre, da wird nichts aus .. Dazu mag ich nicht leiden Regel oder Maafs (d. i. vorgeschriebene Auctorität für die aus der Schrift zu erhaltende Resultate) die Schrift auszulegen, dieweil das Wort Gottes, das alle Freiheit lehret, nit soll oder mufs gefangen seyn.“

Unter Freiheit aber verstand Luther allerdings nie Frechheit, nie Willkührlichkeit, sondern den rücksichtlosen, gewissenhaften, eben dadurch moralischfreien Gebrauch aller anwendbaren möglichbesten Mittel und Kräft der

Digitized by Google

Person und des Zeitalters. Dieser Sinn wird noch deutlicher durch den lateinischen Ausdruck ebenderselben Stelle (denn Luther schrieb jene Zuschrift an Pabst Leo absichtlich in beiden Sprachen). Sein lateinischer Text (S. 594.) sagt: Porro *palinodiam ut canam*, beatissime Pater, *non est*, *quod ullus praesumat*, nisi malit, adhuc majori turbine causam involvere. Deinde *leges interpretandi verbi Dei non patior*, cum oporteat *verbum Dei* esse *non alligatum*, quod libertatem docet omnium aliorum.

Bis dahin nämlich war nun, nachdem die Kirchenväter, bischöfliche Concilien und Päbste durch ihre Bibelauslegung so vieles schriftwidrige zur christlichen Erblehre und zur Vorschrift, was in der Bibel als Christuslehre gefunden werden müfste und nicht anders gefunden werden dürfe, gemacht hatten, Luthers gesunder Verstand getrieben, dafs er einsah und forderte: dogmatische Gesetze, was aus der Bibel als Bibelsinn und Lehre hervor erklärt werden müfste, dürfe es keine geben. Frei, das ist, ohne zum voraus gebotenes Resultat, müsse der Bibelsinn gefunden werden, wie er jetzt und jedesmal durch Anwendung der in dem jedesmaligen Zeitalter anwendbaren Kräfte und Kenntnisse und logisch erweislicher Interpretationsregeln zu finden sey. Mit einem Wort: Durch den Mifsbrauch der kirchlich gebotenen Auslegungsart und Lehren war Luther zu der allgemein verständlichen und verständigen Einsicht getrieben, dafs, eben so wie in allen andern Fächern von Geschäften und Kenntnissen, auch in der Religion (der Erkenntnifs vom Verhältnifs der Menschen zur Gottheit) kein Zeitalter dem andern eine Gesetzvorschrift, was als wahr gefunden oder vorausgesetzt werden müsse, geben dürfe. Vielmehr habe jedes Zeitalter nach dem Maafs seiner Mittel, allerdings also auch unter Benutzung der Vorzeit, aber ohne dadurch gefesselt oder gebunden zu seyn, das Wahre überhaupt und so auch den wahren eigentlichen Bibelsinn und dessen Beziehung auf die Christuslehre zu suchen und — versteht sich, gewissenhaft und mit Anstrengung aller Kräfte — zu finden.

Das wirklich wahre bleibt zu jeder Zeit wahr. Wer aber, wie Kirchenväter, Bischöfe, Concilien und Päbste, sich selbst bereden kann, ein Gesetz geben zu können und zu dürfen, wes den Nachkommen wahr bleiben müsse, beweist eben dadurch, dafs er die Natur der Wahrheit nicht kannte, die sich immer aufs neue selbst beweist und legitimirt. Gerade wer das Wahre gesetzlich vorschreiben zu können meint und an-

Digitized by Google

rathet, zeigt, wie weit er vom richtigen Ausleger und von einer Gesetzgebung für das Wahre entfernt ist.

Nicht Gesetze, was für Resultate gefunden werden müssen, wohl aber die sich selbst jedesmal und immer aufs neue erweisende Verstandesregeln der Auslegungskunst und der Wahrheitforschung überhaupt lernte Luther, Melanchthon und wer ihresgleichen zu seyn strebte, anerkennen. Dadurch wurde Luther frei von dem — immer wieder theils durch Unkenntnifs in der Forschungskunst und den Forschungsmitteln, theils durch Herrschsucht eine Rückkehr versuchenden, von den Priestern aller Zeiten und Völker verbreiteten — Vorurtheil: als ob allein in Sachen der Religion das Wahre anders, als in allen andern Gegenständen der menschlichen Ueberzeugung zu suchen und zu finden wäre. Ist das Wahre durch ein altes oder neues Gesetz für immer ausgemacht, so wäre nichts zu thun übrig, als vorerst der Beweis, dafs jenes Gesetz ein für allemal entscheiden durfte, und dann eine immerwährende, buchstäblich genaue Wiederholung des gesetzlichen Credo. Und somit wären die protestantischen Kirchgemeinden aller Art, wenn gleich nicht nach dem gesammten Lehrinhalt, doch nach dem Hauptpunkt, dem Grundsatz und dessen kirchlicher Anwendbarkeit, unvermerkt antiprotestantisch und rückschreitend patristisch-katholisch.

Gewöhnlich macht man sich die Einwendung: Wo bliebe dann die Kirche? Ohne bestimmte (also am Ende: ohne vorgeschriebene) Glaubenslehren hält, so meinen viele, kein Religionsverein als Kirche zusammen! Grundsätze und Gesinnungen sind zur Kircheneinheit nicht hinreichend!

Wäre dies; so müfste der Protestantismus in seinem obersten Grundsatz selbst das kirchliche Vereintseyn unmöglich machen. Aber eben so müfsten alle die ersten Vereinigungen der Christengemeinden, all das Entstehen der Urkirchen, unmöglich gewesen seyn. Denn mit einem auch nur zu einer katechetischen Glaubensvorschrift geordneten Glaubensinhalt sehen wir Paulus nicht zu den Galatern, zu den Korinthiern u. s. w. gekommen. Der Fundamentalsatz war 1 Kor. 3, 11. „Jesus ist der Messias“ vergl. Jesu Symbol Joh. 17, 3. Darauf konnte von manchen ein mehr oder weniger haltbarer Einbau oder Glaubensinhalt folgerungsweise versucht werden; s. Vs. 12 — 15. Auch in späterer Zeit setzt der Römerbrief zu Rom selbst nichts dergleichen vorgezeichnetes voraus. Der Grundsatz, dafs Jesus der ächte Lehrregent von Gott sey, welcher die Gesinnung, nach seinem Vorbild in dem Verhältnifs zur Gottheit, als Geist, als heilig,

Digitized by Google

als Vater, dem, was dieser Gott wollen kann, gemäfs und gotteswürdig zu leben, über alles hervorleuchtend zeigte, dies war der Maafsstab der Ueberzeugungstreue (der κανων της πιστεως 2 Kor. 10, 13 — 16. Gal. 6, 16, die regula fidei), die Analogie Röm. 12, 6. oder Verhältnifsmäfsigkeit und Gleichförmigkeit, nach welcher man willensverderbliche Lehrmeinungen 1 Tim. 6, 3 — 6. abschied, andere aber, als Versuche, sich über feinere Aufgaben zu überzeugen, einander nachgab, so lange dabei einer dem andern Begeisterung für das Heilige zutrauen konnte 1 Kor. 14, 29. Und so ist es zu allen Zeiten möglich und gerade das beste.

In Wahrheit aber wird eine einander näher gekommene Anzahl von Kirchengemeinden (sey es eine Landes- oder Nationalkirche oder eine noch ausgedehntere) gerade durch den evangelisch-protestantischen Grundsatz Luthers: „Man hebt an in aller Welt zu fragen, nicht was, sondern warum etwas behauptet werde!“ am meisten angetrieben zu einem lebensthätigen kirchlichen Vereintseyn. Jeder einzelne begreift leicht, dafs nur in einem Verein die Kräfte, so mancherlei Warum mit den jetzt möglichsten Mitteln sich klarer und wahrer zu machen, zusammenkommen. Sind denn nicht auch in andern Zuständen und Thätigkeiten der Menschheit eben diese gegen das Uebergewicht der Herkömmlichkeit und des Schlendrians protestirende Grundsätze und Gesinnungen, die Einsichten und Ausübungen des Richtigeren durch vereinte Kräfte, Anstalten und Mittheilungen erkennbar und anwendbar zu machen, die Basis des Vereintseyns? In allen Staatsvereinen, wie veränderlich sind nach Umständen, und vornehmlich nach dem Erreichen neuer Kenntnisse oder anderer Mittel, dem ächten Verstande gemäfs, alle Regierungsverordnungen! Selbst die Gesetze, sind sie nicht nothwendig, nach beträchtlichen menschlichen Geistesveränderungen, auch zu verändern? Zum Glück bedarf Justinians Codex doch noch immer, weil er das Palpablere betrifft, weit weniger Aenderung, als die Conciliendogmen über das Uebersinnliche, welche eben dieser in Gesetzgeberei verliebte byzanzische Machthaber auch so wie Eigenthumsgegenstände in eine stehende Gesetzform zwingen zu können sich bereden liefs; Er, der über die patristische Tiefkenntnisse: Ob Christus durch zwei Willen oder durch Einen Einerlei gutes wolle? und ob nicht sogar der Leib Christi ewig unverweslich gewesen seyn müfste? mit Gesetzeskraft zu entscheiden, für etwas der Kirche und dem Reich heilbringendes achtete, vielmehr aber bewirkte, dafs die Monotheleten lieber Unterthanen der mo-

Digitized by Google

hammedischen Monotheisten wurden, um nicht, als βασιλικοι, Nachsprecher der byzanzischen Hoftheologie werden zu müssen.

Damit aber in den Staaten immer manches verbesserlich werde, mufs es nicht deswegen veränderlich seyn? Und müssen nicht die denkbare Verbesserungen frei vorgeschlagen, aber auch erst nach allen Seiten erwogen und nach Gründen, Gegengründen, Mitteln und Modificationen vollständig durchgesprochen werden können, während noch zu gleicher Zeit das zuvor gutgefundene factisch fortbesteht? Nur auf diese Weise kann über alles zur Veränderung reifende die Denkfreiheit und die Gedankenmittheilung ungehemmt in eben so nützliche als pflichtgetreue Ausübung kommen, und zu dem Ziel, das möglichbeste von den unpartheiischen stillen Prüfern vorgezogen zu sehen, durchführen. Offenbar ist dies bei den äufsern, viel leichter durch die Erfahrung zu erprobenden Staats- und Regierungsgegenständen das einzige Mittel, das Bestehen des ganzen Vereins dennoch mit der Verbesserlichkeit aller seiner Verfügungen im Einzelnen vereinbar zu machen. Nicht irgend die Unabänderlichkeit eines Gesetzbuchs oder Landrechts, nicht einmal einer Verfassungsurkunde, sondern der Oberste Grundsatz der Staatsvereine, die Einsicht der Nothwendigkeit äufserer Ordnung und Legalität für die innerlich vervollkommnende Moralität, und dann die Pflichtgesinnung, für diesen Grundsatz überzeugungstreu zu bleiben, dieses beides ist das, was in Staaten alles zusammenhält, während jedes Jetzt ein einigermafsen verändertes Werden des Staatszustandes vorbereitet (omne praesens gravidum futuri).

Und nur in der Kirche sollte nicht verständig seyn, was zum Verbessern in allem Andern überall (selbst endlich gegen die Janitscharen) als das verständige sich geltend und unentbehrlich macht? Ein Verein für Religiosität, welcher meist nur eine pünktlich eingelernte Ausübung gottesdienstlicher Gebräuche und überhaupt das erlernbare Herkömmliche nöthig zu haben voraussetzt, kann befriedigt seyn, wenn etwa althergebrachte Stiftungen die für solches Lernen und Einüben nöthige Anstalten erhalten. Es soll und soll ja, so viel möglich, das nämliche bleiben. Und es ist, wie die Absolut-Apostolischen Freunde der Inquisitionswiederherstellung ganz richtig ahnen, ein gewissermafsen gefährliches opus supererogationis, im Unterricht für folgende Generationen neue Kenntnisse mit dem Alten erst in Vergleichung treten zu lassen. Wie sprechend ist nicht jene eines Omars würdige Sentenz:

Digitized by Google

dafs alles übrige entweder mit dem Koran übereinstimme oder ihm entgegen wäre, dafs also der ganze Alexandrinische Bücherschatz als zum wenigsten überflüssig, oder gar als verderblich immer brennen möge. Weswegen denn auch die mohammedischen Chakims und Ulema's, wenn sie mehr als Koran und Sonna einlernen, eben so wie die Rabbinen, wenn sie nicht blos an Thorah und Talmud sich gewöhnen, ein gefährliches Zuviel wagen, welches ihnen der Verein zu danken und deswegen zusammen zu halten keine consequente Ursache hat.

Wie sehr ist dagegen jede Anzahl von Protestanten, welche die jedesmalige Fortschritte der Zeit in Kenntnissen, in der Wahrheitforschung und in der Lehrart nach Grundsatz und Gesinnung theils zu Berichtigungen alter Auctorität, theils um auf die zeitgemäfseste Weise sich überzeugen und erbauen zu lassen, als unentbehrlich achten, zum kirchlichen Vereintseyn und Zusammenwirken angetrieben. Kirchlich vereint wollen sie gerne seyn, nicht nur damit in fortrückenden Anstalten die mancherlei Lehrer für wissenschaftlichen und für Volksunterricht über alles religiöse, studirend (nicht blos einlernend), gebildet, sondern damit durch vereinte Mittel und Bestrebungen auch alle Gemeindeglieder zum Theilnehmen-können an dem Geistig-herzlichen der kirchlich-gemeinschaftlichen Belehrung und Andacht von Kindheit auf vorbereitet, und durch alle Lebensalter hindurch hingeleitet und aufgemuntert werden können. Sogar abgesehen von dem eigentlich religiösen, den Willen bessernden Inhalt ihrer kirchlichen Gemeinschaft, wirkt schon das darin geübte Vorherrschen des praktischen Verstandesgebrauchs, die Angewöhnung, durch „Warum" Ueberzeugung für Vervollkommnung im Leben und Wirken zu erhalten, in vielen durch protestantische Grundsätze und Gesinnungen zusammenstimmenden so geistbildend zum allgemeinen Verständigwerden, dafs ein umfassenderes Nachdenken unmöglich noch die Meinung annehmen kann, ein solcher Kirchenverein würde sich, wenn er nicht auch durch ein gewisses Binden der Verständigkeit an Dogmen zusammengedrängt würde, nicht in jener edelwilligen Gemeinschaft erhalten. Ist doch diese zu Erreichung des Grundsatzes, zu jeder Zeit in das möglichbeste von Kenntnifs und Befolgung der Christuslehre eingeweiht und geleitet zu werden, von jedem als unentbehrliches Mittel zu erkennen. Auch wird alsdann jeder Einzelne in der Theilnahme an möglichbester überzeugender Belehrung und Erbauung eben durch die Gemeinschaftlichkeit Vieler desto froher und kräftiger ermuntert. Kurz; Grundsätze und Gesinnungen sind

die Felsen, auf denen ungebunden jedes christliche Kirchenwesen fester ruht, als auf irgend einzelnen Lehrausbildungen oder Lehrgebäuden, am wenigsten auf solchen, die sich nicht durch innere Macht der Wahrheit in der Ueberzeugung der Nachdenkenden zu erhalten vermöchten. Nicht von irgend einer gebundenen Auslegung spricht und gilt Luthers Kraftwort: Verbum *Dei* manet in aeternum.

Entstund nicht vielmehr ein Punkt, in welchem die redlich forschende Folgezeit am meisten von Luther abweichen mufste, und welcher endlich erst nach dreihundert Jahren durch die Union der reformirten und lutherischen Kirchen ausgeglichen worden ist, eben daher, dafs Luther das, was seine Auslegung war, für Gotteswort selbst nehmen und daran binden zu müssen meinte? Mit inniger Hochachtung seiner Gewissenhaftigkeit erkennt, wer ihn psychologisch zu fassen vermag, wie schwer es für Luther, nach seiner eigenen Erklärung, war, das nicht auf eine offenbare Entdeckung Jesu gegründete, sondern blos durch auslegende Schlüsse zum Kirchendogma erhobene Wunder der Wesensverwandlung (Transsubstantiation) als nichtgeoffenbart, als eine menschlich bindende Schriftauslegung, aus seinem gottandächtigen Gemüth zu entfernen. Dagegen war in ihm dennoch die Angewöhnung übermächtig, etwas geheimnifsvolles und wunderbares in jenem Ist und in manchem ähnlichen vorauszusetzen. Behutsamer zwar und consequenter, als mehrere Kirchenväter und Scholastiker, blieb er dabei stehen, jenes wunderbare Seyn, gerade weil es ein Wunder, also unerklärbar, seyn müsse, nicht erklären, das heifst, das Wie nicht bestimmen zu wollen. Eben deswegen nannte er die als unentbehrliche Auslegung gedachte leibliche Vergegenwärtigung eine „sacramentliche", weil er sie, als ein heiliges Geheimnifs, nicht zu erklären wisse oder wage, und weil sie, einzig in ihrer Art, einzig in diesem Sacrament wirklich werde. Dennoch war es, wie man nun nach und nach eingesehen hat, zu bedauern, dafs Luther hierin nicht genug an die Regel dachte: wo ein weiser Lehrer nicht andeutet, dafs seine Worte einen verborgenen Sinn enthalten, da sind sie höchst wahrscheinlich in einer allgemein verständlichen Bedeutung zu nehmen! Noch mehr aber war es drei Jahrhunderte hindurch zu bedauern, dafs in diesem Fall Luther, seines höchsten, wahren Grundsatzes von „ungebundener" Schriftauslegung nicht eingedenk genug, mit so viel Heftigkeit seine zum Mysteriösen sich hinneigende Auslegung auch für den philologisch vorurtheilsfreier gebildeten Zwingli zu einem bindenden Offenbarungs-

Digitized by Google

oder Gotteswort machen zu müssen meinte. Waren es doch die Selbstdenkenderen, welche das, was als Jesu Wort überliefert, und von Jesus nicht als Gegenstand einer geheimen Deutung bezeichnet ist, mit Grund von jedem Auslegungsversuch, besonders von Verwandlung des Nichtgeoffenbarten in ein Offenbarungsgeheimniss, zu unterscheiden gleiche Gewissenhaftigkeit übten.

Dank aber dem einmal richtig erkannten Grundsatz, dass die Schriftauslegung ungebunden, das ist, nicht von vorgeschriebenen Resultaten, sondern von der jedesmaligen möglichbesten Kenntniss jedes Zeitalters abhängen müsse! Eben dieser Grundsatz Luthers hat doch den protestantischen Kirchen die freie Kraft gesichert, verfehlte Anwendungen redlich zu berichtigen. Nur weil endlich die Schriftauslegung wieder von dem Gebundenseyn an vorherbestimmte Resultate frei wurde, konnten die Gründe und Gegengründe der möglichen Auslegungen so weit offen dargelegt werden, dass endlich auch die Mehrzahl der nachdenkenden Kirchengenossen klar sehen und die erwünschte Union ausführbar werden konnte.

Hat denn aber nun das, was als oberster protestantischer oder forschungsfreier Grundsatz unsre Kirchenunion möglich machte, bat dieses Freistellen der dogmatischen Auslegung etwa die Kirche gefährdet? Hat es die Kircheneinheit und die Neigung für kirchliche Gemeinschaftlichkeit geschwächt? Auf Luthers erster Forderung: die Schriftauslegung darf nicht gebunden seyn! sehen wir vielmehr, steht die unirte Kirche desto kräftiger und fester. Und je vollständiger Luthers Werke studirt werden, desto voller wird diese ihre geniale Wirkung seyn.

Dr. Paulus.

Versuch einer Widerlegung der Lehre vom Drucke der Luft. Eine physicalische Abhandlung mit historischer Einleitung von Julius Flügel. Leipzig 1826. 54 *S.* 8. 8 Gr.

Ref. studirte gerade eine tiefgelehrte Abhandlung von einem verstorbenen englischen Physiker, als ihm das vorliegende literärische Product gebracht wurde; die Neugier trieb ihn, dasselbe zu lesen, und er hielt hierbei wirklich bis zur 32sten Seite aus, um einmal mit eigenen Augen zu sehen, wie man die leichtesten, bekanntesten und offenbarsten physicalischen Wahrheiten auf der Kopf zu stellen vermöge. Bei

Digitized by Google

dem Ueberblicken des Restes erwachte der Entschluss, einige Worte darüber niederzuschreiben, weniger eine Kritik bezweckend, als vielmehr ein warnendes Wort zu seiner Zeit.

Vor allen Dingen ist Ref. weit entfernt, dem jungen Verf. zu zürnen, vielmehr will er allerdings, seinem S. 54. geäusserten Wunsche gemäss, mit ihm Nachsicht haben, ja er giebt ihm selbst das Zeugniss der Bescheidenheit, und glaubt, dass er aus Ueberzeugung geschrieben hat. Aber an eben dieser Stelle sagt der Verf. auch, dass tausend ehrwürdige Männer das Gesetz des Luftdruckes annehmen; war es ihm denn nicht möglich, nur einen von diesen um die Gründe seiner Meinung zu fragen? oder konnte er kein ausführliches physicalisches Werk erhalten, worin diese Lehre vollständig mit den ganz unzubezweifelnden Gründen ihrer Richtigkeit ausführlicher vorgetragen ist, als in blossen Compendien, welche eine weitere mündliche Erläuterung voraussetzen? — Ferner hätte der Verf. doch billig überlegen sollen, dass mit der Umstossung dieser Lehre und der Begründung seiner neuen von der Wechselwirkung der Anziehungen und Abstossungen so viele andere zusammenhängen, die er zuvor nothwendig reiflicher studiren musste, ehe er es dreist wagen durfte, dieses einzelne Gesetz umzustossen. Statt dessen giebt er, wie gewöhnlich, sogleich ein allgemeines Schema, welches eigentlich die ganze Naturlehre reformirt; wie konnte er aber glauben, dass von den vielen ehrwürdigen Männern, welche Decennien des anhaltendsten Fleisses und Nachdenkens auf diese Wissenschaft verwandt haben, keiner auf einen so leichten Weg gerathen seyn sollte. Darin besteht aber eben das Verderbliche der jetzigen Modeschriftstellerei dieser Art, dass ein jeder glaubt, sein Gedanke sey durchaus neu, und noch niemanden in den Sinn gekommen, und dann steckt ein solches Beispiel mächtig an, wenn über einen Einfall dieser Art sogar ein Buch geschrieben wird, ohne dass der Verf. sich die Mühe giebt, erst dasjenige kennen zu lernen, was über dieselbe Sache schon geschrieben ist. So ist denn auch unserem Verf. ein ähnliches Buch in die Hände gekommen, nämlich Röttger's Elementarphysik und Physiologie, worin viel über Physik phantasirt wird, wovon aber Ref. nicht einmal so viel anhaltend lesen konnte, als in der vorliegenden Schrift. Eine andere Autorität eines berühmten Schriftstellers, welcher die Lehre vom Luftdrucke gleichfalls neuerdings verworfen hat, muss dem Verf. nicht bekannt geworden seyn, sonst hätte er sie gewiss angeführt. Refer. bittet daher alle junge Männer, welche einen solchen seltenen, die ganze Wissen-

Digitized by Google

schaft oder Hauptttheile derselben reformirenden Fund gethan zu haben glauben, vorher die vorhandenen gründlichen Werke eifrig zu studiren, ehe sie die eitle Schriftstellerehre zu erringen wagen.

Eine Widerlegung der aufgestellten Sätze würde nur Wiederholung der bekanntesten Sachen erfordern, womit keinem Leser gedient seyn kann. Dafs nämlich die Luft den Charakter der Flüssigkeit habe, wird doch kein Beobachter bezweifeln; von ihrer Schwere kann man sich aber durch das Wägen derselben in einer blofsen Kugel überzeugen. Ist sie somit eine schwere Flüssigkeit, so mufs sie auch eben so gut als alle anderen schweren Flüssigkeiten drücken. Den Luftdruck bezweifeln, heifst daher eigentlich, der Luft eine Eigenschaft beilegen und sie ihr zugleich auch wieder absprechen, welches doch schwerlich einem vernünftigen Menschen einfallen kann, wenn er anders die Sache kennt, worüber er redet. Um aber zu zeigen, wie sehr Ref. Recht hat, wenn er behauptet, der Verf. habe die Acten lange nicht genug studirt, um sich für den Spruch berechtigt zu halten, mag Folgendes dienen. Verzeihlich ist es allerdings, wenn der Verf. die vielen gelehrten Untersuchungen nicht kennt, welche über die Existenz einer Repulsivkraft und über das Zureichende der Newtonschen Anziehung bereits angestellt sind; allein wenn er Mayer's Hypothese von den Wärmeatmosphären der Luftpartikelchen so geradezu von der Hand weiset, ohne die späteren Theorieen z. B. Dalton's und insbesondere des grofsen de la Place nebst seiner zahlreichen Anhänger über diesen nämlichen Gegenstand zu kennen, so darf man doch wohl mit Recht sagen, dafs er zum Reformator der bestehenden physicalischen Gesetze vor der Hand noch zu unreif sey. Noch beweisender für dieses Urtheil aber ist folgende Stelle S. 33: „Man folgert aus Dalton's Versuchen ganz sicher, dafs die Verdünstung reine Wirkung der Wärme sey. Allein dem ist nicht so, denn wie könnte sonst ein Tropfen Wasser bei 0° C. verdünsten? (oder soll hier auch von negativer Wärme die Rede seyn?) — Die Ausdünstung ist vielmehr ganz sicher reine Folge der specifischen Retraction.“ Fiel denn dem Vf., als er dieses schrieb, nicht das 0 der Fahrenheitschen Skale ein? oder konnte er nicht zuvor das erste beste Compendium der Physik nachschlagen, um hierin zu finden, dafs der Nullpunkt der Thermometerskalen kein absoluter seyn könne, so wenig das Gefrieren des (reinen) Wassers kein absolut bestimmendes ist, indem so viele Flüssigkeiten unter und über der hierzu erforderlichen Temperatur fest werden?

sein Leib Maafs und Messer der Thierleiber. — Beiläufig bemerken wir hier noch, in Bezug auf eine Stelle der Vorrede, dafs es nicht allein eine geistreiche Idee ist, die Thierformen von den niedrigsten zu den vollkommensten und edelsten zu verfolgen, und ihr allmähliges Vervollkommnen zu betrachten, sondern dafs dieselbe doch wirklich in der Natur begründet erscheint, und, so unvollkommen und mangelhaft die Resultate derselben auch noch seyn mögen, gewifs die gröfste Beachtung verdient.

Es folgt nach der Vorrede die Erklärung der Kupfertafeln und sowohl die teutschen wie die lateinischen Namen der einzelnen Knochen und Knochentheile. Es wäre zu wünschen gewesen, mit etwas mehr Ordnung bei den Abbildungen und Beschreibungen, der leichtern Uebersicht wegen, zu verfahren. Im Allgemeinen sonst sehr genau und gründlich; hin und wieder mit verschiedenen Bemerkungen und Berichtigungen. Zu letzteren gehört z. B., dafs der Vf. selbst drei Knochen in Ochsenherzen gefunden hat, S. 7. Taf. 3. Fig. 11 und 12. Dafs sich sehr häufig, wohl in der Regel, zwei Herzknochen bei den Ochsen finden, ist richtig; Ref. hat aber auch einige Male nur einen Knochen in Ochsenherzen gefunden. In sechszehn bis zwanzig von ihm untersuchten Schweineherzen (die Thiere zwischen anderthalb bis drei Jahren) hat derselbe keinen Knochen gefunden. — Auch die Zungenbeine der näher beschriebenen Thierskelette hat der Verf. dargestellt, so wie (Taf. 5. Fig. 12.) den Ruthenknochen des Hundes. Hierbei bemerkt Ref., dafs letzterer Knochen ursprünglich wohl aus zwei seitlichen Stücken besteht, wie er, nach einem solchen, in seiner Sammlung befindlichen, Os penis aus der Ruthe eines jungen Hundes, glauben möchte. — In einem Anhange ist eine Tabelle der vorzüglichsten abweichenden Benennungen (nebst den von v. Erdelyi, Gurlt und Schwab gewählten) in seiner Osteologie des Menschen und der Hausthiere beigefügt.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N. 54. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Weber, die Skelette der Haussäugthiere und Hausvögel.

(*Beschluss.*)

Die Abbildungen, auf siebenzehn Tafeln enthalten, sind sehr schön und genau; eine wahre Zierde dieses Werks. Wir finden darauf die Skelette von Hund, Katze, Kuh, Ziegenbock, Pferd, Esel, Schwein, Taube, Gans; einzelne Schädel der schon angegebenen Thiere; Schädel des welschen Huhns; verschiedene Schädel von jungen Thieren und von Fötus, z. B. vom Schaf, Kalb, welschen Huhn, Huhn, von der Ente u. s. w. — Bemerkenswerth ist ein Zwickelbein bei einem Pferdefohlen (Taf. 13. Fig. 4.). Wir hätten gewünscht, dafs der Fötusschädel eines Säugthiers und eines Vogels zerlegt dargestellt wäre. — Aufserdem sind die Abbildungen einzelner Knochen und Knochenparthieen, der Extremitäten, Wirbel, des Beckens u. s. w., verschiedene Ansichten von Schädeln und einzelnen Knochen, Längen- und Querdurchschnitten von mehreren Schädeln u. s. w. gegeben. Sehr zu loben. — Etwas hat der Verf. noch anzugeben vergessen, was zwar nicht zum eigentlichen Skelette der Thiere gehört, jedoch hier wohl eben so gut hätte abgebildet werden können, als das Zungenbein, das os penis und der Herzknochen: dies ist nämlich jene eigenthümliche, blasenartige, knöcherne Erweiterung des untern Larynx der männlichen Enten.

Einige wenige, unangenehme Druckfehler sind uns noch aufgefallen; so S. 11. Os capilalum statt Os capitatum; S. 15. Palella st. Patella; Sulius carolicus st. Sulcus caroticus; S. 17. Spaecula st. Scapula; S. 21. Tuba Eustiachana st. T. Eustachiana.

Ref. schliefst diese Anzeige mit der Bemerkung, dafs der Herr Verf., dessen mehrfache Bemühungen um die Anatomie des Menschen wie der Thiere gewifs sehr dankens- und lobenswerth sind, ja nicht glauben möge, als hätte irgend eine andere Absicht bei der Beurtheilung seiner Arbeit und bei dem hie und da vorkommenden Tadel den Ref. geleitet, denn

Digitized by Google

wissenschaftliche Ansicht und aufrichtiges Interesse für den Gegenstand. Wahrheit, Aufrichtigkeit und Freimüthigkeit sind nothwendige Bedingungen eines Recensenten. Persönlichkeiten konnten und werden uns nicht und niemals bei der Beurtheilung irgend eines Werks leiten. Aber auch die Recensenten irren sich oft in ihren Urtheilen. Ist dies hier bei uns der Fall gewesen, so bitten wir den, uns persönlich unbekannten, Hrn. Verf. im Voraus um Verzeihung.

Angehenden Naturforschern, Menschen- und Thierärzten empfehlen wir nochmals dieses Werk, als sehr brauchbar und lehrreich, angelegentlichst. *Lt.*

Institutionum Medicinae practicae, quas auditoribus suis praelegebat Jo. Bapt. Burserius de Kanilfeld, Volumen primum, de Febribus. Praemittitur Commentariolum de Inflammatione. Recudi curavit Just. Frid. Car. Hecker, Med. utriusque Doctor et Professor p. o. in Univers. litterar. Berolin. etc. Lipsiae, sumt. Frid. Fleischeri. MDCCCXXVI. XVI und 526 S. 8.

Desselben Werkes: Volumen secundum, de Morbis exanthematicis febrilibus. Recud. cur. etc. Ibid. eod. VI und 501 S. 8.

Preis aller 4 Bände 6 Thlr. 16 Gr. Postp. 9 Thlr.

Dr. Lud. Gottfr. Kleinii, Consil. med. ac Phys. Erbacens., Interpres clinicus, sive de morborum indole, exitu in sanitatem, metaschematismo, successionibus etc. Comitatur opusculum praefat. perillustr. L. B. Alberti de Haller, M. Britan. reg. elect. Brunsv. Consil. aul. etc. Editio nova. Lipsiae, sumtib. Frid. Fleischeri. 1826. Taschenformat. XVI u. 502 S. 18 Gr.

Ref. hält es für ein erfreuliches Zeichen, dafs wir, trotz der so oft besprochenen Ungunst unserer Zeit für literarische Unternehmungen und für die Lage des Buchhandels überhaupt, doch nun fast innerhalb eines einzigen, und zwar namentlich des letzt vergangenen Lustri, in den Besitz mehrerer sehr schätzbarer Auflagen medicinischer Klassiker älterer und neuerer Zeit gelangt sind. Auf die 1820 in Paris durch Chaussier und Adelon besorgte (neunte) Ausgabe des unsterblichen Morgagni, de sedibus et causis morborum, folgte schon im nächsten Jahre in Deutschland die durch den verdienstvollen Kühn in Leipzig besorgte griechisch-lateinische Ausgabe des Hippocrates und Galen, von welcher wir bis gegenwärtig bereits dreizehn Bände besitzen; kurz darauf erschien, von Choulant

Digitized by Google

edirt, der Prodromus einer neuen Ausgabe des Celsus, welchem, wie wir hoffen, nun das Werk selbst bald folgen wird. Diesem reiht sich nun die unter Hecker's Leitung besorgte Ausgabe der Institutionen des Burserius vom Jahr 1826 und Klein's Interpres clinicus rühmlichst an; und wenn uns der Leipziger Ostermesse-Katalog dieses Jahres nicht trügt, so haben wir von der unermüdeten Thätigkeit des Prof. Kühn bald auch eine neue Ausgabe von Sydenham's Werken zu erwarten. — Zum Lobe vorliegender Institutionen etwas zu sagen, wäre höchst überflüssig, da ihr Werth längst allgemein anerkannt ist und es bleiben wird, so lange eine fleissige, getreue und rationelle Naturbeobachtung mehr gilt, als die gegen Wahrheit und Natur so oft sich versündigende sogenannte Originalität und Genialität, welche das Gewöhnlichere verschmähend, nur allzu leicht zur Einseitigkeit und auf Abwege führt, wenn nicht bald genug ein besserer Genius den Verirrungen der Phantasie und dem Hange zu selbstgefälligen eigenen Schöpfungen Grenzen setzt. — Die Ausgabe ist äufserst schön und correct gedruckt. — Der Vorrede des Verf. folgt seine kurze Lebensbeschreibung von dem Herausgeber (S. XI — XVI.), nebst einem Verzeichnisse der von Burserius herausgegebenen und zum Theil noch hinterlassenen medicinischen Schriften, so wie den Uebersetzungen seiner Institutionen in die deutsche Sprache durch G. C. Hinderer 1785, in die englische durch W. Cullen-Brown (John Brown's Sohne) 1800 — 1801, und in's Italiänische durch V. A. Brera 1820. — Aus der sehr lesenswerthen Biographie des herrlichen Arztes heben wir aus, dafs derselbe 1725 zu Trident im Kremonesischen geboren, in früheren Jahren mit Widerwärtigkeiten mancher Art kämpfend und zum Theil von fremder Unterstützung lebend, zuerst in seiner Vaterstadt, sodann aber (unter Morgagni) zu Padua und Bologna sich den medicinischen Studien widmete, hierauf schon in seinem zwei und zwanzigsten Jahre als praktischer Arzt in Faënza sich niederliefs, woselbst er über zwanzig Jahre seine Kunst mit gröfstem Ruhme ausübte, und von wo aus er sodann 1770, in seinem fünf und vierzigsten Jahre, von der Kaiserin Maria Theresia als Lehrer der Arzneiwissenschaft nach Pavia befördert wurde, in welcher Eigenschaft Tissot, P. Frank und Moscati seine Nachfolger wurden. Nach einem siebenjährigen Aufenthalte in Pavia wurde er auf Veranlassung der Kaiserin Maria Theresia Leibarzt des Erzherzogs Ferdinand und seiner Braut Maria Beatrix von Este in Mailand, woselbst er die ersten zwei Bände seiner Institutionen erscheinen liefs,

Digitized by Google

So sehr ihm nun aber auch die vollständige Ausarbeitung und Herausgabe dieses Werkes am Herzen lag, so verhinderte ihn doch eine unheilbare Nieren- und Harnblasenvereiterung, in welche er verfiel, an diesem ihm so angelegenen Geschäfte, und er unterlag jenem schmerzhaften Uebel 1785 in seinem sechzigsten Jahre, obwohl ihn seine vorige Gemüthsruhe und Geistesthätigkeit bis zum letzten Augenblicke seines Lebens nicht verlassen hatte.

Der erste, aus vier Theilen bestehende Band der medicinischen Institutionen enthält (S. 1 — 62.) einen kleinen Commentar über die Entzündung, worauf (S. 62 — 116.) von dem Fieber überhaupt, der Eintheilung und den Verschiedenheiten der Fieber gehandelt wird. Der erste Theil insbesondere handelt (S. 117 — 226.) von den intermittirenden Fiebern; der zweite (S. 227 — 337.) von den Febribus continuis continentibus, wohin Burserius die Febris ephemera, F. e. maligna, den Synochus simplex sive Synocha, den Synochus putris veterum, die F. lenta nervosa, maligna passim dicta und die F. hectica zählt. Im dritten Theile (S. 338 — 506.) werden die Febres continuae remittentes, namentlich die F. quotidianae continuae, F. quod. continua veterum, F. catarrhalis, F. lactea puerperarum, F. gastrica acuta, Tertiana acuta et causus, so wie die Febres remittentes, quae modo quotidianum modo tertianum typum servant, beschrieben. Der vierte Theil (S. 507 — 520.) handelt von den F. continuis compositis sive proportionatis, wohin Burserius die Semitertiana sive Hemitritaeus und die Febris proportionata ex Synocho et intermittente rechnet. Als Anhang zu den remittirenden Fiebern spricht der Verf. noch von denjenigen remittirenden Fiebern, welche bald den Quotidian-, bald den Tertian-Typus inne halten, so wie von der F. colliquativa primaria sive essentialis.

Der zweite Band handelt nach der demselben vorgedruckten Oratio J. B. Burserii: de retardata Medicinae practicae Perfectione, habita in c. r. Ticinensi Archigymnasio 1 Cal. Jun. Ann. MDCCLXX (S. VII — XXII) in eilf Kapiteln (S. 1 — 499.) de morbis exanthematicis febrilibus generatim; alsdann insbesondere de Erysipelate, de Igne sacro seu zostere, de Purpura scarlatina, de Exanthemate urticato, de Essera Vogelii, de Pemphigo recentiorum sive morbo phlycaenoidae, de Morbillis, de Variolis, de Peticulis sive morbo petechiali, de morbo sive exanthemate miliari. Angefügt ist diesem Bande noch (S. 499 — 501.) eine Admonitio de Peste. — Mit Ver-

Digitized by Google

langen sehen wir der Erscheinung des dritten und vierten Bandes dieses höchst schätzbaren Werkes entgegen!

Dieselbe Verlagshandlung, in welcher die eben angezeigten Institutionen des Burserius herauskamen, veranstaltete zugleich auch eine neue Ausgabe von No. 2, und zwar mit derselben lobenswerthen Correctheit und typographischen Eleganz. Die erste Edition des auch durch seine Schrift: de aëre, aquis et locis Erbacensibus und seinen Selectus medicaminum längst rühmlich bekannten Verfassers erschien bereits schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in der G. Fleischerschen Buchhandlung zu Frankfurt und Leipzig. — Die Schrift ist in ächt Hippocratischem Geiste abgefafst, und so kurz auch die in alphabetischer Ordnung abgehandelten einzelnen Artikel sind, so wird sie doch gewifs jeder denkende Arzt mit Vergnügen lesen, und mit der Natur und eigenen Erfahrung in vielfachem Einklange finden Besonders haben dem Ref. unter andern die Artikel: Febris acuta in genere, Hydrops, Infantum et Puerorum morbi, Inflammatio interna, Ventriculi, Oesophagi et Intestinorum aegritudines wohl gefallen.

Ueber gelehrte Schulen, mit besonderer Rücksicht auf Bayern, von Friedrich Thiersch. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1826. 8. Erste Abtheilung. Ueber die Bestimmung der gelehrten Schulen und den Lehrstand. Zweite Abth. Ueber den religiösen und classischen Unterricht. Dritte Abth. Ueber Anordnung und Methode des classischen Unterrichts. Vierte Abth. Vom deutschen und mathematischen Unterricht. Von den Verhältnissen und der Zucht der Schule. 492 *S.*

Vier Abtheilungen 4 fl. 12 kr.

Seit geraumer Zeit ist wohl kein wichtigeres Werk im ganzen Gebiete der Pädagogik erschienen. Denn so vieles in einzelnen Zweigen praktisch und literärisch zur Verbesserung im Erziehungs- und Unterrichtswesen geschehen, und so erwünscht manche Schriften den Lehrern und Erziehern gekommen sind, so entwickelt doch das vorliegende Werk eines Gelehrten von classischer Bildung grade was nach den bisherigen Fortschritten im Einzelnen jenes Faches nunmehr in einem geordneten Ganzen zu thun sey, und lehrt das mit Geist und Erfahrung für das Leben. Rec. erinnerte sich dabei an ein würdiges Seitenstück, das vor achtzehn Jahren erschien, an den Streit des Philanthropinismus und Humanis-

Digitized by Google

liche heilsame Lehrer, nur nicht immer zu Gymnasiallehrern tüchtig seyn können; doch können auch in Volksschulen weltliche Lehrer angestellt werden; die freie Bewerbung um Gymnasiallehrstellen mufs nothwendig offen bleiben, wenn solche Schulen gedeihen sollen, wie das Beispiel von Italien, einem Lande, wo der geistliche Stand im ausschliefslichen Besitze derselben ist, warnend zeigt. — Dieses alles lehrt der Verf. in kurzer Uebersicht und doch einleuchtend. Er zeigt auf unsere Zeit hin, wo das geistige Vermögen nicht mehr an einen Stand geknüpft ist, und wir auch solche Zeiten, wo es so war, nicht mehr zurück wünschen können; dafs aber ein eigner Lehrstand für die Gelehrten-Schulen nöthig, dafs die philologischen Seminarien hierzu wichtig geworden; — wobei nur die Verbindung der Pädagogik und Methodik mit der Philologie eben so dringend gemacht seyn sollte, als die Wichtigkeit (und Seltenheit) eines guten Schulrectors gezeigt ist, — mit gerechter Rüge gegen das Unheil unserer Zeit, welche die Rectoren in Rectorate, d. i. die Schulmänner in blofse Geschäftsbehörden zu verwandeln droht. Doch würde Rec. nicht grade eine so ungehemmte Macht dem Rector zutheilen, dafs er (S. 100.) ganz unabhängig von dem Beirath oder der Zustimmung derjenigen, welche ihm die Lehrer dazu wählen, wirken solle, schon wegen der freudigern Mitwirkung seiner Mitlehrer.

Zweite Abtheilung. I. Ueber den religiösen Unterricht. Bis zum vollendeten achten Jahre müssen die Eltern mit der Schule hierin zusammenwirken, wenn die Frömmigkeit erweckt und unterhalten werden soll. Es mufs hierin manches besser werden; auch sollten wir nach dem Beispiele Englands den Sonntag besser feiern, und Familienandachten halten. Der Religionsunterricht von da bis zum vollendeten zwölften Jahre fällt den Vorbereitungsclassen zu, doch so, dafs er nach den Confessionen ertheilt werden soll, damit die Unabhängigkeit der Kirche vom Staat auch hierin gelte. Von dieser Zeit an, d. i. mit dem Eintritt in das Gymnasium ertheilt ihn dann auch nothwendig der Geistliche. Mit Liebe verweilt hierbei der würdige Verf und mit frommem Gemüthe, indem er seinem christlichen Lehrer auf der Schulpforte ein Ehrendenkmal damit setzt, und den gesegneten Einfluss der Andachtsstunden auf dieser Schule aus Erfahrung rühmt. Auch in den Gymnasialjahren nach dem abgelegten Glaubensbekenntnifs mufs dieser Unterricht fortdauern, nicht als Wiederholung, die nur Gleichgültigkeit und Ueberdrufs bewirken würde, sondern weiter ausgeführt in Verbindung

Digitized by Google

mit wissenschaftlichen Zweigen. Hr. Th. schlägt hierzu Lectüre aus den Kirchenvätern, und für die, welche hebräisch lernen, einige neutestamentische Schriften in der Grundsprache vor; auch eine Uebersicht der Kirchengeschichte. Die Sittenlehre werde als ergänzender Theil der Glaubenslehre behandelt. Derselbe Lehrer, welcher in den drei unteren Classen den Religionsunterricht ertheilt, hat ihn schicklicher Weise auch in den drei oberen, im Ganzen wöchentlich einundzwanzig Stunden.

II. Ueber den classischen Unterricht. Man eile nur nicht so überhin. „Trauriges Schicksal so vieler Knaben, eines ganzen Blumengartens der Jugend, das ihnen die Scheinkunst einer wahngenährten Erziehungslehre bereitet.“ Die Rügen über den gepriesenen Unterricht in der deutschen Sprache (S. 128.) sind nicht ungegründet, so wie einst Ernesti's Wort: „die Frau Muttersprache“ kein ungegründeter Spott war; doch könnten sie, wie dieses, zur Einseitigkeit führen. Der Vorzug, welchen das Studium der alten Sprachen gegen die Erlernung der freilich nützlichen neuen hat, ist überzeugend abgewogen, wenn wir gleich dem Begriffe des Verf., wornach er eine Sprache als eine ausgestorbene oder eine lebendige bezeichnet, nicht ganz beistimmen können. Mit Recht wird (S. 137 ff.) daran erinnert, dafs die Anstrengung, womit die alten Sprachen erlernt werden sollen, eine wahre Gymnastik des Geistes sey; versteht sich, bei richtiger Methode. Auch hat der Verf., wie sich vorzugsweise von ihm erwarten läfst, den Zusammenhang klar gezeigt, worin das Studium der griechischen Sprache mit dem der lateinischen stehe, ohne dafs man ihm hierin eine Vorliebe für die griechische vorwerfen kann. Denn er zeigt, dafs uns die lateinische Sprache näher liege, und die Erlernung derselben früher beginnen müsse, auch eine gröfsere Stundenzahl fordere; so wenig es übrigens die Vielheit der Lehrstunden im Sprachstudium ausmache. Den Erfahrungen indessen, dafs die höhere oder niedere Stufe im Griechischen mit einer gleichen im Lateinischen verbunden sey, lassen sich andre entgegen setzen. Wie die Bildung vor allen des Theologen, aber auch des Juristen und Mediciners, nicht minder des Philosophen, das Studium der beiden classischen Sprachen verlange, wird kurz und lichtvoll erwiesen. In dieser Beziehung theilt der Verf. aus einer Instruction für die Lehrer der Prinzen von Baiern, vom Jahr 1584, einiges mit, wornach die alten classischen Schriftsteller als „die heidnischen Schwätzer und Fabelhansen von einer Fürstenschule ausgetrieben werden“, um mit dem

Gegensatz zu bewähren, wie man die Lectüre der Classiker festhalten solle. Auch hielten die Jesuiten dabei; eine hier angeführte Stelle von einem Gelehrten aus diesem Orden empfiehlt sie nachdrücklich. Unser Verf. übersieht dabei nicht die Mittel, wodurch der mögliche Nachtheil im Sittlichen und Politischen sicher verhütet, und ihr Einfluss, in Verbindung mit dem Christenthum, recht heilsam gemacht wird. Belege hierzu giebt ein Urtheil von Erasmus und manches neuere Beispiel. Das Revolutionäre des Usurpators Cromwell war nicht in Solon und Demosthenes zu suchen, und die französischen Demagogen waren vom classischen Alterthum entfernt, welches dagegen in England Männer wie Pitt, Fox, Canning u. s. w. gebildet hat.

Dritte Abtheilung. Ueber Anwendung und Methode des classischen Unterrichts. Diese Abtheilung eröffnet dem Schulmann ganz besonders eine wichtige Berathung. Der Verf. theilt die Gelehrten-Schule in die der Vorbereitung (Progymnasium) mit zwei Classen, und in das eigentliche Gymnasium mit sechs, — also beide zusammen mit acht Classen, auf jede Classe Ein Jahr gerechnet. Der Knabe soll achtjährig in das Progymnasium eintreten, in welchem er es bis zur Fertigkeit in der lateinischen Grammatik zu bringen hat, indem er wöchentlich zwölf Stunden hierauf verwendet. Das Gymnasium wird in das untere und obere getheilt, jenes mit zwei, dieses mit vier Classen. Der zwölfjährige Knabe tritt ein, und muss es nach zwei Jahren zur Fertigkeit im Verstehen und Schreiben des Lateinischen gebracht haben, so dass er für den Virgilius und Livius reif ist; und da er nunmehr auch das Griechische erlernt, so wird er sich darin dem Lateinischen so weit annähern, dass er an den Homer und Xenophon gehen kann. In der lateinischen Grammatik muss er nunmehr mit Sicherheit und Genauigkeit fest stehen. Das obere Gymnasium ist bestimmt, in das classische Alterthum einzuführen, durch vier Classen hindurch, welche der Verf. so nahe nach der bekannten älteren Art abtheilt und benennt: Poesie, Historie, Rhetorik, und als die oberste, Philosophie. Die Vorkehrungen gegen die Hauptübel, welche dermalen so häufig die Gymnasialschulen drükken, sind dabei mit Sachkunde von dem Verf. angegeben, wenn gleich nicht völlige Abhülfe zu finden seyn möchte. Gegen das Ueberhineilen hilft durchgreifend ein gründlicher Unterricht in der Grammatik, und ein stufenweises angestrengtes Fortschreiten. Der Ueberfüllung der Classen, da jede nie mehr als vierzig Schüler enthalten sollte, ist schwerer

Digitized by Google

zu steuern, da die Prüfungen und Abweisungen so viel Mifsliches haben; aber Nebenclassen könnten helfen. Die Verbindung der Polytechnik mit den Gymnasien kann durchaus nicht bestehen, sondern es müssen Realschulen neben jenen eingerichtet, und die Gymnasialschüler müssen frühzeitig genug aus den Bürgerschulen ausgeschieden werden.

Rec. hat im Wesentlichen, nicht nur durch sorgfältiges Durchdenken der Methodik, sondern auch durch vielfache Erfahrung dieselbe Ueberzeugung; er würde indessen bei der Einrichtung der Gelehrten-Schule eine etwas verschiedene Classeneintheilung für besser halten. Er denkt sich ebenfalls die zwei Hauptschulen neben einander, die Bürger- (polytechnische) und die Gelehrten-Schule; die letztere auch ebenfalls in zwei Schulen getheilt, und zwar so ziemlich, wie hier, in Ziel und Führung. Die Eintheilung dieser Schulen selbst würde aber Rec. etwas verschieden einrichten, nämlich für das Pädagogium (Progymnasium) eine vorbereitende und eine anwendende Classe; jene hat es mit der Etymologie, diese zugleich mit der Syntaxis zu thun; jede läfst sich weiter in zwei Ordnungen abtheilen. Eben so würde sich das Gymnasium in zwei Hauptclassen, jede mit zwei Ordnungen, zertheilen, von Schülern nach jener Vorbereitung mit zwölf bis achtzehn oder zwanzig Jahren, doch so, dafs höchstens nur zwanzig Schüler in einer Ordnung zusammen wären. Der Schüler soll in den beiden Ordnungen der unteren Classe die griechischen und lateinischen Classiker verstehen lernen, und in den beiden der oberen zugleich zur Bildung des Styls und zur Anwendung für das wissenschaftliche Leben das classische Studium üben. So geht es aus der Betrachtung des Ganges, in welchem sich der Geist des Knaben und Jünglings vermittelst der alten Sprachen entwickelt, dem Rec. bestimmt und klar hervor, so dafs er der Erreichung des Ziels völlig, so weit es in menschlichen Dingen möglich ist, gewifs wäre. Es ist hier indessen nicht der Ort, dieses weiter aus einander zu setzen. Jene Abtheilung der Classen nach Poesie, Historie u. s. w. möchte zu viel das trennen und in Zeitperioden nach einander legen, was in der Entwicklung zusammen liegt, und also zusammen wirken mufs. Wie sich Rec. übrigens die Einrichtung solcher Schulen denkt, so würde er, wie in den meisten Puncten, so auch darin mit Hrn. Th. übereinstimmen, dafs die Studirfreiheit auch in diesen Anstalten nicht beschränkt, aber auch die Vorbereitung zum Gymnasium nicht an ein Progymnasium gebannt, sondern frei gestellt würde.

Digitized by Google

Vierte Abtheilung. I. Vom deutschen Unterricht. Gegen das Uebertriebene und Verkehrte, womit in neuerer Zeit die deutsche Sprache, die sogenannte Stylübung, und die Literatur auf Schulen betrieben worden, spricht unser Verf. mit seinem festen Blick und begründetem Urtheil. Nicht ganz können wir aber seiner Methode hierin beifallen, besonders vermissen wir die Rücksicht auf die innere Kenntnifs unserer guten Sprache, wozu allerdings auch das Etymologische, überhaupt das Grammatische geübt werden mufs. Es ist eine schöne Erfahrung, dafs der Kenner der Alten auch einen guten deutschen Styl gewinnt, und man darf das vorliegende Buch ebenfalls unter diese Beweise setzen: aber eben auch unsere Zeit erheischt gegen ihre Moden, z. B. gegen unrichtige und sinnentstellende Zusammensetzungen von Worten u. dergl., ein Studium der deutschen Grammatik. Das Wortspiel J. P. Richters, „die Muttersprache eine Sprachmutter", hat seine gute, anwendbare Bedeutung, wie es auch die Levana weiter angiebt. Wir wünschten solchen Unterricht mit dem, welchen unser Verf. vorschlägt, zu verbinden, und das scheint uns sehr gut anzugehen, und so würde hier keine Lücke bleiben. Dafs auch das Altdeutsche studirt werde, was von ihm mit Recht verlangt, und in einem Anhange von Hrn. Schmeller weiter gezeigt wird, hängt damit genau zusammen. Die Verflechtung der Lehrstunden für die deutsche Sprache mit den classischen Studien, die gewifs der erfahrene Schulmann billigen wird, darf übrigens dabei nicht leiden, und es würden nur wenige besondere erforderlich seyn.

II. Ueber den mathematischen Unterricht. Hier hätte Rec., obwohl in den Grundsätzen einstimmig, über die Ausführung einiges zu erinnern, hauptsächlich das, dafs grade dieser Lehrgegenstand in dem Elementarunterricht mufs vorbereitet seyn, wenn er mit besserem Erfolg auf Gymnasien gelehrt werden soll, als die fast durchgängige Erfahrung zeigt. Dann erst wird Euklides der höher bildende Lehrer werden, und dann erst werden z. B. die constructiven Beweise bei den Kegelschnitten recht begriffen, und werden, ohne dafs der Gebrauch der algebraischen Formeln störend oder unfruchtbar wäre, die Denkkraft mittelst der Evidenz gleichsam gymnastisch verstärken.

III. Schlufsbemerkungen über den Unterricht in den Hauptfächern. Der Gymnasialunterricht befafst, nach dem Verf., eigentlich die beiden alten classischen Sprachen, die Religion, die deutsche Sprache, und die Mathematik; wir würden noch ausdrücklich die Geschichte, wenig-

Digitized by Google

stens die alte, als ein Hauptfach hinzufügen, welche indessen in dem vorliegenden Plan mit Anderem verwebt ist. Es sind im Ganzen sechs und zwanzig Stunden wöchentlich dem Gymnasiasten beschieden, nämlich achtzehn für den classischen Unterricht mit Inbegriff des deutschen und sächlichen, vier für den religiösen und vier für den mathematischen. Hierdurch ergiebt sich auch ein schickliches Verhältnifs in den Stunden der Lehrer, da jede Classe einen Hauptlehrer hat, welcher jene achtzehn Stunden übernimmt, und ein eigner Lehrer in allen sechs Classen die Religion, eben so ein eigner die Mathematik besorgt.

IV. Unterricht in Nebenfächern. Ja wohl drängt sich da ein ganzes Getümmel von Lehrwesen herein. Die Naturgeschichte mit ihren Sammlungen, die Naturlehre mit ihren Apparaten, die Schreibkunst, der Zeichen- und Singunterricht, die Musik mit Klavier und Geigen und Pfeifen, auch der Tanzmeister will herein, auch der Fechtmeister und Bereiter, und der Turnlehrer darf noch weniger vergessen werden; und nun denn noch die Sprachmeister — — Wie will man da Rath und Zeit und Unterkunft schaffen? Nun, die zwei freien Nachmittage in der Woche können schon viel aushelfen, und der Verf. giebt noch einiges Weitere an. Rec. würde hierin noch strenger seyn, z. B. hinsichtlich des Französischen; denn wie selten wird das doch in Gymnasialstunden erlernt, wovon allerdings, nach dem Verf., der Grund meist in der schlechten Methode der französischen Meister liegt; aber doch auch in der schulmäfsigen Stellung.

V. Geschichte der Baierischen Gelehrten-Schulen von 1804 bis 1825. Zum Ganzen gehörig ein wichtiger Anhang. Auch dieses weifs der Verf. instructiv für die Lehrer vorzutragen.

VI. Vom kirchlichen Unterschiede in den Gelehrten-Schulen. Der Wunsch, dafs eine Trennung dieser Schulen nach den beiden Confessionen statt finden möge, scheint dem Verf. für Baiern nicht ausführbar zu seyn; seine Gründe sind einleuchtend. Er weiset bei der dortigen Eintracht der beiden Kirchen auf das herrliche Muster in der Königlichen Familie hin, und darauf, wie viel die Kräftigung des Reiches durch die schon befestigte Einigung der Gemüther gewonnen habe. „Umsonst bemüht sich (heifst es S. 428.) eine zu besondern Zwecken verbundene Schaar, diesen Umschwung der öffentlichen Meinung zu lähmen, und die wohlthätige Wärme und Kraft zu hemmen, welche sie durch den neubelebten Körper des Staates ausströmt.“

Digitized by Google

VII. Ueber die Zucht der Gelehrten-Schulen. Die klösterliche Zucht mit Schwächung der Kraft sah der Vf. zu Rom und Modena; die Strenge der altenglischen Schulen mit blühender Kraft der Etonsboys sah er zu Eton; und er giebt uns von den Gelehrten-Schulen dieser beiden entgegengesetzten Länder interessante Nachrichten. Die französische Erzieherin, Madame Genlis, fragte einst den grofsen Burke in London nach dem Princip der englischen Erziehung; er zeigte ihr im Hydepark auf das dort üppig wachsende Birkengebüsch mit den Worten: „hier wächst das Princip unserer Erziehung“ (S. 441.). Aber diese Strenge wirkt durch die übrige Behandlung der freien Bildung nicht nachtheilig. „— — Das alles nahm nun bei der Schönheit des männlichen Geschlechts in England, und bei der frischen Blüthe dieser von Gesundheit und Kraft erfüllten Jugend sich sehr erfreulich aus, und mit der Raschheit ihrer Spiele, der Lust und dem Bestreben ihres Wetteifers bildete es gegen die Siechheit und Mattheit der italiänischen Seminaristen und der Schäflein von Modena mit den ihrer Jugend ungeziemenden Talaren und Kutten, einen Gegensatz, der mich für die an Talenten überschwänglich reiche italiänische Jugend noch jetzo mit Wehmuth erfüllt“ (S. 448.). So wird man auch die weiteren Nachrichten über Eton lesen, und z. B., wie einst dort Fox die Birkenreiser unter dem unerbittlichen Heathmaster (Hauptlehrer) Dr. Davis fühlen mufste, wie aber auch dort sein Portrait mit dem eines Pitt, Canning, Wellesley unter den ausgezeichnetesten Schülern hängt. Mit diesen Erfahrungen giebt unser Vf. Winke über das Fehlerhafte in unserer Erziehung und über die rechte Zucht für unsere Gelehrten-Schulen; wobei wir doch das Gute, das die Deutschen hierin besitzen, nicht übersehen wollen.

VIII. Ueber das Verhältnifs der Gymnasien zu den höheren Lehranstalten. Kurz und gut, und besonders auf Baiern bezogen. — Hieran schliefst sich IX. Ueber Errichtung einer Universität in München; der Wunsch des Verf. ist mittlerweile in Erfüllung gegangen. — Erste Beilage. Ueber Benutzung altdeutscher geschichtlicher Quellen zum Studium der Geschichte auf Gelehrten-Schulen, von Fr. Roth. Zur Grundlage werden die Chroniken des Aventinus und des Tschudi empfohlen; und andere zur Ergänzung. — Zweite Beilage. Ueber das Studium der deutschen Sprache auf Schulen, von J. Andr. Schmeller. So kurz diese Andeutungen auch sind, so enthalten sie

Digitized by Google

doch viel zur Erhebung dieses Studiums, wie es in Verbindung mit dem classischen auf dem Gymnasium statt finden möge. — Jeder Lehrer wird durch dieses Buch tiefere Einsichten in das Wesen der Methode gewinnen. Sie ist die grofse Kunst, welche das Product des Gegenstandes mit der sich entwickelnden Kraft richtig zu bewirken versteht.

Schwarz.

Lehrbuch der politischen Oekonomie von Dr. K. H. Rau, Hofrath und Professor. Erster Band. Die Volkswirthschaftslehre. (Auch mit dem Nebentitel: Grundsätze der Volkswirthschaftslehre.) Mit Grofsh. Bad. Privilegium. Heidelberg, Winter. 1826. XIV und 363 S. 8. 3 fl. 36 kr.

Der Vf. bezweckte sowohl, seinen Zuhörern einen Leitfaden in die Hände zu geben, als auch anderen Lesern, besonders in Staats- oder Gewerbsgeschäften, einen gedrängten Abrifs der politischen Oekonomie, auf ihrer heutigen Bildungsstufe, darzubieten, mit Benutzung dessen, was in Deutschland, Frankreich und Grofsbritannien in diesem Fache geleistet worden ist. Die Schrift sollte daher auch ohne den Vortrag des Lehrers verständlich seyn. Um sie unbeschadet der Kürze reichlich mit Beispielen und Erläuterungen auszustatten, wurden vielen Paragraphen Zusätze beigegeben, in denen es möglich war, einzelne Gegenstände näher zu beleuchten. Das ganze Werk wird aus drei Bänden bestehen, von denen der zweite die Wohlstandssorge (wirthschaftliche Polizei), der dritte die Finanzwissenschaft enthalten wird. In dem gegenwärtig erschienenen ersten ist der Verf. bemüht gewesen, alle praktischen, das Verfahren der Regierung betreffenden Sätze scharf auszuscheiden, weil sie nur den Ueberblick der inneren, natürlichen Gesetze des Nahrungswesens stören. Die Anordnung ist folgende:

Einleitung in die politische Oekonomie.

Staatswirthschaftslehre.

1. Buch. Wesen des Volksvermögens.
2. Entstehung der Vermögenstheile.
3. Vertheilung des Vermögens.
4. Verzehrung des Vermögens.

5. Die productiven Gewerbe. Hier werden die Hauptzweige, in welche die productive Thätigkeit sich spaltet, nach ihrer ganzen Wesenheit im Zusammenhange betrachtet, was den Uebergang zur Wohlstandssorge erleichtert. Manche Untersuchungen, die sonst in dem theoretischen Theile (der Volkswirthschaftslehre) keine passende Stelle würden finden können, z. B. die Vergleichung der grofsen und kleinen Güter, der Hoch- und Niederwaldwirthschaft u. dgl., reihen sich in diesem fünften Buche wie von selbst ein.

Unter diejenigen Stellen, in denen der Verf. am meisten von seinen Vorgängern abzuweichen, oder wenigstens etwas hinzuzusetzen veranlafst war, gehören nachstehende: die Entwicklung des Wesens der Volkswirthschaft (S. 3 ff.), — die Theorie des Werthes (S. 40.) und Preises (S. 109.), — die Eintheilung der Arbeit in ihre verschiedenen Zweige (S. 66.), — die Lehre von dem Gewerbsgewinne (S. 179.), — von dem Verhältnifs zwischen Consumtion und Production (S. 257.), — von der Handelsbilanz (S. 341.), — von dem Papierhandel (S. 363.). — Um die allgemeinen Sätze über die Banken zu erläutern, ist S. 217. 218. eine kurze Beschreibung der berühmten fünf europäischen Girobanken, S. 241 — 49. eine gedrängte Geschichte und Beschreibung der europäischen Zettelbanken angehängt worden. Bei jedem Gegenstande, am meisten in der Einleitung, sind die nöthigen Schriften angeführt; aber der Verf. hafst die Art (oder Unart) mancher Schriftsteller, welche bei jeder Gelegenheit Büchertitel beischreiben, sie mögen passen oder nicht, blos um mit leichtester Mühe den Schein einer grofsen Gelehrsamkeit zu verbreiten. — Was übrigens den Verf. bestimmte, seinen gnädigsten Landesherrn um ein Privilegium zu bitten, und vermuthlich viele andere Schriftsteller zu demselben Schritte bewegen wird, das ist der Art. 577. Zus. dh des Badischen Landrechts, welcher so lautet: „Das Schrifteigenthum gedruckter Schriften erlöscht mit dem Tode des Eigenthümers, der sie in Verlag gab; jeder Besitzer der Schrift kann alsdann einen Nachdruck veranstalten, so weit nicht besondere Gnadenbriefe, die der Verleger hat, im Wege stehen.“

K. H. Rau.

Digitized by Google

N. 55. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Mémoire à consulter, sur un Système religieux et politique, tendant à renverser la Religion et le Trône. Par Mr. le Comte de Montlosier. Paris, 1825. bei Amb. Dupont et Roret und Montardier et Comp. 339 S. in 8.

Uebersetzt als: Denkschrift zur Enthüllung eines politischen und religiösen Systems, das den Zweck hat, der Religion, der Gesellschaft und dem Throne den Untergang zu bringen. Stuttgart, bei Frankh. 1826. Mit einem Vorwort von Dr. H. E. G. Paulus, Grofsherz. Bad. Geh. Kirchenrath. 3 fl.

Der französische Titel und die erklärte Absicht des Vfs. sagt mehr, als der Titel der Uebersetzung ausdrückt. Die Rechtsanwalte in Frankreich bilden sehr geachtete, geschlossene Gesellschaften. Diese zu einer offenkundigen Berathschlagung über das Rechtliche in den öffentlichen Erscheinungen, welche er schildert, zu veranlassen, war des Schriftstellers Zweck. Der Sinn des Titels ist demnach, dafs die Schrift seyn solle „Denkschrift für eine Rechtsanfrage über ein (äufserlich) verderbliches System u. s. w. Nach öffentlichen Nachrichten ist diese Aufforderung zu einer solchen Consultation der anerkanntesten Rechtskenner auch nicht ohne Erfolg geblieben. Schon im April gaben öffentliche Blätter davon folgende Nachrichten, welche um so mehr auch in ganz Teutschland die allgemeine Aufmerksamkeit auf Montlosier und seine Beweisgründe hinlenken mufsten:

„Die vorzüglichsten Advokaten von Paris haben sich mehrere Male versammelt (die Etoile giebt die Zahl der Anwesenden auf achtzig an), um über das Mémoire à consulter des Hrn. v. Montlosier sich zu berathen. Hr. Devaux las den Entwurf einer „Konsultation“ vor, von welcher (nach der Erzählung des Couriers) folgende Resolutionen angenommen wurden: „Dafs die §§. 207 und 208 des Strafkodex, mit Zuchtstrafen und selbst Verbannung jene Kultdiener belegend, welche mit einem auswärti-

Digitized by Google

gen Oberhaupte korrespondiren, auf die Jesuiten anwendbar seyen; — dafs man die Parlamentsbeschlüsse gegen die Jesuiten noch heut zu Tage als gesetzliche Wahrheiten anrufen könne, um die Konstitution der Jesuiten zu qualificiren und um darzuthun, dafs die Lehre der Jesuiten, als auf unumschränkte Macht und Gewissenszwang ausgehend, mit dem Bestande freier Regierungen unverträglich, und als eine permanente Verschwörung gegen letztere anzusehen sey; — dafs alle Kultdiener, die als Priester oder Lehrer in Seminarien sich zu Grundsätzen bekennen, welche den in den vier Artikeln von 1682 enthaltenen zuwiderlaufen, dieser einzigen Thatsache wegen verfolgt werden können; — dafs endlich Hr. v. Montlosier nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht gehabt, den Gerichten alle zu seiner Kenntnifs gekommenen oder noch kommenden Thatsachen anzuzeigen, welche auf die Wiedereinführung in Frankreich einer durch die Gesetze von 1764, 1792, Jahr XII. und Mai 1825. verbotenen Gesellschaft Bezug haben. — Die Konsultation soll nun die letzte Fassung erhalten und sodann dem Hrn. v. Montlosier zugeschickt werden."

Wohl dem Staate, wo die unabhängige Rechtskunde solches Ansehen und also Männer genug hat, die sich von einer aufmerksamen, verständigen Nation eine feste Achtung dieser Art zu erwerben und zu erhalten wissen.

Des Verfs. Anschliefsen an die öffentliche Rechtlichkeit mufste um so mehr Eindruck machen, weil er als Royalist, ja gewissermafsen als Ultraroyal bekannt ist, aber das Persönliche und Individuelle der Regierenden von dem, was er für die Aufgabe des Regentenamts hält, ohne Bedenken unterscheidet und absondert. Er ist überhaupt, nach öffentlichen Beurtheilern, die ihn näher kennen, „ein geistreicher Sonderling, der Allem, was er schreibt, einen Stempel von Kühnheit und Originalität aufdrückt. In der konstituirenden Versammlung safs er auf der rechten Seite, wo er die reine Feudalität vertheidigte. Seitdem schrieb er ein weitläufes Werk, um zu beweisen, dafs seit dem dreizehnten Jahrhundert der Adel immer mehr und mehr ausgeartet sey, und sein Loos von 1789 verschuldet habe. Er ist ein Mann bei Jahren, aber noch voll Jugendfeuer; er liebt als Feudal-Baron die Geistlichen nicht. Schon hat er den Monarchisten Strafpredigten gehalten, und scheut sich eben so wenig, den Klerus auszuzanken. Für sich lebt er zurückgezogen in der Auvergne, wo er seine unbebauten Ländereien urbar macht; eine Lebensweise, die er für einen Mann von seiner Abstammung und Denkart ali des

Digitized by Google

würdigste achtet. Es ist unmöglich, mit mehr Nachdruck, Kühnheit und selbst Unklugheit zu Werke zu gehen, als er in seinem Mémoire à consulter gegen die Congregation gethan, die, ihm zufolge, 48,000 Affiliirte in Frankreich zählen soll.“

Rec. denkt ihn und diese allgemein interessante Schrift am richtigsten durch ausgewählte Hauptstellen sich selbst schildern zu lassen.

„Es hat sich eine weit um sich greifende Verschwörung gegen die Religion, den König und die Gesellschaft gebildet. Ich habe solche in ihrer Entstehung bemerkt, bin ihr in ihren Fortschritten gefolgt, und sehe, dafs sie auf dem Punkte steht, uns unter Ruinen zu begraben. Da mir diese unsere Lage bekannt ist, so mufs ich sie gewissenshalber bekämpfen, und nach unsern Gesetzen mufs ich solche anzeigen . . .

„Obgleich die Verschwörung, die ich zu entdecken habe, durch ihre reissenden Fortschritte schrecklich ist, so ist sie doch hinsichtlich ihres Charakters ganz neu. Man wird im Zweifel seyn, wie man ein Unternehmen benennen soll, wenn man auf der Liste meiner Verschwornen die erste Person der Christenheit finden wird, welche die ganze Welt Seine Heiligkeit betitelt, und die auch wirklich die personificirte Heiligkeit ist; wenn von einem Orden die Rede seyn wird, der, wird man sagen, wohl ehemals einige Fehler begehen konnte, aber jetzt von selbst nach Frankreich in der Absicht zurückgekommen ist, um solche gut zu machen; wenn ich von einer frommen Verbrüderung sprechen werde, die sich in unserer schlimmen Zeit zu Erhaltung des Altars und Thrones gebildet hat, und die sich jetzt nur deswegen halten will, um beide aufrecht zu erhalten; und wenn ich eine grofse Anzahl Priester und Prälaten, würdige Bekenner des Glaubens während den Zeiten der Revolution, aufführen werde, die noch heute bereit sind, ihr Blut für denselben zu vergiefsen. Man wird mich fragen, ob die Verschwörung gegen die Religion, den König und die Staatsgesellschaft, die ich angeben will, nicht eher eine Verschwörung zu ihren Gunsten ist.

„Hier ergiebt sich von selbst die wichtige Frage: kann es in einem geregelten gesellschaftlichen Zustand einer Anzahl Bürger erlaubt seyn, abgesonderte Corps zu bilden, sich in Regimenter einzutheilen, und ohne Erlaubnifs des Staates unter sich Regeln und Erkennungszeichen für irgend einen frommen Zweck festzusetzen. Wenn diese Frage den Herren Rechtsgelehrten vorgelegt, und von ihnen in Hinsicht auf den Grundsatz entschieden seyn wird, so werden sie

Digitized by Google

noch überdies nach den bestehenden Staatsgesetzen zu untersuchen haben, welche Beschränkungen oder Nichtbeschränkungen hier statt finden müssen.

„Wenn Frankreichs Rechtsgelehrte, denen ich diese Schrift zueigne, in meine Besorgnifs eingehen, so steht mein Vorhaben, die Folgen mögen auch seyn, welche sie wollen, fest. Ich habe während vierzig Jahren meines Lebens nie aufgehört, die mit dem Blute Ludwigs des Sechszehnten und Karls des Ersten befleckten Volksmeinungen zu bekämpfen; und werde daher eben so wenig Schonung gegen eine irrige religiöse Meinung beweisen, welche schuld ist an dem vergossenen Blute eines Heinrichs des Vierten und Heinrichs des Dritten. Treue Anhänger des Königthums! Diejenigen, denen wir die Congregationen, die Jesuiten, das päbstliche und Priesterregiment verdanken, sind darauf verfallen, für alle diese schönen Erfindungen dieselbe Achtung, wie für die Religion zu verlangen. Die Folge davon war, dafs in einem grofsen Theil des religiösen Frankreichs die Religion und die Congregationen, die Religion und die Jesuiten, die Religion und der Ultramontanismus, die Religion und die Verweigerung des Begräbnisses als gleichbedeutend angenommen wurden. Von da an hat alles, was noch von Gottlosigkeit in Frankreich übrig geblieben, neue Hoffnung geschöpft.

„Wo, meine Herren Rechtsgelehrten, wo finden wir mitten unter unsern Gefahren die Mittel zu unserm Heil? welches ist die Macht, die über unsern Gesetzen schwebt und sie zum Schweigen bringt, und über unsern Magistraten, um sie zu lähmen? Giebt es wirklich, wie man sagt, in dieser Lage keine andere Rettungsmittel, als die Preifsfreiheit und das Petitionsrecht? Was für ein anderes Mittel aufser dem Rechtsweg bleibt uns noch übrig? — —

„Nachdem die Revolution zuerst das Haupt und dann das ganze Innere unserer Organisation zerstört hatte, so entstand dadurch eine Art grofser Leere, die sich dem Ersten, der sich derselben bemächtigen wollte, darbot. Erst war dies das Volk in Masse, unter der Benennung Sans-culottes; auf diese folgten die Kriegsleute, und dann der Mittelstand. Da letzterer Stand die Hoffnungen der Geistlichkeit wieder erweckt hatte, so ist sie in Masse mit ihren Jesuiten, ihren Ultramontanern und Congregationen angerückt; und so sind wir, nachdem wir vielen andern Oberherrlichkeiten unterworfen waren, jetzt unter die Souverainität der Priester gerathen. Da ich stets der wahren und gesetzlichen Souverainität treu blieb, so werde ich auch jetzt die Oberherrschaft der Geist-

Digitized by Google

lichen bekämpfen, wie ich alle vorangegangene usurpirte Gewalt bekämpft habe.

„Als ich während meiner Auswanderung gegen die Herren Entraigne und Ferrand schrieb, so zweifelte ich nicht an ihrem Eifer, ihrem Talent und ihren Absichten; ich fand blos, dafs sie der Sache schadeten, der sie dienen wollten. Die Leute, die heut zu Tage unter irgend einer Form die geistliche Macht in die Regierung der bürgerlichen Angelegenheiten einführen wollen, sind mit ihnen in demselben Fall. Ich bekämpfe ihre Absichten, während ich ihnen meine Achtung zolle; wogegen diejenigen, welche aus revolutionären oder gottlosen Grundsätzen meine Lobredner seyn dürften, mich damit betrüben würden.“

So der tiefeingreifende Greis! Auf Veranlassung der Verlagshandlung, ein Vorwort voranzustellen, bestätigt der Unterzeichnete seine Ueberzeugung, dafs eine Restauration nicht Wiederherstellung des Alten überhaupt, sondern dessen allein seyn sollte, was im Alten stabil oder das haltbare und in sich zum Stehen geeignete war. Er giebt Hinweisungen, welche Kirchenvorurtheile das Stabile selbst unständig machten und also nicht, als neue Ursachen der Instabilität, wieder zuzulassen sind. Ein sprechender Beleg hiezu sind etliche Hauptcapitel aus des römischen Maestro di santo Palazzo, Mr. Anfossi, zu Bologna verbreiteter äufserst auffallender Schrift: Die Wiedererstattung der Kirchengüter, als nothwendig zum Seelenheil für alle, welche solche ohne die Auctorität des heil. Stuhls sich zugeeignet haben. Card. Consalvi hatte den Abdruck nicht erlaubt, aber Se. Heiligkeit, der jetzige Pabst, unmittelbar. Die wörtlichen Auszüge S. XIII — XXXII. sprechen. Ist der öffentliche und Privatzustand in Europa stabil, wenn, wie hier, von Rom her verkündigt wird, worauf alle Beichtväter hinzuwirken hätten?

Um Mifsverständnisse abzuwenden, bemerkt Ref. einige sinnverderbende Druckfehler. Seite V. Lin. 16. unhaltbar machen würden. S. VI. L. 24. repristiniren statt: repräsentiren. S. X. L. 16. woran st. wovon. S. XI. Fea, mehrmals; nicht Fra. S. XIV. L. 35. Hang, nicht: Gang. S. XV. L. 12. Aeufsere Macht reicht nicht zu. S. XVI. L. 18. Mysterien, nicht: Ministerien. S. XIX. L. 32. Regierungen st. Verzierungen. S. XXIV. L. 21. sollten die Worte: Ebenso . . bis zu: transigiren, in der Note stehen, nicht im Texte. S. XXVI. L. 33. Einwendung. Der Kanon sagt: . . . S. XXVII. L. 38. des Vaters der Kirche . . .

S. XXXII. Lin. 13. irreformabel, nicht: conformabel. S. XXXIV. L. 4. immer, statt: kennt. S. XLVI. L. 13. 14. nicht nur getheilt, sondern auch die Beute der vereint bleibenden ältern Masse zu werden.

An der Uebersetzung des Werks hat Ref. keinen Antheil. In dem Vorwort aber hat er auch noch S. XXXII. über die neue Declaration mehrerer französischen Bischöfe vom 3. April 1826. seine Bemerkungen, und dann Hauptstellen wegen der Jesuiten aus v. Rotteck und Pöliz vorgelegt.

Wir fügen noch in der Kürze den jetzigen Erfolg der Montlosierischen förmlichen Denunciation vor den Gerichten an, wie ihn die teutsche Pariser Zeitung, ein empfehlungswerthes, von ausgewählten Nachrichten gewöhnlich gedrängt volles „Tageblatt für Politik, Literatur, Künste, Handel und Bekanntmachungen“ sogleich in No. 181. angab. „Der Königl Gerichtshof hat heute, Paris 16. August, seine Generalversammlung bei geschlossenen Thüren wegen der Denunciation des Grafen von Montlosier gehalten. Alle in Paris anwesende Magistrate, sechs und vierzig an der Zahl, kamen im Audienzsaale der ersten Kammer unter der Präsidentschaft des Hrn. Seguier zusammen. Hr. Jacquinot-de-Pampelune, als General-Procurator, wohnte dieser Versammlung bei; sie dauerte von eilf Uhr bis etwa vier Uhr.

„Man sagt, diese lange Sitzung sey lebhaft gewesen. Der Ausspruch geschah durch eine Mehrzahl von etwa dreifsig gegen funfzehn oder sechszehn Stimmen. Privatnachrichten geben das Resultat in folgender Form und Inhalt: „Der Gerichtshof, nach vorläufiger Anhörung der Bemerkungen mehrerer Mitglieder über die in einer von dem Grafen von Montlosier unterzeichneten, und an jedes einzelne Mitglied des Gerichtshofs eingeschickten Denunciation u. s. w.; und nach weiterer Anhörung des Hrn. Generalprocurators des Königs und seines Requisitoriums;

„In Rücksicht der Beschlüsse des Parlaments von Paris von 1762; der gleichstimmigen Beschlüsse der übrigen Parlamente des Königreichs; des Edicts Ludwigs XVI. vom Monat Mai 1777; des Gesetzes vom August 1792; des Decrets vom Messidor des Jahres 12,

„In Betracht, dafs aus besagten Beschlüssen und Edicten erhellt, dafs die bestehende Gesetzgebung der Wiederherstellung der sogenannten Gesellschaft Jesu, unter welchem Namen sie sich auch darstellen möge, förmlich entgegen ist; dafs diese Edicte und Beschlüsse auf die anerkannte Unvereinbar-

Digitized by Google

keit der Grundsätze der besagten Compagnie mit der Unabhängigkeit jeder Regierung gegründet, und dafs diese Grundsätze aufserdem mit der constitutionellen Charte als nunmehrigem Staatsrecht der Franzosen unvereinbar sind;

„Aber auch in Betracht, dafs aus eben dieser Gesetzgebung sich ergiebt, dafs es nur der hohen Polizei des Königreichs zusteht, die Congregationen, die Associationen und andere Anstalten dieser Art, welche gegen besagte Schlüsse, Edicte, Gesetze und Decrete errichtet sind oder noch errichtet werden sollten, abzuschaffen und zu verbieten; — —

„Was dabei die andern in besagter Schrift des Grafen von Montlosier angeführten Thatsachen betrifft;

„In Betracht, dafs, was auch ihre Wichtigkeit seyn möge, die dabei vorkommenden Umstände, für jetzt, kein Verbrechen, noch Vergehen, noch eine Gesetzesübertretung ausmachen, worüber der Gerichtshof zu urtheilen hätte;

„Erklärt sich der Gerichtshof für incompetent.“

„Man schlug anfänglich die Ernennung einer Commission oder eines Berichterstatters vor; dieses ging aber nicht durch. Und nun kam es zur Berathschlagung über die Competenz.

„Man setzt hinzu, einige Mitglieder des Gerichtshofs haben sich für Mitglieder der Congregation erklärt; man habe dagegen einige Einwendung gemacht, sie sollten deshalb an der Berathschlagung keinen Antheil nehmen; allein sie haben es dennoch gethan.“ — —

— Auf jeden Fall ist gerichtlich ausgesprochen, dafs die Existenz der Jesuiten, als Gesellschaft, in Frankreich gesetzwidrig ist. Ihre Zulassung würde demnach ein förmliches, durch die Kammern gegangenes Gesetz bedürfen, wenn die Duldung nicht grofse Verantwortung mit sich bringen sollte.

1. Septemb. 1826.

Dr. Paulus.

Statistik und Staatenkunde. Ein Beitrag zur Staatenkunde von Europa. Von C. A. Freih. v. Malchus, Kön. Würt. Finanz-Präsidenten, Commandeur des Kön. Würt. Civil-Verdienst-Ordens. Stuttgart und Tübingen, bei Cotta. 1826. VI und 588 S. 8.

Seit Schlözer ist unter den Deutschen viel von einer Theorie der Statistik die Rede. Man hat die gehaltreiche Schrift jenes geistvollen Mannes vielfach verarbeitet und be-

Digitized by Google

nutzt, ohne zu bedenken, dafs sie doch nur die Grundlinien (freilich mit fester Hand gezeichnete) einer neuen Wissenschaft enthält, und dafs man weit mehr in Schlözers Sinne handelt, wenn man, statt seine Aussprüche zu wiederholen, den von ihm zuerst betretenen Weg weiter verfolgt. Dies scheint nun, nachdem Niemann schon einige Schritte gethan, in der neuesten Zeit unternommen zu werden, und wir verdanken es abermals der Staatswissenschaft, dafs sie auf die Statistik ein helleres Licht wirft, wie sie schon früher Aristoteles, Conring, Achenwall und Schlözer in ihren statistischen Forschungen geleitet hatte. Es wird in unseren Tagen allgemein anerkannt, dafs der statistischen Darstellung der einzelnen Staaten mancherlei Lehren vorausgehen müssen, ohne deren Hülfe weder der Statistiker mit Erfolg arbeiten, noch der Leser aus den Leistungen des ersteren vollen Nutzen ziehen kann. Doch ist man darüber nicht einig, wie diese Vorbereitungslehren sich zur eigentlichen Statistik verhalten. Niemann und der Verfasser des vorliegenden Werkes schicken sie voraus, und theilen ihnen die Benennung Statistik ausschliefslich zu, indem sie für das, was man sonst so zu nennen pflegt, nämlich die Beschreibung der Staaten, den Ausdruck Staatenkunde anwenden. Mone stellt beide Gegenstände als theoretische und praktische Statistik einander gegenüber. Die meisten Schriftsteller erklären sich über das Verhältnifs gar nicht näher, und machen es mit der Theorie der Statistik so, wie die meisten Menschen mit manchen Tugenden, die desto eifriger gepriesen werden, je weniger man sie selbst besitzt.

Wenn wir unter der Statistik die Darstellung des Zustandes der Staaten, in einem einzelnen Zeitpunkte, aus Thatsachen, verstehen, so ist hiermit schon angedeutet, dafs dieselbe gleich der Geschichte auf das in Zeit und Raum Gegebene sich bezieht, und daher eine historische Wissenschaft ist; Reflexionen und Speculationen gehören, wie nützlich sie seyn mögen, so wenig zu dem Wesen der Statistik, als Regeln für die Staatsverwaltung, und was Achenwall mit der Ueberschrift: Politisches Interesse in die Statistik einführte, das kann blos als eine Zugabe, als eine Auswahl staatswissenschaftlicher Betrachtungen angesehen werden. Es giebt sehr viele Zweige der Geschichte, denn jede Art menschlicher Verhältnisse und Beschäftigungen hat ihre eigene, der Krieg wie die schönen Künste, die Maschinen wie die Wissenschaften, die bürgerlichen Stände wie die Religionen. Ueber diesen einzelnen Zweigen steht als Uebersicht der Veränderungen,

Digitized by Google

die sich in den Schicksalen der Menschheit im Ganzen zugetragen haben, das, was wir Weltgeschichte nennen; die Staatengeschichte hebt dagegen aus der unendlichen Masse historischer Thatsachen nur diejenigen heraus, welche die Veränderungen in den einzelnen gröfseren Gesellschaften, in den Staaten, betreffen. Ganz analog ist die Statistik nicht die Darstellung aller menschlichen Verhältnisse in einem bestimmten Zeitpunkte (gewöhnlich der Gegenwart), sondern nur derjenigen, die das Staatsleben umfafst; doch sind dieselben zahlreich und mannichfaltig genug. Die Staatengeschichte nimmt nicht diese Fülle von Gegenständen auf, theils weil es ihr an Nachrichten gebricht, um dieselben durch den Lauf der Zeit zu verfolgen, theils weil sie, wenn sie dies bezweckte, zu einem unübersehbaren Umfange anschwellen würde. Wer Jahrhunderte vor seinem Geiste vorüberschweben läfst, der kann nur das Hervorragende, das Einflufsreichste beachten; wer aber die Staaten in einem einzelnen Momente, gleichsam in ihrer Bewegung aufgehalten und erstarrt, vor sich liegen sieht, dem ist es möglich, sie mit Mufse in allen Einzelheiten zu beschauen. Aus dieser grofsen Fülle von Thatsachen, um die sich der Statistiker bemühen soll, entspringen eigene Schwierigkeiten; es ist nicht leicht, in der Mannichfaltigkeit Ordnung, Zusammenhang und Uebersicht zu behalten, es ist eben so wenig leicht, gründlich alles Einzelne zu untersuchen, ehe es in die Schilderung des Ganzen verwebt wird. So ergiebt sich das Bedürfnifs einer Propädeutik, welche Ref. am liebsten als eine Einleitung in die Statistik bezeichnen würde, und die nichts anders ist, als die sogenannte Theorie der Statistik. Sie ist einer vollkommen wissenschaftlichen Entwicklung fähig, da sie von dem Wesen des Staates ausgehend die einzelnen Seiten und Erscheinungen im Leben desselben an einander zu reihen hat. Das Material schöpft sie aus verschiedenen anderen Wissenschaften, weil man nur das gut beschreiben kann, was man gut begriffen hat. So wenig man die Zahlenverhältnisse des menschlichen Lebens ohne Hülfe der politischen Arithmetik durchschauen kann, so wenig läfst sich die Naturbeschaffenheit eines Landes ohne einigen Beistand der Geognosie, das Klima ohne Hülfe physikalischer Lehren, und der Landbau ohne einige Kenntnisse der Landwirthschaftslehre schildern. Da indefs die meisten bestimmten, in Zahlen ausgedrückten Thatsachen über Vermögens- oder wirthschaftliche Angelegenheiten zu erlangen sind, so mufs auch die Theorie der Statistik ganz vorzüglich aus den Theilen der Wirthschaftslehre schöpfen, und vor Allem

Digitized by Google

ist es das Studium der politischen Oekonomie, welches dem Statistiker Noth thut. Es würde leicht seyn, eine Menge von Mifsgriffen anzuführen, welche sich in manchen neueren statistischen Schriften finden, und welche vermieden worden wären, wenn sich die Verfasser über die Natur des National-Einkommens, des Geldes, des Volksvermögens u. dgl. besser unterrichtet hätten.

Denkt man über den Inhalt nach, welchen die Einleitung in die Statistik haben mufs, so ist es leicht, zu erkennen, dafs ihre Aufgabe eine dreifache ist. Sie mufs nämlich

1) die sämmtlichen Objecte, mit denen sich die Statistik beschäftiget, in methodischer Ordnung entwickeln, oder, das System aufstellen, nach welchen die Thatsachen, die auf jeden einzelnen Staat Bezug haben, an einander gereihet werden können. Bei jedem Gegenstande hat sie zu zeigen, warum und wie weit er in die Statistik gehöre. Hier ist die Stelle, an welcher die Staatswissenschaft ihren Beistand leistet, und die Vorstellung, die man vom Staate hegt, ihren Einfluss äussert. Wer den Staat nur als eine Assecuranzanstalt gegen Unrecht und gegen Sicherheitsstörungen von Seite der Natur ansieht, für den wird auch der Umfang der Statistik sehr gering seyn müssen.

2) Sie mufs für jeden statistischen Gegenstand die Quellen angeben, aus denen die Nachrichten geschöpft werden können, die Beschaffenheit dieser Quellen, ihre Glaubwürdigkeit oder die Ursachen ihrer Unzuverlässigkeit erforschen, und die beste Art ihrer Benutzung lehren. Soll z. B. die Volksmenge eines Staats ausgemittelt werden, so ist zu untersuchen, in wie fern man sich auf Volkszählungen verlassen und wie man mittelbar aus andern Notizen auf jene Zahl schliefsen könne. Bei der klimatischen Wärme ist darzuthun, was die Angabe der mittleren Wärme zeigen und nicht zeigen könne, wie man die Verbreitung mancher Gewächse und die Zeitpunkte, in welchen andere grünen und blühen, benutzen könne u. s. w. Dieser Theil des Inhaltes ist von Schlözer nur ganz im Allgemeinen behandelt worden, er hat von den Quellen der Statistik überhaupt gesprochen, aber nicht bei den einzelnen Materien die Betrachtung durchgeführt.

3) Sie mufs gleichartige Thatsachen aus verschiedenen Staaten, auch ungleichartige von einem und demselben Staate, welche in Verbindung mit einander stehen, zusammenstellen, ihre Abweichung und Uebereinstimmung beobachten, und auf diese Weise aus dem Besonderen der einzelnen Staaten die

Digitized by Google

mittleren allgemeinen Verhältnisse derselben ableiten. Diese sogenannte vergleichende Statistik ist nicht blos ein treffliches Hülfsmittel der Kritik, welches die inneren Gründe der Glaubwürdigkeit beleuchtet, wenn die äufseren nicht zureichend bekannt sind, sondern sie führt auch, ungefähr wie die vergleichende Anatomie, auf einen Standpunkt, von dem man die Grundzüge eines christlich-civilisirten Staates in abstracto erkennen kann.

Diese drei Bestandtheile, Methodik, Kritik und Vergleichung, müssen nicht nothwendig getrennt seyn, es ist vielmehr nützlicher, sie in einander zu verweben, nachdem man nur die Haupttheile des ganzen statistischen Systems vorausgeschickt hat.

Nach dieser Auseinandersetzung, die hier nicht wohl zu umgehen war, wenden wir uns zu dem genannten Buche, von dem Ref. nach den Gesetzen unseres Instituts nur eine Anzeige zu geben hat. Das Eigenthümliche des Buches läfst sich nun so beschreiben: es ist eine Einleitung in die Statistik, worin unter den vorhin berührten drei Bestandtheilen die Vergleichung am ausführlichsten behandelt und durch eingestreute staatswissenschaftliche Reflexionen belebt worden ist; die wirthschaftlichen Gegenstände nehmen den gröfsten Theil des Werkes ein, was alle diejenigen billigen werden, denen es nicht entgangen ist, wie viel bei der bisherigen statistischen Bearbeitung dieser Materien noch zu wünschen übrig blieb. Auch die Kritik ist überall durchgeführt, und der Verf. ahmt die Historiker in der Gewissenhaftigkeit nach, mit der sie bei jeder Thatsache den Gewährsmann namhaft machen. Wäre dies schon früher geschehen, so würden jene vielen veralteten oder mifsverstandenen Notizen, die in manchen Büchern stehen, längst verschwunden seyn, weil man sich hätte scheuen müssen, zu gestehen, dafs man nicht bei guten Gewährsmännern geforscht, sondern unbesehen zusammengerafft habe. Die literarischen Hülfsmittel, die unser Verf. benutzt hat, sind bei jedem Lande und Gegenstande die besten, die nur zu erhalten waren, und höchst zahlreich, so dafs der grofse Apparat ein überaus günstiges Vorurtheil für das Werk erwecken würde, wenn es nicht schon der ausgezeichnete Name seines Verf. thäte.

Die Einleitung enthält die vorbereitenden Erklärungen, berührt die Quellen, die Theile der Statistik, und endet mit einer ausgewählten Literatur. Die Anordnung der Gegenstände ist nachfolgende:

Digitized by Google

I. Quellen der Grundkräfte,
   a. das Areal,
      1) das Land,
      2) Production,
   b. Einwohner; — die Populationsverhältnisse.
II. Elemente vom Staatsreichthum,
   a. Manufacturen und Fabriken,
   b. Verkehr, innerer und äufserer,
   c. Geldcirculation.
III. Staatsreichthum und Staatseinkommen.
IV. Staatsverfassung.
V. Staatsregierung und Verwaltung.

Von den in dieser Reihenfolge vorgetragenen Sätzen soll nur Einiges zur Charakterisirung des Inhalts ausgehoben werden.

Weder das Land, noch die Bevölkerung für sich allein oder das Einkommen des Staates dienen zum ausschliefslichen Kennzeichen für die Macht desselben, man mufs mehrere Umstände zusammenhalten, namentlich sowohl das, was der Verf. Elemente der Grundkräfte nennt (Land und Menschen, deren Zahl und Bildung), als die Elemente des Staatsreichthums (Erzeugnisse der Urproduction und der industriellen Production, Vertrieb derselben und Gewerbthätigkeit der Einwohner). Berechnet man das gesammte Einkommen aller europäischen Staaten, so zeigt sich, dafs die Einkünfte des britischen Staates fast ein Drittheil desselben einnehmen, die von Rufsland nur ein Zehntheil. — Bei dem Lande werden zunächst die Gebirge und Gewässer in ihrem Einflusse auf den Zustand des Staates, zumal auf die Betriebsamkeit, betrachtet, auch die Hauptgebirge von Europa, sodann die Flüsse und Canäle der fünf grofsen Staaten aufgezählt. In Grofsbritannien werden 27 gröfsere Canäle genannt, in Frankreich 11, nebst 20 kleineren, in Oestreich 17, wovon 9 in Oberitalien, bei dem Preussischen Staate 11. — Anbau des Landes. S. 100 — 151. ist eine sehr ausführliche, mit vielen Bemerkungen erläuterte Tabelle der verschiedenen Bodenbenutzungen so wie des Erzeugnisses an Getreide und Wein zu finden, wobei für solche Staaten, deren Production nicht näher bekannt ist, aus der Consumtion (4 1/2, und in Bierländern 5 1/2 preussische Scheffel auf den Kopf) die Erzeugung berechnet worden ist. Eben so ist dann die Zahl der nutzbaren Hausthiere und die Production von Mineralien angegeben. Die Resultate sind: Europa ohne die Türkei hat von seiner ganzen Oberfläche (145595 Q. M.) gegen 5/11 land-

Digitized by Google

wirthschaftlich benutzten Boden, darunter 37/95 als Acker und 14/55 als Wald. An Getreide werden beinahe 2000 Mill. Scheffel, an Wein an 95 Mill. Eimer gewonnen. Der Viehstand ist in unserm Erdtheile folgender:

Schaafe	170 1/2	Mill.
Rindvieh	70	—
Schweine an	43	—
Pferde	26	—
Ziegen	6 1/2	—

In Deutschland kommen auf jeden Kopf der Einwohner 8 Morgen der ganzen cultivirten Fläche, 3 Morgen Acker und 10 1/2 Scheffel Getreideproduct. An Mineralien gewinnt Europa:

Gold	23905 1/2	Mark (od. halbsoviel Pfunde)
Silber	321983	—
Quecksilber	7670	Centner
Zinn	68276	—
Zink	56487	—
Kupfer	294701	—
Blei	606792	—
Eisen	17518701	—
Steinkohlen	265	Mill. Centner.
Kochsalz	36719781	Centner.

Population. Nach einigen nationalökonomischen Erörterungen über das Verhältnifs, in welchem die Zunahme der Volksmenge zur Production steht, folgen Untersuchungen über die Dichtigkeit der Bevölkerung, die Vertheilung der Einwohner zwischen den Städten und dem Lande, die Zahlen der Geburten, der Ehen, der Sterbefälle, und die Verhältnisse dieser Zahlen unter einander u. dgl.

Fabrikwesen. Der Umfang desselben in den verschiedenen Ländern wird bei einigen Zweigen speciell durchgeführt, dann bei Grofsbritannien, Frankreich, Oesterreich und Rufsland im Ganzen betrachtet.

Handel. Hier trifft man unter andern eine Ausmittelung der Geldmenge in Europa, die noch Niemand so sorgfältig angestellt hat, als unser Verf. Der Münzvorrath von Europa beträgt 2040 Mill. Thlr. (3672 Mill. Fl.)

Das Finanzwesen der europäischen Staaten ist nach den neuesten Quellen ausführlich dargestellt. Die Summen für ganz Europa sind:

Staatseinkünfte	1863	Mill. Fl.
darunter Steuern und Abgaben	1604	— —
Staatsschulden	16541	— —

Digitized by Google

Nur Oldenburg, Lichtenstein, San Marino und die Schweiz im Ganzen, als Bundesstaat, sind schuldenfrei.

Unter der Ueberschrift Staatsverfassung findet der Leser eine vollständige Charakteristik der Verfassungen von sieben europäischen Staaten, nebst Betrachtungen über die Staatsformen in Deutschland, endlich in der Abtheilung Staatsregierung eine Schilderung der Verwaltungsformen und Militairverhältnisse, woran sich ein Anhang, die Bildungsanstalten betreffend, anschliefst.

K. H. Rau.

Ueber das oberste Rechtsprincip als Grundlage der Rechtswissenschaft im Allgemeinen, oder kurz durchgeführter Beweis der gänzlichen Geschiedenheit und Unabhängigkeit des Grundprincips ursprünglicher oder natürlicher Rechte von dem Princip der Sittlichkeit, und der erst hieraus zu erwartenden Begründung des Naturrechts als selbstständiger Wissenschaft. Leipzig, bei Reclam. 1825. 76 S. in 8. 10 Gr.

Referent, der einer von denen ist, die dafür halten, dafs alle rein menschlichen Verhältnisse, und folglich auch das Rechtsverhältnifs, von der Moralität abhängen und ihren Maafsstab in ihr finden, nahm diese kleine Schrift, in welcher er eines andern überwiesen werden sollte, begierig zur Hand, und las sie mehr als einmal aufmerksam durch. Was er darin fand, will er dem Leser, den die Sache interessirt, kürzlich und, wie sich versteht, unpartheiisch berichten.

Der vollständig abgeschriebene Titel kündigt an, dafs der unbekannte Vf. 1) eine gänzliche (man übersehe es nicht, eine gänzliche) Geschiedenheit und Unabhängigkeit des Grundprincips ursprünglicher oder natürlicher Rechte von dem Princip der Sittlichkeit behauptet; und 2) dafs er dieses beweisen und durchführen will.

Was nun zuvörderst den ersten Punkt anbelangt, so fragt es sich, was ist der Sinn jener Behauptung? was meint der Verfasser? meint er, das Naturrecht, als Wissenschaft, sey von der Moralphilosophie, als einer Wissenschaft, völlig unabhängig, so dafs beide Wissenschaften einander schlechterdings nichts angehen, und jede für sich absolut ist? oder meint er, das Recht, d. h. die Rechte seyen etwas von der Moralität getrenntes, bilden eine Sphäre für sich, in

Digitized by Google

welche auf irgend eine Weise Einsprache zu thun, der Moralität nicht gezieme? Obgleich dieser Unterschied im Grunde auf eines hinausläuft, so mufs er doch beachtet werden, um den Verf. recht zu verstehen, und ihm bei der Beurtheilung seiner Ansicht nicht Unrecht zu thun. Das erstere nun kann er nicht meinen, denn er sagt selbst S. 34. u. a. O.: „Jede Schätzung des Werths moralischer und rechtlicher Handlungen setzt die innere Freiheit voraus" — und: „Hier (in der innern Freiheit) ist der feste Boden, auf welchem die praktische Philosophie, als Ethik, ihr Lehrgebäude der Sittenlehre sowohl als der Rechtslehre errichten kann und mufs. Alles Praktische geht aus absoluter Selbstbestimmung hervor, ohne diese gibt es weder Pflicht noch Recht."

Das Naturrecht als Wissenschaft ist folglich nach der eigenen Aeufserung des Verf. ein Theil der praktischen Philosophie, ist dieser untergeordnet, gehört wie die Pflichtenlehre zu Einem Ganzen, zu Einem Systeme, ist folglich nicht gänzlich unabhängig, sondern hat mit der Moralphilosophie ein und dasselbe Princip gemein, — die innere Freiheit, die Selbstbestimmung, mit welcher (S. 35.) erst Sittenfähigkeit und Rechtsfähigkeit entsteht. Und somit fällt bereits ein Theil der Behauptung des Verf. zusammen, diese nämlich, dafs das Grundprincip der philosophischen Rechtslehre unabhängig sey von dem Princip der Sittenlehre, wenn anders Princip so viel heifst, als der letzte und äufserste Grund, über den, als über ein schlechthin Gegebenes, nicht hinausgegangen werden kann; denn eingestandener Mafsen ist dieser letzte und äufserste Grund sowohl der Rechts- als der Pflichtenlehre eben jene innere Freiheit, jene Selbstbestimmung, die der Verf. von S. 29 — 34. scharfsinnig erörtert.

Beachten wir nun den andern Sinn, den die Behauptung des auf dem Titel Ausgesprochenen möglicher Weise haben kann, nämlich: die Rechte selbst sind von dem Moralischen und Sittlichen getrennt — das Recht überhaupt ist gar nichts moralisches, — so zeigt sich bald, dafs dieses es ist, was der Verf. meint. Denn er sagt S. 35: „Es ist nun zu untersuchen, ob für Pflicht und Recht, oder für das Sittliche und Rechtliche in einem Vernunftwesen eine und dieselbe Norm gelte, oder ob jedes für sich unter einer besondern Regel stehe, und wenn dieses wäre, wie sich diese besondern Regeln zu einander verhalten." Und nun findet er (S. 44.) in der Vernunft ein Princip als Gesetz, wodurch sich die Vernunft die Herrschaft über sich selbst gegen den Andrang der Sinnlichkeit sichert — das Moralprincip oder das

Digitized by Google

Sittengesetz, als Grundlage dessen, was Pflicht genannt wird, — und zweitens ein Princip als beglaubigte Anweisung auf die Herrschaft über die äufsere Natur — das Rechtsprincip, als Entstehungs- und Erkenntnifsgrund des Rechts überhaupt. „Hier scheiden sich die moralische und rechtliche Gesetzgebung der Vernunft von einander". Dieses oberste Rechtsprincip lautet nun, nach dem Verf., also (S. 52.):

„Die praktische Vernunft ertheilt dem Menschen die unbedingte Befugnifs, in seinem Verhältnisse zur Aufsenwelt seine ursprüngliche Unabhängigkeit von dieser beliebig und durch alle ihm zu Gebot stehenden Mittel zu behaupten."

Und das durch dieses Princip begründete Urrecht besteht (ebendas.):

„in der dem Menschen durch eben diese Befugnifs von der praktischen Vernunft zuerkannten Herrenschaft über die äufsere Natur, als nothwendige Bedingung zu Behauptung jener Unabhängigkeit."

Zur äufseren Natur gehört aber auch jeder unserer Nebenmenschen, folglich das ganze Menschengeschlecht, mit allen seinen Individuen, weil sie insgesammt für den einzelnen Menschen nur als äufsere Dinge gelten, da sie ihm ursprünglich nur als solche erscheinen (S. 56.). Hieraus endlich — so fährt der Verf. fort — ergibt sich die zwar immer gefühlte, aber bisher nicht deutlich erkannte Wahrheit (S. 56.):

„dafs der individuelle Mensch ursprünglich eben so wenig von seinem Nebenmenschen als von andern äufsern Dingen rechtlich abhängig sey, und dafs er diesem zufolge ursprünglich eben so wenig irgend eine Verpflichtung und Verantwortlichkeit gegen jene, als gegen diese habe."

Dieser letztere Satz ist gleichsam das Resultat der ganzen Untersuchung. Er heifst mit andern Worten: Ich habe das Recht, meine Freiheit und Selbstständigkeit — nicht nur gegen fremde Willkühr zu behaupten, und mich gegen sie zu vertheidigen, sondern ich habe auch das Recht, meine Freiheit und Selbstständigkeit so weit auszudehnen, dafs ich jeden andern Menschen blos als ein Mittel für meine Zwecke, als eine äufsere Sache, über welche mir die Herrenschaft zusteht, behandle.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N. 56. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Ueber Unabhängigkeit des Rechtsprincips von dem Princip der Sittlichkeit.

(*Beschluſs.*)

Und gegen diesen Satz, den die praktische Vernunft dictirt haben soll, soll die nämliche praktische Vernunft, die nach S. 57. und 49. Achtung für Menschenwürde gebietet, und ungemessene Herrschbegierde in Schranken hält, nichts einzuwenden haben? Kann die Vernunft sich so widersprechen? Gegen dieses vermeintliche Urrecht, das sich gar keine Beschränkung gefallen lassen will, nicht einmal die, die aus der moralischen und rechtlichen Gleichheit der Menschen unvermeidlich hervorgeht, soll jede Einsprache des moralischen Gefühls als unziemlich zurückgewiesen werden? Ist ein solcher Zwiespalt der Vernunft vernünftig? Dieses Urrecht soll die Grundlage aller übrigen Rechte seyn, und von ihm soll die Rechtswissenschaft erst ihre Begründung erwarten??

Der Verf. sieht die Furchtbarkeit dieses seines Rechtsprincips, und den Widerspruch desselben mit der Moralität sehr wohl ein, und bemerkt, um jene Furchtbarkeit und diesen Widerspruch ihm zu benehmen, folgendes:

1) Diese Herrschaft des Menschen über seines Gleichen sey kein Unrecht, sie erstrecke sich ja eigentlich nur über das Physische derselben, indem das Geistige zu unterjochen eine Unmöglichkeit sey. „Diesem nach ist die Herrschaft eines Menschen über seines Gleichen auf ihr Aeuſseres beschränkt.“ — (Diesem nach, wenn Jemand in das Zimmer einer Frau eindringt und ihr ihre langen schönen Haare mit Gewalt abschneidet, weil er sie zu irgend einem Zwecke nöthig hat, thut er kein Unrecht, denn die innere geistige Selbstständigkeit dieser Person wird durch Gewalt an der äuſsern Natur, wohin das Haar gehört, nicht verletzt.)

Digitized by Google

2) Dadurch, dafs jedem Menschen die Herrschaft über seines Gleichen verliehen sey, verwandle sich dieses ursprüngliche Recht in das Recht des Widerstandes gegen fremde Willkühr und Gewalt, und so werde dem Gebrauche jenes Herrscherrechts eine Grenze gesetzt. — (Jenes Herrscherrecht geht so weit, als die Kraft und die Macht reicht, und der entweder an sich, oder für den Augenblick Schwächere leidet also, nach der Theorie des Verf., kein Unrecht, wenn er von dem Stärkern unterjocht und als Mittel für seine beliebigen Zwecke gebraucht wird, denn dieser übt nur sein ursprüngliches, ihm von der Vernunft verliehenes Recht aus.)

3) „In welchen Verhältnissen auch der Mensch sich befinden möge, so sey er doch für jede freie und bewufste Willensbestimmung, mithin auch für jede Ausübung eines Rechts sich selbst und dem Sittengesetz verantwortlich. Achtung für die Würde der Menschheit stehe im Sittengesetz obenan geschrieben, und hiernach bestimme sich, in seinem Gewissen, die Art und Weise, wie er seine Rechte, ohne sie aufzugeben, gebrauchen könne" (S. 61.). — (Demnach ist das Sittliche höher als das Rechtliche, demnach gibt das Moralische den Mafsstab, nach welchem auch die Ausübung eines Rechts beurtheilt werden mufs, — folglich ist das Rechtliche dennoch vom Sittlichen, als dem Höheren, abhängig. Giebt es aber Rechte, die von dem Sittengesetz unbedingt verdammt werden, und doch Rechte sind? Nein; denn ein Recht, das die Vernunft verwerfen mufs, ist kein Recht, sondern eine Anmafsung roher Willkühr, und physischer Gewalt.)

4) Die gleich begründeten Ansprüche Aller auf die Herrschaft über ihres Gleichen führe unvermeidlich einen Krieg Aller gegen Alle herbei, der keine bestehende Ordnung der Dinge aufkommen lasse; gleichwohl sey dieser Zustand der Dinge weder unnatürlich, noch unrechtmäfsig, vielmehr sey er nothwendig, als Bedingung zu Errichtung eines äufsern Rechtszustandes, zu welchem die Nothwendigkeit die Menschen treibe, wenn sie nicht, ganz gegen ihre Bestimmung, abgesondert von einander leben wollen, welches aber nicht einmal möglich seyn dürfte. — (Sonderbar! der Verf. leitet aus der Bestimmung des Menschen sein Rechtsprincip, sein Urrecht ab; dieses Urrecht führt die unvermeidlichen Folgen des Kriegs Aller gegen Alle, und mithin die Aufhebung alles geselligen Beisammenlebens der Menschen mit sich; gleichwohl ist eine solche Aufhebung ganz gegen die Bestimmung des Menschen, und nicht möglich. Ist hier nicht ein höchst auffallender Widerspruch, aus welchem hervorgeht,

Digitized by Google

entweder: dafs es nicht Bestimmung des Menschen ist, gesellig und in Staaten zu leben, oder: dafs jenes Urrecht — Herrenschaft über Seinesgleichen — nicht in der Bestimmung des Menschen liegt, sondern unrichtig aus ihr gefolgert wurde? Und dieses Letztere ist denn auch das Wahre.)

5) Allerdings könne die äufsere Rechtsgesetzgebung die Moralität nicht ganz entbehren, die moralischen Gesetze werden aber erst durch Aufnahme in die Rechtsgesetzgebung zu Rechtsgesetzen, was sie an sich nicht seyen und nicht seyn könnten. — (Heifst das nicht das Moralitätsprincip oder das Moralgesetz zur Vorderthür hinausjagen, um es durch die Hinterthür wieder hereinzulassen? und wie kommt die äussere, positive, conventionelle Rechtsgesetzgebung dazu, etwas dem Recht gänzlich Heterogenes, wie die Moralität nach der Ansicht des Verf. ist, in sich aufzunehmen? unstreitig wohl dadurch, dafs sie erkennt, das Moralische stehe über dem Rechtlichen, sich aber weislich begnügt, blos die äufsere Conformität einer Handlung mit dem Moralgesetz zu verlangen, da sie über das Innere, die Gesinnung, nicht richten kann.)

Dieses Wenige mag hinreichen; denn eine weitere Auseinandersetzung des streitigen Punkts würde leicht zu einer Abhandlung führen, die gröfser wäre als die angezeigte Schrift. Nur die Frage sey noch zu berühren erlaubt, wie der Verf. zu einem so irrigen, und, alle Rechte abzuleiten, durchaus unzulänglichen Princip gelangen konnte? Er gelangte dazu durch einen andern Irrthum, diesen nämlich, dafs er das Geistige im Menschen, das er widriger Weise immer die Psyche nennt, und so ächt Cartesianisch zu einer Substanz für sich stempelt, gänzlich geschieden seyn läfst von dem Leiblichen, von der, der Psyche fremd seyn sollenden Sinnlichkeit, und dafs er noch überdies dieser also isolirten Psyche absolute Freiheit beilegt. Eins ist, nach des Ref. Ueberzeugung, so unstatthaft, als das andere; der Mensch ist ungetrennt und ungetheilt nur Eines im strengsten Sinn, und was man in Gedanken unterscheiden kann, ist darum nicht auch in re ipsa geschieden; und absolute Freiheit kommt nur der Gottheit zu, nicht aber irgend einem erschaffenen Wesen.

Die kleine Schrift ist übrigens gut geschrieben, und zeugt von einem seinen Gegenstand mit Beharrlichkeit und Klarheit verfolgenden Geiste.

Erhardt.

Digitized by Google

Die Agricultur-Chemie des Grafen Chaptal, mit Zusätzen und Anmerkungen übersetzt von Dr. H. F. Eisenbach, Privatdocenten in Tübingen, und mit einem Anhange versehen von Dr. G. Schübler, Professor in Tübingen. Stuttgart, bei J. B. Metzler. 1824. I. Bd. XLIV u. 207 S. II. Bd. IV u. 373 S. 4 fl.

Der Name eines so berühmten Chemikers und Technikers, wie Graf Chaptal ist, überhebt Ref. der Mühe, sich in eine kleinliche Kritik einzelner Angaben einzulassen, die auch in den berühmtesten Werken dieser Art manchmal einer Berichtigung bedürfen, weil es im Fache der Naturkunde so schwer ist, alles selbst zu sehen und zu erfahren. Ref. will sich daher auf den Inhalt des Werkes im Allgemeinen und auf die Behandlung des Ganzen beschränken.

In einer langen wortreichen Einleitung — im Geiste der meisten französischen Autoren — spricht der Verf. über die Einwirkung der Chemie auf die Landwirthschaft, über den Werth und die Förderung des Landbaues überhaupt, und kommt dabei auf manche sehr treffende finanzielle Bemerkungen, z. B. auf jene, dafs die Salzsteuer eine wahre Plage für den Ackerbau und die Viehzucht sey, und dafs manche Abgaben, welche der Regierung zehn Millionen eintragen, die Nation um funfzig Millionen ärmer machen u. s. w. Der erste Band enthält acht Kapitel, und verbreitet sich über folgende Gegenstände: 1) Allgemeine Betrachtungen über die Atmosphäre, vorzüglich über ihre Beziehung zum Wachsthum und Leben der Pflanzen. 2) Von der Natur des Bodens und seinem Einflusse auf die Pflanzen — also von der Agronomie. Hier kommt auch die Analyse des Bodens vor, die sehr einfach und mit wenigen Reagentien durchgeführt wird. Für diejenigen Leser, welche mit der Chemie mehr bekannt sind, hat der Uebersetzer eine genauere Bestimmung des Gypses und Humus beigefügt. 3) Von der Natur und Wirkung des Düngers. Der Verf. unterscheidet reitzenden und nährenden Dünger, und versteht unter ersterem vorzüglich die mineralischen, unter letzterem aber die animalischen und vegetabilischen Düngstoffe. 4) Vom Keimen. 5) Von der Nahrung der Gewächse. Hier kömmt vieles vor, was mehr in das Gebiet der Pflanzenphysiologie gehört. Der Verf. meint, dafs die Erden, besonders wenn sie durch andere chemische Mittel aufgelöst sind, von den Pflanzen aufgenommen werden, und dafs einige Salze wesentlich in die Zusammensetzung gewisser Pflanzen eingehen. 6) Von den Aufbesserungen des Bodens (Amendements). Der Verf. versteht darunter alles, was dem

Digitized by Google

Boden eine den Pflanzen zuträglichere Beschaffenheit ertheilt, und nimmt dabei Rücksicht auf die Einwirkung der Erde, der Luft, des Wassers, des Düngers und der Temperatur auf die Pflanzen. Hier werden alle mechanischen Arbeiten und alle chemischen Veränderungen des Bodens, welche denselben fruchtbar machen sollen, berührt. Dieses Kapitel enthält also eine kurze Andeutung dessen, was man in den deutschen Systemen der Landwirthschaftslehre „mechanische und chemische Agricultur" nennt. 7) Von der Wechselwirthschaft. 8) Kurzer Ueberblick der landwirthschaftlichen Erzeugnisse in Frankreich.

Der zweite Band umfafst das neunte bis achtzehnte Kapitel. 9) Von der Beschaffenheit und den Anwendungen der vegetabilischen Erzeugnisse, als Gummi, Stärkmehl, Zucker, Wachs, Oel, Harz, Faser, Kleber, Gerbestoff, Säuren und Alcalien. Der Leser findet hier zwar nichts Neues, das Alte und Bekannte ist kurz und gut dargestellt, aber vieles angeführt, was in eine landwirthschaftliche Technologie gehört. 10) Ueber die Aufbewahrung der thierischen und Pflanzenstoffe. Die drei Methoden, das Austrocknen, die Abhaltung von Luft, Wasser und Wärme, und die Anwendung von Salzen und geistigen Flüssigkeiten sind hier sehr gut vorgetragen. Der Verf. erwähnt dabei der neuerdings in Vorschlag gebrachten und besonders von Ternaux auf seinen Gütern bei Paris ausgeführten Korngruben oder Silo's, so wie auch der Appert'schen Methode, Fleisch, Gemüse, Früchte u. s. w. aufzubewahren. 11) Von der Milch und ihren Zubereitungen, Butter, Käse u. s. w. 12) Von der Gährung. Eines der besten Kapitel, wie man es auch von dem Verf., der selbst grofser Weinbergsbesitzer in dem ersten Weinlande der Welt ist, nicht anders erwarten konnte. Sehr beherzigenswerth sind die einfachen Mittel, die derselbe angiebt, um in schlechten Weinjahren den Most zu verbessern. 13) Von der Destillation. Der Verf. entwickelt historisch die Entstehung und allmählige Vervollkommnung der Destillirkunst, bis auf den hohen Standpunkt, den sie durch die neuesten Apparate erreicht hat, die in einer einzigen Destillation Spiritus geben. 14) Von der Bereitung gesunder Getränke für den Landmann, z. B. Nachwein, Obstwein u. s. w. 15) Von den ländlichen Wohnungen für die Menschen und das Vieh, und den Mitteln, sie gesund zu erhalten. 16) Von der sparsamen Wäsche, dabei auch vom Fleckenausmachen. 17) Vom Anbau des Waides und der Indigbereitung aus demselben. Eine sehr gründliche Abhandlung. Sie mufste aber auch so ausfallen,

Digitized by Google

da in Frankreich zur Zeit der Continentalsperre die gröfsten Versuche über diesen Gegenstand gemacht wurden, die Regierung solche Unternehmungen sehr unterstützte, und selbst Schulen und Musterfabriken für diesen Industriezweig anlegen liefs. 18) Vom Anbau der Runkelrüben und von der Zuckerbereitung aus denselben. Dieses letzte Kapitel ist das vorzüglichste des ganzen Buches, obschon es eigentlich in eine Agriculturchemie nicht direct gehört, sondern theils rein landwirthschaftlichen, theils technischen Inhaltes ist. Der Verf. war seit vielen Jahren einer der gröfsten Beförderer der Zuckerfabrication in Frankreich, hat mehrere Fabriken dieser Art angelegt, und betreibt sie noch. Er hat alle Hindernisse besiegt, und kann jetzt mit dem indischen Rohrzucker recht gut Concurrenz halten. Seine Proceduren sind aus vieljähriger eigener Erfahrung hervorgegangen, und verdienen deshalb gewifs Nachahmung. Er beschreibt eine sehr zweckmäfsige Reibmaschine zum Zerkleinern der Rüben, empfiehlt die Anwendung der thierischen Kohle beim Abdampfen des mit Kalkmilch geläuterten Saftes, und giebt genaue Regeln für das eigentliche Versieden, Raffiniren und Weifsmachen. Das Ganze schliefst mit Berechnungen über Unkosten und Ertrag einer Runkelrübenzuckerfabrik — alles in Geld ausgedrückt — und mit der Behauptung, dafs Landwirthschaft, Technik und der ganze Nationalwohlstand durch diese Fabrication gewinnen müssen, womit auch Ref. in Bezug auf Deutschland ganz einverstanden ist, besonders wenn der Getreideüberfluss und die geringen Getreidepreise noch länger andauern sollten *).

Aus dem Ueberblicke dieses Inhaltes ergiebt es sich, dafs die Materialien nicht systematisch geordnet sind. Doch ist die Darstellung im Ganzen populär, und das Buch enthält viele nützliche Lehren, die zur Verbreitung chemischer Kenntnisse bei den gebildeten Landwirthen führen mögen. In wissenschaftlicher Beziehung steht es aber der berühmten Agricultur-Chemie von Davy weit nach, und ist auch in der Art einseitig geblieben, dafs der Verf. keine andern Chemiker,

*) In Frankreich ist zufolge des Einfuhrzolls der Zucker merklich theuerer als in Deutschland. Chaptal rechnet das Pfund raffinirten Zucker zu 34 Kr., während man bei uns wohl nicht über 24 Kr. dafür lösen kann. Dies erschwert die Sache einigermafsen für den deutschen Fabricanten.

A. des Spec. Red.

Digitized by Google

als Franzosen und Engländer kennt, während wirklich mehrere Deutsche diesen Gegenstand glücklich bearbeitet haben.

Die Uebersetzung ist im Ganzen gelungen. Der Uebersetzer hat in Klammern in den Text selbst mehrere Erläuterungen verwebt, auch manche berichtigende Noten unten beigefügt. Am Schlusse des zweiten Bandes findet man gröfsere Anmerkungen und Zusätze vom Professor Schübler in Tübingen. Die wichtigsten derselben beziehen sich auf den Boden, auf die Milch und ihre Verarbeitung. Dafs diese gründlich und in jeder Hinsicht belehrend und berichtigend seyn würden, konnte man von dem Verf. der berühmten Abhandlungen über die physischen Eigenschaften des Bodens und über die Milch (im 5. Hefte der Hofwyler Blätter) erwarten.

Nieuwe Werken van de Maatschappy der Nederlandsche Letterkunde te Leyden. I Deel. II. stuk. te Dordrecht, by Blussé en van Braam. 1825. XIV und 270 S. 8.

Als Ref. in vorigem Jahre Gelegenheit nahm, das erste Heft dieser Abhandlungen anzuzeigen, bewog ihn dazu vorzüglich das Interesse, welches ein einzelner Aufsatz in demselben über den Einfluſs des dritten Standes in den Ständeversammlungen der Niederländischen Provinzen zu verdienen schien. Gegenwärtiges zweites Heft enthält wieder mehrere interessante Aufsätze, über welche in Deutschland, wo man sich leider wenig um die Literatur des stammverwandten Nachbarlandes kümmert, Bericht zu geben, Rec. für seine Pflicht hält. Es kann in der That nicht fehlen, dafs die Abhandlungen eines Niederländischen gelehrten Vereines, der der Geschichte seines Vaterlandes besondere Aufmerksamkeit widmet, ein grofses Interesse haben müssen; denn die Geschichte welches europäischen Landes kann sich, was Abrundung der Verhältnisse, Lobwürdigkeit der Resultate, Gestaltung des politischen Lebens betrifft, der Niederländischen an die Seite stellen? Sie beginnt selbstständig in einer Zeit, wo der Streit des Protestantismus gegen die Römische Hierarchie, der Streit der damaligen Staaten vom zweiten Range gegen das Habsburgische Principat im Europäischen Staatensystem, wo das Streben der übrigen Seemächte unabhängig von Spanien Theil an dem Welthandel in dessen neuer Ausdehnung zu nehmen alle Geister bewegte — sie beginnt also mit den Interessen, deren Verfolgung uns überhaupt erst die

Digitized by Google

geistige und gesellschaftliche Ausbildung geschenkt hat, die der Stolz der neueren Zeit ist. Und in dieser Verfolgung haben sich die Niederländer auf dem Meere wie zu Lande als tüchtige Kämpfer gezeigt, und im Cabinet als die ausgezeichnetsten Diplomaten. Naturkunde und Geschichte, Philologie, Philosophie und Staatswissenschaften haben durch Niederländer die gröfsten Fortschritte gemacht, in den bildenden und — obgleich es von Deutschen wegen der zu grofsen Verwandtschaft der gegenseitigen Sprachen nicht leicht empfunden werden kann — in den redenden Künsten haben die Niederlande ausgezeichnete Meister aufzuweisen. Endlich haben die Niederländer an den Vortheilen und an den wahrhaften Interessen der Französischen Revolution Theil genommen, ohne sich dabei so mit Koth zu besudeln, ohne sich zu solchem Aberwitz fortzutreiben, wie ihre Nachbarn, und haben zum Lohn dafür von der Vorsehung, nachdem der Sturm vorüber war, ein erhabenes Fürstenhaus zurück erhalten, dessen Geschichte mit der Geschichte der Niederländischen Bildung und Freiheit untrennbar verwebt ist, und nebst einer weisen Verfassung die beste Garantie giebt, dafs es dem modernen Mittelalter nie gelingen wird, über diese Landschaft geistiger und politischer Freiheit von neuem seine eckelhaften Netze zu spinnen. Wie sollte in einer solchen Geschichte nicht sehr oft auch die Untersuchung specieller, anscheinend blos localwichtiger Gegenstände und Begebenheiten ein allgemeines Interesse gewähren?

Das zweite Heft eröffnet die Beantwortung einer Preisfrage: welken dienst en ondienst heeft de Dichtkunde van de oudste tyden af tot op onzen tyd, aan de Geschiedkunde gedaan; bepoaldelyk med opzigt tot de Grieksche, Romeinsche en Nederlandsche Geschiedenis? Diese Frage über den förderlichen und schädlichen Einfluss der Dichtkunst auf die Geschichte ist beantwortet von Mr. S. de Wind (Substitut-officier by de regtbaine van eersten aanleg te Middelburg).

Es dreht sich die Beantwortung nicht um eine Untersuchung über die innere, geistige Verwandtschaft dichterischer und historischer Production, wie sie Humboldts in jeder Weise höchst ausgezeichnete Abhandlung über die Aufgabe des Geschichtschreibers giebt, sondern um die Feststellung jenes mehr äufserlichen Einwirkens poetischer Darstellung auf die Ueberlieferung von Begebenheiten. Die Einleitung beginnt mit der Bemerkung, alle Geschichte der ältesten Zeiten beruhe auf Tradition, und diese habe allezeit einen dichterischen Charakter. Hiervoor zyn twee evengewigtige redenen:

Digitized by Google

de kinderlyke eenroadigheid der ruwe volken, en de armoede hunner talen. Es wird hierauf gezeigt, wie die kindlichere Anschauung roher Völker nothwendig mythologische Vorstellungen erzeuge; wie diese mythologische Vorstellungsweise dann auch auf Betrachtung geschichtlicher Begebenheiten ausgedehnt werde, und grofsen Männern den Charakter von Heroen verleihe. So werde die Tradition nothwendig ihrem Inhalte nach zur Dichtung; aber auch der Form nach müsse sie es werden, und daran sey vorzüglich die Armuth der Sprache Schuld. Die Armuth zwingt nämlich, um abstractere Begriffe anzudeuten, zu Bildern — eine Erscheinung, die sich überall, je roher eine Sprache ist, in je gröfserem Maafse beobachten läfst, sobald nämlich das Volk, welches diese rohe Sprache spricht, durch Umstände gezwungen wird, sich auf Verhältnisse gebildeteren Lebens einzulassen. Alle Bildung fängt also mit einer gewissen dichterischen Ausdrucksweise an, und die Tradition wird nicht blos ihrem Inhalt, sondern auch ihrer Form nach zu einem Werke der Poesie. — Diesen Verlauf der Sache weist Herr de Wind hierauf an mehreren alten Völkern: Israeliten, Indiern, Aegyptern u. s. w. nach, und fügt dann hinzu, dafs sogar, was die Stellung der Worte anbetrifft, eine poetische Form eintreten mufste, da man gezwungen war, aus Mangel an Buchstabenschrift oder Schreibmaterial dem Gedächtnifs auf andere Weise, durch Rhythmus oder Reim u. s. w. zu Hülfe zu kommen.

Die Dichtkunst ist also nothwendig die älteste Geschichtschreiberin. Ueberdies giebt, auch in späterer Zeit, die Dichtkunst nothwendig immer einen grofsen Theil der Quellen für Geschichte her. — Sitten- und Bildungsgeschichte ist zum grofsen Theil nur aus Werken der Dichtkunst zu schöpfen.

Die Abhandlung zerfällt dann weiter in drei Abtheilungen, Untersuchungen nämlich über den besonderen Einfluss, den die Dichtkunst auf die Geschichtschreibung der Griechen, Römer und Niederländer gehabt hat. Jede dieser Abtheilungen zerfällt wieder in zwei verschiedene Untersuchungen — 1. über den Einfluss der Dichtkunst auf geschichtliche Wahrheit — also auf den Inhalt der Historie, und 2. über den Einfluss der Dichtkunst auf die Form der Geschichtschreibung.

Wir übergehen die beiden ersten Abtheilungen, indem wir nur erwähnen, dafs bei der Untersuchung über die Griechische historische Literatur Creuzers Arbeit zu Grunde gelegt, bei der über die Römische Niebuhrs Römische Geschichte

Digitized by Google

mehrfach berücksichtigt ist. Selbstständige Resultate von Bedeutung liefern diese beiden Abtheilungen nicht.

Die dritte Abtheilung, welche die Historiographie der Niederlande betrifft, verdient eine nähere Betrachtung. Früher bis auf die Unabhängigkeit treten die Niederlande nicht besonders hervor, es werden also die alten Heldenlieder der Gallier und Germanen erwähnt, sodann die Lieder, die Karl der Grofse sammeln liefs, und es wird die auch in Deutschland schon mehrfach ausgesprochene Meinung geäufsert, dafs das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert diese älteren Sagen nur umgearbeitet habe. Das Nibelungenlied, das Heldenbuch werden erwähnt — die Französischen und Deutschen Ritterromane berücksichtigt, und überhaupt die dichterische Stimmung hervorgehoben, welche das ganze zwölfte und dreizehnte Jahrhundert charakterisirt. Es führt dies zu dem Ausruf (p. 10.): Kon het dus wel anders, of deze geheel dichterlyke stemming moest invloed hebben op de Geschiedenis? Es wird dann gezeigt, wie Chronikenschreiber und Städtegeschichten aus dem Mittelalter voller Fabeln sind, wie namentlich an die Spitze fast aller Niederländischen Städtegeschichten fabelhafte Stifter oder andere sagenhafte Gestalten gekommen sind; allein in die eigentliche Geschichte haben diese Sagen nicht mehr wie in Griechenland und Rom Eingang gewinnen können, da die urkundlichen Nachrichten daneben zu grell dagegen abstanden.

Indem Herr de Wind zu dem zweiten Hauptstück seiner dritten Abtheilung übergeht, macht er die Bemerkung, dafs die Niederländische Geschichtschreibung erst sehr spät beginne. Unter dem Burgundischen Hause war die Niederländische Sprache verdorben, mit vielen ausländischen Worten versetzt worden, überhaupt noch ungebildet — unter Karl V. und Philipp war Interesse und zuletzt der Muth nicht vorhanden. Mit dem Unabhängigkeitskrieg begann der erste geistige Aufflug. Marnix, Coornhert und Spieghel eröffneten eine Reihe ausbezeichneter Dichter, und die Niederländer erhielten durch diese in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts eine gebildete Sprache. In dieser Zeit ward denn auch zuerst die Chronikform in der Geschichtschreibung verlassen, und Bor, van Meteren und Reyd wurden die Väter der Niederländischen Historiographie — doch war ihre Sprache noch nicht fein gebildet, und auch die Versuche, in lateinischer Sprache historische Kunstwerke zu liefern, glückte dieser Zeit nicht ganz. Pieter Corneliszon Hooft war der erste, welcher, zugleich einer der ersten Dichter seiner Zeit, in der

Digitized by Google

Geschichtschreibung eine neue Periode eröffnete. Sein Henrik de Groote, der 1626 erschien, zeichnete sich schon hinsichtlich der Schreibart und der Ausführung aus; die Krone aber seiner historischen Werke war seine Nederlandsche Historie, die im Jahre 1645 gedruckt ward. Hooft erwarb sich durch dieses Werk den Ruhm, für einen Niederländischen Tacitus zu gelten — überall aber ist es sichtbar, wie ihm bei allen seinen Productionen jene Kraft, die ihn zum Dichter machte, beseelte — ohne jedoch der Gründlichkeit, welche die Behandlung eines historischen Gegenstandes verlangt, Eintrag zu thun.

In den südlichen Provinzen des jetzigen Königreiches der Niederlande blühte in jener Zeit die Dichtkunst nicht, und die Folge war, dafs man hier auch keinen tüchtigen Geschichtschreiber findet.

Gerard Brandt, der in Hoofts Fufstapfen trat, war eben so grofs als Dichter denn als Geschichtschreiber. 1663 kam seine Geschiedenis der Reformatie heraus, und nach seinem Tode: het Leven van de Ruiter. Ausgezeichnet als Geschichtschreiber trat denn auch sein Sohn Caspar Brandt auf in seinem: Leven van Hugo de Groot (Hugo Grotius). Auf Hooft und die beiden Brandts hatte die Dichtkunst den gröfsten und unläugbarsten Einfluſs, indem ihrer Wirkung besonders die Lebendigkeit und der Geist der historischen Darstellungen dieser Männer zuzuschreiben ist.

In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ward die Geschichte mehr zur gelehrten Forschung — viele Niederländer beschäftigten sich damit, und viele Historiker von Verdienst gehören in diesen Zeitraum, aber kein einziger bedeutender Historiograph. Auch die Niederländische Dichtkunst schien ausgestorben, und das Studium der alten Classiker hatte alle zu sehr an sich gerissen — alles schrieb lateinisch, und suchte vorzüglich die Verdienste des Gelehrten.

Die Vaderlandsche Historie von Wagenaar, die in Amsterdam 1749 — 1759 erschien, war wieder das erste bedeutende Niederländische Geschichtswerk — Deutlichkeit und Treue sind ausgezeichnete Tugenden dieses Werkes, aber die Lebendigkeit und Schönheit der Darstellung, wie sie in den früheren Niederländischen Historikern zu finden ist, vermifst man. Seitdem hob sich die historische Kunst in den Niederlanden wieder zusehends. Simon Styl in seinem Werke: Op komst en bloei der vereenigden Nederlanden (Amsterdam en Harlingen 1774 — 1778) stellt sich schon wieder in die Mitte zwischen Wagenaar und Hooft — zugleich war er einer der

Digitized by Google

besten Dichter seiner Zeit; diese Eigenschaft scheint jedoch auf seine historischen Productionen wenig Einfluſs gehabt zu haben. Dichtkunst und historische Kunst sind so während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts in den Niederlanden in keine innere Berührung getreten, und erst in neuester Zeit haben Stuart, Bosscha, Scheltema und van Kampen wieder sichtbar groſse Sorgfalt auf die Darstellung historischer Gegenstände gewendet, ohne doch einen unmittelbaren Einfluſs dichterischer Anschauung oder sonst irgend einen dichterischen Anflug zu verrathen.

Herr de Wind schlieſst dann mit folgenden Worten, die wir unseren Lesern ins Deutsche übersetzt mittheilen: „Zu Anfange der glänzendsten Periode unserer Literatur begegnet uns die Dichtkunst: sie war es, die den Niederländischen Ausdruck für die Prosa bildete, reinigte, bereicherte, und so der ächten Geschichtschreibung die Bahn brach. Sie war es, die über Hoofts unsterbliche Geschichtsbücher jenen edlen, feurigen Geist ausgoſs, der nachher Brandt und Anderen Muster herrlichen Nachstrebens wurde, und in mancher Hinsicht auch dem Geschichtschreiber unserer Tage seyn kann.“ — „Zum Beschluſs nur noch diese Bemerkung: die Dichtkunst hat im Allgemeinen auf die ganze prosaische Darstellung einen wichtigen und förderlichen Einfluſs gehabt. Viele Schriftsteller freilich haben davon Miſsbrauch gemacht, und eine sogenannte poetische Prosa geschaffen, die gewiſs ein jammervoller Miſsgeschmack genannt werden kann, — doch scheinen die besten Geschichtschreiber zu aller Zeit zu sehr von Achtung vor der Geschichte durchdrungen gewesen zu seyn, als daſs diese Schreibart auf geschichtliche Darstellung Einfluſs hätte gewinnen können.“

Wenn uns die beiden ersten Abtheilungen von Herrn de Wind's Abhandlungen wenig neue Ansichten eröffneten, so müssen wir dagegen die Zusammenstellung einer Entwickelungsgeschichte der Dichtkunst in den Niederlanden und der Geschichtschreibung als sehr interessant bezeichnen, und Ref. bedauert nur einen so kurzen Auszug des Inhaltes liefern zu können.

Es folgt hierauf ein altholländisches Gedicht aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts mit dem Titel: De Nederlaag van Frans van Belderode of de laatste onderneming der Hoekschen door eenen Hollandschen Dichter.

Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts hatten zwei Partheiungen, in welche der Adel und die Städte von Holland getheilt waren, während der Streitigkeiten der Kaiserin Mar-

Digitized by Google

garetha mit ihrem Sohne Wilhelm die Namen der Kabeljauen und der Hoeken (Angelhaken) angenommen — und der Gegensatz hatte sich fort erhalten, bis gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die Hoeken ganz unterlegen und vertrieben waren. Während Maximilian in den Jahren 1488 und 1489 mit den Flamländern zu kämpfen hatte, versuchten die Hoeken einen letzten Streich. Franz von Brederode, ein Jüngling von zwei und zwanzig Jahren, der eben erst die Hochschule zu Loewen verlassen hatte, trat an ihre Spitze — und bemächtigte sich Rotterdams. Die Parthei hatte am Ende zu geringe Hülfsmittel, und nachdem alle anderen Vortheile verloren waren, wurde Franz selbst in einem Gefecht an der Maas im Jahr 1490 verwundet und gefangen. Er starb kurz darauf an seiner Wunde. Bald nach seinem Tode hörte die Partheiung gänzlich auf.

Ueber den dichterischen Werth der drei Gesänge über Franzens Unternehmungen, welche Herr Koning, in dessen Händen sich das Manuscript befindet, mittheilt, erlaubt sich Ref. kein Urtheil. Die Ungeläufigkeit der älteren niederdeutschen Sprache mag Schuld seyn, dafs er manches nicht geniefsen kann, was einem Niederländer gefällt. Einzelne Stellen haben ihm nicht ganz mifsfallen — im Ganzen ist es ihm vorgekommen, als habe er weniger mit einem Gedicht, denn mit einer etwas unbeholfenen, und in Nebendingen ausführlichen Chronik zu thun. Der erste Gesang geht bis auf den Verlust Rotterdams; Sentenzen finden sich vielfach in die Darstellung eingeflochten, besonders ist das zweite Gedicht damit ausgestattet. Den dritten Gesang zeichnet der Herr Herausgeber aus, als den Beginn eines besseren Geschmacks in der Niederländischen Dichtkunst beurkundend.

Den dritten Platz nimmt eine Abhandlung ein, welche die Aufschrift führt: Bydragen tot de Historie van het verboud en de smeekschriften der Nederlandsche Edelen van de Jaren 1565 — 1567 door M. L. Baron d'Yvoy (Lid van de Maatschappy der Nederlandsche Letterkunde te Leyden). Ein Aufsatz von durchaus populärem Interesse für den Geschichtforscher, der auf ganz specielle Kenntnifs der Begebenheiten eingeht; — er ist von mehreren wichtigen Urkunden begleitet.

Den Beschlufs macht ein Fragment von Jacob von Maerlants Spiegel Historiael, mitgetheilt aus einer Breslauer Handschrift durch unseren gelehrten Landsmann, Herrn Dr. Hoffmann (von Fallersleben) zu Breslau, der sich durch Auffindung und genaue Bearbeitung auch anderer Bruchstücke älterer

Digitized by Google

Deutscher Dichter um unsere Sprach- und Literaturgeschichte verdient gemacht, und sich durch seine vollständige Kenntnifs der Niederländischen Literatur und Sprache bei den Niederländischen Gelehrten allgemeine Achtung und Anerkennung erworben hat. *H. Leo.*

Eutropii Breviarium Historiae Romanae. Recognovit, insigniorem lectionis varietatem annotavit, indicesque rerum ac verborum copiosissimos adjecit Dr. Georg. Frid. Wilhelm. Grosse, Stendaliensis Gymnasii Conrector et verbi divini ad Cathedralem D. Nicolai aedem minister. Editio secunda, minori pretio venalis. Lipsiae, e libraria Hahnia, MDCCCXXV. XXIV und 236 S. 8. 8 Gr.

Auch unter dem Titel:

Corpus Historicorum Latinorum. Cura et studio Dr. Frider. Ernest. Ruhkopf, Hanoverani Lycei nuper Directoris, et Dr. Joach. Dieter. Godofr. Seebode, Hildesiensis Gymnasii Directoris, Ducal. Societat. Lat. Jen. Sodal. Honor. Tomus XIII. Eutropium continens.

Diese Ausgabe, welche eigentlich schon im Jahre 1816. erschienen ist, eignet sich eben darum zu keiner ausführlichen Anzeige, und wir würden sie ganz übergangen haben, wenn wir nicht bei Gelegenheit dieser wohlfeilern Ausgabe uns zu sagen verpflichtet fühlten, dafs sie sehr empfohlen zu werden verdient, und unstreitig den besten Text eines Schriftstellers enthält, der sonst sehr häufig auf Schulen gelesen wurde, gegenwärtig aber theils durch die vielen Chrestomathieen, theils durch die lauter gewordenen Klagen über seinen freilich nicht ganz mustergültigen Vortrag von vielen öffentlichen Anstalten verdrängt ist. Wir würden ihn nicht in's Exilium verbannt haben. Seine Mängel bestehen mehr in einzelnen Ausdrücken, als in gänzlicher Geschmacklosigkeit, und der Inhalt eignet sich ganz zu einer cursorischen Repetition, so wie zur ersten Bekanntschaft mit der Römischen Geschichte. Die Gefahr, dafs ein junger Leser die *sordes* der spätern Zeit aus ihm lerne und sich aneigne, läfst sich durch einen aufmerksamen und geschickten Lehrer, oder eine Ausgabe, wie die des Hrn. Gr., ganz entfernen. Was nun die vorliegende Ausgabe betrifft, so hält sie eine besonnene Mitte zwischen dem Zuviel und Zuwenig, berücksichtigt vorzüglich die Lesart, dann die Sprache und ihre Eigenheiten, und vergleicht häufig die Grie-

Digitized by Google

chische Paraphrase des Päanins. Die geographischen und historischen Namen werden im ersten Index hinlänglich erläutert, im zweiten der Sprachgebrauch, mit Vergleichung gleichzeitiger, früherer und späterer Schriftsteller; sehr lehrreich und gründlich: man sehe nur die Artikel *corpus*, *cum*, *opus*, *praefectus*, *simul*.

Die aufgenommenen Lesarten, so wie die Gründe für deren Aufnahme müssen wir gröfstentheils billigen. Nur einige wenige Stellen des ersten und zweiten Buches heben wir aus, wo uns entweder die Lesart oder der Grund ihrer Aufnahme nicht befriedigt hat. In der Vorrede: *quae in principum vita egregia exstiterunt.* Hier stöfst freilich *vita* etwas an, weil man *egregia* im ersten Augenblick als Ablativ betrachten könnte. Wenn aber Hr. Gr. sagt, der Singular sey dadurch entschuldigt, dafs *vita* bei Nepos Praef. 8. *de pluribus occurrit* *), und wenn er hinzusetzt, dafs, was einige Andere geben, *vitis*, die Ohren weniger beleidige; so war zu bedenken, dafs in der Stelle des Eutropius *vitis* falsch wäre, weil er nicht sagen will in den Lebensbeschreibungen, sondern in dem Leben (sc. jedes Einzelnen), und dafs es bei Corn. Nepos a. a. O. (in hoc exponemus libro *de vita* excellentium imperatorum) allenfalls wohl *vitas* (die Biographien), aber nicht *de vitis* heifsen dürfte. Dafs bei Cic. de N. D. I. 20. steht: deus — qui hominum commoda *vitas*que tueatur, ist nicht gegen uns. — I. 1. *ut, qui plurimum minimumque, tradunt:* die Note dazu: „Vellem e Codd. proferri: *ut* (i. e. sunt) *qui plurimum minimumque tradunt*, quae verba, auctori excusationem definitae annorum supputationis paratura, in parenthesi posuerim. Eodem fere modo infra 10, 18. Indicativum (*tradunt* meint er) in scriptore hujus aevi facile tulerim. Ut nunc legitur, post *minimum* (er will sagen *minimumque*) subaudi *tradunt*": diese Note begreift man nicht, da ja gerade so, wie er gelesen haben will, in den Handschriften und Ausgaben steht. I. 2. *cum uxores ipse et populus suus non haberet*, beweisen die aus dem Eutropius citirten Stellen nichts für dieses *suus*, sondern nur, dafs er oft *suus* sagt; wo es wegbleiben könnte, aber

*) Soll heifsen: von einer Mehrzahl vorkommt. Das Notenlatein des Hrn. G., obgleich nichts weniger als schlecht, laborirt doch an einigen Mängeln. So steht z. B. auf derselben ersten Seite der von den mustergültigen Alten vermiedene Genitiv *plerorumque*, und S. 16. wird *defluere* in demselben Sinne für abgeleitet werden gebraucht, wie sonst, gleichfalls nicht gut, *derivari*.

Digitized by Google

Corn. Nep. Milt. I. Wenn er aber aus Nep. Att. V. anführt, es geben Einige dort fälschlich *ejus amicis* für *suis*, so irrt er. Bei jenem *amicis* steht weder *ejus* noch *suis*, wohl aber bei *periculis* findet sich in einigen *suis*, in mehreren *ejus*, in einem keins von beiden. S. Bardili's Ausgabe S. 240. vergl. S. 678. T. II. — I. 19. *ut Fidenae sexto, Vejentes XVIII milliario absint.* Weil voran geht *Fidenae*, so wollte Vinetus *Veji* lesen; Hr. Gr. will lieber *Fidenae* in *Fidenates* verwandelt wissen, damit es mit *Vejentes* harmonire, und citirt I. 4. Vejentes et Fidenates, quorum alii sexto milliario absunt ab urbe Roma, alii octavo decimo. Es ist aber die letztere Aenderung nicht nöthiger, als die erste. Warum soll denn der Schriftsteller keine Variation des Ausdrucks anbringen dürfen? — II. 25. *tanti non esse*, sagt Regulus, *ut tot millia captivorum propter unum se, et senem, et paucos, qui ex Romanis capti fuerunt, redderentur.* Hier emendirt Hr. Gr. *propter et se unum*, und sagt: „Ita dedi ex conjectura ob dilucidiorem oppositionem, in qua ne pronomina quidem, saepe alias a librariis obtrusa, recte abesse possunt. Opponuntur enim millibus captivorum Carthaginiensium et Regulus unus isque senex (nunc commate post *unum* posito hunc sensum adjuvi), et pauci, qui ex Romanis capti fuerant. Quod vulgo ponunt *se* post *unum*, locum habet prorsus ineptum, orationem reddit languidam et redundat. Et Codd. aliquot omittunt. Grunerus quoque diserte improbat. *Et* ante *se* aegre desiderarim.“ Man sieht, Hr. Gr. giebt sich viele Mühe, seine Conjectur zu empfehlen. Aber er hat übersehen, dafs sie gar nicht einmal lateinisch ist; sonst müfste man auch sagen können: ego *ad et te* patrem et amicum accedo. Auch ist *se* nach *unum* weder lahm noch überflüssig. — Doch dergleichen Mifsgriffe sind nicht viele, und die Bemerkung dieser wenigen Stellen, zu denen sich zwar noch andere hinzusetzen liefsen, hebt unser Urtheil über die Brauchbarkeit und Vorzüglichkeit dieser Ausgabe im geringsten nicht auf *).

*) In der Hahnschen Buchhandlung in Hannover ist zu gleicher Zeit die zweite Ausgabe der für Schüler sehr brauchbaren Seebode'schen Ausgabe des Eutropius mit einem Wörterbuche erschienen.

Digitized by Google

N. 57. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

C. Cornelii Taciti Synonyma et per figuram ἓν διὰ δυοῖν dicta. Collegit, digessit, aliorum scriptorum locos aliquot comparavit Carolus Ludovicus Roth, Gymnasii regii Noribergensis Rector. Noribergae, apud Fridericum Campe. 1826. *IV und* 60 *S.* 8. 36 kr.

Einer Notiz in öffentlichen Blättern zu Folge ist diese Schrift auch als Programm ausgegeben worden, da nach einer neueren Verordnung in Baiern die Gymnasialprogramme wieder einen wissenschaftlichen Inhalt (und, wo möglich, auch Gehalt) haben sollen. Hat eine solche Verordnung in andern Ländern, wo sie längst besteht, schon viele ausgezeichnete kleine Schriften und Monographieen zu Tage gefördert, die ohne dieselbe vielleicht niemals erschienen wären, und wäre vielleicht auch diese sonst nicht erschienen, so mögen wir jener Anordnung danken, die die Abfassung dieser gehaltreichen Schrift veranlafst hat.

Der Verf. bemerkte, dafs man manche Stellen des Tacitus richtiger auffasse, wenn man die Figur ἓν διὰ δυοῖν berücksichtige, und beschlofs deswegen, alle Stellen desselben zu sammeln, wo sie sich fände. Er entdeckte deren nicht nur sehr viele, sondern auch eine unerwartete Mannigfaltigkeit derselben, sah sich bei den Grammatikern nach einer umfassenden Belehrung darüber um, und fand sie nirgends erschöpfend, namentlich die verschiedenen Arten und Unterarten nirgends aus einander gesetzt. Daher sein Entschlufs, dieses Geschäft selbst zu übernehmen; daher aber auch die Nothwendigkeit, auch die Synonyme des Tacitus zu berücksichtigen und zu sammeln, und die Veranlassung, diesen einige Beispiele aus andern Schriftstellern beizugeben, damit erhelle, dafs Tacitus in dem Gebrauche dieser Figur Vorgänger und zwar nicht wenige hatte. Oft nämlich kann man zweifelhaft seyn, ob ein gewisser Ausdruck Synonyma oder ein ἓν διὰ δυοῖν enthalte. Veranlassung zu beiden war nicht die Neigung, die Rede zu schmücken oder abwechselnd zu machen, sondern das Bedürf-

Digitized by Google

nifs oder der Mangel, den der Sprechende oder Schreibende in der Sprache fand, woraus dann späterhin eine Schönheit und eine, besonders in der Poesie oft gebrauchte, Zierde gemacht wurde. Die kürzeste und passendste Erklärung der Figur Hendiadys fand der Verf. bei Ruddimannus: cum, quod re unum est, sic effertur, quasi duo essent. Da sich nun, wie gesagt, zeigte, dafs sich die Synonyma nicht immer von der Figur Hendiadys ganz bestimmt unterscheiden lassen, dafs ferner mit beiden die Apposition sehr verwandt sey und grofse Aehnlichkeit habe, so sah sich der Verf. genöthigt, die Synonyma vorauszuschicken. Ueberdies fand sich dazu noch eine andere Veranlassung in einer Eigenheit des Tacitus, der nämlich viel lieber zwei Substantiva verbindet, als dem Substantivum ein Adjectivum beisetzt. Die Aufzählung der Synonyme beginnt der Verf. mit denen des dem Tacitus so ähnlichen Sallustius; dann folgen von S. 7 bis 10. die durch und verbundenen Synonyme des Tacitus, darauf S. 11 bis 13. die durch Disjunctivpartikeln an einander gehängten, S. 13 bis 15. die synonymisch gebrauchten Adjective, S. 16. Adverbien, S. 17. Verba: von den beiden letzten Arten fanden sich wenige. Hier findet sich denn, dafs die einen dazu dienen, den Numerus zu stützen, die andern verstärkend, andere erläuternd, wieder andere erweiternd, andere limitirend sind. S. 19. beginnt er nun über die sogenannte Hendiadys zu sprechen, die sich auch bei Substantiven, Adjectiven und Verbis, aber nicht bei Adverbien findet. Die Abstufung der Anzahl ist wie bei den vorkommenden Synonymen. Von der ersten Art (mit Substantiven) nimmt der Verf. vier Gattungen an: a) wenn zwei Substantiva statt eines Substantivs und Adjectivs stehen; b) wenn die Beisetzung des zweiten statt des Genitivs gilt; c) wenn die Hendiadys statt einer Apposition steht; d) wenn die Hendiadys steht, wo ein Zusatz durch eine Präposition oder eine Umschreibung folgen sollte. Die erste Gattung zerfällt wieder in drei Unterabtheilungen: α) wenn das Adjectivum, das beim Substantiv stehen sollte, von gleichem Gewicht, wie das Substantiv selbst ist; β) wenn ein Substantiv genommen wird, weil es kein gebräuchliches Adjectivum für den auszudrückenden Sinn giebt; γ) wenn man zur Erweiterung und Erläuterung eine Hendiadys anwendet. Die zweite Gattung tritt ein: α) wenn das eigentlich als Genitiv beizusetzende Substantivum von gleichem Gewicht und gleicher Bedeutsamkeit ist, wie das, welches im Nominativ steht; β) wenn man die Concurrenz der Genitive vermeiden will:

Digitized by Google

γ) wenn das regierende Substantiv seiner Natur und Bedeutung nach den beizusetzenden Genitiv nicht annimmt. Beispiele für alle diese Formen folgen bis S. 41. Dann kommt die dritte Gattung, die statt der Apposition dienende Hendiadys bis S. 48: worauf sich die vierte Gattung, die unter mancherlei Formen vorkommt, anschliefst. — Das ἓν διὰ δυοῖν durch Adjective, oder die zweite Art, wird von S. 54. an betrachtet, wo entweder a) ein Begriff aus einem Substantiv und Adjectiv besteht, wozu noch ein zu beiden (zu dem Gesammtbegriff beider) gehöriges Adjectivum kommt; b), wo, wenn das eine statt des Substantivs stehende Adjectivum ein anderes Adjectivum zu sich nehmen und daraus ein Begriff werden sollte, beide so ausgedrückt werden, als ob sie an sich zweierlei wären, und blos durch die Copula verbunden würden; oder c) wo zwei Adjective statt eines einem Adjectiv beizusetzenden Adverbiums stehen. S. 58. bis zu Ende kommt endlich die dritte Art, oder das ἓν διὰ δυοῖν durch Verba. — Wir haben diese trockene Skizze gegeben, um theils auf die Reichhaltigkeit der Schrift, theils auf den Scharfsinn des Verf. in Unterscheidung der Arten und Unterarten aufmerksam zu machen; haben uns aber enthalten, auch Beispiele auszuziehen, weil wir wünschen, dafs unsere Leser die Schrift selbst studiren möchten. Sie werden darin noch als Zugabe schöne kritische Erörterungen von verschiedenen zum Theil längst streitigen Stellen des Tacitus und einiger andern Schriftsteller finden, und das alles in einem gut lateinischen Vortrage, in welchem wir nur ein Paarmal (S. IV. und 23.) durch den unrichtigen Gebrauch von *forte* für vielleicht (dessen sich sogar Ruhnken nicht enthalten hat) und eben so oft durch *occurrere* für vorkommen, S. 14. und 26. liquet für apparet, ein wenig gestört worden sind. Um aber dem Verf. zu beweisen, dafs wir seine Schrift mit Aufmerksamkeit gelesen haben, wollen wir ihm zu einigen Stellen seiner Abhandlung unsere Bemerkungen mittheilen. S. 12. gehört die Stelle aus Liv. V. 54. adeo nihil tenet solum patriae, *nec* haec terra, quam matrem appellamus — eigentlich nicht unter die, wo die Synonyma durch eine Negativpartikel verbunden sind, sondern *nec* steht, um gleichsam *nihil tenet* (um der Lebhaftigkeit des Ausdrucks willen) zu wiederholen, und *et haec terra*, allerdings synonymisch, anzuknüpfen. S. 20. würden wir bei *fide atque obsequio* lieber sagen, es seyen Synonyma als eine Hendiadys; dagegen bei *superbiam dominationemque* lieber dieses als jenes. S. 22. möchte doch noch zu bezweifeln seyn, ob das *periculo atque negotiis* bei Sall. Cat. 2.

Digitized by Google

nothwendig durch *periculosis negotiis* zu erklären ist, wie Korte und Ruddimann wollten; eben so S. 27. (Tac. Hist. II. 56.), ob wirklich *vi et stupris polluere* nothwendig durch *stupris violentis polluere* erklärt werden mufs. Die *vis* kann auch noch anderer Art seyn, und das Verbum *polluere* durch eine Art von Zeugma da stehen. S. 13. sind die Worte *quomodo et nos* etc. und S. 36. *quod pervigilia* etc. nicht zu verstehen. In den Beispielen, S. 57, der zweiten Gattung zweiter Art, konnte bemerkt werden, dafs sich das *et* vor dem zweiten Adjectivum gut lateinisch durch *isque*, *eaque*, *eosque* erklären lasse. — Zum Schlusse wollen wir noch einige Beispiele aus Tacitus nachtragen, die der Verf. übersehen zu haben scheint, oder die wir wenigstens nicht an den Stellen finden, wo wir sie nach seiner Classification erwarteten. Zu den Synonymis S. 7 ff.: Tac. Hist. I. 54. in squalorem maestitiamque compositi. Ann. XIV. 33. fletu et lacrymis. Hist. II. 9. clamore et vocibus. Zu den durch Disjunction verbundenen Synonymen: Hist. II. 27. jurgia aut rixae. Ann. XIII. 6. auspiciis et consiliis potius, quam telis aut manibus. Zu den adjectivischen Synonymen: S. 14. Ann. III. 23. saeva et detestanda. Zum ἓν διὰ δυοῖν S. 25. Ann. VI. 51. scelera ac dedecora. S. 27. Ann. XV. 1. virorum armorumque faciendum certamen. Ann. XII. 34. non telis, non vulneribus cessurum. Zu S. 36. Ann. II. 34. iter et tempus für tempus itineris. Hist. II. 88. cum terrore et catervis. Endlich zu S. 56. Ann. VI. 38. multa et atrocia composuit für multa atrocia oder, nach unserer obigen Andeutung, multa eaque atrocia *). — Wir wünschen, bald noch mehrere Früchte der philologischen Forschungen des verdienten Verfassers dieser vorzüglichen Monographie zu lesen.

---

*) In der neuesten Ausgabe des Agricola von U. J. H. Becker, Hamburg 1826. S. 102. stehen die Synonyma und die durch die Figur ἓν διὰ δυοῖν ausgedrückten Stellen dieser Schrift des Tacitus unter der mit einem Fragzeichen bezeichneten Rubrik Hendiadys beisammen, dabei auch die Substantive mit Genitiven, wo der Nominativ statt des Adjectivs und der Genitiv statt des Nominativs steht: z. B. *prosperitas rerum* für *res prosperae*.

Digitized by Google

C. Crispi Sallustii quae exstant. Recognovit, varias lectiones, e Codicibus Basileensibus, Bernensibus, Turicensibus, Parisinis, Erlangensi, Tegernseensi ceterisque, quos Wassius, Havercampius, Cortius aliique Editores contulerunt, collectas, commentarios atque indices locupletissimos adjecit Franciscus Dorotheus Gerlach, Philosophiae Doctor, Literarum Latinarum Professor. Vol. II Basileae, in libraria Schweighaeuseriana. Typis et sumptibus Aug. Wielandi, Typ. Acad. MDCCCXXV. 59 *Seiten in* 4. 1 fl.

Während wir mit Begierde die Vollendung der trefflichen Gerlachschen Ausgabe des Salustius erwarten, und auf den Commentar harren, der uns Rechenschaft über die aufgenommenen Lesarten und zugleich Sprach- und Sacherläuterungen geben soll, erhalten wir zu Anfang dieses Jahres vorliegendes Heft, unterzeichnet Basileae IX Kal. Martii MDCCCXXV. und hinter dem Schmutztitel (Commentariorum in C. Crispum Salustium Fasciculus I.) folgende Erklärung: Variantes lectiones ex optimis Codd. Italicis collectas, et quae mihi de forma atque consilio commentariorum monenda videbantur, bibliopola separatim typis excudenda curavit, ut eorum commodis consuleretur, quibus primum tantum volumen emere libet. Ceteri hanc dissertationem non voluminis primi epilogum, sed secundi, quod paucis mensibus divulgabitur, praefationem esse existimet. Wir zögerten deswegen eine Zeit lang mit der Anzeige dieser Vorrede zum zweiten Theile. Da sich indessen die Vollendung des Ganzen noch etwas zu verziehen scheint, so wollen wir unsern Lesern kurzen Bericht erstatten, was sie in diesem Fascikel zu erwarten haben. Es findet sich nämlich hier ein vollständiges Verzeichniſs aller Handschriften des Salustius, die Hr. G. auf einer fünfmonatlichen Reise durch Italien gesehen und verglichen hat, nebst den wichtigsten Lesarten aus allen denjenigen, die er nach angestellter Untersuchung einer genaueren Vergleichung würdig fand. Ueber jeden Codex wird, nach Angabe des Materials, des ungefähren Alters (keiner geht über das zehnte Jahrhundert hinauf) und der äuſsern Gestalt, ein Urtheil gefällt. In Mailand, in der Ambrosianischen Bibliothek, fand er zwölf, in Venedig vier; in Rom a) in der Vaticanischen Bibliothek sechszehn, b) in der Barberinischen fünf, c) in der öffentlichen vier; in Bologna einen; in Florenz zwei und dreiſsig; in Neapel zehn; in Cortona einen. In Padua sagte man ihm, es sey keiner vorhanden; als er fort war, erfuhr er, daſs sich dennoch zwei Codd. dort befinden. Aus Turin erhielt er Nach-

Digitized by Google

richt und Lesarten von drei Handschriften, aus Stuttgart von einer, aus Berlin von sechs. — Ein nicht zu verachtender Vorrath, von dessen besonnener Benutzung durch Hrn. G. wir Beweise genug haben, so dafs nach Vollendung seiner Ausgabe zwar nicht die Kritik dieses Schriftstellers, wohl aber die Sammlung von Hülfsmitteln dazu, wird als geschlossen betrachtet werden können, wenigstens von noch zu vergleichenden Handschriften keine Ausbeute von Bedeutung erwartet werden dürfte *). Der Verf. äufsert sich auch über die Bibliothekseinrichtungen in Italien, die häufig äufserst beschränkend sind, so dafs z. B. die Vatikanische Bibliothek mehr als die Hälfte des Jahres über gar nicht benutzt werden kann; dann auch über die Bibliothekare, unter denen die Herren Bentivoglio in Mailand, Bettio in Venedig und Peyron in Turin gerühmt werden; Andere erhalten eine nota censoria, z. B. Hr. A. Majus: Sunt enim non pauci, qui existiment, virum illum doctissimum, cum Codd. ineditis inveniendis atque evulgandis magnam gloriam sibi pepererit, timere, ne alii ad idem laudis fastigium perveniant. Hoc ne accidat, diligenter cavet, et optimum quemque codicem, si quidem fieri potest, clausum tenet, vel potius non invenit. Der Bibliothekar der Barberinischen Bibliothek heifst satis morosus atque difficilis. Bei Bologna heifst es: Bononienses — qui olim docti dicebantur, jam alio potius nomine appellandi sunt; und vom Bibliothekar des dortigen Benedictinerklosters: nihil eo stolidius, qui vicibus Bibliothecarii fungebatur; quippe cujus tantus fuit ingenii stupor, ut ne nomen quidem Salustii cognitum haberet. Das Resultat seiner Untersuchungen theilt Hr. G. in folgenden Sätzen mit: Im Ganzen seyen im Salustius keine Veränderungen von grofser Bedeutung zu machen; die besten Handschriften seyen auch schon früher verglichen gewesen. Indessen sey jetzt so viel gewonnen, dafs man mit Sicherheit sagen könne, es sey für Herstellung eines richtigen Textes das Mögliche gethan. Ueberdies sey die Vergleichung von diesen Handschriften auf jeden Fall fruchtbar gewesen, und habe Lesarten geliefert, die den bisherigen vorzuziehen seyen; auch sey sie überhaupt mannigfach belehrend in Beziehung auf den Ursprung der Corruptelen u. dergl. Auch habe

*) So eben erfahren wir, dafs Hr. Prof. Eichhoff in Weilburg eine Ergänzung der Gerlachschen Collationen herausgegeben hat unter dem Titel: Salustianarum lectionum e duobus Codd. MSS. nuper repertis excerptarum symbola. Wiesbadae 1825. 16 S.

Digitized by Google

er manche seiner Correcturen und Conjecturen, so wie mehrere, die Corte gemacht, und die ganz willkührlich geschienen, bestätigt gefunden. Von besonderer Wichtigkeit aber sey ihm gewesen, dafs ihm nun klar geworden, in wie weit man dem Ansehen der Handschriften, wie weit dem eigenen Urtheil trauen dürfe; und dafs er die Ueberzeugung gewonnen, dafs die Grammatiker und Abschreiber sich bei dem Salustius mehr eigenmächtige Aenderungen erlaubt haben, als man gewöhnlich glaube. Von S. 49. an spricht er dann von den Pflichten eines Erklärers und Kritikers bei Herausgabe Griechischer und Lateinischer Klassiker, und von seinem Zwecke bei dieser Ausgabe. Das Geschäft eines Herausgebers ist ihm Kritik, grammatische, historische und rhetorische (in Heyne's Schule ästhetische) Erklärung. Dann spricht er von der nöthigen Behutsamkeit und Bescheidenheit in Anwendung der sogenannten höhern Kritik; von der Vernachlässigung der Beobachtung des Sprachgebrauchs bei den Lateinischen Historikern, weil man fast immer nur auf den Cicero achtete; von der weisen Sparsamkeit in den Anmerkungen und Entfernung alles nicht zur Sache Gehörenden. — Doch wir enthalten uns weiterer Auszüge, da der Verf., wie er selbst gesteht, im Grunde nichts Neues oder Unerhörtes vorbringt, sondern nur die Grundsätze angiebt, die ihm zu befolgen nöthig schien, und nach denen er beurtheilt seyn will. Die Grundsätze selbst wird man im Ganzen billigen müssen, sollte man auch einiges Einzelne zu allgemein ausgesprochen finden. Der Vortrag des Verf. ist, wie man schon aus dem ersten Theile weifs, gut, klar und schön. Kaum stöfst man ein paarmal an, wie z. B. S. 17. *quamvis correctus sit* für *quamquam — correctus est;* S. 29. *si — fuerint* für *si — fuissent;* S. 34. und 56. *auctoris* für *scriptoris;* S. 58. *Licet — necesse est*, wo *quamquam — necesse est* besser stünde, und ein Paar ähnliche Kleinigkeiten. Wir wünschen nur, dafs keine dem Verf. unangenehme Ursache die spätere Erscheinung des gewifs von Vielen begierig erwarteten Commentars verursacht haben möge. Der Druck ist sehr schön und fast fehlerfrei. Nur steht S. 45. *eum* für *cum;* S. 49. *Grammattici;* S. 18. κατ' ἐξοχήν.

Digitized by Google

De Phoenicis Fabula apud Graecos, Romanos et populos Orientales Commentationis Particula I, quam pro stipendio collegii Medicei conscriptam die XXX. Decembr. defendere conabitur R. J. F. Henrichsen, philol. Candidatus. Hafn. MDCCCXXV. Typis directoris Jani Hostrup Schulzii, aulae et universitatis typographi. 30 *S. in* 8.

Eine Schrift von dreifsig Seiten über einen Gegenstand, über den man ganze Quartanten hat (Ref. hat so eben einen vor sich liegen: P. Texelii Phoenix visus et auditus, sive fictae illius avis descriptio symbolica, verum ejus ac proprium continens ἐκτιμύθιον. Amstelod. 1706. 4. 430 Seiten; ein Buch, das, so unkritisch es ist, zu jener Zeit als das non plus ultra mythologischer Forschung betrachtet wurde), eine so kleine Schrift kann, und wenn sie auch durch die noch zu erwartende Particula II. verdoppelt wird, nicht viel Neues enthalten. Und so ist es auch mit der vorliegenden. Aber ein Verdienst kann sie haben, und das hat auch diese wirklich: sie kann, mit Uebergehung alles Unwesentlichen, die Sage oder den Mythus genetisch verfolgen, und durch chronologische Aufführung der Zeugnisse des Alterthums den Verwirrungen vorbeugen, die die Frühern durch Vermengung derselben in eine an sich nicht abstruse Sache gebracht haben; sie kann endlich durch eben dieses Verfahren nachweisen, wie die Sage durch Dichter und fabelnde Prosaiker nach und nach ausgeschmückt worden, und wie Einer dem Andern bald prüfend, bald blindlings folgend, bald ihn noch überbietend, nacherzählt hat. Durch alles dieses kann sie dann eine richtigere Deutung des Mythus entweder selbst entwickeln, oder wenigstens veranlassen. Der Verf. führt diejenigen S. 2. in einer Note auf, die ex professo über den Phönix geschrieben haben, ebendaselbst und S. 1. und 3. diejenigen, die gelegentlich über ihn sprechen. Manche andere Nachweisungen giebt noch Hoffmannus im Lexicon universale s. v. Phoenix. Vergl. auch Phil. Caesii à Zesen Coelum Astronomico-poeticum (Amst. 1662 8.) S. 311 — 313. In diesem ersten Theile nun führt Hr. H. die Zeugnisse der Griechen und Römer, so viel möglich, chronologisch auf, von Hesiodus und Herodotus herab bis auf das Gedicht de Phoenice, das gewöhnlich in den Ausgaben des Lactantius steht, auf die römischen Kaisermünzen und auf die Kirchenväter. Einige Stellen werden in Extenso gegeben, andere nur citirt. Jenes hätte durchaus geschehen sollen. Wenn Hr. H. S. 6. den Herodotus gegen die Behauptung des Porphyrius (Herodot habe

Digitized by Google

den Hekatäus von Milet ausgeschrieben) als gegen die Beschuldigung eines Plagiats vertheidigen zu müssen glaubt, so trägt er unsere Begriffe von literarischem Eigenthum auf eine Zeit über, in welcher sie gar nicht existiren konnten, wie Thomasius de Plagio Literario p. 204. Aus dem *Carmen de Phoenice* führt Hr. H. den unscandirbaren Pentameter an:

inenarrabilibus nocte dieque sonis.

Dieser heifst aber in der Ausgabe des Mich. Thomasius (Antw. Plantin. 1570.), der Bünemannschen, der Zweibr. Ausg. des Lactantius, und in Casp. Barths Ausgabe des Claudianus:

Non errabilibus nocte dieque sonis;

in dem Heumannschen Lactantius aber, und früher in der Cellarius'schen Ausgabe *Innarrabilibus* aus Codd. Voss., wo aber Heumann aus den Ausgaben von 1472. 1478. 1497. 1513. und 1515. *non errabilibus* vorzieht, und hinzusetzt: Significat poeta, phoenicem singularum noctis pariter ac diei horarum initia indicare tam accurate, ut *nunquam erret*. Aufser den von dem Verf. angeführten Münzen mit dem Phönix, theilt Texelius in dem oben angeführten Werke S. 127. noch eine mit, wo ein Phönix mit dem Strahlenhaupt auf einem Scheiterhaufen steht, mit der Umschrift *Fel. Temporum Reparatio*, unten *BSIS* (so), welche N. E. Zobel in seiner Schrift: Cacozelia Gentium in tradendis doctrinis de generis humani mentisque humanae origine et resurrectione mortuorum (Altorf. 1737.), auf dem Titelblatt hat abbilden lassen. S. das. S. 109 — 111. — Der lateinische Ausdruck ist im Ganzen, einige kleine Flecken abgerechnet, ohne schön zu seyn, doch rein und gut. Zur Probe theilen wir den Schlufs mit, der zugleich einen Theil der Ansicht des Verf. enthält: Ducibus itaque scriptoribus antiquis cum *Müntero* contendere audemus, Phoenicis fabulam esse astronomicam, Phoenicemque mortuum esse tempus praeteritum annis volventibus transactum. Quot vero anni hoc cyclo comprehendantur, ob diversa veterum testimonia incertum est, maxime tamen probatum quingentorum annorum spatium, ab Herodoto atque antiquissimo quoque traditum. Myrrha mortuos condiebant Aegyptii, neque humabantur defuncti, sed in locis sacris servabantur. Fabula itaque sine dubio etiam hoc indicat, memoriam praeterlapsi temporis a sacerdotibus templi Heliopolitani servatum fuisse. Cetera fortasse paullatim in ipsa Graecia accessere commenta, sed Herodotum sequimur. Atque haec hactenus; plura enim de significatione hujus fabulae in altera nostrae commentationis particula erunt dicenda. Wir muntern den Vf. auf, es nicht zu unterlassen.

Digitized by Google

Griechische Grammatik vorzüglich des Homerischen Dialektes von Friedrich Thiersch. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, bei Gerhard Fleischer. 1826. *XXXII und 750 S. in gr. 8.* 2 Thlr.

Es kann hier nicht die Absicht seyn, unsere Leser mit einer Schrift bekannt zu machen und ihnen eine Schrift zu empfehlen, welche schon in wiederholten Auflagen die wohl verdiente Anerkennung ihrer Tüchtigkeit und Brauchbarkeit gefunden; es kann hier blos von den Vermehrungen und Verbesserungen die Rede seyn, welche dieses Buch in dieser dritten Auflage erhalten, und welche es immer brauchbarer und nützlicher machen; es sind dieselben ein neuer erfreulicher Beweis für den fortdauernden Fleifs und die Aufmerksamkeit, welche der verdiente Verfasser diesem für den Griechischen Sprachunterricht so wichtigen Buch unermüdlich gewidmet hat. Dafs bedeutende Vermehrungen hinzugekommen, lehrt schon die Angabe der Seitenzahl, welche von 568 Seiten (so viel enthält die zweite Ausgabe) zu 714 Seiten angewachsen. Die Zahl der Paragraphen ist (was wir billigen müssen) in beiden Ausgaben gleich; einige Paragraphen haben freilich, wie wir im Verfolg sehen werden, eine ganz andere Gestalt erhalten, indefs wird durch die Beibehaltung der gleichen Paragraphenzahl der Gebrauch sehr erleichtert. Doch wird man wenig Paragraphen finden, die nicht in irgend einer Weise berichtigt, es sey im Inhalt oder in der Form und dem Ausdruck, oder vermehrt worden. Ein Jeder wird sich davon überzeugen, wenn er, wie Ref., die Mühe der Vergleichung nicht scheut; und bedauert nur Ref., durch den engen Raum verhindert zu seyn, alle diese Verbesserungen und alle diese Zusätze im Einzelnen hier namhaft machen zu können. Diese Zusätze erstrecken sich nicht blos über den syntaktischen Theil dieser Grammatik, und die Vervollständigung der darin enthaltenen Regeln oder der sie begründenden Beispiele; sie lassen sich insbesondere in dem etymologischen Theile nachweisen, in dem einleitenden, allgemeinen Theile über die Sprache selber, deren Zweige u. s. w.; wie denn überhaupt dieser Theil der Grammatik so ausgearbeitet ist, wie wir in keiner der andern Grammatiken, so viele deren jetzt existiren, etwas ähnliches finden, das dem in dieser Grammatik enthaltenen an die Seite gestellt werden könnte.

In den zehn ersten Paragraphen der Einleitung ist Manches geändert, Manches hinzugefügt worden. Hiebei drang sich Ref. eine Frage auf, ob es nämlich, da diese Einleitung

Digitized by Google

mit für den Lehrer bestimmt ist, nicht räthlich seyn dürfte, hinter jedem einzelnen Paragraphen oder auch in Noten unter dem Texte einige weitere Nachweisungen aufzunehmen, damit so der, welcher näher in den hier im Texte angedeuteten Satz eindringen will, zugleich die nöthigen Hülfsmittel weiterer Forschung dazu kennen lerne, auf diese Weise aber in den Stand gesetzt werde, sich für sich selber weiter auszubilden. So sind z. B. bei der Lehre vom Digamma §. 162. die darüber erschienenen Schriften angeführt, was wir sehr billigen; Ref. würde bei einer folgenden Auflage das Gleiche auch an andern Stellen gern sehen, wie z. B. §. 17. über die heutige Aussprache des Griechischen, oder §. 6. wo von den Ueberresten des epischen oder jonischen Dialekts bei den Attischen Tragikern die Rede ist u. dergl. mehr. — Das erste Buch im ersten Abschnitte, die Lehre von dem Alphabet, den Vokalen, Consonanten, Sylben, Wörtern u. s. w., hat sich zahlreicher Zusätze zu erfreuen; insbesondere sind es die Inschriften, deren erneuetes Studium hier seinen nützlichen Einfluss geäufsert, und die erwarteten Früchte getragen; wie viele merkwürdige Data lassen sich hieraus für die Kenntnifs des Griechischen Alphabets, der Entwicklung und Vervollständigung desselben gewinnen! Um so erfreulicher ist es hier, überall solche belehrende Zusätze aus den Inschriften zu gewinnen, wie z. B. §. 12. nr. 7. über die Zeit der Einführung der beiden Buchstaben Φ und Χ u. dergl. Vergl. ferner beispielshalber §. 27. am Schlufs; §. 38. (von der Krasis), §. 40 und 41, welche in der zweiten Ausgabe von der Aphäresis und Synkope handelten, sind in der Art weggefallen, als beide Gegenstände schicklicher unter die Lehre von den Dialekten und dem Gebrauch der Dichter verwiesen werden. An ihrer Stelle folgen als Probe und zugleich als Beleg manches Einzelnen, in der vorausgegangenen Lehre erörterten, einige der ältesten Handschriften copirt, so wie in gewöhnlicher Schrift, nebst Uebersetzung und den nöthigen Erläuterungen. So kommen §. 40. die Inschriften von Melos und Elis vor, erstere nach einer vom Verfasser selber zu Venedig 1822 nach dem Original gemachten Abschrift, letztere nach Gell, Payne-Knight, Böckh. Der Zweifel, der in der zweiten Ausgabe über die Aechtheit der ersteren Inschrift geäufsert worden, wird hier zurückgenommen; sicherlich hat Autopsie des Verf. mit zu dieser Berichtigung beigetragen. §. 41. enthält dann die Inschriften von Sigeum und auf die in der Schlacht bei Potidäa gefallenen Athenienser. Aber auch aufser den Inschriften sind sonstige bedeutende Zusätze hinzugekommen, so z. B.

Digitized by Google

in der Lehre von den Vokalen und Diphthongen §. 15; §. 38. von der Krasis; auch §. 17. (über die jetzt üblichen Arten, die Griechischen Selbstlaute auszusprechen, wo in einer neu hinzugefügten Schlufsbemerkung der Verf. gern bekennt, dafs er, wenn zwischen beiden Aussprachen, der erasmischen und der reuchlinischen oder neugriechischen zu wählen bleibe, der letzteren im Ganzen bei weitem den Vorzug gebe, theils aus den früher entwickelten Gründen, theils auch, weil sie in der jetzt gewöhnlichen Griechischen Mundart, besonders in dem Munde der Gebildeten, der Sprache eine schöne und lautere Harmonie verleihe. Ueberdies müsse selbst in den besten Zeiten in Griechenland die Aussprache eben so stark zum Jotacismus sich hingeneigt haben, weil dieser eben so früh einen allgemeinen Sieg davon getragen u. s. w. Bedeutende Vermehrungen enthält ferner §. 47, welcher jetzt unter dem Titel erscheint: „Geschichtliches, rhythmische Eigenschaft und Vergleichung der Griechischen und Deutschen Accente"; dasselbe gilt von §. 49, der in der zweiten Auflage unendlich kürzer und darum minder genügend erschienen war. Die Lehre von den Declinationen §. 50. 51 ff. ist ebenfalls nicht blos bedeutend vermehrt und vervollständigt worden, sondern auch zum Erlernen bequemer und fafslicher eingerichtet; man vergl. z. B. das, was über die Quantität der einzelnen Substantive nach ihrer Endung neu hinzugekommen, ferner die Zusätze über die Zusammenziehungen und Veränderungen der Wörter in den einzelnen Casus nach den verschiedenen Dialektformen, über die Accente u. dergl. mehr, wie namentlich auch §. 53. bei der zusammengezogenen und attischen zweiten Declination. Auch bei der dritten Declination finden sich ähnliche Erweiterungen, wie besonders z. B. §. 56. und 57. (letzterer nun unter dem Titel: „Eigenheiten der Casusbildung"), §. 59. §. 60. (jetzt überschrieben: „Geschlechtbestimmung und Betonung der dritten Declination"). Die Paradigmen bei den einzelnen Declinationen sind theils vermehrt, theils durch bessere Auswahl für das Erlernen leichter gemacht worden. In der Lehre von den Adjectiven machen wir insbesondere aufmerksam auf §. 63. 64. („zusammengezogene Adjective"); in der Lehre von den Pronominen unter andern auf §. 83. u. s. w. Beim Verbum ist zwar die Tabelle der zweiten Ausgabe zu S. 106. weggefallen, aber besser für das Erlernen der Formen durch zahlreichere und gewähltere Paradigmen §. 105 ff. (wie oben bei der Lehre von den Declinationen) gesorgt; die Zusätze sind übrigens auch hier so bedeutend, wie bei den früher durchgangenen

Digitized by Google

Theilen. Man vergleiche z. B. auch nur §. 140. und 141. („Bedeutung und Paragoge der zusammengesetzten Wörter"). Auch die Lehre von dem Verse und Dialekte des Homer ward nicht minder berücksichtigt, namentlich die Lehre von dem äolischen Digamma, wo das Neueste benutzt und nachgetragen worden. Daher zum Theil auch die Zusätze §. 153 ff. §. 158. u. s. w. §. 204. 205. Von dem Anhang von dem neujonischen Dialekte des Herodotus und dem dorischen Dialekte haben wir ein Gleiches zu rühmen; ist doch §. 243. vom attischen Dialekte, der in der zweiten Auflage nur eine Seite kaum füllte, hier zu vierzehn Seiten angewachsen, so dafs hier genauer von dem Gebrauch der Buchstaben, Sylbenmessung, Position und Aufhebung derselben, Hiatus, Synizese, Krasis, Elision, Aphäresis, Synkope, Tmesis, Epischen und Dorischen Formen, den Declinationen und Conjugationen, regelmäfsigen wie unregelmäfsigen, den Contractionen u. s. w. gehandelt wird.

Ref. geht zum zweiten syntaktischen Theile über; auch er hat in der neuen Ausgabe nicht minder gewonnen, und ähnlicher verbessernden Zusätze sich zu erfreuen, die wir hier freilich nicht alle aufführen können. In ganz anderer Gestalt erscheint jetzt z. B. die Lehre von dem Genitiv §. 252 ff. Es handelt nämlich §. 252. „vom Genitiv der innern Beschaffenheiten", und dann 1) von den Genitiven, welche Fülle, Genufs, Mangel, Entbehrung, Stoffe, Kunde, Erfahrenheit bezeichnen, oder zu Verben des Anfangs und Endes, des Hinderns und Förderlichseyns gebraucht werden; 2) vom Genitiv nach den Adjectiven mit dem *a* privativum und den auf τικός ausgehenden; 3) vom Genitiv zur Angabe der Theile bei dem Artikel, bei Adjectiven und Zahlwörtern, bei Verben. Darauf folgt nun §. 253. „von den Genitiven der äufseren Beziehung", §. 254. „Genitive des Orts" und so fort, wo zwar die Ueberschriften dieselben geblieben, aber der Inhalt umgearbeitet, besser und systematischer geordnet, und die einzelnen Sätze vervollständigt worden sind. Dieses Bestreben besserer Ordnung und Sichtung des Stoffs, einer systematischeren, innerlich begründeten Verbindung der einzelnen Sätze und Regeln findet sich auch in der Lehre von den übrigen Casus. — §. 278. ist jetzt unter der Ueberschrift aufgeführt: „Eigenheiten im Gebrauch und in der Stellung der Casus, des Genus und Numerus". Bei der Lehre von den Modi wollen wir nur aufmerksam machen auf die Lehre von dem Infinitiv §. 296, welcher hier so bedeutend vermehrt und verändert erscheint, eben so die Lehre von den Partikeln, §. 299. über

Digitized by Google

den Gebrauch von ἄν und κεν, wo in einer Schlufsbemerkung der Verf. die neuesten Ansichten von Hermann, Poppo und Reisig über den Grundbegriff und die Grundbedeutung dieser so verschieden aufgefafsten Partikel durchgeht, aber (und unserm Ermessen nach mit vollem Rechte) sich gegen die Ansicht erklärt, die durch diese Partikel bald einen höheren, bald einen niederen Grad der Ungewifsheit bezeichnet wissen will, wie er überhaupt es für mifslich hält, von einer Unterscheidung von Graden der Ungewifsheit zu reden. Auch die Lehre von den verneinenden Partikeln ist verbessert und vermehrt worden, wie z. B. §. 301. S. 542. die Note über οὐ μή, dessen Gebrauch und Construction, ferner §. 302. über den Gebrauch von ἀλλά, γάρ u. s. w., §. 303. über γε und so fort. Aus dem zweiten Abschnitt führen wir nur an §. 312, der jetzt den Titel führt: „Ueber die Verbindung der einzelnen Theile des Satzes und der einzelnen Sätze einfacher Rede (Partikeln der Anreihung, der Gegenstellung, der Häufung oder Steigerung, der Ausschliefsung und Verneinung, Asynarteta)", §. 313. §. 314. über Ellipse und Pleonasmus, §. 330. über den Gebrauch des Optativs und so fort, §. 334 ff. §. 347 ff.

Doch Recensent schliefst, weil er glaubt, schon genug aus dem reichen Inhalt dargelegt und wenigstens die hauptsächlicheren Zusätze gröfseren Theils angeführt zu haben. Es kann das Gesagte hinreichen, um unser oben ausgesprochenes Urtheil zu bestätigen, und wird sich Jeder, der diese dritte Auflage genauer durchgeht, überzeugen, wie sehr auch im Einzelnen die bessernde Hand des Verfassers überall bemerkbar ist, und die Forschungen der neueren Grammatiker, so wie die zum Theil jetzt erst bekannt gewordenen Werke altgriechischer Grammatiker aufs erfreulichste überall zur Berichtigung und Vervollständigung des Ganzen benutzt worden sind.

Angefügt ist S. 716. ein Verzeichnifs der kritisch behandelten Stellen Griechischer Autoren, dann S. 727 ff. ein Verzeichnifs der wichtigsten Griechischen Formen und Redensarten; statt eines deutschen Registers ist eine genaue Uebersicht des Inhalts nach den einzelnen Abschnitten und Paragraphen, mit jedesmaliger genauer Angabe des Inhalts derselben, dem Buche selber vorausgeschickt, S. XVIII—XXXII.

Digitized by Google

Antiquités Romaines ou tableau des moeurs, usages et institutions des Romains etc. etc. par Alexandre Adam, recteur du grand collège de la ville d'Edinbourg; traduit de l'anglais sur la septième édition, avec des notes du traducteur français et quelques-unes du traducteur allemand. Seconde édition, revue, corrigée et augmentée de la vie de l'auteur, ainsi que de plusieurs notes nouvelles du traducteur français. Paris, 1826. chez Verdière, Quai des Augustins No. 25. Tome premier. L. u. 459 S. Tome second. 624 S.

Dafs diese französische Uebersetzung des Adam'schen Werkes (welches doch, wie Jeder weifs, durch seine trokkene, abgerissene, keineswegs lebhaft anregende Darstellung minder für ein französisches Publikum geeignet zu seyn schien) schon eine zweite Auflage gefunden hat, ist eine sehr erfreuliche Erscheinung, wovon freilich viel dem Verdienste des wackern Uebersetzers zuzuschreiben ist, der übrigens überall streng an das Original sich gehalten und durchaus keine Freiheiten sich erlaubt hat, die vielleicht die Darstellung erheben, aber mit der gewissenhaften Treue eines Uebersetzers nicht vereinbar sind. Er wollte die Form nicht auf Kosten des Inhalts verschönern, oder dem Werke selber seinen gelehrten Charakter entziehen. Dabei hat er manches Irrige in dem Original, auch manche falschen Citate berichtigt; er hat ferner einzelne Bemerkungen dem Originaltext in Noten beigefügt, von denen wir nur wünschen möchten, dafs sie noch zahlreicher geworden wären. Für die französischen Leser ist überdies dadurch gut gesorgt, dafs z. B. alle Angaben von Maafs, Gewicht u. dgl. auf französische Maafse reducirt in den Noten angegeben sind. Eben so ist manches Andere in den Noten angedeutet und berichtigt, z. B. Tom. I. p. 339. über die *Lex Regia* (worüber Ref. auch noch auf Heinecc. Syntagm. Antiqq. I. 2. §. 62. und Hugo Rechtsgesch. p. 520 — 523. der achten Ausg. verweist); I. p. 397. über die judicia publica der Römer; Tom. II. p. 7. 75. 76. 105. (wo der Gebrauch des *ante* im Römischen Kalender bei Bezeichnung der einzelnen Tage aus dem Umstande erklärt wird, dafs man das entgegengesetzte *post*, als ein Wort von übler Vorbedeutung, habe vermeiden wollen); ferner Tom. II. p. 168. 216. 483 sq. 507. u. s. w. — Auch sind mehrere Noten des deutschen Uebersetzers mit aufgenommen, z. B. Tom. I. p. 299 sq. II. p. 512. 514, so wie am Schlufs S. 515 ff. eine Reihe von erklärenden Noten aus der deutschen Uebersetzung mitgetheilt; was nicht anders als vollkommen gebilligt werden mufs. So sind auch die ausführ-

Digitized by Google

lichen Register am Schluſs des zweiten Bandes zunächst nach denen der deutschen Uebersetzung ausgearbeitet. Endlich ist auch in dieser Ausgabe neu hinzugekommen und dem ersten Bande voran gedruckt ein Abriſs des Lebens des Verfassers, des Engländers Adam, weil es in der That manches Interessante und Bemerkenswerthe enthält. Diesem Abriſs ist dann auch die Vorrede Adam's in französischer Uebersetzung beigegeben. Druck und Papier ist, wie bei den meisten Werken der Art, welche in Frankreich erscheinen, vorzüglich zu nennen.

Die Pilger nach Jerusalem. Ein historisches Gemälde zu Ende des XI. Jahrhunderts. Von Jakob Edlen von Zepharowich. Wien, 1825. bei Schrämbl. 116 Seiten in Octav. 9 Gr.

Diese Erzählung vom Anfang und Lauf der Kreuzfahrten nach dem heiligen Land unter Peter dem Einsiedler, bis Jerusalem an einem Freitag, den 15. Juli 1099, erobert wurde, ist anziehend genug, auch den Quellen getreu. Schade, daſs nicht unter dem Texte auf die gebrauchten Bürgschaften kurz hingewiesen wird. Das Bewähren sollte kein Teutscher umgehen. Nach dem Vorwort des Verlegers ist diese Probe Vorarbeit zu einem gröſsern Werk über „Rom und Grächen". Die geschichtliebende Lesewelt wird den Verf. als Vorerzähler gerne hören können.

Dr. Paulus.

Digitized by Google

N. 58. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Rede bei Einweihung der neuen Synagoge in Wiesbaden, den 24. Februar 1826. gehalten von Abrah. Moses Tendlau, Candidaten der Theologie. Nebst einem Vorwort des Ober-Schul- und Kirchenraths, Dr. Schellenberg. Wiesbaden, bei L. Schellenberg. 1826. 40 S. in 8.

Diese und ähnliche Zeiterscheinungen betrachtet Rec. als erfreuliche Beiträge zur menschlichen und religiösen Bildungsgeschichte. In der tiefruhigen Zeitperiode vor der Revolution, wo die Gegensätze ohne geheimen Groll und Hohn einander näher getreten waren, wo man Menschen schon durch die Geburt entweder für verworfen oder für gnadenbegabt anzusehen aufhören wollte, gieng die fast zur Mode sich gestaltende Menschenliebe (der Philanthropismus) auch der einheimischen Judenschaft so zuvorkommend entgegen, dafs man sie, wie sie nun eben war, in Masse, zur Gleichstellung in der übrigen Staatsbürgerschaft aufzunehmen eilte. Die Erfahrung lehrte dagegen, dafs man den Menschen, welche nicht zu seyn pflegen, wie sie wohl seyn sollten, nicht die Freiheit aufnöthigen und erst sodann erwarten darf, wie gerade sie sich derselben hintennach fähig und würdig zu machen streben werden. Die Erfahrung lehrte, dafs richtiger und wirksamer die bürgerliche Rechtsgleichstellung den Empfänglichen als der Preis vorzuhalten sey, welchen alle, aber nur einzeln, gewifs anzusprechen hätten, je nachdem sie, als Personen, als Familien, die erwünschte Proben gäben, sich von den vielerlei (pharisäisch-rabbinischen) Hindernissen der allgemein nöthigen bürgerlichen Rechtlichkeit los, und durch eine der christlichen Moralität und der Geschmacksbildung angemessenere Erziehung gleichartiger gemacht zu haben. Der Mensch mufs in Sitte und Denkart sich selbst emancipiren. Der Irländer zum Beispiel mufs erst sich selbst von einer fremdartigen Legislatur und Jurisdiction emancipiren, ehe er in der That in der constitutionellen Gesetzgebung und Staatsverwaltung Britanniens denen, welche nur die einheimische Regie-

Digitized by Google

rung anerkennen, rechtsgleich gestellt seyn kann. Der im Rabbinismus (welchen Jesus Christus als den Pharisäismus mit Lebensgefahr bekämpfte) noch befangene Jude ist dem nach der Bergpredigt Jesu erzogenen Christen allzu ungleich, wenn auch das philanthropische Gesetz ihn rechtlich-gleich zu machen voreilt.

Weil nun die Erfahrung diesen Unterschied factisch bald allzu sehr nachwies, und dieser nur, wenn die bürgerliche Gleichstellung jedem Einzelnen als der Preis des selbsteigenen rechtlichen Gleichwerdens zum Ziel vorgesteckt ist, gehoben werden kann, so konnte, unter Mitwirkung anderer zurückdrängender Zeitumstände, das andere Extrem leicht wiederkehren, welches dem von vielen Ceremonien und zum Theil von moralisch bedenklichem Aberglauben nicht freien, aber dagegen doch von speculativen Dogmen wenig gebundenen Juden das alte Dilemma vorhält, entweder ein kirchlich dogmatischer Christ zu werden, oder (bis zum Ueberdrufs) in all jenem pharisäisch-talmudisch-rabbinischen Willkührdienst befangen und gedrückt bleiben zu müssen. Scheinen nicht überhaupt manche Zeitbestrebungen durch unverbessertes Repristiniren versuchen zu wollen, wie weit denn die Erkenntnifs dessen, was seyn soll, sich bereits verbreitet habe und ob sie also eine staatskluge Berücksichtigung verdienen möge?

Entgegengesetzte Extreme weisen um so eher auf den Mittelweg. Die ungleich gebliebenen in Masse dennoch den zur Bürgerlichkeit gebildetern gleichstellen wollen, war ein in der Theorie leicht erkennbarer, durch die Praxis sichtbar gewordener Fehler. Aber jeder Versuch, die meist verstandwidrige Gesetzlichkeit der Rabbinen den vielen verständiger gewordenen unter den Jüdischgebornen wieder zum Nothgesetz su machen, wird eben so wenig das Ziel des Auctoritätglaubens erreichen, vielmehr wahrscheinlich Beförderung des Gegentheils seyn; wie, nach dem Sprüchwort, der zu straff gespannte Bogen bricht, und was einmal als belachenswerth erkannt worden ist, nicht mehr ehrwürdig gemacht werden kann. Um so erfreulicher sind authentische Nachrichten, wie dem Besserwerden zwar nicht vorgeeilt, aber wie es vielmehr durch ernstliche, kräftige Vorbereitungen möglich gemacht und beschleunigt werde.

Authentische Notizen dieses Inhalts giebt das die Synagogen-Einweihungs-Rede einführende, ächt menschenfreundliche und umsichtige Vorwort eines Sachkundigen, welcher seit vielen Jahren um das gesammte Erziehungswesen,

Digitized by Google

wie es in das rechtwollende und richtigdenkende Leben thätig und anwendbar einleiten soll, sich der bekannten und stillen Verdienste viele erworben hat. Die manchfache Verbesserungsanstalten, für welche die Nassauische Regierung den Naturreichthum des Landes mitzuverwenden sich beeifert, welchen sicherern Grund und Boden können sie haben, als eine in allen Beziehungen und Volksclassen zur Verständigkeit und Rechtschaffenheit leitende und gewöhnende Erziehung! Wahr und würdig sind hier die Grundsätze, welche diesen Boden befruchten, ausgesprochen, aber auch die guten Früchte davon durch Thatsachen und Proben bewährt.

„Jeder Menschenfreund — sagt der Hr. Oberschulrath Sch. S. 5. — blickt mit theilnehmender Freude auf die bürgerliche und geistige Veredlung mehrerer Millionen seiner Mitmenschen hin, aus der schönen Morgenröthe einen heitern Tag ahnend. Aber geistige Veredlung kann nur langsam erfolgen; von ihr wird die äufsere bedingt. Verjährte Vorurtheile werden nicht auf einmal verdrängt, und in keinem Fall darf äufsere „Gewalt“ einschreiten. Auch hier läfst sich nur von der bessern Erziehung und Belehrung der Jugend eine bessere Zukunft erwarten; zumal da dieselbe bisher, besonders bei dem weiblichen Geschlecht, dessen Einfluſs auf die häusliche Erziehung von entschiedener Wichtigkeit ist, sehr vernachlässigt wurde. Die bessere Bildung der Jugend aber setzt befähigte Lehrer voraus, woran es bisher nur zu sehr mangelte. Was konnte man auch von Menschen erwarten, denen es an eigener Bildung und den nöthigen Kenntnissen fehlte, die man gegen einen geringen Lohn, gleich Dienstboten, auf Monate dingte, die wöchentlich von einer Familie zur andern (unter Nahrungssorgen, in der Abhängigkeit von allen Vorurtheilen der Ernährer) umher wanderten, und dabei niedrige Nebenbeschäftigungen verrichten mufsten. Diese Menschen besafsen, wie ich aus mehreren Prüfungen weifs, nur eine oberflächliche Kenntnifs der hebräischen Sprache; vom Geiste der mosaischen Religion ahneten sie nichts; ihr ganzer Unterricht bestand darin, Gebetsformeln und die zu beobachtenden Ceremonien dem Gedächtnifs der Jugend einzuprägen. Bereiten wir erst befähigtere jüdische Lehrer, ertheilen solche den Religionsunterricht nach einem bessern Leitfaden, wie der des würdigen Joëlson in Frankfurt am Main; werden die Gebete nicht mehr in einer unbekannten Sprache hergesagt; werden die öffentlichen Religionsvorträge in den Synagogen in deutscher Sprache und im Geiste meines verehrten Freundes, Hrn. Dr. Salomon in Hamburg

gehalten; dann wird der jüdischen Nation wahres Heil widerfahren, und sie unter ihren Mitbürgern eine ehrenvolle Stelle einnehmen. Nicht von Aufsen allein, sondern hauptsächlich von Innen kommt das wahre Heil. Möchten doch alle Regierungen dieses beherzigen, und von diesen Grundsätzen bei Erhebung und Beglückung ihrer jüdischen Unterthanen ausgehen; wovon in den neuesten Zeiten mehr gesprochen und geschrieben, aber wofür noch immer nur wenig geleistet worden ist.

„Erfreulich ist es mir hier öffentlich sagen zu können, was in meinem Vaterland für das Wohl der jüdischen Einwohner eingeleitet, indefs die künftige bürgerliche Verfassung zwar längst entworfen, aber noch nicht in Vollzug gesetzt ist. Achthundert und vierzig Kinder israelitischer Eltern, vierhundert und dreizehn männlichen und vierhundert sieben und zwanzig weiblichen Geschlechts, vom sechsten bis zum zurückgelegten vierzehnten Lebensjahre, haben im verflossenen Schuljahre die Elementarschulen ihres Wohnorts besucht. Schulversäumnisse, welche bestraft werden, gehören zu den Seltenheiten. Diese Kinder zeichneten sich in der Regel durch Fleifs und Kenntnisse aus; die Knaben nehmen nicht nur Theil an dem Unterricht in der Baum- und Obstcultur, sondern auch häufig an den Arbeiten der Industrieschulen. Die Pädagogien und das Gymnasium werden von jüdischen Jünglingen besucht. Nur dem ältesten Sohne einer Familie wird der Handel verstattet, die übrigen sollen durch Ackerbau, Handwerke und Künste ihr Brod erwerben, werden aber alsdann auch den übrigen Staatsbürgern in den Abgaben gleich gehalten. Zum Erlernen eines Handwerks oder einer Kunst erhalten sie nach Bedarf Unterstützung, wozu Herr von Rothschild in Frankfurt am Main grofsmüthig einen Beitrag spendet. Wir haben jüdische Advocaten und Aerzte. Nur Inländer werden als Religionslehrer zugelassen, und es gereicht den meisten zum Ruhm, dafs sie an den Schulconferenzen und den Lesezirkeln ihrer Inspection Theil nehmen, auch die aufgegebenen Ausarbeitungen, wie die christlichen Lehrer, an die Schulinspectoren einreichen.

„Die jüdische Gemeinde zu Wiesbaden ist nicht zahlreich, besitzt auch nicht viele reiche Mitglieder, doch scheute sie kein Opfer, um, mit menschenfreundlichen Unterstützungen, eine neue Synagoge zu erbauen, da die alte unbrauchbar geworden war. Sie ist einfach aufgeführt, doch

Digitized by Google

geschmackvoll, und wurde den 24. Februar l. J. bei einer zahlreichen Versammlung feierlichst eingeweiht. Bei dieser Feierlichkeit hielten zwei junge Männer, Söhne des Vaterlandes, Einweihungsreden in deutscher Sprache. Der zweite Redner war Salomon Herxheimer von Dotzheim, einem in der Nähe dieser Stadt gelegenen Dorfe. Er ist der Sohn armer Eltern, und erhielt, von seinen Glaubensgenossen in hiesiger Stadt unterstützt, den ersten Unterricht dahier von jüdischen Lehrern, worauf er einige Zeit in Mainz verweilte. Sechs Jahre lebte er als Hauslehrer in der Stadt Herborn, und weihete als solcher die neue Synagoge zu Westerburg mit einer deutschen Rede ein, welche Herr Kirchenrath Heydenreich in Herborn im Druck herausgegeben hat. Zwei Jahre besuchte er die Universität Marburg, und befindet sich seit Ostern zur Vollendung seiner Studien auf der Landesuniversität (?) Göttingen. Die von ihm bei Einweihung der hiesigen Synagoge gehaltene Rede ist im Druck erschienen.

„Der erste Redner, dessen Vortrag ich durch dieses Vorwort bei dem Publikum einführe, Abraham Moses Tendlau, ist der würdige Sohn hiesiger rechtschaffener Eltern. Nachdem er die Elementarschulen und das Pädagogium hiesiger Stadt mit den rühmlichsten Zeugnissen besucht, hat er mehrere Jahre in Mainz und Frankfurt dem Studium der mosaischen Religion, der Sprachen und Wissenschaften gewidmet, und steht im Begriff, zu seiner weitern Fortbildung die Universität Göttingen zu besuchen.“ — — —

Die Rede des Jüdischen Candidaten der Theologie zeigt nicht nur gründliche, sondern auch zeitgemäfs angewendete, allgemeingültige Religionskenntnisse. Viel ist's, einen von so viel hindernden Umständen umgebenen Jüngling so weit gebildet zu sehen. Möge seine weitere fleifsige, der Unterstützung würdige Bildung auf der Universität ihn in gleicher Bescheidenheit erhalten und die berichtigende Vermehrung seiner Kenntnisse mit der Uebung des logikalischen Urtheilens und Auswählens verbinden. Sehr löblich benutzt seine Rede nicht nur viele Bibelstellen (welche aus christlichen Predigten entweder viel zu sehr verschwinden, oder oft gegen ihren reinen Ursinn und Zusammenhang angewendet werden). Auch aus dem Talmudischen und einigen angesehenen Rabbinen benutzt er mit Recht das nutzbare. Bei den gewählten Textworten 2 Mos. 25, 1 — 9. 29, 46. 5 Mos 10, 12, welche dem Ewigen (Jehovah) zu „dienen“ auffordern, bemerkt S. 13: „In diesen und andern Stellen bezieht der Talmud das Gebot: ihm dienen, auf die Ver-

Digitized by Google

ehrung Gottes durch das Gebet. Dieser Gottesdienst, der bei uns jetzt den einzigen ausmacht, hat — wie die Rabbinen sagen — einen noch höhern Werth, als zur Zeit des Tempels das Opfern. Hoseas spricht: „Statt der Farren wollen wir Gebet dir opfern." Er besteht in vier Theilen: in תְּהִלָּה Lob der Gottheit, תּוֹדָה Dank für deren Wohlthaten, וִידּוּי Bekennen der Sünden, mit der Bitte um Verzeihung, בַּקָּשָׁה Bitte um Wohlergehen "

Der Redner fordert auf für eine wahre und ächte Verehrung Gottes. Nicht durch Tradition blos, sondern auch in dem Innern selbst entstanden. Er macht dabei in der Note die feinere Unterscheidung: Deuter. 31, 10 — 12. im Texte — לְמַעַן יִשְׁמְעוּ . . . . וְיִרְאוּ — Von den noch unwissenden Kindern aber heifst's daselbst: יִשְׁמְעוּ וְלָמְדוּ לְיִרְאָה „Sie sollen hören und lernen . . . Ehrfurcht haben . . ." Also durch Tradition sind sie blos einzuweihen. — Damit verbindet er die treffliche Stelle vom Erkennen Gottes durch Nachdenken Jerem. 9, 22 — 23. nach Maimonides Erklärung zu diesen Versen im More Nebuchim 3. Th. 54. Abschn., so wie Aben Thibons Vorrede zu Schemona Perakim des Maimonides.

S. 23. „Nicht den bedrängten Armen nur, auch den mit Glück überhäuften Reichen hält die Ueberzeugung der Allgegenwart Gottes, das Andenken an die gerechte Vorsehung, aufrecht. Der Gedanke an Gott gleicht jener Wolken- und Feuersäule, welche Israel begleitet haben. In den Leiden der düstern Nächte ist er uns eine leuchtende Feuersäule, und wenn des Tages Glück uns leuchtet, eine zurechtweisende Wolkensäule."

Besonders ausgezeichnet zu werden verdient, wie gut unterscheidend — nach S. 26. und 27. — der junge Vf. über das Beten zu denken gelernt hat. S. 25. „Nicht das Flehen und Verlangen um Etwas macht die Hauptsache des gottesdienstlichen Gebets aus; wir dürfen durchaus nicht Gebet mit Bitte verwechseln. Der eigentliche Zweck des Gebets ist, wie wir gesehen, das Erheben zu Gott, oder die Anerkennung der göttlichen Allmacht und Allgegenwart. Lob und Dank, mit dem Bekenntnifs unserer menschlichen Schwachheiten, und mit dem festen Vorsatz, immer mehr der göttlichen Absicht zu entsprechen, uns immer mehr unserer Vervolikommnung näher zu bringen, das ist das wahre Gebet, der wahre Gottesdienst

Digitized by Google

Wohl ist uns erlaubt, unsrem Gebete auch unser Bitten um göttlichen Schutz und Hülfe beizuordnen; wir haben sogar Versicherung, dafs ein inbrünstiges Flehen Erhörung findet; aber nicht dieses, sondern allein das geistige Annähern zu Gott ist der wahre Zweck des Gebets, der wahre Gottesdienst!"

S. 26. „So nur ist der Gottesdienst ächt und wahr zu nennen, und auf diese Weise ward er auch von der grossen Synode angeordnet. Unserer Bitte, unserer Bufse, mufs die Ueberzeugung der (heiligen) Allmacht und Allgegenwart Gottes, das Anerkennen seiner Liebe und Gnade gegen uns, das Bekenntnifs unserer Ehrfurcht, unseres Vertrauens auf ihn vorangehen. Im Talmud heifst es (Tract. Berachoth S. 36.): „Man wird etwa der Meinung seyn: zuerst bitte der Mensch um seine Bedürfnisse, alsdann verrichte er sein Gebet. Aber es heifst schon bei Salomon: „„Vernimm meinen Gesang, mein Flehen"" Gesang das ist das Gebet, Flehen das ist die Bitte." Wir sind daher auch verpflichtet, der wunderbaren, aus egyptischer Sclaverei geschehenen Erlösung, die allerdings Gottes gerechtes Walten auf Erden bezeugt, in unserem Gebete zu erwähnen. Nach dieser Weise ist auch das Gebet, das sogenannte Schemona esara, angeordnet."

S. 27. „Wir sehen auch leicht ein, dafs ein gedanken- und gefühlloses Hersagen von Gebetsformeln nicht Gebet genannt zu werden verdient." Ein Gebet ohne innige Achtsamkeit, sagt ein rabbinisches Sprüchwort, gleicht einem Körper ohne Seele:

תפלה בלא כונה
כגוף בלא נשמה

— Auch der Gymnasialunterricht, in welchem Hr. T. bis dahin gebildet worden ist, hat offenbar von einem Zögling, der nun mit solchen Vorkenntnissen und Vorübungen zur Universität gehen kann, Ehre.

3. Sept. 1826. *Dr. Paulus.*

Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbsfleifses in Preussen. Redigirt vom Prof. Dr. Schubarth. Erster bis vierter Jahrgang. Berlin, bei Dunker und Humblot. 1822 — 1825. 4. Mit vielen Kupfern.

Der Jahrgang in 6 Lieferungen zu 3 Rthlr.

Ref. hat die Anzeige dieser Zeitschrift absichtlich verspätet, um erst einige Jahrgänge abzuwarten, und ihren Gang

Digitized by Google

und Gehalt deutlicher zu erkennen. Nachdem nun vier Jahrgänge vorliegen, wird es leichter seyn, ein Urtheil zu fällen.

Diese Verhandlungen sind zunächst dem preussischen Gewerbsverein und Preussen überhaupt gewidmet, und enthalten eine Entwickelung aller Angelegenheiten jenes Vereins. So giebt die erste Lieferung im Jahre 1822 das Statut des Vereins selbst, die übrigen Lieferungen aber die Namen der Mitglieder überhaupt, so wie jener der einzelnen Deputationen, die Preisaufgaben und Vertheilungen der Preise, Auszüge aus den Protokollen der monatlichen Versammlungen u. s. w. Der übrige Inhalt besteht

I. aus Originalabhandlungen. Ref. will sich nicht darauf einlassen, sie alle zu nennen. Mit Uebergehung der weniger wichtigen, will er nur die interesantesten anführen.

In chemischer Beziehung sind bemerkenswerth: Ueber die Benutzung der Thierkohle zur Raffinirung des Zuckers. Die Abtheilung des Vereins für Chemie und Physik nimmt darin an, dafs man noch nicht bestimmt wisse, wie die Kohle als Entfärbungsmittel wirke. — Ueber die Anwendbarkeit des künstlichen Wallrathes. Der Berichterstatter Hr. Hermbstädt meint, durch Behandlung thierischer Substanzen unter Wasser erhalte man immer nur eine übelriechende Masse, die sich nicht zu Lichtern eigne. Später hat aber doch v. Hartkol das Gegentheil durch direkte Versuche bewiesen. — Ueber die Anwendbarkeit von Beaumier's Methode, die Schaafwolle zu entschweifsen. Nach Coquerill's Versuchen ist diese Methode, welche den Urin verwirft, und blos heifses Wasser anwendet, wenigstens für die feinen deutschen Wollsorten nicht hinreichend. — Ueber Hossauer's (in Berlin) platinirte Kupfergeschirre. Nach den von Hermbstädt angestellten Versuchen ersetzen sie vollkommen die aus blofsem Platin verfertigten Geräthe. — Ueber den Metallmohr, von Dr. Wagenmann. Eine sehr gründliche, ächt wissenschaftliche Beleuchtung dieses Gegenstandes. — Ueber eine einfache Methode, Essig auf den Gehalt an Säure zu prüfen, von Prof. Völker in Erfurt. Er wendet Kalkwasser an, und berechnet die Volumtheile, die zur Sättigung des Essigs nothwendig sind. Der Berichterstatter, Hr. Hermbstädt, ist nicht ganz mit dieser Methode einverstanden, Ref. glaubt aber, dafs sie dieselben Vortheile und noch mehr gewähre, als die in Preussen gesetzlich eingeführte mit kohlensaurem Kali. — Völker's Beschreibung einer Vorrichtung, um bei der Branntweindestillation das Entweichen geistiger Dämpfe und die Bildung des Grünspans zu hindern. Auch dagegen erklärt sich Hr. Hermbstädt,

Digitized by Google

jedoch mit mehr Gründen, indem der von Völker vorgeschlagene Apparat wirklich nur für schlecht construirte Brennapparate ohne Vorwärmer nützlich seyn kann, jetzt aber schon viel vollkommnere Apparate vorhanden sind. — Hermbstädt und Wagenmann über Gewinnung und Reinigung des Holzessigs. — Schubarth über das chinesische Weifskupfer, und die vom Vereine angestellten Versuche zu seiner Darstellung, welche ziemlich gelungen sind. — Lewald Geschichte des Galmeybaues in Schlesien. Dieser Bau hatte in der letzten Zeit durch den grofsen Absatz des Zinks nach Ostindien sehr zugenommen. — Ueber das Niello und Nielliren. Es besteht aus Vertiefungen in Gold- und Silberarbeiten, die mit einem schwärzlichen Email ausgefüllt sind. — Witting über die Reinigung des Branntweins von empyreumatischen Theilen. — Ueber den Gebrauch des Johannisbeersaftes statt des Citronensaftes. Der erstere kann den letzteren nicht wohl ersetzen, weil er mehr Aepfelsäure und ein Ferment enthält, welches seine Aufbewahrung hindert. Besser dient er zur Weinbereitung. — Weber über die Verbesserung der Stubenöfen und über die neuesten Sparöfen von Feiner in Berlin. Diese Oefen sind wirklich holzsparend, und haben so viel Beifall gefunden, dafs Hr. Feiner blos im Jahre 1822 vier und funfzig Stück absetzte. — Wagenmann über die zweckmäfsige Construction der Feuerungen mit Luftzug. — Weber über das Decatiren der Tücher mit Wasserdämpfen.

In mechanischer Hinsicht sind folgende Abhandlungen interessant: Ueber die englischen Holzraspelmaschinen. — Ueber das Filzen der Hüte. Die mechanische Operation des Filzens wird nach Guichardière sehr erleichtert, wenn dem Bade, in welches man die Hüte beim Filzen eintaucht, ein Dekokt von Eichenrinde zugesetzt wird. Diese Versuche wurden in Berlin wiederholt und bestätigt. — Beschreibung zweier Maschinen, die gleichzeitig zum Schneiden und Lochen von Metall dienen. — Ueber Maschinen zum Abscheeren der Haare an Bieber- und Hasenfellen. — Ueber die Anwendung der zusammengesetzten Hebel bei Buchdruckerpressen und Prägewerken. — Pistor über die Herstellung grofserer optischer Instrumente. Dem Verf. ist es, nach dem eigenen Besuche der englischen Werkstätten, durch viele und kostspielige Versuche gelungen, Arbeiten zu liefern, die man den englischen an die Seite stellen kann, und die doch wohlfeiler sind, als die berühmten von Fraunhofer in München. — Ueber die beste Einrichtung einer Schlemmerei für Ziegelfabrication. — Beuth über Ankerketten, eiserne Kriegs- und Kauffahrtei-

Digitized by Google

schiffe und eiserne Fässer. Die Ankerketten wurden zuerst angewendet vom Capt. Samuel Brown. Jetzt sind sie in der englischen Marine schon sehr verbreitet, und man hat den Kettengliedern jetzt eine viel passendere Form gegeben. Sie sind haltbarer auf einem Klippengrunde, und ersetzen durch ihr Gewicht im Schleifen oft einen verlorenen Anker. Auch können sich die Schiffe, welche solche Ketten besitzen, eher an klippenvolle Küsten wagen. Selbst ein preussisches Schiff, welches auf Rechnung der Kön. Seehandlung eine Reise nach Ostindien machte, verdankte seine Erhaltung während eines Sturmes im Hafen von Valparaiso einer Ankerkette. — Beschreibung und Abbildung einer Kreissäge; kurz und deutlich, und verdient um so mehr Beherzigung, als es gewifs wünschenswerth ist, dafs unsere alten schwerfälligen Verticalsägen, welche so viel Holz in die Späne schneiden, von den Circularsägen verdrängt werden. — Beuth über Mehlausfuhr und Verbesserung des Mahlwesens, mit Abbildungen. Eine der gehaltvollsten Abhandlungen dieser Zeitschrift! Deutschland hat einen sehr lohnenden Getreidebau, und doch steht die Construction der Mahlmühlen und das ganze Mahlwesen noch auf einer sehr niedrigen Stufe, sollte es aber um so weniger seyn, als man bei den jetzigen geringen Getreidepreisen an eine bessere Verarbeitung des Getreides und an eine Ausfuhr von haltbarem Mehl zu denken gewifs alle Ursache hätte. Die Engländer und selbst die Amerikaner sind hier wieder unsere Vorgänger und Muster. Das Netzen der Körner, welches der Dauerhaftigkeit des Mehles so sehr schadet, fällt bei der neuen Methode weg. Eine eigene Reinigungsmaschine trennt die Körner von allen fremden Beimengungen, reinigt sie an der Oberfläche, und sondert sogar die obere Hülse ab (Reibeisen und Bürsten in einem Walzensiebe leisten diese Wirkung). Die Engländer wählen französische Steine von La Ferté sous Jouarre sorgfältig aus, vereinigen mehrere gleichartige Stücke zum Laufer und Bodenstein, und geben ihnen keine bogenförmige, sondern mehr theilweise parallele Hauschläge. Zwischen diesen Steinen wird das Mehl besser von der Schale getrennt, die Kleie weniger zerkleinert, wodurch geringe Mehlgattungen vermieden werden. Die zermahlene Masse wird durch Maschinerie, die Mehlleitung und den Mehlelevator in ein oberes Stockwerk gebracht, dort durch Röhren mit einem Maschinenrechen abgekühlt, und dann erst in einem Beutelwerke von Metallgewebe in Mehl und Kleie getrennt. Die Reinigungs- und Beutelmaschine lassen sich an unseren Mühlen leicht anbringen. — Ueber

Digitized by Google

Trittmühlen. Es wird erwiesen, dafs sie bei acht und vierzig Schritten in der Minute der Gesundheit der Arbeiter eher zuträglich als nachtheilig seyen. Aber in rechtlicher Beziehung werden einige Bedenken gegen sie erregt.

In Beziehung auf den technischen Haushalt, auf die historische und statistische Seite hebt Ref. folgende Abhandlungen heraus: Kunth über Schafzucht und Wollgewerbe in Preussen. Preussen hatte im Jahre 1820 in seinen sieben und zwanzig Regierungsbezirken über neun Millionen Schafe, und auf der Quadratmeile im Durchschnitte 1803 Stücke, darunter fast eine Million ganz veredelter und über drei Millionen halbveredelter Schafe. — Ueber die Ertheilung der Patente im Königreich Preussen. Man sieht hieraus, dafs im Gegensatze der französischen und englischen Gesetzgebung in Preussen eine strenge Prüfung der Neuheit oder Eigenthümlichkeit der Erfindungen vor Ertheilung des Patentes statt findet. — Kunth über Kaffee, Zucker und Taback. Der Verfasser theilt sehr gute historische und statistische Nachrichten über die Entstehung, Verbreitung und Gröfse der Consumtion dieser Artikel in Europa mit, und spricht dabei einige interessante Wahrheiten der Nationalökonomie aus, nämlich dafs eine luxuriöse Consumtion für den Nationalwohlstand nicht immer verderblich ist, dafs sie eine Menge produktiver Arbeiten veranlafst, und dafs die Nation doch etwas besitzen mufs, wenn sie Luxusausgaben bestreiten will, dafs also Nationen, bei denen der Luxus schon lange sehr hoch steht, dieses Aequivalent nachhaltig erworben haben müssen. — Ueber die Einführung mehrerer wolletragenden Thiere in Preussen, insbesondere der Shawl-Ziegen. Die Bemühungen der Engländer und Franzosen sind hier zusammengestellt, und über die Fabrication der Shawls ist Mehreres gesagt. Der Gegenstand hat offenbares Interesse bei dem hohen Preise der Cachemire-Shawls, der grofsen Liebhaberei für ihren Gebrauch, und der Möglichkeit, unsere einheimischen Ziegenhaare zu veredlen. — Kunth zur Geschichte des Seidenbaues und Seidenhandels, besonders des älteren. — Niederstetter über den Handel von Europa mit China. — Kunth über Nutzen oder Schaden von Maschinen, besonders in Fabriken. Eine sehr gründliche Abhandlung über die unbestreitbaren Vorzüge der Maschinenanwendung vor der blofsen Handarbeit. Es wird hier statistisch nachgewiesen, dafs die Maschinen jetzt viel mehr Hände beschäftigen, selbst in England, als früher die Handarbeit, dafs die Fabrication an Masse und Güte gewonnen hat, die Produkte viel wohlfeiler geworden, und die menschlichen Ge-

Digitized by Google

nüsse sehr erhöhet und vermehrt worden sind. — Niederstetter über den Handel von Europa nach den spanischen Colonien in Amerika. — Glasgow von Beuth. Der Verfasser, welcher England selbst bereiste, liefert hier eine treffliche Schilderung der berühmtesten Fabrikstadt von Schottland, verbreitet sich über die wichtigsten Zweige der Technik, die dort betrieben werden, und belegt alle Angaben mit Zahlen. — Beiträge zur Kenntnifs der Concurrenz Egyptens in der Leinenfabrikation, in dem Flachs- und Hanfbau und der Cultur der Baumwolle. Welches Motiv für Deutschland, den Flachs- und Hanfbau, die Spinnerei, Weberei, Bleicherei zu vervollkommnen! — Hagen über den Einfluss der Maschinen auf das allgemeine Wohl. Nicht so interessent, als der obige Aufsatz von Kunth.

II. Mittheilung fremder Entdeckungen und Auszüge aus interessanten Schriften. Ueber die Bouillontafeln von Proust. Stevenson Beschreibung der Hängebrücken. — Ueber Trittmühlen in Gefangenhäusern. — Payen und Bussy über Entfärbung vegetabilischer Substanzen durch Kohle. — Ueber Flachsbereitung ohne Röste, und besonders über die Kuthe'sche Maschine. Der Verein sucht die angeblichen Vortheile der neuen Bereitung in Schatten zu stellen, und zu zeigen, dafs die Röste unentbehrlich sey. Ref. glaubt aber, dafs dieses Urtheil etwas zu voreilig seyn dürfte. Eine physische Unmöglichkeit läfst sich bei der neuen Bereitung nicht nachweisen, und wer die Geschichte der neueren Technik kennt, weifs, dafs noch manches Andere entbehrlich gemacht worden ist, was man für unentbehrlich hielt. — Ueber Bereitung und Veredlung des Weines. Eine von der K. technischen Deputation für Gewerbe verfafste und von dem Minister mitgetheilte Abhandlung. Nichts Neues. Alles hier Gesagte weifs man in Weinländern schon längst. Die preussischen Rheinprovinzen, welche Wein bauen, werden durch diese Abhandlung nicht sehr belehrt worden seyn. — Ueber Perkins Dampfmaschine, und Spilsburg neue Gärbemethode. — Ueber den Bau des neuseeländischen Flachses (Phormium tenax). Link hält seine Acclimatisirung in Preussen für sehr unwahrscheinlich.

III. Notizen. Sie betreffen die in Preussen ertheilten Patente, die Geschichte der Rheinisch-Westindischen Compagnie, die Wollmärkte in Berlin, Breslau u. s. w.

Diese Anzeige wird hinreichend seyn, den Werth der Verhandlungen zu beurkunden. Nur das mufs Ref. beisetzen, dafs es wünschenswerth gewesen wäre, der Verein hätte den Preis für Fremde vom Jahre 1826 an nicht verdop-

Digitized by Google

pelt, und liefse sie in den bisherigen Lieferungen, und nicht in ganzen Jahrgängen vertheilen. Die Verbreitung nützlicher Kenntnisse könnte dadurch nur gewinnen.

Ξενοφῶντος Κύρου Ἀνάβασις. — πᾶν πλῆθος καὶ πᾶς πλοῦτος ἀρετῇ ὑπείκει. *Recognovit et illustravit C. G. Krüger. Halis Saxonum, in bibliopolio Hemmerde et Schwetschke. MDCCCXXVI. XXIV und 560 S. in gr. 8.* 2 Thlr. 6 Gr.

Der Herausgeber, welcher seine Bearbeitung der Anabasis mit folgender Dedication: τοῖς τῶν μυρίων μιμηταῖς τοῖς πρὸς τὴν τῶν βαρβάρων καὶ κρυπτοβαρβάρων ὠμότητα καὶ ἀπιστίαν καὶ ἀσέβειαν καὶ λόγῳ καὶ ἔργῳ ἀγωνισαμένοις τε καὶ ἀγωνιζομένοις χαίρειν καὶ νικᾶν, und einem Griechischen Vorworte: Ἑρμῆς Κρυγέρῳ, beginnt, hatte schon früher die Absicht, eine gröfsere, ausführliche Ausgabe dieses Xenophonteischen Werkes zu liefern. Auf die Bitte des Verlegers (die in den ungenügenden Ausgaben, welche meistens in Händen der Lernenden wie der Lehrenden sich befinden, freilich nur zu sehr begründet war) änderte Hr. Krüger jedoch seinen Plan dahin, eine für den Schulgebrauch bestimmte Ausgabe zu liefern, in welche zugleich das Geeignete aus den für jene gröfsere Ausgabe bestimmten Commentaren aufzunehmen sey. Das dringende Bedürfnifs einer solchen Ausgabe forderte überdies baldige Abhülfe und mufste das Erscheinen derselben beschleunigen. Für den Standpunkt unserer Beurtheilung wirft sich daher sogleich die Frage auf, ob diese Ausgabe dem bemerkten Zweck entspreche und somit jenem fühlbaren Bedürfnifs abhelfe. Diese Frage kann Rec. nicht anders als bejahend beantworten, und mit Vergnügen ergreift er diese Gelegenheit, durch eine nähere Analyse dieser Ausgabe dem Publikum ihre eigenthümlichen Vorzüge vor den übrigen Ausgaben der Anabasis, besonders von dem eben bemerkten Standpunkt des Gebrauchs auf Schulen aus, bemerklich zu machen, und ihr so, wo möglich, den allgemeineren Eingang auf Schulen zu verschaffen, der ihr nothwendig und mit vollem Rechte gebührt, man mag sowohl die Lernenden als den Lehrer selber berücksichtigen.

Was zuvörderst den Text und dessen Sicherstellung oder Berichtigung betrifft, so ist dies ein Punkt, worüber wir insbesondere dem Herausgeber verpflichtet sind, und kann sich seine Ausgabe allerdings dessen rühmen, den berichtigtsten und zugleich handschriftlich am meisten begründeten Text der

Digitized by Google

Anabasis zu liefern. Den Grund bildet die mannigfach durch Schneider schon gebesserte Recension des Henricus Stephanus; sie ist auch da wiederum gebessert, wo entweder die Auctorität der besseren Handschriften oder innere Gründe es erheischten. Diese Veränderungen sind gewissenhaft in den Noten bemerkt, und zwar in möglichster Kürze die Gründe angedeutet, welche den Herausgeber zur Aufnahme dieser und Verwerfung der andern Lesart bewogen; da, wo die Gründe leicht einzusehen, ist dies billigerweise nicht geschehen; daher natürlich nicht alle und jede Varianten angeführt sind; einen Theil hat der Herausgeber in den der Vorrede beigefügten Addendis et Emendandis nachgetragen, da er die Collation der Manuscripte erst erhielt, als der gröfsere Theil seiner Ausgabe schon vollendet war. Bei der Mäfsigung, die den Herausgeber stets leitet, bei dem feinen kritischen Takt und der gründlichen und genauen Kenntnifs der Xenophonteischen Sprache, die sich überall kund giebt, wird man daher auch unbedingt in den meisten Fällen dem Verfahren des Herausgebers beipflichten müssen. Dies gilt auch insbesondere von seinem, bei eigenen Conjecturen wie bei denen anderer Gelehrten und bei deren Aufnahme beobachteten Verfahren.

Auf die Erklärung, sowohl grammatische und sprachliche, als sachliche, hat der Herausgeber insbesondere den rühmlichsten Fleifs verwendet, und seiner Ausgabe von dieser Seite einen Werth verliehen, welchen keine der andern Ausgaben sich zu verschaffen gewufst. Was dunkel und einer Erklärung bedürftig erscheinen konnte, ist erörtert worden, nichts übergangen, ohne dafs jedoch der Umfang des Buchs und zunächst der Anmerkungen über die Mafsen vergröfsert worden; was freilich nur bei der Kürze und Bestimmtheit des Ausdrucks, welche beide Eigenschaften wir in dem Herausgeber vereinigt finden, zu erreichen möglich war. Dem Zwecke der Ausgabe gemäfs mufsten allerdings Verweisungen auf seltene, selbst dem Lehrer meist nicht zu Gebot stehende Bücher, es mufste alles rein Gelehrte wegfallen, es durfte nur das gegeben werden, was als nutzenbringend für den bemerkten Zweck angesehen werden konnte. Bekanntlich bietet in Absicht auf die Sache, auf geographische, militärische Gegenstände u. dergl. die Erörterung der Anabasis keine geringen Schwierigkeiten dar, und wenn auch mancher Beitrag dazu geliefert worden, so ist doch von den bisherigen Erklärern der Anabasis weit weniger in dieser Hinsicht geleistet, als man billig zu fordern berechtigt war. In vorliegender Ausgabe ist nichts der Art übergangen; es ist von den verschiedenen Beiträgen ein verständiger Gebrauch

Digitized by Google

gemacht, und in der Kürze die nöthige Erörterung befriedigend gegeben. Die Belege davon lassen sich, namentlich was das Geographische betrifft, auf jeder Seite auffinden, und überheben eben darum den Ref. jeder Anführung im Einzelnen. Worauf aber Ref. weiter grofsen Werth legt, ist die grammatische Erklärung. Der Herausgeber hat diese Bemerkungen so einzurichten gewufst, dafs nicht blos der Schüler (wie überhaupt Jeder, der die Griechische Sprache gründlich in ihrem innersten Wesen und den feinsten grammatischen Unterschieden kennen lernen will) hier unendlich viel lernen kann, und zum Selbstforschen aufs lebhafteste angeregt wird, indem er sich zum öfteren aus sichern und ausgewählten Beispielen die Regel selber herauszubilden hat, sondern auch der Lehrer Veranlassung findet, Manches anzuregen, Manches zu berühren, was gründliche Kenntnifs der Sprache befördert und vermehrt. Die Belegstellen sind, wo möglich, aus Xenophon's Schriften entlehnt, oder aus andern zugänglichen Schriftstellern; die Bemerkungen selber, welche bald rein grammatisch sind, bald mehr die Sprache und Ausdrucksweise betreffen, enthalten einen Schatz feiner Erörterungen, die man vergeblich anderswo, in den gewöhnlichen Grammatiken (obgleich auch diese, da wo es angieng, benutzt und sorgsam nachgewiesen sind) oder sonst wo suchen würde. Wie genau z. B. geht der Herausgeber zum öfteren in den in unsern Grammatiken meist nur ungenügend behandelten Gebrauch der Tempora, ihrer Folge auf einander oder Verwechselung unter einander, ein (vergl. z B. I, 1. §. 2. 3. 6. 7. 10. u. s. w.), mit welcher Sorgfalt behandelt er den Gebrauch der Participien, Attractionen, insbesondere des Artikels und die feinen Unterschiede in Stellung und Weglassung desselben. Dasselbe gilt von der sorgfältigen Beachtung der Partikeln, deren Kenntnifs für den Anfänger der Griechischen Sprache so wichtig ist, eben so der Präpositionen u. s. w. So z. B. gleich I, 1. §. 4. — *βουλεύεται ὅπως μήποτε ἔτι ἔσται ἐπὶ τῷ ἀδελφῷ* zog Schneider *ὑπό*, welches der Codex Etonensis liefert, dem *ἐπὶ* vor; Ref. konnte sich nie davon überzeugen; Hr. Krüger verwirft es mit vollem Recht, und knüpft daran zugleich eine treffende Bemerkung (wie solches in vielen ähnlichen Stellen der Fall ist) über den Unterschied zwischen *ὑπό τινι εἶναι* und *ἐπί τινι εἶναι*. In der folgenden Stelle ist richtig interpungirt: *Γαρύσατις μὲν δὴ ἡ μήτηρ ὑπῆρχε τῷ Κύρῳ, Φιλοῦσα αὐτὸν μᾶλλον κ. τ. λ.*, und *ὑπάρχειν* richtig erklärt, so dafs es hier in ähnlicher Weise angewendet zu seyn scheine, wie sonst bei Staaten, „*quarum favor et auxilium alicui suppetit.*“

Ref. zweifelt an der Richtigkeit dieser Erklärung durchaus nicht, zumal wenn er die Parallelstelle bei Plutarch Artaxerx. cap. II. ἡ δὲ μήτηρ ὑπῆρχε μᾶλλον τὸν Κῦρον φιλοῦσα καὶ βουλομένη βασιλεύειν ἐκεῖνον (wo ebenfalls nach ὑπῆρχε ein Comma zu setzen und zu ὑπῆρχε [favebat] ein τῷ Κύρῳ hinzuzudenken ist) damit vergleicht. — Ibid. §. 10. bei καταλῦσαι (sc. τὸν πόλεμον) s. auch Thucydid. V. 47. καταλύειν δὲ μὴ ἐξεῖναι τὸν πόλεμον πρὸς ταύτην τὴν πόλιν μηδεμιᾷ τῶν πόλεων. Ibid. VIII. 58. fin. — ἢν δὲ καταλύειν βούλωνται πρὸς Ἀθηναίους. — Cap. II. §. 1. ἐπεὶ δ' ἔδοκε αὐτῷ ἤδη πορεύεσθαι überhebt des Herausgebers Erklärung von ἔδοκει durch καλὸν ἔδοκει der Annahme oder Ellipse des Verbum δεῖν, mit welcher man sonst sehr freigebig ist, zumal da viele ähnliche Stellen wirklich ein δεῖν enthalten; viele jedoch der Stellen, wo es als fehlend angenommen wird, möchten sich leichter auf die von Hrn. Krüger vorgeschlagene Weise erklären lassen. So liefsen sich noch unzählige Fälle auffühen, um unser oben ausgesprochenes Urtheil im Einzelnen zu bestätigen, wenn anders dazu hier der Ort wäre. Neue, mit aufserordentlicher Sorgfalt ausgearbeitete, vollständige Register, wobei zu den einzelnen Wörtern die nöthigen Erklärungen beigefügt worden, erhöhen den Werth dieser Ausgabe, und sichern dem Herausgeber, der diese mühsame Arbeit nicht scheute, den bleibenden Dank des Publikums. Es folgen nämlich: Index Verborum S. 454 — 540. II. Index Nominum et Rerum S. 541 ff. III. Index Grammaticus S. 549 ff. Dann eine höchst brauchbare Tabula Itineraria, wo die ganze Reiseroute verzeichnet, und die Entfernungen der einzelnen Orte von einander nach Parasangen und Tagmärschen (so weit solches auszumitteln gewesen), genau angegeben sind; endlich S. 559. Temporum Descriptio.

Digitized by Google

N. 59. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Die Theologie des Magiers, Manes, aus den Quellen bearbeitet von K. A. Frhrn. von Reichlin-Meldegg, Dr. der Theologie und Prof. am Gymnasium zu Freiburg im Breisgau.. Frankf. a. M. bei Hermann. 1825. 60 *S. in* 8.

Zweierlei Methoden, ein Lehrsystem aus der Vorzeit aufzustellen, sind möglich. Entweder sammelt man alles, was der oder die Urheber ausdrücklich behaupteten, nach den Hauptstellen, und ordnet dieses, aber nur dieses, wörtlich traditionelle; oder man fafst von dem, was behauptet wurde, das zerstreute zusammen, sucht alsdann die Grundsätze, ohne deren Voraussetzung jene Folgerungen nicht wohl hätten entstehen können, und ordnet alles, so viel möglich, zum einen logikalischen Ganzen.

Nach der erstern Methode hat besonders der so fleifsige, kenntnifsreiche und gegen Mutmafsungen sehr behutsame Verf. der vollständigen Historie der Ketzereien, Chr. W. Franz Walch (I. Th. 1762.) gearbeitet. Wir wundern uns seine dort (S. 685 — 814.) so sehr auf die Quellstellen hinweisende Geschichte des Manes und der Manichäer von Hrn. v. R. nicht, wie Brucker, Mosheim u. s. w. angeführt zu sehen. Die Absicht unsers Vfs. war, eine kurze Darstellung des Manichäischen Systems nach der zweiten Methode zu entwerfen, überall aber die historischen Data zum Grund zu legen, und alsdann das Verhältnifs der Manichäischen Hauptlehren zu den altmagischen und zu den Zoroastrischen aufzusuchen. Seine Aufgabe, die Hauptpuncte der Manichäischen und der Zoroastrischen Lehre wahr und klar darzustellen, hat er recht gut gelöst, und sich dadurch als einen philosophischen Bearbeiter für interessante Theile der Religionsgeschichte bekannt gemacht

Mani sah im Menschen Böses und Gutes, auch in der ganzen Natur Wohl und Uebel gemischt. Er machte daher (S. 13.) ohne Zweifel den Schlufs: Da für alles, was wirklich (und bewirkt) ist, etwas seyn mufs, wodurch es wirklich (und be-

Digitized by Google

wirkt) ist, das Böse aber und das Gute nicht von Einerlei Grundursache bewirkt seyn kann, so müssen von einander unabhängig zweierlei Grundwesen dafür existiren, die auch nicht einerlei Grundwesen über sich haben können, weil nicht Böses und Uebel aus dem Wesen des Guten kommen kann oder umgekehrt. Dadurch gieng Mani von Zoroasters (verbessert-) magischem System, welches den Ursprung des Bösen nicht als einer Substanz, sondern durch Wollen (besser) sich zu erklären gewuſst hat, zu der ganz sinnlichen und gemeinen Vorstellung über? oder zurück? wie wenn das Böse nicht erst durch die wollende Selbstbestimmung, Ausnahmen von der anerkannten Regel des Guten zu machen, entstünde, sondern schon an sich etwas, und also eine durchaus verkehrte Substanz wäre.

Hauptsächlich ist daher noch weiter auch diese (irrige) Voraussetzung des Mani bemerkbar zu machen, daſs er das Böse und Uebel so wohl, als das physische und moralische Gute wie selbstbewuſste Wesen (aus Körper und Seele bestehende, von Grund aus verkehrte Substanzen) ansah. Weil er das Werden des eigentlichen Guten und Bösen, wie es durch Wollen für oder wider das anerkannte Rechte hervorgebracht wird, nicht fest ins Auge faſste, schien ihm dann das Böse denkbar, als Eine aus Körper und Seele bestehende absolute Substanz, welche er ὕλη הַיּוּלִי هيولى nannte (Castell. Lex. pers. p. 566.); ein Wort, wodurch er nicht blos die körperliche Materie, sondern überhaupt den Stoff oder den Anfang, woraus etwas weiteres wird, bezeichnete, so daſs er allen solchen Stoff als belebt und beseelt dachte.

Die an sich böse und übelwirkende Substanz lieſs dann aber Mani nicht überall unmittelbar wirken. Er lieſs aus ihr gleichartige Aeonen, und durch diese in der Folge auch sinnlichböse, aus einer seelischen (psychisch sich bewuſsten) Materie bestehende, Menschen entstanden seyn. Das Gute schien ihm eben so eine Substanz, rein wie Licht. Auch diese aber lasse aus sich Aeonen, die dann für sich bestünden, und gute Lichtseelen ohne Materie hervorgehen, die nur in der bösen Substanz des Menschen so lange befangen seyen, bis sie sich durch Entkörperungen frei machten. Als ein reiner Lichtäon sey daher Christus aus dem guten Gott hervorgegangen, um die eingekörperten Lichtseelen durch Lehre und Beispiel frei zu machen, habe aber eben deswegen nicht einen wahren Körper um sich haben, sondern nur durch die Dokesis eines Körpers sichtbar werden können.

Digitized by Google

Richtig ist es demnach, dafs Mani alle böse Naturen als Theile des Einen bösen Wesens sich vorstellte, auch alles Gute in Menschen, Thieren u. s. w. für Theile der Wesenheit seines Gottes, *ουσια του θεου*, betrachtete, wie S. 12. 13. durch Stellen des Epiphanius bezeugt wird. Weil er aber doch die Hyle mit der anima mala aus dem bösen Grundwesen sich in einzelne selbsthandelnde Aeonen und in Menschen absondern liefs, eben so auch die gute Menschenseele (S. 27. nach Ephräm) als *particula divinae decerpta naturae* sich zu denken versuchte, und den Aeon Christus gleichfalls als für sich bestehend aus dem guten Gott ausgeflossen dachte (S. 29.), so scheint uns dieses System eher Emanatismus genannt werden zu müssen, als (mit dem Verf. S. 12.) Pantheismus. Ein bedeutender Unterschied ist es nämlich doch, ob ein Lehrsystem annimmt, das Eine, absolute, böse oder gute Grundwesen (S. 32.) wolle und handle unmittelbar in dem vielen Einzelnen, als so vielen von der Einen Substanz nicht gesonderten Modificationen, oder ob das Lehrsystem voraussetzt, aus der Einen Substanz sey vieles Einzelne ausgegangen, das ihr zwar gleichartig, wesentlich gleich, bleibe, doch als für sich bestehend so lange wirke, bis es wieder in sein absolutes Grundwesen zurückgehe und sein besonderes Bewufstseyn und Wirken verliere. Deswegen nur konnten der von der selbstbewufsten bösen Hyle umschlungenen guten Psyche von Mani allerlei Anstrengungen, um sich zu befreien, zugemutet werden, so dafs, wenn sie sich nicht streng genug zurückzöge, sie immer wieder und wieder in einem Körper-Kerker (*τη ειρκτη* S. 27.) metensomatisirt (S. 35.) erscheinen müfste, bis endlich erst alles Böse und Gute wieder in die zweierlei Ursubstanzen (in ihr *αρχετυπον* S. 36.) ganz geschieden zurückkäme.

Alles dies beruht auf dem Grundirrthum, das Böse und Gute allzu handgreiflich sich vorzustellen, und nicht als geistige Willenswirkungen, Entschlüsse und erworbene Fertigkeiten zu beobachten, das Unvollkommene in der Natur aber (das Uebel) sich nicht als etwas bei der Coexistenz so vieler Kräfte unvermeidliches, auch zur Aufgabe für die Thätigkeit der sonst allzu trägen Geister nöthiges zu erklären. Mani's Lehrsystem ist in den Folgerungen consequent, aber in der Voraussetzung, wie wenn das Böse ein an sich bestehendes Wesen seyn könnte, zeugt es von Mangel an psychologischer Selbstbeobachtung über das Werden des Moralischbösen durch gewollte Ausnahmen vom anerkannten Rechten.

Dafs Mani nur ein Gutes Grundwesen Gott nannte, hat Walch S. 746. richtig nachgewiesen, und die Logomachie, dafs Mani nicht zwei Götter, aber allerdings zwei absolute entgegengesetzte Grundwesen zu denken versucht habe, gut aufgelöst. In den alten Worten und Begriffen Elohim, Theos, Deus war das Gutseyn nicht schon, wie in unserm Gott, so deutlich miteingeschlossen, weil man mehr an die Macht der Grundursächer dachte, und die Willkührmacht (allzu menschlich) auch noch für einen Vorzug, für ein *θειον τι* hielt.

Mani statuirte (aus Annäherung an die christliche Lehrregel seiner Zeit) wohl auch eine Trinität, in so fern er dem Vater als dem eigentlichen guten Gott das „summam et principalem lucem incolere" zuschrieb, den Sohn in hac *secunda* et visibili luce (in dem Himmelslicht), den heil. Geist als majestas *tertia* dachte (s. Faustus nach Augustin. contra Faustum L. 20. cap. 2.). Nur war Mani's höchste Dreiheit freilich mehr eine Dreifaltigkeit oder eine Dreieinigkeit der drei höchsten Kraftwesen durch Gleichartigkeit, wo nicht Einheit (identische Unität des Wesens), sondern nur Einerleiheit, Homogenität der *ουσια*, vorausgesetzt wurde. Haben doch auch alle orientalisch denkende Kirchenväter vor dem Nicäischen Symbol die Drei nicht als *Ein* Wesen, sondern als *Eines* Wesens gedacht, und so, dafs sie die Inferiorität der zwei dem Vater homogensten Aeonen sorgfältig bemerkten? „Wir sind nicht Atheisten", sagt Justins gröfsere Apologie §. 12. S. 136. Würzb. „Wir verehren den Hervorbringer dieses Ganzen durch Gelübd und Dank; dafs wir aber als solche, die gelernt haben, dafs Jesus der Sohn des eigentlichen Gottes ist, und die ihn in der zweiten Stellung haben, auch den Prophetischen Geist in der dritten Ordnung mit Vernunft ehren sollen, werden wir erweisen" *Τον . . . Ιησουν Χριστον υἱον αυτου του ὄντως θεου* (!) *μαθοντες και ἐν δευτέρᾳ χώρᾳ ἔχοντες, πνευμα τε ἐν τῇ τρίτῃ τάξει, ὅτι μετα λογου τιμωμεν αποδειξομεν.* Vergl. §. 76 — 78.

Nachdem S. 37. Mani's Lehren ganz richtig zusammengefafst sind (nur dafs Rec. für Pantheismus — Emanation und Remanation denkt, und so lang die Individualität dauert, ihr auch ein Handeln aus bösem oder gutem Willen, eine Art von abgesonderter Selbstthätigkeit zugeschrieben findet), vergleicht Hr. v. R. recht treffend das Lehrganze des Mani mit dem des Zoroaster, das er im sechsten Jahrhundert vor Christus (S. 40.) beginnen läfst. Das Unterscheidende von diesem

Digitized by Google

ist, dafs er zwar auch ein böses Grundwesen, als Ursache der Körper und ihrer bösen Lüste, annimmt, doch aber das Entstehen des Bösen in jenem Ahriman vom Mifsbrauch des freien Wollens (S. 42.) ableitet. Deswegen konnte er das Daseyn auch des Ahrimans dennoch aus einem guten Urwesen, Zervane Akerene genannt (Zendavesta 2. Bd. S. 376.), ableiten. Denn nunmehr konnte der Einwurf: Aus dem Guten kann nicht das Böse werden! in so fern wegfallen, als das Böse in Ahriman für Product des Wollenkönnens, nicht für Ausfluſs aus dem Urwesen, zu erkennen war. Sogar ein endliches Zurückkommen des Ahrimans selbst in das gute Urwesen nahm Zoroaster deswegen an (S. 48.), und konnte, weil er das Wollenkönnen des Guten sogar in Ahriman nicht für verloren achtete, eine endliche Auflösung des Dualismus in die Einheit des einzig guten Urwesens ohne Inconsequenz hoffen und voraussagen. Die Differenz zwischen Zoroaster und Mani ist sehr klar und richtig gezeigt. S. 46 — 48.

Ob nun aber, was die dritte Hauptansicht des Vfs. (S. 49.) ist, die altmagische vorzoroastrische Lehre schon auf der sinnlichen Vorstellung bestanden habe, als ob Böses und Gutes Substanzen wären und also aus einer absoluten Zweiheit entgegengesetzter Grundwesen entstünden, dies vermag Rec. weder zu bejahen noch ganz zu verneinen, weil die Data von dem, was höher hinauf uralte Metaphysik der Mager gewesen seyn mag, allzu unsicher scheinen. Der Vf. sagt S. 50: „über ihre Lehre ist freilich aus Mangel der Quellen nicht viel zuverlässiges mehr zu sagen". Diesem Satz mufs Rec. mehr beistimmen, als dem, was folgt: „So viel ist gewifs (?), dafs die Lehre der alten Mager (der vorzoroastrischen) nicht auf Gott als Einheit, sondern als Zweiheit zurückgieng."

Wäre dies, dafs einst schon ein böses Grundwesen neben einem guten als Substanz alles Bösen gedacht wurde, so wäre dann Mani etwa Erneuerer des alten, vulgären Magismus im Gegensatz gegen die (mehr denkbare) Zoroastrische einen Willensabfall erkennende Lehre. Aber wer kann sich überzeugen, von vorzoroastrischen Magern mehr zu wissen, als dafs ihr Fetisch Licht und Feuer war, ein Symbol des Reinen, Guten, Mächtigen u. s. w. Ob sie auch einen Fetisch des Uebels und Bösen hatten, dies wäre erst nachzuweisen. Der allegirte Brucker (T. I. p. 173. 174.) sah recht wohl, dafs, ob die alten Mager aufser dem Licht, dem Mithra oder Sonne, auch zugleich ein böses Princip dachten und verehrten, aus

Digitized by Google

den Griechen von Alexanders Zeit (denen der Zoroastrische speculative Dualismus, als das seit Darius gültige, das nähere war) und aus noch späteren nicht, noch weniger aus den unhistorischen und viel spätern Arabern zu lernen sey. Ein anderes

ist der ihnen zugeschriebene reinere Sabiismus صبيه von צבא d. i. Verehrung gewisser Gestirne, Sonne, Planeten u. s. w., als Repräsentanten des Göttlichen, ein anderes der speculative Gedanke an ein Grundwesen auch des Bösen, wovon sich ein solches Symbol, wie Sonne, Licht, Feuer u. s. w. dem Naturmenschen nicht aufdringt. Brucker warnt S. 174. recht gut: Haec quidem (von einem uralten Dualismus zweier principia a se, dem Jezdan und Ahriman) Arabes, et qui e recentioribus Arabes sequuntur. *Qui tamen cum multa ex ingenio suppleant, . . dubios nos de vera Magorum sententia ante Zoroastrem sinunt.* Dürfen wir Zeiträume von Jahrhunderten und Tausenden, besonders im Orient, der ohnehin so wenig Geschichte hat, überspringen, und jeden, der seine Mutmafsung wie Tradition ausspricht, einen Zeugen nennen? Nur unsre Mystiker können sich dergleichen erlauben.

Scharfsichtig fragt Brucker; warum denn die Araber nichts vom Sonnendienst, vom Mithra, den die alten Mager hauptsächlich ehrten, angäben? Der Naturdienst, das Verehren der guten Ursache, unter dem Sonnensymbol hat den Character des einfachen höhern Alterthums. Der Eine gute Urgott war da, im reinen Feuer, in freier Luft, angebetet von den uralten Gebern. Auch bei Darius Thronerhebung wird der altpersische Respect gegen den Lichtgott, den Mithra als Sol, unverkennbar. Erst speculatives Sinnen mochte einen Gegensatz, ein Grundwesen auch des Bösen, und ihm parallel ein secundäres Grundwesen des Guten sich schaffen, beide durch Wollen seyend, was sie unter dem Einen, dem Reinguten, dessen Symbol der Mithra war, durch eigenes Wollen werden konnten.

Selbst Plutarch (de Isid.) läfst erst den Zoroaster den Oramaz und Ahriman benennen, und den Mithra in die Mitte (über sie) stellen. „Zoroastrem melioris nomen Oromazam, pejoris Arimanium perhibuisse, illumque enunciasse maxime similem esse luci, hunc tenebris et ignorationi, medium horum esse Mithram, quae causa sit quod Mithram Persae *mediatorem* seu *intermedium* nuncupant. Plutarch. ex Versione Xylandri. S. Brucker S. 173.

Digitized by Google

Auch der Name Ormuzd ist persisch, nicht einmal pelvisch; s. Kleukers Zoroaster III. S. 168. (Im Pehlvi heifst er Anhouma.) Aus dem Zendischen wird bei Kleuker III. 142. als sein Name angeführt Ehoro mezdao, wo dann *or* und *mezd* die Hauptsylben sind. Dieser Oromozd أورمزد ist der schöne helle Jupiterstern (Castell. Lexic. pers. fol. 62.), also ein Symbol des Guten, aber weniger als der Mithra. Mozd مزد ist ein froher Verkündiger, und daher hat Jupiter planeta als Lichtstern oder Lichtbote jene Benennung. fol. 508. vergl. 555. آور *avar* (= verus) ist wahr und klar. Daher der helle Jupitersstern auch Ayarschir آورسر Castell. fol. 61. Als lichtheller Planet war derselbe für dieses ἐν δευτέρᾳ χώρᾳ seyende, speculativ abgeleitete gute Grundwesen recht passend ein untergeordnetes Symbol des Guten und Reinen unter dem grofsen „Mithra". Dieser nichtweibliche Name, geschrieben *Mihtar*, مهتر (wovon der allgemein bekannte Name Mithra gewifs viel eher, als von *Meher* مهر abzuleiten ist), bedeutet *magnus, major*, daher *princeps, caput*, und nur deswegen (als Beiname) *Sol.* Castell. fol. 516. Dafs Mithra wie *Mediator* seyn könnte, ist bei Plutarch erst ein Einfall aus lateinischer Etymologie. مه *mah, maha*, ist grofs, تر macht die Steigerung, den Comparativ.

In welchem Sinn aber, müssen wir weiter fragen, benannte nun Zoroaster das oberste Gute, dessen Repräsentant der Sol = Mithra war, auch Zerwâne Akerene? Auf jeden Fall zeigt sich diese Benennung nicht als nomen proprium, nur als Beiname, von gewissen Qualitäten hergenommen. وان *ván* heifst jeder, welcher etwas wahrt oder hat. So bedeutet زروان *zarivân*, oder *zervân* einen reichen, in so fern زر Gold und dann Geld überhaupt bedeutet. Hyde de relig. Persar. I, 2. Reland Diss. misc. II, 264. Ob nun in dem Wort *zervan* das *zer* sey صر die Nothwendigkeit, so dafs zer vân *custos necessitatis*, gleichsam Grund der obersten Nothwendigkeit, wäre, oder ob *zer* auch

hier זר, *aurum* bedeute, also der Sol oder Mihtr als der *aureus* bezeichnet wurde, bleibt mir für jetzt unbestimmbar. Jenes klingt weit speculativer. Dieses tritt näher, weil Zoroasters Name von זר abstammt. Doch wird auch Zoroaster Zeret Oshtro genannt; s. Kleuker Zendavesta II. Th. S. 365. Oshtro ist das auch in den Sabäischen Schriften oft vorkommende עתרא عثرة Kraft, Kraftwesen. Auch hier möchte also Zeret صرت wohl die Nothwendigkeit, Absolutheit, (Aseität) bedeuten. Gewöhnlich aber wird jenes Zervan nicht mit *z*, sondern mit ژ *ds* geschrieben; auch was die Griechen als Zoroaster ausgesprochen hörten, erscheint mit *ds* ژ geschrieben زرادشت oder زرْدَشت *Dsarádascht* oder *Dserdasht*, wo *Dser* زر Gold, دَشْت eine fassende Hand, und daher Macht bedeuten kann, so dafs die Benennung auch auf die Sonne, als die güldene, sich beziehen konnte. Der neue Lehrer, Zoroaster, hiefs dann als *Dserdasht* eine Goldmacht, nämlich eine Macht des Sonnengottes, dessen Symbol auch das Gold war. Vergl. auch Hoeck Veteris Mediae et Persiae Monumenta (Goettingae 1818. 4.) p. 149. Auch *Dsard* زرد ist flavus.

Gewöhnlich wird *Zervan* oder *Dservan* زروان erklärt als Zeit, wie זְמַן. So steht in dem von Kleuker mitgetheilten kleinen Zend-Wörterbuch (Zendavesta III. S. 148. unten) *Zroué*, Zeiten, und *Zrouanemtche*, die Zeiten. Dieses letztere Wort müfste offenbar getheilt seyn, so dafs, wenn *Zrouan* Zeit bedeutet, *emtche* ein eigenes Beiwort ist. Wäre dieses *emtche* etwa (nach S. 142.) = *emésché*, unsterblich? Kleuker übersetzt die gränzenlose Zeit. Aus speculativer Mutmafsung? oder nach einem vorzeigbaren Sprachbeweis, den er nicht angiebt? Der für den Parsismus begeisterte Prof. Othmar Frank in seinem „Licht vom Orient“ (Nürnberg 1808.) sagt S. 119. „*Zarvan* . . heifst: sich selbstbeleuchtend“. Wie aber erweist sich auch diese speculative Bedeutung? Wir selbst können freilich (wenn dann nur in der unendlichen, anfanglosen Dauer irgendwo auch ein Anfangstermin des endlichen Seyns, ein eigentliches Werden, denkbar wäre!) die gränzenlose, oder die unsterbliche Zeit jenseits alles endlichen Seyns oder Werdens obenan setzen, oder ein Licht *a se*, das weder auswärts beleuchte noch beleuchtet werde, bewundernd uns vorbilden. Aber ob

Digitized by Google

die Parsen vor Darius dies thaten, müfsten wir erst historisch und philologisch erfahren.

Hr. Dr. Tholuck, welchem Rec. freilich auch darin nicht beistimmen kann, dafs er aus postmohammedischen grăcissirenden Arabern den alten Parsismus entdecken zu können voraussetzt, giebt in seiner Monographie „über die speculative Trinitätslehre des späteren Orients“ (Berlin 1826.) S. 63. eine Stelle aus Schahristani im arabischen: dafs Dservan der Grofse زروان الكبير gesummt (oder: gemurmelt) habe 9999 Jahre, damit ihm ein Sohn würde. Es ward ihm keiner; alsdann erneuerte er sich selbst. In diesem Zusammenhang kann denn doch Dservân, da es mit „Alcebir“ verbunden ist, nicht als Zeit gedacht werden. Was sollte „Zeit, die grofse“ bedeuten? Hier erscheint vielmehr زروان als nomen proprium, so dafs ein grofser Dservan von einem kleineren unterschieden ist. Der grofse Dservan mag der Mithra auripotens, der kleinere der Lichtplanet Jupiter oder Ormozd seyn, ebenfalls als auripotens; die Dservaniten aber sind denn doch Zoroastrisch, nicht altmagisch *).

---

*) Hr. Tholuck übersetzt: „Der grofse Servan erhob sich und brüllte 9999 Jahre lang, um einen Sohn zu gebären, aber es entstand ihm keiner; darum wurde er selbst endlich. Das Wort زمزم ist nicht brüllen, sondern das Sumsen oder Murmeln des meditirenden Magers, das *musitare*, wird auch auf den obersten Gott des Magers, da er einen Sohn hervorbringen will, übergetragen. Auch vom Donner gesagt, bedeutet زمزم nicht das Brüllen, sondern das gleichsam murmelnde Rollen. Eine noch unrichtigere Meinung aber veranlafst Hr. Tholuck durch die letzte Zeile, wie wenn dann Dservân der Grofse selbst als endlich geworden von den Dservaniten geglaubt würde. Der Text sagt:

فزمزم ليكون له ابن فلم يكن ثم حدث نفسه

„damit ihm würde ein Sohn, und nicht ward er; alsdann „erneuerte er (Zervan der Grofse) sich selbst“ (Sinn: der alte Mithra dauert selbst wieder als neu fort in dem nächstfolgenden Jahrzehntausend). Daran, dafs das Unendliche sich selbst endlich mache, denkt etwa eine mystische Speculation, für welche das Kommen des Endlichen aus dem Un-

Digitized by Google

Auch der mit Zervane verbundene Name Akerene ist nur unsicher erklärt, wenn wir an آخیرین *extremus* (Castell. Lex. pers. pag. 12.) und an die Möglichkeit denken, dafs der höchste Gott ὁ πρῶτος καὶ ὁ ἔσχατος, oder vielleicht der äusserste زروان, Goldlicht- oder Sonnenglanzbesitzer genannt worden seyn möchte. An عقیرین *radicalis* könnte man denken, wenn dies Wort auch im Persischen aufgenommen ist.

Der Hauptpunct zwischen diesen Forschungen und Ungewifsheiten ist: ob wir einen festen Grund haben, zu behaupten, vor Zoroaster hatten die Feueranbeter, die eigentlichen alten Mager (مُغ Mog, مُغان Mogan, nach Castell. S. 511.) schon den Dualismus. Glaubten sie schon neben oder unter dem Lichtgott, Mithra, sowohl eine niedrigere Dunkelmacht, als eine niedrigere, durch den hellsten der Planeten bezeichnete, Lichtmacht?

Die Finsternifs aber ist dem Menschen gar nicht so gegenwärtig und gleichsam sich aufnöthigend, dafs er, wenn er, anbetend, des Lichts sich erfreut, das Nachtdunkel ihm so bald gegenüberstellte. Die im Orient sternhellen Nächte veranlassen auch nicht leicht dazu. Der Hochverehrte als Erdenweltordner (Genes. I.) ruft nur; Es sey Licht! nicht auch יְהִי חֹשֶׁךְ: Wo nicht Licht ist, da ist das Unfreundlichwidrige = חֹשֶׁךְ: — Zuvor wohl mufsten manche erst bis zum Speculiren verfeinert seyn, ehe Zoroaster seine beiden Gegensätze, einen dem Mithra nächsten, aber, so wie der Jupitersstern, doch der Sonne weit nachstehenden Lichtäon und einen durch Eifersucht erst dunkel gewordenen Ahriman mutmafsen konnte. Des letztern Name اهریمان Castell. S. 64. Pelvisch Hareman, mag wohl an die Grundbuchstaben von Hermes

---

endlichen ein schweres Problem ist. Aber nichts ist bedenklicher, als solche Meinungen in Stellen hinein zu übersetzen, die von Wenigen geprüft werden können. حدّث ist dem hebr. חָדַשׁ gleich. Neu ist nicht = endlich. Der Sinn des Philosophirenden ist: Immer bleibt die Zeit die nämliche. Mithra, wenn er zehntausend Jahre hervorgebracht hat, bringt doch alsdann nichts anderes, als wieder zehntausend solche Jahre hervor. Aber so was schlichtes klingt freilich nicht geheimnifsreich genug!

Digitized by Google

erinnern, ist dadurch aber nicht erklärt. Persisch heifst er Aschmog (s. Kleuker III, 180.). Waren nicht die Perser vor Cyrus einfache, rohe Nomaden? Nur wenn nichts speculatives, nur wenn die Natur ihres Landes sie zum Glauben an ein böses und ein gutes Grundursachwesen getrieben hat, wäre etwa solcher (ganz unphilosophischer) Dualismus in ihrer Religionsbildung begreiflich.

Darüber bleibt demnach Rec. sehr zweifelhaft, ob mit Hrn. v. R. historisch anzunehmen sey: Mani sey in der Hauptsache zu einem vorzoroastrischen, altmagischen Dualismus, ohne die von Zoroaster eingeführte Vereinigung Beider im Zervane Akerene, und ohne die Entstehung des Bösen in Ahriman von seinem Wollen abzuleiten, zurückgegangen, und habe daher das Böse, wie das Gute, als etwas für sich bestehendes (substanzielles) angenommen, aber so, dafs er jenes doppelte Princip von Licht und Gut, von Böse, Uebel und Finsternifs mit biblischen und christlichen Sätzen (vom Erlöser, Christus u. s. w.) zu vereinigen gesucht habe. Dieser dritte Punct aber ist für des Vfs. Abhandlung auch das am wenigsten wesentliche.

Am meisten Aufmerksamkeit verdient es allerdings, was auch Hr. v. R. S. 51. gut benutzt, dafs bei Jesaiah, oder in dem Anhang zu dessen Orakeln, in jenen gegen die chaldäisch-babylonisch bildernde Vielgötterei so ernst und zugleich ironisch eifernden Kapiteln 44. 45, wo an Coresh namentlich 44, 28. 45, 1. als an den Maschiach (Gottgesalbten), welchen Jehovah zum Retter geschickt habe, erinnert wird, nicht nur die Alleinheit Gottes so stark behauptet werde:

44, 7. „Ich bin Erster und ich bin Nachfolgender,
„und ausser dem, was mich betrifft, ist kein Gott“

dafs vielmehr auch (was dort das merkwürdigste ist) gerade da, wo gesagt ist, was Jehovah dem Völkerhirten Coresh (einst gleichsam) zugerufen habe, Gott so bedeutsam bezeichnet ist als

45, 7. Bildend Licht (Or) und schaffend Finsternifs,
machend Wohlseyn und schaffend Uebel (Ra).

Selbst der neueste, so schätzbare Commentar über Jesaiah (II. Th. S. 91.) will freilich in dieser Stelle nur an die allgemeinen Gegensätze denken lassen, dafs Alles, Tag und Nacht, Wohlstand und Uebel, von dem Einen Gott komme. Nicht aber sey mit Vitringa, Lowth, Jahn (auch Paulus, Clavis über Jesaiah) eine Rücksicht anzunehmen auf den Dualismus, welchem Cyrus ergeben gewesen. Auch bei

Digitized by Google

Jerem. 31, 35. spreche Jehovah als der, welcher die Sonne gemacht zur Erleuchtung des Tags und die Satzungen [Bestimmtheiten] des Monds und der Sterne zu Erleuchtung der Nacht. [Wo aber in der That nicht auch vom Schaffen der Nacht, sondern vom Schaffen der Lichter für Tag und Nacht die Rede ist!] — So sey dann der Ausdruck: Licht und Finsternifs, Wohl und Uebel zu allgemein und für sich klar; und könne „ungezwungen" keine Beziehung angenommen werden, darauf, dafs der Prophet in diesen Worten Jehovah als den Schöpfer des Reichs des Lichts und der Finsternifs, des Ormuzds und Ahriman darstelle. — In dieser Weise würde es sich Rec. auch nicht denken. Weil es aber doch bei den Althebräern ungewöhnlich ist, zu bemerken, dafs Gott auch die Finsternifs mache, so wird es dem Rec. schwer, nicht an einen besondern Anlafs zu dieser Beschreibung, also an den durch die Religionsgeschichte jener Zeit gegebenen Gegensatz von Licht und Finsternifs, der historischen Interpretation gemäfs, zu denken; nur mit dem Unterschied, dafs der Prophet nicht sagen wollte: Jehovah schuf den Ormudsd und Ahriman. Vielmehr wäre dies angedeutet: Es giebt keinen Licht- und Nachtäon, keinen Aeon für Wohl und Uebel, weil der Eine Jehovah alles selbst schafft, macht und bildet.

Setzen wir aber gleich voraus, dafs der sonst ungewöhnliche Satz: Jehovah macht auch die Finsternifs, auch das Uebel, eben so wie Licht und Heil, von einer historischen Veranlassung abgehangen habe, so zweifelt Rec. doch, ob jene Kapitel unter Coresh zu setzen seyen, also etwas vorzoroastrisches bezeugen können. Allerdings gab im ersten Jahr der Eroberung Babels Cyrus den Juden Erlaubnifs zur Rückkehr und zum Tempelbau (Esr. I, 1—6.). Aber unter ihm erfolgte doch gar wenig. Die Nachbarn aus Samarien, weil die allzu orthodoxen priesterlichen Judäer sie nicht mitbauen lassen wollten (Esr. 9, 1—4.), hinderten schon vom zweiten Jahre des Coresh an (3, 8.) bis unter die Regierung des Darius (Darjavsh) alle Fortschritte (4, 5.). Cyrus war dann anderswo beschäftigt. Unter Cambyses (Esr. 4, 6.) wurde Sitnah (Satanität, Widerstreit) den Judäern angekündigt von den Samaritern. Unter dem antipersischen Mager, dem Smerdes (4, 7.) galten die Samariter mehr. Erst Darius, welcher das Magische (und Medische) Zwischenreich des Smerdes gestürzt hatte und gerne als ein zweiter Cyrus gelten wollte, gab wieder lebhaftere Befehle für die von den Babylonischen Chaldäern einst eroberte

Digitized by Google

und verpflanzte Feinde der Vielgötterei (des Bel und des Nebo, Jes. 46, 1.), Er gab diese gerade deswegen, weil des grofsen Cyrus Vergünstigung für die jüdische Monotheisten und Feinde des chaldäischen Babels in einem Medischen Archiv gefunden worden war. Esr. 6, 2. 3.

Im zweiten Jahre des Darius trieben erst einige Propheten (4, 24. 5, 1.) wieder zu grofsen Hoffnungen und neuer Thätigkeit. Diesen Zweck neuer Aufregung scheinen die sehr lebhaft begeisterte Kapitel 42 — 45. zu beabsichtigen (und sind vielleicht eben von diesen Propheten?). An Cyrus erinnern sie 44, 28. 45, 1 — 5, nicht weil er jetzt für sie thätig war (was er, nachdem der erste Befehl gegeben war, in der Folge offenbar nicht gewesen ist), sondern weil Darius dessen Nachahmer seyn wollte, weil es also förderlich ward, daran zurück zu erinnern, dafs die Loslassung der Weggeschleppten von Cyrus ausgegangen war, der als Besieger des chaldäischen Nebucadnezar-Reichs natürlich die, welche von den Chaldäern Babels unterdrückt worden waren, sich gerne zu Freunden machte. Vermöge dieser Geschichtumstände wird in Jes. 44, 28 — 45, 5. nur auf das, was Gott durch Cyrus gethan habe, zurückgewiesen, weil dies zu Darius Zeit zum Muster dargestellt werden durfte. Solche begeisterte Hoffnungen aber, wie diese Kapitel ausdrücken (45, 14. 48, 6.), hätten wohl unter Cyrus, wo alles so bald stockte und schon auch so kärglich begann (Esr. 3, 12. 13.), schwerlich ausgesprochen werden können. Auch die völlige Erniedrigung Babels, wie sie Jes. 47, 1 — 14. beschreibt, erfolgte erst unter Darius, da sie aufs neue sich von den Persern frei zu machen gesucht hatte. Herodot III, 159. Cyrus hatte Babel noch so sehr geschont, dafs auch jene Sarkasmen der Propheten in seine Zeit nicht fallen könnten. Fallen also die Kapitel Jes. 44. 45. unter Darius, so ist ihr Inhalt nicht vorzoroastrisch, und 44, 25. möchte auf ältere Mager zu deuten seyn.

Ohnehin darf in dieser ganzen Untersuchung über den vorzoroastrischen Magismus nicht (wie häufig geschieht) vergessen werden, dafs die Mager vor Darius, diese Mager, welche durch den falschen Smerdes steigen wollten, nicht Perser, sondern Meder waren. Die Erhebung des Darius war gerade darauf gerichtet, „ne *Medus* homo, ne *Magus Persis* imperaret". Dies zeigt der ganze Zusammenhaug bei Herodot III, 66 — 79. Um so begreiflicher wird es, wie nach der Magophonie auch eine neue, jetzt eigentlich Persische,

Digitized by Google

Umwendung des Religionssystems durch Zoroaster unter Darius geltend werden konnte. Es war zugleich politische Angelegenheit, den Medischen Magern einen Parsismus entgegenzustellen, der den weitumfassenderen Blick eines grofsen Staats, nicht mehr die Beschränktheit des von Medien abhängigen Persiens, zu bezeugen scheint.

Wodurch dann aber Mani bewogen wurde, das Zoroastrische höchste Einheitsprincip, den grofsen Mithra, zu verlassen, das Böse in Ahriman nicht durch Wollen entstanden, also auch nicht durch Wollen am Ende verbesserlich, sondern als Substanz und als Ursache vieler substantiell böser Emanationen zu denken, überhaupt zwei gleiche Principien, ohne Auflösung in eine höhere göttliche Einheit anzunehmen; bleibt nach allem bisher entwickelten dem Rec. noch unentschieden. Ehe wir mit dem Verf. S. 52. 53. eine Rückkehr zum alten Magismus oder Parsismus darin erkennen, müfsten wir erst, dafs jener ein solcher Dualismus, und dafs er Parsisch war, anderswoher gewisser wissen können.

Immer aber war die klare Darstellung und die philosophisch-historische Forschung des Vfs. dem Rec. so anziehend und erschien ihm in den zwei ersten Hauptpuncten so befriedigend erwiesen, dafs er eben deswegen von seinen weiteren Bemerkungen einiges hinzuzufügen, der Achtung gegen den Verf. gemäfs erachtete.

Mani fällt in die zweite Hälfte des dritten Jahrhunderts (Walch S. 725.). Christliche Begriffe jener Zeit, wo auch die Bischöfe und Priester das Böse schon oft allzu substanzartig in (der σαρξ) dem Fleische suchten, das Gute wie einen von der priesterlichen Sacramentsertheilung abhängigen, geheimen Gnadenausfluſs aus dem guten Gott beschrieben, scheinen auf ihn gewirkt, ihn zum Versuch einer Vereinigung des Zoroastrischen mit dem Christlichen seiner Zeit veranlafst zu haben. Denn als apostolische Tradition von Skythianus, Therebinthus, Buddas (Walch S. 705.) wollte er seine Lehre gerne den Christen glaublich machen. Seine Lehre sollte ein Evangelium des Lebens seyn (Walch S. 721.). Sein Name selbst, Mâni (richtig auch vergleichbar mit Menu, nach dem sehr verbreiteten Wurzelwort מנה منى) oder vollständiger Mani chai مانى حى Austheiler des Lebendigen, klingt Johanneisch. Er hiefs eigentlich Cubricus (Walch S. 596.). Sein Hauptgedanke scheint dann gewesen zu seyn, Gutes und Böses für Substanzen zu erkennen.

Digitized by Google

Dies einmal vorausgesetzt, war ihm der Christengott, der Monos Agathos, der Alleingute (Matth. 19, 17.), ihm aber gegenüber der Gott des Alten Testaments, der Grundböse. Einen obersten Gott bedurfte er nun nicht; auch mufste Mani ja wohl den Cultus des Feuers oder des Mithra, als Sol, mit dem christlichen unvereinbar finden. So wurde ihm Zervâne Achirene und Oromazd nur Ein Wesen, Ahriman aber (der Satanas der Juden und Christen) stieg so, dafs er wie eine selbstständige Gegenmacht fortdauernd bestehen sollte. Als böse Substanz blieb er mit den bösen Aeonen (Engeln) ihm ewig böse und unglücklich, aber so, dafs er dem Reiche des Guten dann nicht mehr schaden könnte.

Auch nach der Geschichte gelang Mani's wahrscheinlicher Zweck: Zoroastrismus und Christenthum (bischöfliches des zweiten Jahrhunderts) mit einander zu verschmelzen, so sehr, dafs der Manichäismus eine Zeit lang sehr viele Christen einnahm. Sein schädlichstes war, dafs er das Böse als eine Substanz betrachten lehrte, die durch den Willen nicht gebessert, höchstens wie eine dem Lichtgeist fremde Matèrie, abgestofsen werden könnte. Selbst Augustinus, der wegen seiner allzu fleischlichen Neigungen unter den strengeren Manichäern nicht hatte steigen, nicht unter die electos kommen können (vergl. Walch S. 775.), blieb daher doch im Zweifel, ob er das Böse, das er ohnehin schon mehr im Begehren, concupiscentia, als im geistigen Wollen suchte, als etwas per traducem (also substanzartig) oder durch Imputation übergehendes anzusehen habe. Wo das Böse ausser dem eigenen Willen ist, wird die innerste Kraft zur Besserung nicht wahrhaft und wirksam anzuerkennen.

Wir bitten den Verf., diese Mutmafsungen zu prüfen, wie Rec. die seinige — aber nur in ihrer letzten Anwendung — zu bezweifeln, für wissenschaftliche Aufgabe hielt. Gemeinschaftliches freies Streben rückt Forschende der Wahrheit näher, auch wenn ein fast ahrimanisches Dunkel darüber verbreitet ist.

Dr. Paulus.

Digitized by Google

Bruchstücke aus Karl Bertholds Tagebuch. Herausgegeben von Oswald. Berlin, bei Dunker und Humblot. 1826. 405 *S. in* 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Der Verf. dieses, übrigens unterhaltenden und nicht geistleeren, Romans scheint sich die Aufgabe gemacht zu haben, seine Personen, der polemischen Zeitmode gemäfs, in Supernaturalisten und Rationalisten einzutheilen, jenen dann bedachtsame und edle, diesen leichtsinnige und verwerfliche Charaktere und Handlungen beizulegen. Nichts ist leichter. Die Geschöpfe der Phantasie müssen sich gefallen lassen, mit welchen Kräften oder Schwächen ihr Erfinder sie auszustatten Lust und Kraft hat. Die psychologische Aufgabe aber (wenn nicht das Motiviren und Grundandeuten, als ein etwas beschwerliches, ästhetisches Rationalisiren, auch für die Romanschreiber meist ausser der Mode wäre!) würde vielmehr diese gewesen seyn, darzustellen, wie das Gute und Schlechte jener Handlungsweisen aus der Verschiedenheit jener Glaubenssysteme und Grundsätze, und nicht blos aus dem den Personen willkührlich beigelegten Gemüthscharakter, flieſsen konnte oder muſste. Wessen Religionsüberzeugungen davon ausgehen, dafs er den Wollenden mit Jesus zuzurufen habe: Seyd vollkommen, wie auch unser Vater im Himmel vollkommen ist (Matth. 5, 48.), und dafs nur das Entschlossenseyn für Rechtschaffenheit, eine Entschlossenheit ohne Vorbehalt für beliebige Ausnahmen, die Verehrung Gottes im Geiste und in der Wahrheit sey, der wird wenigstens schwerlich in eine romanhafte Person umgedichtet werden können, welche durch ihr Religionssystem leichtsinnig, anmafslich, wortbrüchig geworden sey. Dergleichen irrationale Rationalisten zu erdichten, wem könnte dies der Mühe werth seyn? Am Ende wäre es denn doch nur das Bemühen, darzustellen, wie Einer — im Gegensatz gegen sein System — inconsequent im Handeln werden könne. Und eben dies, würde es sich nicht in ein Lob des Systems verwandeln?

Dr. Paulus.

Digitized by Google

N. 60. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Voyage autour du Monde, entrepris par Ordre du Roi, sous le Ministère et conformément aux Instructions de S. Exc. Mr. le Vicomte de Bouchage, Secrétaire d'État au Département de la Marine, exécuté sur les Corvettes de S. M. l'Oranie et la Physicienne, pendant les années 1817, 1818, 1819 et 1820; publié sous les auspices de S. E. Mr. le Comte Corbière, Secrétaire d'État de l'Intérieur, pour la partie historique et les Sciences naturelles; et de S. E. Mr. le Comte Chabrol de Crouzol, Secrétaire d'État de la Marine et des Colonies, pour la partie nautique; par Mr. Louis de Freycinet, Capitaine de vaisseau, Chevalier de St. Louis et Officier de la Legion d'honneur, Membre de l'Academie Royale des Sciences, de l'Institut de France etc., Commandant de l'expédition. Observations du Pendule. Paris 1826. 290 S. gr. 4.

Das hier anzuzeigende Werk macht, wie der Titel angiebt, nur einen Theil des grofsen Reiseberichtes aus, welchen Freycinet von seiner langen und interessanten Entdeckungsreise schon seit geraumer Zeit versprochen hat, und theilt dem wifsbegierigen Publicum nur aus einem einzigen Zweige seiner zahlreichen wissenschaftlichen Forschungen die erhaltenen wichtigen Resultate mit. Ueber diesen nämlichen Gegenstand der mathematischen Geographie hat unterdefs der kühne englische Seefahrer, Capt. Sabine, die gelehrte Welt mit einem wahrhaft unschätzbaren Werke beschenkt, und Ref. hat bei der Anzeige desselben in No. 40. dieser Zeitschrift sowohl den Gesichtspunkt im Allgemeinen festgestellt, aus welchem die vorliegende Aufgabe betrachtet werden mufs, als auch sein Verlangen ausgedrückt, bald zur Kenntnifs derjenigen Resultate zu gelangen, welche man als Ausbeute der merkwürdigen französischen Reise unlängst erwartet hat. Inzwischen schliefst sich die vorliegende umfassende Arbeit unmittelbar an jene des englischen Geometers an, und Ref. mufs sich daher auf das dort in Beziehung über die Aufgabe im Allgemeinen Gesagte hier beziehen. Sabine hat seine Messungen

mit Kater's unveränderlichem Pendel, dem von Schumacher schicklich benannten Reversionspendel, angestellt, dessen Theorie ganz kürzlich durch v. Bohnenberger in den Naturwissenschaftlichen Abhandlungen einer Gesellschaft in Würtemberg. 1826. Bd. I. S. 1 ff. gründlich entwickelt ist. Seine eigenen Messungen in Verbindung mit älteren englischen und französischen geben bei auffallend geringen Abweichungen der einzelnen Beobachtungen die Abplattung der Erde = 1/289, ein höchst auffallendes, mit der bisher bekannten Theorie sehr genau übereinstimmendes Resultat, welches man aus vielen, in der erwähnten Anzeige zum Theil näher angegebenen, Gründen für sehr richtig, ja man darf sagen für absolut richtig anzusehen berechtigt ist, so dafs nunmehr die lange Zeit hindurch streitige Frage als genügend beantwortet betrachtet werden kann.

Freycinet und die ihn begleitenden französischen Geometer bedienten sich gleichfalls der unveränderlichen Pendel, welche indefs keine Reversionspendel waren, sondern aus einer messingenen Linse an einer Stange von gleichem Metalle bestanden. Drei derselben waren von Fortin gearbeitet, und zwei hiervon hatten runde, das dritte aber eine platte Stange. Hierzu kam noch ein viertes von Breguet mit einer hölzernen Stange, allein dieses zeigte gröfsere Unregelmäfsigkeiten, als aus dem Einflusse der Feuchtigkeit und der Temperatur erklärlich schienen. Wie man indefs vom Ersteren versichert seyn konnte, ist nicht wohl begreiflich, wenn man berücksichtigt, dafs die Stange nach p. 4. aus zwei durch messingene Stifte verbundenen Stäben, und das Ganze nach p. 12. aus „*un assez grand nombre de pièces*" bestand, wonach also die durch Capillarität angezogene Feuchtigkeit wohl nothwendig einen Einfluſs haben mufste. Hierzu gehörten fernet vier Chronometer von Berthoud und ein fünfter von Breguet, desgleichen ein astronomischer Secundenzähler, welcher Stunden, Minuten und Secunden angab, mit einer auf der Stange beweglichen Linse, durch deren Verschieben die Schwingungen seines Pendels mit denen der beobachteten Pendel isochronisch gemacht werden konnten. Dafs aufserdem genaue Thermometer und Barometer, letztere von Fortin, mit festem Niveau, angewandt wurden, bedarf kaum besonders erwähnt zu werden. Zum Aufhängen der Pendel diente ein Gerüst aus drei Barren von Gufseisen, welche in der Gestalt einer abgekürzten Pyramide zusammengefügt wurden; unten diente ein angebrachter Bogentheil dazu, die Elongationen zu messen, und das Ganze wurde mit einem Glas-

Digitized by Goo

kasten verschlossen, dessen eine Seite geöffnet werden konnte, um das Pendel in Bewegung zu setzen u. s. w. Befand sich an den Beobachtungsorten kein fester Boden, so wurde ein Fundament von Mauerwerk bis zur Tiefe von fünf Fuſs aufgeführt und mit gehauenen Steinen bedeckt, welche zu diesem Zwecke auf dem Schiffe vorhanden waren; in besonderen Fällen wurde sogar erst pilottirt. Damit aber der Boden durch die Tritte der Beobachter nicht erschüttert würde, umgab man den Apparat mit einer blos an den Endpunkten aufliegenden Täfelung, deren Radius sechs bis sieben Fuſs betrug.

Beim Beobachten wurde die Linse des Secundenzählers so adjüstirt, daſs derselbe mit dem beobachteten Pendel isochronisch schwang. War der Isochronismus nicht völlig genau, so konnte man den ersteren mit der Hand zurückhalten oder beschleunigen. Weil aber das Pendel bei abnehmenden Schwingungsbogen seine Schwingungszeiten veränderte, so zogen die Beobachter vor, die Linse des Secundenzählers hiernach vermittelst der Stellschraube zu reguliren, welches bei jedem Versuche in der Regel nur einmal geschah. Dabei wurde gesorgt, daſs die Schwingungen des Zählers die des Pendels nicht afficirten, weswegen ersterer in hinlänglicher Entfernung entweder an einer Wand befestigt, oder vermittelst eines ähnlichen Dreifuſses, als der war, welcher das Pendel trug, auf die Täfelung gestellt wurde. Man ersieht bald, daſs es hier auf den absolut richtigen Gang des Zählers nicht ankam, sondern nur auf den Synchronismus seiner Schwingungen mit denen des Pendels, weil er blos dazu bestimmt war, die letzteren zu zählen, und durch dieses Hülfsmittel mit den Zeiten der Chronometer zu vergleichen. Es wurden daher jederzeit zwei Beobachter erfordert, deren einer das Pendel und den Zähler, der andere das Chronometer beobachtete. Nach vorhergehender Verabredung, und wenn einige Secunden vor der Beobachtung die Aufmerksamkeit angeregt war, rief derjenige, welcher das Chronometer beobachtete, beim Anfange der vorher bestimmten Minute, dem andern das Wort *top* zu, worauf jener die beobachtete Schwingung und ihre Zehntel nebst Minute und Stunde des Zählers aufnotirte. Um hierbei aber keine Fehler zu begehen, wurde diese Vergleichung der Zeiten des Zählers und des Chronometers bei jedem Versuche mehrmals, meistens eilfmal und darüber wiederholt, und aus allen Bestimmungen das Mittel genommen. Man zog diese Methode der entgegengesetzten vor, nämlich die Vergleichung mit der Pendelschwingung anzufangen, weil die Zehntheile der Pendelschwingungen sich

Digitized by Google

leicht aus den Theilen des Bogens bestimmen liefsen, worauf die Spitze des Pendels zeigte, die Theile der Secunde des Chronometers aber minder leicht geschätzt werden konnten. Dann wurde die Gröfse des Schwingungsbogens des Pendels gemessen, und die Beobachtungen der Thermometer, Barometer und der Uhren alle halbe Stunden wiederholt, um aus allen ein genaues mittleres Resultat zu erhalten, indem die Versuche so lange dauerten, als die Schwingungsbogen der Pendel noch eine mefsbare Gröfse hatten, oder die Dauer des Tages es gestattete. Dafs zugleich der Gang der Chronometer astronomisch täglich bestimmt wurde, und zwar meistens Morgens und Abends durch Beobachtung der Stundenwinkel vermittelst eines Borda'schen Repetitionskreises, wird ausdrücklich bemerkt; selten bediente man sich eines Reflexionskreises; vor der Abreise wurden aber sämmtliche Chronometer vermittelst der astronomischen Uhr der Pariser Sternwarte geprüft. Alle Beobachtungen der Pendel endlich wurden auf die mittlere Temperatur von 20° reducirt, um den Einfluss der Wärme durch diese Correctionen möglichst zum Verschwinden zu bringen.

Nach dieser Darstellung ist man genöthigt zu gestehen, dafs bei der Güte der gebrauchten Instrumente und der Gewandtheit der Beobachter diese Versuche den höchsten Grad der Genauigkeit erwarten lassen. Dasjenige, was etwa einige Bedenklichkeit erregen könnte, ist die Stabilität des für die Pendel bestimmten Gerüstes. Es wird zwar versichert, dafs ein vorläufiger Versuch zu Paris, wobei das eine Pendel zuerst auf eine unbewegliche Vorrichtung in der Mauer und dann auf das Gerüst gehängt wurde, in beiden Fällen keine mefsbare Abweichung in der Zahl der täglichen Schwingungen zeigte; allein dort stand das Gerüst sicher auf einer absolut festen Unterlage, und ob eine frische Mauer, selbst wenn sie mit gehauenen Steinen belegt ist, eine solche für so feine Messungen geben konnte, bleibt wegen der Wichtigkeit der Folgerungen, zu welchen die gemachten Beobachtungen führen, noch immer etwas zweifelhaft. Ein anderer Grund eines constanten Fehlers könnte in dem mündlichen Avertiren der Beobachter gesucht werden; allein es ist kaum glaublich, dafs sein Einfluss einige Bedeutung gehabt haben sollte. Ferner ist der Gang der Chronometer schwerlich ganz so genau, als der astronomischen Pendeluhren, insbesondere wenn sie von den Schiffen ans Land gebracht, oder, wie der Bericht anzudeuten scheint, von dem Beobachter in der Hand gehalten werden (*l'autre tenoit le chronomètre* p. 9.); jedoch

Digitized by Google

kann unmöglich hieraus ein Irrthum erwachsen seyn, wenn die Beobachtungen mehrere Stunden hindurch fortgesetzt wurden, in welcher Zeit möglich kleine Sprünge dieser Uhren sich wieder ausgleichen mufsten. Gewifs ist übrigens, dafs der Beobachter des Pendels und des Zählers eine ungemein grofse Aufmerksamkeit anwenden mufste, wenn er von dem Isochronismus der Schwingungen beider auch beim Verschwinden kleiner Oscillationsbögen der Pendel noch völlig versichert seyn wollte. Ueberhaupt ist es gewifs, dafs die bisher angewandte Methode, die Coincidenzen der Schwingungen beider Pendel, des zur Messung dienenden und desjenigen, welches der regulirten astronomischen Uhr angehört, zu beobachten, zwar zusammengesetzter ist, und dafs man daher den französischen Reisenden das beschriebene, weit einfachere, Verfahren vorgeschrieben habe; ob aber nicht jene unmittelbar zählende Methode im Ganzen den Vorzug verdiene, bleibt immer noch zweifelhaft. Ist nämlich der Isochronismus zweier schwingender Pendel nahe völlig genau, so dafs, wir wollen annehmen alle halbe Stunden eine Schwingung des einen mehr erfolgt als des andern, so gehen beide so lange Zeit scheinbar isochronisch, dafs der Beobachter durch die Länge der Zeit ermüdet. Eine Zeit von funfzehn oder gar dreifsig Minuten ist zwar dem Anschein nach sehr kurz, soll sie aber auf die Zählung von Secunden verwendet werden, so wächst sie durch die vielen kleinen beachteten Theilchen zu einer unglaublichen Länge, und werden dann die Bewegungen des einen beobachteten Pendels sehr klein, so ermüdet das Auge, die Aufmerksamkeit schwindet, die Bestimmung der Richtung der Bewegung wird unsicher, und so scheint es mindestens Ref. nicht unmöglich, dafs hierbei Fehler begangen seyn könnten. Ueberhaupt ist es schon der Natur der Sache nach so leicht nicht, einen völligen Isochronismus zweier Pendel herzustellen, und das angegebene Corrigiren der Länge des Pendels am Zähler vermittelst der Schraube, so wie das Befördern oder Zurückhalten seines Ganges während des Versuches, scheint ohnehin eine schwierige und mifsliche Operation. Ref. hat zwar nie genau solche Versuche angestellt, als die hier vorliegenden sind, schliefst aber aus ähnlichen, und glaubt bei aller hoher Achtung gegen die Uebung und Fertigkeit, insbesondere gegen die unzubezweifelnde Gewissenhaftigkeit der berühmten französischen Gelehrten dennoch diese Bedenklichkeiten äufsern zu dürfen, weil man nach dem, was jetzt über diesen Gegenstand bekannt geworden ist, unmöglich eine unregelmäfsige Krümmung der Erde annehmen kann, welche aber nothwendig

Digitized by Google

aus diesen Pendelmessungen folgen würde, wenn sie absolut genau wärnn. Sabine hat bei seinen Versuchen zugleich auch den Einfluſs der geognostischen Beschaffenheit der Beobachtungsorte berücksichtigt; dieses ist durch Freycinet zwar nicht geschehen, allein es würde auch nicht hinreichend seyn, um die groſsen Abweichungen in den erhaltenen Resultaten unter einander zu erklären.

Es verstand sich wohl von selbst, daſs die mitgenommenen Pendel vor der Abreise und nach der Beendigung derselben erst auf der Königl. Sternwarte probirt wurden. Hierbei ergab sich zwar im Allgemeinen, daſs sie alle drei durch den Gebrauch keine merkliche Veränderung erlitten hatten; allein wenn man die Prüfung bis ins Kleinste treibt, so muſs es allerdings auffallen, daſs die corrigirte absolute Länge aller drei Pendel nach der Reise geringer gefunden wurde, als vorher, da man vielmehr das Gegentheil erwarten sollte, indem doch eine geringe, wenn auch noch so unbedeutende Uesirung der Messerschneiden, vermittelst deren sie auf den Achatplatten ruheten, unvermeidlich war. Die erlittene Verkürzung der Pendel betrug übrigens nur eine unbedeutende Kleinigkeit, nämlich 0,013, 0,023 und 0,026 Millimeter bei den drei messingenen. Vielleicht liegt diese constante Differenz an der Correction wegen der Temperatur. Als Factor für die Ausdehnung des Messings wird der durch Lavoisier und La Place gefundene, nämlich 1/533 oder 0,0018761 für die Differenz zwischen den beiden festen Punkten des Thermometers angenommen. Sabine fand diesen indeſs aus seinen, mit den gebrauchten Pendeln selbst angestellten, Versuchen nur = 0,001667710, welches von jener Gröſse abgezogen einen Unterschied = 0,00020111 giebt. Die oben angegebenen Unterschiede der vor und nach der Reise gemessenen Pendellängen geben aber im Mittel 0,02067 Millimeter, und da die mittlere Länge derselben 918,568 Millim. betrug, so macht jene Differenz den 0,000002906 Theil der ganzen Länge aus, und die Berechnung ergiebt, daſs weniger als 2° C. Temperaturunterschied hinreichend waren, um jene Differenz hervorzubringen, wenn man annimmt, daſs der durch Sabine gefundene Factor der Ausdehnung auch bei diesen französischen Pendeln absolut richtig sey. Uebrigens versichert Freycinet p. 12, daſs auch mit den von ihm gebrauchten Pendeln Versuche bei hoher und niedriger Temperatur auf dem Königl. Observatorio sowohl vor als auch nach der Reise angestellt seyen, um sich von der Zuverlässigkeit der Wärmecorrection zu überzeugen; sie sind aber nicht so im Detail beschrieben,

Digitized by Google

als die durch Sabine angestellten, um mit diesen rücksichtlich ihrer Zuverlässigkeit verglichen und beurtheilt zu werden.

Alle angestellten Beobachtungen sind auf das genaueste bis auf die geringsten Kleinigkeiten beschrieben, die erforderlichen Correctionen hinzugefügt, über die dabei gebrauchten Formeln ist Rechenschaft abgelegt und die Rechnung selbst einzeln mitgetheilt, so dafs der Sachverständige in den Stand gesetzt ist, das Ganze zu beurtheilen. Man mufs dem Verfasser und überhaupt den französischen Gelehrten den schuldigen Dank für eine solche vollständige Mittheilung abstatten, und die gebührende Achtung wegen der beharrlichen Geduld bei so ermüdenden Versuchen und Berechnungen ihnen aufrichtig bekennen. Wenn man berücksichtigt, wie viele Versuche dieser Art früherhin wegen der entgegenstehenden unüberwindlichen Schwierigkeiten gescheitert sind, so wächst durch eine solche Vergleichung das Gefühl der Freude über die Fortschritte, welche die Kunstfertigkeit der Mechaniker, die Geschicklichkeit im Experimentiren und die Uebung in der Benutzung gemachter Beobachtungen in den neuesten Zeiten gemacht haben. Heil den grofsen Staaten, welche die Mittel besitzen, den wissenschaftlichen Forschungen solche Opfer zu bringen, und den hierzu erforderlichen Aufwand nicht zu scheuen Ursache haben, um solche schwierige Fragen, als die vorliegende ist, genügend zu beantworten. Freycinet hat das ganze Gewicht derselben gefühlt, wie man aus seinen Worten p. 3. ersieht, wo es heifst: „*Sans prétendre avoir épuisé un aussi vaste sujet, si les travaux qu'il a été en mon pouvoir d'exécuter au milieu d'obstacles, que je n'ai pas toujours pu vaincre, paroissent dignes de leur importance, je me croirai amplement dedommagé de mes fatigues et des constans efforts que j'ai faits pour approcher du but.*“

Der Orte, an welchen Beobachtungen der Pendellängen angestellt wurden, sind überhaupt neun, von denen nur drei auf der nördlichen, sechs dagegen auf der südlichen Erdhälfte liegen. Die ersteren sind Paris unter 48° 50′ 14″, Mowi unter 20° 52′ 7″ und Guam unter 13° 27′ 51″ N. B.; die letzteren sind die Malwinen unter 51° 35′ 18″, das Cap der guten Hoffnung unter 33° 55′ 15″, Port Jakson unter 33° 51′ 34″, Rio de Janeiro unter 22° 55′ 13″, Ile de France unter 20° 9′ 56″ und Rawak unter 0° 1′ 34″ S. B. Die Originalbeobachtungen, Correctionen und Berechnungen sind ausführlich mitgetheilt, letztere an einigen Orten, wie z. B. p. 246. und p. 271. so, dafs sie unbeschadet

Digitized by Google

der Deutlichkeit kürzer seyn könnten. Rücksichtlich des Endresultates, nämlich der Bestimmung der Gestalt des elliptischen Erdsphäroids, ist die bekannte Formel, nämlich $\frac{5}{2} k - \frac{x}{y} = f$ (vergl. No. 40. dieser Zeitschr.) zum Grunde gelegt, und um die Werthe y und x zu finden, ist die Methode der kleinsten Quadrate, wie durch Sabine u. a. angewandt, auch sind zuerst die Beobachtungen mit den drei Fortin'schen Pendeln allein, nachher aber diese mit dem Breguet'schen zusammen in Rechnung genommen. Für beides sind zuerst zwei, dann drei, dann mehrere und auch alle Beobachtungen der neun verschiedenen Orte mit einander verglichen, so dafs für f im Ganzen zwanzig Werthe gefunden worden. Beschränken wir uns blos auf die Resultate, welche die Pendel mit messingenen Stangen gegeben haben, so erhalten wir folgende Abplattungen: Rawak und die Malwinen geben 1/282,3; Rawak und Paris = 1/288; Guam und die Malwinen = 1/253,8; Paris und Guam = 1/256,5; Rawak und das Cap = 1/291,3; Rawak und Port Jakson = 1/309,8; Paris und Ile de France = 1/250,4; Paris und Mowi = 1/258; Paris und Rio de Janeiro = 1/297; Rawak und Rio de Janeiro = 1/265,9, oder wenn die Pendelschwingungen zu Rawak um 2 vermindert werden, = 1/288,5; Paris und Port Jakson 1/265,4; Paris und das Cap = 1/284,2; das Cap, Rawak, Port Jakson und die Malwinen = 1/282,4; alle Beobachtungen auf der südlichen Halbkugel = 1/275,2; alle Beobachtungen auf der nördlichen Halbkugel (mit Einschlufs von Rawak, welches seiner geringen Breite wegen hier den nördlichen gleichfalls beigezählt wird) = 1/272,5; die nämlichen mit Ausschlufs von Guam = 1/279,6; alle zusammengenommen = 1/267,6; die vorigen aufser Guam = 1/272,1; alle aufser Guam, Mowi und Ile de France = 1/286,2.

Ueberblicken wir diese Resultate, so dringt sich zuvörderst die Bemerkung auf, dafs sie alle die Abplattung der Erde ungleich gröfser geben, als man bisher anzunehmen geneigt war, und sowohl aus den zahlreichen Gradmessungen, als auch aus den Mondsgleichungen gefolgert wurde. Freycinet vergleicht sie mit der durch die letzteren gefundenen Abplattung = 1/305, wobei aber die Differenzen sämmtlich positiv werden, und gröfser sind, als aus Beobachtungsfehlern erklärlich seyn würde, woraus dann folgt, dafs sie hiermit nun einmal nicht vereinbar sind. Vergleicht man ferner die Resultate unter sich, so ist das Maximum = 1/250,4, das Mi-

Digitized by Google

nimum = 1/309,8, deren Unterschied nahe = 1/1306 beträgt, und wenn man aus beiden das arithmetische Mittel = 1/280,2 nimmt, so beträgt jener Unterschied hiervon mehr als ein Viertel, welches sonach entweder auf eine Unregelmäfsigkeit in der Krümmung der Erde, oder auf Beobachtungsfehler, herbeigeführt durch die grofse Schwierigkeit und Unsicherheit solcher Operationen, führen mufs. Gegen das Erstere streitet, genau genommen, die Theorie und auch die schöne, durch Sabine gelieferte Reihe von Beobachtungen, und Ref. mufste daher zeigen, in wie fern auch bei der gröfsten Sorgfalt und seltenen Geschicklichkeit der französischen Geometer sich Fehler einschleichen konnten, welche solche Unterschiede herbeiführten, und deren Ursachen hauptsächlich in der Aufstellung der Apparate und der Methode des Beobachtens, minder nicht und wohl vorzugsweise in der geognostischen Beschaffenheit des Bodens an den Beobachtungsorten gegründet seyn können. Nimmt man dagegen diejenigen Resultate zusammen, welche nach Wahrscheinlichkeitsgründen unter die genauesten zu gehören scheinen, namentlich die vom Aequator aus nach beiden Erdhälften hingehenden, also Rawak und Paris = 1/288, desgleichen Rawak und das Cap der guten Hoffnung = 1/291,3; so giebt das arithmetische Mittel aus beiden = 1/289,65 eine mit der durch Sabine gefundenen Gröfse der Abplattung bis zur Bewunderung genaue Uebereinstimmung, und die Richtigkeit dieser Bestimmung findet noch obendrein in der Vergleichung des aus der Verbindung der Messungen zu Paris und auf dem Cap hervorgehenden Werthes = 1/284,2 eine wichtige Bestätigung. Man darf daher mit Recht sagen, dafs auch diese Messungen zur endlichen Entscheidung der so lange ventilirten, sehr interessanten, Frage über die Gestalt der Erde einen höchst schätzbaren Beitrag liefern *).

Diejenigen Folgerungen, welche Freycinet selbst aus seinen mühevollen Messungen erhält, weichen hiervon etwas ab, und geben seiner schwierigen Arbeit nicht einmal einen

*) Es mag hier gelegentlich bemerkt werden, dafs alle vier Pendel zusammen eine mittlere Abplattung = 1/289 nach S. 53. gegeben haben, also völlig mit Sabine's Endresultate übereinstimmen. Ref. hat indefs die Messungen mit dem Pendel von Breguet nicht mit berücksichtigt, weil die französischen Gelehrten selbst sie nicht für genau halten.

Digitized by Google

so hohen Werth, als welcher ihnen nach dem Urtheile des Ref. und gewifs auch vieler anderer Gelehrten gebührt. Sie sind nach S. 45. folgende:

1) Die Abplattung der südlichen Halbkugel weicht nicht merklich von der der nördlichen ab.

2) Beide sind gröfser, als 1/305, welche durch die Mondsgleichungen gegeben wird.

3) Man kann sie nach der Berechnung der angestellten Versuche jede für sich im Mittel = 1/280 und 1/282 annehmen.

4) Die Parallele der Erde haben keine reguläre Gestalt, und man kann diesemnach die Erde nicht als ein regelmäfsig gekrümmtes elliptisches Sphäroid ansehen, wie dieses gleichfalls aus früheren Beobachtungen sowohl in der alten als auch in der neuen Welt folgt.

5) Die Versuche zu Ile de France, Guam und Mowi, verglichen mit denen zu Paris, geben grofsere Unterschiede, als mit der Theorie vereinbar ist, und müssen daher diese letzteren aus örtlichen unregelmäfsigen Krümmungen erklärt werden.

6) Werden diese letzteren, örtlichen Einflüssen zu sehr unterliegenden, Versuche ausgeschieden, so geben die übrigen die Abplattung der Erde = 1/286,2, bei welchem Endresultate der mitgetheilten Beobachtungen wir stehen bleiben müssen.

Endlich hofft Freycinet, dafs künftige Versuche die Frage weiter entscheiden, und uns genaue Auskunft über die eigentliche Gestalt unsers Erdballs geben mögen, deren Unregelmäfsigkeit in beiden Erdhälften ihm gegenwärtig als ausgemacht erscheint. Glücklicherweise dürfen wir vielmehr diese Sache, welche durch jede Versuchsreise noch mehr verwickelt werden kann, wenn die Messungen nicht mit einer für menschliche Kräfte fast unerreichbaren Genauigkeit angestellt werden, gegenwärtig durch die vereinten Bemühungen der Franzosen und Engländer als erledigt betrachten, und eine regelmäfsige Gestalt des Planeten, den wir bewohnen, aus theoretischen Gründen und der Erfahrung gemäfs kaum mehr bezweifeln. Indem aber dasjenige, was zu dieser Ansicht berechtigt, in der Anzeige des grofsen Werkes von Sabine in No. 40. dieser Zeitschrift bereits mitgetheilt ist, so würde es überflüssig seyn, dasselbe hier noch einmal zu wiederholen.

Das Werk von Freycinet ist splendide gedruckt, und übertrifft an Gröfse der Lettern und Weite der Zeilen das

Digitized by Google

ähnliche von Sabine, steht ihm aber an Schärfe der Typen und Schwärze der Buchstaben nach; auch behauptet das englische Papier zwar nicht an Weifse, wohl aber an Glätte und Festigkeit den Vorzug. Bei beiden ist besonders die genaue Correctur zu loben, eine bei den vielen Zahlen sehr nothwendige, zugleich aber schwer zu erreichende Sache. Inzwischen sind in dem französischen Werke weit mehr Druckfehler angezeigt, als in dem englischen, und doch sind noch einige wenige unbemerkt geblieben, statt dafs Ref. im englischen nur einen einzigen gefunden hat. Beide kann man indefs in so fern für völlig correct halten, als nirgends der Sinn entstellt ist, oder falsche Zahlen auf unrichtige Schlüsse führen könnten; denn alles, was Ref. gefunden hat, läfst sich aus dem Zusammenhange ohne Schwierigkeit herstellen, z. B. S. 37. Z. 5. v. u. wo N statt N^2 und S. 246. unten, wo $+0$ statt $=0$ steht.

Muncke.

Handbuch der ebenen und sphärischen Trigonometrie von J. Salomon, öffentl. ordentl. Professor der Elementar-Mathematik am Kaiserl. Königl. polytechnischen Institut. Wien 1824. XIV und 335 S. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

So viele Lehrbücher der Trigonometrie wir auch besitzen, so wird ihre Anzahl doch mit jedem Tage gröfser. Selten aber findet man eins, welches mit möglichster Vollständigkeit zugleich Kürze und Klarheit der Darstellung verbände, durch eine consequente Sonderung der Theile einen leichten Ueberblick gestattete, und so das Studium dem Anfänger erleichterte. Gewifs würde uns vorliegendes Handbuch in vielen Stücken befriedigen, hätte der Verf. sich nicht zu sehr durch Rücksichten auf seinen Unterricht leiten lassen. So aber hat er aus allzu grofsem Bestreben, seinen Lesern alles recht deutlich zu machen, auch über die einfachsten Sachen seine Betrachtungen ausgedehnt, und fast jede Aufgabe auf mehrere Arten, wenn auch nicht auf dem kürzesten Wege, aufgelöst. Statt eben gewonnene Entwickelungen für folgende Aufgaben zu benutzen, zieht es der Verf. oft vor, sie wieder von neuem vorzunehmen, wenn auch auf eine von der früheren wenig verschiedene Art. Wenn dieses das Besondere ist, welches der Verf. in seine Untersuchungen eingeflochten zu haben glaubt, so müssen wir gestehen, ist dieses eine lang-

Digitized by Google

weilige Eigenthümlichkeit. Der kürzeste Weg, der, welcher am schnellsten zum Ziele führt, ist gewifs, sowohl im Allgemeinen als auch im Besonderen für den ersten Unterricht, der passendste.

Die erste Abtheilung enthält in drei Abschnitten die trigonometrischen Funktionen. Zuerst werden die Gesetze dargelegt, welchen diese Funktionen in den verschiedenen Quadranten unterworfen sind; jedoch geschieht dieses nicht bei allen Funktionen in derselben Ausdehnung, was hier wohl hätte geschehen können, denn das, was später darüber gesagt wird, sollte höchstens als eine Bestätigung des Früheren dastehen. Wenn §. 12. tang $\frac{3\pi}{2} = -\infty$, §. 15. aber $= +\infty$ steht, so ist dieses wohl nur ein Druckfehler. Dann setzt der Verf. aber auch tang. $0 = +0$ und tang. $2\pi = -0$; cotang. $0 = +\infty$ und cotang $2\pi = -\infty$, eben so cosec. $0 = +\infty$ und cosec. $2\pi = -\infty$; Cagnoli dagegen hat tang. $0 =$ tang. $2\pi = -0$; cotang. $0 =$ cotang. $2\pi = -\infty$; cosec. $0 =$ cosec. $2\pi = -\infty$. Es ist übrigens, auch ohne Hülfe des ± 0, leicht zu zeigen, dafs Sinus und Cosinus nur dann ihre Zeichen ändern können, wenn sie vorher Null geworden sind, dafs bei Secante und Cosecante diese Aenderung nur bei ∞ statt findet, und dafs Tangente und Cotangente beides vereinigen, also sowohl bei 0 als auch bei ∞ ihre Zeichen ändern; oder dafs diese sechs Funktionen nicht ihre Zeichen ändern können, sie seyen denn vorher $= 0$ oder $= \infty$ geworden. Noch wollen wir gelegentlich bemerken, dafs der Verf. nicht so, wie Cagnoli, den Bogen von der Rechten zur Linken, sondern gerade umgekehrt wachsen läfst.

Im zweiten Abschnitte hätte die Berechnung von der Vergleichung der Funktionen wohl getrennt werden, und bei letzterer selbst eine bessere Ordnung beobachtet werden können. Zuerst die Funktionen eines Bogens, dann die von zweien, und hier die Entwicklungen von Sin. $(a \pm b)$ und Cos. $(a \pm b)$ an die Spitze zu stellen und die übrigen daraus herzuleiten, wäre wohl das einfachste gewesen. Die trigonometrische Analysis macht den dritten Abschnitt aus. Schon Euler hat die Kreisfunktionen in die Analysis aufgenommen, wo sie mit verwandten Gegenständen in ihrer eigenthümlichen Gestalt und Ausdehnung weit besser abgehandelt werden können, als in einem Handbuche der Trigonometrie, bei dessen Lesen man keine grofse Kenntnifs der Analysis voraussetzen darf. Hätte der Verf. dieses berücksichtigt, so würde er sein

Digitized by Google

Handbuch, von Seite 48 bis 126, nicht mit diesem Gegenstande belästigt haben. Dafs auch die Auflösung der Gleichungen hier noch einen Platz gefunden hat, läfst sich nur aus einer grofsen Vorliebe des Vf. für Cagnoli erklären.

Die ebene Trigonometrie füllt die zweite Abtheilung. Wir finden hier nur die gewöhnlichsten Fälle aufgelöst; demohngeachtet nehmen die drei Aufgaben über das schiefwinklige Dreieck beinahe sechszehn Seiten ein. Beim Vieleck kommen einige hübsche Auflösungen über den Flächeninhalt vor. Das Gesetz der allgemeinen Formeln würde noch deutlicher seyn, wenn der Verf. eine andere Bezeichnung hätte einführen wollen; die Seiten des nEcks z. B mit a_1, a_2, a_3 ... a_n, die Winkel mit A_1, A_2, A_3 ... A_n. In der letzten Gleichung S. 209. müfste allen Gliedern das Zeichen + vorhergehen; ferner sollte in der dritten Linie von unten vy statt wy, und in der letzten Linie xy statt wy stehen. Dafs der Verf. fast jeder Aufgabe ein Beispiel in Zahlen beigegeben hat, finden wir zu viel; es wäre hinreichend gewesen, die schwierigsten Fälle zu erläutern, und die Berechnung durch Logarithmen zu zeigen. Ueberhaupt würde in einem Anhange, oder einem besondern Abschnitte, eine Anleitung zum Gebrauche der mitgetheilten Formeln besser Platz gefunden haben, als die Beispiele nach den Entwickelungen, welche nur die Aufmerksamkeit des Lesers von der Hauptsache abziehen.

Die sphärische Trigonometrie, welche den Inhalt der letzten Abtheilung ausmacht, bietet uns wenig Besonderes dar. Die analytische Herleitung der Formeln findet man fast eben so, nur etwas gedrängter, in Meyer Hirsch's geometrischen Aufgaben. Hätte nur der Verf. dieses Buch noch besser benutzen wollen, und statt seiner trigonometrischen Analysis einige Aufgaben über das Dreieck aufgenommen, welche sich in diesem Werke befinden, so würde er seinen Schülern einen weit gröfseren Dienst erwiesen haben.

Digitized by Google

Anatomisch-pathologische Untersuchungen über das Gehirn und seine zugehörigen Theile, von F. Lallemand, Professor der chirurgischen Klinik bei der medicinischen Facultät zu Montpellier u. s. w. u. s. w. Aus dem Französischen übersetzt von Karl Weese, Doctor der Medicin und Chirurgie, ausübendem Arzte zu Thorn. Mit dem Motto; Ars medica tota in observationibus (Fr. Hoffmann). Neque numeranduo sunt, sed perpendendae (Morgagni Ep. 51. art. 47.). Erster Theil. Erster und zweiter Brief. Leipzig, 1825. Magazin für Industrie und Literatur. XXX und 298 S gr. 8. Desselben Werkes zweiter Theil. Dritter und vierter Brief. Ibid. Eod. 1825. 365 S. 2 Thlr. 16 Gr.

An die gehaltvollen Schriften, welche uns in neueren Zeiten über die verschiedenen krankhaften Zustände des Seelenorgans, so weit solches in seiner körperlichen Sphäre erkrankt ist, von französischen Aerzten geliefert worden sind, und wohin Ref. zunächst die bekannten Werke über den Schlagfluſs, die Entzündung der Spinnwebenhaut, die Erweichung des Gehirns und die Verrücktheit von Riobé, Rochoux, Parent-Duchatelet und Martinet und Georget zählt, reihen sich die hier vor uns liegenden zwei Bände anatomisch-pathologischer Untersuchungen des Gehirns von Lallemand sehr ehrenvoll an. Vorzugsweise ist es ein erfreuliches, obwohl in jedem Betrachte höchst schwieriges Bemühen unserer Tage, auch in die dunkle Lehre des gesunden und kranken Gehirn- und Nervenlebens weiter als bisher einzudringen, und uns noch mehr Aufklärung über die organische Einrichtung und einzelne Beziehung derjenigen Theile eines Systems zu verschaffen, welches uns, unabhängig von seinem überwiegenden Einflusse auf alle körperliche Thätigkeiten, bei dem harmonischen Zusammenwirken seines Ganzen, in eine so vielseitige Beziehung zu uns selbst und zu der Welt auſser uns versetzt, welches den Menschen erst zu dem erhebt, was er ist, und seinen geistigen Vermögen nach werden und seyn kann, und das ihm vor Allem die veredelte Fähigkeit verleiht, die heitere Aussicht auf eine weitere Vervollkommnung, auf ein besseres, lückenloseres Jenseits zu genieſsen. Ref. ist aber nicht der Meinung derer, welche in den tieferen Untersuchungen über den Hirnbau, in den gründlichen Forschungen über die Beziehung der einzelnen Formationen der Gehirnsubstanz im gesunden und kranken Zustande zu den verschiedenen Seelenäufserungen, in den Vergleichungen der stufenweisen Entwicklung des Gehirns und der Nerven in der Thierreihe mit dem Ganzen und Einzelnen dieser Systeme im Men-

Digitized by Google

schen und der durch ihr Medium wirkenden geistigen Kräfte, eine Beförderung des Materialismus zu sehen wähnen; er hegt vielmehr die Meinung, dafs, je tiefer wir in's Innere der Natur überhaupt einzudringen vermöchten, wir nur um so mehr die Ueberzeugung gewinnen würden, dafs dasjenige immer das Thätigste und Mächtigste bleibt, was uns am wenigsten materiell erscheint, dafs das Wichtigste von demjenigen, was wir zu erforschen streben, eigentlich doch da erst beginnt, wo Sinnen und Intelligenz die Gränzen gesteckt sind, und dafs das Geistige in uns einer Veränderung oder Verwandlung fähig ist, die, trotz der materiellen Vermittlung durch die Organisation, weit über die Schranken des Endlichen und Körperlichen hinausreicht. — Wie aber auch die Ansichten hierüber seyn mögen, immer wünscht Ref. zum Heile der Wahrheit und der Wissenschaft, dafs unsere Forschungen im Gebiete der sinnlichen Erkenntnifs sowohl des gesunden als kranken Zustandes so vorurtheilsfrei, so umsichtig und bescheiden als möglich angestellt werden, und dafs es insbesondere den französischen Gelehrten unseres Faches doch ja gefallen möge, ihrem vielseitig angeregten, höchst lobenswerthen Triebe, die Natur- und Heilkunde zu vervollkommnen, auf eine ächt wissenschaftliche Weise nachzukommen, dabei auch die Verdienste Anderer um die verschiedenen Zweige des naturwissenschaftlichen Wissens im gesunden und kranken Zustande anzuerkennen, sich bei ihren Forschungen in diesem weiten Gebiete möglichst vor Einseitigkeit zu verwahren, und dem redlichen Streben, der Wissenschaft zu dienen, jede andere Rücksicht nachzusetzen.

In diesen beiden Bänden anatomisch-pathologischer Untersuchungen, deren jeder zwei Briefe enthält (die übrigens von Briefen nichts als den Namen, und die berühmten Morgagni'schen Epistolae zu Vorgängern haben), und welche, wie aus einigen Stellen zu erhellen scheint, fortgesetzt und sich über alle Krankheiten des Gehirns und seiner Häute verbreiten werden, handelt der Verf. die sogenannte Erweichung des Gehirns ab, worunter er jedoch keinen allgemeinen, sondern nur einen partiellen Zustand dieser Art versteht, was der Verf. um der richtigeren Bezeichnung der Sache willen hätte bemerken sollen. Indem derselbe die Erweichung des Gehirns durchgängig für das Erzeugnifs einer Entzündung erklärt, die sich nur unter verschiedenen Formen oder Graden offenbare, bedünkt es den Ref., dafs der Verf. logisch richtiger und naturgemäfser verfahren wäre, wenn er die akute Localentzündung der Hirnsubstanz zum ersten Eintheilungs-

grunde des Werkes gemacht, die darauf erfolgende partielle Erweichung des Gehirns nur als einen Ausgang jener Entzündung betrachtet, und da ihm nun einmal die Darstellung seiner Untersuchungen in Briefform zu belieben schien, sodann erst, wie auch geschehen, in den einzelnen Briefen die verschiedenen Stufen jener Entzündung beschrieben hätte, wobei sich doch stets die, nach der Ueberzeugung des Verfassers in allen diesen Fällen vorhandene, Gehirnerweichung noch eminent genug herausgestellt, die Schrift aber an Ordnung und Klarheit gewonnen haben würde. — Jeder der vier Briefe liefert in einer Reihe von Beispielen die Beschreibung einer jener Formen partieller Gehirnsubstanz-Entzündung und Erweichung sowohl nach der Eigenthümlichkeit der Symptome, als nach den anatomischen Characteren des Leichenfundes, und namentlich enthält der erste Brief (Bd. I.) die „Erweichung des Gehirns mit Gefäfsausprützung, Infiltration oder Ergiessung von Blut, oder auch mit eigenthümlicher Färbung des ergriffenen Gewebes", ein Zustand, bei welchem der Tod früher eintrat, als der Eiter Zeit hatte, sich zu bilden, und wo das Blut mit der gefäfsreichen und erweichten grauen Hirnsubstanz vermengt, nun bald eine dunklere, bräunliche, veilchenblaue, amaranthfarbige, mit der nur wenige und zarte Gefäfse besitzenden, weifsen Substanz dagegen eine blasse, citronengelbe, grünliche Färbung zu erkennen gibt. — Der zweite Brief handelt S. 97 — 293. von der „Erweichung des Gehirns mit Infiltration von Eiter oder anfangender Eiterung", wobei die graue Substanz durch ihre Verbindung mit dem eingesickerten Eiter in Farbe und Consistenz gleichfalls verändert wird, und sich wie das Blut in mehr oder weniger beträchtlichen Massen in deutlich erkennbaren Heerden darstellt. — Die dritte Form der partiellen Hirnerweichung wird im dritten Briefe (dem ersten des zweiten Bandes), S. 1 — 169 unter der Aufschrift „frische Abscesse" abgehandelt, und stellt sich hier der Eiter zu kleinen, abgesonderten Heerden vereinigt, und noch mit den Trümmern der entarteten Hirnsubstanz vermischt dar. In der vierten Form (zweiter Brief des zweiten Bandes) werden von S. 170 — 365. die „Balgabscesse" des Gehirns beschrieben, deren anatomischer Charakter hauptsächlich darin besteht, dafs sich rund um den Eiter eine weiche, dünne, mit Gefäfsen versehene Membran zu bilden anfängt.

(*Der Beschluss folgt.*)

Digitized by Google

N. 61. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Lallemand, anatomisch-pathologische Untersuchungen über das Gehirn.

(*Beschluſs.*)

Ueberall in diesen vier Formen finden sich, nach dem Verf., die charakteristischen Symptome der Erweichung wieder; die Symptome folgen in derselben Ordnung auf einander, haben denselben Verlauf, dieselben Complicationen und dieselben zufälligen Erscheinungen, und diese Uebereinstimmung der Symptome beweise zugleich, daſs ihnen dieselbe Ursache, nämlich Entzündung, zu Grunde liege. — Die meisten Krankheitsfälle und Leichenöffnungen des ersten Bandes, zwei und funfzig an der Zahl, sind vom Verf. selbst und zwar im Hôtel-Dieu zu Paris beobachtet, die übrigen aber und die des zweiten Bandes, mit vier und sechzig Krankheits- und Obductionsgeschichten, sind theils von Morgagni und andern älteren Aerzten, unter den Neueren aber vorzüglich von Dan. de la Vauterie, Rochoux, Bricheteau, Itard, Abercrombie u. A. entlehnt, und als Belege für die Lehre des Verf. benutzt.

Die Erweichungen des Gehirns sind weder eine neue, noch mehr verbreitete Krankheit, als ehemals, sondern sie sind nur mit gröſserer Sorgfalt als ehedem studirt worden, und je mehr man sich damit beschäftigt, desto häufiger erscheinen sie. Bei den älteren Schriftstellern sind wenige Beobachtungen über die Erweichung des Gehirns vorhanden; die Symptome sind in der Mehrzahl der Beobachtungen kaum angegeben, die Beschreibung der Krankheit undeutlich, die Leichenöffnung unvollständig, und von der Behandlung gar nicht die Rede. Morgagni ist der Einzige, welcher auf diese krankhaften Veränderungen einiges Gewicht legte, weil er sah', was andern, minder aufmerksamen Beobachtern entgangen war. Oft konnte dies aber geschehen, da die erweichte

Digitized by Google

Gehirnsubstanz zuweilen nicht die geringste besondere Färbung darbietet, sich nicht selten nur in dem Umfange einer Haselnufs darstellt, und die krankhafte Veränderung in solchen Fällen nur in der verminderten Dichtigkeit des zarten Hirngewebes besteht. Unter den Neueren beschrieben Récamier, Bayle und Cayol diesen Zustand zuerst mit Sorgfalt. Ref. wundert sich, die Schrift von Rostan hiebei nicht erwähnt zu finden, da, so wenig auch unser Verf. an eine allgemeine Erweichung des Gehirns zu glauben scheint, doch unläugbare und Vertrauen verdienende Beobachtungen hiefür sprechen, und wir eben so gewifs auch Fälle von Erweichung grofser Strecken des Rückenmarks aus inneren Ursachen besitzen, neben welcher im Uebrigen sonst keine Entzündungsmerkmale entdeckt werden konnten, und beide Zustände sich somit, wenigstens der äufseren Erscheinung nach, nahe verwandt sind, wenn sie auch verschiedene Ursachen haben sollten. — Bei der Wichtigkeit und zum Theil auch der Neuheit des Gegenstandes, welcher eine Anregung zur ferneren Beachtung und Prüfung auch durch unsere vaterländische Aerzte in hohem Grade verdient, da das Gemälde der Krankheit aber nur in zerstreuten Zügen im Buche umher liegt, hält es Ref. nicht für unpassend, dieselben zu sammeln, und das Wesentliche davon, so weit es die Gränzen einer Recension erlauben, mitzutheilen.

Die Erweichung des Gehirns (oder vielmehr diejenige locale Entzündung der Gehirnsubstanz, welche als einen ihrer Ausgänge Erweichung zur Folge hat, und durch diese tödtet, Ref.) entsteht meistens sehr schnell, ist von heftigen Symptomen begleitet, und hat gewöhnlich einen raschen Verlauf. Ein und vierzig Kranke dieser Art starben in den ersten acht, zwölf innerhalb vierzehn Tagen, und sieben in der dritten Woche. Ihr Sitz ist vorzugsweise die von vielen und starken Blutgefäfsen durchzogene, und eben daher Blutcongestionen, Entzündungen und Blutflüssen besonders blosgestellte graue Substanz der Hemisphären und in den aus derselben reichlich bestehenden gestreiften Körpern und Sehenervenhügeln, und sie läfst sich von der, häufig mit ihr verwechselten Apoplexie (deren Natur in neueren Zeiten unter allen Gehirnkrankheiten noch die meiste Aufklärung erhalten, und welche ihren Sitz auch, wie die Hirnerweichung, am häufigsten in der grauen Substanz hat, und, nach dem Verf., nichts anders, als ein freiwilliger Gehirnblutfluss ist, der den Uebergang zu der im ersten Briefe beschriebenen Form von Gehirnerweichung bildet) eben so wohl, als von der Entzündung

Digitized by Goog

der Spinnwebenhaut durch bestimmte und wesentliche Symptome unterscheiden. — Die Häufigkeit der Erweichung der grauen Substanz in Vergleich mit der weifsen lehrt eine von dem Verf. mitgetheilte Tabelle, zu Folge welcher sie in sechs und vierzig Fällen drei und dreifsig Mal in der grauen, und nur acht Mal in der weifsen Substanz allein vorkam, und wobei sie in denjenigen Gehirntheilen wieder um so häufiger erscheint, welche die meiste graue Substanz besitzen, weswegen sie sich in jenen drei und dreifsig Fällen sechszehn Mal in der Oberfläche der Hirnwindungen, dreizehn Mal in dem Corpus Striatum und Sehnervenhügel, und in der, eine geringere Menge grauer Substanz enthaltenden, Pons Varolii nur vier Mal vorfand — Die Symptome der Gehirnerweichung anlangend, so sind sie die der Gehirnentzündung (zu Folge der Theorie des Verf. eigentlich: der localen Entzündung der Hirnsubstanz, Ref.), und zeigen dieselben die zwei sich entgegengesetzten Stadien der Reizung und der Entkräftung oder Lähmung. Im ersteren: Aufregung der Seelenkräfte, Kopfschmerz, Empfindlichkeit der Netzhaut, Verengerung der Pupille, Gliederschmerz; besonders hervorstechend, beständig und charakteristisch aber eine bald anhaltende, bald nachlassende Zusammenziehung der Muskeln, die zum Unterschied von der Apoplexie und Spinnewebenhaut-Entzündung meistens nur eine einzige, und zwar wegen Kreuzung der Gehirnfasern die der Erweichung entgegengesetzte und zugleich noch von wahrer Lähmung begleitete, Seite des Körpers betrifft; im zweiten: Abnahme des Bewufstseyns, Betäubung, Schlafsucht, Schwerhörigkeit, Verlust des Gesichts und der Sprache, Lähmung der Muskeln und Unempfindlichkeit der Haut. Bei der Arachnitis sind nur die Symptome der Hirnreizung ohne Textutveränderungen des Gehirns und daher auch keine Lähmung zugegen, und bei der Apoplexie findet gleich von vorn herein krankhafte Veränderung dieses Gebildes, von plötzlicher Lähmung begleitet, statt. Bei der Gehirnerweichung dagegen zeigt sich eine Aufeinanderfolge von Reizung, eine langsame, stufenweise fortschreitende Lähmung und ein ungleicher, intermittirender Gang. Die Kranken sind bald besser, bald schlimmer; zuweilen bessern sie sich dergestalt, dafs man sie beinahe aufser Gefahr glaubt. — Die Vorboten der Gehirnerweichung sind dunkel und unsicher. Oft gehen sie der Krankheit lange voran, und können allerdings auch als Vorläufer der Arachnitis und Apoplexie vorkommen. Sie deuten auf häufige und starke Gehirncongestionen, und bestehen in Betäubung, Verdunkelung des

Digitized by Google

Gesichts, optischen Täuschungen, Ohrenklingen, Schwere des Kopfes mit Behinderung der Sprache, Schwäche und Erstarrung einer Körperhälfte, Ameisenkriechen in den Gliedern. Bei Einigen geht eine merkliche Veränderung in den Verrichtungen des Verstandes voraus; sie sind unruhig, mürrisch, zum Zorne geneigt, schwermüthig oder exaltirt. Einer der beständigsten Vorboten ist aber ein plötzlich eintretender, von dem oft Jahre lang anhaltenden Schmerz bei der chronischen Arachnitis oder der Eiterung der dura Mater wesentlich verschiedener, Kopfschmerz, der dem Ausbruch der Krankheit gewöhnlich nur kurz vorangeht, und sich mit dem Eintritt der zweiten Periode wieder verliert. Die Prognose ist in der Regel ungünstig, und bis zu einem gewissen Grade gelangt, ist die Krankheit fast immer tödtlich. Von zwei und fünfzig im ersten Bande beschriebenen Kranken dieser Art hat Ref. nur vier Genesene gezählt. Die Ursachen der Gehirnerweichung sind nach dem Verf. genau dieselben, wie die der Apoplexie oder der Entzündung überhaupt. Im Allgemeinen seyen die vorbereitenden und veranlassenden Ursachen schwer richtig zu würdigen (?). Aeufsere Verletzungen des Schädels, chronische Entzündung der Arachnoidea, Herzfehler, deutlich bezeichnete apoplektische Constitution, unterdrückte Hämorrhoiden und Katamenien, Gemüthsaffecte, Mifsbrauch geistiger Getränke bringen sie hervor. Wo sich die Krankheit von freien Stücken entwickelte, waren die Individuen im Allgemeinen bejahrt, und unter neun und dreifsig (in einer Tabelle mitgetheilten) Verstorbenen waren zehen zwischen fünfzig und sechzig, sieben zwischen zwanzig und dreifsig, sechs zwischen sechzig und siebenzig, und fünf zwischen siebenzig und achtzig Jahre alt, über achtzig Jahre waren zwei. Fieber ist nach dem Vf. nur selten bei der Gehirnerweichung vorhanden (?), und Delirium nur dann, wenn derselben eine Entzündung der Spinnewebenhaut vorangieng, denn die Congestionen seyen bei der Entzündung der Hirnsubstanz zu heftig, und das Gewebe derselben werde dadurch zu rasch verändert, als dafs das Gehirn seine Verrichtungen fortsetzen könnte; ist aber Fieber zugegen, so sey es von dem Gehirnleiden unabhängig (?), und rühre dann von dem gleichzeitigen Leiden eines Eingeweides einer andern Höhle her. In Rücksicht der Behandlung hält der Verf. reichliche, allgemeine und örtliche Blutentleerungen, nach diesen kräftige Ableitungsmittel und Eisauflegen über den Kopf für das Heilsamste, und er theilt unter den glücklichen Ausgangsfällen auch einen mit, bei welchem sich noch das gleichzeitige Aufgiefsen

Digitized by Google

von heifsem Wasser auf Waden und Lenden sehr hülfreich erwies.

Nicht ohne Grund erwartet unser Verf. rücksichtlich seiner Behauptung: dafs die Gehirnerweichung jederzeit das Ergebnifs einer Entzündung sey, Widerspruch, und namentlich ist es sein erfahrener Landsmann Récamier, welcher dieser Ansicht entgegentritt, indem derselbe jenen Zustand für einen Morbus sui generis nach der Analogie der Milzerweichung, und für die Wirkung eines nervösen, bösartigen oder sogenannten adynamischen Fiebers, nicht aber einer vorhergegangenen Entzündung erklärt. Diese Ansicht theilt aber Ref. zu Folge seiner bisherigen Untersuchungen nicht, denn er hat auch nicht an einem einzigen Gehirne einer Typhus-Leiche eine Erweichung im Sinne der neueren französischen Aerzte gefunden, und in Wahrheit, es ist ihm aufser den Pringle'schen und den noch seltneren v. Hildenbrand'schen Beispielen (deren Lallemand übrigens nirgends gedenkt) von akuten Gehirneiterungen in bösartigen Fiebern, auch sonst nicht ein Fall dieser Art bis jetzt weiter bekannt geworden. Wohl fand er nach solchen Fiebern etliche Male eine oberflächliche Erweichung der Corp. Striat., der Sehnervenhügel, des Fornix und der durchsichtigen Scheidewand, aber dies war nur da der Fall, wo sich Wasser in den seitlichen Gehirnhöhlen angehäuft gehabt hatte, welches offenbar die Oberfläche jener Gebilde erweichte und partiell auflöste, so, dafs Theilchen der Hirnsubstanz in jenem Serum frei herum schwammen, aber ohne ein sonstiges Entzündungsmerkmal daneben, ohne sogenannte Gefäfsausspritzung, ohne eine andere als die natürliche Farbe, ohne sogenannte Arachnitis, Eiterung oder übeln Geruch, lediglich von mechanischer (sit venia verbo!) Auflösung jener Oberflächen durch das Wasser, wahrscheinlich erst nach dem Tode herbeigeführt. Während er dagegen in andern, nicht nervös-fieberhaften Krankheiten jene Erweichungsmerkmale des Gehirns allerdings auch, und zwar mit grofsem Interesse, beobachtete, und sich längst stillschweigend überzeugte, dafs es ein akut verlaufendes, mit einer localen Entzündung am meisten übereinkommendes, und ganz vorzüglich durch eine theilweise Erweichung ausgezeichnetes Leiden des Gehirns gebe, welches, ohne Apoplexie zu seyn, doch mit derselben viele Aehnlichkeit zeige, und auch junge Personen, ohne äufsere Quetschungen des Kopfes, zuweilen schnell tödtlich befalle. Andererseits hält er aber dafür, dafs, so sehr sich auch Lallemand Mühe giebt, die spontane Hirnerweichung ohne Ausnahme für das Product einer

Digitized by Google

Entzündung zu erklären, sie ihren Zufällen nach, und zu Folge des Sectionsergebnisses, mit der nach Gehirnquetschungen entstandenen Entzündung und Erweichung in gleiche Linie zu setzen, und die sich etwa ergebenden Verschiedenheiten in Vergleich mit der Entzündung anderer Gebilde aus der natürlichen Weichheit des Gehirns und seinem Mangel an Zellgewebe herzuleiten, doch gar wohl auch eine solche Erweichung ohne vorhergehende Entzündung statt finden könne, indem, um nur eines anzuführen, das, was bei andern festeren, der Erweichung an sich doch schon mehr widerstrebenden Organen geschieht, unter gegebenen Umständen noch viel leichter in dem weicheren Gehirne geschehen kann, die Fälle von Erweichung des Herzens, des Magens, der Gedärme, des Uterus, ja selbst der Knochen aber, und zwar ohne alle Spur von Entzündung, keineswegs zu den seltensten gehören, was dem Ref. insbesondere eine mehrfache Beobachtung der gallertartigen Erweichung des Magens der Kinder, und Versuche, welche er diesfalls mit Thieren anstellte, zur Genüge gezeigt haben. Ueberdies könnte der, von dem Verf. bei der Entzündung und Erweichung der Gehirnsubstanz prädicirte, Mangel an Fieber und Delirium, ferner die Aehnlichkeit der Krankheitserscheinungen mit denen des Schlagflusses, die Beschaffenheit des Pulses, die Gleichheit der Ursachen und Vorboten beider Krankheiten, der Umstand, dafs sie in einer und derselben Altersperiode am häufigsten auftreten, in der Behandlung viele Aehnlichkeit mit einander zeigen, und nach der eigenen Behauptung des Verf. ein stufenweiser, nicht scharf abgegränzter, Uebergang des anatomisch-pathologischen Gehirnzustandes von der Apoplexie zu der nach Entzündung entstandenen Gehirnerweichung statt findet, leicht zu dem Glauben Veranlassung geben, als wäre letztere nicht das jedesmalige Erzeugnifs eines allein durch Entzündung gesetzten Zustandes, denn auch im Schlagfluss selbst traf Ref. das Gehirn partiell erweicht, und seine Marksubstanz gelb gefärbt an. Ja es kann eine solche krankhafte Veränderung auf eine der Entzündung sogar entgegengesetzte Weise bewerkstelligt werden, nämlich durch eine Art Absterben oder theilweises Zerfliefsen und Auflösen des Gehirns in Folge habitueller Blutstockung und gestörter Ernährung an irgend einer Stelle, und was noch mehr sagen will, zuweilen sogar ohne die mindeste sensorielle Störung während der Krankheit, was Ref. bei einem an der Lungenschwindsucht verstorbenen Jünglinge fand, dessen graue Substanz er an der Oberfläche der rechten Hirnhälfte Zoll lang in einen chocolatfarbigen Brei verwandelt

Digitized by Google

antraf. Ohne eine eigentliche active Entzündung des Gehirns hervorzubringen, wozu schon die Blutmischung selbst bei solchen Kranken nicht wohl mehr geeignet seyn dürfte, erregt namentlich das, bei den unwegsam gewordenen Lungen der Schwindsüchtigen (in welchen sich, zu Gunsten des Blutauswegs, das Foramen ovale sogar wieder öffnete, wie Ref. schon oft in solchen Leichen fand), oder bei organischen Herzfehlern, im Gehirne zurückgehaltene Blut leicht an irgend einer Stelle desselben eine Ueberfüllung und Stockung, und dem Ref. sind mehrere bemerkenswerthe Fälle von transitorischer Apoplexie, oder nach unserem Verf. von transitorischer Gehirnentzündung bei solchen Personen vorgekommen, die zwar nicht tödtlich abliefen, an deren Folgen aber die Leute bis jetzt noch immer, neben ihren Lungenleiden, mehr oder weniger kränkeln. Eben so ist gerade auch dasjenige Alter, welches nach dem Verf. am häufigsten an freiwilliger Entzündung und Erweichung des Gehirns leidet, dasjenige, welches der habituellen Congestion und Blutstockung im Gehirn, ohne eigentliche Entzündung des letzteren, vom kleinen und grossen Kreislaufe aus in Folge arthritischer Ablagerungen auf Herz und Gefäfse und verminderter Säftepropulsion am meisten ausgesetzt ist, und dieselben Ursachen, welche im vorgerückten Alter Gicht, veränderte und verminderte Urin-Ab- und Aussonderung, partielle Verknöcherungen des Herzens und der Pulsadern, schweres Gehör, Schwindel und Schlagfluſs-Anfälle hervorbringen, sind auch leicht im Stande, in Folge theilweiser Gefäfslähmung und Gefäfseabsterbens, ohne eigentliche Entzündung, Gehirnerweichung an einer oder der andern Stelle und deren Symptome hervorzubringen. — Noch kann Ref. nicht umhin, der in diesem Werke des Verf. so oft vorkommenden Entzündung der Spinnewebenhaut zu gedenken, welcher von den meisten neueren französischen Aerzten in den Krankheiten des Gehirns eine wichtigere Rolle übertragen wird, als sich mit der Natur und Wahrheit zu vertragen scheint, während der pia Mater, welche die meisten Gefäfse besitzt, mit dem Gehirn, das sie bedeckt, in unmittelbarer und allseitiger Berührung ist, in dessen Windungen, Spalten und Höhlen überall eindringt und solche überkleidet, und die zur Gehirnsubstanz selbst in Rücksicht auf Ernährung und Blutzubereitung allein unter den Gehirnhäuten in der nächsten und wichtigsten Beziehung steht, entweder gar nicht, oder nur nebenher gedacht wird. Oefters schon ist daher Ref. in den Fall gekommen, zu glauben, als hätten jene Autoren statt der Arachnoidea die pia Mater gemeint, und er

Digitized by Google

könnte eine nicht geringe Anzahl hieher gehöriger Stellen namentlich aus beiden Bänden der vorliegenden Schrift namhaft machen. Auch hat Morgagni nicht, wie Hr. Lallemand zu glauben scheint, unter Meninx tenuis die Arachnoidea, sondern die pia Mater verstanden, was deutlich aus der Epist. VI. N. 12. S. 330. und Epist. LXII. N. 5. S. 448, noch mehr aber aus der Epist. LI. N. 2. S. 342. (edit. Chaussier et Adelon) erhellt, wo unser Verf. die von Morgagni benannte „pia Mater" ohne weiteres durch „Spinnewebenhaut" übersetzt, der Beschaffenheit der zwischen ihr und der Gehirnoberfläche liegenden Gefäfshaut aber mit keiner Sylbe Erwähnung thut, als wenn sie gar nicht vorhanden wäre. Die „Gefäfsausspritzungen der Arachnoidea", die „Ausdehnung der gröfseren und kleineren Gefäfse" dieser Haut mit Blut, die „Röthung" derselben, hat Ref. bei der genauesten Untersuchung bis jetzt noch nie zu sehen vermogt, und auch andere seröse Häute zeigen bei ihren Entzündungen in der Regel kein rothes Ansehen oder ausgespritzte und ausgedehnte Blutgefäfse, sondern sie offenbaren ihren krankhaften Zustand durch reichliche Exsudation, Trübung, Verdickung, Verwachsung, Granulation, und er fand selbst bei tödtlich gewordenen akuten Entzündungen des Bauch- und Brustfells und des Herzbeutels die Arachnoidea ohne ein anderes krankhaftes Merkmal, als dafs sie dicker als gewöhnlich und weifslichblau, milchrahmähnlich gefärbt erschien. — Nicht minder lesen wir auch im vorliegenden und in andern neueren Werken französischer Aerzte häufig von einem „Mäusegeruche", als einem ominösen Sypmtome in Gehirnkrankheiten, bei dessen Anwesenheit der Verf. den Tod meistens erfolgen sah. Zu Folge seiner Beobachtungen hält ihn Ref. aber für nichts anderes, als für einen Geruch nach Urin (zu welcher Meinung sich auch der Verf. neigt), und er hat denselben schon oft nicht nur bei Nervenfieberkranken mit unwillkührlichem Urinabflusse, sondern auch bei alten Personen mit Lähmung der Harnblase wahrgenommen, wo deren Inhalt unwillkührlich abtröpfelte, und öfters zu Unreinlichkeiten Anlafs gab. Bei mehrtägiger Hemmung der Urin-Ab- und Aussonderung, und wahrscheinlich dadurch bewirkter stellvertretender Thätigkeit der Hautausdünstung, fand Ref. diesen Mäusegeruch auch bei Hunden, und er beobachtete ihn unter anderen bei einem, übrigens ganz reinlich gehaltenen Hunde, welcher in Folge der Anwendung des essigsauern Morphium's sechs Tage lang keinen Urin von sich gegeben hatte. — Ref. bedauert, aus Mangel an Raum von der Schrift des Hrn. Lallemand nicht Mehreres mit-

igitized by Google

theilen zu können. Sie ist reich an scharfsinnigen und fruchtbaren Ideen, und sowohl derjenige, welcher sich mit dem Studium der kranken Gewebe insbesondere beschäftigt, als noch mehr der Arzt, welchem die pathologische Anatomie Behufs ihrer Anwendung auf die Praxis am Herzen liegt, wird, besonders im ersten Bande, viele lehrreiche theoretische und praktische Bemerkungen in derselben finden, und es ist dem Verf. ganz und gar nicht entgangen, dafs der Hauptzweck solcher Untersuchungen nicht blos todte anatomisch-pathologische Beschreibungen, sondern eine Darlegung des krankhaften Baues in seinen causalen Verhältnissen zur Krankheit seyn müsse, indem nur hieraus Nutzen für das Leben und eine Bereicherung der Symptomatologie, Diagnostik und Therapie erwachsen kann. Ohne den unvergänglichen Verdiensten Morgagni's um die angewandte pathologische Anatomie (wenn Ref. so sagen darf) im mindesten zu nahe zu treten, wird eine vorurtheilsfreie Vergleichung der Epistolae jenes grofsen Arztes mit den anatomisch-pathologischen Untersuchungen unsers Verf. gewifs zum Vortheil der letzteren ausfallen, da die Beschreibung der Krankheiten, die Eigenthümlichkeit ihrer Symptome, die Aufeinanderfolge und Bedeutung derselben, so wie ihre Behandlung viel genauer und ausführlicher, und der Leichenerfund viel vollständiger und bestimmter mitgetheilt ist, als in den Morgagni'schen Epistolis. Es berechtigen aber auch die Fortschritte unserer Zeit zu gröfseren Ansprüchen an Forschungen dieser Art, und was man auch sonst von den Mängeln und Verirrungen unseres Zeitalters Wahres und Halbwahres sagen mag, immer bleibt es gewifs, dafs Physiologie, Pathologie und Therapie nicht blos in der Methode, sondern auch dem Wesen nach, seit Morgagni lebte, mannigfach erweitert und vervollkommnet worden sind.

Bei Anerkennung der entschiedenen Verdienste des Lallemand'schen Werkes ist es aber auch Pflicht einer unpartheiischen Kritik, die Mängel desselben nicht zu verschweigen, und diese bestehen darin, dafs sich der Verf. zu oft wiederholt, und hie und da zu viel Declamation im Vortrage zeigt, dafs die Epicrisen der Krankheits- und Obductionsfälle nicht jedesmal strenge mit dem Factischen derselben übereinstimmen, dafs manches bis jetzt noch Hypothetische und Erzwungene schon als ausgemachte Wahrheit angenommen wird, dafs in den einzelnen Geschichten der Krankheiten nicht selten zu wenig Rücksicht auf das ätiologische Verhältnifs genommen ist, woran übrigens der Verf. weniger, als der Umstand

Schuld ist, dafs zuweilen Kranke in die Anstalt aufgenommen wurden, über deren Anamnese keine Erkundigung einzuziehen war, dafs ferner die Entzündung eine zu unbedingte Rolle bei dem Verf. spielt, und andere krankhafte Verwandlungsvorgänge, die eine vorurtheilsfreie Beobachtung anzunehmen nöthigt, entweder ganz ignorirt, oder wenigstens nicht gebührend gewürdiget werden, und dafs endlich die Therapie bis jetzt noch Mehreres zu wünschen übrig läfst, indem sie theils zu viel, theils zu wenig, theils manches am unrechten Platze thut, was nicht der Fall ist, wenn der Arzt, mit dem Wesen eines Uebels vertraut, mit besonnener Thätigkeit seine Kunst mit der Gewalt der Krankheit und der Kraft der Natur in ein richtiges Verhältnifs zu bringen versteht.

Die Uebersetzung liest sich im Ganzen gut, nur hat der Uebersetzer an etlichen Stellen die französische Construction im Deutschen zu strenge beibehalten, was dann etwas schwerfällig klingt. Wie viel Blut unter einem Aderlafs von zwei und drei Becken verstanden wird, mag wohl mancher nicht wissen, und der Uebersetzer hätte hier aushelfen sollen. Die Worte: Blutigel statt Blutegel, Ablafs der Lähmung statt Nachlafs d. L., Brechschwierigkeit, erbärmlicher Puls, Mährte von Eiter und Hirnsubstanz und etliche andere, kommen bei der sonst gelungenen Uebersetzung nicht in Anschlag.

Siona. Ein Beitrag zur Apologetik des Christenthums, mit vorzüglicher Berücksichtigung der christlichen Feste, als Andachtsbuch für Leser aus den höheren und gebildeten Ständen von allen Confessionen. Von Georg Conrad Horst, Dr. der Theologie, Grofsherzogl. Hess. geistl. Geheimenrath. Erster und zweiter Theil. Dritte, gänzlich umgearbeitete, um mehr als 40 Bogen vermehrte Auflage. Mit Kupfern. Mainz, gedruckt und verlegt bei Kupferberg. 1826. I. Bd. XVI und 548 S. II. Bd. IV und 659 S. in 8. 7 fl. 12 kr.

Die vorige Ausgabe dieses gehaltreichen Buches haben wir seiner Zeit in diesen Blättern angezeigt. Die so stark vermehrte Bogenzahl, so dafs aus dem Einen mäfsigen Bande nunmehr zwei ansehnliche Bände entstanden sind, ist eine eben so starke Vermehrung des Gehaltes an innerem Werth, und hoffentlich auch an segensreicher Wirksamkeit. Ein frommes Gemüth ergiefst sich in gedankenreicher Fülle; aus einem Schatze von Gelehrsamkeit weifs der Verf. die Leser

Digitized by Google

von Bildung zu belehren und zu beleben; Altes und Neues steht ihm zu Gebot, und er theilt es freigebig mit; begeistert durch die Herrlichkeit des Christenthums, ergreift er Geist und Herz, und das ohne die Anstrengung einer fortgesetzten Speculation und ohne Ermüdung einer in sich gekehrten Contemplation, durch eine lebendige Darstellung, durch Winke für das Nachdenken und durch eine grofse Mannigfaltigkeit. Die grofse Belesenheit des Verf. giebt bald Stellen von Indischen, Persischen, Griechischen u. a. Weisen, bald von den heiligen Sängern und Sehern des Alten Testaments, wie auch aus dem Evangelium, bald aus den genialen neueren Schriften von Luther bis Fenelon, Herder, v. Meyer u. s. w., nicht minder auch aus älteren abendländischen und morgenländischen, z. B. Arabischen Philosophen und Poeten. Nach der dritten Vorrede wollte Hr. Dr. H in dieser neuesten Auflage die apologetische Seite bestimmter hervorheben, ohne den Zweck eines Erbauungsbuches abzuändern; und seine Bemühung, „das Christenthum in seinen Lehren und Institutionen im Gegensatz mit der alten Welt, als Ein grofses, nach den natürlichen Gesetzen des menschlichen Geistes erzeugtes und begründstes Wunder der geistigen Welt, an sich aufzufassen und zu veranschaulichen", wird ihm besonders bei den hoffentlich nicht wenigen Lesern gelingen, die man vorzugsweise die Gemüthvollen nennt, und welche geistige Unterhaltung lieben. Wir wollen nur eine Uebersicht des Inhalts geben.

Im ersten Bande findet der Leser in ungefähr fünfzig kleineren Abschnitten folgende Betrachtungen: Siona, ein prophetisches Gemälde höherer Religiosität und Erdenglückseligkeit; der Sonntag; das Gebet; Gott; der Weltursprung; das goldene Zeitalter; die Schlange, oder Satanas im Paradiese; die Sündfluth und der Regenbogen; verschiedene religiöse Naturansichten; der erste Winterreif und die Kornblumen; das Alter der Erde und des Menschengeschlechts; der letzte Mensch; die Bibel; der Mensch; der Glaube; die Hoffnung; die Liebe. Den Betrachtungen über die Bibel ist einiges aus William Jones angefügt, welcher grofse Sprachgelehrte auch ein grofser Bibelverehrer war. Seine Aeufserung (aus einer zu Calcutta gehaltenen Rede) stehe auch hier: „— ich kann nicht umhin beiläufig zu sagen, dafs die Sammlung von Aufsätzen, die wir wegen ihrer Vortrefflichkeit die Schrift nennen, ohne Rücksicht auf ihren göttlichen Ursprung, mehr wahre Erhabenheit, vorzüglichere Schönheiten, reinere Sittenlehre, wichtigere und zuverlässigere Ge-

schichte, und vortrefflichere Beispiele der Dichtkunst und Beredsamkeit enthalten, als aus allen andern Büchern auf dem Erdboden, die jemals in irgend einer Sprache geschrieben worden sind, in gleichem Raume gesammelt werden könnten! Die beiden Theile, aus welchen die Bibel besteht, hängen durch eine Kette von Schriften zusammen, die weder in Form noch Ausdruck irgend einer andern aus den Vorräthen Griechischer, Indischer, Persischer, Arabischer und überhaupt morgenländischer Gelehrsamkeit ähnlich sind. Also, dafs man sie mit innerlicher Ueberzeugung für die einzig wahre Offenbarung zu halten berechtigt ist."

Im zweiten Bande werden die Betrachtungen auf dieselbe Art geführt: Die christlichen Feste; Christus; die christliche Kinderwelt; die christliche Mütterlichkeit; der christliche Krieger und Held; der christliche Vaterlandsfreund: der christliche Freund; der christliche Jüngling; die christliche Jungfrau; Karl der Grofse; Eginhard und Emma; religiöse Idealität; die Blumen; über Geistererscheinungen; Swedenborg und Heinrich von Bülow; von natürlicher Divinations- und übernatürlicher Offenbarungskraft; die Glocke und die Orgel; der Mensch ein Fremdling auf der Erde; die Reise nach der Heimath; die Sehnsucht nach dem Ewigen; der Himmel; biblischer Glaubenssinn. Diese Hauptrubriken zeigen, dafs die fromme Betrachtung durch das ganze Leben hindurchgeführt wird, bei allen Gegenständen, die nur irgend dazu auffordern, weilt, und in der vielseitigsten Unterhaltung sich bewegt. Von dem sichtbaren Himmel und der Siona an, im ersten Theil, bis zum unsichtbaren und Glaubenssiege, am Ende des zweiten, wehet der fromme Geist, und von dem Erhabenen, welches die astronomischen Belehrungen über das Sternenmeer eröffnen, bis zu dem schönen Blumengarten, wird die Seele zum Einklang in das Hallelujah hingezogen. Bestimmte Begriffe und Schlufsfolgen sind es nicht, was hier die Erbauung unterhält, aber hoher Schwung der Gedanken, Poesieen, Reden, auch der alten christlichen Zeit u. dergl. Ohnehin kann ein Erbauungsbuch nicht Allen gerecht seyn, und man sollte jedem, der sich erbauen will, sein Recht unverkümmert lassen; so wird auch das vorliegende seinem Kreise Segen gewähren.

Schwarz.

Digitized by Google

M. T. Ciceronis Laelius, sive de Amicitia dialogus; recensuit et scholiis Jacobi Facciolati suisque animadversionibus instruxit Aug Gotth. Gernhard, Phil. D. AA. LL. M. Magniduc. Sax. Vimariensi Consistorio a consiliis, ill. gymnasii Guilielmo-Ernestini Director, societatis Latinae Jenensis sodalis. Lipsiae, apud G. Fleischerum. MDCCCXXV. LVI und 280 S.

M. Tullii Ciceronis Laelius sive de Amicitia dialogus ad T. Pomponium Atticum. Zum Gebrauch für Schulen neu besorgt und mit Deutschen Wort- und Sacherklärungen versehen von H. Ludwig Julius Billerbeck, Doctor der Philosophie. Hannover, in der Hahnschen Hofbuchh. 1826. 118 S. 8. 6 Gr.

M. T. Ciceronis Cato major seu de Senectute. Zum Gebrauch für Schulen neu durchgesehen und mit den nothwendigsten Wort- und Sacherklärungen ausgestattet von Dr. Ludewig Julius Billerbeck. Hannover, 1826. Im Verlage der Hahnschen Hofbuchh. 80 S. 8. 6 Gr.

Wir führen, ungeachtet der grofsen Verschiedenheit der Zwecke und der Bearbeitung, diese Ausgaben zusammen auf, weil die Gernhard'schen Ausgaben gleichsam die Basis für die Billerbeck'schen sind, besonders aber der Cato major des Hrn. B. an hundert Stellen gleichsam das Echo des von uns auch in diesen Blättern (1819) angezeigten Cato major von Hrn. G. ist. Die Art und Weise Hrn. Gernhard's, so wie seine gründliche Kenntnifs des Ciceronischen Sprachgebrauchs, seine gesunde Kritik, seine Mäfsigung im Urtheil über Andere, seine inhaltreiche Kürze und Vermeidung alles Ueberflüssigen, sind aus seinen allgemein-geschätzten Ausgaben der Officien (1811), des Cato major und der Paradoxa (1819) bekannt, und wir brauchen nur zu bemerken, dafs sich jene Eigenschaften auch an dieser Ausgabe, und zwar, wie es einem mit seiner Wissenschaft fortschreitenden Gelehrten geziemt, in erhöhtem Maafse vorfinden. Hat man in der Form der frühern Ausgaben einige Ausstellungen gemacht, z. B. dafs man die Varianten zum Theil unter dem Texte, zum Theil hinten suchen mufs, dafs die Addenda und Corrigenda zu zahlreich sind; so findet sich beides auch wieder hier: besonders der letztere Uebelstand ungefähr in gleicher Ausdehnung, wie beim Cato major: nicht weniger als sieben Seiten Verbesserungen, Zusätze und Druckfehlerverzeichnifs! Leider ist aber damit nur der kleinere Theil der Druckfehler angegeben (obwohl der bedeutendere); und wir haben in Citaten und besonders im

Digitized by Google

Druck der griechischen Stellen, überhaupt in den Noten, noch eine grofse Anzahl nicht angezeigter Fehler gefunden. Ja selbst in den Corrigendis sind wieder Fehler: so haben wir z. B. die Stelle, wohin der Zusatz zu S. 117. gehören soll, lange nicht finden können, bis wir endlich entdeckten, dafs er zu S. 112. gehört. Auch, weil wir einmal am Tadeln sind, müssen wir hier noch die Inconsequenz rügen, mit der Hr. G. die Namen der neuern Gelehrten bald declinirt, bald nicht; wie er denn z. B. S. 58. oben Schellerus und unten Schelleer, äufserst oft Wetzel, Schütz, Ernesti, und dann wieder Schützius, Ernestius schreibt. Doch wir gehen zur genauern Betrachtung der Ausgabe selbst über. Die gut geschriebene Vorrede giebt hinlängliche Nachricht über die von Hrn. G. gebrauchten Ausgaben und Handschriften, zum Theil mit den Worten derjenigen, welche die Collationen gemacht haben, wobei denn auch schlechtes Latein mit unterläuft, das nicht auf Hrn. Gs. Rechnung kommt, z. B. S. VI. *Interim* hic Codex est antiquus. S. IV. schreibt er aber: Quamquam non deerunt, qui largiorem aliquando undecunque collectarum sententiarum de amicitia copiam *excutiant*: wollte er etwa *effundant*, oder etwas Aehnliches, sagen? Die Prolegomena, welche in zwei Abschnitten (I. Dialogi de Amicitia descriptio, II. de Ciceronis arte et elegantia in Laelii sermone expromta) eine schöne Einleitung enthalten, haben uns, ungeachtet sie natürlich nichts Neues geben, besonders wohl gefallen. Wir enthalten uns aber eines Auszuges daraus, da wohl kein Freund des Cicero diese Ausgabe wird entbehren wollen. Lieber theilen wir diesen und dem Herausgeber über einige Stellen unsere Bemerkungen mit. S. 5. sind mehrere Fehler im Griechischen, auch wird eine Stelle aus den Tusculanen (16, 46. ohne Angabe des Buches) citirt, die in allen fünf Büchern nicht zu finden ist. — I. 3. wird sehr gut über den Unterschied von *tum* und *tunc*, und Cicero's Gebrauch dieser beiden Wörter gesprochen. Vergl. Jahn zu Virg. Eclog. III. 10. und unsere Anmerkung zu Cic. de Rep. II. 9. p. 227. — I. extr. wird mit Recht tu te *ipsum* cognosces dem schlechten *ipse* vorgezogen. — II. 6. p. 14. wird ganz richtig über die gegenwärtig häufige Einmischung einzelner alterthümlicher Schreibformen (z. B. existumare) unter die sonst neuere und spätere Orthographie, da die alte doch noch nicht consequent hergestellt werden kann, auch noch nicht durchaus ausgemittelt ist, gesprochen. Auch Ref. hat sich neulich in ähnlichem Sinne in der Vorrede zum Cic. de Rep. S. IX f. darüber erklärt. — II. 6. p. 14. wird angeführt, Wetzel gebe ohne

ed by Google

weitere Bemerkung: Cato quí (für quia) multarum rerum usum habebat. Dies ist wahr; aber es scheint ein Druckfehler, und wider Wetzels Willen im Text zu stehen. Ebend. S. 15. wird Schütz's Interpunction getadelt, und zwar mit Recht; allein dieser Tadel fällt, wie hundert ähnliche Mängel, eigentlich auf Ernesti, dessen Ausgabe der Schütz'schen zum Grunde liegt, und dessen Interpunction von Sch. zwar oft berichtigt, aber doch noch an allzu vielen Stellen stehen gelassen wurde. — II. 7. p. 18. quod proximis Nonis giebt Hr. G. aus mehreren Handschriften und Ausgaben, die meisten haben jedoch: quod *his* proximis Nonis. Dieses *his* erklärt Hr. G. neben *proximis* für müssig. Es läfst sich indessen doch durch Stellen, wie Epp. ad Famm. I. 9. p. 26. ed. Ern. min. p. 44. ed. Mart. Lag. vertheidigen, wo es heifst: quem proximis *superioribus* diebus acerrime oppugnasset; wo man auch sagen könnte, *superioribus* stehe nach *proximis* müssig, besonders da ja auch das Verbum schon die Vergangenheit andeutet. — II. 8. p. 19. behält er *invaletudinem* im Texte, ungeachtet er S. 20. mit Recht sagt: retinendum est medium *valetudinis* vocabulum. — II. 10. ist mit Recht die Interpunction nach *anteponas* getadelt, die Schütz abermals von Ernesti beibehalten hat. — II. 10. p. 20. bei *hujus* enim facta, *illius* dicta laudantur ist zu bemerken, dafs *hic* und *ille* hier nicht ganz, wie de Sen. 19, ihre Rollen vertauschen. *Hic* geht wirklich auf den zuletzt genannten, den Cato; *ille* auf den zwar zuletzt durch *istum* angedeuteten, aber weit früher genannten, den Sokrates. — III. 11. p. 27. wird der Unterschied von *etiam nunc*, *etiamnum* und *etiam tunc* gut erklärt. — III. 12. p. 30. behält Hr. G. ad superos videatur *deos* potius, quam ad inferos pervenisse, wo viele MSS. und Ausgaben *deos* weglassen, und vertheidigt es durch zwei Stellen des Horatius, die für die Prosa und für Cicero's Sprachgebrauch nichts beweisen; durch eine des Livius XXXI. 31. (die abgedruckte Stelle ist aber im 30. Capitel, wogegen im 31. steht: in deos superos inferosque) und durch eine des Cicero Top. 23, 90, wo es aber heifst: dicitur — una ad superos *deos*, altera ad manes, tertia ad homines pertinere. Hier hat Cicero, nachdem er *ad superos deos* geschrieben hatte, wahrscheinlich absichtlich *manes* und nicht *inferos* gesetzt, damit man nicht nothwendig *deos* suppliren müsse, an welche *deos inferos* auch an unserer Stelle nicht zu denken ist, aber gedacht wird, wenn man *deos* behält. — S. 31. ist Plin. III. 5. citirt; es mufs aber H. N. dabei stehen. S. 30. ist falsch citirt Tusc. Qu. I. 13; es mufs I. 12. 27. heifsen. — IV. 13. qui non tum hoc, tum illud, ut *plerique*,

Digitized by Google

sed idem dicebat semper. So schreibt Hr. G. für *ut in plerisque*, allerdings aus mehreren Handschriften, damit dem weisen Sokrates keine Inconstantia zugeschrieben werde. Wir glauben aber, das *tum hoc, tum illud* geht auf die bekannte Disputirart des Sokrates, vermöge welcher er behauptete, dafs wir nichts so gewifs wüfsten, dafs sich nicht auch Gegengründe dafür auffinden liefsen, da besonders ja nur die Gottheit das wirklich Wahre erkenne, der Mensch es aber in der Erkenntnifs nur bis zum Wahrscheinlichen bringe. Selbst in der Unsterblichkeitslehre, wofür ihm die Wahrscheinlichkeit überwiegend schien, spricht er bekanntlich nicht dogmatisch und positiv. Auch hat sich Wyttenbach in seiner Preisschrift Vett. Philos. Sent. de statu anim. post mortem pag. XL an der herkömmlichen Lesart nicht gestofsen, sondern sie mit den übrigen Aeusserungen des Sokrates, wie der Zusammenhang zeigt, ganz harmonisch gefunden. Dafs aber das Verbum *dicebat* in einigen Handschriften fehlt, in andern einen unsichern Platz und Sitz hat, kann es verdächtig machen. — V. 18. p. 44. steht seltsam in einer Note: quo — virtus *a — virtute praestet.* — VI. 22. p. 55. steht im Text *valitudo;* besser ist wohl *valetudo;* s. Grotefend Lat. Orthogr. (Gramm. II.) §. 127. — Zu VII. 24. p. 59. sagt er, er finde *dissupare* nicht unter *supare* (soll heifsen *supare*), welches C. Lang citire, in der Ausg. des Festus von 1593. Ref hat diese Ausgabe vor sich, und findet es allerdings S. CCLXXXI. wo es heifst: supat (in marg. sipat) jacit, unde dissipat, disjicit: et obsipat, objicit, et insipat, hoc est injicit. — VII. 25. p. 63. Facile id quidem fuit, justitiam justissimo viro defendere. Hier dürfte wohl einmal das Comma nach *fuit*, das fast alle Ausgaben haben, weggestrichen werden, wie Hr. Billerbeck wirklich gethan hat. Consequenter (ob wir sie gleich nicht billigen) ist Sylburgs Interpunction: Facile id quidem fuit, justitiam, justissimo viro, defendere. — VIII. 26. Vim hoc quidem est afferre; quid enim refert, qua me *rogatione* cogatis? Wenn Hr. G. Facciolati's Grund zur Empfehlung von *rogatione* verwirft, so thut er Recht. Wenn er es aber aus einem andern Grunde dennoch behält, so thut er Unrecht. *Rationo* ist, wie die gewöhnlichste, so die natürlichste Lesart. Der Sinn ist: ihr zwingt mich, mir geschieht Gewalt. Denn Gewalt ist es, wenn ich nicht anders kann, als folgen, werde mir Gewalt angethan, auf welche Weise (*ratione*) es sey (und sollten es auch Bitten seyn). Diese Glosse, die wir hier beisetzten, ist die lateinische *rogatione*, welche in vielen MSS. das rechte Wort verdrängt hat.

(*Der Beschlufs folgt.*)

Digitized by Google

N. 62. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Ciceronis Laelius et Cato.

(*Beschluſs.*)

S. 65. fehlt in der Stelle aus der Rede pro Ligario das Verbum *facies*, ohne das sie keinen Sinn hat. — IX. 29. p. 71. gute Verbesserung: per quem assequatur, quod quisque desideret, für das gewöhnliche: per quem quisque assequatur, quod desideret, aus Handschriften und alten Ausgaben. — Eben so IX. 32. p. 73. *At ii* (für Ab iis), qui pecudum ritu ad voluptatem omnia referunt, longe dissentiunt. Uebersehen hat Hr. G. die Hefs'sche Emendation dieser Stelle in dessen Obss. critt. in Plutarchi Vitam Timoleontis (8. Frcf. Brönner. 1818.) p. 98. Dieser streicht *sumus* nach *liberalitatem* als Glosse weg, macht ein Comma nach *putamus*, behält *ab iis* und nimmt aus Codd. Palatt. *dissentientes* für *dissentiunt* auf. — IX. 32. p. 74. propensioresque ad bene merendum. Hier ist mit Recht *promerendum* verworfen; vielleicht ist es aus der angefangenen Wiederholung des eben vorhergegangenen *propensiores* entstanden. Gleich darauf werden Wetzel und Schütz getadelt, weil sie mit *atque* eine neue Periode anfangen. Sie haben aber diese Interpunction nicht eingeführt, sondern blos, nach Gruter, Ernesti, Verburg und Andern, stehen lassen. — X. 33. p 77. zu nihil difficilius esse — quam amicitiam permanere, wo Ernesti *perducere* haben wollte, hätten wir gesagt: hoc ipsum *permanere* est i. q. *perduci*: amicitia enim, quae ad extremum vitae *perducitur*, *permanet* ad extremum vitae. So de Invent. II. 56. 169. *difficile fieri* von Sachen, quas cum difficultate aliquis *facit*. — X. 34. p. 78. sollte Facciolati's Erklärung des Wortes *uxoriae* durch *cupiditate uxoris* nicht ungerügt geblieben seyn. In derselben Anmerkung sind Turnebi Adversaria falsch citirt XIII. 5. Die Stelle ist XIII. 7. Tom. II. p. 8. sq. ed. Paris. — XII. 42. ut ab amicis *in re publica* peccantibus non discedant. So schreibt Hr. G., gewöhnlich heifst es: magna aliqua re in rem publicam peccantibus; so die Zweibrücker,

Wetzel und Hr. Billerbeck; Gruter, Verburg, Olivet: in magnam aliquam rem peccantibus; Ernesti: in magna aliqua re peccantibus, so auch Facciolati; Schütz: magna aliqua in re in rem publicam peccantibus [durch einen Druckfehler, oder was es ist, steht sogar vor *magna* ein drittes *in*]. Für alle diese und noch viel mehrere Lesarten giebt es Belege in den Handschriften, die hier besonders reich an Varianten sind. Wir glauben, wenn etwas hier eine Glosse oder falsch ist, so ist es *publica*. Schrieb Cicero magna aliqua in re peccantibus, so konnte sich an *re* leicht vom folgenden Worte das *p* anhängen; da hatte man *rep*. Und nun war auch dem Glossiren und Corrigiren Thüre und Thor geöffnet. Wäre Hrn. Gernhards Lesart von Cicero, so wäre *magna aliqua* wohl nie eingeschoben worden. — S. 95. ist ein falsches Citat Bernegg. ad Justin. XII. 8. 12, es muſs XII. 8. 14. heiſsen, paſst aber auf die Stelle des Cicero gar nicht, weil bei diesem *quam* das Pronomen, bei jenem Partikel ist. — XIII. 44. Treffliche Emendation aus einer Handschrift: consilium vero dare *audeamus* (f. gaudeamus) libere. — XIV. 50. p. 110. Non est enim inhumana virtus, neque *immunis* neque superba. Nur die Uebereinstimmung fast aller Handschriften, nicht aber die unbewiesenen und unstatthaften Vertheidigungen der Herausgeber, hindert uns, *immunis* mit *immanis* zu vertauschen, welches recht gut eine Steigerung des vorhergehenden *inhumana* seyn könnte, das dann von *superba* in dem Sinne von ὑβριστής noch überboten würde. Ist *immunis* von Cicero, so müssen wir freilich zu der dem Ciceronischen Sprachgebrauche zuwiderlaufenden Erklärung Schellers (*inofficiosa*) unsere Zuflucht nehmen. — XV. 52. nulla stabilis benevolentia potest esse fiducia; omnia semper suspecta atque sollicita. Der Gruter'schen Vermuthung, als ob *potest esse* eine Glosse sey, hätten wir nicht so viel Gehör gegeben, wenn ihr schon Schütz beizustimmen scheint. Jene Worte verstärken den Nachdruck, wie Hr. G. mit Recht bemerkt; aus ihnen läſst sich auch leicht im Folgenden nach *suspecta* ein *sunt* herausziehen, ohne daſs man es, obgleich es Handschriften bieten, aufzunehmen braucht. — XV. 53. p. 115. wird tum exsulantem se intellexisse gegen Ernesti und Schütz gut vertheidigt, welche *tum* gegen alle Handschriften wegstreichen. Er konnte kurz und deutlich sagen, *exsulantem* nach *tum* sey per ἐξήγησιν gesagt; die andern Lesarten seyen entweder Glossen (wie: cum exsul esset), oder kommen von Miſsverstand und Corrigirsucht her. — XVI. 59. streicht Hr. G. mit Recht zwischen *amicorum* und *angi* die Worte *necesse erit*, die schon oben stehen, einer Handschrift folgend, als Glosse

Digitized by Google

weg. Eben so zieht er ganz richtig und dem Ciceronischen Sprachgebrauche gemäfs XVII. 60. die Lesart in *amicitiis* comparandis der andern in *amicis* comparandis vor. — XVII. 63. quam (potentiam) etiamsi neglecta amicitia consecuti sunt, *obscuratum* iri arbitrantur, quia non sine magna causa sit neglecta amicitia. Diese schwierigere Lesart nahm Hr. G. für die leichtere, aber weniger beglaubigte *excusatum iri* auf, welche offenbar eine Glosse von jener ist. Er beweist sie auch mit andern Stellen des Cicero, und sagt mit Recht, *obscuratum iri* gehe nicht auf *quam*, sondern auf den ganzen durch *quam* angefangenen Relativsatz. Hart bleibt aber der Ausdruck und die Construction, welche klarer würde, wenn man aus der Lesart einer Handschrift, *obscuritari*, das *it* herausnehmen, in *id* verwandeln und vor *obscurari* hinsetzen dürfte. — XVII. extr. p. 139. aut si in bonis rebus contemnunt, aut in malis deserunt. Da durchaus nichts vorausgeht, woraus zu den beiden Verbis ein Accusativ des Objects ergänzt werden könnte, so würden wir fast rathen, zur Vermeidung dieser Härte nach *contemnunt* aus drei Handschriften *amicos* aufzunehmen, welches, wenn es abbrevirt war (etwa $\overline{AM}$ s. J. Nicolai de Siglis Veterum p. 65.), vor *aut* leicht ausfallen konnte. — XIX. 68. *Quin ipso equo* — nemo est, qui non eo, quo consuevit, libentius utatur. So liest Hr. G. aus zwei Handschriften. Man begreift kaum, wie die bisherigen Herausgeber das schlechte *Atqui in ipso equo* ertragen konnten. — XIX. 70. p. 149. quos patres multos annos esse duxerunt. Da eine Handschr. hat *permultos*, eine *esse per annos*, so könnte man vorschlagen *multos per annos*, damit die vier Accusative nach einander, die von zweierlei Constructionen herkommen, nicht anstofsen. So heifst es pro lege Man. 2. provinciam — liberam *per* hos annos, wo auch solche zwei Accusative wären, wenn man *per* wegstriche; noch anstöfsiger als hier. — S. 167. stöfst uns in der Note das im Lateinischen unerhörte *Hephaestum* für *Vulcanum* auf. — XXV. 93. p. 186. Negat quis? nego; ait? ajo: postremo imperavi egomet mihi Omnia assentari. Diese Stelle des Terentius soll stehen Eunuch. III. 2, 21; sie steht aber im zweiten Act. — XXV. 93. p. 187. quod [amici] genus adhibere, omnino levitatis ist. Hr. G. hält *amici* mit Recht für unächt; aber er ergänzt: quod assentatorum genus vel Gnathonum genus, da doch zu suppliren ist: quod hominum genus, qualis ille Gnatho esse fingitur. — XXVI. 97. p. 192. Quod si in scena, id est in concione, in qua rebus fictis et adumbratis loci plurimum est; hier emendiren Facciolati, Schütz, Lange, Gruter: alle mit Unrecht.

Digitized by Google

Hr. G. erklärt den Ausdruck für Breviloquenz, statt: quod si in scena, id est in concionis scena, und beweist es durch zwei Stellen aus Cicero selbst ganz genügend. Wir wünschten übrigens, es fände sich irgendwo: in *ista* scena. S. 193. wird citirt Cic. de Legg. I, 16. 49. Die Stelle ist aber im 19. Capitel. — S. 254. steht im zweiten Excurs: Particula *et* minus frequens est, ut non *aptissimum* jungendas res dissimiles, et ad *indicandum* oppositionis vim: in den Add. et Corr. heifst es, wir sollen verbessern *aptissimam* und *indicandam*. Es soll aber doch wohl *aptissima ad* heifsen? — Doch wir brechen ab, und übergehen namentlich eine grofse Menge glücklicher Vertheidigungen der handschriftlichen Lesarten, grammatischer und erklärender Bemerkungen, auch die beiden Excurse, I. De formula *aequius fuerat* et huic similibus, II. De formula *nescio an* vel *haud scio an*, über welche beiden Gegenstände sich Hr. G. auch schon in zwei Programmen (Commentatt. Gramm. III. und II.) und über die letztere Formel in Seebode's Archiv f. Philol. und Pädag. I. 1. x. ausgesprochen hat. Zu empfehlen brauchen wir das Buch nicht: nur den Wunsch wollen wir aussprechen, dem Hrn. G. noch recht oft auf diesem Gebiete zu begegnen.

Kürzer müssen und können wir uns bei den beiden Billerbeckschen Ausgaben fassen, welche ihr Publicum nicht bei den Philologen und den tiefern Kennern und Forschern der römischen Literatur suchen, sondern in Schulen und unter den Studirenden. Die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts überschwemmte unsere Schulen mit deutschbenoteten (man verzeihe uns diesen Ausdruck) Klassikern, und die Koryphäen dieses Unwesens waren die nun selig entschlafenen Herren Emanuel Sincerus und der Sospitator des Horatius, Gottschling. Die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wand mit Mühe jene Producte den Schülern aus den Händen, und Niemand wollte mehr von deutschen Noten hören und wissen. Da brachte das neunzehnte Jahrhundert die deutschen Anmerkungen wieder zu Ehren, nachdem schon noch im achtzehnten Wieland und Wolf gezeigt hatten, dafs nicht deutsche Anmerkungen, sondern schlechte deutsche Anmerkungen unbedingte Verachtung und Verwerfung verdienen. Seitdem haben wir achtungswerthe und geachtete Ausgaben jener Art von Bremi, Heindorf, Held, Schmieder, Möbius, Herzog und einigen Andern, und an diese will sich nun Hr. B. anreihen. Er hatte gute und schlechte Muster vor sich, und strebte sich den guten anzuschliefsen; und allerdings gehört er zu den bessern, ohne indessen Heindorfs und Helds Vor-

Digitized by Google

züge und fruchtbare Kürze zu erreichen. Ein Hauptmangel seiner beiden Ausgaben ist der Ueberfluſs. Er giebt zu vieles und zu viel. Zu vieles, denn er erklärt Dinge, die ein angehender Leser des Cicero entweder schon weiſs, oder in jedem Wörterbuch auf der Stelle findet. Belege davon giebt jede Seite. So schlagen wir z. B. de Amicitia XIII. 47. p. 59. zufällig auf. Hier werden erklärt die Ausdrücke: species, blandus, multis locis, consentaneum est, deponere, bonitas, malitia, temperantia, libido, res injustae, imbecillis. Zu viel giebt er; das heiſst, seine Sacherklärungen und die allerdings nöthigen historischen Erörterungen sind zu weitläuftig, und geben so viel, daſs der Lehrer, will er nicht ungehörige Abschweifungen machen, wenig oder nichts mehr hinzuzusetzen hat. Stünde nicht auf dem Titelblatte zum Gebrauch für Schulen, so würde Ref. glauben, Hr. B. habe diese beiden Ausgaben zum Privatstudium für Schüler bestimmt, wozu sie sich allerdings sehr eignen; nur möchte auch so Mancher bei Erklärung von gar zu leichten Dingen denken, Hr. B. müsse ihn für sehr unwissend halten, daſs er ihm z. B. sage, *malitia* heiſse Bosheit, *malice*. Dieses Zuviel abgerechnet, welches sich bei einer zweiten abgekürzten und dadurch verbesserten Ausgabe ohne groſse Mühe wegschneiden läſst, finden wir beide Ausgaben gut, die Erklärungen meistens richtig; auf Reinheit des Textes und des Druckes überhaupt, auf richtige, nicht überladene, Interpunction ist viel Sorgfalt verwendet. Fatal ist nur, daſs die für unächt erklärten Wörter fast durchaus mit Parenthesenzeichen statt mit Klammern eingeschlossen sind. Zu den Gernhardschen Ausgaben des Cato major und Lälius stehen Hrn. Billerbecks Ausgaben in folgendem Verhältniſs. Im Cato major folgt Hr. B. in Kritik und Erklärung fast durchaus, und fast mehr, als sich mit bloſser Benutzung und Selbstständigkeit vertragen will, dem Gernhardschen Commentar, den er oft anführt, oft aber auch, wo er ihn benutzt und blos übersetzt oder die Citate von ihm borgt, nicht nennt. Im Lälius bleibt er selbstständiger, giebt mehr Eigenes, weicht viel öfter (manchmal auch, wo man Gernhards Ansicht vorziehen muſs) vom Gernhardschen Texte und dessen Erklärung ab. Er citirt auch im Lälius Gernhard nicht selten, oft aber nimmt er dessen Noten wörtlich auf (übersetzt oder lateinisch), ohne die Quelle zu nennen. Eigen sind ihm mehrere etymologische Andeutungen und Vergleichungen griechischer Ausdrücke zur Beförderung gründlicheren Verständnisses der lateinischen, Hinweisungen auf Grotefends Grammatik, Nachweisungen

Digitized by Google

von Real- und Verbalparallelstellen, obgleich er die meisten seinen Vorgängern zu danken hat, die sehr ausführlichen historischen Anmerkungen, endlich die Vertheilung der ausführlichen Inhaltsanzeige der Wetzelschen Ausgabe über die einzelnen Abschnitte. An diese einzelnen Bemerkungen knüpfen wir noch eine Reihe einzelner, die zum Theil bei einer künftigen Auflage zu berücksichtigen seyn möchten.

Lael. I. 2. wird die Bemerkung zurückzunehmen seyn, dafs bei *Quum saepe multa* das *multa* sich auf *memini* beziehen könne. Das Bessere steht ja schon daneben. I. 3. wäre die Bemerkung nothwendig, dafs *admiratio* für das von Cicero nur einmal (de Divin. II. 22.) gebrauchte *miratio* stehe. — I. 4. mufs die Bemerkung über *praeter ceteros* bestimmter gefafst werden. — I. 5. recht gute Bemerkung über *cujus tota* etc. — II. 6. Bei der Stelle Te autem alio quodam modo etc. möchte es wohl gerathen seyn, statt der Conjecturen sich an Gernhards Ansicht und Schreibung zu halten; auch weiter oben das fast von aller Autorität entblöfste *multaque* mit *Multa* zu vertauschen — II. 7. S. 12. wird Cic. de Divin. I. citirt: setze hinzu 41, 90. — II. 9. S. 14. ist sehr neumodisch interpungirt: Quomodo — mortem filii tulit!? Dergleichen Dinge sollte man nicht in die Klassiker sich eindrängen lassen. In der Note zu diesen Worten setzt Hr. B ein Fragezeichen, da doch ein Ausrufungszeichen stehen mufs. Ebend. S. 15. passen zu *sic habetote* die Stellen, wo *habes* und *habetis* steht, nicht recht. Diese gehen auf das Vorhergehende, jene geht auf das Künftige. — III. 10. werden die Worte *moveor* — *orbatus* durch zwei lateinische Redensarten erklärt, die weder gut, noch deutlich sind. — IV. 15 S. 24. steht bei *cura* zur Erklärung ὦϱα statt ὥϱα. Das. S. 25. heifst es, Aristoteles sage: φιλία ἐστὶ μία ψυχὴ ἐν δυοῖν σώμασιν. Da würde Aristoteles etwas seltsames sagen. Er sagt aber Magn. Moral. II. 10. p. 71. 20. ed. Sylburg. ὅταν βουλώμεθα σφόδϱα φίλον εἰπεῖν, μίαν φαμὲν ψυχὴν ἢ ἐμὴ καὶ ἡ τούτου. — V. 17. p. 26. sollte etwas über den substantivischen Gebrauch von *doctus* und die dabei zu beobachtende Vorsicht für den Schüler bemerkt seyn. — V. 19. p. 29. scheint uns der Grund, dafs *aequitas* schon in der *liberalitas* begriffen sey, und dafs der Numerus hier, wie im folgenden Comma, nur drei Nomina zulasse, nicht hinzureichen, jenes Wort, das alle Handschrifteu haben (oder *aequalitas*), für unächt zu erklären. Man sehe nur Gernhard. — VI. 20. haud scio an — *nihil* quidquam melius homini sit — datum. So schreibt Hr. B., den gewöhnlichen Regeln zu Folge, aber gegen die Handschriften und alten Ausgaben, die entweder

Digitized by Google

quidquam (so die meisten) oder *nihil* allein haben. Hier wünschten wir, dafs sich Hr. B. durch Gernhards trefflichen Excurs und dessen Note hätte überzeugen lassen, dafs *nihil* nicht nöthig sey. Eben so müssen wir wünschen, dafs sich Hr. B. VII 23. p. 34. durch G. hätte überzeugen lassen, dafs *bonam spem praelucet* (die Lesart der meisten und besten Handschriften) nicht „gegen die Latinität und den richtigen Verstand", sondern ohne Zweifel das Rechte sey: obgleich auch Zumpt in der neuesten (fünften) Ausgabe seiner Grammatik sich noch auf die Ernestische Seite neigt, und für *nihil* noch die Auctorität einer Berliner Handschrift beibringt, jedoch gesteht, dafs zwei andere ebendaselbst für *quidquam* sprechen. — VII. 25. p. 37. finden wir es seltsam, dafs von einem absichtlich begangenen Gedächtnifsfehler die Rede ist. — VIII. 26. p. 30. ut dandis recipiendisque meritis. Hier ist keine Rücksicht auf Gernhards treffliche Vertheidigung der Lesart *ut in dandis* genommen. — VIIII. 31. p. 43. eben so war bei *sed natura propensi* nicht nöthig, gegen alle Handschriften *quia* einzuschieben, wenn Hr. B. Gernhards Anmerkung berücksichtigte. Auf derselben Seite steht falsch Epikuräer. — XII. 41. p. 52. quo*quo* modo potuimus ist wohl blos Druckfehler für quo*quo* m. p. — XII. 42. p. 55. sieht man nicht ab, warum Hr. B. allen Handschriften zum Trotz *in exilium missus* aufnimmt, da *in exilium expulsus*, ob es gleich selten vorkommt, gar nicht zu verwerfen ist. — XIII. 45. quod illi non persequantur *argutiis*. So steht im Text. Aus der Note sehen wir, dafs Hr. B. *argutius* geben wollte; welches wir indessen der von G. aufgenommenen Lesart *suis argutiis* nicht vorziehen können. — XIII. 47. p. 59. Itaque videas [rebus] injustis justos maxime dolere, *imbecillibus* fortes, flagitiosis modestos. So giebt Hr. B.; Gernhard nimmt *imbellibus* aus einigen Handschriften auf, was uns besser gefällt, und, wie G. in den Add. sagt, von Beier ad Cic. de Off. II. 8. 29. p. 61. gebilligt wird. *Rebus* aber ist auf jeden Fall störend, und wir finden es mit Hrn. B. verdächtig, und *rebus imbellibus* noch fataler, als *rebus imbecillibus*. — XIII. 46. p. 58. hat G. das Wort *beati* richtiger, als Wetzel, erklärt; und doch behält Hr. B. die Wetzel'sche Erklärung. — XVI. 56. p. 67. qui sint in amicitia fines et quasi termini *deligendi*. Hier wird abermals die weit bessere Lesart *diligendi* (i. e. *amandi*), die noch dazu fast alle MSS. für sich hat, verschmäht. Das heifst die Selbstständigkeit zu weit treiben! Citate, wie auf derselben Seite Goerenz zu Acad., helfen nichts. — XIX. 69. p. 81. saepe enim excellentiae quaedam sunt. Hier wun-

dert man sich, *excellentiae* durch Herrlichkeiten, Excellenzen übersetzt zu sehen. — XX. 73. p. 85. Non enim tu possis, quamvis excellas. Hier hat Hr. B., wie man aus der Note sieht, wider Willen *licet* ausgelassen, denn es heifst: quam vis *licet* excellas, wie auch G. giebt. Hr. B. drückt sich aber nicht richtig aus, wenn er sagt, der Conjunctiv hänge von *licet* ab. Der Conjunctiv ist der Modus concessivus, und mufs stehen, man mag *licet*, das in solchen Fällen gleichsam parenthetisch steht, dazu setzen, oder nicht. — XXI. 77. p. 91. sind die Worte *in republica* nicht gut erklärt durch *de republica; non privata;* es mufs *de re publica, non* (re) *privata* heifsen. — XXV. 95. p. 107. wird der Schüler angewiesen, *popularis* durch Windbeutel, Windfang, Volksjäger zu übersetzen. Sollte es denn keine edlere und passendere Ausdrücke geben?

Auch zum Cato major des Hrn. Billerbeck lassen wir hier einige, meist berichtigende, Bemerkungen folgen, von welchem wir im Allgemeinen schon gesagt haben, dafs er sich fast ganz an die Gernhardsche Ausgabe halte. Wenn Hr. B. hier in der kleinen Vorrede sagt, er habe, wo es Noth thue, kurze deutsche Anmerkungen gemacht, so mufs man dies nicht so genau nehmen; denn er hat oft auch hier Noten gegeben, wo es nicht Noth thut. Oder mufs man einem angehenden Leser des Cicero noch erklären, was Consul iterum u. dgl. heifst? Doch, dünkt uns, steht hier bei weitem weniger Ueberflüssiges, als im Laelius. Zu III. 8. p. 7. bemerken wir, dafs die Erklärung der Worte *si ego Seriphius essem* gut, die Uebersetzung aber bombastisch ist. — IV. 10. p. 9. non enim rumores ponebat ante salutem schreibt Hr. B. mit G. Aber das ist kein Hexameter. Besser Beier ad Cicer. de Off. I. 24. und der neueste Herausgeber des Ennius: *Non hic ponebat rumores* ante salutem. — VI. 16. p. 16. giebt er mit Lambin: antehac, dementes sese flexere viaï, wo Gernhard mit Ernesti das letzte Wort gar ausläfst. Besser der neueste Herausgeber des Ennius: *viaa.* — VI. 20. konnte für Provehebantur ad res novi, stulti adolescentuli, wie auch G. hat, das handschriftliche und metrisch richtige: *proventabant oratores* novi (dieses Wort einsylbig zu lesen), stulti adolescentuli genommen werden. — VII. 24. p. 22. serit arbores, quae alteri saeculo prosint: das sind Cretici, und so zu lesen:

— — — — serit
árbores, quae álteri saéculo prósient.

VIII. 25. p. 23. Aedepol, senectus si *nihil* quidquam aliud *vitii.* Dieser Vers ist zu schreiben: Aedepol, senectus si *nil*

Digitized by Google

quidquam aliud viti. — IX. 27. p. 52. steht zu *non vero* die Erklärung: non tam lacerti tui, quam tu ipse mortuus es. Das ist wörtlich aus Gernhard. Diese Paraphrase aber geht das Wort *isti* vorzüglich an. Bei *vero* hätte lieber die betheuernde Kraft bemerkt werden sollen. — X. 31. p. 27. *Videtisne.* Hier soll Görenz mit Ernesti *videtis* wollen. Das heifst etwas flüchtig die Gernhardsche Note excerpirt. G. erzählt blos, Görenz emendire Acad. II. 18. 57. *vides* für *videsne.* — XI. 35. p. 32. diligentia compensanda sunt. Hier heifst es: Lange lese *compescenda vel corrigenda.* Aber so liest weder Lange, noch irgend jemand. Er liest *compescenda*, die Ed. Asc. 1520 aber hat *corrigenda.* S. 40. zu §. 45. steht *διαπώται* für *διαπῶται.* — XIV. 46. p. 42. sollen *pocula rorantia* schäumende Becher heifsen. Die nachher aufgenommene Erklärung Facciolati's ist besser. — XVI. 56. p. 62. haud scio, an *nulla* beatior esse possit. Hier hat G. nach Ernesti und Schütz *nulla* gegeben, obgleich die MSS. fast durchaus *ulla* haben, und eine sehr gelehrte Anmerkung beigefügt. Dieser folgt nun Hr. B., und hat nicht bemerkt, dafs Gernhard zum Lael. p. 260. diese Emendation zurückgenommen und seine in jener Note ausgesprochene Ansicht berichtigt hat, wonach *ulla* stehen bleiben mufs. — XVIII. 66. p. 63. Potest enim quidquam esse absurdius, quam, quo minus viae *restat*, eo plus viatici quaerere? XIX. Quarta [*restat*] caussa, quae maxime angere — nostram aetatem videtur. So schreibt Hr. B. und erklärt also das zweite *restat* für eine Glosse. *Restat* soll weggestrichen werden, weil es eben vorhergegangen sey (aber da war es in anderer Verbindung), weil es in den beiden Codd. Manut. fehle (*duobus*, sagt Gernhard. Manutius hatte viele Codd.; gleich daneben steht, drei Codd. Manut. haben *restet*, und kurz vorher spricht G. von neun Codd. Manut. Allein hätten es auch alle Codd. des Manutius nicht, es dürfte doch nicht fehlen), weil Cicero das Verbum substantivum gern weglasse (ist denn *restat* das Verbum substantivum? Ja wenn selbst *est* hier stünde, dürfte es nicht fehlen, weil es auf das nun zu sagende, nicht auf etwas schon gesagtes geht), oder man soll *sequitur* oder *superest* für *restat* setzen (fände sich eins oder das andere in Handschriften, so wären es offenbare Glossen von *restat*), oder endlich, man soll *restat* nach *viae* wegstreichen (das wäre noch das Allerschlimmste, was man thun könnte). Dies ist ein auffallendes Beispiel von durchaus verunglückter Kritik, dergleichen sich aber nicht mehrere in diesen Ausgaben finden möchten. — XIX. 67. p. 64. Quod illud est crimen senectutis, quum [illud] videatis cum adolescentia esse com-

mune. So Hr. B. mit G.; und es ist nicht zu läugnen, dafs das zweimalige *illud* anstöfsig ist, und entweder ausgestrichen oder verbessert werden mufs. Aber es bot sich eine leichte Verbesserung an. Acht Handschriften haben *id*, eine *idem*. Nimmt man *idem*, so sind auch jene acht Handschriften nicht dagegen, da *ict* die Abbreviatur von *idem* ist. — XXI. 77. de morte — — quod ab *eo* propius absum. So steht bei G. durch einen Druckfehler, wie man aus der Anmerkung sieht. Hr. B. nimmt es auf, weil es nach dem Sinne construirt sey, und Cicero den in *morte* versteckten *actus moriendi* sich gedacht habe, auch die meisten Codd. *eo* lesen (seltsamer Ausdruck: die Codd. lesen; so sagen aber auch die neuern Lateiner oft: codex meus *legit*). Aber G. sagt nur, vierzehn haben *ab eo*, und läfst diese vierzehn mit Recht nichts gelten; auch mufs man nicht ohne Noth eine Synesis annehmen, besonders eine solche. — XX. 73. Solonis quidem sapientis *elogium* est. *Elogium* sagt Hr. B. mit G. i. e. *dictum*. Den Beweis, dafs *elogium* soviel als Ausspruch sey, bleiben beide schuldig. G. sagt zwar in den Addendis S. 316: *Elogium* est quaelibet brevior commendatio, h. l. tanquam mortui ad superstites amicos, ut apud Sueton. in vita Horatii *elogium* appellatur illud Maecenatis ad Augustum: *Horatii Flacci, ut mei, esto memor.* Allein erstlich beweist dieser Gebrauch für den Cicero nichts; zweitens ist bei diesem *elogium* so viel als *titulus*, *inscriptio* (was sonst noch, s. bei Ernesti Clav. Cic.); drittens ist die Stelle aus den elegischen Gedichten des Solon, und weder Grabschrift, noch Aufschrift irgendwo, noch eine brevior commentatio, tanquam mortui ad superstites amicos. Es spricht es der Lebende zu den Lebenden:

Μηδ' ἐμοὶ ἄκλαυστος θάνατος μόλοι, ἀλλὰ φίλοισι
Καλλείποιμι θανὼν ἄλγεα καὶ στοναχάς·

oder nach Cicero's Uebersetzung Tusc. I. 49. 117.

Mors mea ne careat lacrumis: linquamus amicis
Maerorem; ut celebrent funera cum gemitu.

Dort nennt es Cicero *Solonis oratio*: das steht für *dictum*. Endlich hat Theodor Gaza: Σόλωνος δὲ τοῦ σοφοῦ ἐλεγεῖόν ἐστιν. Diesen letzten Grund würden wir indessen ohne die andern nicht zu stark negiren, weil erstlich dieser griechische Uebersetzer überhaupt an vielen Stellen falsch gelesen oder das Lateinische falsch verstanden hat, er auch namentlich im siebzehnten Capitel, wo ganz richtig vom Atilius Colatinus steht: in quem illud *elogium* unicum: Plurimae etc., *elogium* auch durch ἐλεγεῖον gegeben und einen elegischen Vers daraus gemacht hat. Allein Alles zusammengenommen glauben wir mit E. L. Becher

Digitized by Google

in seinen Obss. critt. pag. 49, wie schon Reiske vermuthete, und ein Jenaer Recensent 1820. 151. will, dafs man ἐλεγεῖον lesen müsse. — XXI. 79. p. 75. Haec Plato noster. So liest Hr. B. mit G, nach Lambin, Grävius, Ernesti und Schütz. Und wer mufs diese Worte dem Cicero nicht angemessen finden, der den Plato so liebte, und so gerne *Plato noster* sagte? Aber dies ist nur Lesart zweier oder dreier Handschriften, und fast alle haben *Haec Platonis fere.* Mufs aber dies nicht dem Cicero recht passend scheinen, der an dieser Stelle, wie an mehrern andern (man vergleiche nur Tusc. I. 41. besonders de rep. I. 43.) den Plato nichts weniger als wörtlich, sondern sehr frei übersetzt hat? — Zum Schlusse bemerken wir noch, dafs Hr. B. oft sagt, man soll so oder so nicht lesen, ohne anzugeben, ob denn irgend jemand so liest, oder ob er blos warnen will. Dies sollte genauer angegeben seyn: und Raum genug wäre dafür zu gewinnen, wenn, was wir oben zu vieles und zu viel genannt haben, wegfiele. Der Druck ist gut und gröfstentheils correct, und diese Ausgaben verdienen, unserer Ausstellungen ungeachtet, auch wegen ihres geringen Preises, Studirenden empfohlen zu werden. Eine zweite Auflage wird sie, davon sind wir überzeugt, in sehr vervollkommneter Gestalt liefern.

Zum Schlusse dieser Anzeige bemerken wir noch, dafs Hr. Dir. Gernhard seine trefflichen Commentationes grammaticas fortgesetzt hat; dafs die vierte (1824) de vi et usu conjunctivi apud Latinos, die fünfte (1825) de supino et gerundio verborum apud Latinos (4. Vimar. 20 und 17 Seiten) handelt. Wir würden ihnen gerne eine ausführlichere Anzeige und Beurtheilung widmen, wenn der der Einrichtung dieser Jahrbücher gemäfs nothwendig beschränkte Raum, welcher der Philologie offen bleibt, uns nicht Beschränkung geböte. Es sey genug, auf diese interessanten und schönen Abhandlungen aufmerksam gemacht zu haben.

Nachtrag zu der Recension der fünften Auflage von Zumpts lateinischer Grammatik im Augustheft der Heidelberger Jahrbücher 1825.

Zufälliger Weise sind von der Anzeige des genannten Werkes folgende Bemerkungen zurückgeblieben, die vielleicht dem Verf., so wie denen, welche seine Grammatik gebrauchen, nicht ganz unwillkommen sind. Sie machen so wenig,

Digitized by Google

wie die frühern, auf Neuheit Anspruch, haben aber dem Ref. bei dem Gebrauche des Werkes als Zusätze für den Lernenden nöthig geschienen.

§. 681. Zu den angeführten Stellen, wo das Substantivum verbale den Casus des Verbi hat, von dem es herstammt, kann man auch nehmen Liv. 23, 46, 5. Spolia hostium Marcellus, *Vulcano votum*, cremavit. — Ibid. Der Dativ bei *legatus*, *praefectus* steht allerdings statt des Genitivs, weil diese Substantive ursprünglich Participien sind, und deshalb beide Constructionen annehmen. Aber dies ist auch übergetragen worden auf *tribunus*, und so findet sich bei Cic. de Republ. VI. 9. (Somn. Scip. 1.) M' *Manilio Consuli* ad quartam legionem *tribunus*.

§. 684. Hier kann bei *bellum regium* oder *sociale* bemerkt werden, dafs bei *bellum* besonders der Name der Nation, gegen welche der Krieg geführt wird, im Adj. gentil. beigesetzt zu werden pflege: bellum Cimbricum, Punicum, Gallicum; oder wer sonst Feind ist, z. B. bellum servile.

§. 692. Warnung. *Sexcenti*, *sexcenties*, *mille* und *millies* darf man nicht zur unbestimmten Angabe einer grofsen Zahl gebrauchen a) bei erhabenen Gegenständen, z. B. divinae nos providentiae *sexcenta* beneficia debemus; b) wo die Anzahl, so grofs sie auch sey, doch nicht so hoch steigen kann, als jene Zahlen im eigentlichen Sinn bedeuten, z. B. Graeci et Romani *mille* (*sexcentos*) colebant deos; c) wo jene Zahlen viel zu wenig sagen würden, z. B. caelo sereno *sexcentae* fulgent stellae; *sexcenta* (*mille*) arenae grana sunt in littore maris; *mille* pluviae guttae per totam ceciderunt noctem; *sexcenties* solent homines spiritum ducere.

§. 694. Hier ist zu bemerken, dafs oft ein mit dem Singular angefangener Satz in den Plural übergeht und umgekehrt. S. Cic. ad Fam. II. 11. Totum negotium non est dignum viribus *nostris*, qui majora onera in re publica sustinere et *possim* et *debeam*. Ad Att. IV. 1. Pridie Non. Sext. Dyrrhachio *sum profectus*, ipso illo die, quo lex est lata de nobis. — Hier sollte auch citirt seyn Eutrop. VIII. 15. statt 7; wiewohl die letztere Zahl nach den grofsen Capiteln in der Grunerschen Ausgabe richtig ist.

§. 519. Zu diesem §. wird künftig Gernhards Excurs zu Cic. de Amicit. p. 238 sqq. zu berücksichtigen seyn.

§. 716. In dem Beispiel haeccine — *putas?* prorsus *existimo*, ist zwar das richtig, dafs es der Form der Frage nach

Digitized by Google

hierher paſst, indem das im Fragesatz enthaltene Verbum in der Antwort gewissermaſsen wiederholt wird. Aber der Sinn des antwortenden *existimo* ist nicht ganz der des fragenden *putas*, wie man aus Hrn. Zumpts Worten schlieſsen könnte. Es sagt mehr als dieses. — Ebend. Bloſse Bejahung mit *vero*; s. bei Cic. de Legg. I. 24. extr. Tusc. II. 11. 26. de Rep. I. 37. I. 43. Terent. Adelph. III. 4. 23.

§. 721. Haud scio an hat Livius nicht nur an einer Stelle. Es steht III. 60. und IX. 15. — Gegen das Ende des §. neigt sich Hr. Z. auf die Ernestische Seite bei Cic. de Am. 6, 20, wo er für haud scio *an quidquam* gerne *an nihil* haben will, und es auch aus einem Berliner Codex anführt, wobei er jedoch gesteht, daſs die zwei andern Codd. *quidquam* haben. Hier genügt uns doch bisher der Gernhardsche Excurs zu dieser Stelle am meisten, welcher annimmt, daſs zwar, wenn verneint werden soll, auf *haud scio an* meistens *nullus*, *nemo*, *nihil*, *nunquam* stehe, aber auch die in negativen Sätzen stehenden *ullus*, *quisquam*, *quicquam*, *unquam*; aber natürlich nicht die affirmativen Wörter *aliquis*, *quispiam*, *quidpiam*, *aliquando*. Eine neue Erörterung hierüber s. im päd. philol. Lit.Blatt zur A. Schulzeitung 1826. II. 37. zwischen A. Matthiä und C. Bxr., welcher vier Programme von Dr. Mich. Weber, Prof. der Theol. in Halle, anführt, unter dem Titel: Symbola II. ad Grammaticam Latinam. De formularum Nescio an, Haud scio an, Dubito an, vero usu. 4. Halis, typis Schimmelpfenningianis. 1826.

§. 726. Ueber dies soll nach öffentlichen Blättern im Herbst 1825. ein Gymnasialprogramm des Directors am Gymnasium zu Lyck, Dr. J. S. Rosenhayn, erschienen seyn, unter dem Titel: De particula *non modo* pro *non modo non* posita, 47 S. in Folio, wovon die grammatische Abhandlung 17 Seiten ausmacht, und der Gebrauch dieser Formel unter drei Classen gebracht wird.

§. 733. Ferner ist zu warnen, daſs der Anfänger nicht, wie im Deutschen so häufig geschieht, zwei Präpositionen auf einander folgen lasse; z. B. aus der von dir ausgesprochenen Ansicht erkenne ich: *ex a* te prolata sententia intelligo. Natürlich die seltsamen Formeln *in ante diem* und *ex ante diem* ausgenommen. S. §. 850.

§ 737. konnte bemerkt werden, daſs *si quis*, *si qua*, *si quid* in einem Satze, wo der Sprechende von sich selbst spricht (si quid in me est ingenii), Ausdruck der Bescheidenheit ist; wogegen es beleidigend ist, diesen Ausdruck gegen einen

zweiten oder dritten zu gebrauchen (si quid in te, (in iis), est ingenii).

§ 738. Zum Schlusse des §. würden wir anführen: C. L. Roth C. C. Taciti Synonyma et per figuram ἓν διὰ δυοῖν dicta. 8. Norimb. 1826.

§. 744. Auch *praeter* findet sich fast so wiederholt Terent. Heaut. I. 1. 7. sq.

§. 757. Hier müfste erinnert werden, dafs der scheinbare Pleonasmus des *et* nach *multi*, wenn noch ein Adjectivum folge, ein Gräcismus sey, wie πολλὰ καὶ ἀγαθά. S. Matthiä griech. Grammatik §. 444. 4., oder, *et* stehe für das bei den Neuern so beliebte *et quidem*, d. i. *isque*. Z. B. Cic. de Leg. agr. 2, 2. (welches Beispiel Hr. Z. anführt) *multae et graves* cogitationes steht für multae *eaeque* graves c. Ferner in der unächten Rede de Harusp. respons. 28. 62. — cum — multis metuendisque rebus i. e. cum multis rebus iisque metuendis.

§. 758. konnte kurz bemerkt werden, dafs man das *Quos ego* —! keine Ellipse, sondern eine Aposiopese nenne.

§. 764. In der Stelle Cic. de N. D. I. 22. 60. *deliberandi* sibi unum diem postulavit haben noch Ruhnken ad Terent. Adelph. II. 4. 6. pag. 189. ed. Schopen. und Garaton ad Cic. in Verr. I. 6. pag. 161. ed. Havn. suppli en zu müssen geglaubt *causa*, da das Gerundium doch von *diem* abhängt, wie schon Heindorf zu jener Stelle gezeigt hat.

§. 769. Zwischen *quid quod* ist nicht jedesmal zwischenein zu denken *dicam de eo*, sondern auch öfters *ad ea respondebis*, oder etwas Aehnliches. So z. B. Cic. de N. D. I. 38. 106.

§. 775. Auch bei Cicero fehlt das Zeugma nicht. De Rep. I. 23 *exspectationem*, quod *onus* est gravissimum, *imponis*. II. 14. *ardere consuetudine* et *cupiditate* bellandi. De N. D. II. 64. neque vero *supra terram*, sed etiam *in intimis* ejus *tenebris* — *latet* utilitas.

§. 777. Ohne Ironie steht wohl *credo* bei Cic. de Rep. I. 3. Brut. 93, 320.

§ 785. Tiberius und Cajus Gebrüder Gracchus kommt uns seltsam deutsch vor.

§. 794. Ueberhaupt (war am Schlusse des § zu bemerken) stehen die Pronomina gern beisammen, nicht nur die possessiva und personalia; z. B. *hunc ego* hominem magno opere admiror; *ejus tu* vestigia sequere.

Digitized by Google

§. 796. extr. Der Grund, warum in der Regel *mihi crede*, nicht crede *mihi* gesetzt wird, ist wohl der, weil der Gedanke ist: mir, nicht deiner oder Anderer Meinung, glaube.

§. 798. extr. nach *atere* mufs ein Kolon stehen.

§. 808. Der Satz: So kann Livius u. s. w. mufs wohl so umgestellt werden: „So kann Livius, ohne dafs dadurch die Deutlichkeit gefährdet wird, in einer Periode vereinigen, was wir im Deutschen durch drei und mehr Sätze ausdrücken müssen.“

§. 772. Falsches Citat: Cic. de N. D. I. 14; soll II. 14. heifsen.

Monographie des Pfropfens, oder technologische Beschreibung der verschiedenen Pfropfarten u. s. w. Nach dem Französischen des Prof. Thouin von C. F. W. Berg. Mit dreizehn lithographirten Tafeln. Leipzig, bei Baumgärtner. 1824. 120 *S. in* 4. 4 fl. 30 kr.

Nach einigen kurzen Bemerkungen über das Geschichtliche giebt der Verf. die Physik und Theorie des Pfropfens, welche sehr mager ausgefallen ist, und wenig von dem enthält, was man über diese Operation auf dem jetzigen Standpuncte der Pflanzenphysiologie hätte sagen können. Dann beschreibt er die Veränderungen, welche durch das Pfropfen hervorgebracht werden in der Gröfse, dem Wuchse, der Dauerhaftigkeit und Fructification der Bäume, in der Gröfse und dem Geschmacke der Früchte u. s. w., und stellt seine Classification auf. Er bringt alle Pfropfarten in vier Abtheilungen, und unterscheidet 1) das Propfen durch Absäugen, 2) durch Anzweigen (greffe par scions), 3) mit dem Auge, 4) das Pfropfen der krautartigen Theile der Vegetabilien nach der Erfindung des Barons Tschoudy. Diese letzte Abtheilung begreift jene Pfropfarten in sich, welche mit krautartigen Stengeln der Bäume, der perennirenden und selbst der jährigen Pflanzen vollführt werden. Es ist nämlich nach der Meinung des Verfassers im älteren, dichteren Holze und seinen verengerten Saftröhren die Circulation des Saftes erschwert, und der Saft circulirt nur in den grünen Theilen der Vegetabilien reichlich genug, um eine Vernarbung bewirken zu können. Daher soll das Propfen bis jetzt nur durch eine Verwachsung

Digitized by Google

der Rinden, niemals aber durch Vereinigung des Holzes oder Splintes gelungen seyn Wenn man aber junge krautartige Vegetabilien pfropft, so werden ihre eigenthümlichen Säfte in alle Ernährungsgefäfse gleichmäfsig vertheilt, und dadurch wird der ganze Stengel fähig, sich mit einem andern im gleichen Zustande befindlichen Stengel zu vereinigen. Darauf gründen sich die Pfropfarten von Tschoudy, welche fast keine Spur auf den operirten Baumindividuen zurücklassen.

Jede der erwähnten vier Abtheilungen zerfällt in mehrere Reihen, und jede Reihe in mehrere Arten. Der Verf. hat jeder Pfropfart den Namen ihres Erfinders gegeben, wenn er ihm bekannt war, sonst den Namen der Person, welche die Verfahrungsart durch Beschreibungen und Abbildungen zuerst bekannt machte. Wo diese beiden ersteren nicht auszumitteln waren, wählte er den Namen des Landes oder der Gegend, deren Bewohner die fragliche Methode am öftersten ausführen, und endlich die Namen bekannter Naturforscher, unterrichteter Landwirthe und Agronomen, welche der Landwirthschaft Dienste geleistet haben. Man findet die Namen alter griechischer und römischer Classiker, die Namen von Engländern, und, wie sich von einem französischen Autor erwarten liefs, vorzüglich von Franzosen, dagegen wenige Deutsche.

Jede Pfropfart ist mit vier Momenten charakterisirt. Bei jeder sind angegeben 1) die Synonyma — mit Hinweisung auf Bücher und Tafeln, wo die Procedur beschrieben und abgebildet ist, 2) die Verfahrungsart selbst — kurz, aber deutlich, 3) ihr Nutzen, 4) der Grund ihrer Benennung. Es ist nicht zu verkennen, dafs manche Methode in das Gebiet der Spielerei fällt, oder doch sehr überflüssig ist. Auch kann Ref. manchen Behauptungen des Verf. nicht beipflichten, z. B. der Note S. 3, wo es heifst, der Saft trete aus den Wurzeln durch die Canäle der Rinde in den Stamm, und aus dem Stamme gehe er in die Wurzeln zurück. Doch behält eine solche Zusammenstellung von einem so geachteten Autor, wie Thouin war, ihren Werth, und wird immer eine Stelle in der Bibliothek des Pomologen verdienen, um so mehr, als die Tafeln deutliche Abbildungen enthalten, und sehr sauber gearbeitet sind.

Digitized by Google

N. 63. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Ludw. Timoth. Spittlers Geschichte des Pabstthums nach Dessen akademischen Vorlesungen. Mit Anmerkungen herausgegeben von Dr. J. Gurlitt, Director des Johanneums zu Hamburg. Für den allgemeineren Gebrauch erneuert und vervollständigt von H. E. G. Paulus, Grofsherzogl. Bad. Geh. KR. und Prof. der Theologie u. Philosophie zu Heidelberg. Heidelberg, bei Ofswald. 1826. 381 S. in 8. 3 fl. 30 kr.

Auch als: Zeitgemäfses historisches Neujahrsgeschenk u. s. w.

Schon 1782. schilderte Spittler den Ursprung, die Fortbildung und den mit den Fortschritten der Cultur der Geister und der Staaten immer mehr contrastirenden, damals sehr bedrohten Gang und Standpunct der Päbstlichkeit. Seine mündliche vortreffliche Darstellungsgabe, diese anschaulichste Erregung des Selbstdenkens neben der Allgemeinfafslichkeit des Vortrags, machte diese Vorlesungen zu einer sich auszeichnenden Grundlage einer weiteren Bearbeitung, wie sie für die Lesewelt nöthig ist. Längst hatte nun seitdem Spittler seine ruhmvolle akademische Laufbahn mit der glänzenderen eines Staats- und Geschäftsmanns verwechselt. Weder er selbst, noch seit seinem Tode seine Erben haben in vier verflossenen Decennien von dem, was aus diesen Vorlesungen in nachgeschriebene Hefte übergegangen oder von ihm selbst dazu niedergeschrieben seyn mochte, Gebrauch gemacht.

Es war also sehr wünschenswerth, und nach fast vierzig Jahren in keinem Sinn ein Eingriff in das Eigenthum und Erwerbrecht des Gelehrten und des Schriftstellers, dafs Hr. Dr. Gurlitt, nach seinem erprobten Sinn für das zeitgemäfse theologisch-freisinnige, und zum Schutz der Wissenschaften förderliche, diese — ein grofses Verdunklungsmittel historisch beleuchtende — interessante Reliquie aus einem guten Collegienheft 1824 — 26. in fünf Gymnasialprogrammen, wovon einige hundert Exemplare auch für sonstigen Verkauf abgezo-

Digitized by Google

gen wurden, in die Oeffentlichkeit gebracht hat. Da von diesem meinem alten, bewährten Freund die Sammlung der fünf Programme mir vor etwa zwei Monaten zukam, war mir der Ton und die Haltung des Ganzen so anziehend, und ich fand die ganze Darstellungsart für das gröfsere Publicum so angemessen, populär und überzeugend, dafs ich mir ungesäumt die Erlaubnifs erbat, das Ganze für die gröfsere Lesewelt in Form eines Taschenbuchs neu redigiren zu dürfen.

Bei genauerer Durchsicht hatte ich in der Abschrift manchen Fehler des Hörens oder der Feder zu verbessern; auch manches, das der mündliche Vortrag im Periodenbau, in Wiederholungen u. s. w. anders formt, war in einer Druckschrift nicht eben so beizubehalten. Schon in diesen Beziehungen konnte keine Seite ohne mancherlei Aenderungen bleiben, ungeachtet ich am Wesentlichen festhielt und manchen mir bedeutsamen Gedanken nur in Parenthesen beifügte. Aber auch manche Puncte schienen, wie akademische Vorlesungen sich nach Ort und Zeit richten, allzu kurz berührt oder übergangen. Diese Lücken auszufüllen, folgte ich, so viel möglich, dem vortrefflichen Entwurf der Kirchengeschichte von Spittler selbst, aber mit Auswahl, mit Auslassungen, Zusätzen und meist zugleich unter Mittheilung meiner eigener Ansichten und Urtheile, wie es bei einer solchen freien Redaction und Nachbearbeitung dem wohl zukommt, der dieses alsdann öffentlich anzeigt und die Verantwortung seiner Nachhülfe vor urtheilenden Sachkennern auf sich nimmt. Denn hier kömmt es ja auf die Sache, und nicht immer auf wörtliche Ueberlieferungen der Spittlerischen, allerdings sehr grofsen, Auctorität an. Der Geschichtspiegel ist da, mag ihn geschliffen, belegt, gefafst haben, wer es seyn mag, wenn nur die Arbeit, wie sie jetzt ist, den drei Namen, welche theilweis sich dazu bekennen, nicht zur Unehre ist.

Deswegen hat auch mein Vorwort: „An Freundinnen und Freunde einer geschichtlich aufklärenden Neujahrsgabe und geschichtlicher Aufhellung überhaupt“ ungefähr noch folgendes vorausgeschickt:

„Die Geschichte ist die Lehrmeisterin der Menschen; aber nur — der Nachdenkenden! Maschinenmäfsig gebraucht, kann die Geschichte nichts lehren, als was — wie geschehen — erzählt werde. Besonders aber bei einem „durch die Herkömmlichkeit mächtigen, völlig traditionellen Kirchenwesen“, das auf einer „ununterbrochenen Ueberlieferung und Erblehre“ zu stehen und wesentlich auf dem, was „zu allen Zeiten, überall und an allen Orten“ ge-

Digitized by Google

glaubt und geübt worden sey, wie auf Petrus als Felsen, zu ruhen versichert, muſs die Geschichte der Spiegel seyn. Der Geschichtspiegel muſs uns die Kirche, wie sie ward und ist, zur Vergleichung mit dem, was sie nach der ursprünglichen Christuslehre war und seyn sollte, in den Umgestaltungen von achtzehn Jahrhunderten nach unläugbaren Erfahrungen wie ein Panorama vorhalten.

„Man verlangt zur Vergleichung mit Recht, daſs der Spiegel nicht getrübt sey, aber daſs er auch weder heuchle noch schmeichle.

„Zu der Zeit, als Spittler, dieser besonders in absichtvolle, fein angelegte Phänomene tief und scharf hineinblickende Sachkenner, über die Geschichte des Pabstthums in akademischen Vorlesungen — auf der nach Mäſsigung strebenden Universität Göttingen — den Beobachtungsgeist junger Männer aufregte, dort im Anfang des letzten Viertels vom verflossenen Jahrhundert, trübte keine Polemik den Spiegel. Man behandelte das groſse Papats-Phänomen, dem ohnehin allerlei Unfälle droheten, und auch überhaupt das dort kirchlich erzwungene, bedauernswerthe Zurückbleiben und Rückwärtsschreiten, von unserer Seite mit einem gewissen Mitleiden; etwa wie manche zu leicht gerührte Völker bei Mondsfinsternissen dem leidenden Monde zu Hülfe zu kommen die Gutmüthigkeit haben. Spittlers Spiegel muſs daher gewiſs das gute Vorurtheil der Unpartheilichkeit für sich haben.

„Weil akademische Vorlesungen nicht wie Bücher seyn sollen, hier wenigstens bisweilen Zusätze und Ergänzungen nöthig schienen, so nahm ich solche meist von Spittler selbst, aus seiner lange noch unvergeſsbaren, so viel Genialität mit rastlosem Forscherfleiſs vereinigenden Kirchengeschichte. Eigene Zusätze, auch häufig kleinere Aenderungen, machte ich nur, wie ich sie vor den Manen des öfter verkannten, dessen persönliches, lang erprobtes Wohlwollen dafür, daſs ich ihn oft richtiger zu verstehen mich freute, mir immer theuer seyn wird, wohl verantworten zu können mir bewuſst bin. Wo es irgend schicklich war, habe ich sie mit P. oder als Parenthesen unterschieden.

„Gemildert habe ich manchen Ausdruck, heftiger gemacht keinen. Die Sache spreche. Des urtheilenden Beiworts bedarf nur der Nichtdenkende. Dem, der sich nicht auch selbst nachhilft, ist ohnehin nicht zu helfen!

„Die Anmerkungen des ersten Herausgebers, der als freisinnig-theologischer Philolog den glücklichen Gedanken, Spitt-

lers Geist wieder erscheinen zu lassen, ausführte, sind ohnehin mit G. bezeichnet.

„Und nun —? Ob das Neujahrsgeschenk zeitgemäfs sey, ob es wohl das ganze Jahr hindurch ein zeitgemäfses Lesebuch bleiben könne, mögen die beurtheilen, welche die Zeichen der Zeit und was ihr Noth thut, zu schätzen, aber auch statt der Hyperphysik die Geschichte als Lehrerin zu gebrauchen wissen.“

So weit die Selbstempfehlung für diese kleine Gabe an die Lesewelt. Nur Eine rechtfertigende Bemerkung mufs ich noch beifügen:

Nach einer Ankündigung in No. 308. Beilage zur Allgem. Ztg. vom October 1826. hat die Cottaische Buchhandlung den Verlag einer Ausgabe sämmtlicher Schriften L. T. v. Spittler's übernommen. Ich selbst habe vor Jahr und Tag im Sophronizon diese Sammlung gewünscht und zum voraus empfohlen. Nach der Ankündigung vom October soll die Sammlung kleiner kirchengeschichtlicher Schriften auch enthalten

„eine Geschichte der Mönchsorden, die erst neuerlich von Gurlitt in fünf Schulprogrammen herausgegeben wurde und nicht in den Buchhandel gekommen sey“

Damals also wufste die Cottaische Buchhandlung noch nichts davon, dafs auch

eine Geschichte des Pabstthums aus Spittlerischen Collegienheften von Hrn. Dr. Gurlitt in fünf andern Gymnasialprogrammen 1824 — 26.

herausgegeben ist. Da die Buchhandlung nun dies erst aus der buchhändlerischen Ankündigung meiner neuen Redaction dieser Spittlerischen Arbeit erfährt, so eilt sie, (statt des Danks dafür) in Beil. 321.

„anzuzeigen, dafs diese Vorlesungen einen Theil der von dem Schwiegersohne Spittlers besorgten Ausgabe der sämmtlichen Werke desselben ausmachen“

Ob sie dieses sollen und können, ohne vorläufige Uebereinkunft mit dem Besitzer des Hefts und ersten Herausgeber desselben, Hrn. Dr. Gurlitt, ist nicht meine Sache zu entscheiden. Alle Spittlerische Collegienhefte sind ohne Zweifel jetzt, nachdem er selbst und die Familie seit dreifsig bis vierzig Jahren davon keinen Gebrauch für das Publicum gemacht haben, wie eine res derelicta und verjährtes Eigenthum der Besitzer, zu jedem für den Verfasser nicht nachtheiligen würdigen Gebrauch frei anwendbar.

Digitized by Google

Was mich und meine Bearbeitung betrifft, habe ich nur dies zu bemerken: 1) Ich habe das vom Heft wörtlich abgedruckte durchgängig nach meiner Einsicht revidirt und nicht weniges berichtigt; 2) das, was ich gebe, ist durch meine Auswahl von Ergänzungen, eigene Zugaben und Ansichten wenigstens um ein Drittheil mehr, als was aus dem Collegienheft zu nehmen war. Jene Berichtigungen und diese — ich hoffe, sachgemäfse — Zugaben, nebst denen von Hrn. Dr. Gurlitt schon beigefügten, jetzt theils im Text theils in den Noten stehenden Bemerkungen, erhält die Lesewelt durch meine Bearbeitung, welche somit natürlich theils des ersten Herausgebers, theils mein Eigenthum ist und bleibt.

Dr. H. E. G. Paulus.

M. Tullii Ciceronis de Republica libri ab Angelo Maio nuper reperti et editi cum ejusdem praefationc et commentariis. Textum denuo recognovit, Fragmenta pridem cognita et Somnium Scipionis ad Codd. Mss. et Edd. vett. fidem correxit, versionem Somnii Graecam emendatius edidit et indices auxit Georgius Henricus Moser. Accedit Friderici Creuzeri Annotatio. Cum specimine codicis Vaticani Palimpsesti lithographo. Francofurti ad Moen. e Typographeo Broenneriano. MDCCCXXVI. LXXVIII und 624 S. gr. 8. 8 fl. 30 kr.

Wegen eines Beitrags, den ich zur Literargeschichte dieses Ciceronischen Werks jetzt erst liefern kann, gebe ich hier eine Anzeige dieser Ausgabe oder vielmehr nur ihres Titels. Was dabei beabsichtigt worden, wird der Leser aus des Hrn. Professors Moser Vorrede und aus dessen Index der gebrauchten Hülfsmittel ersehen; was geleistet worden, darüber steht billig das Urtheil Andern zu. Nur das Eine gebietet mir die Dankbarkeit zu bemerken, dafs der Hr. Professor und Bibliothecar Hase in Paris um die hier verbessert abgedruckte Griechische Uebersetzung des Traums des Scipio von Maximus Planudes oder von Theodor Gaza (denn welcher von Beiden der Verfasser sey, wagt Hr. Hase nicht zu entscheiden) sich in hohem Grade verdient gemacht. Derselbe Gelehrte hat auch bis zur Evidenz erwiesen, dafs die sogenannte Planudeische Uebersetzung und die des Gaza nicht (wie doch A. Mai noch annahm) verschieden, sondern eine und dieselbe sind (s. p. XVIII. vergl. p. XXXVI. ed. Moser.).

Digitized by Google

Dies hängt nun unmittelbar mit unserm literarischen Beitrage zusammen. Ich wiederhole hier nicht, was ich vor einiger Zeit in diesen Jahrbüchern über verschiedene Sagen von der noch späten Existenz dieser Ciceronischen Bücher berichtet (man vergleiche nur noch was jetzt Bestätigendes von Münch darüber beigebracht worden, s. pag. XIX — XX. ed. Moser.), sondern führe vielmehr absichtlich die Worte von Angelo Mai an in seiner Vorrede (§. VII. pag. XXXVI. ed. Moser.): „Cave tamen credas Graecos (Maxim. Planudes und Theod. Gaza) hos interpretes habuisse codicem de rep. integrum. Scipionis quippe somnium a politico corpore avulsum passim occurrit in codicum apothecis, praeterquam quod in Macrobii exemplaribus exstat. *Affirmare igitur licet, post duodecimum certe saeculum famam tantummodo incertam et levem de politicorum librorum incolumitate seu spe mansisse*“; worauf er von den Bemühungen Franc. Petrarcha's um die Wiederauffindung dieses Ciceronischen Werks redet.

Eine Bestätigung dieses Maiischen Urtheils scheint sich nun leider aus einer Heidelberger Handschrift zu ergeben, die mir vor einigen Tagen zufällig in die Hände fiel, und worin ich eine Widerlegung desselben zu finden hoffte. Es ist die in dem, der Wilcken'schen Geschichte der alten Heidelberger Büchersammlung angehängten, Verzeichnifs p. 296. bezeichnete „Handschrift: Nr. DCCXXIX. Pp. S. XV. ff. 310. fol. *Henrici de Hassia summa de republica*“. Eine genauere Beschreibung und Auszüge daraus werden an einem andern Orte geliefert werden. Hier sey nur bemerkt, dafs dieses papierne und sehr unleserliche Manuscript vom Ende des vierzehnten oder aus dem funfzehnten Jahrhundert hauptsächlich eine Art von Chrestomathie oder eine Sammlung von Stellen aus der Bibel und andern alten Schriftstellern über den Staat ist, wie denn auch der andere Titel: Magistri Henrici de Hassia summa *Collectionum* de republica näher besagt. Dieses Werk kennt meines Wissens weder Ang. Mai noch irgend einer der Literatoren, die von diesem Heinrich von Hessen gehandelt haben, und aufser seinen vielen gedruckten Werken der Handschriften gedenken, die sich von andern desselben Verfassers in Paris, Oxford, Augsburg (oder München), Leipzig und Wien vorfinden. Auch Hr. Oberarchivar Rommel nicht, der im 18ten Bande von Strieders Hessischer Gelehrtengeschichte, herausg. v. K. W. Justi p. 210 — 213. sich das Verdienst erworben hat, auf diesen zu seiner Zeit bedeutenden Schriftsteller neuerdings aufmerksam gemacht zu haben. Es genüge hier vorläufig einige Nachrichten über den Mann niederzulegen.

Digitized by Google

Dieser Heinrich von Hessen (der Aeltere), genannt von Langenstein, einem Dorfe ohnweit Marburg bei Kirchhain in Oberhessen, oder einer gleichnamigen hessischen adeligen Familie, darf nicht mit einem jüngern Heinrich von Hessen, der im Jahr 1400 Rector der Universität Heidelberg *) und als exegetischer Schriftsteller gleichfalls rühmlich bekannt war, verwechselt werden **). Er studirte zu Paris, ward daselbst 1375 Licentiat der Theologie und nach Andern selbst Vicekanzler oder Kanzler der dortigen Universität ***), lehrte in Worms und in Wien dieselbe Wissenschaft seit 1384, und ward an letzterem Orte 1393 Rector, wo er auch 1397 starb. Ob er Augustinermönch (Carthäuser war der jüngere dieses Namens) oder Weltgeistlicher gewesen, ist weniger zu wissen interessant, als dafs er einer der Vorläufer der Kirchenverbesserung und einer der ersten Verbreiter der mathematischen Wissenschaften, besonders der Astronomie in Deutschland war ****).

---

*) Jo. Schwab Quatuor seculorum syllabus Rectorum in Academ. Heidelberg. p. 27. „Henricus de Hassia Rector XLII. Art. Mag. in vigil. beati Thomae Apost. concorditer electus 1400." Es folgen daselbst mehrere Notizen über ihn.

**) Rommel a. a. O., der aber dem J. A. Fabricius und Jöcher Unrecht thut, wenn er ihnen diese Verwechselung gleichfalls Schuld gibt. Auch Schwab, den übrigens Rommel nicht kannte, unterscheidet a. a. O. beide Henrici de Hassia genau.

***) Letzteres will Rommel bezweifeln. Schwab gedenkt auch nur seiner in Paris erlangten Doctorwürde.

****) Saxe im Onomasticum liter. II. pag. 384. hätte ihn daher auch nicht blos als Theologus bezeichnen sollen. Rommel führt ein Zeugnifs von Petrus Ramus an, dafs Heinrich von Hessen zuerst die mathematischen Wissenschaften von Paris nach Wien gebracht, und verweiset auf ein gleiches noch stärkeres des Genuesers Gandolph. Nicht richtig fügt er aber hinzu: „Eigene mathematische Schriften scheint Heinrich nicht herausgegeben zu haben, er schrieb aber *contra Astrologos*", da ja ein Tractatus de improbatione epicyclorum et concentricorum und Theoriae Planetarum und andere astronomische Schriften von ihm angeführt werden. S. Fabricii Biblioth. med. et infim. Latinit. lib. VIII. p. 656. Mit Recht hebt aber Rommel das grofse Verdienst seiner Bekämpfung der Astrologie heraus, bemerkt, wie Gerson zu Pisa und

In unserm Manuscripte lernen wir ihn nun von einer ganz neuen Seite kennen, nämlich als einen Gelehrten, der die gesundesten Begriffe und Grundsätze über bürgerliche Gesellschaft, Gesetzgebung und Regierungskunst aus der heiligen Schrift, wie auch aus den besten Schriftstellern Griechenlands und Roms sich zu seinem und Anderer Gebrauch zu sammeln suchte. Denn dafs der ältere Heinrich von Hessen der Verfasser dieser politischen Sammlung sey, leidet wohl darum keinen Zweifel, weil (wie auch Rommel nach Tritheim, Tolner, Morot und Kuchenbecker bemerkt) von dem übrigens gleichfalls geistreichen und beredten Hessischen oder Heidelberger Heinrich durchaus nur theologische Schriften bekannt sind.

Es ist nun von dem Verhältnifs unserer Handschrift zum Ciceronischen Werke kürzlich zu sprechen. Da Heinrich ausserordentlich freigebig mit Citaten aus den Alten ist, ohngefähr wie Johann von Salisbury, und namentlich hier eigentlich eine Stellensammlung aus heiligen und andern Schriftstellern über den gewählten Gegenstand liefern wollte, so mufste bei der Wahrnehmung, dafs er nicht nur Plato, Plutarchus, Hegesippus und andere Griechen (diese natürlich in lateinischen Uebersetzungen) anführt, und dafs aufser Sallustius, Seneca, Valerius, Macrobius, Gellius (der auch hier immer Agellius heifst) und andern Römern, insbesondere Cicero's Schriften vorzüglich oft genannt werden, z. B. vom Alter, von der Freundschaft und am häufigsten von den Pflichten — so mufste, sage ich, der Natur des Gegenstandes gemäfs, die Hoffnung entstehen, desselben Bücher vom Staate vorzugsweise ausgezogen zu finden, und somit vielleicht eine Anzahl neuer Fragmente derselben zu gewinnen. Wirklich ist das Erstere der Fall, allein das Letztere leider nicht. Die Sache verhält sich nämlich so: Des heiligen Augustinus Schrift vom Staate Gottes (de civitate Dei) ist die Hauptquelle

---

Constanz sich auf Heinrichs Schrift „Consilium pacis" berufen, und erwähnt mit Wohlgefallen, wie Joh. v. Müller, während Bayle und andere Schriftsteller von diesem seltenen Manne geschwiegen, ihn auf die Höhe gestellt habe, die ihm gebührt. Die Stelle in der Schweitzergeschichte Buch II. Kap. I. pag. 19. ält. Ausg. verdient nachgelesen zu werden. Auch juristische Gegenstände waren ihm nicht fremd geblieben, wie unter andern dessen in Wien handschriftlich befindlicher Tractatus de Contractibus emtionis et venditionis beweiset; s. Lambecius II. p. 125.

Digitized by Google

dieser Summe der Politik unseres Heinrich, wie denn bekanntlich in diesen Jahrhunderten Lactantius, Augustinus, Ambrosius, Hieronymus und einige andere Autoren die Führer aller damaligen Schriftsteller waren.

Jedoch zeichnet sich unser Sammler dadurch vor Andern zu seinem Vortheil aus, dafs er nicht nur aus den übrigen Schriften die gewählten Stellen genau, oft mit Angabe des Buchs oder Abschnitts anführt, sondern auch vorzüglich darauf ausgeht, diejenigen Stellen des Augustinischen Werks herauszuheben, welche Citate aus Cicero's Büchern vom Staate enthalten, und diese dann zuweilen genau nachzucitiren. Hieraus ergeben sich nun zwei Folgerungen: zuvörderst, dafs unser Heinrich bei seinem übrigens sichtbaren Bestreben, aus den Quellen zu schöpfen, ganz gewifs es sich zum Geschäfte gemacht haben würde, Cicero's Bücher vom Staate, so wie seine übrigen, unmittelbar auszuziehen, wären sie zu seiner Zeit in Paris, Wien oder in den Rheinischen Landen noch vorhanden oder doch bekannt gewesen; sodann, dafs wir in dieser Summa zwar keine neuen Fragmente jenes berühmten Ciceronischen Werkes, wohl aber Lesarten der von Augustin bekanntlich in grofser Zahl excerpirten Stellen erwarten dürfen. Einige Proben, die ich zum Schlusse beifügen will, werden davon eine augenscheinliche Ansicht gewähren.

(Cicero de Republ. I. 25.) Cod. Henrici fol. 6. rect. „De primo nomine quaeritur respublica est res populi populus autem est cetus juris consensu et utilitatis communicatione (auf dem Rande commutatione, wie es scheint, — aus Mangel an Charakteren können die Abbreviaturen u. dergl. hier nicht dargestellt werden — Beides für das richtigere communione) sociatus prout ait Augustinus de civitate Dei ca°. 9°. (sic) recitat *artem difficilem* reipublicae *descriptam* (so lese ich, salvo meliore; vorläufig) a Scipione et recitatam a Tullio ut est ibidem. Et idem Augustinus de civitate Dei libro quinto capite 18°. respublica respopuli« etc. (Man vergl. die Stelle des Augustin in A. Mai's Note zu I. 25.)

(Cic. de Rep. V. 1. aus Augustinus de Civ. D. II. 21.) Cod. fol. 9. vers. — „ait Augustinus recitans versum poete ennii 2°. de civite Dei ca°. 2°. moribus antiquis res stat romana virisque, quem versum inquit vel quidem (so sind hier die Worte geordnet) brevitate vel veritate tanquam ex oraculo quodam (ausgelassen mihi) esse effatus videtur, nam neque viri nisi *si* (oder nisi doppelt) ita morata civitas fuisset neque mores nisi hii viri praefuissent, aut fundare aut tam diu tenere potuissent tantam et tam juste lateque imperantem rempublicam.«

Digitized by Google

(Cic. de Rep. ibid.) Cod. fol. 11. rect. — „ut non maneat color vel pictura prout ait Augustinus 2°. de cite dei ca°. 2°. recitans verba Tulii (sic) libro quinto de republica nostra aetas cum rempublicam sicut picturam accepisset egregiam sed (jam ausgelassen) evanescentem vetustate non modo eam coloribus hiisdem quibus fuerat renovare neglexit, sed ne id quidem curavit, ut formam saltem ejus extrema (et ausgelassen) tanquam lineamenta servaret. Quid enim manet ex antiquis moribus, quibus ille dixit rem stare romanam, quos ita oblivione aboletos videmus ut *modo non* colantur sed etiam ignorentur.“ —

Dafs bei den Anführungen der Schriftsteller zuweilen Verstöfse vorkommen, wird man erwarten. Als Beispiel mag folgendes Citat aus Sallusts Jugurtha cap. 10. dienen. Cod. fol. 8. vers. — „prout Salustius *libro secundo* (das Bellum Catilinarium wird als liber primus citirt) recitans verba *Scipionis* (statt Micipsae) *ego* inquit vobis regnum trado firmum si boni eritis inbecillum *in malis* nam concordia parvae res crescunt discordia *magnae* dilabuntur.“

Diese letzte Probe kann zum Beweise dienen, dafs auch für andere Römische Schriftsteller in dieser Chrestomathie sich manche Varianten darbieten. Deswegen also, und da der Verfasser zwischen seinen Anführungen zuweilen seine eigenen Gedanken einstreut und somit seine politischen Ansichten zu erkennen gibt, scheint dieses Werk unsers gelehrten Heinrich eine ausführlichere Erörterung zu verdienen, als der vorliegende Zweck und der Raum dieser Blätter gestatten wollten.

Schliefslich bemerke ich noch, dafs diese Ausgabe des Ciceronischen Werks der Brönnerischen Officin in Druck und Papier vorzüglich Ehre macht.

Creuzer.

Jahrbücher des GH. Badischen OberHofgerichts zu Mannheim. Gesammelt und herausgegeben vom Staatsrathe von Hohenhorst, Kanzler des OberHofgerichts. Erster Jahrg. 1823. Mannheim, in der Schwan- und Götzischen Hofbuchh. 1824. 304 S. Zweiter Jahrg. 1824. Ebend. 1825. 409 S. in 4. 12 fl.

Werke von der Art des vorliegenden sind nicht nur in so fern, als sie die Wissenschaft bereichern und auf die Mängel der Gesetzgebung aufmerksam machen, sondern auch, weil sie einen gewissen Ersatz für die Oeffentlichkeit der Gerech-

Digitized by Google

tigkeitspflege leisten, willkommene Erscheinungen. Sie enthalten überdies schätzbare Beiträge zu der (noch so wenig bearbeiteten) Statistik des Rechtszustandes der Deutschen Bundesstaaten, diese einzeln betrachtet. (In der letzteren Beziehung würde es wenigstens dem auswärtigen Leser des vorliegenden Werkes angenehm seyn, wenn es dem Hrn. Herausgeber gefiele, die Processs- und Kriminal-Tabellen, die alljährlich durch das Regierungsblatt bekannt gemacht werden, auch in dieses Buch vollständig aufzunehmen.)

Die Jahrbücher enthalten theils ausführlich erzählte Rechtsfälle, theils kurzgefaſste Rechtsfragen und Rechtssätze, theils die Plenar-Beschlüsse des OberHofgerichts und die von ihm an die Advocaten erlassenen Circularien, theils die vom obersten Justizdepartement an das OberHofgericht ergangenen Verfügungen. Ein jeder Band schlieſst mit einem sehr sorgfältig ausgearbeiteten Register.

Von dem vielen Interessanten, das in diesen Jahrbüchern vorkommt, wollen wir hier nur Einiges ausheben:

Erster Band. In der Einleitung S. 3. ff. Nachrichten über die Entstehung und Competenz des OberHofgerichts. Auszeichnung verdient, daſs in Zoll- und Accis-Defraudationssachen Recurs an das OHG. ergriffen werden kann, wenn der Verurtheilte ausführen will, daſs er nach Wort und Geist der Zoll- und Acciseordnung nicht strafbar sey. — S. 24. Ein Rechtsfall, der die Oblegien der ehemaligen Domstifter (gewisse auſserordentliche Einkünfte, welche eine bestimmte Anzahl der Kapitularen statutenmäſsig unter gewissen Bedingungen bezog) und das Nachrücken der Kapitularen in dieselben (DHSchl. §. 53. 54.) betrifft. — S. 47. Wenn ein Geschäftsführer eingesteht, Geld eingenommen zu haben, jedoch behauptet, daſs er es zum Besten seines Machtgebers verwendet habe, so kann, ungeachtet ein Geständniſs nach dem LR. S. 1356. untheilbar ist, dennoch dem Geschäftsführer der Beweis der Verwendung auferlegt werden. (Diese Entscheidung hat allerdings das Ansehn der Französischen Rechtsgelehrten gegen sich; jedoch ein Geständniſs cum exceptione und ein beschränktes Geständniſs sind von einander wesentlich verschieden.) — S. 109. Haftet die Last des Wittwengehaltes für die Gemahlin eines regierenden Fürsten (in dem vorliegenden Falle, des Fürsten von Leiningen) nach den Grundsätzen des gemeinen Deutschen Staatsrechts auf den Kammergütern oder auf dem Privatvermögen des Fürsten? — S. 157. Ist die Anzündung des eigenen Hauses aus Gewinnsucht unter der Vorschrift des Art. 125. der P. G. O. (Strafed.

§. 66.) begriffen? Wird, mit Rücksicht auf die besondere Beschaffenheit des Falles, der zu entscheiden war, bejahend beantwortet. — S. 258. Der Beweis einer Simulation kann durch Zeugen geführt werden. LR. S. 1341. — S. 280. Die früher bestandenen Familienfideicommisse des ehemaligen D. Reichsadels sind durch den 14. Artikel der D. Bundes-Acte nicht *ipso jure* wiederhergestellt worden, wenn sie durch ein Landesgesetz aufgehoben worden waren. — (Völlig unverständlich war Rec. der S. 285. aus einer Deliberation des OHofgerichts entlehnte Satz: Die Verkürzungsklage hat nach dem S. 1674. des LR. nur bei dem Verkaufe statt, und auch da nicht allgemein, insofern die Regel des LR. S. 1313. in Anwendung kommt: „Volljährige können ihre Handlungen wegen Verkürzung nicht umstofsen, wo nicht ein im Gesetze besonders beschriebener Fall ihnen diese Macht giebt" — Bekanntlich ist der S. 1674. eine Ausnahme von der Regel, dafs Volljährige ihre Handlungen nicht wegen Verkürzung anfechten können.)

Zweiter Band. S. 82. Wenn ein Abwesender (ein Vermifster) zu einer Erbtheilung von seinen Miterben gelassen worden ist, hat man eine solche Erbtheilung als definitiv oder nur als unter der Bedingung, dafs der Abwesende zurückkehren würde, zu betrachten? Die Erbtheilung wurde für definitiv gehalten. (Vergl. Merlin Zus. zu. s. Repert. m. absent. zum Art. 136. n. V. welcher sich für die entgegengesetzte Meinung erklärt.) — S. 99. Ein (wegen der Seltenheit solcher Fälle) bemerkenswerther Fall, in welchem das Recht der Nothwehr für vollkommen begründet erachtet wurde. — S. 126. Kann der Entschädigung fordern, welchem durch ein Landesculturgesetz ein wohlerworbenes Recht entzogen worden ist? Verneinend beantwortet. Das Gesetz betraf die Frist für die Frühjahrshüthung. — S. 157. Eine Gesellschaft wird durch den Tod eines Gesellschafters aufgelöst (LR. S. 1865.), auch wenn sie auf eine bestimmte Zeit eingegangen worden ist. (Rec. würde sogar unbedenklich behaupten, dafs selbst eine für ein bestimmtes Geschäft eingegangene Gesellschaft morte socii aufgelöst werde.) — S. 274. Die Compensation findet auch dann statt, wenn für die eine Schuld baare Zahlung versprochen worden ist.

Mit Vertrauen und Interesse sieht Rec. der Fortsetzung des Werkes entgegen.

Digitized by Google

Das älteste Recht der Russen in seiner geschichtlichen Entwickelung dargestellt von Joh. Phil. Gust. Ewers, ordentl. Professor an der K. Univ. Dorpat, Staatsrathe u. s. w. Dorpat bei Aug. Stirinsky und Hamburg bei Fr. Perthes. 1826. 548 S. 8.

Wenn man das vorliegende Werk mit den rechtsgeschichtlichen Schriften früherer Deutscher Rechtsgelehrten vergleicht, so ist es ein glänzender Beweis, welche Fortschritte die philosophische Bearbeitung der Rechtsgeschichte in Deutschland (denn diesem Lande dürfen wir den Verfasser, wenn er auch seinem Amte nach einem andern Staate angehört, seiner Stammverwandtschaft nach vindiciren) in den neueren Zeiten gemacht hat. So viel man auch gegen die philosophische Bearbeitung der Geschichte einwenden mag und einwenden kann, — gegen die Bearbeitung, welche die Geschichte auf allgemeine Gesetze zurückführt oder aus denselben ableitet, — sie ist in so fern, als sie nicht von den allgemeineren und allgemeinsten Gesetzen der menschlichen Natur ausgeht, sondern von Gesetzen, die sich aus der Geschichte selbst, aus der Art, wie andere Menschen oder Völker unter ähnlichen Verhältnissen gedacht und gehandelt haben, jederzeit an ihrer Stelle; sie ist insbesondere dann an ihrer Stelle, wenn die Urkunden der Zeit, deren Geschichte man schreibt, dunkel und kaum leserlich sind, wenn man nur die Wahl hat, entweder Räthsel und Wunder zu wiederholen, oder aber die mangelhaften Nachrichten durch ähnliche Erscheinungen zu erläutern.

Das vorliegende Buch ist eine in diesem Geiste verfaßte philosophische Geschichte des ältesten Russischen Rechts bis zu der und mit der Regierung Jaroslavs, also bis in die erste Hälfte des elften Jahrhunderts. Es ist, so kann man es näher charakterisiren, ein Kommentar über diejenigen Stellen der bekannten Nestorschen Chronik, welche Nachrichten oder Andeutungen über das älteste Recht und die ältesten Rechtsbegriffe der Russen enthalten, ein Kommeutar, welcher das, was Nestor von diesen Gegenständen gelegentlich und meist ohne Zusammenhang berichtet, durch die Rechte und Rechtsbegriffe der den Russen jener Zeit geistig verwandten Völker in Verbindung und in ein helleres Licht zu setzen sucht. Auf eine ähnliche Weise werden die in die älteste Russische Geschichte einschlagenden Stellen der Griechischen Schriftsteller behandelt. Am längsten verweilt der Vf. (wie billig) bei Jaroslavs Pravda (wahrscheinlich vom Jahre 1020), der ältesten Rechtsurkunde der Russen, welche, obwohl zunächst für Novgorod bestimmt, doch bald, da ihr kein anderes Gesetz zur

Seite stand, in ganz Rufsland Gültigkeit gewann. Uebrigens folgt der Vf. überall der chronologischen Ordnung.

Sehr Vieles in dem ältesten Russischen Rechte erinnert an das altdeutsche Recht, z. B. die Bestimmungen über die Blutrache, über die Wette. Selbst der Eideshelfer scheint in der Pravda Jaroslav's (Art. XIV.) gedacht zu werden. So scheint sich also die Vermuthung, dafs die Slavischen und die Deutschen Völkerschaften Stammverwandte, wenn schon entferntere, sind, auch durch die Gesetze dieser Völker zu bestätigen.

Hin und wieder stöfst man auf Vorschriften einer fast sonderbaren oder naiven Klugheit. So heifst es (S. 309.) in der von Jaroslav's Söhnen erweiterten Pravda: „Wenn ein Dieb erschlagen ist, und man findet die Füfse innerhalb des Hofes, so ist er erschlagen; findet man aber die Füfse aufserhalb des Thores, so zahlt man für ihn.“

Im Ganzen genommen wird man mit den Deutungen, welche der Verf. den in das Recht einschlagenden Stellen der Chronik giebt, gewifs einverstanden seyn. Eine Verschiedenheit der Ansichten über den Sinn einzelner Stellen ist, der Natur der Sache nach, kaum vermeidlich. So würde Rec. z. B. die S. 213 angeführte und erläuterte Stelle so zu deuten geneigt seyn, dafs Wladimir allerdings den Versuch machte, die Blutrache und das Wehrgeld gänzlich aufzuheben und an deren Stelle die Bestrafung des Mordes zu setzen, dafs er jedoch, da dieser Versuch Widerstand fand, von demselben auf Antrag der Fürsten und nach dem Rathe derselben Bischöffe, welche ihm früher den Plan (ex divino jure) empfohlen hatten, abstehen und sich mit einer Veränderung in dem Wehrgelde begnügen mufste.

Schliefslich erlaubt sich Rec. noch den Wunsch zu äussern, dafs der durch Gelehrsamkeit und Scharfsinn gleich achtungswerthe Verf. auf den ursprünglichen gesellschaftlichen Zustand des Volks d. h. auf die ursprünglichen Bestandtheile des Volks und auf dessen Lebensart eine noch sorgfältigere Rücksicht genommen haben möchte. Bei den Völkern Slavischen Ursprungs scheint von jeher eine mächtige Aristokratie bestanden zu haben.

Digitized by Google

Heinr. Christ. Moser, K. B. Forstmeister, die Torfwirthschaft im Fichtelgebirge. Mit vier Steindrucktafeln. Nürnberg, 1825. VI und 174 S. 8.

Diese lehrreiche Schrift kann von naturwissenschaftlicher und von ökonomischer Seite betrachtet werden. In der ersteren Hinsicht giebt sie Beiträge zur näheren Kenntniſs des Torfes, die sehr willkommen seyn müssen, weil die Entstehungsart dieses merkwürdigen Stoffes noch immer nicht ganz aufgehellt ist. Die Schrift von Dau (neues Handbuch über den Torf, Leipzig 1823) gewährte den Vortheil, daſs man Alles gesammelt fand, was bisher über den Torf gesagt worden war, auch fügte ihr Verf. einige nützliche Bemerkungen und Unterscheidungen hinzu; indeſs blieben die Bedingungen und die Natur der Veränderungen, wodurch die abgestorbenen Wurzeln gewisser Pflanzen in Torf übergehen, noch unerklärt. Auch die vorliegende Schrift hebt den Schleier nicht gänzlich, wozu, nach der Meinung des Rec., erforderlich wäre, daſs man sich die Mühe gäbe, die frischen Wurzeln der Torfgewächse, die halb zersetzten und zugleich den aus ihnen entstandenen Torf einer genauen chemischen Prüfung zu unterwerfen. Die Sache wird schwieriger durch die Verschiedenartigkeit des Torfes und seiner äuſseren Umgebungen, man wird also die Untersuchung öfter anstellen müssen, um durch Induction auf die allgemeinen Gesetze der Torfbildung zu kommen. Mehrere Gewächse, aus denen der Torf zu entstehen pflegt, z. B. die Heiden, Vaccinien, Ledum palustre, Andromeda polifolia, enthalten Gerbestoff, man kann daher vermuthen, daſs dieser das Mittel sey, die Fäulniſs der Wurzeln zu verhüten, wie denn auch der Gebrauch des Torfes zum Gerben schon vorgeschlagen worden ist. Hierüber erhalten wir zwar durch unsern Verf. keinen Aufschluſs, aber es ist vielleicht erlaubt, den aus der Verbrennung des Torfs erhaltenen Stickstoff auf Rechnung des Gerbestoffs zu schreiben. Wir lernen auch, daſs es Torf ohne Phosphorsäure giebt, während man gewöhnlich derselben eine wichtige Rolle bei der Entstehung des Torfes zutheilt. Der Vf. glaubt, daſs dieser sich vorzüglich aus den erstorbenen Saugwurzeln erzeuge, welche durch Säuren vor Fäulniſs geschützt, unter der Oberfläche der Erde durch den Druck der oberen Schichten zermalmt werden. Diese Ansicht möchte wohl zu mechanisch seyn, aber sie ist darum noch nicht unrichtig, sondern nur unzureichend.

Das Torflager, auf welches sich die Schrift bezieht, liegt im nordwestlichen Fuſse des Schneebergs, des höchsten Gipfels

im bairischen Fichtelgebirge, nahe bei dem Dorfe Voitsummera, ohnweit des vor einigen Jahren abgebrannten Städtchens Weifsenstadt. Der Flächeninhalt beträgt 78 bair. (oder 104 preufs.) Morgen, der Torf hat 5—8′ Mächtigkeit. Nach der Classification Dau's (dessen Schrift unser Verf. nicht zu kennen scheint) gehört das Moor zu den Wiesenmooren. Die Oberfläche ist horizontal, die Soole verwitterter Granitsand und Quarzlager. Die Analyse wurde durch Hrn. Fikenscher in Redwitz, einen der ausgezeichnetsten chemischen Fabricanten in Deutschland, vorgenommen. Das Ergebnifs ist:

Kohlenstoff	66,56
Wasserstoff	10,59
Sauerstoff	18,69
Stickstoff	2,76
Asche	1,70

In der Asche fanden sich 34,5 Proc. Kieselerde, 33 Eisenoxyd, 17 Thonerde u. s. w., aber keine Phosphorsäure. An Kohle erhielt man bei der trocknen Destillation 40 1/4 Proc., Theer 24 1/2, schwache Essigsäure mit ein wenig essigsaurem Ammonium 14 Proc., folglich 87 3/4 Proc. feste und tropfbare Stoffe. Das brennbare Gas betrug 37 Cubiczoll aus 100 Gran, und Hr. Fikenscher urtheilt nach der Helle der Flamme, dafs der Torf zur Beleuchtung wohl tauglich sey. Wahrscheinlich wäre dieser Stoff das wohlfeilste Material zur Gasbeleuchtung; in Schottland soll bereits der schwarze Moortorf so gut dazu befunden worden seyn, als die Steinkohle, und in so fern besser, als er frei von Schwefel ist (Kees, Fabrikwesen IV, 13.). Die Torfkohle hat 89,9 Kohlenstoff, 2,4 Stickstoff, 1,7 Wasserstoff, 4,2 Asche.

Die Hitzkraft des Torfes im Verhältnifs zum Kiefernholze wurde gefunden:

nach dem Gewichte = 115 1/3 : 100
Volumen = 104 : 100

was mit Eiselen's Angabe sehr gut übereinstimmt. Die Zahlen nach dem Volumen sind wegen der ungleichen Dichtigkeit zur Vergleichung des Torfes von verschiedenen Lagern nicht zu gebrauchen. Inzwischen ist auch der Gehalt an Erden sehr verschieden, weshalb selbst nach dem Gewichte äusserst abweichende Resultate gefunden worden sind, wie denn nach Blavier und Miché der Torf nur halb so viel Hitzkraft haben soll als Buchenholz (Tredgold).

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N. 64. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Moser, die Torfwirthschaft im Fichtelgebirge.

(*Beschlufs.*)

In ökonomischer Hinsicht giebt der Verf. zahlreiche Regeln, die durch vieljährige Beschäftigung mit dem Gegenstande erprobt worden sind. Es ist seiner Bemühung gelungen, die Kosten der Torfgewinnung zu vermindern, und manchfaltige Benutzungen dieses Brennmaterials, mit welchem man sich früherhin im Fichtelgebirge gar nicht befreunden wollte, in Gang zu bringen. Der Kostenaufwand, für den man an Ort und Stelle die Klafter von 126 Cubicfufs herstellte, betrug im Durchschnitte der letzten fünf Jahre 1 Fl. 14 Kr., man kann aber jetzt mit 1 Fl. ausreichen. Der Verkaufspreis der Klafter ist 1 Fl. 30 Kr. — 1 Fl. 48 Kr. Dies wirft schon einen ansehnlichen Gewinn ab, denn wenn wir das Lager nur 4 Fufs tief rechnen, und von dem Cubicinhalte zuerst 1/8 für Zerbröckeln, sodann 6/10 des Rests für Eintrocknen abziehen, so bleiben vom Morgen noch 333 Klafter, welche nach jenen Preissätzen resp. 166 und 266 Fl. Gewinn bringen. Ueber das beim Ausstechen, Trocknen und Aufbewahren anzuwendende Verfahren ertheilt der Verf. genauen Unterricht, sagt aber nichts über die Einrichtung der von ihm angegebenen Presse zur Verfertigung des Modeltorfes. Rec. glaubt, dafs eine Hebelpresse von der Art, wie sie Achard zum Auspressen der Runkelrüben anwendete, die bequemste seyn würde. Zwar sieht man aus S. 76, dafs das Pressen nicht einmal nöthig ist, denn der in einen Rahm blos eingedrückte und abgestrichene Torf trocknet schon nach drei bis vier Tagen, doch wird der gepreſste wohl bedeutend fester seyn und den Transport auf der Axe besser vertragen.

Besonderes Interesse gewährt die Verkohlung des Torfes, welche bisher noch nicht so häufig vorgenommen wurde, als es zu wünschen ist. Dem Verf. ist sie sehr gut gelungen, wie Rec. aus eigener Ansicht der Oefen und der Kohlen an Ort

und Stella versichern kann. Schade ist es, dafs die Zeichnung des Ofens auf Taf. II. in so kleinem Maafsstabe ausgeführt und kein Verticaldurchschnitt beigefügt ist, so dafs man in den Stand gesetzt wäre, die Einrichtung nachzumachen. Der Moser'sche Ofen unterscheidet sich in mehreren Hinsichten von demjenigen, welchen Ziehe angegeben hat, und der in v. Langsdorf's Erläuterung wichtiger Lehren der Technologie (II. Bd. Taf. XXII. Fig. 222. 223.) abgebildet ist. Jener ist konisch gemauert, oben mit einer eisernen Platte bedeckt, hat unten vier Feuerzüge und rings herum zehn Rauchlöcher (in der Zeichnung sind zu viele), welche mit eisernen Deckeln verschlossen werden können. Man sieht, dafs es ein meilerartiger Ofen ist. Im Theerofen wollte dem Verf. die Verkohlung nicht glücken. Nach geschehener Entzündung wird das unten befindliche Kohlloch zugemauert, und dann das Feuer vermittelst der kleineren Löcher geleitet, wie im Meiler, aber vermuthlich leichter als in diesem, wo die unregelmäfsige Form der aufgestellten Scheite und der Zwischenräume oft dem Feuer eine unregelmäfsige Verbreitung geben. Der Ofen ist 17 Fufs hoch, unten im Lichten 10, oben 5 F. weit. Man erhält nach dem Volumen 40, nach dem Gewicht gegen 33 Proc. Kohlen. Wenn auch die von Voland und Manicler in Frankreich 1820 und 1821 angegebenen Oefen in Deutschland mehr bekannt werden sollten, so würde doch Hrn. Mosers Verdienst nicht geschmälert werden, da dessen Ofen ebenfalls 1820 erbaut wurde. Die Anwendung der Torfkohle zu Frisch- und Schmiedefeuern konnte keinem Zweifel unterliegen, aber ob sie auch in Hochöfen vollkommen tauglich sey, war bisher noch ungewifs. Ein von unserem Verf. veranstalteter Schmelzversuch hebt den Zweifel wenigstens für den dortigen Torf, man erhielt ein weder roth- noch kaltbrüchiges Eisen, und konnte mit gleicher Kohlenmenge mehr Eisen ausschmelzen, welches sich aus dem gröfseren Gewichte der Torfkohle gegen Kiefernkohle erklärt. Wenn nun von Kees (a. a. O. S. 18.) bemerkt, die Torfkohle sey leichter und werde bei gleichem Gebläse in stärkere Flamme gesetzt, so ist im Fichtelgebirge von beiden Behauptungen gerade das Gegentheil wahrgenommen worden, und man mufs daraus auf die grofse Leichtigkeit des österreichischen Torfes schliefsen. — Uebrigens ist das Eisenschmelzen mit Torfkohle allerdings nicht ganz neu, denn es wurde schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu Schierke am Fufs des Brocken vorgenommen. In Schweden hatte man es auch versucht, aber kaltbrüchiges Eisen erhalten. Mehrere Nachrichten hierüber

Digitized by Google

hat Bergius im neuen Polizei- und Kameral-Magazin (IV, 121.) gesammelt.

Das Kalkbrennen mit Torf beschreibt der Verf. nach der in Preussen erprobten Methode, und empfiehlt es für die 24 Kalköfen seiner Gegend. Einen Ziegelofen zur Torffeuerung hat er selbst erbauen lassen. Er ist nur darin von eigenthümlichem Bau, dafs der Torf auf einem, in der Schürgasse aus Steinen aufgerichteten Roste brennt, unter welchem die Asche hinabfallen kann.

Von der Wiedererzeugung des Torfs nach geschehenem Ausstiehe wissen wir noch zu wenig. Ihre Möglichkeit ist erwiesen, man scheint aber die Bedingungen, von denen sie begünstigt wird, nicht genug beachtet zu haben. Auch ihre Dauer ist nicht bekannt. Was Dau darüber gesammelt hat, giebt keinen festen Anhaltspunct. Könnte man auf eine bestimmte Zeit rechnen, so würde sich ein regelmäfsiger nachhaltiger Betrieb einführen lassen, während jetzt nur auf die gegenwärtigen Vorräthe hin gebaut wird. Wenn wir annehmen, dafs der Morgen Kiefernwald im Durchschnitt jährlich 3/4 Klafter trage, und dafs Torf ungefähr so viel werth sey als Kiefernholz, so würde eine 444jährige Reproductionszeit erforderlich seyn, um, bei dem oben angegebenen Ertrage, einen Torfgrund einem Kiefernwalde in Ansehung des Brennmaterials gleich zu stellen; in Ansehung der Kosten wäre dies noch nicht der Fall, weil das Holz weniger Arbeit verursacht als der Torf. Wo man den Boden trocken legen kann, da wird immer eine andere Benutzung desselben sicherer seyn, aber rathsam ist es allerdings, da, wo der Torf in häufigen Gebrauch gekommen ist, an die Zeit, in der die Lager erschöpft seyn werden, lange vorher zu denken.

K. H. Rau.

Lüneburg, bei Herold und Wahlstab, 1824: Handbuch der Welt- und Völkergeschichte in gleichzeitiger Uebersicht, von Anton Christian Wedekind. Neue Ausgabe der zweiten Auflage, mit der Fortsetzung aus den Jahren 1815 bis 1824. gr. 8.
3 Thlr. oder 5 fl. 24 kr.

Dieses Handbuch, welches alle wichtigen Thatsachen von dem Anfange der historischen Kenntnifs bis auf die neueste Zeit in gedrängter Kürze enthält, hat so vielen Beifall ge-

funden, dafs bereits die dritte Auflage (oder wie sich der Vf. etwas unbequem ausdrückt) eine neue Ausgabe der zweiten Auflage nöthig geworden ist.

Rec. ist unter den vielen gröfsern und kleinern Werken über die Weltgeschichte keines bekannt, das einen solchen Reichthum von wichtigen Thatsachen und interessanten Notizen enthielte, und das zum synchronistischen Ueberblick so brauchbar wäre, als das vorliegende. Er glaubt daher keinen Tadel zu verdienen, wenn er dieses Werk einer umständlichen und ins Einzelne gehenden Prüfung unterwirft.

In der Vorrede zu der vorliegenden neuesten Ausgabe (die beiden frühern sind dem Rec. nicht zur Hand, und er kann daher über ihr Verhältnifs zur neuesten nicht urtheilen) erklärt der Verf., dafs er seine literärische Theilnahme einzig auf die Vervollkommnung desselben und die Fortsetzung seiner historischen Noten zu beschränken gesonnen sey. Diese Erklärung macht ihm unendlich viel Ehre; eine solche Resignation ist in unsern schreibseligen Zeiten eben so selten als lobenswerth; und Rec. kann den Wunsch nicht unterdrücken, dafs unsere allzeit fertigen Buchmacher, die uns von Messe zu Messe mit gehaltlosen, die Wissenschaft nicht fördernden Büchern und Büchlein für die sogenannten gebildeten Leser heimsuchen, an dem achtungswürdigen Verf. ein Beispiel nehmen möchten. Rec. glaubt demselben seine Hochachtung nicht besser bezeugen zu können, als indem er sich eine Reihe Bemerkungen über einzelne Facta und Behauptungen erlaubt, welche ihm der Berichtigung oder Umarbeitung bedürftig zu seyn scheinen, zumal da der Verf. selbst zugibt, dafs Manches besser zu machen seyn dürfte.

Die innere Einrichtung des Werks, über die er sich in der lehrreichen Vorrede zur zweiten Auflage erklärt, glaubt Rec. als bekannt voraussetzen zu dürfen. Er nennt sein Buch sehr treffend einen welthistorischen Atlas, der für den Geschäftsmann zum Nachschlagen brauchbar und für den Gebildeten, ja selbst den blofsen Dilettanten durch die Erinnerung an eine Menge wissenswürdiger Gegenstände nicht ohne Interesse seyn soll.

Sehr zweckmäfsig scheint die Sonderung der einzelnen Welttheile Asien, Africa und Europa; der Ueberblick wird dadurch ungemein erleichtert; zudem gewährt sie auch den Vortheil, dafs man sogleich sieht, welchen Antheil jeder Welttheil an den grofsen Weltbegebenheiten genommen, und ob er zu einer bestimmten Zeit handelnd oder leidend in dieselbe

Digitized by Google

eingegriffen hat. Asien, als die Wiege des Menschengeschlechts, steht in der ältesten Geschichte billig voran; dann folgt Africa und zuletzt Europa; von 1492 an erhält auch America ein eigenes Feld. Von Christi Geburt an steht Europa in dem ersten, Asien in dem zweiten Felde; Rec. würde Europa schon von der Zerstörung von Carthago an, als dem Zeitpunkte, wo Rom's Weltherrschaft beginnt, den ersten Platz angewiesen haben.

Der von dem Verf. aufgestellten Eintheilung der Geschichte in

alte bis 840 nach Christus,
mittlere von 843 bis 1648, und
neue von 1648 bis auf die neueste Zeit,

kann Rec. nicht beipflichten. Wie verschieden auch die Ansichten der Historiker über die Periode sind, wo die alte Geschichte aufhört, und die des sogenannten Mittelalters beginnt, so ist es doch offenbar zu weit gegangen, wenn man die alte bis zum Theilungsvertrage zu Verdun fortführen will. Durch den Einbruch der germanischen Völker wurde das römische Reich in seinem Innersten erschüttert, und das weströmische hörte mit dem Jahre 476 auch selbst dem Namen nach auf; Sprache, Religion, Sitten, Cultur ändern sich; eine neue Zeit hat begonnen. Eben so wenig möchte Rec. die mittlere Geschichte erst mit dem westphälischen Frieden schliessen; mit der Entdeckung von America beginnt unverkennbar eine neue Zeit nicht allein für den Handel und die Politik, sondern auch mit der kurz darauf erfolgten Reformation in der Kirche. Aus den angegebenen Gründen scheint Rec. die gewöhnliche Eintheilung der Geschichte in alte bis 476 nach Christus, mittlere bis 1492, neue bis zum Ausbruche der französischen Revolution, und neueste von da bis auf die neueste Zeit, nicht allein die richtigste, sondern auch die allein wahrhaft Epoche machende zu seyn.

Bis zum Jahre 1789 begnügt sich der Verf. das Jahr anzugeben, worin diese oder jene Begebenheit sich zugetragen, von da an gibt er auch den Monat und Tag an. Einen vernünftigen Grund für diese ungleiche Behandlung der älteren und neuesten Geschichte vermag Rec. nicht einzusehen, da ja auch aus der alten und mittleren Geschichte eine Menge Data auf uns gekommen ist, und man z. B. den Todestag von Karl dem Grofsen eben so genau als den von Joseph II. weifs. Das Werk würde nach des Rec. inniger Ueberzeugung durch genauere Bestimmung der Chronologie sehr an Brauchbarkeit gewonnen haben, und er kann daher den Wunsch nicht unter-

drücken, dafs der Verf. bei einer neuen Ausgabe den Monatstag überall, wo dieser bekannt ist, angeben möchte.

Unter den einzelnen Begebenheiten gibt es wieder welche von gröfserer und minder grofser Wichtigkeit; der Verf. hat daher wohl gethan, dafs er diesen Unterschied auch dem Auge deutlich gemacht, und die wichtigeren mit gröfserer Schrift, die Epoche machenden aber, wie z. B. die Theilung zu Verdun, die Reformation, den westphälischen Frieden und andere mit lauter Uncialbuchstaben hat drucken lassen: inzwischen ist nicht zu läugnen, dafs der Verf. hierin manche Mifsgriffe, besonders hinsichtlich der neuesten Zeit, dagegen gethan hat. So kann man z. B. den Hubertsburger Frieden, die Schlacht bei Trafalgar, die Entweichung der Spanier aus Fühnen, die Schlacht an der Moskwa keine Epoche machende Ereignisse nennen. Der siebenjährige Krieg und der ihn endigende Hubertsburger Frieden sind als der Kampf eines grofsen Mannes mit übermächtigen Feinden, aus dem er unbesiegt hervorgeht, gewifs sehr merkwürdig; dagegen ist durch denselben kein Fufs breit Landes gewonnen oder verloren worden, und in dieser Beziehung ist der Hubertsburger Frieden bei weitem nicht so wichtig, als die Friedensschlüsse zu Berlin (1742) und Aachen (1748). Auf der andern Seite sind manche unstreitig Epoche machende Begebenheiten, wie z. B. der Reichstagsdeputationshauptschlufs vom 25. Februar 1803, der Deutschland in jeder Beziehung so wesentlich verändert, eine bedeutende Zahl von Staaten hat verschwinden machen, andern dagegen, namentlich Wirtemberg und Baden, gröfsere Bedeutsamkeit verliehen hat, der Brand von Moskau, die Convention zwischen Rufsland und Preussen zu Taureggen (der Wendepunkt von Napoleons Glück), so wie mehrere andere höchstwichtige Begebenheiten nicht nach Verdienst herausgehoben worden. So ist die Schlacht bei Leipzig (1631) in ihren Folgen gar viel wichtiger, als die bei Lützen (1632), wenn man vom Tode Gustavs absieht, und doch ist die letztere, nicht aber die erstere durch gröfsern Druck hervorgehoben worden.

Bei einem Werke, das an achttausend Facta enthält, sind Fehler beinahe unvermeidlich; um so mehr freut sich Rec., versichern zu können, dafs sich deren in dem vorliegenden Werke nicht viele finden. Die wenigen ihm aufgestofsenen mögen hier stehen. Die Schlacht bei Näfels fiel nicht 1389, sondern 1388 vor; Limur starb nicht 1404, sondern 1405; die Universität Neapel ist nicht 1124, sondern 1224, Prag nicht 1348, wie unrichtig noch in den neuesten Compendien

Digitized by Google

wiederholt wird, sondern 1349, Freiburg nicht 1460, sondern 1456, Mainz nicht 1482, sondern 1477, Kopenhagen nicht 1479, sondern 1478 gestiftet worden. Oxford kommt zweimal, 1249 und 1311 vor; so viel Rec. weifs, läfst sich das Stiftungsjahr gar nicht angeben. Unter dem Jahre 1512 wird einer „Revolution in Florenz durch Savonarola" erwähnt, während doch letzterer bereits 1498 hingerichtet worden war. Die Synode zu Dortrecht hat nicht 1610, sondern erst 1618 ihren Anfang genommen; Bern ist nicht am 11., sondern bereits am 8. März 1798 von den Franzosen besetzt worden. Der Büchercensur geschieht zweimal, 1486 und 1517 Erwähnung; das erstere Datum ist das richtige.

Nachstehende Facta fehlen ganz: 1308 der Aufstand der Waldkantone gegen die österreichischen Landvögte; 1310 Tiepold's Verschwörung gegen Venedig und die provisorische Errichtung des Raths der Zehn; 1406 der Vertrag zu Iglau; 1454 die Errichtung des Tribunals der Staatsinquisitoren zu Venedig (von Spittler unrichtig in das Jahr 1501 gesetzt); 1477 die Schlacht bei Nancy, in welcher Karl der Kühne blieb, 1584 die Ermordung des Prinzen Wilhelm von Oranien, 1625 die Errichtung von Staatsinquisitoren in Genua, 1749 die Verschwörung Henzi's gegen die Regierung von Bern, 1789 der wichtige Beschlufs des dritten Standes, wodurch er sich zur Nationalversammlung erklärte, mit welchem Tage eigentlich die Revolution beginnt; 1794 die Unterwerfung Corsica's unter englische Hoheit, und 1803 der schon oben erwähnte Reichsdeputationshauptschlufs. Der Schweizer Revolution von 1798 wird mit keiner Sylbe gedacht, sondern blos unterm 26. Januar die Lemanische Republik erwähnt. Streng genommen war es auch nicht eine Revolution, sondern eine Reihe von Revolutionen, welche mit der Regierungsveränderung zu Basel am 20. Januar begann, und mit der Regierungsveränderung zu Bern am 4. März und der am folgenden Tage erfolgten Einnahme der letztern Stadt durch die Franzosen endigte. Aus dem Jahre 1814 fehlen drei höchst wichtige Thatsachen, nämlich die Erklärung der Verbündeten, weder mit Napoleon noch einem seiner Familie zu unterhandeln (31. März), die Ernennung einer provisorischen Regierung (1. April) und die Berufung Ludwigs XVIII. auf den französischen Thron (6. Apr.); endlich aus dem Jahre 1816 die Verfassungsurkunde für das Königreich Polen.

Der Verf. gibt bei dem Regierungsantritt eines Fürsten auch gleich das Jahr an, in welchem seine Regierung aufgehört hat. So heifst es z. B. 1740 — 1786 Friedrich II. 1780

Digitized by Google

— 1790 Joseph II. u. s. w. Bei Regenten, die eines natürlichen Todes sterben, dürfte diese Angabe hinreichen, bei solchen hingegen, die abgesetzt werden oder ermordet worden sind, sollte das Jahr ihrer Ermordung oder Absetzung nicht fehlen. Um dies durch ein Beispiel zu erläutern, so sagt der Verf.: 1589 — 1610 Heinrich IV, dafs er aber ermordet worden, wird unter dem Jahre 1610 mit keiner Sylbe erwähnt, sondern gesagt: 1610 — 1643 Ludwig XIII. Rec. findet diese Raumersparung nicht zweckmäfsig, und wünscht, dafs bei Adolf von Nassau, Albrecht I, Wenzeslaus, Karl V, Heinrich III und IV, Karl XII. und andern entthronten oder ermordeten Regenten die nur eine Zeile betragende Angabe ihrer Entthronung oder Ermordung nicht fehlen möchte, wie denn der Verf. selbst nicht consequent geblieben, sondern die Hinrichtung Karls I. und Ludwigs XVI. unter den Jahren 1649 und 1793 angegeben hat.

Rec. will über einzelne von dem Verf. aufgestellte Behauptungen und Ansichten nicht rechten; er achtet jede Ueberzeugung, vorausgesetzt, dafs sie auf Gründen beruht, doch erlaubt er sich Einiges zu bemerken. Die Vermischung der Geschichte der Wissenschaften und Künste mit der politischen Geschichte hält er für durchaus unzweckmäfsig, und ist fest überzeugt, dafs der Leser dadurch mehr betäubt als belehrt werde. Wenn z. B. unter dem Jahre 1602 die Stiftung der holländisch-ostindischen Compagnie und unmittelbar darauf Virdana's Generalbafs, oder unter dem Jahre 1713 die Constitution Unigenitus und gleich darauf Cheselden's Anatomie erwähnt wird, so fragt Rec., welcher Sterbliche ist im Stande, so heterogene Dinge im Gedächtnisse festzuhalten, die man eben so schnell vergifst, als man sie liest? Gewifs theilen Viele diese Ueberzeugung, und Rec. glaubt den Wunsch Vieler auszusprechen, wenn er den Verf. bittet, in einer neuen Ausgabe die politische Geschichte von der der Wissenschaften und Künste zu trennen, und für die letztere eine eigene chronologische Tabelle aufzustellen.

Die unter dem Jahre 1517 stehenden Worte „Luther in Wittenberg" würden wohl genauer so zu fassen seyn: Luther erklärt sich gegen den Ablafs. Anfang der Reformation. Die unmittelbar darauf folgenden Worte: „Der Papst, Oberhaupt der Kirche", scheinen dem Rec. nicht hierher zu gehören, da der Papst nicht erst im Jahre 1517, sondern schon unter Gregor VII, ja noch früher Oberhaupt der Kirche war. Die Revolution in Genua möchte Rec. nicht vom 22. Mai 1797, sondern erst vom 31. Mai desselben Jahres

Digitized by Google

an datiren; der Aufstand an dem erstern Tage wurde unterdrückt, und erst am 31. beschlofs die Regierung, in Aenderungen in der Verfassung zu willigen. — Den Krieg Napoleons mit Rufsland 1812 nennt der Verf. den zweiten polnischen Krieg. Zwar hat Napoleon selbst zu dieser unrichtigen Benennung durch seine bekannte Proclamation vom 22. Juni desselben Jahres Anlafs gegeben, die Gründe, die ihn dazu bestimmt, hat er anzugeben nicht für gut gefunden; auf keinen Fall aber darf uns seine Autorität abhalten, die richtige Benennung französisch-russischer Krieg an deren Stelle zu setzen. Nicht um Polens Wiederherstellung, die er durch seine halben Mafsregeln mehr verhindert als befördert hat, sondern um die Eroberung und Schwächung Rufslands war es ihm zu thun; er hoffte demselben Friedensbedingungen vorschreiben zu können, wie er sie zu Prefsburg und Wien Oesterreich und zu Tilsit Preussen abgenöthigt hatte. Wie der Verf. die entscheidende Schlacht bei Tolentine am 2. und 3. Mai 1815. Gefechte nennen mag, ist Rec. unbegriflich.

Der Ausdruck ist hin und wieder nicht genau genug. So heifst es z. B. unter dem Jahre 1396, wo sich Genua Frankreich unterwarf, sehr unbestimmt, „XIII Herrschaften in Genua", statt dafs diese Regierungsveränderungen unter den betreffenden Jahren hätten angegeben werden sollen. Eben so ungenau wird der Aufstand der Officiere im schwedischen Heere am 25. August 1788 „finnische Insurrection" genannt, was den Unkundigen glauben machen könnte, als sey unter den Einwohnern von Finnland ein Aufstand ausgebrochen. Der Ausdruck „Tod des Herzogs von Enghien" sollte dem richtigern „Hinrichtung" Platz machen, und bei der „Conferenz zu Trachenberg" am 9. Juli 1813 die Monarchen, welche dieselbe hielten, namhaft gemacht werden. Auch ist es nicht ganz richtig, wenn der Verf. von der Schlufsacte des deutschen Bundes sagt, sie sey ratificirt, statt, sie sey von der Bundesversammlung zum Bundestagsgesetz erhoben worden.

Der Verf. gibt in der Vorrede selbst zu, dafs besonders in der neuern Periode manche Thatsachen aufgeführt seyen, die er nicht für weltbistorisch halte; diese mufsten aber vorerst noch der Zeitgenossen wegen da stehen, welche die leitende Reihenfolge nicht entbehren könnten. Rec. kann diesen Grund nicht gelten lassen, denn mit demselben könnte man die Aufnahme der unbedeutendsten Thatsachen wo nicht rechtfertigen doch entschuldigen. Wer die Geschichte von mehr als vierzig Jahrhunderten darzustellen unternimmt, mufs

Digitized by Google

sich und seine Zeitgenossen vergessen, und sich auf einen höhern, umfassendern Standpunkt stellen. Facta, wie Lord Whitworth's Antrittsaudienz am 5. Dec. 1802, das Lager bei Castiglione am 13. Juni 1805 und ähnliche, sind aber auch von dem niedrigsten Standpunkte betrachtet, unerheblich, und hätten daher auch billig wegbleiben sollen.

Die vielen Abbreviaturen, die in dem Werke vorkommen, wie z. B. Aufst. statt Aufstand, bek. statt bekannt, erf. statt erfunden, Frankr. statt Frankreich, P. statt Pascha und andere, kann Rec. nicht gutheifsen. Für's Erste sind sie nicht gleich oder wenigstens nicht für Alle verständlich, für's Andere geben sie einem Werke das Ansehen eines Collegienheftes, das eben nicht zu seinem Vortheile gereicht. Unsere Nachbarn, die Franzosen und Engländer, bedienen sich in ihren Büchern gar keiner Abbreviaturen, und thun wohl daran. Der Schreibung der aus dem Lateinischen und Französischen herkommenden Wörter Zensur, Konstitution, Konvention u. s. w. statt Censur, Constitution u. s. w. kann wenigstens Rec. keinen Geschmack abgewinnen.

Druck und Papier sind gut, und auf die Richtigkeit des erstern eine lobenswerthe Sorgfalt verwendet.

Lateinische Synonyme und Etymologien von Ludwig Döderlein. Erster Theil. Leipzig, 1826. *bei Fried. Christ. Wilh. Vogel. XXXIV und* 200 *S.* 8. 1 fl. 30 kr.

Ein Buch, das durch Form und Inhalt, und nicht zu seinem Nachtheil, an Buttmanns trefflichen Lexilogus erinnert. Hr. D., der noch vor Kurzem mit seinem nun schon verstorbenen Freunde Heller den siebenten Band der Erfurdt'schen grofsen Ausgabe des Sophokles rühmlich vollendete, zeigt sich hier auf einem Felde der lateinischen Sprachforschung, welches, wenn es auch nicht mehr (wie er in der Vorrede sagt) ganz brach liegt, doch im Verhältnifs zu den neuerdings so fruchtbaren Forschungen auf dem Gebiete der lateinischen Grammatik noch im Anbau sehr zurück ist. Für diesen „lexicologischen Theil, der im weitern Sinne genommen die Etymologie und Synonymik in sich schliefst, im engern Sinne aber die Etymologie als Grundlage und die Synonymik als Ergänzung nöthig hat", eröffnet Hr. D. nun mit diesem Bändchen eine Reihe von Untersuchungen, welcher wir nur ein rascheres Fortschreiten, als bei dem Buttmannschen Lexilogus

Digitized by Google

bisher statt gefunden, wünschen, in so weit es sich nämlich mit der Gediegenheit des Inhalts und der Amtsthätigkeit des Verf. verträgt. Die Grundsätze, von denen er ausgeht, legt er in der Vorrede ausführlich dar; er giebt sie nicht für neu aus, sondern er will nur den Ruhm, bewährte Grundsätze consequent und mit Umsicht verfolgt zu haben; und diesen können wir ihm nicht absprechen. Soll eine Synonymik festen Boden haben, so muſs man zuvörderst (darin stimmen wir Hrn. D. vollkommen bei) bei sich selbst mit der Etymologie der zu bestimmenden Wörter im Reinen seyn. Die gangbaren Etymologieen der Wörter, sagt er, haben ihn weit seltener, als er wünschte, befriedigt, so daſs er sich häufig genöthigt gesehen, einen neuen Weg einzuschlagen, und nun sogar der gröſsere Theil des Buches, dessen Hauptzweck doch Synonymik sey, sich mit etymologischen Untersuchungen beschäftige. Darauf klagt er, daſs man bei dem bisherigen etymologischen Verfahren die zwei Hauptarten der Etymologie, die Wortforschung und die Sprachenvergleichung, in der Anwendung nicht genau genug geschieden habe. Die Aufgabe der Wortforschung sey, ein abgeleitetes Wort auf sein in der nämlichen Sprache befindliches Stammwort zurück zu führen; die Sprachenvergleichung dagegen halte sich nicht innerhalb der Gränzen einer und derselben Sprache, und beruhige sich nicht damit, den Derivatis ihren Stamm, wie den Kindern ihren Vater, nachweisen zu können, sondern sie fange mit den Stämmen selbst an, und suche in fremden Ländern die Geschwister und Verwandten derselben an der Aehnlichkeit zu erkennen. Die Vermengung der wortforschenden und der sprachenvergleichenden Etymologie habe bisher den etymologischen Forschungen viel Eintrag gethan; man sollte die Sprachenvergleichung, als die höhere Instanz, erst angehen, wenn die niedere, die Wortforschung, einen ungenügenden Spruch gethan, oder sich für incompetent erklärt habe, und ein augenscheinlich derivirtes oder componirtes Wort nicht früher von einem verwandten Wort einer fremden Sprache ableiten, bis man seinen einfachen Stamm innerhalb derselben Sprache wirklich gefunden oder vergeblich gesucht habe. Darauf unterscheidet er recht gut in dem Verhältnisse der lateinischen Sprache zur griechischen drei Zeiten und Arten: die vorhistorische Zeit, in welcher die beiden Nationen sich noch nicht getrennt hatten; die erste Zeit des Einflusses der griechischen Cultur auf Rom, in welcher die römischen Dichter griechischen Wörtern einen lateinischen Klang gaben, und sie so in die lateinische Sprache gleichsam einschwärzten;

drittens die spätere Zeit jenes Einflusses, wo die Römer selbst griechische Wörter, namentlich Kunstausdrücke, aus der griechischen Sprache entlehnten, und unverändert, blos mit lateinischen Buchstaben geschrieben, in die römische einführten. Im Verfolg der Vorrede erklärt er, er habe sich durchaus (ungeachtet er die Verwandtschaft des Lateinischen mit dem Griechischen nicht verkenne) enthalten, lateinische Wörter aus griechischen Wörtern abzuleiten, sondern sich beschränkt, meist nur auf Anderer Vorgang, lateinische Wortstämme mit griechischen Wortstämmen zu vergleichen. So führe er z. B. *scindo* lieber auf *caedo*, als auf σχίζω zurück. Denn um *scindere* von σχίζειν abzuleiten, müsse man ein innigeres Verhältnifs der griechischen und lateinischen Nation in der Urzeit annehmen, als die Geschichte mit hinlänglicher Sicherheit nachweisen könne. Die Untersuchung, ob σχίζω und *scindo* verwandt seyen, gehöre in das Gebiet des Sprachenvergleichers. Weiterhin erklärt er sich über seine Vorgänger auf dem Gebiete der Synonymik, von denen Popma und Andere auf Etymologie gar keine Rücksicht genommen, Dumesnil aber meist in der Angabe des Wortstammes die unglücklichste Wahl getroffen habe; er spricht von dem geringen Gewichte des grofsen Sprachkenners Cicero, in Fällen, wo er Sprachforscher und Etymolog seyn wolle, und bemerkt, dafs die Alten überhaupt für historische Sprachforschung wenig Sinn, Beruf und Geschick verrathen. Doch wir enthalten uns weiterer Auszüge aus der sehr lesenswerthen Vorrede, in der Hoffnung, dafs unsere Leser, die sich für gründliche Sprachforschung interessiren, recht bald Bekanntschaft mit einem Buche machen werden, das reich an neuen Ansichten, und, wo man auch nicht ganz beistimmen kann, an scharfsinnigen und zu weiterer Prüfung reizenden Combinationen ist. Unter den von ihm gebrauchten und S. XXIX f. angegebenen Werken von Vossius, Martinus, Perottus, Popma, Nolten, Dumesnil, Schmitson, wünschten wir auch genannt zu sehen: Christ. Becmanni Manuductio ad Latinam Linguam, nec non de Originibus Latinae linguae. ed. 4. Hanoviae 1629. 1172 S. 8. Unter den Neueren bieten aufser Weber (Uebungsschule) und Grotefend (Materialien) auch Herzog und Möbius in ihren Ausgaben des Cäsar manchen schätzbaren Beitrag zur richtigen Bestimmung sinnverwandter Wörter. Für Synonymik nicht ohne Ausbeute möchten auch die zum Theil schon gedruckten, in Handschriften dem Cicero fälschlich zugeschriebenen Synonymensammlungen seyn, von denen Fabricius B. L. I. p. 139. und II. p. 155. (ed. Hamb

Digitized by Google

1721.) spricht, von deren einer aus einem Wolfenbüttler Codex in Seebode's Krit. Bibl. 1822. p. 696 — 698. Proben gegeben werden, und die Ref. in einer Handschrift aus dem fünfzehnten Jahrhundert vor sich hat, welche von den dort gegebenen Proben sehr abweicht. Die erste Schrift auf 21/2 Seiten in Folio hat die Ueberschrift: Liber differentiarum Ciceronis incipit. Zu Anfang steht: Reperi etiam in antiquissimo codice de differentiis Ciceronis: quem tamen Ciceronis satis michi constat: et quoniam utilis, et hunc exemplandum duxi. Inter metum, timorem et pavorem hoc interest; quia metus futura prospicit, timor subita mentis consternatio, pavor ami metus uiuctā (so) dicimus etc. Darauf folgt auf mehr als 28 Seiten: Incipit liber de proprietate sermonum. Inter polliceri et promittere hoc interest, quod promittimus roganti, pollicemur ultro. Inter nullum et neminem. ullus [nullus] ad universa potest referri, nemo ad hominem, item nemo quasi nec homo etc. Doch wir kehren zu unserm Verf. zurück. Die von ihm befolgten Grundsätze, wie wir sie kürzlich angegeben haben, wird wohl nicht leicht Jemand im Allgemeinen verwerflich finden. Indessen fürchten wir doch, es möchte die grofse Sorgfalt und Bemühung, die Wortforschung von der Sprachvergleichung getrennt zu halten, und ja nicht zu vermengen, ihn zu weit geführt, und zuweilen dem Werke selbst Schaden gethan haben. Wir wollen uns erklären. Sehr oft ist in der Natur etwas nothwendig und innig vereinigt, was der Verstand, wenn von Berichtigung und Klarheit der Begriffe die Rede ist, nothwendig trennen mufs. So treten in der Wirklichkeit und im Leben manche Geistesthätigkeiten (Operationen) immer in Verbindung mit einander, und nie gesondert, auf, während der Psycholog sie, zum Behufe der Wissenschaft, trennen, und vereinzelt, als ob sie trennbar wären, betrachten mufs. Machen wir die Anwendung auf den vorliegenden Fall, so ist nicht zu verkennen, dafs Hr. D. sehr wohl daran that, es sich und seinen Lesern klar zu machen, dafs das Geschäft des wortforschenden, und das des sprachvergleichenden Etymologen verschieden seyen. Aber wenn er nun so ganz und gar auf lateinischem Grund und Boden stehen bleiben will, dafs er die offenbarsten und klarsten griechischen Ableitungen verschmäht, z. B. *varius* lieber von *vanus* herleitet, als von *βαλιός* (woher es doch eben so gewifs kommt, als *lilium* von *λείριον*); wenn er, wo die ganze Sprache in Wurzeln, Zahlen, Declinationen, Conjugationen und Formationen so laut ruft, dennoch z. B. absichtlich die Wurzel zu dem Verbum *scindo* blos auf lateini-

schem Boden sucht, weil man sonst „ein innigeres Verhältnifs der griechischen und lateinischen Nation in der Urzeit annehmen müsse, als die Geschichte mit hinlänglicher Sicherheit nachweisen könne“; so geht er nach unserer Ansicht zu weit, trennt das nothwendig und durch die Natur und Analogie Verbundene, und verlangt historische Zeugnisse und Nachweisungen, wo Natur und Analogie lauter, als die oft sehr precären geschichtlichen Daten und Notizen sprechen. Immer noch viel besser freilich, als wenn man etymologisirt, wie einmal Daniel Heinsius, der nicht einmal die Formationsbuchstaben vom Stamme sondernd, und willkührlich auf eine sehr entfernte Sprache überspringend, eine Bestätigung dafür, dafs die Attiker sich Autochthonen nannten, in dem Worte Ἀττικοὶ selbst fand, welches er ganz naiv und arglos von dem hebräischen עתיק, alt, herleitete. Uebrigens fanden wir uns durch die meisten Wortforschungen, so wie durch die Begriffsbestimmungen der Synonyme und die dazu aus reicher Belesenheit gegebenen Belege und Beispiele des Hrn. Verf. in hohem Grade befriedigt, und wir können kaum Einzelnes herausheben, um nicht dem übrigen Gelungenen und Gründlichen Unrecht zu thun. So hatten wir uns bezeichnet atrox, trux, deterior, immanis, pejor, melior, nequam; aber wie vieles Andere verdient gleichen Beifall! Starke etymologische Zweifel sind uns indessen auch zuweilen aufgestofsen, z. B. bei jugis, semper, frequens, tranquillus, supervacaneus, studium, sublimis, prurio, adolescens, der stärkste jedoch bei in praesentiarum. Es ist doch eine schwierige Sache, sich überzeugen zu sollen, dafs es ein Adjectiv *praesentiarus* gegeben habe, welches nach der Analogie von avarus, clarus und gnarus gebildet sey, und vergessen zu sollen, dafs es kein Adjectivum giebt, welches an die Endung eines abstracten Substantivs (welches entweder wie *justitia* aus einem Adjectiv, oder wie *praesentia* aus einem Participium gebildet worden) auf *tia* noch die Endung *rus* hänge, und dafs sich der ganze Bau der Sprache und alle Analogie dagegen sträube. Doch eine Seltsamkeit dieser Art findet sich weiter nicht in dem ganzen Buche. Wir haben uns indessen noch eine Anzahl von Einzelnheiten bemerkt, die wir für den Verf. so wie für seine Leser zur Vervollkommnung und Berichtigung des Werkes anspruchslos hier niederlegen. — Zuvörderst bemerken wir, dafs uns nicht wenige unrichtige Citate aufgestofsen sind. Z. B. S. 1. mufs es heifsen Varro de L. L. V. pag. 46. ed. Durdr. oder Amst. Ebendas. steht die Stelle bei Goclenius

Digitized by Google

(Lat. Ling. Obss.) nicht S. 345, sondern S. 247. (ed. Frcf. 1609. 8.) — S. 2. ist zu lesen Cic. de N. D. I. 15, nicht I. 16. — S. 3. Casp. Barthii Advers. XV. 19. (nicht XV. 9.) p. 819. — S. 20. muſs die Stelle bei Varro citirt werden: VI. p. 81. ed. Amst. oder p. 99. Bip. Wenn es dort heiſst: Qui adest, assiduus; ferre *quem*, quae oportet, is frequens; so ist *Ferre quem* gewiſs falsch. Ant. Augustinus Ed. Bip. T. II. p. 240. sagt: doctus vir scribendum putat: *Fert qui* (i. e. qui fert). Wir glauben, es muſs heiſsen: *Ferre quiens*, quae oportet, is *frequens*: womit wir aber die Etymologie selbst nicht gebilligt haben wollen. — S. 21. muſs es heiſsen Gell. XIX. 4. (nicht 5.) p. 504. Steph. p. 838. Gronov. — S. 25. wird citirt Pareus Lex. Plaut; aber das Angegebene steht in einem ganz andern Werke des Pareus, nämlich im Lexicon Criticum p. 185. Wir haben beide Werke vor uns. Das Lex. Plaut. ist gedruckt Francof. 1614. 11/2 Alphabete, das Lex. Crit. in Nürnberg 1645. mit einer Mantissa 1646. zusammen über vier Alphabete. Von demselben Pareus liegt vor uns ein für Beispielsammlungen zur lateinischen Synonymik reichhaltiges Werk: Calligraphia Romana, ed. 2. Frcf. 1620. fast vier Alphabete. — S. 31. ist abermals citirt Pareus Lex. pag. 1113; es muſs aber wieder heiſsen Lex. Crit. und zwar pag. 1112. — S. 30. giebt Hr. D. an, Varro de L. L. leite *salvus* von *sanus* her, ohne nähere Angabe der Stelle, die sich wirklich bei Varro nicht zu finden scheint. Wir finden aber dasselbe Citat bei Martinus im Lex. Philolog. und bei Perottus p. 815. 32. ed. Ald. — S. 62. ist wieder Parei Lex. Plaut. für Crit. angeführt. Die Stelle ist p. 981. — S. 104. soll es heiſsen Solin. 10. (nicht 15), nach des Salmasius Ausgabe p. 20. Traj. 1680. f. m. In ältern Ausgaben, z. B. cum comm. J. J. Grasseri, Lugd. 1609. 8. ist es im 16ten Capitel p. 70. In der letztern Ausgabe aber steht nicht, wie bei Salmasius, *lassatas*, sondern *lassas*. — S. 113. muſs es heiſsen Cic. de N. D. II. 60. (nicht 40.) Das Citat ist aus Beier zum Cic. de Off. II. 4. 14, wo es auch falsch steht. — S. 114. soll es heiſsen Varro de L. L. IV. p. 11. ed. Amst. — S. 133. steht IV. 18. 41. Es ist aber 42. extr. — S. 144. soll stehen Tusc. I. 7. (statt 8.) — S. 170. steht Sueton. Claud. 4; es soll aber heiſsen 41; auch ist quin *ex* intervallo zu lesen, nicht quin *ea* intervallo. — Zu S. 3. bemerken wir, daſs sich für den Sprachgebrauch von *perpetuus*, so wie für *perpetuitas* sehr treffende Beispiele in einem übrigens seltenen Buche gesammelt finden, welches in zwei Groſsoctavbänden in London 1709 erschienen ist unter dem Titel: Selectarum de Lin-

Digitized by Google

gua Latina Observationum libri duo, ductu et cura Joannis Ker; wo auch in der Vorrede zum zweiten Theil über Cicero, in so fern sich aus ihm für Synonymik lernen lasse, aus einer Abhandlung des A. Schorus gesprochen wird. — S. 17. wird es lin. 3. wohl heifsen müssen, *ipse* d. h. *ispe* (für *ispe* d. h. *ipse*). — S. 28. Nicht blos, weil *salvare* in der Ciceronischen Zeit der lingua rustica angehörte, hat man de N. D. II. 3. die Lesart nulla peremnia *salvantur* verwerfen müssen, sondern weil *salvare* überhaupt gar nicht für *observare* stehen konnte, wenn es auch zu jener Zeit üblich gewesen wäre. *Salvantur* entstand an jener Stelle ohne Zweifel durch mifsverstandene oder unrichtige Aussprache des Dictirenden. Der Schreibende verstand ohnedies *peremnia* nicht, und das *salvare* war ihm durch den Salvator mundi zu bekannt. — S. 31. sq. hat die Stelle des Donat., validus, qui multum rerum necessariarum ad salutem, keinen Sinn, wenn man nicht *habet* dazu setzt. — S. 37. Die Ableitung des Wortes *saevus* aus *vae*, mit Hinweisung auf Martini's Andeutung: *αἰβεῖ* est indignantis praepositio, am Schlusse des Artikels *saevus*, der auch das hebräische אבוי, eheu, zurückweist, gefällt uns zwar besser, als die bei Vossius, welche auch Martini hat: *σκαιὸς*: scaevus, extrito c. Aber bemerken wollen wir doch auch, dafs es Becmannus mit *σαίω*, *σεύω* und *σείω* in Verbindung setzt; und zu S. 38, dafs derselbe schon *atrox* entschieden von *ater* herleitet. Auf derselben Seite durfte die Behauptung in der Note, dafs *oculus* mit *ὄψ* verwandt sey, entschiedener ausgesprochen seyn. — S. 44. Anm. In der Stelle des Nonius Marcellus: Ferocia, ferocitate. Pacuvius Teucro: nisi *citia* ferocitate atque ferocia, mifsbilligt Hr. D. Merciers Vermuthung, ohne sie anzugeben [dieser will nämlich aus einer andern Stelle des Pacuvius, die unter *hostire* citirt wird: Pacuvius Teucro: nisi coërcuero protervitatem, atque hostio ferociam, lesen: Nisi coërceo ferocitatem atque ferociam] und emendirt: Nisi *insita* (oder nisi *insitia* d. h. insitiva) ferocitate atque feroçia.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N. 65. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Lateinische Synonyme und Etymologieen von Döderlein.

(*Beschluſs.*)

Uns gefällt die Emendation des Hadr. Junius: *Inscitia*, ferocitate atque ferocia *). — Nach S. 69. ist *pessum* aus *per-*

*) Wenn ein Rec. in der Allg. Lit. Ztg. 1826. 127. den Wunsch äuſsert, es möchte die Hahn'sche Verlagshandlung, welche uns neulich einen Abdruck des Non. Marcellus nach der Ausgabe des Josias Mercerius, Paris. 1614. gab, in einem zweiten Bande einen Abdruck der seltenen Stricturae et emendd. Nonianae von Christoph Wase, Oxf. 1685. 4. und ausgewählte Anmerkungen aus den Ausgaben des Adr. Junius und Dion. Gothofredus, so wie eine Variantensammlung aus letztern und aus den Wolfenbüttler MSS. (wovon sich Proben in Seebode's und Friedemanns Misc. Crit. I. finden) nachliefern, wobei auch, was Reuvens in seinen Collectaneis litt. über die MSS. des Nonius, so wie über die Berichtigung einzelner Stellen gesagt hat, zu beachten seyn möchte; so fügt Ref. noch hinzu, daſs der Besorger des neuen Abdruckes des Nonius, wie S. XII zeigt, auch folgende wichtige Ausgabe nicht gekannt zu haben scheine: Nonius — sermonis et Fulgentius — sermone. Ex vetustissimis Codd. longe emendatiores et duobus indd. locupletiores. In eosdem libros virorum doctissim. notae et variarum lectt. libellus. 8. Parisiis, ap. Aeg. Beys, sub signo lilii albi, via Jacobaea. MDXXCIII. cum priv. regis. 270 Blätter Text des Nonius und Fulgentius (der letztere hat eine Vorrede des Adv. Junius und sieben Bogen Indices. Dann kommt: In Non. Marc. libros de propr. serm. virorum doctissimorum notae. quibus adjectus est novus libellus varr. lectt. ex vetustiss. Codd. MSS. Paris. ib. eod. 33 Blätter Anmerkungen von Junius, Turnebus, Arnoldus, Brissonius, Brodaeus, Puteanus, G. Canterus, H. Stephanus, J. Cu-

Digitized by Google

versum zusammengezogen, nach der Analogie von *provorsa* oratio, welches in *prosa* zusammengezogen erscheint. Liefse sich nicht auch nach der Analogie von *passum* aus *patitum* (von pati) und aus *panditum* (von pando), oder *quassum* aus *quatitum* (von quatio), bei *pessum* an *perditum* denken? — S. 71. sollte mit Bestimmtheit erklärt seyn, dafs die Satyrn, welche Hor. A. P. 221. *agrestes* nennt, durchaus nicht *rustici* heifsen könnten. Der Grund ist klar. — Wenn Hr. D. sagt, Cicero selbst wechsle zwischen *serius* und *severus*, und anführt Fam. VII. 11. de re *severa* tecum, ut soleo, jocor, so ist dieses Beispiel darum noch kein vollständiger Beweis dafür, weil *severus* bei Cicero hier als blofser Nothbehelf erscheint, indem er einen Superlativ haben mufste, welchen er von *serius* nicht brauchen konnte. Hr. D. mufste Stellen anführen, wo der Positiv steht; und eine solche findet sich de Off. I. 30. 103. tum cum gravibus *severisque* rebus satisfecerimus, aber nur in den Ausgaben vor Victorius. Seit diesem steht *seriisque* so unbestritten im Text, dafs Heusinger, Gernhard und Beier nicht einmal eine Variante aus einer einzigen Handschrift dort anführen. Eine andere Stelle möchte sich aber schwerlich finden. Denn de Off. I. 37. 134. steht auch in den ältesten Ausgaben, so wie in allen Handschriften: ac videat in primis, quibus de rebus loquatur: si *seriis*, severitatem adhibeat; si jocosis, leporem. — Zu S. 77. Note bemerken wir, dafs besonders die deutsche Sprache vielen lateinischen und griechischen Wörtern ein sch voransetzt; z. B. limus, Sch-leim, Sch-lamm; μέλδω, sch-melzen; λύζω, λυγμὸς, sch-luchzen, sch-lucken; nix, χιών, Sch-nee; lubricus, sch-lüpfrig; ἕκυρος, Sch-wager, Sch-wäher; βάζειν, sch-wazen; lingo, ligurio, sch-lingen; oro, ἔρκος, sch-wören; λιτὸς, sch-licht; ἄζειν, sch-ätzen; λάπτω, sch-lappen (schlürfen); maceo, sch-machten; man vergleiche noch: the wings, Sch-wingen; wallen, Sch-wall; lottern, sch-lottern; Wulst, Sch-wulst; wanken, sch-wanken; lecken, sch-lecken; ἄτη, Sch-ade; νεῦρα, νευρὰ, Sch-nur; μύρον, Sch-miere; κλητὶς,

---

jacius, Jos. Scaliger, J. Lipsius, J. Passeratius, Jan. Guilielmus, J. Bongarsius, J. Durantius, J. Palmerius, L. Carrio, Muretus, N. Faber, O. Giffanius, P. Victorius, P. Pithoeus, P. Daniel; den Schlufs machen 171/2 Blätter Varr. Lectt. Wer wünscht nicht mit uns, zu jener neuen Ausgabe auch die Anmerkungen der genannten Männer und die Varianten des Anhangs der genannten Ausg. von 1583, welche auch bei Brunet und Krebs angeführt ist, zu besitzen?

Digitized by Google

Sch-lüssel. Sollte sich auch gegen einige dieser Vergleichungen etwas einwenden lassen: die Sache ist und bleibt doch richtig. — S. 87. Die Wörter σιγᾶν und σιωπᾶν stehen beisammen bei Euripides Hecub. 507. sq. ed. Both. Σιγᾶτ', Ἀχαιοὶ σῖγα πᾶς ἔστω λεώς! Σίγα, σιώπα! νήνεμον δ' ἔστησ' ὄχλον. — S. 88. an der Stelle des Ammonius pag. 128. (124. ed. Lips.): σιγὴ δὲ στέρξις λόγου, wo Valckenaer (der Verf. schreibt falsch, wie viele des Holländischen nicht kundige Deutsche, Valckenär) στίξις oder στέργησις vermuthet, billigt Hr. D. στέργησις, wie schon Dorville ad Chariton. p. 504. ed. Lips. p. 499. ed. Amst. that. Wir vermutheten ἴρξις oder εἴρξις, welches Wort zwar nicht in den Wörterbüchern steht, aber aus σύνερξις bei Plato und κάθειρξις bei Aelian hervorblickt. Doch wollen wir στέργησις nicht verwerfen. — S. 100. In der Stelle des Cic. de N. D. II. 21. 56. steht nicht *varietate*, sondern *varietat* — S. 105. ist nicht *Ulyxes*, sondern *Ulixes* zu schreiben; s. Schneider Lat. Gramm. I. Elementarl. 1. p. 354. (nicht 355.). — S. 109. sq. sagt der Verf., es sollte der Abstammung nach ἱκανῶς mit *satis* verglichen werden, und ἄλις mit *abunde*. Sollte nicht ἄλις dem *satis*, wie auch Vossius will, etymologisch näher stehen? — S. 110. ist ein seltsames Mifsverständnifs. Görenz ad Acadd. II. 14. p. 86. zweifelt, ob *sat* für *satis* ciceronisch sey, und glaubt, der Umstand, dafs es sich doch öfters in Handschriften finde, komme daher, weil *satis* häufig *sat* mit einem Häckchen am *t* geschrieben wurde, welches leicht habe vernachlässigt werden können. Darüber sagt Hr. D., Görenz ziehe in Zweifel, dafs *satis* sich bei Cicero finde, und setzt hinzu: schwerlich mit Recht. Dies wäre freilich falsch. Aber es steht auch *sat* an gar manchen Stellen des Cicero ohne Variante und unbestritten, wohin indessen nicht die de N. D. III. 27. 68. gehört, qui non *sat* habuit, conjugem illexe in stuprum, denn das ist ein Senar aus einem Tragiker, wie schon Beier ad Cic. de Off. I. 28. 97. gezeigt hat. — S. 112. sq. In der Stelle Tusc. III. 11. extr. heifst es nicht *resistere*, sondern *repugnare*. — S. 117. Zu dem Ausdrucke des Livius V. 19. opus laboriosum, welchen Cicero schwerlich gebraucht haben würde (wiewohl er de Legg. III. 8. laboriosa provincia sagt, und ad Att. VI. 2. haec — laboriosa), konnte bemerkt werden, dafs dieser Sprachgebrauch sich mehr für die Poesie eigne: z. B. Catull. I. 6. sq. *chartis*, Doctis, Juppiter! et *laboriosis* — S. 119. Die Stelle des Festus: *Industriam* antiqui dicebant *indostruum*, quasi qui, quicquid ageret, *intro* strueret et studeret domi, ist gewifs verdorben. Nicht so nothwendig scheint es, mit Gifanius *endostruum* für *indostruum* zu lesen (s. die

seltene Ausg. des Verrius Flaccus und Festus mit den Noten von Ant. Augustinus, Jos. Scaliger, Fulv. Ursinus und Anderer, ap. Petr. Santandr. 1593. im Anhang S. 59.), als für *intro* zu schreiben *indu* (i. e. *intus*); s. Vossii Etym. L. L. v. *indu*. — S. 166. Hr. D. citirt in der Note eine kleine Schrift von M. O. F., Specimen animadversionum in Bas. Fabri Thes. erud. schol. Lips. 1741. 4. Dieser M. O. F. ist Friedr. Otto Menken, welcher dieses Specimen wieder in sein treffliches, von Scheller und andern Lexikographen noch lange nicht genug benutztes, Werk: Observationum linguae Latinae liber, in quo varia rarioris usus genera dicendi annotantur etc. (Lips. 1745. 1032 S. in 8.) eingerückt hat, wo sich die von dem Hrn. Vf. angeführte Stelle S. 852. findet. — S. 174. sollte zu der Stelle des Varro bemerkt seyn, dafs die Ableitung des Wortes *terra* von *tero* falsch sey; so wie zu dem Namen Termo des Gottes Terminus beim Ennius bemerkt seyn sollte, dafs jenes nichts als lateinische Schreibung des griechischen τέρμων sey. — S. 182. würden wir das Wort *secundus* nicht das eigentliche Zahlwort genannt haben. Es ist so wenig, oder noch weniger, als δεύτερος, ein eigentliches Zahlwort in seiner Wurzel. — Diese Anmerkungen, Ausstellungen und Zusätze mögen das Interesse bezeugen, mit dem wir das Buch des Verf. gelesen haben. Wir wollen nicht auf das Einzelne seiner Untersuchungen über Etymologie und Synonymik weiter eingehen, sondern unsere Leser nur auf ein Buch aufmerksam machen, das eine Fülle eigener und richtig gedachter Ansichten, und scharfsinniger Bemerkungen über Sprachgebrauch und den Unterschied scheinbar gleichbedeutender Wörter enthält; den Hrn. Verf. aber zu baldiger Fortsetzung einer Arbeit ermuntern, die seinem Scharfsinn und seiner Gelehrsamkeit gleich viel Ehre macht.

Nachtrag von Bemerkungen eines andern Recensenten.

Zu S. 5 sq. „Zugleich aber hat *diugis* sein *d* abgeworfen, wie *Janus*, *bellum*.“ Eben so ist bis = duis [Buttmanns Lexilog. II. p. 264.] und, trotz des Widerstrebens des Vossius, viginti = biginti = duiginti; denn auch in zwanzig ist zwei enthalten; auf der Scipionischen Tafel dunoro = bonorum; dwell = weilen (Hohen-Twiel = Hohen-Wiel = Hohen-Weil); twerend = während, in den Erfurt. Stat. in Walchs Beitr. II. 93; twagen, twahen, zwagen (waschen), von Wag, Wasser, Meer. — S. 17. Not. * „*Nempe* ex *nampe*

ortum, ut *quippe* ex *quiape*." So schon vor Reisig Vossius. — Ebend. *Semper* und *saepe* habe ich immer für verwandt gehalten, aber von ἅψ hergeleitet, womit auch oft stammverwandt ist. — S. 80. Auch ich leite *servus* von *serere* her, und vergleiche zur Bestätigung die Analogie im Hebräischen עֶבֶד und עָבַד. Dafs in *servus* das *s*, wie in *salvere* von *avere*, nur als Zischer vorlautet, erhellt aus *seritudo* bei Festus, statt *servitudo*. — S. 38. Bei *atrox* wird etwas angenommen, was bei *jugis* S. 5. verworfen wird. — S. 52. n. 9. zer möchte wohl nicht als dasselbe Wort mit durch anzusehen, sondern von seren, versehren, abzuleiten seyn. — S. 77. *sepelire: se*, bei Seite, hinweg, und *pellis*, wie *spolium* von *se* (oder *ex*) und *pellis*, gleich dem sinnähnlichen *exuviae*, von *exuere*. Auch bei Ulphilas heifst *fillan* begraben, von Fell. — S. 81. *Tranquillus* a τέρην et κυλίω: quod leniter devolvitur; mare enim, quum leniter et placite fluctuat, *tranquillum* esse dicitur. So etymologisire ich dieses Wort. Uebrigens mögen τέρην und *trahere* wohl auch in Wortverwandtschaft stehen. — S. 85. Die eigentliche Bedeutung von *tacere* erhält durch das stammverwandte altdeutsche tougen, tougenheit, heimlich, Geheimnifs oder Geheimhaltung, Bestätigung. Das Gegentheil von *tacere* ist *loqui*, das Wort an den Tag bringen, sprechen; das Gegentheil von tougen ist offenbar. In *tacere* liegt Verheimlichung dessen, was man sagen konnte oder sollte. Uebrigens sind theiga, Isl. thaban, Ulph. tiga, Schwed. tacere (pronunc. tagere), dagen bei Horneck, tougen, altd. σιγᾶν, schweigen, silere, σιωπᾶν, sopire, somnus (sopnus), sofna, Isl. sef (Ruhe), Isl. ὕπνος lauter Stammverwandte, und die *p* und *f* in den letztern Wörtern, offenbar zum Stamm gehörend, möchten wohl beweisen, dafs auch in σιωπᾶν das π dem Stamm angehört, und nicht aus ὤψ entstanden ist. — S. 99. *vanus* setze ich mit ἄνευ und unsern privirenden wan, ohne, un in Stammverwandtschaft; das Wort bedeutet leer, nichtig, eitel in der Bedeutung leer: lauter Verneinungen, Privationen. — S. 119. Wie kann in *induere* das *d* zum Stamme gehören, wenn man es gegen das zum gleichen Stamme gehörige *exuere* hält? *d* ist entweder euphonisch eingeschoben, oder aus *inda* herzuleiten. — S. 117. *labor*. Die Etymologie ist nicht für diese Begriffsentwickelung: λαβεῖν, wovon *labi* doch am wahrscheinlichsten stammt, ist *prehendere* (Hand), λόβαι, χεῖρες, Hesych. law, lofa, Hand, Ulph. Angels.; *laborare* ist demnach zunächst und etymologisch: manibus aliquid efficere; die andern Begriffe sind erst abgeleitet. — S. 149. *bibere*. Hier ist *buere*

Digitized by Google

(imbuere) als nächster Verwandter anzuführen, womit unser bauchen, die Wäsche mit Lauge begiefsen, und feucht in Verwandtschaft steht. Doch in den Zusätzen ist *imbuere* angeführt. — S. 83. lin. ult. wie *qui* und wer, *qualis* und welcher, und, wie man in Schwaben ausspricht, weler. — S. 151. „ob dieses *i* das ausgefallene *r* ersetzt" Nach der Analogie allerdings: S. 50. Cajus statt Carius; in der Münchner Volkssprache lautet Markt wie Maikt; aquario und aquajo Ital., und so häufig in dieser und der spanischen Sprache. — In dem von *bajulus* herstammenden Worte *bailif*, Beamter, ist der verwandte Begriff (in eines Andern Dienst) enthalten; s. Spelman und Dufresne; auch Visir bedeutet nach Hammer (Fundgr. V. 85.) etymologisch einen Lastträger. — S. 161. *invitare* allerdings ein Frequentativ, aber von *videre*, *visitare*? Vielleicht von *vico*, wetten, anbinden (provinziell), qui invitat, alligare sibi aliquem cupit, er will sich ihn nahe bringen, sich mit ihm zu einem gewissen Zwecke verbinden. — S. 103. Dafs in *hortari* der Begriff eines Impulses enthalten ist, bestätigt das aus ihm hervorgegangene französische *heurter*. — S. 179. *homo* von *humus*? ἐπιχθόνιος ist nur Beiwort, und erst das ἐπί erzeugt die Bedeutung auf der Erde, Erdbewohner, und führt den Begriff Mensch näher herbei. Besseres weifs ich übrigens nicht, und Vossius und Lennep thun mir eben so wenig Genüge. [Becmannus stimmt auch für die Ableitung von *humus*; Scaliger von ὁμῶς, quia *homo* est animal *sociale*; Martinus im Lex. Philolog. im letztern Sinne eher für ὁμόω oder ὁμοῦ; oder: *homo*, quod deo sit ὅμοιος, oder von עם (ham) populus, hominum multitudo, und was dergleichen Einfälle mehr sind.] — S. 183. *cacumen*. Auch Lennep leitet es von *acuo* her, nur nimmt er eine Contraction *coacumen* an; eben so *carcer* von *arceo*. — Das ganze Büchlein habe ich mit Vergnügen und mancher Belehrung durchgelesen. Den Grundsätzen, welchen Hr. D. in Bearbeitung der Synonyme und Etymologieen gefolgt ist, stimme ich im Ganzen vollkommen bei; nur hat ihn der Vorsatz, Stämme lateinischer Wörter nur in der lateinischen Sprache aufzusuchen, öfters zu gezwungenen Ableitungen verleitet, die er, durch Analogieen verführt, für die richtigen hält. Wofür aber lassen sich nicht Analogieen auffinden? Bei der so äufserst nahen Verschwisterung des Griechischen und Lateinischen darf man schon bei der Wortforschung (nicht blos bei der Sprachenvergleichung) zu Auffindung richtiger Ableitungen unbedenklich zur griechischen Sprache seine Zuflucht nehmen,

Digitized by Google

wenn diese eine näher liegende und den Wortbildungen der lateinischen Sprache nicht zuwider laufende Ableitung darbietet.

Du Culte des Cabires chez les anciens Irlandais. Par Adolphe Pictet. Genève et Paris, 1824. IX und 154 S. 8.

Vorstehende Monographie, welche aus Valancey Collectanea de rebus hibernicis vornehmlich geschöpft hat, hat das Verdienst, einen wenig gekannten Zweig der alten Religionsgeschichte beleuchtet zu haben. Da aber die alte irländische Literatur zur Zeit mehr in handschriftlichen als in allgemein zugänglichen Werken besteht, so sollte sich, unsers Bedünkens, der Mythолog darauf beschränken, die gesammelten Data zusammen zu stellen, ohne sich in gewagte Vermuthungen einzulassen. Hr. P. dagegen versucht schon die zerstreuten Notizen von der irländischen Götterlehre in ein System zu bringen, und in dessen Mittelpunkt willkührlich die Kabiren zu stellen. Allein — bei aller Hochachtung, die wir dem Scharfsinn, der Combinationsgabe und der Gelehrsamkeit des Verfassers widmen — müssen wir doch bemerken, dafs die irländische Sage nicht einmal den Namen der Kabiren kennt; denn das irländische Cabur in der Bedeutung der Magie kann kaum hierher gezogen werden, wie S. 95. geschieht.

Bei der Frage, ob auch in Irland Kabirendienst sich vorfinde, kommt billig Artemidors Zeugnifs bei Strabo IV. 137. zuvörderst in Betracht, dafs auf einer Insel bei Britannien der Demeter und Kore ähnliche Verehrung gezollt wurde, wie in Samothrace. Der Verf., der auf diese Angabe sich stützt, hätte nun im Verfolg ausmitteln sollen, unter welchen Namen diese Demeter und Kore in Irland vorkommen. Hier kommt die Angabe des Mnaseas bei Schol. Apollon. Argonaut. I. 918. zu Statten, dafs Demeter in kabirischem Sinne in Samothrace Axieros hiefs. Die oberste Göttin der Irländer aber ist Eire, mit dem Attribut der Würde Easire oder Axire genannt, und wurde für die Erde und für die Mutter der Götter gehalten. Ref. leitet daher dieses Wort am liebsten von ἔρα (Erde) ab (das auch mit ארץ gleichen Stammes ist), und erinnert an die Aehnlichkeit des Wortes und des Sinnes mit Ἥρη. Wenn Hr. P. die zwei folgenden von Mnaseas angeführten samothracischen Kabiren, Axiokersa und Axiokersos, mit den irländischen Gottheiten Ceara und Cearas vergleicht, so scheint

diese Zusammenstellung darum unpassend zu seyn, weil Axiokersa von Mnaseas als Persephone und Axiokersos als Hades gedeutet wird, die Irländer aber unter Ceara die Ceres im engeren Sinn, d. i. die Göttin des Ackerbaues sich vorstellten, und unter Cearas den Gott des Feuers, der Feuerkünste und der Wissenschaften. (Als solcher hat Cearas zu Kindern die Brid als Göttin der Dichtkunst, die Ceacht als Göttin der Arzneikunde, den Mithr, d. i. die Sonnenstrahlen, und zum Bruder den Ogma als Erfinder der Buchstabenschrift.) Aber auch Persephone und Hades, welche in das samothracische so wie in das eleusinische System gehören, sind den Irländern notorisch bekannt gewesen. Die Tochter der Ceara nannten sie Porsaipheam d. i. Persephone. (In kabirischem Sinne mag daher wohl die Mutter Ceara mit der Eire oder Axire identificirt worden seyn.) Hades hiefs ihnen Samhan, wörtlich das Sonnchen. Ueber die mythologische Verbindung dieser Götter, wodurch sie erst als Kabiren erscheinen, schweigen zur Zeit die irländischen Nachrichten. Genug aber, dafs wir wissen, die samothracisch-kabirischen Götter seyen ihnen bekannt gewesen, und Artemidors Bericht von samothracischer Verehrung auf einem britannischen Eiland zu würdigen.

Merkwürdig ist die irländische Bezeichnung des Hades als Sonnchen, wenn wir uns an die Tempelwände von Umebeda nach den neuerlichen Mittheilungen des Hrn. Minutoli erinnern, wo Ref. den Osiris als Gott der Unterwelt gerade mit einer kleinen Sonne auf dem Haupte erblickt, als Beherrscher der Oberwelt aber mit einer grofsen Sonnenscheibe versehen. Auf etruscischen Denkmalen finden wir gleichfalls die Begriffe der abnehmenden Sonne und des Todtenreiches vermischt, wie auch in diesen Blättern nachgewiesen worden. Die Wortähnlichkeit in der italienischen Sprache von inferno (Hölle) und inverno (Winter) ist daher gewifs nicht zufällig. Den Samhan nannten die alten Irländer auch Balsab, d. i. Herrn des Todes, wahrscheinlich nach einer Umbildung aus einheimischen Sprachelementen, da sab im Irländischen Tod bedeutet. Das Wort scheint aber von dem Baal-Sebub, einem weissagenden Gott der Philister (2. Kön. 1.), entlehnt zu seyn. Denn auch dieses wird im neuen Testament für den Teufel genommen, gleichwie der irländische Samhan oder Balsab auf diese Weise von den christlichen Schriftstellern erklärt wird.

Dafs aber fremde Namen und ausländischer Dienst sich in den irländischen Götterhimmel eingefunden haben, kann

Digitized by Google

nicht befremden. Vielmehr geben diese schweigenden Namen, wie es scheint, mehr als die redende Geschichte selbst Kunde von dem Verkehr der alten Seefahrer mit dieser Insel. Hier hatten die Samoriter ihren Sonnengott Moloch, wie auch der irländische Ain benannt werd, hier die Perser ihren Mithr, wie vorhin bemerkt, die Phönicier den Baal oder Beal, die Araber den Alla, die Phryger ihre Cybele, welche unter dem Namen Sibhol mit dem Begriffe der Göttermutter Eire verschmolz, mit welcher aufserdem die armenische Anaitis unter dem Namen Anith, die phönicische Derketo unter dem Namen Derkith, die syrische Astarte unter dem Namen Aistoirith und endlich die italische Ops identificirt wurden. Die Aegypter hatten hier ihre Neith unter dem Namen der Nath als Göttin der Weisheit und der Wissenschaften, und ihr gegenüber stand als Kriegsgott der in Irland sogenannte Neith. (In der Athene der Griechen vereinigen sich beiderlei Eigenschaften.) Weniger Gewicht mag man auf die Wortähnlichkeit legen, dafs in Etrurien (Sueton. in Augusto 97.) wie in Irland die Gottheit Aesar genannt wurde, oder in Irland auch Chodia, ähnlich dem persischen Khodea dem Sanscrit Codam und unserm Gott, oder wenn die Göttermutter auch Ama von אם (Mutter) oder Momo und Mumham heifst, auch Nanu oder Nannan (womit Ref. die gemeine italienische Mundart vergleicht, worin nena die Amme bedeutet).

So viel scheint übrigens aus dieser Vermischung verschiedenartiger Götterwesen hervorzugehen, dafs hier eine philosophische Erörterung eines Religionssystems nicht wohl statthaft ist. Wir lassen daher den in dieser Hinsicht angestellten Versuch des Vf, aus irländischen Wurzeln die Bedeutung der Götternamen nachzuweisen, unberücksichtigt. Denn wenn auch einheimische Sprachwurzeln nicht fern liegen, so bleibt es doch ungewifs, ob nicht ein ursprünglich ausländischer Name durch Umbeugung auf irländischen Boden verpflanzt worden, oder ob es nicht überhaupt nur eine trügerisch täuschende Aehnlichkeit sey. Vor jeder etymologischen Erörterung müfste die Vorstellung, die man sich unter einer Gottheit dachte, aus der volksthümlichen Sagenlehre selbst urkundlich ermittelt werden.

W. J. Rinck.

Digitized by Google

Schulwörterbuch der Lateinischen Sprache in etymologischer Ordnung bearbeitet von E. Kärcher, Professer am Lyceum zu Karlsruhe. Zweite verbesserte Auflage. Karlsruhe, 1826. Druck und Verlag von Gottlieb Braun. XII und 577 S. in gr. 8. 12 Gr. oder 54 Kr.

Eine ausführliche Kritik dieses Schulwörterbuchs zu liefern, liegt aufser dem Kreise dieser Blätter, da die Gesetze unseres Instituts solches untersagen; sie würde aber auch überflüssig seyn, da das Publikum durch die Aufnahme, welche es diesem Buche vergönnt, und so in kurzer Zeit eine zweite Auflage veranlafst hat, bereits hinlänglich darüber entschieden, auch mehrere Regierungen, wie z. B. die preussische, die allgemeine Einführung desselben auf den Bildungsanstalten des Landes angeordnet haben. In so fern kann auch Ref. voraussetzen, dafs das Werk selber allgemein bekannt ist, hier also nur von einer Angabe der Berichtigungen oder Vermehrungen die Rede seyn kann, welche des Verfassers bessernde Hand überall, wo sich Etwas darbot, vorzunehmen bedacht war. Die Grundsätze, nach welchen das Wörterbuch in seinem ersten Erscheinen ausgearbeitet war, und wie sie die hier wieder mit Recht abgedruckte Vorrede der ersten Ausgabe angiebt, sind natürlich dieselben geblieben, und der Standpunkt unverändert gelassen; es war nur Zweck, das Buch bei dieser zweiten Auflage seiner Bestimmung immer näher zu bringen, und von diesem Standpunkt aus immer mehr zu vollenden. Beiträge von aufsen hatte sich der Verfasser nicht zu erfreuen, er war auf seine eigene Thätigkeit beschränkt. Die etymologische Ordnung der einzelnen Wörter, deren Nutzen schon früher der Verf. erörtert, mufste nothwendig bei diesem dem Jugendunterrichte bestimmten Wörterbuche beibehalten werden, und ist nur der Mangel an Einsicht zu verwundern, der wohl Einen oder den Andern bestimmen könnte, diese Ordnung für unpassend zu halten. Denn sie allein macht es möglich, bei dem Erlernen der Sprache — wozu Ref. das zum grofsen Nachtheil freilich auf manchen Schulen unterlassene Wörterlernen besonders rechnet — das Gedächtnifs und den Verstand des Schülers zugleich zu beschäftigen, dadurch aber zu dem allgemeinen Ziel der Erlernung alter Sprachen, als logischen Bildungsmittel, aufs trefflichste mitzuwirken. Es soll des Schülers Sinn zugleich für logische Entwickelung der Begriffe, für Ursprung und Verwandtschaft der Wörter geweckt und geschärft, und er so auf mehrfache Weise angeregt werden (vergl. Vorrede

Digitized by Google

S. IX. X.). Diesem Zweck entsprechend ist auch bei Angabe der Bedeutung der einzelnen Lateinischen Wörter überall die bezeichnendste und kürzeste Bedeutung, aus welcher die anderen abgeleiteten hervorgehen, ausgewählt worden. Ferner, da das Erlernen der Lateinischen und Griechischen Sprache gemeiniglich mit einander verbunden ist, durfte bei diesem Wörterbuch auch die Angabe der Griechischen Stammwörter nicht fehlen, weil dadurch die Auffassung des zu lernenden Wortes erleichtert, und die Kenntnifs beider Sprachen, des Lateinischen, wie des Griechischen gefördert wird. Dafs dies freilich in den früheren Werken der Art unterlassen worden, braucht wohl Ref. nicht besonders zu erwähnen; eben so wenig ward auch in diesen Werken der Quantität die gebührende Aufmerksamkeit zugewendet. Um so gröfsere Sorgfalt hat unser Verf. diesem Gegenstande gewidmet, und bei jeder Wortfamilie, so wie bei jedem einzelnen, derselben angehörenden Worte, Länge und Kürze angegeben. „Es mufs der Schüler, sagt derselbe pag. X. der Vorrede, indem er beim Memoriren der Wörter vom Primitivum zu den Derivaten heruntersteigt, angewiesen werden, immer vor dem abgeleiteten Worte auf das zu sehen, welches dieses abgeleitete zunächst bestimmt, und so bis zum Primitivum hinaufzugehen; welches dann vollständig quantitätisch bezeichnet ist.“

Ueber die äufsere Einrichtung des Buchs braucht Ref. nichts zu bemerken, da dieselbe unverändert geblieben. Das dem Schlusse beigefügte alphabetische Register konnte seiner anerkannten Brauchbarkeit, ja Nothwendigkeit wegen in der neuen Auflage nicht wegbleiben, es ist vielmehr vervollständigt, und gleich dem eigentlichen Wörterbuch dadurch für seine Bestimmung nützlicher gemacht worden. Durch Einführung einiger Abkürzungen, deren Erklärung angegeben ist, wurde mancher Raum erspart, und die Oekonomie des Drucks gefördert.

Wir fügen hier gleich die Anzeige einer andern Schrift ähnlichen Inhalts desselben Verfassers bei, und erlauben uns die Hauptpunkte derselben um so mehr unsern Lesern vorzulegen, als die darin ausgesprochenen Grundsätze über Lexikographie (zunächst Lateinische) und deren Behandlung von den bisher angenommenen gänzlich abweichen, und so eine neue Lehre begründen, nach welcher der Verf. ein Lateinisches Wörterbuch demnächst auszuarbeiten gesonnen ist.

De optima Latini Lexici condendi ratione disputat E. Kärcher, Badensis Lycei Carolsruhensis Professor. Carolsruhae, typis Müllerianis. MDCCCXXVI. 47 S. in gr. 8.

Es haben sich, wie Jedermann weifs, die bisherigen Lateinischen Lexikographen alle mehr oder minder an eine hergebrachte Weise gehalten, wornach sie das Lateinische in allen Wörtern und Formen unmittelbar aus dem Griechischen ableiteten, auch darnach die Bedeutung des Lateinischen Wortes constituirten. Ein anderer, damit verbundener Uebelstand war der Mangel einer logischen Ordnung in der Entwickelung der verschiedenen aus einer Grundbedeutung hervorgehenden Bedeutungen eines und desselben Wortes; wodurch das Erlernen der Sprache, insbesondere die so nothwendige Wortkenntnifs ungemein erschwert wird. In diesen engen Gränzen der (Lateinischen) Lexikographie hat sich der Verf. dieser Abhandlung keineswegs gehalten. Ohne die anerkannte Verwandtschaft der Griechischen Sprache mit der Lateinischen oder die Ableitung unzähliger Lateinischer Wörter aus dem Griechischen in Zweifel zu ziehen oder gar läugnen zu wollen, hat sich derselbe nur ein umfassenderes Ziel der Betrachtung gesteckt, in so fern er weiter auch auf die übrigen Sprachen übergeht, und den Grundsatz aufstellt, dafs nur durch eine Vergleichung der verschiedensten, wenn auch scheinbar noch so entgegengesetzten Sprachen die wahre Beschaffenheit und Grundbedeutung, wir möchten sagen, die Wesenheit eines Wortes sich ausmitteln lasse. So werden wir es verstehen, wenn der Verf. S. 4. behauptet: „omnes enim omnium populorum linguas quodammodo cognatas esse, neque ullam posse inveniri, quae a ceteris omnino abhorreat.“

Um so sorgfältiger mufs der Lexikograph das Studium der Etymologie und Analogie der übrigen Sprachen verfolgen, wenn er anders das vorgesteckte Ziel erreichen will. Dann wird er auch des Schülers, für dessen Bedarf er arbeitet, Talent und geistige Kraft wecken (ohne dafs damit die Gedächtnifskraft vernachlässigt wird), und der Schüler, welcher die Grundbedeutung, die Wesenheit eines Wortes erkannt hat, wird mit desto gröfserer Leichtigkeit und Schnelligkeit sowohl die übrigen daraus abgeleiteten Bedeutungen desselben Wortes, als auch andere von diesem Stammwort abgeleitete Wörter auffassen, seine Fortschritte demnach in kürzerer Zeitfrist um so gröfser seyn. Demnach stellt der Verf. drei

Digitized by Google

Hauptsätze auf, nach welchen bei der Ausarbeitung eines (Lateinischen) Lexikons zu verfahren sey. Die Erörterung dieser drei Sätze, die wir hier mit des Verf. eigenen Worten beifügen, bildet den Inhalt der angezeigten Schrift:

1. Nisi quam plurimarum linguarum habeamus rationem, non posse fieri, ut in lexico aliquo condendo partibus nostris rite fungamur.
2. In explicandis nominibus (subst. adj. adverb.), a *verbis* (quae κατ' ἐξοχήν Grammatici dicere solent) nos proficisci debere, quibus latissima et quam plurimis rebus conveniens notio contineatur.
3. Latissimam quamque singularum vocum notionem primam esse putandam, ceterisque anteponendam.

Der erste Satz gründet sich auf die Annahme eines gemeinsamen Ursprungs und somit auch einer gewissen Verwandtschaft aller Sprachen, was wiederum, wenn wir wollen, von der Frage nach der Art der Entstehung und Fortpflanzung des Menschengeschlechts selber abhängig ist. Man mag indefs darüber denken, wie man will, und entweder die Annahme der Abstammung des Menschengeschlechts von Einem Paar, oder die der Entstehung des Menschengeschlechts an den verschiedenen Theilen der Erde zu gleicher Zeit und auf gleiche Weise vorziehen, es bleibt dann immer der Satz fest, dafs doch alle Menschen die zur Hervorbringung der Töne erforderlichen Theile des Körpers auf dieselbe Weise und nach denselben Gesetzen gebrauchen, dafs, gleichwie Pflanzen wachsen und gedeihen, so auch die Töne entstehen und wachsen. Daraus schon entwickelt sich eine gewisse Verwandtschaft in der Sprache, als dem Ausdruck der Töne, aller Menschen und Völker; doch sind damit die zahlreichen Veränderungen nicht ausgeschlossen, welche durch klimatische Verhältnisse, Cultur, Lebensweise und dergl. mehr hervorgebracht werden, und welche oft den Lauten ein gänzlich verschiedenes Ansehen von ihrer ursprünglichen Beschaffenheit geben, so dafs die Sprache selber auf den ersten Anblick als eine ganz verschiedene erscheint. Insbesondere sind es die zur Bezeichnung der einfachsten, gewöhnlichsten Gegenstände oder der täglichen Bedürfnisse dienenden Wörter, welche aus der allgemeinen Sprache hervorgegangen, ihren gemeinsamen Ursprung beurkunden. Dies erörtert nun der Verf. durch eine Menge solcher einzelner Wörter, welche man in

der Schrift selber nachlesen mag, um daraus die Bestätigung des aufgestellten Satzes von der Verwandtschaft aller Sprachen durch ihren gemeinsamen Ursprung, und der Berücksichtigung, die deshalb der wahre Lexikograph denselben angedeihen lassen müsse, zu gewinnen.

Der zweite wichtige Satz, den der Lexikograph zu berücksichtigen hat, betrifft die Verba, die als Grundlage der verschiedenen Wörter und somit der Sprache überhaupt auch die Grundbegriffe enthalten, woraus die Bedeutungen der übrigen Wörter hervorgehen. Allerdings ist es ein schwieriges Geschäft, diese Ableitung der übrigen Wörter von Verbis überall nachzuweisen, da sich dies in das Dunkel der ältesten Zeit der Entwickelung des Menschengeschlechts, wie der Sprache überhaupt, zurück verliert; aber wird es deswegen aufzugeben seyn? Mit nichten, antworten wir, und berufen uns auf die Versuche, die der Verfasser dieser Schrift gemacht, und die merkwürdigen Belege, welche er zur Erläuterung und Bestätigung des aufgestellten Satzes S. 22 ff. gegeben hat.

Der dritte Satz ist gegen einen allgemein fühlbaren Mangel der bisherigen Lexikographie von Seiten der kritischen und logischen Anordnung und Angabe der Bedeutungen eines Wortes gerichtet; man vermehrte oft ohne Noth die Bedeutungen eines Wortes, eben weil man die Grundbedeutung nicht gehörig erkannt und festgestellt hatte; oder man nahm eine falsche Bedeutung für die Grundbedeutung, und baute so Irrthum auf Irrthum durch das Verkennen der wahren Grundbedeutung. Diesem Uebel vorzubeugen, stellt der Verf. den allgemeinen Grundsatz auf, dafs die weiteste, umfassendste Bedeutung eines jeden Wortes für die erste zu halten und darum den übrigen Bedeutungen voranzustellen sey. Von S. 29. folgen auch hier einzelne Belege und Beispiele, und zwar nicht blos aus der Lateinischen Lexikographie, in welcher selbst Forcellini und Ruhnkenius sich in dieser Hinsicht Manches haben zu Schulden kommen lassen, sondern selbst aus der Griechischen, zum Theil gegen Passow, dessen Verdiensten um die Lexikographie übrigens der Verf. die gerechte Anerkennung zollt.

Zum Schlufs hat der Verf. einige Proben aus seinem grösseren Lateinischen Lexikon, mit dessen Ausarbeitung er nach den in dieser Abhandlung aufgestellten Grundsätzen beschäftigt ist, mitgetheilt, und somit nichts unterlassen, um das

Digitized by Google

Publikum selber in den Stand zu setzen, diese Grundsätze in ihrer Anwendung zu prüfen. Es sind die Wörter: *arguo*, *argutia*, *argutor*, *argumentum*, *argumentor*, *argumentatio*, *argutus*. Wir wünschen dem vsrdienten Hrn. Verfasser Musse und die bewährte Ausdauer, um sein schwieriges, aber preiswürdiges Unternehmen zur baldigen Vollendung zu bringen.

Von dem oben angezeigten Schulwörterbuch ist so eben eine nach der zweiten Ausgabe bearbeitete Holländische Uebersetzung erschienen, mit welcher wir bei dieser Gelegenheit unsere Leser bekannt machen wollen:

> Lexicon Manuale Latinum, Etymologico ordine dispositum ab E. Kaerchero. Ad usum Belgicae juventutis curavit et auxit J. Bosscha, Phil. Theor. Mag. Litt. Hum. Doct. Lugd. Batav. et Amstelodami, apud S. et J. Luchtmans et P. den Hengst et filium. MDCCCXXVI. XVI und 567 S. in gr. 8.

Auch in den Holländischen Lehranstalten war bisher, wie früher in Deutschland, Schellers kleineres Wörterbuch eingeführt, auch dort konnten die zahlreichen Mängel dieses sonst brauchbaren Buchs, das jedoch den Forderungen unserer Zeit nicht mehr entsprach, nicht verborgen bleiben; man sah sich nach einem besseren Wörterbuch um, und fand dies in dem Kärcherschen Schulwörterbuche, dessen Entstehen durch dieselben Ursachen in Deutschland veranlafst worden, und das auch seiner Brauchbarkeit wegen bald allgemeinen Beifall fand, indem es an die Stelle des Scheller'schen Wörterbuchs auf den Schulen eingeführt ward. Hr. Bosscha unterzog sich der verdienstlichen Arbeit, das brauchbare Deutsche Schulwörterbuch auf Holländischen Boden zu verpflanzen. Dies ist in folgender Weise geschehen. Die ganze Einrichtung, Ordnung u. s. w. des Kärcherschen Werkes ist unverändert geblieben, und mufste es auch bleiben, wenn anders das Werk nicht von seiner Nützlichkeit und Brauchbarkeit verlieren sollte. Statt der in diesem Werke natürlich Deutsch angegebenen Bedeutungen der Lateinischen Wörter sind hier die Holländischen gesetzt, wobei der Holländische Uebersetzer nicht sowohl das Deutsche Wort, als vielmehr das Lateinische vor Augen gehabt, um das diesem entsprechendste Wort nach Begriff und Sinn im Holländischen anzugeben. Ferner forderte der Gebrauch des Buchs auf den Hol-

ländischen Schulen vermöge der dort bestehenden Einrichtungen einige Erweiterungen durch Zusätze solcher Wörter, die in dem Deutschen Werke, seiner nächsten Bestimmung gemäfs, weggelassen werden mufsten; wie denn der Herausgeber Beispielsbalber einige solcher aus Cicero de Republica hinzugefügten Wörter in der gut Lateinisch geschriebenen Vorrede S. III. namhaft macht. Drittens ist aus demselben Grunde aufser dem Lateinischen Index, welcher aus Kärchers Werk ebenfalls abgedruckt ist, noch ein Holländisches Register der einzelnen Worte mit Verweisung auf die Seitenzahl des Wörterbuchs, wo das entsprechende Lateinische sich findet, hinzugekommen. In die Vorrede ist auch die Kärchersche Vorrede, mit wenigen nicht bedeutenden Auslassungen, aufgenommen, ins Lateinische übertragen, was wir wegen der in dieser Vorrede enthaltenen Erörterungen über Lexikographie, Etymologie u. s. w. durchaus billigen müssen.

Schliefslich mufs Ref. noch bemerken, dafs der Holländische Bearbeiter den Bemühungen des Deutschen Verfassers die gerechte Anerkennung widerfahren läfst, was ihn um so mehr erfreute und für den unbefangenen Sinn des Ersteren einnahm, je seltener dies bei seinen Landsleuten jetzt zu werden pflegt, wo bald ein gewisses Nationalgefühl, bald Partheilichkeit das Urtheil gegen die Werke des Auslandes — wir meinen zunächst Deutschland — blendet und irre führt. Von solchen macht Hr. Bosscha eine rühmliche Ausnahme; möge er in der gerechten Anerkennung seiner verdienstlichen Arbeit im In- und Auslande den Lohn seiner Bemühungen finden! —

---

ed by Googl

N. 66. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Heinrich und Antonio oder die Proselyten der römischen und der evangelischen Kirche. Von Dr. Karl Gottlieb Bretschneider, Oberconsistorialrath und General-Superintendenten zu Gotha. Bei Perthes das. 296 *S. in* 8. 1 *Rthlg.* 4 *ggr.*

Oft schon hat der Rec. gewünscht, auf eine Schrift verweisen zu können, worin die Frage: Was alles mufs, wer römisch-papistisch werden will, glaublich zu finden fähig seyn? eben so mild, als wahr und klar beantwortet wäre, damit sie von Jedem, welcher erst denken und alsdann abschwören möchte, gelesen und verstanden werden könnte. Wir haben nichts weiteres zu sagen, als — hier ist eine Schrift dieser Art. Das Zeitbedürfnifs ist befriedigt. Starke Reibungen werden versucht und gewagt. Der Protestantismus schien ein kalter Kiesel. Aber er enthält Funken unwiderlegbarer Ueberzeugung; und, so vielfach angeschlagen, giebt er sie wieder hervor, reiner leuchtend als in dem früheren partheyischeren Polemisiren. Die Zeit beweist auch in diesem Punct ihre Fortschritte in genaueren kritisch berichtigteren Kenntnissen und in der Geschmacksbildung. Nur Licht aber sollen diese Funken geben. Nicht zünden wollen sie. Aber hell machen und warm dazu, wo irgend Herzen zu erwärmen sind. Solche Funken sind in dieser Schrift. Freunde und Nichtfreunde mögen Licht dadurch anstecken und leuchten lassen, in Tagen, wo es unbegreiflich, dafs der gesunde Menschenverstand noch so sehr der Diogenes-Laterne bedarf.

Nach den Worten der Vorrede ist der Zweck dieser dem Roman sich nähernden Einkleidung »das durch das Concil von Trient und den römischen (dort symbolischen) Katechismus bestimmte Evangelium von Rom neben das Evangelium von Nazareth zu stellen.« Die Vertheidigung aber des Evangeliums von Nazareth gegen das von Rom findet ihre volle Rechtfertigung im Angriff. »Die evangelische Kirche sieht sich, so sagt der Verf., und mit ihm jedes politische oder litterarische umfassendere Tageblatt, die evangelische Kirche sieht sich in Schriften,

Flugblättern, Zeitungen, sowohl in französischen als in deutschen, seit einigen Jahren fortwährend angegriffen. Nicht dunkle Scribler, die man verachten könnte, weil sie niemand hört, sind es allein, die eine immer fortgehende Anklage gegen die Kirche, die sich allein an das Evangelium Jesu von Nazareth hält, erheben. Eben das thun mit besonderem Nachdruck auch Zeitschriften, die, wegen anderer Umstände, in die Lesezimmer der höhern Welt kommen, und neue und alte Anklagen gegen die evangelischen Christen, gleich Brandraketen, ohne Ende dahin schleudern, wo sie am ersten zünden, und, wenn sie zünden, am ersten schaden können. Auch leben die Jesuiten wieder, — der Missions-Orden, der sich die Bekämpfung und Ausrottung der evangelischen Kirche zum besondern Ziel gesetzt hat; sie wirken in verschiedenen Gestalten, sie errichten ihr Lager, stellen ihre Posten aus und suchen sich der Ohren der Höheren zu bemächtigen. Eifrig und offen wird das Werk der Proselytenmacherei betrieben, und nicht ohne Erfolg. Manche werden gewonnen durch unedle Mittel, und vertauschen das Evangelium von Nazareth mit dem von Rom, weil sie die Welt und die Ehre vor Menschen mehr lieben, als Gott und die Wahrheit. An ihnen ist nichts verloren. Andre aber werden durch Trugschlüsse, durch scheinbare Beweise, denen sie nicht zu begegnen wissen, gewonnen, und durch scheinbare Anklagen mit Mifstrauen gegen das evangelische Christenthum erfüllt. Diesen eine leitende Hand zu reichen, die Getäuschten zu enttäuschen, die Wankenden zu befestigen, fordert die Pflicht von jedem, dem die evangelische Wahrheit etwas gilt. Schweigen zu rechter Zeit ist löblich, zur Unzeit, thöricht; doch schweigen, wo die Pflicht zu reden gebietet, ist gewissenlos!! Wer hätte aber mehr Beruf hier zu reden, als die, welche nach ihrer Amtspflicht vor Andern die evangelische Wahrheit kennen, ehren und vertheidigen sollen?«

Die Form dieser Schrift bedarf keiner Rechtfertigung. Sie hat nicht die Absicht, ein Kunstwerk aufzustellen, aber sie benutzt die von der Kunst hervorgebrachte Form einer zwischen Geschichte und Roman in der Mitte stehenden anschaulichen Darstellung ohne Verstofs gegen den guten Geschmack. Die sehr lesbare Form ist nach reiflicher Ueberlegung gewählt, theils für den Zweck einer besseren Verständigung, theils und hauptsächlich für einen willigern und ausgebreiteten Gebrauch derselben, besonders bei denen, welche sich zum Lesen wissenschaftlicher Werke nicht so leicht entschliefsen.

Digitized by Google

Ob daher gleich, sagt der Verf., bei dieser Form der strenge systematische Zusammenhang des Einzelnen verloren gehen mufste; so schien doch jener Zweck dieses Opfers werth zu seyn. Auch ist wohl nicht zu fürchten, dafs man diese Form der Würde des Gegenstands nicht für angemessen halten sollte, da auch der Stifter unserer Religion sich der Form der Erzählung und des Dialogs so häufig bediente, und wohl keinem Bibelleser die Geschichte des verlorenen Sohnes unbekannt ist, der nach manchen sittlichen Verirrungen gebessert zurückkehrt ins Vaterhaus.«

Rec. darf wohl hinzufügen, dafs die von dem Verf. gewählte Darstellungsart durch ihre anziehende Klarheit die Gründlichkeit des Inhalts sehr hebt. Die zum Anschaulichmachen passendste Auswahl des Gründlichen hat die Wahrheit des Ausspruchs für sich:

Die gröfste Kunst ist, kunstlos zu scheinen und dennoch den Zweck der Kunst zu erreichen! den Zweck, dafs, durch die Kunst im Schönen, das Wahre desto einleuchtender werde.

Zum Schlufs macht sich der Verf. noch die Einwendung: Folgt denn aber nicht aus dem Grundsatz der Evangelischen von Gewissensfreiheit, dafs wir den Katholiken seines Glaubens leben lassen und nicht gegen ihn streiten sollen? Das Wesentliche der Antwort ist: »Wir beziehen die Gewissensfreiheit darauf, dafs keiner wegen Glaubensmeinungen bürgerlich oder geistlich zu strafen sey, wie es die römische Priesterschaft thut, wenn sie selbst die Obrigkeiten, Ketzer als Verbrecher zu bestrafen, nöthigt. Aber eben so sehr finden wir die Gewissensfreiheit darin, dafs jedem erlaubt seyn mufs, seine Ueberzeugungen in Sachen der Religion auszusprechen und die Gründe dafür öffentlich darzulegen, obschon dies die römische Priesterschaft gleichfalls verbietet. Natürlich können wir Evangelischen das letztere Recht dadurch, dafs wir es andern zugestehen, nicht für uns selbst verlieren, sondern wir nehmen es eben dadurch allgemein in Anspruch. Wenn wir dem Römischglaubigen zugestehen, seinen Glauben öffentlich zu bekennen und zu vertheidigen, so wäre es lächerlich, wenn wir uns zugleich verbunden erachteten, gegen ihn zu schweigen. Jesus schwieg auch nicht gegen die Pharisäer und Schriftgelehrten.

»Die römische Priesterschaft möchte freilich lieber das Wort allein haben. Sie kann sich aber in Wahrheit nicht beklagen, wenn wir sie immer als Gegner ansehen, denen wir unsere guten Waffen zeigen. Denn sie steht seit der Refor-

mation in erklärtem, dauerndem Kriegsstande gegen uns. Alle evangelischen Christen hat der Pabst von Anfang an, und dann wiederholt, und noch auf der Synode zu Trient als Ketzer verdammt, und diesen Spruch der Verdammnifs nie aufgehoben, vielmehr in Coena Domini alljährlich laut ausgerufen. Er hat im Namen seiner Kirche beim Westphälischen Frieden (1648), und auf den Congrefs in Wien gegen die Rechtsgleichstellung der evangelischen Kirche direct und indirect protestirt. Er macht es jetzt beim Jubeljahr allen Katholiken zur Pflicht, nicht etwa um die Erleuchtung der Irrenden, sondern »um die Ausrottung der Ketzerei,« zu beten. Es gebricht nichts, als die politische Macht, um den guten Willen Roms zu Ausrottung der Ketzerei durch Vernichtung der Ketzer zur Vollziehung zu bringen. Während also die evangelischen Christen von Rom her immerfort für einen rebellischen Haufen nicht zu duldender Ketzer (für solche, leider, nur impune grassantes) erklärt werden, während die Polemiker dieser Kirche uns mit der schändlichen Beschuldigung, als ob wir nur Revolutionaire wären und das Christenthum zerrütten wollten, fortwährend verfolgen, sollen wir denn uns so gebehrden, als hätten wir eine schlechte Sache, für welche die Rede zu scheuen sey? — Ja, ich kenne wohl sogenannte evangel. Christen, die entweder aus Schwachheit, oder aus Verblendung, oder aus Kaltsinn für alle Wahrheit, allen Anmaafsungen nachgeben, demuthsvolle Verbeugungen gegen die römische Curialisten machen, von Wahrheit und Irrthum nur in halben und zweideutigen Worten reden, um die Gunst dieser Hierarchie, von welcher sie doch dafür nur verachtet werden, buhlen, und jedem ängstlich Ruhe! Ruhe! zuwinken, der das blitzende Schild der Wahrheit schüttelt. Die Wahrheit, (oder was für uns Sterbliche gleichbedeutend seyn mufs, die möglichst geprüfte Ueberzeugung) fordert, dafs sie von denen, die sie erkennen, auch laut bekannt und durch Gründe freimüthig gegen Verunglimpfungen vertheidigt werde. Das fordert auch die christliche Liebe zu unsern irrenden Brüdern. Aber nur die evangelische Lehre sey es, die wir bekennen und vertheidigen. Nicht lutherische oder zwinglische oder calvinische Christen wollen wir seyn und heifsen und machen, sondern evangelische, damit, wenn wir den Katholiken einladen, das Evangelium zu hören, es nicht scheine, als ob er blos zu Luther, Zwingli oder Calvin kommen müfste. Zu Jesus und den Aposteln soll — und ich hoffe es mit Zuversicht! — wird er kommen, das biblischreine Urchristenthum, von Mifsbräuchen und Mifsbegriffen (auch durch jene Kirchen-

Digitized by Google

reiniger) gereinigt, wird er wieder gerne hören. Bei diesen Quellen der Lehre wollen wir daher feststehen.»

Wir verbinden mit diesen wahrhaft freisinnigen Ansichten die Anzeige einiger ähnlichen geistverwandten Arbeiten für dieses Zeitbedürfnifs. Vorzüglich in gründlicher Beurtheilung der Unterscheidungslehren und der Tendenz des römischen Kirchenglaubens, zugleich durch den Eindruck, welchen der offenbar redliche und solide Charackter des Vfs. machen mufs, ebenso aber auch durch die gute Uebersetzung, welche das treffliche Werk nach Teutschland verpflanzt hat, empfehlungswerth ist

Beleuchtung des römisch-katholischen Glaubens von Joseph Blanco White, ehemaligem katholischen Priester und Hofprediger zu Sevilla und jetzt Geistlichen der protestantischen bischöfflichen Kirche in England. Nach der zweiten Ausgabe des englischen Originals übersetzt. (Motto: Je klareres Christenthum, desto besserer Mensch und Bürger! Vofs.) Dresden und Leipzig in der Arnoldschen Buchhandlung. 1826. 1 *Rthlr.*

Die erste Ausgabe dieser Schrift erschien, wie wir aus dem Vorwort des sach- und sprachkundigen Uebersetzers (M. A. Lindau) ersehen, zu London 1825 unter dem Titel: »Practical and internal evidence against Catholicism, with occasional strictures on Mr. Butler's Book of the roman catholic Church; in 6 lettres, addressed to the Impartial among the Roman Catholics in Great Britain and Ireland,« während die grofse Frage über die Ansprüche der Katholiken in Irland (auf Rechts-Gleichstellung mit allen brittisch-constitutionellen Unterthanen, ungeachtet sie durch Einmischung einer fremden Gesetzgebungsmacht denselben ungleich bleiben wollen) — alle Gemüther beschäftigt. Zu Anfang dieses Jahrs erschien eine zweite verbesserte und mit vielen Zusätzen ausgestattete Ausgabe. Der Verfasser sagt, um seine Ansichten in Beziehung auf jene wichtige Angelegenheit unzweideutig auszusprechen, in der Widmung an Dr. Copleston in Oxford: »Ich weifs, dafs Sie es für unrecht halten, religiöse Irrthümer durch Gewalt zu unterdrücken oder religiöse Wahrheiten dadurch zu verbreiten, dafs man Andersdenkende herabwürdigt und brandmarkt. Ich habe zu viel durch religiöse Gewaltherrschaft gelitten, als dafs ich nicht, unbedingt und aufrichtig, dieser Lehre beistimmen müfste. Aber eben die (fremdartige Gesetzgebungs- und Gewissensregierungs-) Macht, die

mich in langer Gefangenschaft seufzen liefs, sucht einen unmittelbaren Einflufs auf die Verwaltung dieses Landes zu erlangen. Für mich selber habe ich, Dank sey es dem edlen Lande, das mich aufgenommen hat, Nichts zu fürchten; ich halte es aber für eine Pflicht, bei der obschwebenden grofsen Frage unaufgerufen mein Zeugnifs zu geben, damit man es abwäge gegen die künstlichen und bemäntelnden Beweise solcher Schriftsteller, die den wahren Charakter der geistlichen Willkürherrschaft verschleiern möchten, deren grausamer Hand ich entnommen bin. Ich würde mich nie auf dem Kampfplatze gezeigt haben, wenn nicht ein Buch erschienen wäre, das offenbar darauf ausgeht, die Welt von der wichtigen und für mich unzweifelhaften Thatsache abzulenken, dafs — aufrichtigen Anhängern der römischen Kirche ihr Gewissen nicht erlaubt, duldsam zu seyn. Ist dies der wahre Charakter des (römisch-päbstlichen und römisch-priesterlichen) Katholicismus, so mufs, wenn die Duldung mit der allgemeinen Sicherheit bestehen soll, ein gewisser Grad von Unduldsamkeit gegen den Feind der Duldung statt finden, wie Gefängnisse in dem freiesten Staate nothwendig sind, um die Freiheit zu sichern.« Er werde seine Arbeit, sagt der Verf., nicht für vergeblich halten, wenn er gewissenhafte Anhänger des Katholicismus überzeugt habe, dafs ein Glied der römischen Kirche seine Pflicht als brittischer Gesetzgeber redlicher Weise nicht erfüllen könne, ohne eine Verschuldung auf sich zu laden, oder wenn, wie er lebhaft wünsche, seine Gründe ihnen die Augen über diese Irrthümer ihrer Kirche öffnen sollten.

Das Buch, das dem Verf. zunächst veranlafste, das Wort zu nehmen, ist von Buttler: Book of the roman catholic church (2te Aufl. London 1825), das zum Theil gegen Southey's Book of the church gerichtet ist. Es fand bereits an Townsend (the accusations of history against the Church of Rome. London 1825) und Dr. Phillpotts (Letters to Charles Butler Esq. on the theological parts of the Book of the roman catholic Church. London 1825) kräftige Gegner. Keiner aber hat so gründlich als White dargethan, dafs bei den letzten Erörterungen der Ansprüche der Katholiken die katholischen Schriftsteller von Protestanten bekämpft wurden, die in vielen Fällen den Stand der Frage nicht genau kannten. Er sah, wie schlau Butler und andre katholische Schriftsteller z. B. der Bischoff Doyle zu Dublin — eben derselbe, der noch 1824 den Glauben an

Digitized by Google

Hohenlohe's Wunder einschärfte — diejenigen Lehren ihrer Kirche, woran man in England Anstofs genommen hatte, zu mildern oder wegzudeuteln wufsten. Und ohne Zweifel mochte auch er bemerkt haben, dafs unter den Protestanten in England eine auffallende Unkunde des wahren Charakters des römischen Kirchenthums herrschte, die sich bei den letzten Verhandlungen im Parlament oft verrieth, und die zum Theil aus dem Umstande erklärbar seyn dürfte, dafs die Führer der britischen Katholiken schon lange eine exoterische Lehre für ihre protestantischen Mitbürger und eine esoterische für ihre Heerde gehabt haben. Der Verfasser tritt mit einer genauen und vollständigen Kenntnifs des katholischen Systems, die ein Nichtkatholik nur mit Mühe erlangen kann, in die Schranken. Er verwaltete viele Jahre hindurch wichtige Kirchenämter, war in Spanien ein gelehrter Theolog, ein angesehener Prediger und Synodal-Examinator in den Sprengeln von Cordova und Cadix; er kam aus einem Lande, wo die Kirche alle ihr mögliche hohe Gewalt hat, kurz: er ist ein Mann, der Gelegenheit gehabt hat, das Wesentliche und das darnach gebildete Disciplinarische jener Kirche genau kennen zu lernen.

Seine Ansicht von der sogenannten Emancipation der Katholiken kann dazu beitragen, manche einseitige Begriffe zu berichtigen, die über diesen Gegenstand auch unter uns bei Gelegenheit der Parlamentsverhandlungen im vorigen Jahre von unsern öffentlichen Sprechern verbreitet wurden. Was wir hörten, war meist nur Wiederhall von den partheilichen Aeufserungen der Verfechter der Emancipatiou im Parlament, deren einer sogar zu den seltsamen Behauptungen sich verirrte, dafs England seine freie Verfassung den katholischen Vorfahren verdanke, als ob nicht in England wie in Schottland erst der Sieg der Reformation, welcher 1688 gesichert wurde, auch die wirkliche Freiheit des Bürgerlebens entschieden hätte.

Der Verfasser des Vorworts macht hierbei wörtlich diese Bemerkung: »Unter allen Erörterungen, die deutsche Zeitschriften über die Emancipation gaben, kenne ich Nichts Gründlicheres, als das Wort, das der ehrwürdige Denkgläubige, Paulus, im Sophronizon (Bd. 7. S. 2.) darüber sprach.« Nichts war unpassender, als die ewige Hinweisung auf die Bewilligungen, die Englands König in Hannover gemacht hatte. Ohne wichtige Veränderungen in Staat und Kirche, die theils sogleich erfolgen müfsten, theils allmählich — und das wären die bedenklichsten — erfolgen würden, könnte die Eman-

cipation, das heifst, Sitz und Stimme im Parlament und Zulassung zu etwa dreifsig, den Katholiken verfassungsmäfsig verschlossenen höheren Staatsämtern, nicht statt finden.«

White ist indefs so wenig als andre englische Schriftsteller über die wichtige Frage, bis zur wahren Quelle des Uebels vorgedrungen. England hat eine bevorrechtete herrschende Staats-Kirche, und darum kann man einer andern Kirche, die ihrem Grundsatze zufolge nach allgemeiner Herrschaft strebt, allerdings nicht Raum geben, ohne gefährliche Störungen zu veranlassen.

Der Inhalt der White'schen Beleuchtung ist noch viel reichhaltiger, als die kurzen Inhaltsanzeigen vermuthen lassen. Sie geben Folgendes zur Erregung der Aufmerksamkeit: 1) Persönliche Verhältnisse des Verfassers. 2) Der wahre Umfang der pabstlichen Gewalt, nach der Lehre des römisch-katholischen Glaubens. Unduldsamkeit, dessen natürliche Folge. 3) Prüfung des Anspruchs der römischen Kirche auf Unfehlbarkeit, geistliche Obergewalt und alleinseeligmachende Kraft. Beweis gegen Rom, abgeleitet aus dem Gebrauche, den es von seiner angemafsten Herrschaft gemacht hat. Stand der Frage. 4) Beispiel von der Einheit der römischen Kirche. Ueber die römisch-katholische Unterscheidung, dafs Unfehlbarkeit in der Lehre anzunehmen sey, das Kirchenhaupt aber im Leben Verirrungen ausgesetzt ist. Folgen dieser Unterscheidung. Römisch-katholische Einheit und Unveränderlichkeit des Glaubens, eine Täuschung. Schriftmäfsige Einheit des Glaubens. 5) Moralischer Charakter der römischen Kirche. Ehelosigkeit der Geistlichen. Nonnenklöster. 6) Rom, als Feind geistiger Veredlung. Ueber die verderbliche Richtung des römischen Breviers. —— Auch die Anmerkungeu zu diesen Briefen enthalten viele historische Belege. Dazu kommen Bemerkungen über die tridentinische Kirchenversammlung und Auszüge aus der Andacht zum Herzen Jesu. Wer Ohren hat, höre. Ueberall spricht die Mäfsigung eines gebildeten Mannes, der auch als Uebergetretener seine Ueberzeugung durch Gründe, die Reinheit seiner Gesinnung aber durch persönliche Thatsachen beweist und durch unverkennbare Züge gewissenhafter Gottandächtigkeit.

Die dogmatischen Gegensätze beider Kirchen sind kurz und deutlich zu übersehen in einer bereits zum zweitenmal aufgelegten teutschen Schrift:

Digitized by Google

Der Katholik und der Protestant, oder die vorzüglichsten (hauptsächlichsten) Glaubenswahrheiten, in denen die (römisch-) katholische Kirche von der (evangelisch-) protestantischen abweicht; biblisch, symbolisch und geschichtlich dargestellt von Christian Traugott Otto, Director am Schullehrerseminar zu Friedrichsstadt-Dresden. Dresden und Leipzig bei Arnold. 1826. *in* 8. 323 *S.*

Abkürzungen in der Einkleidung würden ohne Nachtheil für die Popularität möglich seyn. Die Hauptsachen heben sich eben dadurch augenfälliger heraus. Diese selbst nach Gründen und Gegengründen sind hinreichend dargestellt.

Dr. Paulus.

Fortsetzung der Ideen über Baierns Staats-Interesse, oder Versuch zu dem Entwurfe eines Baierns Staatsverhältnissen angemessenen Zollsystems, in Beziehung auf die Einfuhr. Von K. P. Stuhlmüller, K. Bair. Poliz. Commiss. 1825. *s. l. X. u.* 98 *S.* 8. 54 *kr.*

Wenn Rec. bei dieser Schrift länger verweilt, als es, nach gewöhnlichem Maasstabe, ihr Inhalt zu erfordern scheint, so liegt dieser Beweggrund zu dieser ausführlicheren Beleuchtung nicht blos in der Wichtigkeit des Gegenstandes, sondern zugleich in der häufigen Verbreitung der, von dem Verf. ausgesprochenen Meinungen, welche, was auch immer die Wissenschaft gegen sie zum Vorschein bringen mochte, in der Praxis vieler Staaten bei gutem Ansehn geblieben sind. Die Vermengung wahrer und unrichtiger Sätze ist in dieser Ansicht, die man fast noch die herrschende nennen dürfte, so innig, es geben sich dabei so achtungswürdige Gesinnungen kund, die Resultate stimmen mit den Vorstellungen der Menge so gut überein, dafs es nichts Ueberflüssiges seyn kann, wenn wir von Neuem die Aufmerksamkeit unserer Leser in Anspruch nehmen, für die Prüfung einer Schrift, deren Verf. nach dem Gesagten als Repräsentant einer zahlreichen und mächtigen Partei anzusehen ist. Er hat vorausgesehen, dafs er viele Anfechtungen erleiden wird, aber der Gedanke an die Bedrängnisse seines Vaterlandes macht ihn, wie er sagt, alle Rücksichten vergessen und bestimmt ihn, sich mit Freuden Preis zu geben. Dies ist so männlich und edel gedacht, dafs es Rec. leid thut, mit den Lehren des Verfs. nicht ebensosehr, als mit seinen Motiven übereinstimmen zu können. Vielleicht ist die persönliche Stellung des Verfs. nicht ohne Einfluss auf

Ministerium der Finanzen in den Ständeversammlungen von 1822 und 1825 ausgesprochen worden sind. Demnach war im Durchschnitt von 1819—23 die jährliche Einfuhr 34·883,128 fl., die Ausfuhr 35·779,778 fl., also letztere um 896,650 fl. gröfser. Die Beweiskraft der Zollregister ist zwar, wie bekannt, nicht sehr stark, doch verdienen sie immer berücksichtigt zu werden, und man kann wenigstens daraus die Vermuthung schöpfen, dafs kein grofser Ueberschufs der Einfuhr über die Ausfuhr Statt gefunden habe. Dies ist auch im Allgemeinen als Regel anzunehmen. Wenn ein Volk einen Theil seiner Einfuhr mit Geld bezahlt, ohne dafür Papiergeld in Gebrauch zu bringen, so mufs die Verminderung des Geldes ein Theuerwerden desselben, oder, was dasselbe sagt, eine Wohlfeilheit aller Waaren nach sich ziehen; ist diese erfolgt, so kann das Hinausgehen von Geldsummen nicht fortwähren, vielmehr müssen solche von Aufsen herbeiströmen, um die wohlfeiler gewordenen Landesproducte zu erkaufen. Die Einfuhrerschwerungen der angränzenden Staaten können freilich diese Erweiterung der Ausfuhr verhindern, und in einem solchen Falle ist es denkbar, dafs zufolge einer Geldausfuhr der inländische Preis des Geldes etwas höher stehen bleibe, als der im Auslande Statt findende. Indefs ist ein solcher Zustand nicht Armuth zu nennen, weil die Erniedrigung der Preise von Waaren gegen Geld bald allgemein wird und nur die, unter anderen Umständen festgesetzten Geldleistungen, wie die Capitalzinsen und Steuern, schwerer aufzubringen sind als vorher. Eine auffallend grofse, allgemeine Wohlfeilheit ist in Baiern nicht zu bemerken, und doch müfste dies seyn, wenn die gegenwärtige Verlegenheit wirklich daher rühren sollte, woraus man sie erklären will, nämlich vom Geldmangel. Dieser Ausdruck wird im gemeinen Leben zu voreilig für allerlei Stockungen in den Gewerben gebraucht, wobei es meistens nicht an Geld, sondern an anderen Bestandtheilen des Capitales fehlt. Es ist dem Verf. selbst nicht entgangen, dafs da, wo der nöthige Credit vorhanden ist, beträchtliche Geldsummen sich schnell zusammen finden. Dem zufolge müssen wir uns nach anderen Ursachen der jetzigen Bedrängnifs umsehen. Es mag seyn, dafs die Summen, welche 1817 der Einkauf von fremdem Getreide kostete, nicht wieder in der Geldmenge ersetzt sind, man konnte aber den Verlust nicht empfinden, indem bald darauf die grofse Wohlfeilheit des Getreides eintrat, welche bewirkte, dafs die jährlich circulirende, gegen Geld umzusetzende Gütermenge auch beträchtlich im Preise verringert ward. Wenn, nach Rudhart, Baiern 5 Mill. Scheffel

Digitized by Google

Getreide im Durchschnitt producirt, und der Scheffel um 3 fl. unter den Mittelpreis fällt, so beträgt die Differenz schon 15 Mill. fl., welche als Verlust der Grundeigenthümer anzusehen sind. Zugleich sinkt das Grundeigenthum verhältnifsmäfsig im Preise, also um das 20 — 25fache dieses Verlustes, oder 300 — 375 Mill. fl. oder $^1/_4$ — $^1/_3$ des Gesammtpreises der Aecker, welcher, ebenfalls nach Rudhart, auf 1140 Mill. fl. gesetzt werden kann. Wenn nun jährlich 2 Procent der Grundstücke verkauft werden, so mag etwa der Erlös um 8 — 10 Mill. fl. geringer seyn. Dies zu obigen 15 Mill. fl. gerechnet, und die andern verkäuflichen Bodenerzeugnisse gleichfalls in Anschlag gebracht, wird der jährliche Umsatz mindestens um 30 Mill. fl. kleiner erscheinen, wodurch, nach den bekannten Erfahrungen, eine Geldmenge von beiläufig 6 Mill. fl. entbehrlich gemacht wird. Diese Berechnungen, welche begreiflich auf keine Genauigkeit Anspruch machen, lassen erkennen, welcher Grad von Störung im Nahrungswesen schon allein aus dem niedrigen Stande der Fruchtpreise entspringen mufste; indefs ist der Schaden für die Nation mit dem Verluste der Grundeigenthümer nicht zu verwechseln, er ist bei weitem geringer, weil alle andere Volksclassen sich leichter mit Getreide versorgen und mehr Gütergenufs erlangen können. Auch ist der Ausfall in den Staatseinkünften nicht gröfser, als er zufolge dieser Preisveränderung seyn mufs, wenn wir die Menge von Naturaleinkünften des Staates und die Grundsteuer in Erwägung ziehen. Bei einer rasch fortschreitenden allgemeinen Verarmung würden die Staatsrechnungen ganz andere Ergebnisse liefern! Da übrigens die Getreidepreise bereits ihr *minimum* erreicht und die entgegengesetzte Bewegung angenommen haben, so ist diese Hauptursache der Störungen offenbar im Abnehmen, nur kann kein Land von dieser Besserung so wenig Nutzen haben als Baiern, welches so weit von dem Meere liegt, dafs seine Früchte mehr Frachtkosten zu tragen haben, als die Erzeugnisse der anderen Länder.

Rec. ist so wenig als der Verf. im Stande, aus statistischen Hülfsmitteln die Bestandtheile der Ausfuhr nachzuweisen, er hält sich aber überzeugt, dafs man die Gröfse der Ausfuhr insgemein für zu gering ansieht, so wie man die Einfuhr leicht überschätzt, weil ihre Gegenstände zuerst beim Grofshändler, dann beim Kleinhändler, endlich wieder bei dem Consumenten in die Augen fallen, indefs die Objecte der Ausfuhr im Stillen versendet werden, ohne unsere Aufmerksamkeit zu erregen. Die altbaierischen Theile haben zwar keine Fabricate auszu-

führen, aber wenn sie auch mehr kaufen als verkaufen, so erhalten sie wieder den unentgeldlichen Zuschufs aus sämmtlichen Kreisen für die Consumtion des Hofes, der Centralbehörden u. dgl. Wein, Hopfen, Oel und Holz brachten im J. $18^{20}/_{21}$ schon nach den Zolllisten nahe an 3 Mill. fl. vom Auslande ein. Wie viele Fabrikzweige blühen noch immer im bairischen Franken! Nürnberg, Augsburg und Fürth, obgleich weit hinter ihrem früheren blühenden Zustande zurückbleibend, liefern noch viele Artikel für auswärtigen Absatz; nehmen wir, um nur einige Beispiele zu haben, die Schwäbischen Leinen, die Schwabacher Nadeln, die Erlanger Handschuhe und Spiegelfolien, die Redwitzer Präparate, die Fichtelgebirgischen Baumwollentücher, den dortigen Eisendrath, die Schweinfurter Tapeten. — ferner einige kleinere Artikel des landwirthschaftlichen Kunstfleifses, wie das Bamberger Obst und die Obststämme, die dortigen Webercarden etc hinzu, so erhalten wir schon die Vorstellung von einer beträchtlichen Summe. Allerdings hat die Ausfuhr im Vergleich mit vorhergehenden Zeiten, sich sehr vermindert, hauptsächlich weil der gröfsere Theil des Landes blos Bodenerzeugnisse zum Austausche anbieten kann, welche den gewohnten Absatz verloren haben, ohne dafs dafür die Consumtion inländischer Gewerbsleute einen hinreichenden Ersatz gewährte. Nur diese Abnahme der Ausfuhr ist zu bedauern, die Einfuhr darf uns, ihrer Gröfse willen, nicht erschrecken, denn es liegt in der Natur der Sache, dafs auch sie mit der Ausfuhr zugleich kleiner werden mufs. Dies bestätigen die erwähnten ministeriellen Angaben, denen zu Folge, wie man leicht berechnen kann, die Durchschnittseinfuhr von 1821 — 23 um 4 Mill. fl., die Ausfuhr nur um 2 Mill. fl. jährlich schwächer war, als in den Jahren 1819 und 1820. Dieser Unterschied mag dem Schleichhandel zugeschrieben werden. In jedem Falle ist die Fabrication noch viel geringer, als man es, nach der Lage des Königreiches, welche den auswärtigen Absatz unsicher macht, nach seinem Vorrathe von rohen Stoffen jeder Art und nach der Ausdehnung seiner Landwirthschaft wünschen mufs. Mit Recht lenkt der Verf. die Aufmerksamkeit und die Theilnahme der Regierung auf diesen Punct. Es kommt zunächst darauf an, die Schaafzucht zu verbessern, den Anbau verschiedener Gewerkspflanzen zu erweitern und nächstdem den Gewerken selbst aufzuhelfen, für die es nicht an Capital, wohl aber an Neigung und Geschicklichkeit gebricht. Wird für diesen Zweck von der Regierung auf dem Wege zwangloser Ermunterung, Belehrung und Erleichterung gewirkt, so hat dies das Gute, dafs, wenn auch

Digitized by Google

die Früchte langsamer reifen, als es die, einer ruhigen Entwicklung vorauseilende Ungeduld begehren mag, dagegen auch ohne Störung anderer Gewerbe und mit Sicherheit der gedeihlichste Erfolg zu Stande kommt. Einfuhrzölle haben eine ganz andere Art von Wirksamkeit. Dieselben verursachen dann, wenn wirklich die Einfuhr durch sie vermindert wird, nothwendig auch eine weitere Schwächung der Ausfuhr, weil die Ausländer kein Mittel in Händen haben, uns noch so viel als bisher abzukaufen, auch abgesehen von der Wahrscheinlichkeit einer Retorsion. Wenn Baiern von den Niederlanden weniger Colonialwaaren kauft, so könnte das leicht den Absatz des Bauholzes schwächen, welches nun den Niederländern höher zu stehen kommt, weil sie die zur Bezahlung nöthige Baarschaft eintauschen und absenden müssen. Ein Erfolg dieser Art ist ohne Zweifel nachtheilig, da gewifs diejenigen Gewerbe, welche für auswärtigen Absatz arbeiten, mit Vortheil betrieben werden; es gehören günstige Umstände dazu, bis ein Productionszweig dahin gelangt, im Auslande jede Concurrenz siegreich zu bestehen. Wenn nun Baiern etwa für 6 Mill. fl. weniger Waaren ausführte, und dafür den gleichen Betrag bisheriger Einfuhrartikel selbst zu produciren unternähme, so würden wahrscheinlich diese neuere Gewerbszweige minder nützlich seyn, es könnte geschehen, dafs man 7 Mill. fl. Kosten aufwenden müfste, um das zu erlangen, was man im Handel mit 6 Mill. fl. sich verschaffen könnte. Alles, was man consumirt, im Lande hervorbringen wollen, heifst auf den Verkehr mit dem Auslande gänzlich verzichten und somit der Geschlossenheit des Nahrungsmittels zu Liebe von dem Streben nach der wohlfeilsten und reichlichsten Befriedigung der Bedürfnisse abgehen. Ein Gewerbe, welches ohne fortdauernden Einfuhrzoll sich nicht erhalten kann, liefert nothwendig den Consumenten die Gegenstände ihres Verbrauches theurer, als sie dieselben von Aufsen kaufen könnten, erstlich weil jener Umstand schon voraussetzt, dafs der Inländer nicht so wohlfeil produciren kann, sodann aber weil die Ausschliefsung der auswärtigen Concurrenz den Eifer lähmt, den Anblick von Mustern entfernt, die Fortschritte anderer Länder nicht bekannt werden läfst, folglich die einheimischen Gewerbe auf einer niedrigeren Stufe der Ausbildung erhält. Eine Begünstigung durch den Einfuhrzoll ist einer Prämie auf die inländische Production ähnlich, nur dafs die letztere von allen Bürgern, jene blos von den Verzehrern einer einzelnen Waare getragen wird. — Wenn man von der natürlichen Richtung der Gewerbsunternehmungen spricht, und sie als die beste

bezeichnet, so ist dies kein leeres Wort, sondern eine wichtige Wahrheit. Wird durch hohe Einfuhrzölle die Freiheit gestört, so lenken sich die Speculationen nicht mehr auf die gemeinnützigsten Gewerbe, sondern auf die, welche unter den obwaltenden erkünstelten Umständen den meisten Gewinn versprechen; die Rückkehr zu der natürlichen Ordnung wird erschwert, weil man die Unternehmungen, welche man mit den Zollbegünstigungen hervorgelockt hat, nicht wieder ihrem Schicksale Preis geben will und kann; auf diese Weise wird die ungünstige Gestaltung der Production verewigt.

Der einzelne Fabricant, dessen Gewerbe nicht den erwünschten Fortgang hat, wird stets darauf antragen, dafs man ihn vermittelst eines Zolles in Vortheil setze. Es wäre aber tadelnswerth, sich ohne weiteres von diesem Begehren bestimmen zu lassen, es mufs vielmehr erst untersucht werden, ob Gründe vorhanden sind, um ausnahmsweise eine solche Begünstigung zu rechtfertigen. Kein Land kann Alles selbst erzeugen, am wenigsten ein kleines, es entsteht also immer die Frage, ob die vorhandenen Capitale und Arbeitskräfte keine andere bessere Anwendung finden könnten, als diejenige, für welche man den Zollschutz in Anspruch nimmt. Rec. will nicht in Abrede stellen, dafs es Ausnahmen der eben genannten Art giebt, in denen ein Einfuhrzoll als Schutzmittel (nicht blos als Consumtionssteuer) sich rechtfertigen läfst. Dafs dies der Fall sey, wenn ein Gewerbe von vielen Menschen, mit grofsen Capitalen, betrieben wird, welche bei plötzlich eintretender auswärtiger Concurrenz auf einmal aufser Thätigkeit gesetzt werden würden, ist allgemein anerkannt, man darf aber unserem Verf. noch mehr einräumen. Die erste Einführung eines Gewerbes ist oft so schwierig, dafs sie bei freier Concurrenz auch dann nicht erfolgt, wenn das Gewerbe sonst den örtlichen Verhältnissen eines Landes völlig entsprechend wäre. Die anfänglichen Versuche sind mit Verlusten verbunden, die Arbeiter müssen herbeigezogen und eingeübt, Gebäude errichtet, Maschinen aufgestellt werden etc.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N. 67. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Stuhlmüller, Zollsystem für Baiern.

(Beschluſs.)

Dies ist S. 8 und 9 richtig bemerkt. Aber der Verf. vergiſst, bei einzelnen Gewerben ein solches Bedürfniſs des Zollschutzes speciell darzuthun, und will denselben ganz allgemein eingeführt sehen. Er vergiſst, daſs selbst ein, an der passenden Stelle angeordneter Zoll höchst fehlerhaft ist, wenn er weiter geht, als es nöthig ist, um den Inländer mit dem auswärtigen Erzeuger in gleiche Lage zu bringen. Sind zu diesem Behufe 10 Proc. genug, und wir wollten 30 Proc. erheben, so wäre dieser Ueberschuſs nur eine, aus dem Beutel der Consumenten zu bezahlende Prämie für die Trägheit und Nachlässigkeit des inländischen Verkäufers, den wir solchergestalt der Nothwendigkeit überheben, so viel Kunstfleiſs als möglich in Bewegung zu setzen.

Wenden wir uns zu den einzelnen Vorschlägen des Verf, so finden wir, daſs derselbe einen Einfuhrzoll 1) von 100 Proc. für alle Fabricate, die das Inland in hinreichender Menge erzeugt, 2) von 50 Proc. für andere Fabrikwaaren, 3) von 10 Proc. für die meisten Bodenerzeugnisse anräth. Kaffee, Gewürze, Weine sollen auch 100, Thee aber, den der Vf. nicht zu lieben scheint, 200 Proc. abgeben. Bei den rohen Stoffen gehen die Vorschläge S. 39 — 50. sehr ins Einzelne, bei den Fabricaten aber, wo es wenigstens nicht minder nothwendig wäre, unterbleibt dies. Ein Zoll von 50 Proc. ist schon höchst empfindlich. Es läſst sich auf keine Weise erwarten, daſs die Consumenten der Entrichtung desselben durch das Angebot minder vertheuerter inländischer Waaren überhoben werden würden, weil die Gewerbsunternehmer sich lieber auf die mit 100 Proc. belegten Waaren verlegen werden. Die Nation müſste also eine Verkümmerung ihres Gütergenusses ertragen, die nicht einmal der Staatscasse einen entsprechenden Gewinn verschaffte, weil bei so ungeheuren Zollsätzen der Schleich-

Digitized by Google

handel überhand nehmen würde; 50 Proc. sind viel zu hoch, wenn es sich um das Bedürfnifs eines Schutzes handelt. Ein Gewerbe, das ohne solche Hülfe nicht bestehen könnte, wäre wie eine Theepflanzung in einem Treibhause anzusehen, die kein vernünftiger Mensch für ersprieſslich halten kann. Gewifs hat auch der Verf. dies selbst nicht gedacht. Die englische Regierung ist der Meinung, dafs 30 Proc. hinreichend sind, um den englischen Seidenfabricanten dem französischen gleich zu stellen, welcher sonst in dem wohlfeileren Einkauf des rohen Stoffes und in dem niedrigen Lohne grofse Vortheile besitzt. — Der inländische Producent hat ohnehin schon wegen der Frachtkosten, die der Fremde aufwenden mufs, einen Vorsprung; der Zoll wird daher da, wo man ihn nur nöthig findet, nicht leicht über 20 — 30 Proc. zu betragen brauchen. Was den Kaffee betrifft, so verweist uns der Verf. auf die Kaffeewicke (Astragalus baeticus), die aber vermuthlich den Kaffee eben so wenig entbehrlich macht, als der inländische Tabak die fremden Blätter, welche mit 30 Proc. besteuert werden sollen. Vergebens wird man uns zur Kost unserer Altvordern zurückzuführen versuchen, auch möchte die Vertheurung des Kaffees den Genufs eines zwar inländischen, aber weit ungesunderen Getränkes, des Branntweins, unter den unteren Ständen häufiger machen. Eine angemessene Consumtionssteuer von solchen Dingen wird Niemand mifsbilligen, aber 50 oder nur 30 Proc., wie sie vom Reifse erhoben werden sollen, sind nicht mehr aus der Absicht der Besteuerung zu vertheidigen. Das Resultat dieser Betrachtungen ist, dafs die Vorschläge des Verf. sowohl in der Allgemeinheit als in der Gröfse der Zollsätze offenbar überspannt sind.

Weniger ist gegen die Sätze einzuwenden, welche sich über die Schädlichkeit des Schleichhandels und die zur Verhütung desselben zu treffenden Anstalten verbreiten. Freilich reifst auch hier den Verf. sein patriotischer Eifer zu weit fort. Das Ehrenwort, welches den Kaufleuten abgenommen werden soll, ist so wenig rathsam, als sich die Stempelung der Zuckerhüte auf den Zucker selbst (S. 68.) ausführen läfst; die Caution von 100 Proc., welche von durchgehenden Gütern beim Eintritt erlegt werden soll, ist so lästig, dafs sie unfehlbar aufser der Erschwerung des Reisens auch den Transito von den baierischen Strafsen verscheuchen würde, wie er schon jetzt häufiger die Ulmer Strafse einschlägt. Eben so sind mehrere empfohlene Strafsätze übertrieben; z. B. ein einheimischer Fuhrmann, der bei Nacht oder in der Dämmerung zwischen der Gränze und dem Zollamt fährt, soll 25, ein fremder in gleichem

Digitized by Google

Falle 100 Gulden Buſse entrichten (S. 63.). Allein der Gedanke einer inneren Controle zur Entdeckung des Smuggels, insbesondere die Zollcommissionen in den Städten, möchten, mit einigen Modificationen, nicht ohne Nutzen seyn. Die härtere Ahndung des Zollbetruges wird allerdings viel helfen, doch darf man immer von ihr weniger als von der genauen Aufsicht und von der Mäſsigkeit der Tariffe hoffen. Die Galeerenstrafe, die Napoleon über die Schleichhändler verhängte, verhinderte nicht, daſs jährlich neue Opfer, von dem hohen Gewinn angelockt, sich ins Verderben stürzten. Dies würde ein Zoll von 100 Proc. in Baiern ebenfalls verursachen. Die früheren baierischen Ständeverhandlungen würden schon den Vf. hierauf aufmerksam gemacht haben, unter andern das Urtheil Merkels jun. in den Verhdl. v. 1822. IX, 208.

Beim Schlusse dieses Aufsatzes kommt Unterzeichnetem noch folgende kleine Schrift zu Gesicht:

Was erwartet das Vaterland von der Zollcommission? Freimüthige Worte eines Baier's (sic). Baiern, im Nov. 1826. 32 *S.* 8.

Obgleich der Verf. sich zu den Grundsätzen des Hrn. Stuhlmüller bekennt, und gleich diesem über die Theoretiker den Stab bricht, so sind doch diese Bogen dem Rec. eher wie eine Bestätigung seines eigenen Urtheils, als wie eine Bestreitung desselben vorgekommen. Der ohne Zweifel genau unterrichtete Verf. sucht zu zeigen, daſs Baiern zum Fabrikwesen Beruf habe; er erzählt S. 6, daſs die Fabricate von Nürnberg, Augsburg, Fürth, Schwabach, Roth u. s. w. in alle Theile der Erde verführt werden, daſs noch jetzt die zahlreichen Weber ansehnlichen Absatz genieſsen, daſs das Haus Gebrüder Heinzelmann in Kaufbeuern für inländische Linnen weit mehr vom Auslande einnimmt, als der gröſste Specereihändler im Königreich Geschäfte macht. Er bemerkt S. 9, daſs Frankreich der stärkste Abnehmer baierischer Erzeugnisse, als Leinwand, Nürnberger Waaren, Hopfen, ist, ungeachtet Baiern schon vor mehreren Jahren den Zoll von französischen Waaren gesteigert hat. Dieses sind keine Züge zu einem Gemälde allgemeiner Verarmung! Auch wird ein Zoll von 30 — 40 fl. für den (Sporco-) Centner Baumwollen-, Wollen- und Linnenwaaren für hinreichend erklärt, und die richtige Bemerkung gemacht, ungeachtet aller Zölle würde doch wohl in Baiern die Seidenfabrication nie groſse Fortschritte machen, weshalb der angerathene Zoll von 50 Gulden für den Centner nur als Consumtionssteuer anzusehen ist. Der Verf. beweist seine

Mäfsigung und Einsicht noch dadurch, dafs er auf verschiedene, keinen Zwang enthaltende Beförderungsmittel Gewicht legt, ohne den Zöllen die Zauberkraft zuzuschreiben, welche Andere in ihnen zu erblicken glauben.

K. H. Rau.

Die combinatorische Analysis als Vorbereitungslehre zum Studium der theoretischen höhern Mathematik, dargestellt von Andreas v. Ettingshausen, Professor der höhern Mathematik an der K. K. Universität zu Wien. Wien, 1826. Druck und Verlag von J. E. Wallishauser. 350 *S.* 8. 3 fl. 9 kr.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dafs durch die Einführung der Combinationslehre in die Analysis das Gebiet der Mathematik in der neueren Zeit sehr erweitert wurde. Die Vortheile, welche die Hindenburgische Theorie der combinatorischen Analytik dem Calcul gewährt, sind zu überwiegend, als dafs nicht dieser Erfindung lauter Beifall und gerechte Anerkennung gezollt werden sollte; denn durch sie ist dem Calcul eine Allgemeinheit, auch in den schwierigsten und verwickeltsten Fällen, wie er sie vorher nicht aufzuweisen hatte, gegeben; durch sie ist Einfachheit in Absicht auf Ausdruck, Anordnung, Darstellung und Entwicklung in hohem Grade, und Ueberblick über die ausgedehntesten Probleme erreicht. Nothwendig mufste dieser von Hindenburg so glücklich betretene Weg Nachfolger finden, und es ist gewifs, dafs Vieles seit ihm zur Beleuchtung und festen Begründung der Lehren der Analysis gethan wurde.

Je gröfser nun die Ausbeute an neuen Lehrsätzen und an einfacher und bequemer Darstellung der Wissenschaft, die hiedurch gewonnen worden, ist, desto willkommener mufs auch jedes Werk über combinatorische Analysis seyn, sey es, dafs in ihm die Resultate des bisher Gefundenen aufgestellt, oder dafs darin zu weiterer Bearbeitung aufgemuntert und zur weitern Ausdehnung der Wissenschaft vorgearbeitet wird.

Es ist daher wohl kein unnützes oder überflüssiges Geschäft, auf vorliegendes Werk aufmerksam zu machen, besonders da der Verfasser in dieser Schrift, wie er in der Vorrede sagt, den Zweck hat, «Anfängern im Studium der Mathema«tik, welche die ersten Anfangsgründe dieser Wissenschaft «nach der gewöhnlichen Lehrmethode sich angeeignet haben, «und der sogenannten höhern Mathematik sich zuzuwenden ge-

Digitized by Google

«denken, eine Gelegenheit zu verschaffen, ihre Einsicht in «den Bau oder in das Gefüge der Resultate der arithmeti- «schen Grundoperationen zu erweitern, um sodann, mit grös- «serer Gewandtheit im Betrachten analytischer Formen aus- «gerüstet, das herrliche Gebiet der höhern Analysis betreten «zu können.» Dabei hat der Verfasser vorzüglich den Zweck vor Augen, diejenigen Lücken zu ergänzen, «welche in den «ihm am häufigsten unter die Hände kommenden Lehrbüchern «absichtlich gelassen, andererseits aber der Theorie der Glei- «chungen vorzuarbeiten, die er in einer besondern Schrift ab- «zuhandeln Willens ist.»

Diesen Zweck hat der Verf. in vorliegendem Werke gut und richtig durchgeführt, die Grundlehren der Combinationslehre in ihrer Anwendung auf die hauptsächlichsten Probleme des Calculs dargelegt, und man kann wohl in dieser Hinsicht dieses Werk eine brauchbare, dem Zwecke des Verfassers entsprechende, Arbeit nennen. Hiebei ist nicht zu verkennen, dafs der Verf. die Aufgabe, deren Lösung er sich vorgelegt hat, wohl kennt, mit dem Calcul vertraut ist, seinen Gegenstand wohl durchdacht hat, und die Resultate der Wissenschaft vorlegt, ohne sie nachzuschreiben. Dem zufolge ist es dankbar anzuerkennen, dafs er manches Neue und manche schöne Anwendung gibt.

Bei diesen guten Eigenschaften, die dem vorliegenden Werke nicht abzusprechen sind, ist es auffallend, dafs demselben in manchem Punkte die Anforderung der strengen Anordnung des behandelten Gegenstandes abgehet. Dieser Vorwurf trifft nicht sowohl die Anordnung des Planes im Allgemeinen, als vielmehr die in den einzelnen Kapiteln behandelten Materien. Wir heben hier zum Beleg des Gesagten einen Fall heraus.

Im vierten Kapitel behandelt der Verf. die Entwicklung der Exponentialgröfsen, und gibt in §. 106 — 108. die hiezu nöthigen Erörterungen. In §. 109 — 112. gibt er Summirungsweisen für die Combinationen mit und ohne Wiederholungen irgend einer Combinationsklasse. Ein Gegenstand, der doch wohl nicht zu den Exponentialgröfsen gehört, wenn er sich auch an sie anschliefsen mag! Dies anerkennend, fährt der Verf. §. 113. p. 203. fort: «Wenden wir uns nun wieder zur Entwicklung der Exponentialgröfse B^z » Gewifs ein Verstofs gegen strenge Fortführung einer einmal begonnenen Untersuchung, der aber besonders bei einem Werke, welches dem vom Verf. angegebenen Zwecke entsprechen soll, nicht vorkommen sollte. Wenn nun auch die Unterbrechung einer be-

Digitized by Google

gonuenen Untersuchung darin ihren Grund haben mag, dafs der Verf. dem angehenden Mathematiker auch die Anwendung der aufgefundenen Lehrsätze zeigen will, so darf doch diese allerdings zu lobende Bemühung nicht auf Kosten einer folgerecht durchzuführenden Untersuchung geschehen, besonders da die Anwendung der aufgefundenen Gesetze auch eine andere Stellung einnehmen kann.

Einer anderen Anforderung, die an den Bearbeiter der combinatorischen Analysis gemacht werden mufs, hat der Verf. nicht genügend entsprochen. Dies betrifft nämlich die Wahl richtiger und erschöpfender Zeichen und den consequenten Gebrauch der gewählten. Ueber das erste werden wir unsere Ansicht bei vorkommender Gelegenheit aussprechen. Zum Beleg des zweiten diene folgendes:

In §. 46. p. 57. wählt der Verf. zur Bezeichnung der Anzahl der zur kten Klasse gehörigen Combinationen für die Summe S das Zeichen C_k^s und §. 51. p. 64 wählt er zur Bezeichnung des nämlichen Begriffes das Zeichen $\mathfrak{Cw}_k^s$ Dies Schwankende und Inconsequente in der Bezeichnung ist an und für sich schon verwerflich; bei dem Zwecke des Verfassers aber um so mehr, da der angehende Mathematiker, kaum mit einem Zeichen vertraut, was sich bekanntlich bei dem Anfange schwer einprägt, sich bald wieder von ihm trennen mufs. Der Leser wird zurückgeschreckt; an neue Zeichen schliefsen sich neue Definitionen an, und der Wissenschaft ist dadurch kein Gewinn erwachsen. Warum hat der Verf. das Zeichen $\mathfrak{Cw}_k^s$, welches er durch das ganze Werk beizubehalten gedachte, nicht sogleich §. 46. eingeführt?

Die Darstellungsart des Verfassers ist gut und verständlich Zur Verdeutlichung und Einübung der aufgestellten Lehrsätze hat der Verf. da, wo er es nöthig erachtete, Beispiele zugegeben. Dies Verfahren ist um so mehr zu billigen, da das Werk keineswegs damit überladen ist,

Die Anlage des ganzen Werkes ist folgende. Erstes Kapitel: Vorbegriffe aus der Combinationslehre; Unterabtheilungen: das Permutiren, von den Perioden der durch ein gemeinschaftliches Ableitungsgesetz verknüpften Permutationen ungleicher Elemente, das Combiniren, das Combiniren zu bestimmten Summen, das Variiren. Zweites Kapitel: Erklärung einiger arithmetisch-combinatorischer Zeichen. Drittes Kapitel: Arithmetik der Polynome;

Digitized by Google

Unterabtheilungen: 1) Multiplication der Polynome, 2) Potenzirung der Polynome für ganze positive Exponenten, 3) Potenzirung der Polynome für jeden Exponenten, 4) besondere Fälle des polynomischen Lehrsatzes: a) der binomische Lehrsatz, b) Division der Polynome. Viertes Kapitel: Entwicklung der Exponentialgröfsen. Fünftes Kapitel: Ableitung einiger Reihen für goniometrische Grössen. Sechstes Kapitel: Von den Facultäten; 1) der binomische und polynomische Lehrsatz für Facultäten, 2) Entwicklung der Facultäten nach den Potenzen der Grundzahl und der Differenz, 3) Entwicklung der Potenzen nach Facultäten mit einer beliebigen Differenz. Siebentes Kapitel: Eigenschaften der algebraischen Ausdrücke in Bezug auf die gegenseitige Vertauschung darin vorkommender unbestimmter Gröfsen. Achtes Kapitel: Zusammenhang einer besondern Klasse symmetrischer Polynome mit den Combinationen ihrer Grundgröfsen.

Nach diesen allgemeinen Vorerinnerungen gehen wir nun zum Einzelnen über, und werden das, was wir über die Anordnung zu bemerken haben, bei schicklicher Gelegenheit vortragen.

In §. 1. gibt der Verf. folgende Definition: «Alles, was im Nebeneinanderseyn oder im Aufeinanderfolgen als zusammengehörig betrachtet wird, bildet eine Gruppe oder Complexion. Jeder einzelne Bestandtheil einer Gruppe wird ein Element derselben genannt. Aus gegebenen Elementen Gruppen zusammensetzen, heifst combiniren im weitesten Sinne des Worts.» Der Verf. gründet ganz richtig den Begriff des Combinirens auf den Begriff der Gruppe oder Complexion, der Begriff des Combinirens setzt daher den Begriff einer Complexinn voraus. Ist letzterer unrichtig, so mufs ersterer auch unrichtig seyn. Dies ist aber der Fall, denn der Begriff Complexion ist viel zu allgemein aufgefafst. In dem Nebeneinanderseyn oder im Aufeinanderfolgen der Theile, auch wenn sie als zusammengehörig betrachtet werden, liegt nur der Begriff eines Aggregates, nicht aber der Begriff einer Complexion. Die Glieder des Binomiums, oder irgend einer Reihe können in ihrem Nebeneinanderseyn oder Aufeinanderfolgen als zusammengehörig betrachtet werden, und werden es, ohne dafs sie dem Begriff einer Complexion genügen, woraus der weitere Begriff des Combinirens folgen würde. In der bestimmten Art des Nebeneinanderseyns oder des Aufeinanderfolgens der Elemente liegt

vielmehr der Begriff einer Complexion. Dafs diese Idee dem Verf. klar vor Augen schwebte, ohngeachtet er sie nicht genau genug bestimmte, beweiset das Beispiel, das er seiner Definition im §. 1. beifügt, ferner die Aeufserung in §. 3, wo er das Combiniren als ein eigenes Geschäft unabhängig von den Geschäften der Arithmetik darstellt, und wo er das Verhältnifs, worin die Combinationslehre zur Arithmetik im Allgemeinen stehet, richtig in folgenden Worten bezeichnet: «Die Combinationslehre für sich betrachtet abstrahirt von jeder unter den zu combinirenden Elementen allenfalls möglichen arithmetischen Verbindung, sondern sieht blos auf die Art ihres Nebeneinanderseyns oder Aufeinanderfolgens.»

§. 5. macht er daher auf den Unterschied zwischen combinatorischer Gleichheit und arithmetischer Gleichheit der Elemente aufmerksam.

In §. 8. wird die allgemeine Methode, die combinatorischen Geschäfte auszuführen, angegeben; sie bestehet in dem stufenweisen Aufsteigen von jeder einzelnen Complexion zu der nächst höheren.

§. 9. werden die combinatorischen Grundoperationen angegeben. Sie zerfallen nach der Ansicht des Verf. in: Permutiren, Combiniren, Variiren. Er geht hiebei von der ganz richtigen Bemerkung aus, dafs die Ordnung, wie die Elemente an einander gereihet werden, das Unterscheidungsmerkmal für die verschiedenen combinatorischen Operationen abgeben müsse, und dafs sich also nur zwei Arten hieraus ableiten lassen, das Permutiren und Combiniren. Diesen zwei combinatorischen Grundoperationen gesellt er noch eine dritte, das Variiren, bei. Hier scheint der Verf. den Eintheilungsgrund der Verbindungen im Allgemeinen nicht festgehalten zu haben. Nach diesem kann es nur zwei verschiedene Arten von Verbindungen, nämlich Permutationen und Combinationen geben; aber jede dieser Arten zerfällt wieder in zwei Unterabtheilungen, in die ohne Wiederholungen und in die mit Wiederholungen. Somit gibt es also vier verschiedene Bestimmungen: Versetzungen ohne Wiederholungen, Versetzungen mit Wiederholungen; Combinationen ohne Wiederholungen, Combinationen mit Wiederholungen. Das Variiren fällt entweder mit den Versetzungen mit Wiederholung zusammen, oder gehört in die Arithmetik der Polynome, um uns eines Ausdrucks des Verf. zu bedienen. Es wäre zu wünschen gewesen, dafs der Verf. nach dieser Ansicht das erste Kapitel eingetheilt und behandelt hätte. §. 10. gibt der Verf. die Definition des Permutirens in folgenden Worten: «Permutiren oder Versetzen

Digitized by Google

heifst, Elemente, so oft es möglich ist, in einer andern Ordnung folgen lassen.» Es wäre wohl zu wünschen gewesen, dafs diese Definition strenger aus §. 1. im Einklange mit §. 9. abgeleitet worden wäre. §. 11. ist die Bildungsweise für die Versetzungen gegeben. Der Verf. hat sich nur auf Versetzungen beschränkt, die aus Zahlen gebildet werden; er spricht hier von Permutationen mit Wiederholungen, und verstehet, wie aus dem beigegebenen Beispiele No. II: die Permutationen aus den Elementen 1, 2, 2, 2, 3 zu bilden, erhellt, unter diesem Ausdruck solche Versetzungen, welche entstehen, wenn unter den Elementen eine bestimmte Anzahl gleicher Elemente enthalten ist. Diese Benennung können wir keineswegs gut heifsen; füglich könnte man sie Versetzungen mit beschränkten oder bestimmten Wiederholungen nennen, denn nicht alle Elemente sollen wiederholt vorkommen, sondern nur ein bestimmtes Element, und dieses eine Element soll nicht in allen möglichen Wiederholungen, sondern nur in einer bestimmten Anzahl, nicht öfter, nicht weniger, als angegeben, in jeder Complexion erscheinen. Ein allgemeines Zeichen, welches die Ausführung des Permutirens andeutet, wird ungern vermifst. In §. 12. wird die Anzahl für die Permutationen angegeben. Ueber das Zeichen, das er für die Anzahl der Versetzungen wählt, äufsert er sich so: «Das Product der natürlichen Zahlen, von 1 angefangen bis n, wird sehr bequem durch das von Kramp in seinen Elémens d'Arithmetique universelle, Cologne 1808, angenommene Zeichen n! angedeutet.»

Wir finden uns veranlafst, hier Einiges über die Wahl der Zeichen zur Andeutung mathematischer Begriffe zu bemerken. Gegen die Einführung neuer Zeichen in der Mathematik eifern zu wollen, wäre eben so unpassend, als es unserm Zwecke fremd ist; denn es ist nicht zu läugnen, dafs das Bedürfnifs, neue Zeichen einführen zu müssen, ein Beweis ist für die Erweiterung des wissenschaftlichen Gebietes. So oft neue Ideen in der Wissenschaft in Umlauf gekommen sind, so oft müssen sich auch neue Ausdrücke an dieses Aufkommen anschliefsen, und wir können eine solche Erscheinung nicht anders als mit Freuden aufnehmen, wenn sich auch für den Anfang manche Unbequemlichkeit und manche Arbeit damit verbindet. Da aber ein Zeichen die Bezeichnung irgend eines Begriffes seyn soll, so kann die Wahl desselben keineswegs gleichgültig seyn, und es ist wohl nicht zu viel verlangt, wenn man von einem Zeichen das Merkmal der Einfachheit, Zulänglichkeit und der Harmonie mit dem ganzen Gebäude der Wissenschaft

Digitized by Google

fordert, und nach dieser Richtschnur ist es möglich, über die Brauchbarkeit der Zeichen ein Urtheil zu fällen.

Unter Zulänglichkeit eines Zeichens verstehen wir diejenige Eigenschaft, alle Merkmale, die bei der Bestimmung des Begriffes, welchen es ausdrücken soll, nothwendig sind, getreu und klar dem Auge vorzulegen. Was für Anforderungen das Wort Definition in logischer Bedeutung macht, die müssen auch mit dem Zeichen in mathematischer Hinsicht verbunden seyn. Die Zeichensprache ist die Logik der Mathematik, und es lassen sich daher die Lehren jener auf unsere Wissenschaft anwenden. Wie der Rede Verworrenheit, Undeutlichkeit, mangelhafte Darstellung zum Vorwurf gereicht, so dem Zeichen in der Mathematik Unzulänglichkeit, Unrichtigkeit. Ein richtig gewähltes Zeichen ist nicht weniger ein Beweis des Scharfsinnes, als ein richtig durchgedachter und ausgeführter Calcul, oder eine richtig ausgesprochene Definition. Je klarer nun ein Zeichen den Begriff, den es darstellen soll, dem Auge vorlegt, und je treuer es denselben erschöpft, desto vollkommener und besser werden wir es nennen können. Ist es dagegen nach Willkühr, oberflächlich, oder mit geringer Berücksichtigung des Begriffs, den es darlegen soll, gewählt, so wird es Gedächtnifssache, wird der Wissenschaft Hindernifs, nicht aber Beförderungsmittel.

Ein anderes Kriterium über die Brauchbarkeit eines Zeichens ist die Harmonie mit dem ganzen Gebäude der Wissenschaft. Jede Wissenschaft hat ihre Grundlinien, auf denen das ganze Gewebe derselben beruhet, und über deren Beibehaltung man sich vereinigt hat. Diese Grundlinien dürfen ohne Noth nicht verändert werden; an sie vielmehr mufs sich die weitere Ausdehnung der Wissenschaft wenigstens so lange anschliefsen, bis erwiesen ist, dafs sie nicht mehr für den Bau des Ganzen taugen. Dieses Kriterium schliefst daher die Willkühr und das Haschen nach neuen Zeichen aus, bringt Einheit und Einklang in das Ganze der Wissenschaft, und erleichtert das Weiterschreiten in derselben ungemein, und die Wissenschaft läuft nicht Gefahr, eine lästige Beigabe durch Aufhäufen willkührlich oder gar planlos gewählter Zeichen zu erhalten.

Dem Gesagten zufolge können wir das von dem Verf. gewählte Zeichen n! (ein n in Verbindung mit einem Ausrufungszeichen) keineswegs billigen, denn wenn wir auch zugeben, dafs es einfach ist; so ist es doch keineswegs erschöpfend, und legt die zugehörigen Elemente, welche zu der Bildung des Products der natürlichen Zahlen von 1, 2, 3, .. n beitragen,

Digitized by Google

nicht klar und deutlich dem Auge vor, da das Wesen dieses Products darin bestehet, dafs die einzelnen Factoren um die Einheit wachsen oder abnehmen, je nachdem man von dem niedersten oder höchsten Factor von 1, oder von n ausgehet. Ferner ist bei der Wahl dieses Zeichens die Harmonie mit den übrigen Theilen der Wissenschaft ganz übergangen. Denn §. 141. p. 277. erklärt der Verf. dieses Product für eine Facultät und setzt nach seiner Bezeichnungsart

$$n\,! = (1\,,\,1)^{n}$$

Dieser Erklärung zufolge hätte er eine dieser Bezeichnungsarten jetzt schon wählen und durch das ganze Werk beibehalten sollen. Freilich hat der Verf. einen tüchtigen Gewährsmann aufgestellt, jedoch kann diese Autorität keinen Grund abgeben, warum wir ein Zeichen, wie das vorliegende, als zweckmäfsig anerkennen, besonders da andere Zeichen diesem zur Seite stehen, welche eben so einfach, dabei richtiger und erschöpfender sind, und wovon wir folgendes $1^{n\,|\,1}$ und $n^{n\,|\,-1}$ ausheben, welches die constituirenden Merkmale alle vorlegt und zugleich das Zunehmen und Abnehmen der Factoren andeutet.

In §. 12. werden die Zahlenausdrücke für die im vorhergehenden §. angegebenen Arten der Versetzungen vorgelegt. Diesem ist folgendes Beispiel beigefügt: « die zehn Zahlzeichen 0, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 können $10\,! = 3628800$ mal eine andere Ordnung annehmen; fragt man aber nach der Anzahl der ganzen Zahlen, welche mit diesen zehn Zeichen geschrieben werden können, so müssen die Complexionen derselben, welche 0 an der Spitze führen, deren Anzahl $= 9\,! = 362880$ ist, bei der Aufzählung der möglichen verschiedenen Stellungen dieser Zeichen übergangen werden. Es können also durch gleichzeitigen Gebrauch der gedachten zehn Zahlzeichen blos $10\,! - 9\,! = 3265920$ verschiedene ganze Zahlen gebildet werden. »

Wir vermissen bei dieser Aufgabe besonders das deutliche Hervorheben des fraglichen Gegenstandes, denn es sind zwei Aufgaben über die Anzahl der Zahlen, welche mit den zehn Zahlzeichen geschrieben werden können, möglich:

1) Wie viele ganze Zahlen können überhaupt mit den zehn Zahlzeichen geschrieben werden, so dafs jedes Element 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 oder 10 mal vorkommen kann, und jede Zahl mit einer der Zahlen 1, 2 . . . . 9 beginnt?

2) Wie viele Zahlen können mit den zehn Zahlzeichen geschrieben werden, so dafs keine gleiche, sondern nur verschie-

dene Elemente in den einzelnen Zahlen vorkommen, und jede Zahl mit einer der Zahlen 1, 2 . . . 9 beginnt?

Den unter No. 1. angeführten Fall kann der Verf. nicht behandeln wollen, da er in dem Vorhergehenden die Prämissen, welche zur Auflösung dieses Falles nöthig sind, nicht gegeben hat. Ihre Anzahl ist $10^{10} - 10^9$, wie auch der Ueberblick über das Zahlensystem sogleich an die Hand gibt. Der unter No. 2. angegebene Fall ist die Aufgabe des Verfassers. Durch die Worte «fragt man aber» ist man versucht zu glauben, der Verf. wolle den unter No. 1. angegebenen Fall behandeln, und die ganze Periode ist nicht geeignet, den Leser aus diesem Irrthum zu reifsen. Erst im folgenden Satze treten die Worte «durch den gleichzeitigen Gebrauch der gedachten zehn Zahlzeichen» berichtigend ein, eine Berichtigung, die etwas spät kommt, und die ganz wegfallen müfste, wenn die Aufgabe genau vorgelegt wäre. Eben so ist der Ausdruck «verschiedene ganze Zahlen» unrichtig. Alle, auch die unter No. 1. angegebenen Zahlen sind unter sich verschieden, und keine Zahl in der ungeheuren Zahlenmasse gleicht der andern. Der Ausdruck «verschieden» mufs auf die Elemente, woraus die Zahlen gebildet werden, bezogen werden.

Ueber die Behandlungsart der Perioden finden wir im Allgemeinen nichts zu erinnern. §. 16. gibt der Verf. die Definition von Periode in folgenden Worten: «Eine Reihe von Complexionen bestimmter unter einander verschiedener Elemente, deren jede folgende aus der vorangehenden nach demselben Permutationsgesetze entsteht, so weit fortgesetzt, als es ohne Wiederholung der ersten Complexion möglich ist, soll eine Periode heifsen.»

Das Gesetz, nach dem eine Periode gebildet werden soll, gibt der Verf. dadurch an, dafs er die beiden ersten Complexionen einer Periode in ihrer natürlichen Ordnung über einander setzt und sie in Klammern einschliefst. Hätte nicht vielleicht die Angabe eines Zeigers die Darstellung des Bildungsgesetzes erleichtert? Denn nach der im Buche gewählten Darstellung ist man genöthigt, einen Zeiger zu diesem Behuf aus den beiden Anfangscomplexionen aufzusuchen.

Im §. 29. werden die Begriffe: Combiniren im engern Sinne des Wortes, Combinationsform, Combinationsklasse, Klassenexponent, Unionen, Amben, Ternen, Quaternen u. s. w., Combinationen mit Wiederholungen und mit eingeschränkten Wiederholungen gegeben. Darauf folgt §. 30. die Bildungsweise der Verbindungen ohne Wiederholungen und mit Wiederholungen, wo der Verf. von der richtigen Idee ausgehet,

Digitized by Google

dafs es bei dem Bilden der Combinationen im ergern Sinne des Wortes nicht auf die Ordnung, wie die Elemente an einander gereiht werden, ankomme, sondern dafs diese ganz gleichgültig und diesen Verbindungen fremd, und also mit dem Begriff, welcher diesen Verbindungen zu Grund liegt, unvereinbar sey. Jedoch ist nicht zu verkennen, dafs bei dem Bildungsgeschäft dieser Verbindungen eine bestimmte Anordnung zu Grunde liegt.

Ein allgemeines Zeichen, welches das Bildungsgesetz für die Combinationen enthält, hat der Verf. hier nicht gegeben. Man vermifst dies um so weniger gern, da er späterhin eines gibt, und er dadurch den angehenden Mathematiker schon frühe mit den Zeichen, deren er sich später bedient, vertraut gemacht hätte. Zur Bezeichnung des Zahlenausdrucks der Verbindungen ohne Wiederholungen aus n Elementen zu k Elementen, oder zur kten Klasse wählt der Verf. folgenden Ausdruck:

$$\binom{n}{k} = \frac{n\,(n-1)\,(n-2)\,(n-3)\,\ldots\ldots\,[n-(k-1)]}{1 \quad 2 \quad 3 \quad 4 \quad \ldots\ldots \quad k}$$

und deutet ihn durch die Worte «n über k» an. Wir müssen auf das oben über die Wahl der Zeichen Gesagte zurückweisen, indem wir diesen Ausdruck weder für klar, noch für übereinstimmend mit dem Ganzen halten können. In den Worten «n über k» liegt auch gar nichts, was auf die Idee der Verbindungen zurückweist. Da die Combinationen unter den allgemeinen Begriff Verbindungen gehören, so wäre zu erwarten gewesen, dafs auch eine Grundidee in der Bezeichnung aller zu einem Begriffe gehörigen Unterabtheilungen herrschen sollte. Statt dessen haben wir nun zwei ganz verschiedene Zeichen für verwandte Begriffe, für die Verbindungen als Versetzungen betrachtet das Zeichen n!, für die Verbindungen als Combinationen betrachtet das Zeichen $\binom{n}{k}$, da sich doch beide Arten durch übereinstimmende Zeichen darstellen lassen, wie sich durch folgendes zeigt:

1) in der Bezeichnungsart des Verf. für Permutationen n!

für Combinationen $\frac{n!}{[k!]\,[(n-k)!]}$

2) nach unserer Bezeichnungsart für Permutationen $1^{n\,|\,1}$

für Combinationen $\frac{n^{k\,|\,-1}}{1^{k\,|\,1}}$

Digitized by Google

Bei Aufsuchung der jeder Combinationsklasse zugehörigen Anzahl von Combinationen hat der Verf. die zurücklaufende Bildungsweise gewählt.

In §. 32 — 35. werden die Folgerungen, welche aus der Natur der numerischen Ausdrücke für die Combinationen fliessen, und welche Ableitung und Zusammensetzung der verschiedenen Combinationsklassen zum Zwecke haben, mitgetheilt.

In §. 36. gehet der Verfasser zu einem neuen Gegenstande über, nämlich zu den Vertheilungen von n verschiedenen Elementen in mehrere Parthien, so dafs die erste Parthie α, die zweite β, die dritte γ, . . . die vorletzte λ, die letzte μ Elemente enthält, und das Aggregat dieser Parthiensummen

$$\alpha + \beta + \gamma + \ldots + \lambda + \mu = n$$

ist, und schliefst die Untersuchung dieses Gegenstandes an die Theorie der Combinationen an. Die Art der Darstellung und die Ableitung aus den Verbindungen ist gut, wiewohl zu wünschen wäre, dafs der Verf. ihn in einem besondern Abschnitt behandelt hätte, indem dieser Gegenstand wohl die Theorie der Verbindungen voraussetzt, jedoch recht füglich als ein eigener Gegenstand behandelt werden kann.

§. 37. macht auf den Zusammenhang zwischen den Vertheilungen der Elemente in Parthien und den Versetzungen mit eingeschränkten Wiederholungen aufmerksam, so wie auf die Ableitung der erstern aus den letztern, woran sich weitere interessante Betrachtungen knüpfen. Mit diesen Hülfsmitteln in der Hand gehet der Verf. zu allgemeinen Formeln über, vereinigt die bisher aufgestellten Ergebnisse, und löset sofort in §. 38. und 39. die sehr zusammengesetzte Aufgabe: « Es seyen mehrere Reihen von ungleichen Elementen vorhanden, wovon die erste a, die zweite b, die dritte c Elemente u. s. w. enthält. Man soll ausmitteln, auf wie viel verschiedene Arten diese Elemente in mehrere Parthien vertheilt werden können, so dafs die erste Parthie α_1 Elemente aus der ersten Reihe, β_1 aus der zweiten, γ_1 aus der dritten Reihe u. s. w., ferner die zweite Parthie α_2 Elemente aus der ersten Reihe, β_2 aus der zweiten, γ_2 aus der dritten erhält u. s. w., wobei für die Anzahl der Elemente, welche diese Reihen in die dritte, vierte . . . . Parthie abgeben, analoge Zeichen gelten, und vorausgesetzt wird, dafs

$$\alpha_1 + \alpha_2 + \alpha_3 + \alpha_4 + \ldots = a$$
$$\beta_1 + \beta_2 + \beta_3 + \beta_4 + \ldots = b$$
$$\gamma_1 + \gamma_2 + \gamma_3 + \gamma_4 + \ldots = c$$

u. s. w. ist ν;

Digitized by Google

in folgendem Ausdruck

$$\frac{a!}{\alpha_1!\,\alpha_2!\,\alpha_3!\ldots}\cdot\frac{b!}{\beta_1!\,\beta_2!\,\beta_3!\ldots}\cdot\frac{c!}{\gamma_1!\,\gamma_2!\,\gamma_3!\ldots}\times\ldots\ldots$$

S. 46. wird folgende Gleichung mitgetheilt:

$$\binom{b}{\alpha}+\binom{a}{1}\binom{b}{\alpha-1}+\binom{a}{2}\binom{b}{\alpha-2}+\binom{a}{3}\binom{b}{\alpha-3}+\ldots$$
$$+\ldots+\binom{a}{\alpha-2}\binom{b}{2}+\binom{a}{\alpha-1}\binom{b}{1}+\binom{a}{\alpha}=\binom{a+b}{\alpha}$$

die über die Zerlegung eines Zahlenausdrucks für irgend eine Combinationsklasse Aufschluſs gibt, und umgekehrt den Summenausdruck für eine Reihe, welche aus Zahlenausdrücken für bestimmte Combinationsklassen besteht. Diese merkwürdige Gleichung huldigt den Gesetzen des Binomiums, was sich jedoch nicht aus der Darstellungsart des Verf. erkennen läſst, woran namentlich die Art der Bezeichnung hindert. Wählen wir, um das Gesagte zu begründen, die oben angemerkte Bezeichnung für die numerischen Ausdrücke oder Combinationen, und setzen A statt a und B statt b, so entsteht nach den gehörigen Reductionen

$$(A+B)^{\alpha|-1}=A^{m|-1}+\frac{\alpha}{1}A^{m-1|-1}B^{1|-1}+$$
$$+\frac{\alpha(\alpha-1)}{1\,.\,2}\,.\,A^{m-2|-1}B^{2|-1}+\frac{\alpha(\alpha-1)(\alpha-1)}{1\,.\,2\,.\,3}\times$$
$$\times A^{m-3|-1}B^{2|-1}+\ldots$$
$$+\frac{\alpha(\alpha-1)(\alpha-2)\ldots(\alpha-s+1)}{1\,.\,2\quad.\quad3\,.\,.\,.\,.\,.\,.\,.\,s}\,.\,A^{m-s|-1}B^{s|-1}+\ldots$$
$$+\frac{\alpha(\alpha-1)\ldots4.3}{1\,.\,2\,.\,(\alpha-2)}A^{2|-1}B^{m-2|-1}+\frac{\alpha(\alpha-1)\ldots4.3.2}{1\,.\,2\,.\,(\alpha-1)}\,.$$
$$\times A^{1|-1}B^{m-1|-1}+\frac{\alpha(\alpha-1)\ldots3.1}{1\,.\,2\,.\,.\,.\,.\,.\,\alpha}B^{m|-1}$$

Eine Gleichung, in der Exponenten und Coefficienten genau mit denen des binomischen Lehrsatzes harmoniren, welche die groſse Allgemeinheit der Gesetze des Binomiums deutlich beweist, und der vom Verf. aufgestellten ganz nahe liegt.

In §. 40 — 47. handelt der Verf. die Combinationen zu bestimmten Summen ab. Es ist nicht zu läugnen, daſs dieser interessante Gegenstand noch zu wenig bearbeitet worden ist. Seitdem Euler ihn in die Mathematik eingeführt hat, ist er wohl von Hindenburg und Andern berücksichtigt worden, aber groſse Ausbeute ist noch nicht gewonnen. Die Ursache, warum

Digitized by Google

man diesen Gegenstand bisher noch so wenig der Aufmerksamkeit gewürdigt hat, mag wohl darin liegen, dafs er so viele Schwierigkeiten dem Calcul entgegengesetzt hat. Euler, der ihn zuerst behandelt hat, Novi Comment. Acad. Scient. imper. Petropolit. 1750 und 1751. Tom. III. pag. 125 — 169, hat das meiste darin geleistet. Er hat ihn jedoch von einer Seite behandelt, wodurch wohl keine gröfsere Ausbeute und Allgemeinheit gewonnen werden möchte, als Euler gewonnen hat, indem er das Combiniren zu bestimmten Summen an die Entwicklung folgender unendlichen Reihen knüpft:

1) $(1+xz)(1+x^2z)(1+x^3z)(1+x^4z)(1+x^5z)\ldots$

2) $\dfrac{1}{(1-xz)(1-x^2z)(1-x^3z)(1-x^4z)(1-x^5z)\ldots}$

Obgleich diese Entwicklungsart viele interessante Ergebnisse darbietet, so ist doch gewifs, dafs die Behandlung dieses Gegenstandes eigentlich in das Gebiet der Combinationslehre gehört, und nicht analytisch, sondern synthetisch behandelt werden mufs, wie der Verf. gethan hat, wenn weitere Ausbeute und allgemeine Formeln, die noch ganz fehlen, gewonnen werden sollen. Der Verf. hat diesen Gegenstand nicht umfassend behandelt, sondern nur das ausgewählt, was er unumgänglich nöthig erachtete. Wir können diese Ansicht nicht gut heifsen. Da der Vf. ein Werk als Vorbereitung zum Studium der theoretischen höhern Mathematik dem angehenden Mathematiker in die Hand geben will, so möchte es nicht zweckmäfsig seyn, einzelne Stücke eines Gegenstandes auszuheben, und andere weniger zu berücksichtigen. Das Wesen einer Vorbereitungslehre bestehet doch wohl darin, Lust und Liebe zum Fortschreiten in der Wissenschaft dem Anfänger einzuflöfsen, und diese wird hauptsächlich durch richtige und vollendete Vorlegung eines Gegenstandes rege gemacht. Bruchstücke sind unzulässig, und rächen sich bei dem Streben nach umfassender Kenntnifs. Hätte der Verf. auch nicht alles geben wollen, so wären doch weitere Nachweisungen sehr willkommen gewesen, oder es hätte eine erschöpfende Uebersicht vorausgehen können, wodurch der angehende Mathematiker den Gegenstand in seiner Gesammtheit erkannt und daraus gesehen hätte, was ihm noch zu lernen nöthig ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

N. 68. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

v. Ettingshausen combinatorische Analysis.

(Fortsetzung.)

§. 40. spricht sich der Verf. über diesen Gegenstand so aus: «Bei der combinatorischen Behandlung arithmetischer Probleme verlangt man oft nur jene Combinationen ohne Wiederholungen oder mit uneingeschränkten Wiederholungen, in welchen die Zeiger der Elemente vorgeschriebenen Bedingungen Genüge leisten. Der einfache, am häufigsten vorkommende und überdies eine leichte Auflösung verstattende Fall ist der, wobei es sich um solche Combinationen mit uneingeschränkten Wiederholungen handelt, in welchen die Zeiger der Elemente zusammenaddirt eine bestimmte Summe geben. Das Verfahren, durch welches diese Combinationen für sich allein dargestellt werden, heifst das Combiniren zu bestimmten Summen.»

Der Ausdruck, «man verlangt oft nur jene Combinationen» u. s. w. beweist deutlich, dafs der Verf. hier von einem speciellen Falle spricht, dem andere Bestimmungen hätten vorausgehen sollen, welchen dieser specielle Fall untergeordnet ist, und dafs also Glieder in der Definition fehlen, die in einem Werke wie das gegenwärtige nicht fehlen sollten. Wir müssen daher auf das oben im Allgemeinen über die Eintheilung der Verbindungen Gesagte zurückweisen, was auch hier seine Anwendung findet. Demnach zerfallen die Verbindungen zu bestimmten Summen in folgende Unterabtheilungen: Versetzungen zu bestimmten Summen, Versetzungen mit Wiederholungen zu bestimmten Summen, Combinationen im engern Sinne ohne Wiederholungen, Combinationen im engern Sinne mit Wiederholungen zu bestimmten Summen. Diese Auseinandersetzung hätte um so eher hier ihre Stelle finden können, da dem Worte Combiniren nach §. 1. so lange die allgemeine Bedeutung beigelegt werden mufs, bis man auf das Combiniren im engern Sinne des Wortes hingewiesen ist. Hier müssen wir

Digitized by Google

auch auf einen Pleonasmus, der in dem Worte «zusammenaddirt» liegt, und der dem Verf. entschlüpft zu seyn scheint, aufmerksam machen, da das Wort «addirt» schon dem Sinne genügt.

Zwei Fälle der Combinationen zu bestimmten Summen macht der Verf. zum Gegenstand seiner Untersuchung in folgenden Worten: «Man fordert entweder alle mögliche Combinationsformen zu einer vorgeschriebenen Summe, oder nur eine einzelne Klasse derselben»; sofort geht die Anleitung zur Bildungsweise für alle mögliche Combinationen der Anleitung zur Bildungsweise für die Combinationen für eine einzelne Klasse vorher, obgleich die umgekehrte Anordnung für die bessere und dem Gange der Untersuchung angemessenere zu halten ist, denn die erste folgt aus der zweiten und ist nichts als die Vereinigung aller möglichen Combinationsklassen zu einer bestimmten Summe, und offenbar ist mit der allgemeinen Bildungsweise für eine Klasse auch die für alle mögliche gegeben. Hätte der Verf. diese Ansicht zu Grunde gelegt, so hätte wohl Manches im Folgenden kürzer abgethan werden können.

Die Anleitung zur Bildungsweise der Combinationen zu einer bestimmten Summe für einzelne Klassen ist in §. 44. gegeben. Ueber das Ende der Operation äufsert sich der Verf. so: «die Operation ist beendigt, sobald man auf eine Complexion kommt, in welcher der Unterschied zwischen den Zeigern der Elemente weniger als zwei Einheiten beträgt. Denn die Erhöhung eines Elementes fordert, der fortgesetzten Zeigersumme wegen, die Erniedrigung eines andern, daher kann diese Complexion ohne Verletzung der natürlichen Ordnung ihrer Elemente nicht erhöht werden.» Bei der Ausführung dieser Operation ergibt sich sogleich, dafs das erste Element bis zu einer bestimmten Höhe wächst, wo dann die Operation nach einem bestimmten Cyclus endet. Eine allgemeine Formel, welche angibt, bis zu welcher Höhe das erste Element wachsen kann, um das Ende der Operation herbeizuführen, wäre sehr sachdienlich gewesen. In der Anmerkung zu diesem §. wird die Bildungsweise für die Combination zur Summe s aus den Elementen 0, 1, 2, 3 . . . . auf die Bildungsweise aller möglichen Combinationsformen zur Summe s aus den Elementen 1, 2, 3 . . . . zurückgeführt. Der Verf. gibt die Anzahl der Elemente, die zu der Bildung der Combinationen zur Summe s nöthig sind, in den Ausdrücken 0, 1, 2, 3 . . . . und 1, 2, 3 . . . . unrichtiger Weise als unbestimmt an, da sie

Digitized by Google

doch bestimmt ist, und namentlich hiezu die Elemente 0, 1, 2, 3 . . . . s erfordert werden.

Von den Combinationen zu bestimmten Summen ohne Wiederholungen spricht der Verf. §. 45. folgendes: «Man kann zu bestimmten Summen auch ohne Wiederholungen irgend eines Elementes combiniren. Da wir aber im Folgenden von dieser Operation gar keinen Gebrauch machen werden, so übergehen wir die hiezu dienlichen Vorschriften um so mehr, da die Combinationen ohne Wiederholungen immer in den Combinationen mit Wiederholungen enthalten sind, und aus denselben leicht herausgehoben werden können.» Es möchte jedoch nicht gut seyn, den Anfänger auf das Herausheben der Combinationen ohne Wiederholungen zu einer bestimmten Summe aus den Combinationen mit Wiederholungen hinzuweisen, wenn auch schon erstere in den letztern enthalten sind; da das Herausheben die vollendete Darstellung der Combinationen mit Wiederholungen zu einer bestimmten Summe voraussetzt, wodurch viele überflüssige Complexionen gewonnen werden, die unnöthigerweise die Sache erschweren und die Arbeit mühsam machen. Warum hat der Verf. nicht darauf verwiesen, dafs die Combinationen ohne Wiederholungen zu bestimmten Summen aus denen mit Wiederholungen abgeleitet werden können?

§. 46. fährt der Vf. fort: «Man hat keine allgemeine Formel zur Berechnung der Anzahl der Combinationen zu bestimmten Summen.» Eine allgemeine Formel wird sich auch wohl schwer aufstellen lassen. Schon der Scharfsinn Eulers hat hier eine Grenze gefunden. Aber es ist bei aufmerksamer Betrachtung nicht zu verkennen, dafs auch diese Combinationsformen einem allgemeinen, wiewohl sehr ausgedehnten Gesetze huldigen, welches sich in viele einzelne Formeln zersplittert. Wahrscheinlich wird die Zeit und das Vorwärtsschreiten der Wissenschaft hierüber Aufschlufs geben. In Ermangelung einer allgemeinen Formel gibt der Verf. eine zurücklaufende an. Sie bestehet in dem Zurückführen der Combinationen zur Summe s aus der kten Klasse auf die Combinationen zur Summe $s-1$ der $(k-1)^{\text{ten}}$ Klasse und auf die Combinationen zur Summe $s-k$ aus der kten Klasse. Man kann sie eine doppelt zurücklaufende nennen. Diese Bildungsweise drückt der Verf. in folgenden Zeichen aus:

$$C_k^s = C_{k-1}^{s-1} + C_k^{s-k}$$

Um diese Gleichung abzuleiten, hat der Verf. einen Hülfssatz nöthig, der in den Calcul eingeschoben ist, und seine Stelle

Digitized by Google

besser am Ende des §. 44. gefunden hätte. Nach der in obiger Formel angedeuteten Bildungsweise hat der Verf. eine Tabelle für die Anzahl der Combinationen mit Wiederholungen verfertigt und sie §. 46. angehängt; sie ist klein und erstreckt sich nicht weiter, als bis zu den Combinationen mit Wiederholungen zur Summe 18 aus 12 Elementen, kann aber nach obiger Vorschrift zur Genüge ausgedehnt werden. Auf diese Tabelle ist das Verfahren, alle mögliche Combinationsformen mit Wiederholungen zu einer bestimmten Summe zu finden, welches §. 47. angegeben ist, gegründet.

In §. 47 — 50. werden die Variationen behandelt. Die Definition derselben lautet so: «Bei dem Variiren wird gefordert, aus jeder von mehreren abgesonderten Elementenreihen, so oft es angeht, ein Element, aber jedesmal nur eines, herauszunehmen und zur Bildung einer Complexion zu verwenden. Jede einzelne Complexion, die hier offenbar so viel Elemente enthält, als es Reihen gibt, heifst eine Variationsform oder auch eine Variation.» Diese Definition könnte schärfer aufgefafst seyn. Sie verlangt, man soll aus jeder Elementenreihe ein Element herausnehmen und zur Bildung einer Complexion verwenden. Die Art aber, wie diese Complexion gebildet wird, ist nicht angegeben, und doch wird sie im Folgenden als bekannt vorausgesetzt. Nach dieser ungenügenden Darstellung ist es keineswegs offenbar, dafs jede Complexion so viele Elemente enthält, als es Reihen gibt.

Wir müssen hier auf das zu §. 9 Gesagte zurückweisen, wo wir auf die Eintheilungsart der Verbindungen im Allgemeinen aufmerksam gemacht haben. Nach dieser Ansicht läfst sich gewifs Manches, im §. 50. vorgetragene, zweckmäfsiger auffassen und kürzer deduciren. Die Anzahl der Variationen ist nicht angegeben, und die Variationen zu bestimmten Summen sind nur in folgenden Worten berührt: «dafs sich die hier erklärte Methode des Variirens auch auf den Fall erstreckt, wenn diese Operation nur hinsichtlich einer bestimmten Summe der Zeiger der Elemente vorzunehmen ist, bedarf keines Beweises. Man wird dann derselben das Combiniren zu bestimmten Summen zu Grunde legen.»

Im zweiten Kapitel trägt der Verf. die Erklärung einiger arithmetisch-combinatorischer Zeichen vor, und bereitet so die aufgefundenen Lehrsätze für die Anwendung vor, die er im Folgenden davon zu machen veranlafst ist.

Die richtige Feststellung dieser Zeichen ist ein um so wichtigerer Gegenstand, da auf ihr die Deutlichkeit des Calculs und die klare Einsicht in das feine Gewebe der Wissenschaft

Digitized by Google

beruht. Hat sich hier eine Undeutlichkeit oder Unrichtigkeit eingeschlichen, so läuft sie durch das ganze Werk fort, und macht den Calcul schleppend und abstofsend. Mit der Wahl und Feststellung der eingeführten Zeichen sind wir nicht überall einverstanden. Die Vergleichungen zwischen den Ausdrücken für Variationen und Combinationen und ihren Zeichen sind gut und folgerecht gegeben.

§. 53. ist richtig aus §. 33. abgeleitet; durch die Glieder der Gleichung

$$a_1 \underset{(a_1)}{\mathfrak{C}}_{k-2}(a_1, a_2, a_3 \ldots a_n) + a_2 \underset{(a_2)}{\mathfrak{C}}_{k-1}(a_1, a_2, a_3 \ldots a_n)$$
$$+ a_3 \underset{(a_3)}{\mathfrak{C}}_{k-1}(a_1, a_2, a_3 \ldots a_n) + a_4 \underset{(a_4)}{\mathfrak{C}}_{k-1}(a_1, a_2 a_3 \ldots a_n)$$
$$+ a_n \underset{(a_n)}{\mathfrak{C}}_{k-1}(a_1, a_2, a_3 \ldots, a_u) =$$
$$= k\,\mathfrak{C}_k\,(a_1, a_2, a_3, a_4 \ldots a_n)$$

soll angedeutet werden: die Combinationen aus den Elementen $a_1, a_2, a_3 \ldots a_n$ sollen zur $(k-1)^{\text{ten}}$ Klasse gebildet, und bei der Bildung das unter $\mathfrak{C}$ geschriebene Element ausgeschlossen werden. Wir können unmöglich diese Bezeichnungsart gut heifsen, weil in dem Zeichen ein Element aufgenommen ist, was nicht in dasselbe gehört, ja sogar nach der Aeufserung des Verf. ausgeschlossen bleiben soll, was alsbald am Tage liegt, wenn wir das obige Zeichen zergliedern, denn

$$a_p \underset{a_p}{\mathfrak{C}}_{k-1}(a_1, a_2, a_3 \ldots a_n)$$

verlangt, man soll die Combinationen aus den beigeschriebenen Elementen zur $(k-1)^{\text{ten}}$ Klasse bilden und aus diesen a_p herausnehmen (wodurch also Verbindungen zur $(k-2)$ten Klasse entstehen), was offenbar ein Resultat giebt, das ganz verschieden von dem ist, welches der Verf. bezwecken will. Ganz einfach und unzweideutig ist folgende allgemeine Form für eine solche Ausschliefsung eines Elementes:

$$a_p\,\mathfrak{C}(a_1, a_2, a_3 \ldots a_{p-1}, a_{p+1} \ldots a_n)$$

Mit dieser hier vorgeschlagenen kann die p. 68. No. 1. gewählte Bezeichnung

$$a_1 \underset{(a_1)}{\mathfrak{C}}_{k-1} + a_2 \underset{(a_2)}{\mathfrak{C}}_{k-1} + a_3 \underset{(a_3)}{\mathfrak{C}}_{k-1} + a_4 \underset{(a_4)}{\mathfrak{C}}_{k-1} + \ldots$$
$$+ a_n \underset{(a_n)}{\mathfrak{C}}_{k-1} = k\,\mathfrak{C}_k$$

ohne alle Veränderung in Einklang gebracht werden, denn es ist der specielle Fall, wo die Verbindungen aus den angegebe-

Digitized by Google

nen Elementen gebildet werden sollen, jedoch mit der Einschränkung, dafs das untergeschobene Element bei den einschlagenden Fällen ausgeschlossen bleibt, und die erforderlichen Elemente als bekannt vorausgesetzt werden.

Ueber das combinatorische Integral enthält §. 54. folgende Bemerkung: «Wenn man in einem algebraischen Ausdruck, worin sich unbestimmte Gröfsen befinden, sie mögen Factoren oder Exponenten seyn, oder Zeiger, welche die Stellen gewisser Gröfsen in was immer für einer Reihe angeben, statt einiger derselben nach und nach die Elemente aller, durch eine combinatorische Operation hervorgebrachter Zahlen, Complexionen substituirt, und die dadurch erhaltenen Resultate in eine Summe vereinigt, so hat man ein (nach Kramp und Rothe sogenanntes) combinatorisches Aggregat oder Integral, in Bezug auf welches jener Ausdruck das allgemeine Glied heifst.» Das Zeichen für das combinatorische Aggregat ist $\mathfrak{S}$. Daraus ergeben sich §. 56. folgende Bezeichnungen:

$$1]\ A_1 + A_2 + A_3 + A_4 + A_5 + \ldots + A_n = \mathop{\mathfrak{S}}_{1,n}^{r} A_r$$

$$2]\ A_0 x^h + A_1 x^{h+t} + A_2 x^{h+2t} + A_3 x^{h+3t} + \ldots = \mathop{\mathfrak{S}}_{0}^{r} A_r x^{h+rt}$$

wo der in No. 1. unter dem Summenzeichen $\mathfrak{S}$ stehende Ausdruck 1, n die Grenzwerthe für den Zeiger andeutet, und die in No. 2. unter dem Summenzeichen $\mathfrak{S}$ stehende o angibt, dafs für den Zeiger alle Zahlen 0, 1, 2, 3, 4 .... bis ins Unendliche gesetzt werden können. Der Buchstabe r soll die Einschränkung zwischen den Grenzwerthen für irgend einen speciellen Fall bezeichnen. Hiebei fällt von selbst in die Augen, dafs die Zwischen- oder Mittelgröfse r ganz überflüssig und eine müssige Zugabe ist, denn auch mit Weglassung der Gröfse r können die beiden Reihen füglich so bezeichnet werden:

$$A_1 + A_2 + A_3 + A_4 + \ldots A_n = \mathop{\mathfrak{S}}_{1,n} A_n$$

$$A_0 x^h + A_1 x^{h+t} + A_2 x^{h+2t} \ldots = \mathop{\mathfrak{S}}_{0} A_n x^{h+nt}$$

in welcher Bezeichnung alle Elemente, welche zum Verstehen derselben nöthig sind, enthalten sind, und kein unnöthiges Zwischenglied eingeschoben ist. Gut und zweckmäfsig ist in §. 59. die für Anfänger schwierige Materie behandelt.

Nach vorausgegangenen allgemeinen Bestimmungen behandelt der Verf. in dem dritten Kapitel, welches die Arithmetik

Digitized by Google

der Polynome enthält, die Multiplikation derjenigen Polynome, welche kein x enthalten. Die Ausführung dieses Geschäfts deutet er durch folgende Gleichung an:

$$\overset{r}{\underset{o,m}{\mathfrak{S}}} A_r \,.\, \overset{r}{\underset{o,n}{\mathfrak{S}}} B_r \,.\, \overset{r}{\underset{o,p}{\mathfrak{S}}} C_r \ldots = \mathfrak{V} \begin{Bmatrix} A_0, A_1, A_2, A_3 \ldots A_m \\ B_0, B_1, B_2, B_3 \ldots B_m \\ C_0, C_1, C_2, C_3 \ldots C_m \end{Bmatrix}$$

u. s. w.

wo

$$\overset{r}{\underset{o,m}{\mathfrak{S}}} A_r = A_0 + A_1 + A_2 + A_3 + \ldots + A_m$$

$$\overset{r}{\underset{o,n}{\mathfrak{S}}} B_r = B_0 + B_1 + B_2 + B_3 + \ldots + B_n$$

$$\overset{r}{\underset{o,p}{\mathfrak{S}}} C_r = C_0 + C_1 + C_2 + C_3 + \ldots + C_p$$

u. s. w.

Hierauf folgt die Vervielfachung der Polynome mit einander, welche nach den steigenden Potenzen der Hauptgröfse x geordnet sind. Somit führt also die Multiplikation der Reihen

$$A_0 x^h + A_1 x^{h+t} + A_2 x^{h+2t} + A_3 x^{h+3t} + \ldots$$
$$B_0 x^k + B_1 x^{k+t} + B_2 x^{k+2t} + B_3 x^{k+3t} + \ldots$$
$$C_0 x^l + C_1 x^{l+t} + C_2 x^{l+2t} + C_3 x^{l+3t} + \ldots$$

zu folgendem Resultat:

$$\overset{r}{\underset{o,m}{\mathfrak{S}}} A_r x^{h+rt} \times \overset{r}{\underset{o,n}{\mathfrak{S}}} B_r x^{k+rt} \times \overset{r}{\underset{o,p}{\mathfrak{S}}} C_r x^{l+rt} \times \ldots =$$

$$= \overset{r}{\underset{o,s}{\mathfrak{S}}} \mathfrak{B} \begin{Bmatrix} A_0, A_1, A_2, A_3 \ldots A_m \\ B_0, B_1, B_2, B_3 \ldots B_m \\ C_0, C_1, C_2, C_3 \ldots C_m \end{Bmatrix} x^{h+k+l+\ldots+rt}$$

u. s. w.

wo $s = m + n + p + \ldots$ ist.

Hierauf werden die Anwendungen des allgemeinen Verfahrens auf die Producte

$$(a + x)\ (b + x)\ (c + x)\ (d + x) \ldots$$
$$(1 + a\,x)\ (1 + b\,x)\ (1 + c\,x)\ (1 + d\,x) \ldots$$
$$(1 + a)\ (1 + b)\ (1 + c)\ (1 + d) \ldots$$

gemacht, und die möglichen Umformungen gezeigt. Die Entwicklung des letzten Products benutzt der Verf., um die Anzahl aller Divisoren einer ganzen Zahl zu bestimmen.

§§. 68 — 85. enthalten die Potenzirung der Polynome. Hier gehet der Verf. von der Potenzirung eines Polynomiums

Digitized by Google

aus, dessen Glieder nicht nach den Potenzen einer Hauptgröfse geordnet sind, wie

$$\mathfrak{S}_{o,m}^{r} A_r = A_0 + A_1 + A_2 + A_3 + \ldots A_m$$

und stellt das Erheben eines solchen Polynomiums in die nte Potenz, wo n eine ganze bejahte Zahl bedeutet, in folgenden Ausdrücken dar:

$$\left(\mathfrak{S}_{o,m}^{r} A_r\right)^n = \mathfrak{P} \begin{Bmatrix} A_0, A_1, A_2, A_3 \ldots A_m \\ A_0, A_1, A_2, A_3 \ldots A_m \\ A_0, A_1, A_2, A_3 \ldots A_m \end{Bmatrix}$$

u. s. w.

Der Ausdruck auf der linken Seite des Gleichheitszeichens drückt aus, welches Geschäft vorgenommen werden soll, und der Ausdruck auf der rechten Seite desselben zeigt die Geschäfte an, welche vorgenommen, und die Art, wie sie ausgeführt werden sollen. Die Zahl der Reihen, welche in dem Ausdruck auf der rechten Seite des Gleichheitszeichens enthalten seyn müssen, wird ganz richtig im Text zu n angegeben. Dieses Element, welches aber nothwendiger Weise bei einer richtigen Darstellung in dem Ausdrucke angemerkt seyn sollte, ist weggelassen, und man ist leicht versucht, die Zahl der Reihen, die bei der Bildung des Polynomiums in die nte Potenz nöthig sind, für unbestimmt zu halten. Dieser Unbestimmtheit wäre doch wohl auf irgend eine Art zu begegnen gewesen, wie es auch in folgender ganz richtig dargelegten Bezeichnungsart geschehen ist:

$$\left(\mathfrak{S}_{o,m}^{r} A_r^{\frac{1}{r}}\right)^n = p\, \mathfrak{Cw}_n (A_0, A_1, A_2, A_3 \ldots A_m)$$

Für die Ausführung dieser Geschäfte werden in §. 69. andere Darstellungen aufgefunden, in folgender Gestalt:

$$\left[\mathfrak{S}_{o,m}^{r} A_r\right]^n = \mathfrak{S}^{r} \frac{n!}{a!\,b!\,c!\ldots g!} \cdot A_o^a A_1^b A_2^c \ldots A_m^g$$

$$[a, b, c, \ldots g]$$

$$a + b + c + \ldots g = n$$

worin die Zahl der Glieder $\binom{m+n}{n}$ ist und

$$a + b + c + \ldots + g = n$$

alle Combinationsformen mit Wiederholungen zur Summe n aus den Elementen 1, 2, 3, 4 .... n darstellt. Wir fahren in dieser gelungenen Darstellung fort: «Der Coefficient erhält immer denselben Werth, sobald die Werthe von a, b, c ... g

Digitized by Google

dieselben bleiben, in welcher Ordnung sie übrigens gesetzt werden mögen; daher werden alle aus der nämlichen Exponentengruppe entspringenden Glieder obiger Formel mit einerlei Coefficienten versehen seyn.»

«Wir wollen die Summe der Glieder, welche entstehen, indem man alle Combinationen der Gröfsen $A_0, A_1, A_2, A_3 \ldots A_m$ zur so vielten Klasse bildet, als eine gegebene Exponentengruppe a, b, c . . . Elemente umfafst, und dann den Factoren jeder Combination diese Exponenten in allen möglichen Versetzungen beilegt, durch das Symbol [a, b, c . . .] andeuten.» Hiedurch erlangt die obige Polynomialformel folgende Gestalt:

$$\left[\mathop{\mathfrak{S}}_{o,m}^{r} A_r\right]^n = \mathfrak{S} \frac{n!}{a!\,b!\,c \ldots} [a, b, c \ldots]$$

woraus denn der Verf. die schon bekannten Sätze über die Bildung der Polynome folgert. Es wird demnach z. B.

$$\left[\mathop{\mathfrak{S}}_{o,m}^{r} A_r\right]^3 = [3] + 3\,[1, 2] + 6\,[1, 1, 1]$$

d. h. die dritte Potenz eines Polynomiums bestehet aus den Würfeln seiner Glieder, aus den dreifachen Producten der ersten Potenzen und der Quadrate je zweier, endlich aus den sechsfachen Producten je dreier Glieder.

Hierauf folgt die Erhebung eines Polynomiums in die nte Potenz, dessen Glieder nach den Potenzen einer Hauptgröfse, deren Exponenten in arithmetischer Progression fortschreiten, geordnet sind. Das allgemeine Verfahren wird an dem Beispiele

$$(2 - 5x - 7x^2 + x^3 + 3x^4)^5$$

verdeutlicht, die Bildung des fünften Gliedes ist herausgehoben, die ganze Entwicklung dieses Polynomiums ist am Ende des §. beigegeben.

§. 71. theilt der Verf. eine neue Form des polynomischen Lehrsatzes mit, welche Darstellungsart sich auch auf die früher entwickelte allgemeine Form des polynomischen Lehrsatzes anwenden läfst. Da das Bisherige nur für die Potenzirung der ganzen und bejahten Exponenten gedient hat, so wird nun im Folgenden die Potenzirung der Polynomien für jeden Exponenten gegeben.

Die Auflösung dieses Problems ist in den §. 74 — 78. mitgetheilt. Es ist nicht zu verkennen, dafs der Verf. Festigkeit und Sicherheit in dem Gange der Untersuchung zeigt, und nie das Ziel aus dem Auge verliert, wenn er auch Hülfssätze zur Hand nehmen mufs.

Digitized by Google

Wir heben, um die Methode des Verf. zu zeigen, den Punkt heraus, wo derselbe den Werth des Ausdrucks $\binom{n}{k}$ für jeden möglichen Werth von n, und für den Fall, wo k eine ganze bejahte oder verneinte Zahl bedeutet. Wird in dem Ausdrucke

$$\binom{n}{k} = \frac{n(n-1)(n-2)\ldots(n-k+2)(n-k+1)}{1 \cdot 2 \cdot 3 \cdot \ldots \cdot (k-1) \quad k}$$

der letzte Factor sowohl im Zähler, als Nenner getrennt, so ist

1) $\binom{n}{k} = \binom{n}{k-1} \frac{n-k+1}{k}$ und also

2) $\frac{k}{n-k+1} \cdot \binom{n}{k} = \binom{n}{k-1}$

wird aber der erste Factor im Zähler und der letzte im Nenner getrennt, so ist

3) $\binom{n}{k} = \frac{n}{k} \binom{n-1}{k-1}$

Aus No. 1. erhält man durch Zuzählen des Ausdrucks $\binom{k-1}{n}$ auf beiden Seiten des Gleichheitszeichens

4) $\frac{n+1}{k} \binom{n}{k-1} = \binom{n}{k} + \binom{n}{k-1}$

Wird in No. 3. n + 1 für n gesetzt, so ist

5) $\binom{n+1}{k} = \frac{n+1}{k} \binom{n}{k-1}$

Somit ist nach No. 4. nnd 5.

6) $\binom{n+1}{k} = \binom{n}{k} + \binom{n}{k-1}$ oder $\binom{n}{k-1} = \binom{n+1}{k} - \binom{n}{k}$

Diese Gleichungen benutzt der Verf., um den Werth der Ausdrücke

$$\binom{n}{0}, \binom{n}{-1}, \binom{n}{-2}, \binom{n}{-3} \ldots .$$

zu bestimmen.

Nach No. 2. werden nun die Werthe für

$$\binom{n}{0}, \binom{n}{-1}, \binom{n}{-2}, \binom{n}{-3} \ldots .$$

bestimmt. Für den Fall, wo $n = -1$ und $k = 0$ ist, ergibt sich nach den Worten des Verf.

„$\binom{-1}{-1} = \frac{0}{0}$, welcher Ausdruck unbestimmt ist"

Wir können jedoch der Aeufserung des Vf. nicht beistimmen, denn die Rechnung verlangt unter obigen Prämissen folgenden Ausdruck

$$\binom{-1}{-1} = \frac{0 \times (-1)}{-0 \cdot 0} = \frac{-0}{-0}$$

welches Resultat von dem unbestimmten Ausdruck $\frac{0}{0}$ ganz verschieden ist, und nicht nach der Ansicht des Verfassers beurtheilt werden dürfte.

Ganz genau und keinem weitern Zweifel unterworfen wird der Werth für $\binom{n}{0}, \binom{n}{-1}, \binom{n}{-2}, \binom{n}{-3}$ . . durch No. 6. angegeben. Nach ihr ist

$$\binom{n}{0} = \binom{n+1}{1} - \binom{n}{1} = n + 1 - n = 1$$

$$\binom{n}{-1} = \binom{n+1}{0} - \binom{n}{0} = 1 - 1 = 0$$

$$\binom{n}{-2} = \binom{n+1}{-1} - \binom{n}{-1} = 0 - 0 = 0$$

u. s. w.

In §. 82. ist eine zurücklaufende Bildungsweise für die Polynomial-Coefficienten gegeben. In §. 83. gehet der Verf. zu noch allgemeineren Relationen zwischen den Polynomial-Coefficienten über. §. 84. enthält die Hauptzüge über die Umkehrung der Reihen, wo folgende Reihe

$$y^m = \sum_0^r A_r x^{h+rt} = A_0 x^h + A_1 x^{h+t} + A_2 x^{h+2t} + \ldots$$

im Einklang mit dem Vorhergehenden zu Grunde gelegt wird. Die Anwendung der vorgetragenen Lehrsätze wird an den Beispielen

$$y = \sum_0^r \frac{(-1)^r x^{1+2r}}{(1+2r)!} = x - \frac{x^3}{1.2.3} + \frac{x^5}{1.2.3.4.5} - \frac{x^7}{1.2.3...7} - .$$

und an

$$y = 1 + x^2 y$$

gezeigt.

Vom Allgemeinen gehet nun der Verfasser zum Speciellen über, und behandelt in §. 86 — 100. den binomischen Lehrsatz. Er stellt daher nach den allgemeinen Gesetzen des Polynomiums den binomischen Lehrsatz dar in folgendem Ausdruck:

$$(a+x)^n = \sum_0^r \binom{n}{r} a^{n-r} x^r$$

Digitized by Google

wo n jede Zahl bedeutet. In §. 87. finden wir zweckmäfsig gewählte Beispiele, woran der angehende Mathematiker das bisher Erlernte einüben und befestigen kann. Sie zerfallen in folgende vier Arten

$$(a + x)^n \text{ und } (a + x)^{-n}$$
$$(a + x)^{1/n} \text{ und } (a + x)^{-1/n}$$

Die beiden ersten sind bis zur sechsten Potenz und die beiden letzten bis zur ($^1/_4$)ten Potenz entwickelt.

In §. 90. ist eine Tabelle für die Binomial-Coefficienten mitgetheilt. Sie gibt die Vorzahlen der einzelnen Glieder des Binomiums bis zur zwölften Potenz.

In §. 91. ist der specielle Fall behandelt, wenn in dem Binomium

$$(a + x)^n = \mathop{\mathfrak{S}}_{0}^{r} \binom{n}{r} a^{n-1} x^r$$

$a = x = 1$ gesetzt wird. Hiedurch gehet diese Gleichung über in folgende

$$(1 + 1)^n = \mathop{\mathfrak{S}}_{0}^{r} \binom{n}{r} = 2^n$$

d. h. 2^n ist der Summenausdruck für alle Combinationen aus n Elementen zu 0, 1, 2, 3 . . . n Elementen. Die Reihe bricht ab, wenn n eine positive ganze Zahl bedeutet; sie wird unendlich, wenn n eine negative Zahl bedeutet.

Eine andere interessante Anwendung ist mittelst folgender Gleichung

$$\mathop{\mathfrak{S}}_{0,k}^{v} \binom{n}{v} \binom{p}{k-v} = \binom{n+p}{k} =$$
$$= \frac{p(p-1)(p-k+1)}{1 \cdot 2 \ldots k} + \frac{n}{1} \frac{p(p-1)\ldots(p-k+2)}{1 \cdot 2 \ldots (k-1)} \ldots$$

und der Hülfsgleichung

$$\binom{n}{n-v} = \binom{n}{v}$$

gegeben. Setzt man hierin $n = p = k$, und, fügen wir hinzu, n für p und k, so wird

$$\mathop{\mathfrak{S}}_{0,n}^{v} \binom{n}{v}^2 = \binom{2n}{n}$$

und nach den Worten des Verfassers: «Es ist nämlich die Summe der Quadrate aller einem ganzen positiven Exponenten entsprechenden Binomial-Coefficienten dem Mittelgliede in der

Digitized by Google

Reihe der Coefficienten für den doppelten Exponenten gleich.» Aus dieser Gleichung ergibt sich endlich

$$\mathfrak{S}_{n,o}^{v} \binom{n}{v}^2 = \frac{1 \cdot 3 \cdot 5 \cdot 7 \cdot \ldots \cdot (2n-1)}{2 \cdot 4 \cdot 6 \cdot 8 \cdot \ldots \cdot 2n} \, 2^{2n}$$

eine Formel, wie sie Lagrange dargestellt hat. Wir bemerken hiebei, dafs sich dieser Satz ganz einfach unmittelbar aus den Versetzungen mit eingeschränkten Wiederholungen deduciren läfst, mit welcher Darstellungsart der Vortheil des Augenscheins verbunden ist.

In §. 95 — 100. ist eine Anwendung des binomischen Lehrsatzes auf die näherungsweise Berechnung der Wurzel eines beliebigen Grades für eine gegebene Zahl mitgetheilt. Bei dieser Anwendung ist die Entwicklung des Binomiums mit einem gebrochenen Exponenten nöthig. Da diese Entwicklung aber immer in eine unendliche Reihe ausläuft, so hält der Verf. eine weitere Erörterung für nöthig, damit die Entwicklung des Binomiums in eine unendliche Reihe zu diesem Behufe nicht eine bloſse analytische Form werde, sondern zur wirklichen Berechnung dienlich sey. Hierüber lesen wir §. 96. folgende Bemerkung: «Soll eine unendliche Reihe den arithmetischen Werth irgend einer Gröſse angeben, so muſs die Summe ihrer Anfangsglieder sich gedachter Gröſse um so mehr nähern, je mehr diese Glieder in Anspruch genommen werden, d. h. der Unterschied zwischen der erhaltenen Summe der Anfangsglieder der Reihe und jener Gröſse muſs durch stetes Fortschreiten in der Addition dieser Glieder so klein gemacht werden können, als man nur immer will, oder mit andern Worten: kleiner gemacht werden können, als jede gegebene noch so kleine Gröſse. Man pflegt in diesem Falle die Reihe eine convergirende, und im entgegengesetzten Falle eine divergirende zu nennen.» Nach diesen Worten hat also die convergirende Reihe einen Grenzwerth, die divergirende aber nicht.

Das Verfahren des Verf., die n te Wurzel aus der Zahl N zu ziehen, bestehet darin, daſs man eine Zahl k wählt, sie in die n te Potenz erhebt, und die Gröſse N damit vervielfacht, und dann dem Ausdruck $a^n - x$ gleich setzt. Dadurch erhält man nun folgende Ausdrücke:

$$\sqrt[n]{N} = \frac{\sqrt[n]{N \cdot k^n}}{k} = \frac{1}{k} \sqrt{(a^n - x)}$$

Die Auflösung der Aufgabe ist somit an die Hülfsgröſse k gekettet; sie muſs so angenommen werden, daſs das Product

Digitized by Google

$N \cdot k^n$ der nten Potenz einer andern Gröfse a möglich nahe kommt. Durch diese Annäherung hat man den Vortheil gewonnen, dafs x sehr klein wird, und je kleiner x in Bezug auf a^n ist, desto convergirender wird die Reihe, welche sich durch das Binomium entwickeln läfst. Dieses Verfahren, so scharfsinnig und gut gewählt es auch ist, setzt wieder andere Arbeiten voraus, und um diese bequem ausführen zu können, mufs man im Besitze von Tabellen seyn, welche die Potenzen der Zahlen bis zu einer dienlichen Ausdehnung darbieten. Sind diese Bedingungen erfüllt, so stellt folgende Gleichung die näherungsweise Berechnung der nten Wurzel für die Zahl N gut dar:

$$\sqrt[n]{N} = \frac{1}{k}\sqrt{(a^n - x)} = \frac{a}{k}\left(1 - \frac{x}{a^n}\right)^{1/n}$$

$$= \frac{a}{k}\sum_{o}^{r}\binom{1/n}{r}(-)^r\left(\frac{x}{a^n}\right)^r$$

wo die Convergenz der Reihe, welche durch die Entwicklung des Binomiums $\frac{a}{k}\left(1 - \frac{x}{a^n}\right)^{1/n}$ gewonnen wird, deutlich vor Augen liegt.

Die Division der Polynome schliefst dieses Kapitel. Der Ausdruck:

$$\frac{1}{\sum_{o,m}^{r} A_r x^{h+rt}} = \left(\sum_{o,m}^{r} A_r x^{h+rt}\right)^{-1}$$

wird betrachtet, die Entwicklung des Quotienten

$$\frac{1}{(1-2x)(1+5x)(1-6x)};$$

eine zurücklaufende Bildungsweise für die Berechnung der Glieder dieses Quotienten, und endlich die Entwicklung gebrochener Functionen gegeben.

Viertes Kapitel: Entwicklung der Exponentialgröfsen. §. 106. wird die Ansicht des Verf. über dieselben mitgetheilt; §. 107. wird die Entwicklung der Gröfse B^z nach den Potenzen von z und die Bedeutung ihres Werthes vorgelegt. — Ueber 109 — 112. haben wir uns schon oben geäufsert. Von der mitgetheilten Summirungsformel lesen wir p. 190. folgende historische Nachweisung: «eine Formel, welche von Kramp, jedoch ohne Beweis, in der „Sammlung combinatorisch-ana-

Digitized by Google

lytischer Abhandlungen, herausgegeben von Karl Friedrich Hindenburg. Erste Sammlung. Leipzig 1799" p. 111. und unter einer etwas abgeänderten Gestalt in der „Analyse des réfractions astronomiques et terrestres, Strafsburg und Leipzig 1799" p. 71. zur Berechnung der öfters vorkommenden Combinationsklassen der natürlichen Zahlen ohne Wiederholungen angegeben wurde.» Ein Beispiel ist angefügt.

§. 111. finden wir aus der Lehre der Differenzen den speciellen Satz: Das erste Glied der nten Differenzreihe durch die Glieder der Hauptreihe darzustellen. Sind die Glieder der Hauptreihe

$$T_1, T_2, T_3, T_4 \ldots .$$

so erhalten wir nach der Formel

$$\Delta^n T_i = \sum_{o}^{r} \binom{n}{r} (-1)^r T_{n+1-r}$$

Es folgt dann eine interessante Anwendung dieses Satzes auf die Summirung der Combinationen mit Wiederholungen, wornach die Combinationsklassen der natürlichen Zahlen mit Wiederholungen in enger Verbindung mit den ersten Gliedern der Differenzreihen stehen, welche die mit o oder mit 1 anfangenden Reihen der Potenzen der natürlichen Zahlen darbieten, nach folgender Gleichung:

$$\mathfrak{C}w_k(1, 2, 3 \ldots n) = \frac{\Delta^n(0^{k+n}}{n!} = \frac{\Delta^{n-1}(1^{k+n-1})}{(n-1)!}$$

Nun kehrt der Verf. zu der im Anfange des Kapitels vorgelegten Aufgabe zurück, und entwickelt die Exponentialgröfse B^z, wenn z ein nach den Potenzen der Hauptgröfse x geordnetes Polynomium vorstellt. In §. 115. wird die Gröfse

$$e = \sum_{o}^{v} \frac{1}{v!} = 1 + \frac{1}{1} + \frac{1}{2!} + \frac{1}{3!} + \frac{1}{4!} + \ldots .$$

näher beleuchtet, und ihr Werth in der Ausdehnung von 40 Decimalstellen

$e = 2{,}7182818284590452353602874713526624977572 \ldots .$

mitgetheilt. Es folgt in §. 116. die Vergleichung zwischen dem künstlichen und natürlichen Logarithmensysteme, dann in §. 117. mehrere Reihen zur Berechnung der natürlichen Logarithmen, in §. 118. die Entwicklung der Logarithmen eines Polynomiums von der Form

$$\sum_{o,m}^{r} A_r x^{h+rt}$$

nach den Potenzen der Hauptgröfse x.

Digitized by Google

Im Bisherigen wurde die Entwicklung der Exponentialgröfsen auf den binomischen und polynomischen Lehrsatz gegründet; nun zeigt der Verf., wie diese Entwicklung auch unabhängig von der Polynomial-Formel bewerkstelligt werden kann, und schliefst dieses Kapitel mit der Umkehrung der Reihe

$$y^m = \sum_{0}^{r} \frac{x^{h+rt}}{r!}$$

Fünftes Kapitel. Ableitung einiger Reihen für goniometrische Gröfsen. Der Verf. geht hiebei von der ganz richtigen Ansicht aus, dafs die Reihen für goniometrische Gröfsen, wie er sie nennt, specielle Fälle des Binomiums sind und aus ihm entwickelt werden können. Er legt sofort den Ausdruck

$$e^z = \sum_{0}^{v} \frac{z^v}{v!} = 1 + \frac{z}{1} + \frac{z^2}{2!} + \frac{z^3}{3!} + \frac{z^4}{4!} + \cdots$$

zu Grunde. Erhält nun z einen imaginären Werth in der Form $x\sqrt{-1}$, wobei jedoch x eine reelle Gröfse bedeutet, so entstehen Ausdrücke, welche zur Anwendung im Folgenden dienen. Deswegen trennt er in dem Ausdrucke

$$e^z = \sum_{0}^{v} \frac{z^v}{v!}$$

die Glieder, in welchen v eine gerade und in welchen es eine ungerade Zahl bedeutet, und gewinnt durch diese Trennung die zwei folgenden

$$e^z = \sum_{0}^{r} \frac{z^{2r}}{(2r)!} + \sum_{0}^{r} \frac{z^{2r+1}}{(2r+1)!}$$

Wird nun hierin der Werth $x\sqrt{-1}$ für z eingeführt, so ergibt sich folgender Ausdruck

$$e^{x\sqrt{-1}} = \sum_{0}^{r} \frac{(-1)^r x^{2r}}{(2r)!} + \sqrt{-1} \sum_{0}^{r} \frac{(-1)^r x^{2r+1}}{(2r+1)!}$$

und hierin für die Summenausdrücke auf der rechten Seite des Gleichheitszeichens

1) $$\sum_{0}^{r} \frac{(-1)^r x^{2r}}{(2r)!} = 1 - \frac{x^2}{1.2} + \frac{x^4}{1.2.3.4} - \frac{x^6}{1.2.3...6} + \frac{x^8}{1.2....7.8} - \cdots$$

2) $$\sum_{0}^{r} \frac{(-1)_r x^{2r+1}}{(2r+1)} = x - \frac{1.2.3}{x^3} + \frac{x^5}{1.2.3.4.5} - \frac{x^7}{1.2...6.7} + \frac{x^9}{1.2...8.9} - \cdots$$

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N. 69. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

v. Ettingshausen combinatorische Analysis.

(Beschlufs.)

Zum bequemern Gebrauch wird No. 1. durch M_x und No. 2. durch N_x bezeichnet. Es wird also

$$e^{x\sqrt{-1}} = M_x + N_x\sqrt{-1}.$$

Nachdem so die Grundzüge vorgelegt sind, werden die weitern Beziehungen, welche unter diesen Gröfsen statt finden, mitgetheilt; es ergibt sich der Satz:

$$M_x^2 + N_x^2 = 1$$

und dieses Resultat setzt in Stand, die gefundenen Sätze auf die Ausdrücke Sinus, Cosinus u. s. w. anzuwenden. Es folgt nun die Entwicklung von Sin x, Cos x, tg. x, cot. x in Reihen u. s. w. §. 128. enthält die Formel

$$(\text{Cos } x + \sqrt{-1}\ \text{Sin } x)^n = \text{Cos } nx + \sqrt{-1}\ \text{Sin } nx$$

welche der Verf. die goniometrische Binomialformel nennt; mit Recht empfiehlt der Verf. Vorsicht bei dem Gebrauche derselben. §. 129. sind nach dieser Formel die Werthe für Cos 2x, Cos 3x, Cos 4x . . . und Sin 2x, Sin 3x . . . gegeben, §. 130 — 134. Reihen für den Sinus und Cosinus eines vielfachen Bogens, welche nach den Potenzen des Cosinus des einfachen Bogens geordnet sind; hierauf die Darstellung von Sin nx und Cos nx durch Sin x. §. 139. stellt die Potenzen von Sin x dar durch Cosinus der Vielfachen dieses Bogens, §. 140. umgegen die Potenzen der Sinus eines Bogens durch Sinus oder Cosinus der Vielfachen eines Bogens.

Sechstes Kapitel: Von den Facultäten. Die Definition der bei den Facultäten vorkommenden Begriffe gibt §. 141. so: Unter der Benennung Facultät oder Factorielle verstehet man ein Product gleich zu- oder abnehmender Factoren. Werden diese Factoren nach ihrer Gröfse geordnet, so heifst der erste derselben die Grundzahl oder die Wurzel der Facul-

Digitized by Google

tät; der Rest, welcher aus der Subtraction eines Factors von dem nächstfolgenden entspringt, heifst die Differenz, endlich die Anzahl der Factoren der Exponent der Facultät.» Die allgemeine Form einer Facultät

$$a\,(a+d)\,(a+2\,d)\,(a+3\,d)\,\ldots\,[a+(n-1)\,d]$$

bezeichnet der Verf. durch $(a,d)^n$, und bemerkt, dafs sie in andern Lehrbüchern durch $a^{n\,|\,d}$ oder $a^{n\,;\,d}$ bezeichnet werden. Der Grund, warum die von Andern angenommene Bezeichnung nicht beibehalten ist, ist nicht angegeben; da sie doch viel kürzer ist, und sich besonders die Bezeichnung $a^{n\,|\,d}$ sehr passend an die allgemein angenommene Darstellung der Potenzen anschliefst, und dadurch ihre Brauchbarkeit beweist, dafs sie jede Veränderung in der Darstellungsart mit grofser Leichtigkeit und Richtigkeit bemerklich macht. Ein Vorzug, welchen die vom Verf. gewählte etwas unbewegliche Bezeichnungsart nicht darbietet. §. 142. gibt die Umformung einer Facultät auf andere mit beliebiger Grundzahl oder Differenz. §. 143. wird gezeigt, dafs jede Facultät auf zweierlei Art, je nachdem man mit dem niedersten oder höchsten Factor beginnt, betrachtet werden kann. Wir vermissen hiebei, dafs diese verschiedene Betrachtungsart nicht durch das vom Verf. gewählte Zeichen angedeutet ist.

Die bei den Potenzen geltenden Eigenschaften, in so fern sie aus dem Begriffe des Exponenten fliefsen, werden in §. 144. auf die Facultäten angewendet, und somit die Facultäten mit ganzen positiven Exponenten auf Binomial-Coefficienten zurückgebracht.

In §. 146 — 148. wird gezeigt, dafs die Facultäten auch den allgemeinen Gesetzen des Binomiums und des Polynomiums huldigen. §. 146. enthält die Binomialformel mit ganzen positiven Exponenten; sie ist

$$\sum_{0,n}^{r} \binom{n}{r} (a+d)^{n-\nu}\,(b,d)^{\nu} = (a+b,d)^{n}.$$

Wird in ihr $d = 0$ gesetzt, so entsteht der binomische Lehrsatz. Demnach ist also der binomische Lehrsatz ein specieller Fall dieses allgemeineren, und es folgt ferner, dafs die Facultätenrechnung eine viel allgemeinere Rechnung, als die Potenzenrechnung ist. §. 147. gibt die Binomialform für Facultäten mit ganzen negativen Exponenten, 148. die Polynomialformel für dieselben. In §. 149 — 154. werden die Facultäten nach den Potenzen der Grundzahl und der Differenz, 155 — 157. die Potenzen der Grundzahl nach den Facultäten mit einer be-

Digitized by Google

lieb'gen Differenz entwickelt. §. 157. enthält eine Summirungsweise für die Potenzen der natürlichen Zahlen.

Wir glauben nun den Leser mit der Art und Weise, wie der Verf. seinen Gegenstand behandelt hat, bekannt gemacht und ihn in die Lage gesetzt zu haben, sein Urtheil über die Brauchbarkeit des vorliegenden Werkes zu befestigen. Wir begnügen uns nun damit, eine gedrängte Uebersicht über die beiden letzten Kapitel grofsentheils in den Worten des Verf. zu zu fügen.

Siebentes Kapitel. Eigenschaften der algebraischen Ausdrücke in Bezug auf die gegenseitige Vertauschung darin vorkommender unbestimmter Gröfsen. §. 158. 159. Definition eines symmetrischen Ausdrucks, Eintheilung und Eigenschaften dieser Ausdrücke. Bildung eines einfachen symmetrischen Ausdrucks, dessen Glieder Producte beliebiger Potenzen der Grundgröfsen sind; Anzahl der Glieder dieses Ausdrucks. §. 162 — 165. Anzahl der verschiedenen Formen, welche ein unsymmetrischer, auf n Gröfsen sich beziehender, Ausdruck bei allen Permutationen dieser Gröfsen anzunehmen vermag, und Eigenschaften derselben.

Achtes Kapitel. Zusammenhang einer besondern Klasse symmetrischer Polynome mit den Combinationen ihrer Grundgröfsen. §. 166. Bezeichnung der hier zu betrachtenden symmetrischen Ausdrücke, 167. recurrirende Reduction der Summe gleichnamiger Potenzen mehrerer Gröfsen für einen ganzen positiven Exponenten auf die Combinationen dieser Gröfsen; dieselbe Aufgabe für negative Exponenten und independente Behandlung beider Fälle. 170. recurrirende und independente Reduction einer Combinationsklasse beliebiger Gröfsen ohne Wiederholungen auf Potenzensummen derselben. 171. recurrirende Reduction eines einfachen symmetrischen Ausdruckes, dessen Glieder Producte verschiedener Potenzen der Grundgröfsen mit ganzen Exponenten sind, auf Potenzensummen dieser Gröfsen. 172. 173. Auflösung dieser Aufgabe, wenn der symmetrische Ausdruck mehrere Potenzen der Grundgröfsen mit gleichen Exponenten enthält. 174. 175. Independente Auflösung der vorigen Aufgaben. 176. Reduction einer bestimmten Combinationsklasse der Quadrate gegebener Gröfsen ohne Wiederholungen auf die Combinationsklassen der einfachen Gröfsen.

Das Aeufsere des Buches ist empfehlend, deutlicher Druck und gutes Papier. Bedeutende Druckfehler kommen nicht vor. Folgende, die wir bemerkt haben, theilen wir mit. Pag. 48. Zeile 12. von unten ist anstatt

Digitized by Google

$$\frac{a}{\alpha_1!\alpha_2!\alpha_3!\ldots}\cdot\frac{b!}{\beta_1!\beta_2!\beta_3\ldots}\cdot\frac{c!}{\gamma_1!\gamma_2!\gamma_3\ldots}\times\ldots\ldots$$

zu lesen:

$$\frac{a!}{\alpha_1!\alpha_2!\alpha_3!\ldots}\cdot\frac{b!}{\beta_1!\beta_2!\beta_3!\ldots}\cdot\frac{c!}{\gamma_1!\gamma_2!\gamma_3!\ldots}\times\ldots\ldots$$

P. 48. Z. 1. von oben «umzustaltenden» statt umzugestaltenden. Wir schliefsen mit der Bemerkung, dafs das Werk für den Zweck, welchen der Verf. vor Augen hatte, gut bearbeitet und brauchbar ist, und dafs nicht zu bezweifeln ist, dafs dasselbe in den Händen angehender Mathematiker vielen Nutzen stiften werde.

Neuentdecktes europäisches Nachtpfauenauge. Saturnia caecigena No. 4. (Phalaena. Attacus. L. — Saturnia, Schrank.) Mit lateinischem Texte für's System (!) und deutscher Beschreibung. Von F. J. Kupido. Mit Abbildungen. Brünn. 1825. Bei Trassler. 11 *S.* 4. 14 ggr.

Wir kannten bis jetzt drei europäische Arten von Nachtpfauenaugen, nämlich Saturnia Pyri, Spini und Carpini, die Linne alle drei, ihrer grofsen Aehnlichkeit wegen, unter seiner Phalaena pavonia begriff und als Varietäten einer Art, var. major (Sat. Pyri), media (Sat. Spini) und minor (S. Carpini) betrachtete. In einigen Sammlungen kommt noch eine Pavonia hybrida vor, die aber nichts anders ist, als eine durch Begattung von Sat. Spini und Carpini entstandene Bastardart. Vgl. Ochsenheimer europ. Schmetterl. Bd. II. Vorrede S. VIII. und Bd. III. S. 9. — — In vorliegenden Blättern beschreibt ein gewisser Kupido (beiläufig bemerken wir, dafs schon Linne eine Papilio Cupido, unter der Abtheilung Plebeji, beschrieben hat. Diese Art ist nach einem andern jungen Naturforscher, der schon seit langer Zeit hinlänglich bekannt ist, benannt.) eine vierte Art unter oben angegebenem Namen. Es sind sowohl Männchen und Weibchen, wie auch Ei, Raupe (jedoch diese nicht genau) und Puppe beobachtet, beschrieben und abgebildet. Die Raupe ist in Hinsicht ihrer Gestalt den der verwandten Arten sehr ähnlich. Es wurde diese Art vor einigen Jahren von einem Hrn. Rau in der Gegend von Fiume auf einer dort kümmerlich wachsenden Eichenart (Quercus Ilex?) gefunden. Specif. Character: Saturnia caecigena: Alis rotundatis flavis, fasciatis simplicis flexuosis (! Entweder

Digitized by Google

ein Druckfehler oder der Verf. versteht kein Latein. Soll wohl heifsen; fasciis simplicibus flexuosis), ocello minore caeco. Foemina pallida (e) rufescente. Der specif. Character, ausser welchem weiter kein lateinischer Text vorhanden ist, hätte vollständiger und besser angegeben werden können. *L.*

Beschreibung zweier Decaden neuer und wenig bekannter Carabicinen. Von Anton Palliardi, d. Heilk. Doct. Mit 4 Kupfertafeln. Wien, 1825. Bei Heubner. 44 *S.* 8. 18 ggr.

Es sind in beiden Decaden zwanzig, gröfstentheils ganz neue, Arten von Carabicinen beschrieben, fast alle zu dem Gen. Carabus gehörend. Nur drei Arten gehören anderen Geschlechtern an, nämlich Cychrus semigranosus, Dahl; Abax chalybaeus, Ziegl. und Abax Schüppelii, Dahl. Die meisten sind aus dem südlichen Europa, besonders dem Bannat; einige aus Sibirien, dem Caucasus u. s. w. Die Beschreibungen sind gut und genau, die nicht colorirten Abbildungen im Ganzen gut. Eine kritische Beleuchtung der Arten müssen wir Anderen, die dieselben in natura mustern und vergleichen können, überlassen, und wir begnügen uns hier, die Entomologen auf dieses Büchelchen aufmerksam zu machen. *L.*

Horae entomologicae, adjectis tabulis novem coloratis, auctore Toussaint de Charpentier, ordinis ab aquila rubra equiti, regiae Boruss. Majestati in suprema rerum metallicarum cura a consiliis etc. etc. Wratislaviae, apud A. G. Gosohorsky. MDCCCXXV. 265 *S.* 4. 8 fl. 6 kr.

Der Hr. Verfasser, als Zoolog uns schon rühmlichst bekannt durch seine Arbeiten über die Lepidopteren-Geschlechter Pyralis, Tortrix und Tinea, so wie durch eine Abhandlung über Crustaceen des Mittelmeers (letztere in den Verhandl. der Gesellsch. naturforsch. Freunde zu Berlin, Bd. I. St. 3. 1821.), liefert uns in dem anzuzeigenden Werke einen höchst schätzbaren und mit musterhafter Sorgsamkeit ausgearbeiteten Beitrag zur Naturgeschichte einiger Ordnungen, Familien und Geschlechter von Insecten, die in der That einer genaueren Betrachtung und Revision bedurften. Besonders wichtig und zur Förderung des entomologischen Studium beitragend sind

seine Untersuchungen über die europäischen Libellulinen und die europäischen Orthopteren. Aufserdem hat der Verf. noch einige Arten des Gen. Myrmeleon und Ascalaphus, so wie auch mehrere Arten von europäischen Coleopteren beschrieben, und zum Schlusse über den Geschlechtsunterschied verschiedener Käfer gehandelt.

Nach der Vorrede, der Angabe der von Hrn. v. Charpentier benutzten Schriftsteller und der Uebersicht der in dem Werke enthaltenen Gegenstände, wird zuerst de Libellulinis europaeis gehandelt. Bei der Bestimmung der verschiedenen Arten ist besonders auf den Bau und die Gestalt der, vorzüglich die Männchen auszeichnenden und bei diesen gröfseren Schwanzanhänge (appendices caudales), welche sich bei jeder Art verschieden zeigen, Rücksicht genommen. Vor allen wichtig bei der Bestimmung der Arten des Gen. Aeschna und Agrion. Jene Anhänge sind um so bedeutsamer, da sie ohne Zweifel zur Verrichtung der Geschlechtsfunction von Nutzen sind, obgleich die männlichen Geschlechtstheile selbst von ihnen entfernt sich finden. Nach der Verschiedenheit jener Theile sind nun mehrere Arten angenommen, die man früher nur als Varietäten anderer betrachtete. So wurden z. B. mehrere vom Verf. beschriebene europäische Arten des Gen. Agrion zu Agr. Puella als Varietäten gerechnet, verschieden davon nicht allein durch die Schwanzanhänge, sondern auch durch andere Merkmale. Keine der Arten begattet sich mit einer andern, sei es auch die verwandteste. Zuweilen sind die Weibchen einer Art sehr von ihren Männchen verschieden, zuweilen den Männchen anderer Arten sehr ähnlich.

Das Gen. Agrion theilt der Verfasser in zwei Hauptabtheilungen:

A. Agria, alis coloratis.

Hieher gehören die bekannten Arten Agrion Virgo, Americanus, Fabr., maculatum, Palisot, und die neue Agr. Xanthostoma, Charp., aus dem südlichen Frankreich. Nur erstere und letztere sind europäische Arten.

B. Agria, alis hyalinis.

a. Parastigmate oblongo, fere rectangulo.

Hieher die theils neuen, theils noch wenig oder wenigstens nicht als eigenthümliche Arten bekannten: Agr. Leucopsallis, Ch., aus Südfrankreich; A. Forcipula, Ch., in Schlesien und Ungarn vorkommend; A. virens, Mus. Berolin., aus Portugal; A. barbarum, Fabr., nach Fabr. in der Barbarei nur zu Hause, nach v. Charp. aber aufserdem auch in Teutsch-

Digitized by Google

land, z. B. Schlesien; A. phallatum, Ch. (von Schrank als Varietät zu A. puella gerechnet), in Schlesien, Oesterreich, Ungarn.

β. Parastigmate rhombeo.

Zu dieser Abtheilung gehören die von dem Verf. beschriebenen Arten: Agr. lacteum, Ch., häufig in Schlesien, auch in Ungarn; A. minium, Ch., eine schon früher bekannte Art, in Teutschland und England; A. Chloridion, Ch., in Teutschland; A. interruptum, Ch. (A. Puella, Wiedm.), in Teutschland; A. furcatum, Ch. (A. Pupa, Wiedm.), in Teutschland, Ungarn; A. hastulatum, Ch., in Schlesien, Sachsen; A. tuberculatum, Ch. (A. Pupilla, Wiedm.?), in Schlesien; A. Pumilio, Ch., in Ungarn, Oberitalien. — Verschiedene der letztgenannten Arten sind schon früher von Rösel oder Schäffer abgebildet worden. — Sehr gewundert hat es uns übrigens, dafs der sonst so sehr belesene Verf. nicht die Abhandlung des Prediger Hansemann: „Anfang einer Auseinandersetzung der deutschen Arten der Gattung Agrion F.“ in Wiedemann's zoologischem Magaz. Bd. II. St. 1. 1823. S. 148 f. gekannt hat. Auch Hansemann hat schon auf die Verschiedenheit der Schwanzanhänge u. s. w. aufmerksam gemacht, und ist der teutschen Arten wegen zu vergleichen.

Zu dem Gen. Aeschna zählt der Verf. folgende europäische Arten: A. forcipata, Fabr. (Libell. forcip. Lin.), in Teutschland, der Schweiz und Schweden; A. flavipes, Ch., in Schlesien, der vorigen Art sehr ähnlich; A. hamata, Ch. (Libell. forcipata, Lin), in Teutschland, Schweden; A. serpentina, Ch., in Schlesien. Die genannten vier Arten haben viel Aehnlichkeit mit einander, sind aber bestimmt von einander verschieden. Aesch. lunulata, Ch. (annulata, Latrl.), in Teutschland, Frankreich, England, der Schweiz; A. azurea, Ch., in Ungarn; A. grandis, Fabr. (Lib. grandis, Lin.), in Europa; A. Chrysophthalmus, Ch., in Schlesien, Ungarn; A. maculatissima, Fabr; A. mixta, Fabr., beide Arten in verschiedenen Gegenden Europa's; A. pilosa, Ch., in Schlesien; A. aenea, Ch. (Libell. aenea, Lin., Fabr., Latrl.), häufig in Teutschland, Schweden, nach Latreille selten in Frankreich. Die Weibchen dieser Art werden oft von Gamasus Gymnopterorum, Fabr. (Acarus Libellulae, Geer) heimgesucht. — Aesch. metallica, Ch., in Schlesien und um Berlin.

Von Arten des Gen. Libellula werden in diesem Werke beschrieben: Libell. depressa, Lin., Lib. quadrimaculata, Lin., L. conspurcata, Fabr., in Schlesien, um Kiel nach

Fabr.; L. bimaculata, Ch., in Schlesien; L. lineolata, Ch., Ungarn; L. opalina, Ch., in Oberitalien, Südteutschland, Ungarn; L. coerulescens, Fabr., in Südeuropa, Italien, Ungarn u. s. w.; L. Veronensis, Ch., bei Verona vom Verf. gefangen; L. vulgata, Lin., L. flaveola, Lin., L. Pedemontana, Fabr., in der Schweiz, Italien, Schlesien. — Refer. bedauert, dafs er nicht die neuere Arbeit von Dr. P. L. van der Linden, Monographiae Libellulinarum Europaearum specimen. Bruxellis. 1826. 8, vergleichen konnte.

Auf die europäischen Libellulinen sehen wir die Beschreibung de Myrmeleontibus duobus folgen; von Myrmeleon libelluloides Lin. nämlich, in Südeuropa und Nordafrika vorkommend, und Myrm. speciosus, Ch. (Hemerobius speciosus, Lin.), am Vorgebirge der guten Hoffnung lebend. Da die Verwandtschaft zwischen beiden Arten sehr grofs ist, so werden genau die Hauptunterscheidungszeichen angegeben.

De Ascalaphis europaeis, alis flavo-maculatis (instructis), handelt der dritte Abschnitt dieses Werks. Beschrieben und auf Tab. II. abgebildet sind: Ascalaphus longicornis, Latrl., im mittlern und südlichen Europa, fig. 7; A. italicus, Ch., fig. 9; A. meridionalis, Ch., in Spanien, fig. 8. Beide letztgenannte Arten wurden von Rossi, Fabricius, Latreille u. a. unter dem Namen Ascal. italicus beschrieben *). Aufserdem ist noch A. ictericus des Mus. Berolin. (? Asc. barbarus, Latrl.) als ganz neue Art aufgenommen, und es ist recht Schade, dafs der Verf. nicht auch diese Art neben den drei anderen abbilden konnte.

Der gröfste Theil des vorliegenden Buches liefert uns eine Beschreibung der Orthoptera europaea, von S. 61 bis 181. Ref. weifs es dem Hrn. Verf. besonders Dank, dafs er die europäischen Orthoptern genau und kritisch bearbeitet hat, da diese Ordnung überhaupt, seiner Meinung nach, als eine der interessantesten und merkwürdigsten unter den Insecten betrachtet zu werden verdient, und da, trotz der schönen Abbildungen und Beschreibungen von Rösel und Stoll, so wie der wackern Arbeit von Zetterstedt über die schwedischen Orthoptern, u. a., die Naturgeschichte und Beschreibung dieser Thiere noch immer viel zu wünschen übrig liefs,

*) Sehr bemerkenswerth ist es, dafs Ascalaphus italicus schon in Teutschland, und namentlich in der Gegend von Stuttgart vorkommen soll, wie Ref. in v. Martens Reise nach Venedig Th. I. Ulm, 1824. 8. findet.

Digitized by Google

und selbst jetzt noch, abgesehen von den vielen durch das vorliegende Werk gelieferten Bereicherungen, übrig läfst. Der Verf. glaubt eine natürliche Reihe gefunden zu haben, wenn er auf die Familie Forficulae (besser wohl Forficularia *), die sich unserer Meinung nach sehr gut an die Coleoptera microptera schliefst, die Familie Blattae (besser Blattaria) folgen läfst, und dieser die Familie Achetaria, dann Mantides (besser Mantoidea), darauf Locustaria und zuletzt die Familie Acridia (besser Acridioidea) anreiht. In der That eine sehr gute und natürliche Folge. — Da die Freſswerkzeuge in verschiedenen Geschlechtern aufserordentliche Aehnlichkeit mit einander haben, so hat v. Ch. mit Latreille bei seinen Bestimmungen vorzüglich auf den Totalhabitus Rücksicht genommen. Interessant ist die Bemerkung, dafs diese Thiere im Larvenzustande (als Nymphen), welcher oft viel Aehnlichkeit mit dem der vollkommenen Thiere hat, die Flügel nach aufsen, die Flügeldecken aber nach innen liegen haben, so dafs diese von jenen verdeckt werden. Ihre Flügelrudimente sind auch oft schwarz gefleckt, wie bei Locusta verrucivora, grisea und verschiedenen Gryllusarten; eine Farbe, die sich beim vollkommenen Insect nie zeigt. Der Verf. beobachtete auch verschiedene Krankheiten bei diesen Thieren. Die säbelförmige Legröhre der weiblichen Locusten besteht nach dem Verf. nicht aus zwei, sondern aus vier Längsblättern, zwei oberen und zwei unteren, von gleicher Gröfse. Im Innern dieser Legröhre sind aufserdem noch zwei andere sehr dünne und glatte Lamellen, von gleicher Länge mit ihr, ohne Zweifel, um das Eierlegen zu befördern.

Die europäischen Arten des Gen. Forficula sind: F. gigantea, Fabr., auch in Teutschland; F. auricularia; F. albipennis, Meg. v. Mühlf., Hagenb.; F. biguttata, Fabr.; F. ruficollis, Fabr.; F. aptera, Meg. v. Mühlf. (ohne alle Spur von Flügeln und Flügeldecken); F. infumata, v. Mühlf. und F. minor. — Es würde uns zu weit führen, wenn wir alle die übrigen hier angeführten europäischen Orthoptern namhaft machen wollten, und wir müssen uns nur begnügen, die als neu beschriebenen zu bemerken. Dreizehn europäische Arten des Gen. Blatta sind erwähnt. Neu sind Bl. punctata, v. Mühlf., in Oesterreich, und Blatta limbata, v. Ch., in Portugal. Bl. decipiens hat Germar in seiner

*) Damit Geschlechts- und Familienname nicht ganz identisch sind.

Digitized by Google

Reise nach Dalmatien beschrieben. Die Blatta acervorum, Panz., hat v. Charp. zu einem Genus, unter dem Namen Sphaerium, erhoben, wegen der kugelförmigen Körpergestalt. Dieser generische Name kann uns nicht gefallen, da wir schon lange für ein Geschlecht der Pilze, welche auf Blättern, Zweigen und Stämmen leben, die ganz analoge Benennung „Sphaeria“ haben. — Acht Arten des Gen. Acheta sind genannt, unter denen A. melas, in Ungarn, neu. — Die bekannte Gryllotalpa. — Xya variegata, Illig. in litter. (Tab. II. fig. 2 und 5.), früher von Olivier u. a. Tridactylus paradoxus genannt. Allerdings ein sonderbares Thier, was schon von anderen, z. B. von Dumeril in seinen Considérations générales sur la Classe des Insectes, Paris 1823. 8. Tab. 25. fig. 8, aber lange nicht so gut als hier, abgebildet ist. — Empusa pauperata. Ref. hat diese Art in der Gegend von Montpellier, aber nur selten im Herbste, gefunden. — Fünf Arten des Gen. Mantis und zwei des verwandten Mantispa, Ill. Von ersterm sind Mant. decolor, im südlichen Frankreich, M. minima, Mus. Berol., im südlichen Rufsland und Tauricn, Mant. nana, Mus. Berol, in Portugal, und von letzterem Mantispa christiana, Mus. Berol., im europäischen Rufsland, neu. — Phasma Rossium (Rossia), Fabr. Am richtigsten wäre ohne Zweifel Ph. Rossii oder Rossianum, dem italienischen Entomologen Rossi zu Ehren so genannt. Neu Phasma gallicum, in Südfrankreich; vielleicht nur Varietät der vorigen Art. — Saga serrata, v. Ch.; ein von v. Charpentier gebildetes Geschlecht, dessen Art als Locusta serrata früher von Fabr. beschrieben wurde. — Zu seinem neuen Gen. Bradyporus (Arten gänzlich flügellos, Körper plump, ohne hintere Springfüfse, daher der Gang träge) rechnet der Verf. die bekannten Arten: Locusta Dasypus, Ill., Laxmanni F., Onos F. und marginata F. — Ein anderes neues Genus hat unser Verf. aus verschiedenen anderen Arten des Gen. Locusta gebildet, welche auch ganz flügellos sind, und nur sehr kleine Flügeldecken, dabei aber hintere Springfüfse haben. Er nennt dieses Geschlecht Barbitistes, des eigenthümlichen Tons wegen, welchen die Männchen mittelst Reibung der gewölbten Flügeldecken hervorbringen. Aufser Barb. (Locusta) Ephippiger, Serricauda und autumnalis, Hagenb., gehören hieher als neue Arten: B. cucullatus, in Portugal, B. Selliger, ebendaselbst, B. Denticauda (Tab. III. fig. 3. u. 6.) in Ungarn und der Schweiz, B. Glabricauda und B. scutatus, beide auch in Portugal. — Das Gen. Locusta ist durch folgende Arten bereichert: L. hastata, Mus. Berol., in Un-

Digitized by Google

garn, L. vittata, ebendaselbst, L. diluta, in der Schweiz, L. Chabrieri, in Südfrankreich, um Triest, L. tesselata (Tab. III. fig. 4.), in Südfrankreich, Portugal, L. maculata (T. III. fig. 5.), bei Lüneburg gefunden, sehr ähnlich der L. verrucivora, aber weit kleiner. Abgebildet ist noch L. dorsalis, Latrl. (Tab. II. fig. 4. foem.) Zwei und zwanzig Arten im Ganzen. — Von vier beschriebenen Truxalis-Arten sind Tr. rosea, Mus. Berol. (Tab. III. fig. 8.) und Tr. linearis, Mus. Berol. (T. III. fig. 2.), beide aus Portugal, neu. — Es folgen vier und vierzig Arten des Gen. Gryllus. Neu davon sind: G. bisignatus, in Portugal und Südfrankreich (G. parallelus, Mus. Berol.), G. plorans, Mus. Berol., in Portugal, G. cruciatus, Mus. Berol., ebendaselbst, G. Tergestinus, v. Mühlf. in litter., um Triest und in der Schweiz, G. cyanopterus (T. II. fig. 3. — G. coerulescens, Zetterst), G. subcoerulipennis (T. III. fig. 7.), im südlichen Rufsland, G. rhodoptilus, Mus. Berol. (T. III. fig. 1), in Portugal, G. elegans, in Schlesien, Ungarn und Südfrankreich; das Weibchen von dieser Art und von G. parallelus wird vorzüglich von Filarien heimgesucht. Der Grund, warum v. Ch. Germar's Gr. rubicundus in G. miniatus umgeändert hat, ist nicht angegeben. G. binotatus, Mus. Berol., in Portugal, G. mollis (? G. aureolus, Zetterst.), Schweden, Teutschland, G. montanus, in den gebirgigten Gegenden Sachsens und Schlesiens, G. crassipes, de Ocskay, auf feuchten Wiesen in Ungarn. Abgebildet sind noch Gr. Lineola, Fabr. (T. IV. fig. 1.), Gr. thalassinus, Fabr. (T. IV. fig. 3. T. II. fig. 6.), G. germanicus, Latrl. (T. IV. fig. 2.), G. Morio, F. (T. II. fig. 1.). Ein sehr schwierlges Geschlecht von Orthoptern ist ohne Zweifel das Gen. Acridium, Fabr., Tetrix, Latrl. Alle jene zahlreichen Arten sind nur durch Zeichnung und Farbe verschieden, welche bei den verschiedenen Individuen selbst mehr oder weniger abweichend sind. Der Verf. führt nur die drei bekannten Arten Tetrix bipunctata, subulata und nutans, Hagenb., auf. Refer. mufs den ältern Namen Acridium dem neuern Tetrix, Latrl. vorziehen. S. 180. werden einige dem Verf. nicht hinlänglich bekannte Arten des G. Locusta und Gryllus angegeben.

Von S. 182. an beschreibt derselbe mehrere europäische Käferarten aus den Geschlechtern Cicindela, Aptinus, Carabus, Buprestis, Elater, Lampyris, Silis, Ptinus, Clerus, Necrophorus, Onitis, Scarabaeus, Melolontha, Cetonia, Acis, Blaps, Tenebrio, Lytta, Stenostoma, Saperda, Callidium, Leptura, Cassida, Chrysomela, Clytra, Cryptocephalus, Endomychus und

Digitized by Google

mehreren anderen. Theils neue, theils schon bekannte, und auf Tab. V. VI. VII. VIII. und IX. sind viele derselben abgebildet. — Achtzig Käferarten sind aufgeführt.

S. 246 — 248. handelt de nonnullorum Coleopterorum differentia sexuali. Die Männchen verschiedener Käfer, wie Carabici, haben stärkere Fresszangen als die Weibchen. Die Tarsen der Vorderfüsse sind auch viel breiter und gröfser. Die drei ersten Tarsen der Vorderfüsse beim Gen. Cicindela sind bei den Männchen weit dicker. Die Weibchen des Gen. Cryptocephalus haben am letzten Abdominalsegment eine kleine, tiefe, hemisphärische Grube, die Männchen nicht. So ist es auch bei den Arten des Gen. Clytra und Chlamys, aber nicht so deutlich. Die Männchen von Trichius octopunctatus, nobilis und von dem ostindischen Tr. limbatus haben an den mittleren Füfsen sehr gekrümmte, fast halb kreisförmige Tibien, breiter gegen die Spitze zu als an den übrigen Füfsen (ohne Zweifel zum besseren Festhalten der Weibchen während der Begattung) u. s. w. — Beiläufig müssen wir noch bemerken, wie es uns aufgefallen ist, dafs der Verfasser immer, bei Erwähnung des Vaterlandes, Schlesien und Teutschland besonders genannt hat.

Nach dem Index alphabeticus und der Explicatio Tabularum kommen die wunderschönen Abbildungen dieses trefflichen Werks, welches dem genau beobachtenden, wackern Verfasser zur gröfsten Ehre gereicht, und den wärmsten Dank aller Naturforscher verdient. *L.*

Ornithorhynchi paradoxi descriptio anatomica auctore Joanne Friderico Meckelio. Accedunt tabulae aeneae VIII. Lipsiae apud Gerhardum Fleischerum. 1826. 63 *pag. in folio.* 20 Thlr.

Das Studium der Anatome comparata, dieser Seele der Anatomie und Physiologie, wie sie Leibnitz genannt hat, wird von manchen praktischen Aerzten mit einer gewissen Geringschätzung behandelt. Ja man hat dasselbe sogar in einem Lande, das hinsichtlich seiner Abgeschlossenheit einige Aehnlichkeit mit China hat, nicht nur für entbehrlich, sondern selbst für schädlich gehalten, und daher die Vorträge darüber auf den Universitäten untersagt. Es verräth wahrlich eine grofse Unkunde in der Geschichte der Medizin, den Werth der vergleichenden Anatomie, welche schon Baco zu den fehlenden Wissenschaften zählte, zu verkennen. Ihre

Digitized by Google

Wichtigkeit ergiebt sich zum Theil daraus, dafs die Schriften der alten griechischen Aerzte und Naturforscher, ohne Kenntnifs des Baus der Thiere, ganz unverständlich sind, indem ja ihr anatomisches Wissen fast allein aus Thierzergliederungen entlehnt war. Ferner sind in den beiden letzten Jahrhunderten, nachdem man sich schon vielfach mit dem Bau des menschlichen Körpers beschäftigt hatte, dennoch die wichtigsten und Epoche machenden Entdeckungen, welche grofse Revolutionen in der Heilkunde zur Folge hatten, an Thieren gemacht worden. Ich erinnere nur an die Entdeckung des Kreislaufs des Bluts und der Saugadern.

Die Zootomie verbreitet Licht über die grofse Mannichfaltigkeit der thierischen Organisation; indem sie die äufsere und innere Gestalt der Thiere, den Bau der verschiedenen Apparate und Organe, und die Anordnung der Gewebe, in ihrer stufenweisen Bildung und Combination durch alle Classen, Ordnungen, Gattungen und Arten verfolgt. Dabei wird es dem Forscher klar, dafs die Natur bei der grofsen Mannichfaltigkeit ihrer thierischen Productionen nach Gesetzen verfährt. Eben die Erforschung dieser Gesetze auf dem Wege der Induction macht den Gegenstand der Anatomie als Wissenschaft aus. Ferner wird das Studium der thierischen Organisation auch dadurch für die Physiologie sehr wichtig und einflufsreich, dafs uns dasselbe den nächsten Aufschlufs über die Verrichtungen der Organe gewährt, und Blicke thun läfst in die Verhältnisse, die zwischen dem Bau der Organe und ihren Thätigkeits-Aeusserungen obwalten. Wir nehmen aufserdem wahr, wie die Organisation nach den Medien verschieden ist, in denen sich die Thiere aufhalten, und wir lernen die zwischen den äusseren Einflüssen und dem Bau der Organe statt habenden Beziehungen kennen. Kurz, die vergleichende Anatomie bietet für den denkenden Physiologen ein grofses Feld von fruchtbaren Untersuchungen und Reflexionen dar.

Durch die Vergleichung der verschiedenen Organe und Apparate des menschlichen Körpers mit denen der Thiere erhält der Arzt erst die Kenntnifs von der Wichtigkeit und Nothwendigkeit derselben in dieser oder jener Anordnung für die Ausübung ihrer Verrichtungen und deren Antheil an der Erhaltung des Lebens. Sehr wahr sagt Buffon: S'il n'existoient point d'animaux, la nature de l'homme seroit encore plus incompréhensible. Und mit allem Fuge hat der grofse Haller den Ausspruch gethan: Anatome brutorum plus bene fecit in physiologia, quam anatome corporis humani. Situm, figuram magnitudinem, partium ex homine disci praestat; uti-

litatis et motus partium animalibus fere debemus. Quotidie experior, de plerarumque partium corporis animalis functionibus non posse sincerum judicium fieri, nisi ejusdem partis fabrica et in homine, et in variis quadrupedibus, et in avibus et in piscibus, saepe etiam insectis inotuerit. Mögen solche Anatomen diesen Ausspruch beherzigen, die im Wahn stehen, man studiere nur den Bau des menschlichen Körpers, um Arme und Beine behende abschneiden zu lernen. Und möge Baco's Hoffnung und Anforderung, die er vor länger denn zwei Jahrhunderten in folgenden Worten aussprach, Speramus et cupimus futurum ut medici nobiliores animos non nihil erigant, neque toti sint in curarum sordibus, endlich in Erfüllung gehen.

Obgleich das Studium der vergleichenden Anatomie von vielen ärztlichen Routiniers mit Gleichgültigkeit und selbst mit Verachtung behandelt wird, so freuen wir uns, dafs dasselbe dem ohngeachtet in Deutschland fortdauernd mit grofser Vorliebe, wie in keinem andern Lande, getrieben wird. Ein rühmliches Zeugnifs giebt das vorliegende, höchst schätzbare Werk eines der ausgezeichnetsten Anatomen. Das Thier, dessen Bau hier geschildert wird, gehört ohne Widerrede zu den merkwürdigsten Thieren der Schöpfung, und dennoch besafsen wir nur blosse Bruchstücke über die Beschaffenheit seines Baus, welche selbst im Zweifel liessen, ob das Thier zu den Säugethieren, oder zu den Amphibien, oder zu einer beide verbindenden Mittelstufe von Thieren gezählt werden müsse. Es ist ein recht verdienstliches Unternehmen, welches der Zoolog. wie der vergleichende Anatom und Physiolog dankbarst anerkennen wird, dafs Hr. Meckel diese Zweifel durch seine sorgsamen Untersuchungen beseitigt, und die über die Geschlechtstheile und die Brüste obwaltenden Dunkelheiten zerstreut hat. Die äufsere Gestaltung, und der innere Bau, das Gerippe, die Muskeln, das Gehirn und die Nerven, die Sinneswerkzeuge, Verdauungs- und Athmungs-Werkzeuge, das Blutgefäfssystem, die Harnwerkzeuge und Geschlechtsorgane, kurz, alle Theile sind ausführlich beschrieben, und der Bau dieses wunderbaren Thieres tritt klar vor das beschauende Auge.

Es ist unser Absicht nicht, weder die Wifsbegierigen durch eine ausführliche Anzeige zu sättigen, noch den literärischen Vielwissern den Honig zum Einschlürfen vorzubereiten. Wir wollen nur einige Punkte herausheben, um die Lust zum Lesen des Buchs zu erwecken.

Digitized by Google

Der wichtigste Fund ist unsers Bedünkens die Entdeckung der Brüste, wodurch auf das überzeugendste bewiesen wird, dafs das Schnabelthier in die Classe der Säugethiere gehört. Es sind zwei, auf dem Bauche liegende, Brustwarzen vorhanden, die mit grofsen unter den allgemeinen Bedeckungen befindlichen Drüsen in Verbindung stehen. Nächst den Brüsten zog uns am meisten das Gehirn an; denn die Beschaffenheit des Nervensystems ist es vorzüglich, durch welche die Natur das Wesen eines Thieres bezeichnet, und auf dessen Thätigkeits-Aeufserungen sich alle übrigen Apparate mehr oder weniger beziehen. Das deutliche Vorkommen des Hirnbalkens, der Hemisphären des kleinen Hirns und des Hirnknotens erweist ebenfalls, dafs das Thier zu den Mammalien zu zählen ist. Der Mangel der Furchen und Windungen des grofsen Hirns, die Kleinheit der Halbkugeln, des Balkens und des Hirnknotens, die geringe Anzahl der Blättchen und die unbedeutende Gröfse der Seitentheile des kleinen Hirns zeigen, dafs es zu den, hinsichtlich der psychischen Thätigkeits-Aeufserungen auf einer niedern Bildungsstufe stehenden Säugethieren gezählt werden müsse. Das fast gänzliche Verschwinden des hintern Paars der Vierhügel und die bedeutende Gröfse des mittleren Theils des kleinen Hirns mit seinen wenigen Furchen und Blättchen deutet eine Annäherung zu den Vögeln an.

Bemerkenswerth ist noch die Anordnung der aus dem Bogen der Aorta entspringenden Gefäfsstämme, wie beim Menschen, was mit der Kürze des Halses in Verbindung zu stehen scheint; ferner das Vorkommen eines am inneren Gelenkknorren des Oberarmbeins befindlichen Lochs zum Durchgang der Speichen-Pulsadern und des Mittelarm-Nervens; desgleichen das Vorhandenseyn der Thymus. Und endlich hat Hr. Meckel eine grofse am Oberschenkel liegende Drüse aufgefunden, die durch einen Canal mit einem an der Grundfläche des bekannten Giftsporns befindlichen Bläschen in Verbindung steht, und das Gift absondert. Beim Weibchen ist statt des Giftsporns eine kleine Grube vorhanden, in der sich ein Rudiment des Sporns zeigt. Manches andere merkwürdige und wissenswerthe, den Kehlkopf, die Anordnung der Luftröhrenäste, die Geschlechtstheile u. s. w. betreffend, überläfst der Berichterstatter dem wifsbegierigen Leser selbst nachzusehen. Am Schlusse sucht Hr. Meckel noch wahrscheinlich zu machen, dafs es nur eine Art des Schnabelthiers gebe, und dafs der Ornithorhynchus fuscus und rufus nur als Alters-Verschiedenheiten einer Art zu betrachten seyen. Das Aeufsere

des Werks, Kupfer, Druck und Papier sind vorzüglich zu nennen, und es gereicht dem Verleger zur Ehre, dieses schätzbare Werk nach Gebühr ausgestattet zu haben.

Tiedemann.

Deutsch-lateinische Schul-Grammatik von Dr. W. H. Döleke, Rector des Gymnasiums zu Schleusingen und Ehrenmitglied der lateinischen Gesellschaft zu Jena. Leipzig, 1826. In der Hahnschen Verlagsbuchhandlung. VIII und 339 S. nebst einer Conjugations-Tabelle in Folio. 16 Gr.

Längst wohl mochte mancher Lehrer das Bedürfniſs gefühlt haben, neben den lateinischen Grammatiken, welche bestimmt sind, die lateinische Sprache vom Standpuncte des Lateinischen aus und zum Behufe des Verstehens der alten Schriftsteller zu lehren, auch eine Grammatik zu besitzen, die das Lateinische vom Standpuncte der deutschen Sprache aus betrachtete, und besonders für den Zweck des Lateinschreibens für Deutsche berechnet und bearbeitet wäre. Es konnte zwar dieses Bedürfniſs weniger dringend scheinen, da in den meisten Grammatiken gelegentlich vor Germanismen gewarnt und angegeben wurde, wie gewisse uns eigenthümliche Wendungen, z. B. unsere Construction mit man, gut lateinisch gegeben werden müſsten; es konnte diesem Bedürfnisse insbesondere durch die zahlreichen Uebungsbücher abgeholfen scheinen, von denen einige sich recht praktisch und gleichsam Schritt für Schritt an die Paragraphen einer bestimmten Grammatik anschlossen, und, war nur die Grammatik selbst vollständig, nichts vermiſst werden zu können scheinen; es konnte endlich eine eigene deutsch-lateinische Grammatik für geradezu überflüssig gelten, wenn man die so vorzügliche Krebsische Anleitung in Verbindung mit den nun immer mehr der Vollkommenheit sich nähernden deutsch-lateinischen Wörterbüchern setzte, und damit noch das Zurückübersetzen gut deutsch geschriebener Uebersetzungen lateinischer Klassiker verband.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N. 70. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Deutsch-lateinische Schulgrammatik von Döleke.

(*Beschlufs.*)

Noch weiter konnte derjenige gehen, welcher den Satz aufstellte, dafs Alle, die bisher gut Latein geschrieben, es ohne alle dergleichen Krücken so weit gebracht, dafs durch fundamenta styli cultioris und praecepta styli bene latini, durch deutsch-lateinische Wörterbücher und dergl. noch gar kein guter Stylist gebildet worden sey. Und dennoch, als vor zwei Jahren die kurzgefafste deutsch-lateinische Grammatik des den philologischen Studien und seiner Lehranstalt zu früh entrissenen Directors Günther in Helmstedt erschien, so wurde das Büchlein, so klein sein Umfang (76 Seiten), und so wenig erschöpfend seine Behandlung war, doch willkommen geheifsen, und hat neben allen jenen Hülfsmitteln in der Hand geschickter Lehrer gewifs schon mannigfachen Nutzen gestiftet, aber auch wohl den Wunsch veranlafst, ein ausgeführteres Werk dieser Art nach einem gröfseren Maafsstabe zu besitzen, das die vielen Fragen beantwortete, welche das Güntherscbe Buch nicht berührt und ganz unbeantwortet läfst. — Hr. Döleke, der sich schon seit langer Zeit als Forscher und Kenner der lateinischen Grammatik bewährt hat, der schon im J. 1814. Veruche philosophisch-grammatischer Bemerkungen herausgab, und vor sechs Jahren den ersten Cursus eines Uebungsbuches, betitelt: Die syntaktischen Regeln der lateinischen Sprache, mit Uebungsstücken zu jeder Regel zum Uebersetzen ins Lateinische (Hannover, Hahnsche Hofbuchhandl.), der schon im J. 1821. in Seebode's krit. Bibliothek das vor uns liegende Werk ankündigte, reiht sich nun mit demselben an die Zahl der achtungswürdigen selbstständigen Forscher der lateinischen Grammatik an, die gegenwärtig vorzugsweise Deutschland besitzt, und giebt uns ein Buch, in welchem Manches zur Sprache kommt, was sich

Digitized by Google

in den von einem anderen Gesichtspuncte ausgehenden Grammatiken von Ramshorn, Zumpt, Grotefend, Krebs, Schütz u. a. theils gar nicht, theils nicht erschöpfend findet, und welches, mag man auch über Form, Anlage, Ausführung und manches Einzelne mit dem Verf. nicht ganz einstimmig denken, volle Anerkennung des Strebens und ernste Berücksichtigung von Seiten der Gymnasiallehrer und der grammatischen Philologen überhaupt verdient. Nicht ausführlich wollen wir den Inhalt des Werkes aus einander setzen, da wir es bald in den Händen jedes Schulmannes zu sehen wünschen; auch wollen wir uns nicht einmal darauf einlassen, alle die Puncte herauszuheben, wo Hr. D. Belehrungen, Forschungen und Resultate giebt, die sich bei Andern entweder gar nicht, oder nur angedeutet, oder zerstreut, oder in mehreren zum Theil nicht immer zugänglichen Büchern finden. Wir werden vielmehr den uns vergönnten Raum dazu benutzen, dem Verf. unsere Bemerkungen über das Ganze und über Einzelnes, was uns bei der ersten genaueren Durchsicht aufgestofsen ist, mitzutheilen, und zur Benutzung des Guten in dem Buche durch Berichtigungen, die auch einer künftigen Auflage nützen können, etwas beizutragen suchen. Sollten aus diesem Grunde die meisten unserer Bemerkungen tadelnd und verbessernd scheinen, so soll dies dem von uns im Allgemeinen gefällten günstigen Urtheile keinen Eintrag thun, sondern theils unser Interesse an dem Werke selbst beweisen, theils zeigen, dafs, wo so viel Gutes ist, wir es für der Mühe werth halten, dem Einzelnen aus der Masse hier und da zu gröfserer Vollkommenheit zu verhelfen.

In der Vorrede rechtfertigt der Verf. das Erscheinen seines Buches theils durch die von andern guten Grammatiken abweichende Haupttendenz, theils durch die Erklärung, dafs er Manches beibringe, was von Andern nicht berücksichtigt worden; und diese Rechtfertigung kann als gültig anerkannt werden. Dann giebt er einen Auszug aus der Vorrede seines ersten Cursus der syntaktischen Regeln der Lateinischen Sprache, weil er dieses ganze Buch, mit Weglassung der Uebungsstücke, wieder in seine gegenwärtige deutsch-lateinische Grammatik als ersten Cursus, übrigens mit Berichtigungen und vielen Erweiterungen hineingearbeitet hat. Er vertheidigt sich gegen den Vorwurf, dafs seine Auseinandersetzung der Regeln mitunter zu wortreich sey, besonders dadurch, dafs er seine Darstellung in der Grammatik dem mündlichen Vortrage des Lehrers habe ähnlich machen wollen. Und dies ist auch wirklich in einer Art geschehen, dafs wir uns nicht

Digitized by Google

erinnern, jemals eine Grammatik gesehen zu haben, aus der die Individualität und die eigene Methode des Vortrags ihres Verfassers so deutlich zu erkennen wäre und herausblickte. Wir sehen ihn gleichsam vor seinen Schülern wandeln, wie er, den Blick auf die zu erläuternde Regel gerichtet, um sich schaut, hier ein Mifsverständnifs, das er vermuthet, zum voraus wegzuräumen bemüht ist, dort ihm einfällt, dafs ein von ihm gebrauchter Ausdruck eine Erläuterung bedürfe, wie er hier gelegentlich vor einem Fehler warnt, dort einen Wink über Sprachvergleichung und Wörterabstammung hinwirft, dort auf einem Umwege zu einem einfachen Resultate zu kommen sucht, um es in eine Regel zu fassen, die dann gleich und ohne weitern Beweis (der ja vorangegangen ist) verständlich sey und behalten werden könne. Aus dieser Individualität und sichtbar dargelegten Methode des Verfassers ist die Einrichtung seines Buches ganz erklärbar. Es erklärt sich daraus die Redseligkeit der Entwickelung, die unzählige Menge der Parenthesen, in welche wiederum andere Parenthesen eingeschaltet sind, die gelegentliche und darum zerstreute Erklärung grammatischer und rhetorischer Figuren *); die Länge der Paragraphen (der §. XVII. über den Conjunctiv nimmt fast ein Viertheil des ganzen Buches ein); die grofse Menge der Anmerkungen zwischen dem Texte, nicht unter demselben, doch durch den Druck unterschieden, immer aber unbequem und zersplitternd (schon die Vorrede hat zwölf Anmerkungen hinter dem Text her); daraus erklären sich endlich auch noch die sogenannten Nachträge zwischen den Paragraphen und Anmerkungen: welches Alles zusammen dem Buche ein etwas chaotisches Ansehen giebt und ihm Tadel zuziehen wird, und zwar nicht ganz ungegründeten, ob wir gleich nicht behaupten wollen, dafs die Anordnung selbst für den Lehrer oder beim Selbststudium für vorgeschrittene Schüler geradezu verwirrend sey. Die Theile des Buches sind sich übrigens sehr ungleich. Der etymologische Theil geht nur bis S. 38. Man könnte ihn dem Verf. ganz erlassen, da er doch den Gebrauch einer eigentlichen und vollständigen Grammatik für die Einübung der Formenlehre nicht überflüssig macht, wiewohl er einige gute Bemerkungen enthält. Des syntaktischen Theils erster Cursus hat 45 Paragraphen und geht bis S. 70. Der zweite Cursus hat nur 17 Paragraphen,

*) Z. B. S. 158. Anastrophe, und das ὕστερον πρότερον; S. 176. die Aphäresis; S. 145. die Epanalepsis.

Digitized by Google

bis S. 319. Nun folgen in zwei Paragraphen gleichsam als Anhänge, nämlich XVIII von Bezeichnung der Monatstage, und XIX von den Versen; beide nicht genügend, daher entbehrlich, da man doch mit dem hier Mitgetheilten nicht ausreicht. Das Register von neun Seiten ist bei der Einrichtung des Buches eine nothwendige Zugabe, und dürfte wohl noch von Manchem gröfser, ja doppelt so grofs gewünscht werden, wofür durch Weglassung des unzureichend, also überflüssig Beigegebenen, das nur dazustehen scheint, damit das Buch einer vollständigen Grammatik gleichen möge, Raum gewonnen werden könnte.

Wir lassen nun noch auf diese allgemeinern Bemerkungen eine Reihe von einzelnen folgen. S. 2. ist unter den Wörtern auf *icus* mit langer Paenultima das Wort *porticus* aufgeführt. Soll es etwa *posticus* heifsen? S. 3. wird ἐγκλίνω durch anbeugen übersetzt: besser durch anlehnen. S. 7. Anm. 2. ist zu bemerken, dafs, wenn das Wort seyn Copula genannt wird, dies eine logische, nicht eine grammatische Benennung ist. — S. 12. Anm. 2. steht: „Genaue Nachforschungen haben ergeben, dafs im goldenen Zeitalter die griechischen Namen auf *es* im Gen. *i* haben, z. B. *Ulixi*.“ Hier ist das Resultat der genauen Nachforschungen ungenau angegeben. Es gilt nur von Namen auf *es*, Gen. *is*, aber nicht von solchen, wie Dares, Crates, Thales, Chremes, Ceres. — S. 20. Anm. 4. sollte bei dem Comparativ *proximior* und dem Superlativ *minissimus* (soll heifsen *minimissimus*) eine Warnung vor ihrem Gebrauche stehen. — S. 23. „Die Form *sum* ist von ἴσομαι“: schwerlich. Richtiger wohl, abgekürzt von ὑμί, wie *inquam* abgekürzt aus *inquami*. S. Lennep. Etymol. L. Gr. pag. 917. 971. Weiter: „in der activen Form *amanto* ist die passive Form ϵντο noch vollständig“: nicht richtiger. Die Endung *anto* ist die griechische Imperativendung αντων (οντων). — S. 55. Die Lehre von man §. 27. ist unvollständig, auch wenn man die im zweiten Cursus an drei Stellen zerstreuten Notizen dazu nimmt. Mehr hat der Ref. in einer kürzlich für diese Jahrbücher verfafsten Anzeige von Zumpts Gramm. 5. Aufl. gegeben. — S. 59. „Er sagte, dafs er niemanden gesehen hätte: dixit *se* (nicht *eum*, denn man kann sagen: derselbe) *neminem* vidisse“: hier fehlt vor sagen das Wort nicht. — S. 62. 247. 249. 251. heifsen die indirecten Fragen seltsam: Fragen nicht geradezu. — S. 73. wird *tantum non* durch das sonderbare kaum nicht erklärt, statt durch das natürliche nur nicht (gar). — S. 74. wird die

Digitized by Google

Stelle aus Cic. de Legg. III. 10. mit der falschen Lesart „vel consulatus *vituperio* (f. vituperabilis) est“ citirt. — Nach S. 76. soll es gleichviel seyn, ob Cicero Phil. IX. 3. senatus exstinctum *laete* tulit oder *laetus*, und ob Sallustius Jug. 84. senatus *laetus* decreverat oder *laete* geschrieben hätte. Uns dünkt, beide Schriftsteller wufsten wohl, warum sie schrieben, wie sie geschrieben haben. — S. 77. Not. 3. wird die Stelle Cic. Epp. ad Famm. VI. 10. (nicht 11.) acerbitatem non *diuturne* fore gelesen und erklärt und für richtig gehalten. So haben nun freilich die meisten Handschriften; allein Martyni Laguna hat längst den ganz unciceronischen Ausdruck weggeschafft und *diūturnam* geschrieben, wie auch in den besten alten Ausgaben steht. — S. 78. Not. 5. steht wieder eine falsche Lesart aus Cic. de Legg. II. 10. sane quam *breve* für *brevi*, wenn jenes nicht Druckfehler ist. — S. 79. Zu den in der Anmerkung aufgeführten Verbis, wo *in* mit dem Ablativ steht, ungeachtet wir eher wohin, als wo, fragen, gehören in der Bedeutung rechnen auch noch *referre*, *nominare*: Cic. de N. D. I. 13. 33 sq.; *habere* ib. 16. 43; *ducere* Tusc. I. 49: ausserdem findet sich Justin. 32, 4. auro *in statuis* infuso; Tac. Agr. 39. *in hibernis* locare; Cic. de N. D. I. 16. 42. effusae *in omni intemperantia* libidines; ib. 17. insculpsit *in mentibus*. — S. 80. l. paenult. scheint es, als glaube Hr. D., die Präposition *à* bei dem französischen Dativ sey das lateinische *a*; dies ist aber ein Irrthum. Das französische *à* ist das lateinische *ad*. — S. 81. Not. 6. führt der Vf. die Ausdrücke das Wild des Waldes, die Blumen des Feldes, die Vögel des Himmels als deutsch an. Sie sind aber nicht deutsch, sondern Hebraismen. — S. 79. wird der Ausdruck des Seneca de Constant. Sap. 4. doloris opinio nicht ganz genau der *Gedanke* an den Schmerz übersetzt. — S. 82. lin. 15. sollte es nicht heifsen, es sey nicht von allen Substantiven eine Adverbialform auf *atim* üblich, sondern von wenigen. — S. 88. Not. 4. οὐδείς ist nicht so viel als οὐ — εἷς oder daraus zusammengesetzt, sondern aus οὐδὲ εἷς, ne unus quidem. — S. 90. warum ist der Vers des Propertius „at tibi curarum millia quanta dabit“ aus seinen Fugen gerissen? — S. 84 seq. wenn Cicero Tusc. I. 27. schrieb: nihil est in animis *mixtum*, und nicht *mixti*, so geschah es deswegen, weil er denkt: nihil est in animis quod (*in iis*) *mixtum* dici possit; und sagt er de N. D. I. 27. species ut quaedam sit deorum, quae *nihil concreti* habeat, und nicht *concretum*, so dachte er: quae nihil habeat (*extrinsecus*) *concreti*. Dafs in der letzten Stelle auch steht *nihil eminentis*, da doch sonst nach der Regel der Grammatiker

Digitized by Google

die Adjective der dritten Declination bei *nihil* im Nominativ oder Accusativ stehen sollen, kommt daher, weil *eminens* im Genitiv nicht heifst, wie im Nominativ, welches bei Wörtern wie *utilis*, *facilis* Undeutlichkeit herbeiführt. — S. 91. Not. 13. scheint es, als glaube Hr. D., man könne als einen abgesonderten Satz aussprechen: nihil est fortuiti, es giebt nichts Zufälliges, so gut wie nihil est fortuitum, nichts ist zufällig. Allein jener Satz kann gar nicht stehen, wenn man nicht hinzusetzt: in rerum natura, oder so etwas. — S. 98. Not. 1. schreibt Hr. D.: „übrigens ist man noch nicht einig darüber, ob Cic. Epp. II. 6. extr. nicht auch gelesen werden könne: *tui unius* studio me assequi posse confido, statt *tuo* unius studio.“ Jenes ist die Lesart Gronovs aus der Ed. Ven. 1500, dieses die Lesart Corte's und vieler alten Ausgaben; aber Bengel, Ernesti und Martyni-Laguna haben *unius tui*, und das ziehen wir vor, und paraphrasiren: eam autem unius et tui quidem studio etc. — S. 99. sollte bemerkt seyn, dafs *dignus* c. Genit. ein Gräcismus ist: s. Vechneri Hellenolex. p. 291. ed. Heusinger. — S. 105. b. wird citirt Cic. IV. 27. Es mufs heifsen Cic. Tusc. IV. 27. und auf derselben Seite Cic. de N. D. II. 61. statt 6. — S. 107. ist in der Stelle des Cic. pro Sext. 13. Quid *hoc homine* facias, der Ablativ wohl zu erklären, wie de Legg. III. 16. quid *hoc populo* obtineri possit. Wyttenbach erklärt, als abl. abs.: quam diu populus Romanus talis est, qualis nunc. — S. 116. konnte manches Wort erspart werden, wenn zu der Stelle Liv. V. 6. gesagt wurde, das *non* stehe deswegen nicht beim Verbum, weil nicht das Verbum, sondern die ganzen Sätze negirt werden. — S. 118. steht, wie in vielen Grammatiken, *que — que* für *et — et* sey dichterisch. Aber s. Ramshorns Lat. Gr. §. 179. 2. p. 518. und dazu Sall. Cat. 9 *seque* rem*que* publicam. — S. 126. c. In der Stelle des Cicero de Fin. V. 26. si est quisquam, qui acute videre soleat, is *est* profecto tu, könnte das zweite *est*, ein Druckfehler für *es*, einen Schüler irre führen. — S. 132. Not. 14. mufs es statt eines andern heifsen eines Dritten. — S. 135. med. in der Stelle Tusc. I. 13. würden wir *autem* durch überhaupt übersetzen. — S. 136. Not. 6. würde *autem* besser von αὖτε als von αὖτις hergeleitet. — S. 141. Not. 15. ist die Stelle aus Liv. I. 41. falsch angeführt: *sic* tua torpent, at sequere mea, für: *si* tua — *consilia* torpent, at *tu mea sequere*. — S. 143. Not. 24. steht ein seltsamer Provincialismus: ih, du zögerst noch? — S. 145. Not. 29. sollte gesagt seyn, dafs in der Stelle Sall. Cat. 25. das dreimalige *sed* eine nicht nachzuahmende Nachlässigkeit sey. — S. 146. *num* vergleicht Hr. D.

Digitized by Google

mit *nunc*, wie *tum* mit *tunc*; wir stellen *num* mit μῶν, wie μορφή mit *forma* zusammen. — S. 149. lin. 13. ist wahrscheinlich wieder ein Provincialismus: ich brauche nicht sonderlich gegen dich gesinnt zu seyn, für sonderlich freundschaftlich oder sonderlich wohlwollend. — S. 153 seq. die Lehre von den Doppelfragen, vergl. §. 24, ist nicht vollständig; es fehlen Fälle wie Cic. pro Quinct. 30. *utrum* possitne se — defendere, *an* — addicatur? — S. 155. steht falsch aus Cic. Amic. 25. *Quis negat?* nego! *quis ait?* ajo! für Terent. Eunuch. II, 2, 21. (denn daher hat Cic. die Stelle) Negat quis? nego: ait? ajo. — S. 161. Not. 5. extr. sollte auch bemerkt seyn, dafs, wie in *iste* nicht immer Verachtung liegt, so in *ille* bei Personen nicht immer Lob. Oft steht *ille* für der Bekannte, ohne Lob und ohne Tadel. — S. 150. 173. 186. 260. 274. wird Cic. Consol. citirt. Der Hr. Verf. hält die Schrift doch nicht für ächt? — S. 192. ist aus Terent. Heaut. V. 1. 13. falsch geschrieben (oder gedruckt) Quid *resisti?* für Quid *risisti?* — S. 220. heifst es: amatum *iri* sey der Infinitiv von amaturus sum. Wollte der Verf. nicht amatum *ire* schreiben? — S. 242. Not. 17. war bei *est videre* zu bemerken, dafs so nur spätere, grăcisirende Prosaiker und die Dichter schreiben. Dafs A. Majus bei Cicero de rep. I. 38. nur aus Irrthum anfangs *et illud videre it* gelesen habe, hat er selbst in den Addendis erklärt. — S. 245. ist falsch citirt Tusc. V. 15. statt V. 13. — S. 253 haben wir uns wundern müssen, wie Hr. D. sagen konnte, die Worte Cic. Tusc. I. 4. bene mihi evenire, *ut* mittar ad mortem (*ut* angenommen für *quod*) könne man übersetzen: es wird bei mir sehr wohl dazu kommen, dafs ich den Tod leiden mufs. Wie können jene Worte je einen solchen Sinn haben? Wie könnte hier *ut* statt *quod* stehen? Müfste es denn nicht für bene mihi evenire ganz anders heifsen [etwa: illud mihi aliquando eventurum]? und leiden die vorhergehenden Worte „magna me spes tenet" eine Veränderung der folgenden auf diese Art? Hr. D. wird, um den Unterschied zwischen *ut* und *quod* zu zeigen, auf ein anderes Beispiel sinnen müssen. — S. 272. ist falsch citirt Cic. Tusc. V. 25; die Stelle ist V. 15. — S. 278. sagt der Verf., in der Stelle Tusc. I. 14. Quid elogia significant, nisi nos futura etiam cogitare? [er giebt: quid significat, nisi nos cogitare] sey *nisi* nicht Conjunction, sondern Präposition. Ein seltsamer Mifsgriff. *Nisi* ist und bleibt Conjunction; der Ausdruck ist elliptisch für: quid — significant, nisi *hoc significant*, nos futura etiam cogitare? — S. 299. citirt Hr. D. Cic. Tusc. I. 36. qui id dixerit? und übersetzt: wer möchte das be-

Digitized by Google

haupten? Das müfste ja aber *quis* id dixerit heifsen. Schlägt man nach, so findet sich *num — sis*, qui id dixerit? — S. 308. wird als Beispiel, dafs, wie wir sagen: kann es wohl einen schlechtern Menschen geben, für: sollte es wohl einen schlechtern Menschen geben, auch im Lateinischen mit *posse* gefragt werden könne, wenn der ausrufenden Frage eine Gemüthsbewegung zum Grunde liege — die Stelle angeführt Cic. de Div. II, 6. *Potestne* igitur earum rerum — ulla esse praesensio? Es ist aber ganz einfach, und gleichsam folgernd gefragt: potestne igitur, ist es also möglich, für: non potest igitur, es ist also nicht möglich. — S. 309. wird gesagt: *quamvis* bestehe aus *quam* und *vis*, und sey also eigentlich der Accus. gener. fem. vom Pron. *quivis*. Wir halten es mit Zumpt, der es seiner Bedeutung und Zusammensetzung nach mit *quantumvis* zusammenstellt (Lat. Gramm. §. 574. 5. Aufl.). — Doch wir brechen ab, und wiederholen nur noch unsere obige Erklärung, dafs wir durch diese Bemerkungen nicht sowohl tadeln, als vielmehr zur Vervollkommnung eines Buches etwas beitragen wollten, dem wir fleifsige Benutzung, und bei wiederholten Auflagen immer gröfsere Annäherung zu dem Ideal wünschen, das dem verdienten und um Gründlichkeit des Unterrichts so eifrig bemühten Verfasser vorschwebt.

Eduard Young's Nachtgedanken. Im Versmaafs der Urschrift übersetzt von Chr. F. Gr. v. Benzel-Sternau. Frankfurt a. M. 1825. bei H. L. Brönner. 8. 3 fl.

Des ernsten Young ernste Nachtgedanken in einer getreuen, auch mit dem Versmaafs der Urschrift übereinstimmenden Uebersetzung dem deutschen Publikum zu geben, ist ein um so verdienstvolleres Unternehmen, als der tiefe brittische Dichter in unsern Tagen vielleicht anfieng, in Vergessenheit zu gerathen, oder wenigstens nicht so, wie er es verdient, in den Kreis ästhetischer und moralisch-religiöser Bildung gezogen wurde. Seitdem Ebert sich durch die Uebertragung des Britten in deutsche Prosa um die ästhetische Literatur so hochverdient machte, ist unsre Sprache in ihrem Bildungsgange so vorgerückt, dafs, wie kräftig, gediegen und treu auch jener tiefe Kenner der englischen Sprache und Literatur den Dichter wiedergab, der geläuterte Geschmack sich dennoch nach einer mehr poetischen Form umsehen mufste;

Digitized by Google

und es stehet zu hoffen, dafs, da nun diese gereicht ist, der Dichter selbst wieder mehrere Leser finden werde. Was durch das Versmaafs der Urschrift — fünffüfsige Jamben — und durch die edlere Sprache gewonnen worden sey, davon mögen folgende Stellen zeugen:

II. Nacht. Nach Ebert:

> Was erfordert Deine Krankheit, Lorenzo? Nicht den Beistand Aeskulaps, sondern moralische Hülfe.

Benzel-Sternau S. 29:

> Was fordert, o Lorenzo, Deine Krankheit?
> Nicht Aeskulaps! — des Seelenarztes Hülfe.

III. Nacht. Ebert:

> Die Tugend, womit uns christliche Bewegungsgründe am besten begeistern.

Benzel-Sternau S. 84:

> Die Tugend, warm dem Christen eingehaucht.

IX. Nacht. Ebert:

> Hat Dich nicht die Muse von reinen Wollüsten überführt, die den himmlischen gleichen, die alle die andern Freuden verdammen?

Benzel-Sternau S. 384:

> Erwies die Muse Dir die rein're Lust,
> Die himmlisch hold die andern Freuden ächtet.

Es liefsen sich leicht Beispiele häufen.

Unser Uebersetzer giebt nun zuerst eine kleine Biographie des Dichters, oder vielmehr nur eine Skiagraphie seines Lebens, und sagt selbst, dafs Young's Biographie noch zu schreiben sey.

Warum es dem Uebersetzer nicht gefallen hat, die im Original wenigstens einigen Nächten vorangeschickten und auch von Ebert mitgetheilten Vorreden Young's wieder zu geben, sehen wir nicht ein; dafs er aber die Uebersetzung ohne Anmerkungen gab, die bei Ebert, fast aus lauter Parallelstellen alter und neuer Schriftsteller bestehend, das Werk voluminös machen, können wir nur billigen.

Die Uebersetzung selbst beurkundet einen dem Dichter wahrhaft verwandten Geist, denn sie stimmt, wie das Original, überall zu einem tiefen, würdevollen Ernst, ergreifend, erschütternd, überzeugend, erheiternd, mit Worten sparsam und gedankenreich, nirgends umschreibend und in's Breite ziehend; sie liest sich eben deswegen auch nicht so leicht weg, als wäre das Werk, wie es nicht ist, zur Unterhaltung geschrieben; es will daher die Uebersetzung nicht minder als das Original von einem ernsten Gemüthe durchdacht, erwo-

Digitized by Google

gen, studirt seyn; und wir können dies nur als einen Vorzug vor der gleichzeitig zu Dresden erschienenen und sehr gefälligen Uebersetzung von M. H. A. Schmid betrachten. — Das nonum prematur in annum hat unser Uebersetzer mehr als doppelt wörtlich beobachtet, da wir aus guter Quelle wissen, dafs er schon vor mehr als zwanzig Jahren im Freundeskreise Fragmente seiner Uebersetzung vorgelesen hat.

Um nun auch diejenigen, welche die Nachtgedanken noch wenig oder nicht kennen, zu denselben anzuziehen, bemerken wir über den Inhalt Folgendes: Die erste Nacht betrachtet Leben, Tod und Unsterblichkeit. Die zweite: Zeit, Tod, Freundschaft. In der dritten giebt der Dichter selbst v. 324. eine Art von Thema und Disposition an, „was der Freunde Tod für eine vierfache Frucht an uns tragen soll", Verdrängen soll er nämlich 1) den Leichtsinn, 2) die Furcht, 3) den Hochmuth, 4) die Schuld; was zum Theil in der vierten Nacht weiter ausgeführt wird, in welcher die Gründe gegen die Todesfurcht hauptsächlich aus der Erlösung abgeleitet werden. Die fünfte Nacht betrachtet den Rückfall in die Eitelkeit. Die sechste geht auf das Wesen, den Beweis und die Wichtigkeit der Unsterblichkeit ein, wozu in der siebenten der Glaube seine Stimme giebt. Die achte Nacht ist eine Schutzrede für die Tugend, wo der Dichter selbst seinem Liede den Gang folgendermafsen anweist: v. 24 ff.

So schön erscheint dir diese Welt; so mächtig
Ergreift dich Ehrsucht, und noch mächtiger
Die frohe Lust! Sieh da, dein dreifach Gift,
Den Drillingspfeil, der deine Tugend tödtet!
So sey denn dreifach des Gesanges Inhalt.

Die neunte Nacht, in welcher bei der Schilderung der Hölle, des Himmels und der Mitternacht die Phantasie des Dichters ihren höchsten Schwung nimmt, enthält „die Tröstung", und es fafst hier der Dichter seines bisherigen Liedes Inhalt und Zweck und seiner Muse Geist zusammen, besingt dann die Nacht und was sie lehre, v. 701:

Nicht leuchten Sterne nur, sie lehren auch,

v. 713:

Was ist der grenzenlose Anblick hier?
Dem Denker ist's Natursystem des Glaubens;
Begeisternd jeden warmen Freund der Nacht;
Von Gottes eigner Hand die ältre Bibel,
Urkundlich ächt, vom Menschen unverfälscht!

Grausenhaft ist die Beschwörung, wodurch der Dichter seinen Lorenzo für Gott und Tugend gewinnen will, v. 2310 ff. und

Digitized by Google

begeisternd das Gebet an den Dreieinigen, v. 2444 ff., sammt dem Schlufsgesang der frommen Muse an die Nacht.

Wir enthalten uns ungern, mehrere besonders herrliche Stellen auszuzeichnen, die für den Dichter und für den Uebersetzer einnehmen möchten, und geben mit schwerer Wahl nur folgende: IX. Nacht v. 755 ff.

Weist du, warum vom hohen Himmelsbogen,
Vom Raume der Unendlichkeit, erfüllt
Mit lichter Kugeln grenzenloser Schaar,
Die das lebend'ge Firmament in Flammen setzt,
Bei'm ersten Strahl mit solcher Wunderkraft
Die Allmacht in's erstaunte Auge strömt?
Sich beugen soll der Stolz, Vernunft sich heben,
Und lenken ihren Gang nach der Gewalt,
Die liebend lichte Silberketten senkt,
Zu sich des Menschen Streben aufzuzieh'n,
In reiner Inbrunst ihn an ihren Thron zu fesseln.
So flöfst uns der gestirnte Himmel ein
Die auf der Erde seltne Tugend-Dreiheit,
Von jubelvollen Himmeln laut begrüfst:
Des Herzens Demuth, Reinheit, Himmelssinn!
O kannst du wohl zu lange ihn beschau'n?

Dafs übrigens unter etwa eilfthalbtausend Versen sich einige Härten, Unklarheiten, Verstöfse gegen das Metrum finden, namentlich in die fünffüfsigen Jamben sich einige hundert Alexandriner eingeschlichen haben, ist nicht wohl zu verwundern, und wir glauben dem verdienstvollen Uebersetzer nur einen Beweis der Aufmerksamkeit auf seine Arbeit zu geben, und zu zeigen, wie leicht derselben bei einer etwaigen zweiten Auflage die Vollendung zu geben wäre, wenn wir folgende Stellen rügen: I. Nacht v. 290.

Doch Klugheit schützt und Tugend rettet nicht;

wo durch das Auslassen der Negation bei'm ersten Satz eine Zweideutigkeit entsteht; dafür etwa: doch nicht schützt Klugheit, Tugend rettet nicht. II. Nacht v. 408

Denn was, mein froher Freund, ist sie die Wappenträg'rin,
Die nur den Tod uns zeigt in ew'ger Nacht?

dafür:

Denn was ist diese Wappenträgerin,
Mein froher Freund, die Tod in ew'ger Nacht zeigt?

v. 787.

Mit widerstrebenloser Hoheit hin,

dafür etwa:

Mit Hoheit ohne Widerstreben hin.

Digitized by Google

Eine allzukühne Wortbildung finden wir IV. Nacht v. 22:

Wenn's weise ist? Es nah dem Freunde-Feind.

etwa: ist's klug, so naht's dem freundlich milden Feind. Das Versmaafs ist ganz verfehlt im v. 152. defs allbelebender Strahl u. s. w; eben so v. 626. O Religion u. s. w. und v. 679. Mir als der, der mir unausgesprochen u. s. w. und V. N. v. 41. der Sibylle, die Geschichte kennst du. Ganz unverständlich erscheint v. 234; und wenn auch die richtig gebildete Form: Anbetungslosester in den Vers pafste, so geht doch in keinem Falle Anbetungslos'ter an v. 433. — Allzuhart ist auch V. N. v. 858.

die unentbehrl'che, ew'ge Frucht, die Frucht u. s. w.

Warum denn nicht: die unentbehrliche, die ew'ge Frucht? Eben so VIII. N. v. 141.

Von Post zu Post des unaufhörl'chen Kreislaufs.

Doch wir schliefsen diese Anzeige mit dem aufrichtigsten Dank gegen den Uebersetzer, und mit der Bemerkung, dafs die berühmte Verlagshandlung es dem Werke an dem entsprechenden typographischen Gewande nicht fehlen liefs.

Ξενοφῶντος τὰ σωζόμενα. *Xenophontis quae exstant. Ex librorum scriptorum fide et virorum doctorum conjecturis recensuit et interpretatus est Jo. Gottlob Schneider, Saxo.* — *Tomus secundus, Expeditionem Cyri continens. Lipsiae, sumtibus librariae Hahnianae. MDCCCXXV. XXXIV und 715 S. gr. 8.* 4 fl. 20 kr.

Auch unter dem Titel:

Ξενοφῶντος Ἀνάβασις Κύρου. *Xenophontis de Expeditione Cyri commentarii. Editio secunda. Curavit Fridericus Augustus Bornemann, Haynensis. Additis Ricardi Parsoni adnotationibus integris. Lips. etc.*

Ξενοφῶντος Κύρου Ἀνάβασις. — Πᾶν πλῆθος καὶ πᾶς πλοῦτος ἀπὸ ὑπείκει. *Recognovit et illustravit C. G. Krüger. Halis Saxonum, in Bibliopolio Hemmerde et Schwetschke. MDCCCXXVI. XXIV und 560 S. gr. 8.* 4 fl. 30 kr.

(Von einem andern Recensenten als No. 58. S. 925 ff.)

Wollten wir alle Ausgaben der Anabasis des Xenophon, die nur seit drei Jahren in Deutschland erschienen sind, hier aufzählen, wir könnten noch eine starke Seite mit Titeln anfüllen; wir müfsten zwei, oder eigentlich drei, Dindor-

sche, eine von Jakobs, eine von Bothe und die verunglückte Lion'sche die Musterung passiren lassen, wir hätten Stoff zu Vergleichungen der so sehr von einander und von den frühern abweichenden Arbeiten; wir könnten Rückblicke thun auf Morus, Zeune, Schneider, Lange, und einen bedeutenden Raum dafür in Beschlag nehmen. Allein wir beschränken uns absichtlich auf diese beiden neuesten Bearbeiter, und betrachten, weitläuftigere Erörterungen über Einzelnes den eigens dazu bestimmten Instituten überlassend, erst jede der genannten Ausgaben für sich, dann beide in ihrem Verhältnisse zu einander.

Die Bornemann'sche Ausgabe ist veranlafst durch das Bedürfnifs einer zweiten Auflage des zweiten Bandes des Schneider'schen Xenophon. Schneiders erste Ausgabe der Anabasis ist jetzt 20 Jahre alt. Man kennt das Gute und Tadelhafte der Schneider'schen Ausgaben. Beides fehlte auch seiner Anabasis nicht. Wäre sie indessen auch weit vollkommener und weit weniger mangelhaft; nach dem gegenwärtigen Standpuncte der Philologie durfte der Verleger sich nicht getrauen, sie in ihrer alten Gestalt erscheinen zu lassen. Er wendete sich an Hrn. B., der seine Vertrautheit mit Xenophon früher (1814. und 1819.) durch zwei Schriften über die Cyropädie bewährt hatte *). Es war dem Herausgeber nur eine kurze Frist vergönnt; er hatte über die Anabasis wenig in seinen Adversarien, und war überhaupt vom Xenophon etwas abgewendet. Abschreken konnte noch dazu die kurz zuvor in zwei Bänden erschienene Ausgabe Lions, die viel versprach. Aber gerade diese theils blos compilirte, theils sehr flüchtig gearbeitete und mit schlechter eigener Zuthat ausgestattete Ausgabe wurde für Hrn. B. ein Antrieb, das Geschäft zu übernehmen, damit nicht jene Ausgabe, „qua ipsa graecarum litterarum causa in discrimen videtur adducta esse“ (sagt Hr. B.) in den Händen der Studierenden Schaden stiften möge. Indessen mufste Hr. B. auch mehr, als zu einem solchen Werke wünschenswerth ist, eilen, und er wünscht nach Durchsicht des Gedruckten jetzt schon Manches geändert. Gewinn für Verbesserung des Textes fand er vorzüglich in den Vatikani-

*) De genuina Xen. Cyrop. recensione diss. crit. I. Schneeberg. 8. und; Der Epilog der Cyropädie von Xenophon durch philosoph. histor. und philolog. Anmerkungen erläutert, zum Theil aus unbenützten Handschriften verbessert und gegen Schulze's, Schneiders, Heindorfs und A. Zweifel gerechtfertigt. Leipzig. 8.

Digitized by Google

schen und Pariser Handschriften: alte Ausgaben konnte er aus Mangel an Zeit nicht vollständig, sondern nur stellenweise benutzen. Die Vulgata (den Text des Stephanus) verbesserte er nun aus den genannten Manuscripten; die Ungleichheiten der Schreibung einzelner Wörter, die sich in den besten Handschriften finden, und die bekanntlich Xenophon selbst nicht vermied, liefs er stehen. Da seine Ausgabe die Schneidersche seyn sollte, so gab er dessen ganzen Commentar, nur ganz Falsches strich er aus, so wie auch längere Stellen aus Büchern, die Jedermann zugänglich sind. Seine eigenen Anmerkungen hat er mit seinem Namen bezeichnet; überall giebt er die Gründe der von ihm aufgenommenen Lesarten an. Porsons Noten, eine Jugendarbeit, wollte er lieber abgesondert geben, und liefs sie am Ende des Werks auf 18 Seiten abdrucken. Der Abdruck verdient Dank, ob sie gleich nicht von grofsem Belang sind. Um die Indices, sowohl die Anlage neuer, als die Verbesserung und Bereicherung der ältern, hat sich zum Danke des Herausgebers Hr. R. Wolf (Scholae Afranae Adjunctus) grofses Verdienst erworben. Die kleine Dindorf'sche Ausgabe (Lpz. 1824. bei Teubner) konnte Hr. B. nicht gleich von Anfang benutzen. Schneiders Handexemplar seiner Ausgabe, das er von Hrn. Prf. Schultz in Liegnitz erhielt, gab wenig Ausbeute. Krügers Diss. de authentia et integritate Anab. Xen. 1824. erhielt er erst, als der Abdruck des Werkes schon am siebenten Buche war; woraus er denn das Bedeutendste in der Vorrede mittheilt. Am Schlusse erhielt er Dindorfs gröfsere Ausgabe, die viel mit ihm harmonirt, doch auch viel neues Gutes hat. Hr. B. will daraus zu Xenophons Memm. Socr., die nun neu zur Schneider'schen Ausgabe gedruckt werden sollen, Nachträge geben. Von Schneiders Epistola ad Buttmannum giebt er sechs Seiten im Zusammenhang; das Uebrige ist an den Stellen eingetragen, auf welche es sich bezieht. — Betrachten wir nun Hrn. B.s Ausgabe für sich und in ihrem Verhältnisse zu der ihr zur Basis dienenden Schneiderschen, so können wir ihr das Zeugnifs nicht versagen, dafs sie sehr empfehlungswerth ist, trotz der beschränkten Zeit viel Gutes und Neues liefert, und im Ganzen richtige Erkenntnifs der Sprache in grammatikalischer Hinsicht und gutes Urtheil beurkundet. Schon die Vermehrung der Bornemannschen Ausgabe in Vergleichung mit der Schneiderschen ist bedeutend. Bei weniger ökonomischem Druck hat Sch.s Ausgabe 478 Seiten, B.s 593, die indices 85 S. bei Schn., 126 Seiten bei B. Indessen da Vermehrung nicht immer Verbesserung, sondern auch oft

Digitized by Google

Ueberladung ist; so ist vorzüglich der Gehalt jener Vermehrungen zu erwägen. Rechnen wir auch zu dem Bessern nicht gerade z. B. die Correctur gleich auf der ersten Zeile γίνονται für die bessere Schreibung γίγνονται, und I. 1. 2. die Setzung des Kolons statt des Komma vor καὶ στρατηγὸν δὲ, u. d. gl. so hat er doch viele von Schn. nicht beachtete gute Lesarten in den Text aufgenommen, viele unstatthafte Aenderungen Lions zurückgewiesen, viele Sacherläuterungen beigefügt, viele Citate zu Sprach- und Sachbemerkungen nachgetragen. Richtig hat er I. 1. 7. die von Schneider ohne Grund für unächt erklärten Worte ἀποστῆναι πρὸς Κῦρον von den Klammern befreit, in denen sie auch noch in der kleinern Ausgabe von Dindorf stehen (die gröfsere ist uns nicht zur Hand *), und worein sie freilich durch Wolfs und Wyttenbachs Spruch geschlagen worden waren. — I. 2. 1. ist eine gute Conjectur ἐκ τῆς χώρας, καὶ ἀθροίζειν ὡς — καὶ τὸ Ἑλληνικόν. Ἐνταῦθα παραγγέλλει κ. τ. λ. Doch nicht gerade dringend nothwendig. I. 2. 9. ist die Berechnung der Truppenzahl berichtigt. I. 2. 12. ist richtig Τῇ δ' οὖν στρατιᾷ und καὶ Φυλακὴν für τῇ οὖν und Φύλακας aufgenommen. I. 2. 16. richtig Φοινικοῦς und κνημῖδας für Schneiders ungenaue Schreibung Φοινικοὺς und κνημίδας. I. 2. 20. hatte Schn. die Worte Μένωνα τὸν Θεσσαλὸν, die in einigen Mss. fehlen, als unächt eingeklammert, Dindorf hat sie ganz weggelassen. Hr. B. führt Μένωνα zurück, und läfst die Bezeichnung der Nation, die freilich schon im ersten Kapitel stand, weg. Nun haben wir aber eine Lesart, die in keiner Handschrift steht, im Texte. Wir hätten unbedenklich Μένωνα τὸν Θετταλὸν geschrieben. Zu I. 2. 21. müssen wir doch die Seltsamkeit rügen, die Hr. B. mit mehreren neuern Lateinschreibern in Hinsicht der deutschen Namen theilt, indem er sie bald declinirt, bald nicht. Unter diesen wird aber keinem so schlimm mitgespielt, als dem Hrn. Director Matthiä in Alterburg. Dieser Mann heifst z. B. S. 23. im Nominativ Matthiae, S. 21. im Genitiv Matthiae (also Nom. Matthias), daselbst im Accus. Matthiaeum (also Nom. Matthiaeus); und S. 461. im Dativ Matthiaeio (also im Nom. Matthiaeius). Der Inhaber des Namens möchte sich von diesem Reichthum an Formen doch mehr als die Hälfte verbitten. — I. 2. 25. billigen wir es mehr, dafs Hr. B. aus guten Hand-

*) Alle drei Dindorfschen Ausgaben haben neulich in der A. L. Z. eine ausführliche Beurtheilung erhalten, oder vielmehr erlitten, deren Verfasser leicht zu erkennen ist.

Digitized by Google

chriften πέντε ἡμέραις für π. ἡμέρας aufgenommen hat, als dafs er ebendaselbst gegen das bestimmte Zeugnifs der Suidas ἑρῶν statt ἑρέων beibehält. Und so könnten wir noch ein langes Verzeichnifs von Stellen aufführen, wo Hr. B. richtiger als sein Vorgänger gesehen, wo er ihn ergänzt, erweitert, berichtigt; kurz wodurch er seiner Ausgabe theils absoluten Werth, theils entschiedenen Vorzug vor der Schneiderschen (der andern nicht zu gedenken) gegeben hat. Da wir indefs bei der Vergleichung der beiden vor uns liegenden Ausgaben noch einmal auf Hrn. B. zurückkommen werden, so brechen wir hier ab.

Die Krügersche Ausgabe kündigt sich, zwar nicht auf dem Titelblatte, aber in der Vorrede, als Schulausgabe an, wozu sie freilich etwas stark geworden ist. Hr. Kr. hat nämlich den Vorsatz, eine Ausgabe mit einem grofsen Commentar zu bearbeiten. Sein Verleger wünschte aber vor der Hand eine kleinere für Studierende. Da die bisherigen mit Anmerkungen versehenen Ausgaben der Anabasis diesem Zwecke wenig zu entsprechen schienen, so liefs er sich dieses Ansinnen gerne gefallen, besonders da er gefunden hatte, dafs seine Schrift de Authentia et integritate Anabaseos Xenophonteae (Halle 1824) mit grofsem Beifall aufgenommen worden *). Grundlage ist auch ihm der Stephanische Text; er giebt ihn aus Handschriften verbessert, oder durch die, quae omnibus Codicibus potior est, ratio; wie er sich ausdrückt. Die Gründe der Aufnahme seiner Lesarten giebt er nicht an, wo er glaubt, dafs sie von selbst einleuchten, (wie denn überhaupt seine Anmerkungen sehr gedrängt, fast lakonisch sind:) bei zweifelhaften Stellen giebt er die Varianten, aber nicht vollständig, sondern immer nur solche, die einigen Schein der Wahrheit haben, oder vielleicht dienen könnten, eine bessere Lesart zu finden.

---

*) Früher schon (1822) gab er heraus: De Xenophontis Vita quaestiones criticae.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

N. 71. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Xenophontis Opera.

(*Beschluſs.*)

Nur ganz sichere Conjecturen Anderer liefs er im Text, aber nie ohne Angabe der handschriftlichen Lesart an solchen Stellen; wahrscheinliche Conjecturen theilt er in den Anmerkungen mit, scheinbare widerlegt er, verschweigt aber die schon widerlegten und schlechten. Von eigener Zuthat an Conjecturen nahm er am wenigsten auf, oft nicht selbst die von Andern schon gebilligten und später in Pariser und Vatikanischen Handschriften bestätigt gefundenen. Alle seine Conjecturen — sagt er mit einigem Selbstgefühle — beruhen auf wichtigen Gründen, und weisen, auch wenn sie falsch sind, auf von Andern nicht berührte Schwierigkeiten. Die Interpunction ist oft verbessert. Indessen sind noch Stellen zu verbessern, die viele Schwierigkeiten haben, und die er in der nach Jahren zu erwartenden gröfsern Ausgabe zu behandeln gedenkt; jedoch wil er es keinem übel nehmen, der ihm diese Mühe vorweg nimmt, wenn er kann. Auf die bisher sehr vernachlässigte Interpretation versichert er viele Mühe verwendet zu haben, sie erfordere indessen neben vieler Gelehrsamkeit auch manche literarische Hülfsmittel, die ihm nicht zu Gebote stehen. Ueber das Militärische des Buches glaube er ein Wort mitsprechen zu dürfen, da er selbst vor 10 Jahren Soldat gewesen sey. Sein Styl und Ausdruck sey zuweilen wegen mannigfacher erlittener Beleidigungen scharf; dafs er es gegen Hrn. Bornemann gewesen sey, thue ihm leid; indessen habe derselbe ihm öfters widersprochen, ohne seine Gründe zu verstehen. Den Zweck einer Bearbeitung für Studierende vor Augen behaltend habe er nichts übergangen, was eine Erklärung zu bedürfen schien; Ueberflüssiges habe er ausgeschlossen, aufser wo frühere falsche Erklärungen zu widerlegen gewesen seyen. Selten habe er Bücher citirt, welche die Schüler oder gar die Lehrer in der Regel nicht zu besitzen

Digitized by Google

pflegen: „quod ubi evitari non poterat, semper, quid inde peti posset, paucis proposui. Qui secus faciunt, similes sunt ei, qui sitienti viatori inter saxa inaccessa aquae copiam monstret.“ Die griechischen Citate sind meistens Stellen aus der Anabasis selbst, wo möglich lehrreich nach Sprache und Inhalt zugleich. Den Index Verborum habe er [non sine magno taedio] ganz neu gemacht, um nicht den mangelhaften und fehlerhaften Zeuneschen wiederholen zu lassen. Er sey gleichsam ein Supplement zu den Anmerkungen und soll Erläuterungen und Bedeutungen geben, die zuweilen in den besten Wörterbüchern, sogar bei Passow, fehlen. Dies ist das Wesentliche aus Hrn. Kr.s Vorrede. Man sieht, er verspricht viel: aber wir sind ihm auch das Zeugnifs schuldig, dafs er viel hält. Seine Anmerkungen, die durchaus sehr, fast allzu gedrängt sind, zeugen von der vertrautesten Bekanntschaft mit den allgemeinen Sprachgesetzen, so wie mit dem Sprachgebrauche seines Schriftstellers; sein Blick ist scharf, sein Urtheil richtig und klar, seine Sprach- und Sacherläuterungen treffen gröfstentheils das Rechte, und schweifen nie auf Fremdartiges ab. Eine Menge Stellen sind hier zum erstenmale in ihr rechtes Licht gesetzt, und wir würden auch sagen können, dafs sich wenige Spuren von Eile finden, wenn nicht 10 Seiten Addenda et emendanda etwas viel wären. Er entschuldigt sich indessen damit, dafs ihm während der Arbeit noch Manches nicht zu Gebote stsnd. Es war aber auch überhaupt sehr natürlich, dafs der Herausgeber Manches nachzutragen fand, da er das Werk während des Druckes seinen Schülern erklärte, und ihm da noch Verbesserungen und Conjecturen einfielen. Vergleichen wir die Ausgaben der Hrn. B. und Kr. mit einander, so müssen wir, ohne Hrn. B.s Verdienst gering zu schätzen oder zu verkennen, im Ganzen doch der Krügerschen Bearbeitung den Vortang zugestehen. Die Indices könnten einander gegenseitig ergänzen. Im Krügerschen sind vorzüglich die Partikeln mit grofsem Fleifse bearbeitet; aufser den Wort- und Sachregistern und dem Index Grammaticus hat die Bornemannsche Ausgabe auch einen Ind. Scriptorum, die Krügersche eine sehr zweckmäfsige Tabula itineraria und Temporum descriptio auf fünf Seiten. Zum Belege unseres Urtheils betrachten wir nun noch eine Anzahl von Stellen, in welchen wir beide Ausgaben zusammenhalten. I. 1. 2. macht Hr. B. nach ἐποίησε ein Kolon, Hr. Kr. interpungirt gar nicht: dieser thut zu wenig, jener zu viel. I. 1. 5. ändert Hr. Kr. aus Handschriften richtig Ὄψις δ' ἀφίκνοῖτο (für ἀφικνοῖτο). I, 4. 7. sagt Hr. Kr. Ex conjectura

edidi μὲν τοῖς pro μέντοι. Wer denkt nicht, das sey seine Conjectur? Aber so giebt schon Dindorf ex emendatione viri docti in Actis Eruditorum Lips. a. 1752, und Bornemann ex emendatione Mureti; quod orae ed. Leuncl. 3. adscripsit Reisk. clare a Vat. H. oblatum. — I. 4. 8. giebt Hr. Kr. mit Recht ἐόντων: das ist die ältere Form; obgleich Hr. B. beweist, dafs Xen. auch die Form des Imperativs auf ωσαν gebraucht habe. Wenn derselbe aber Lobeck. ad Phryn. p. 16. citirt, so beweist dieses Citat nichts für die letztere Form, denn L. führt sie aus einem ganz späten Schriftsteller an. I. 6. 2. haben Dindorf und Kr. das Rechte, κατακάνοι ἄν aufgenommen; freilich blos Conjectur, aber leicht aus dem handschriftlichen κατακάνοιεν hervorgehend. B. billigt es blos in der Note, und behält im Text κατακαίνοι ἄν. — I. 8. 22. harmoniren Kr. und B. gegen Dindorfs ἡγοῦνται; B. giebt einen Entschuldigungsgrund für ἡγοῦντο an, Kr. einen schlagenden Gegengrund gegen ἡγοῦνται. — VII. 1. 1. stellt Hr. Kr. πάντα her, oder vielmehr, er streicht es nicht mit D und B. weg: wir billigen dies; es fafst die drei vorangegangenen ὅσα gut zusammen, und diesen Grund hätten wir angegeben gewünscht. — 2. giebt er gut aus Handschriften μὴ ἐπὶ τὴν αὐτοῦ ἀρχήν, wo bisher alle αὐτοῦ hatten, und Hr. B. die Glosse χώραν aufnahm. — 4. nimmt er aus Gründen die an sich nicht verwerfliche Conjectur des Stephanus ἀγγελεῖν für ἀγγέλλειν, die D. und B. mit Schneider aufnahmen, nicht auf. — 5. giebt Hr. B. ὅτι οὐ μεταμελήσειν und citirt III. 1. 9. VI. 1. 29. An diesen beiden Stellen aber ist ὅτι weit von dem nachfolgenden Infinitiv entfernt, welches einigen Unterschied macht. Hr. Kr. giebt den Indicativ, auch in der Stelle des dritten Buches. In der aus dem sechsten giebt er ὅτι — στασιάζειν, wo Hr. B. zwar auch στασιάζειν giebt, aber, nicht ganz consequent, ὅτι wegläfst, weil es in 4 Handschriften fehlt. — 11. ὡς ἂν μὴ ταχῇ εἰς τὴν ἐξέτασιν καὶ τὸν ἀριθμόν. Hier giebt Schn. καὶ εἰς τὸν ἀριθμόν, und das behält Hr. B. Hr. Kr. wirft aber das zweite εἰς mit Recht wieder hinaus, quod, sagt er, cum ἐξέτασις et ἀριθμὸς eodem tempore fieret, ferri non potest. — 12. läfst er mit Recht das τε nach ἄρδην weg, verschmäht die Conjectur ὁπότε — γένοιντο für ὁπόταν γένωνται zwischen ὡς und ἀποκλείσων, wofür Andere aus wenigen Handschriften ὡς — συγκλείσων geben. — 13. behält Hr. Kr. aus guten Gründen ἔλεξε, wofür Hr. B. aus einer Handschrift ἔλεγε giebt. An derselben Stelle tadelt Hr. B. es mit Recht, dafs Lion τἆλλα τὰ ἐπιτήδεια für nicht griechisch halte. Hr. Kr. nennt jenen nicht, und sagt kurz und gut, τἆλλα sey das Substantivum und τὰ ἐπιτήδεια Apposition. — 16. οἱ δὲ στρατιῶται

Digitized by Google

ἔκοπτόν τε τὰς πύλας καὶ ἔλεγον, ὅτι κ. τ. λ.· καὶ κατασχίσειν τὰς πύλας ἔφασαν. Hier nahm Hr. B. mit D. das τε aus einer Handschrift auf. Hr. Kr. streicht es weg mit der Bemerkung: bene haberet, si pro καὶ ἔλεγον statim sequeretur καὶ κατασχίσειν ἔφασαν. Solche kurze und treffende Bemerkungen oder Vertheidigungen finden sich in Menge. — 17. ὡς ὀρῶσι τὰ ἐπὶ ταῖς τέλαις πράγματα. Zum letzten Worte sagt Hr. Kr., delendum videtur, worin wir ihm beistimmen. — 19. ὅσοι δὲ ἔνδον ἐτύγχανον ὄντες, ἔξω ἔθεον. So D. und B. aus einer Handschrift; an sich sehr passend. Aber da alle andern ἔθεον nicht haben, jene Handschrift aber oft Glossen hat, so suppliren wir mit Hrn. Kr. aus dem Vorhergehenden φεύγουσιν. — 20. schliefst ebenderselbe aus dem Artikel bei ἄκραν scharfsinnig, dafs Zeune Unrecht habe, der ἄκρα hier von ἀκρόπολις unterscheide, und eine Erdzunge, von der man sonst nichts erfährt, daraus mache. — 23. werden die Worte καὶ τίθεσθαι τὰ ὅπλα von ihm nicht mit Unrecht für eine Glosse erklärt und eingeklammert. — 26. vertheidigt Hr. B. die Schreibung νῦν ἤδη mit vielen Stellen, und dennoch ziehen wir mit Hrn. Kr. das durch die meisten Handschriften bestätigte νῦν δή, als hier passender vor. — 29. bezieht Hr. Kr. δικαίως viel richtiger auf ἀπολοίμεθα ἄν (aus ἀπολώμεθα zu ziehen), als Andere auf στρατεύσονται aus στρατευσομένους. — 39. giebt Hr. Kr. für εἰ μέλλοι aus Conjectur εἰ μέλλοις, was wir sehr billigen. Auch Hr. B. fühlte das Unpassende des Uebergangs aus der zweiten (angeredeten) Person in die dritte. — 41. vermissen wir die Erwähnung der Lesart πολλῶν ἴδοι bei Hrn. Kr. — VII. 2. 4. empfiehlt er seine Conjectur ὥστο μάλιστ' ἄν (für μάλιστα) χαρίζεσθαι durch eine passende Parallele. — VI. 4. 7. Seine Bemerkung zu ἀνακαλοῦντες τὸν προδότην pafst zu den aus Plato citirten Stellen, aber nicht hierher: denn hier will der Artikel bei προδότην weiter nichts sagen, als dafs die Soldaten schrieen: nieder mit dem [sc. uns wohl bekannten] Verräther! — VI. 4. 12. giebt Hr. Kr. die alte Lesart ἐμοὶ δ' οὐ Φαυλῖνου δοκεῖ τὸ πρᾶγμα. und vertheidigt sie ganz gut, während Hr. B. mit geringer Autorität οὐδὲν giebt und ohne Autorität τὸ πρᾶγμα einklammert. — 18. μὴ ἐκδῶτέ με. Das με geben L. und B. zuerst aus drei Handschriften, die ἐκδότε für ἐκδῶτε haben. Kr. wirft das με wieder hinaus, das man allenfalls dulden könnte. B. aber vertheidigt ἐκδότε (doch ohne es aufzunehmen) durch Thiersch. Act. Philol. Monacc. III. 2. p. 289 sq. Aber Thiersch beweist nicht, dafs μή mit dem Aorist des Imperativs stehen könne; auch will er es nicht beweisen, sondern zeigt nur, dafs μή mit dem Conj. Praes. stehen könne, und nicht immer den Imperativ habe. Wohl

Digitized by Google

Wohl aber führt Schäfer Beispiele aus Xenophon an mit μὴ seq. Imperat. aor. zu den Griechischen Gnomikern S. 155. — 20. Ἔπεμψεν ἡμᾶς ἡ στρατιὰ πρός σέ, ὦ Κλέανδρε· καὶ κελεύουσί σε. So Hr. Kr. mit den meisten Handschriften. Hr. B. nimmt die offenbare Correctur ἐκέλευσε auf, und giebt doch ohne Anstofs I. 7. 16. Ταύτην δὴ τὴν πάροδον ἡ στρατιὰ παρῆλθε, καὶ ἐγένοντο εἴσω τῆς τάφρου. — 18. ἐπεὶ τοίνυν τοιοῦτος εἶ — hier giebt Hr. Kr. Weiske's Note mit den Lesarten und Uebersetzungsversuchen der Erklärer, und Jakobs mifslungene Emendation, ändert aber nichts. Hr. B. will τοιοῦτος wegwerfen, das auch einige Handschriften nicht haben, und lesen ἐπεὶ τοίνυν εἶ scil. ὁ τοῦτο ποιήσας; das übersetzt er denn: da du es bist. Soll aber dieser Sinn herauskommen, so mufste die Emendation anders lauten, etwa: ἐπεὶ σύγε τοίνυν οὗτος εἶ. Uebrigens erscheint uns eine Aenderung eben nicht nothwendig; auch hat Dindorf nicht geändert, und Halbkarts Uebersetzung oder Paraphrase, wenn man will, Nun, da du ein so guter Redner bist, möchte den Sinn nicht verfehlen, und sich wohl aus der Vulgata herausbringen lassen. — 31. καὶ ἡ στρατιά σοι ἐφεῖτο ἥ τι ἐβούλου ποιῆσαι. Hr. B. nimmt aus vier Handschriften ὑφεῖτο Hr. Kr. weist es ab, quod nunquam simpliciter permittendi vim habet, und belegt den Sprachgebrauch beider Verbb. mit Stellen. — Doch es ist Zeit unsere Anzeige zu schliefsen. Unsere Leser werden sich nun überzeugt haben, dafs die Bornemannsche Ausgabe den zweiten Theil der Schneiderschen Ausgabe des Xenophon sehr gut ersetzt, und auch eigenthümlichen nicht unbedeutenden Werth hat; dafs aber die Krügersche in Hinsicht der Kritik, der grammatischen und Realerklärung, bei ihrer Beschränkung für Studirende einen Vorzug hat, der sie vor allen auszeichnet, und uns auf die versprochene grofse Ausgabe um so begieriger machen mufs.

Neue Gedichte, von Ignaz Heinrich von Wessenberg. Mit dem Bildnifs des Verfassers. Constanz, bei Wallis. 1827. 532 S. in 8.

Nach den Grundsätzen dieser Blätter ist es das schicklichste, diese Sammlung neuer, das ist, „bisher ungedruckter“ Worte der Begeisterung, welche durch nichts als die Empfindung selbst erweckt und eingegeben seyn konnten,

durch sich selbst zu charakterisiren. Was ist für den wahren Freund der Musen

„die goldene Zeit“?

Wir hören es, von S. 352.

„Wie schön, wie schön, als noch bei jedem Feste,
Indefs der frohe Becher ging umher,
Der Barde sang Gesänge des Homer
In niedern Hütten wie in Goldpallästen.
Wie herrlich, als bei jedem Schritt den Blicken
Ein grofses Bild des Vaterlands sich wies,
Der Götterhimmel selbst sich niederliefs,
In Erz und Stein die Menschen zu entzücken!
Wen hat der Völker freudige Bewegung
Nicht hoch entzückt, als zu Olympia
Auf jede Kunst der Himmel lächelnd sah!
Da blieb dem Wettstreit fremd des Neides Regung.
Wie oft hat nicht das Denkmal edler Helden
Der hohen Sehnsucht schöne Thrän' entlockt!
Weh', weh' dem Volk, wo diese Thräne stockt!
Was kann von ihm die hehre Muse melden?
O kehre wieder, gold'ne Zeit des Schönen!
Den Helden kränz' im Lorbeerhain Apoll,
Und singet Ruh', soweit der Krieg erscholl,
In jede Brust, ihr freundlichen Kamönen!“

In ein so empfindendes Gemüth mag sich herabsenken, was S. 27. ein Gedicht an den (oft verkannten, oft durch den Drang der Zeitumstände verkennbar gewordenen) deutschen Primas (an den philosophisch erhellten, kirchlich und politisch oft beengten von Dalberg) als

die Priesterweihe

ausspricht:

„Dir, Hoherpriester an dem heitern Dome
Der Weisheit, die so rein vom Himmel kam,
Und von der Welt, gleich einem Feuerstrome
Hinweg des Bösen dunkle Schrecken nahm!
Dir ging ich nach, bis in die fernen Thale *),
Von wo Sanct Bonifaz mit Gottes Strahle
Durch Deutschlands finstre Götzenhaine drang,
Und Wahn und Trug mit schlichtem Kreuz bezwang.
Dort fand ich forschend dich in hehrer Stille
Der Weisheit Tiefen, mit des Sehers Blick.

*) Von Fuld, oder dem alten Buchonien.

Vor ihm entsinkt den Mythen ihre Hülle
Die Traumgebilde fliehen scheu zurück.
Du siehst den Keim der Wahrheit sich entfalten,
Aufblühen dann in herrlichen Gestalten,
Doch welken, ach! wo Lieb' ihn nicht bescheint,
Weil Liebe nur den Geist mit Gott vereint.
„Sey Gottes Priester!" sprachst du ernst, die Hände
Aufs Haupt mir legend, segnend, tief gerührt;
„Sey Priester Gottes, eingedenk: es sende
Die ew'ge Liebe, die die Welt regiert,
Als Herold Dich, sie Allen zu verkünden
Durch Wort und That, den Lahmen auch und Blinden;
Dafs alle werden von der Selbstsucht frei,
Und nur Ein Hirt und Eine Heerde sey."
Noch sprachst du so; da schien ein Chor von Engeln
In mein Gemüth melodisch einzuzieh'n;
Und ich empfand, ich Sterblicher voll Mängeln,
Als wäre Gott darin, mein Inn'res glüh'n.
Hell ebneten sich der Gefühle Wogen;
Verklärend neigte sich ein Strahlenbogen,
Und sanft entklang es dem Gewölk voll Glanz:
„Die Liebenden empfah'n des Himmels Kranz!"

Dieser „Priesterweihe" würdig empfand der Verf. (S. 88.) auch mitten in Rom, (und wer kann wissen, unter welchen äufsern Gefühlen jener Zeitumstände!) die

Sternennacht beim Pantheon.

„Willkommen hier, du traute, stille
Befreierin vom Druck!
O Nacht, in blauer Aetherhülle,
Mit hehrem Strahlenschmuck.
O die ihr über mir euch drehet
In Räumen, glanzumhüllt,
Ihr Welten! wer hat euch gesäet
Dort, wo das Licht entquillt?
Wie wird des Pantheons Rotunde
Vor Seinem Dom so klein!
Kein Meister auf dem Erdenrunde
Kann sein Erbauer seyn.
Vor ihm sink' ich in Andacht nieder.
Er sieht auch mich von fern.
Der Thau strahlt seinen Abglanz wieder,
Gleichwie der Himmelsstern.

Verwandte Empfindungen führen uns zu S. 118, aus dem Ermuthigungsgesang, der Bund, wenigstens ein Paar Strophen zu borgen:

Gedenkst du noch der anmuthreichen Höh'n,
Wo wir, in edler Schwärmerei verloren,
Einsam der Freundschaft heil'gen Bund beschworen,
Für's Rechte stets vereint zu steh'n,
Stets treu der Spur der Wahrheit nachzugeh'n? . . .
Gedenkst du noch des Sees voll Zauberpracht?
Wir sah'n ihn erst des Himmels Ruhe spiegeln,
D'rauf wuterfüllt, empört von Sturmesflügeln.
Da riefst du in die Schauernacht:
„Lafs nie dem Glück uns trauen, wenn es lacht!“ — —
Die rosenwang'ge Zeit — sie ist verblüht,
Wie Nebelduft manch schöner Traum zerflossen;
Der Weltsinn hat uns manches Herz verschlossen,
Doch, wie der Pfad sich dunkler zieht,
Stets heller mir des Bundes Sternlein glüht!

S. 218. Auch ein Paar Strophen von „Griechenland an die Christenheit“; ein Lied, das immer noch erschallen mufs; ein Lied, das man nicht erhört zu haben, allzu spät bereuen mag, wenn die Barbaren, europäisirt in der Waffenkunst, in ihrem Fanatismus antieuropäisch bleiben, und am Ende sich und ihre Rofsschweife doch nicht gegen Norden, sondern eher westwärts wenden.

Soll denn ein ganzes Volk von Brüdern
Verlassen untergeh'n?
Läfst sich, von seinen Klageliedern
Gerührt, kein Retter seh'n?
Ist aller Christensinn entschlafen?
Vereinigt das Panier
Des Kreuzes nur der Selbstsucht Sklaven?
Sind ohne Brüder wir?
O Schmach! Der Halbmond bei'm Erblicken
Des Griechenmuths erbleicht;
Und Christen kehren uns den Rücken,
Von düsterm Wahn gescheucht.
Sie nennen uns mit Hohn — Rebellen!
Die Ketten brach uns Gott.
Gebührt uns, weil mit Sturm und Wellen
Wir muthvoll kämpfen, Spott?

Möge hierauf das Warnungs- und Ermuthigungswort folgen S. 169. über Cicero's Ende, das uns Christen an das Ende Johannes des Täufers erinnert, dessen Haupt

Digitized by Google

auf der Schüssel für den gebietenden Herodes mehr noch furchtbar ward, als da es lebend ihn zu warnen gesucht hatte.

„Noch einmal warst du grofs, ein Römer noch, ein Mann,
Als fiel dein Haupt, der Freiheitsfeinde Schrecken.
Doch er — wie feig und klein, der ängstliche Tyrann,
Der seine Schande wähnt mit deinem Grab zu decken!
So lang noch deiner Rede Donner hallen, kann
Kein Schlaf Antonius erquicken. Was gewann
Sein Ehrgeiz? hat dein Mund noch Macht, in allen Ecken
Der Welt den Freiheitssinn zu wecken?
Ein andrer Katilina, würd' er dann
Mit Bürgerblut sich nur umsonst beflecken.
Doch seht, wie gräfslich lächelt der Tyrann,
Da ihm dein schweigend Haupt die Schergen jetzt entdecken!
Sein Lächeln mifst mit Lust des Abgrunds Nacht,
In die dein Vaterland Er warf. Doch ewig wacht
Die Nemesis. Nicht ruhen ihre Schrecken
In deines Mörders Brust. Kein Siegspomp, keine Macht
Kann ihn der Göttin ernstem Blick verstecken.
Stets hört er dich, wie du im Kapitol
Ihn übergibst der Freiheit Rachegeistern,
Der Freiheit, die nicht stirbt, die Hohn spricht allen Meistern
Der Unterjochungskunst; die kein Idol
Verschont, doch deinen Ruhm von Pol zu Pol
Auf Adlerschwingen trägt, dafs du, bewundert,
Ein Stern den Völkern, strahlst in jeglichem Jahrhundert.

Wir schliefsen mit einer Legende, wie man viele Legenden wünschen möchte:

Der Bettler (S. 263.)

Wo im Stall den Herrn gebar,
Die die reinste Jungfrau war,
Prangt ein Tempel hoch und klar.
Safs ein armer Muselmann
An der Pforte. Jedermann
Fleht der Greis mit Wehmuth an,
Der da fromm als Pilger zeucht.
Mancher Christ, das Herz erweicht,
Seiner Hand ein Geldstück reicht.
Eines Tages ein Prälat
Aus des Tempels Pforte trat,
Auch von ihm der Moslem bat,
Tiefgebeugt, mit hagrer Hand.
Aber, stolz hinweggewandt,
Wut im Blick, der Priester stand.

„Türkenhund! erfrechst du dich,
Hier den heil'gen Grund, wie ich,
Zu betreten? — Trolle dich!“
Doch vom Tempel tönt's ihm zu:
„Ist er denn kein Mensch, wie du?
Und jetzt, seht, in einem Nu,
Statt des armen Ibrahim,
Glänzend, wie die Seraphim,
Safs der Heiland selbst vor ihm.

Mit diesen anziehenden Proben, denen noch manche poetisch anregendere beigefügt werden könnten, vereinigen wir auch eine kurze Anzeige der

Lieder und Hymnen zur Gottesverehrung des Christen, von J. H. von Wessenberg. Constanz, bei Wallis. 1825. 192 S. in 8.

welche noch näher die Erbauung zum Zweck haben. Ihre Richtung wollen wir durch eine Strophe aus dem Abendmahlslied bezeichnen: S. 50.

Erdentand soll nimmer trennen,
Die Dein Bruderwort versöhnt;
Christ fortan sich Keiner nennen,
Der des Staubes Götzen fröhnt.
Fürst des Lichtes, Fürst des Lebens!
Gib uns Deinen Kindersinn;
O, dann schmachten nicht vergebens
Wir nach Deines Reichs Beginn.

Dies ist das wahre „In Coena Domini“! Ein grofses, edles Mittel dazu ist, dafs die Christen in ihrer Muttersprache zu beten, d. i. über ihre Verhältnisse, Vorsätze, Gelübde gegen die heilige, weise Gottheit klar und selbstbewufst nachzudenken sich gewöhnen, und gute Anleitung bekommen. Dazu ist sehr zu empfehlen

Christkatholisches Gesang- und Andachtsbuch zum Gebrauche bei der öffentlichen Gottesverehrung im Bisthum Constanz. Herausgegeben durch das bischöfliche Ordinariat. Fünfte Auflage. 1827. Constanz, bei Bannhard. 653 S. in 8.

Wie erfreulich ist es jedem mitempfindenden Menschenfreund und Christen, dafs die vierte Ausgabe von 1825. schon in zwei Jahren wieder eine fünfte nöthig machte, welche abermals, auf Privatkosten des Herrn Bisthumsver-

Digitized by Google

wesers veranstaltet, nur 33 Kreuzer kostet, Unvermöglichen durch die Pfarrämter geschenkt wird. So wohlfeil die Gabe, so reichhaltig ist ihr Inhalt! Ach! dafs der milde Sinn der Andacht überall, praktisch fortbildend, fortschreitend, so genährt würde! Man findet in der gedrängt gedruckten ächt katholischen Sammlung weit mehr als man erwartet.

H. E. G. Paulus.

Archeologie française, ou Vocabulaire de mots anciens tombés en désuétude, et propres à être restitués au langage moderne. Par Charles Pougens, membre de l'académie royale des inscriptions et belles lettres etc. etc. Paris 1821. *Tom. I.* 538 *S.* 1825. *Tom. II.* 817 *S. in* 8.

Hr. Pougens, der bald ein halbes Jahrhundert seines Lebens dem Studium der französischen Sprache gewidmet, und durch das Vocabulaire des privatifs français, Paris 1794, und das im Jahr 1819 erschienene, in diesen Jahrbüchern angezeigte Specimen, den Vorläufer seines Trésor des origines de la langue française und Dictionnaire grammatical raisonné de la langue française, seine ausgebreitete und tiefe Kenntnifs derselben beurkundet hat, vermehrt seine Verdienste um die Sprachkunde durch diese Archäologie, deren Titel leicht eine unrichtige Erwartung erregen könnte, wenn ihr nicht durch den beigefügten: Vocabulaire etc. begegnet wäre. Das Buch enthält eine reiche Sammlung von Wörtern, die, vom dreizehnten bis an das Ende des sechszehnten Jahrhunderts herab von Dichtern und Prosaikern und in Urkunden und andern öffentlichen Schriften gebraucht, nachher in Abgang geriethen, jedoch von Spätern, obgleich nur mit Schüchternheit und nicht ohne Widerspruch von Sprachwardeinen, die sie für verrufene Münze erklärten, zum Theil wieder hervorgelangt wurden, und sich durch grammatisch richtige Bildung, durch Wohllaut und durch das Bedürfnifs zur Wiederaufnahme empfehlen. Dafs ein Mann wie Pougens, der mit gründlicher philosophischer, grammatischer und geschichtlicher Sprachkenntnifs treffendes Urtheil und richtigen Geschmack verbindet, für den angezeigten Zweck etwas Vorzügliches leisten könne und werde, kann keinem Zweifel unterliegen; eine genaue Beurtheilung des Einzelnen aber möchte einem Franzosen, z. B. Hrn. Brughot du Lut, zu über-

Digitized by Google

lassen seyn, der bereits einen Bericht über den ersten Theil der Archäologie in der Akademie zu Lyon vorgelesen hat. Uns mag in dieser Hinsicht genügen, an die bekannten Keuschheitswächter der französischen Sprache und an die polizeiliche Strenge zu erinnern, mit der sie bisher fast jedem neugebildeten und einer unzähligen Menge alter Wörter, mochten sie ihres inneren Werthes und des Bedürfnisses wegen die Aufnahme oder Wiedereinführung auch noch so sehr verdienen, den Eingang versagten. Wie wäre aber diese schöne, bildungsfähige Sprache verknöchert, wenn Rabelais, Amyot, Montaigre und andere ihrer Art die alten Kernwörter preisgegeben und dem Rechte, neue Wörter zu gestalten, das solchen geistreichen, schaffenden Männern gebührt, entsagt hätten? Am Ende des sechszehnten Jahrhunderts erhuben sich zelotische Sprachreiniger, an deren Spitze der Dichter Malherbe stand. Diese Reindünklerei, wie Leibnitz ein solches Bestreben nennt, zog sich durch das sogenannte goldene Zeitalter Ludwigs XIV. hindurch, und stieg durch das Wörterbuch der französischen Akademie (1762) auf ihre höchste Höhe. Nur Männer wie Corneille, Voltaire, Rousseau, D'Alembert, Buffon, Marmontel, Diderot, Bonnet u. dergl. wagten in genialer Begeisterung oder durch das wissenschaftliche Bedürfniss gedrungen bisweilen die Wiederaufnahme eines alten oder die Bildung eines neuen Worts. Die Revolution führte gleichfalls eine Schöpfung neuer Wörter herbei, ja es scheint, dass eine gegenwärtig sich bildende genauere Bekanntschaft und unpartheiischere Würdigung der auswärtigen Literatur, namentlich auch der deutschen *), einer grösern Freiheit der in Wörtern und Wortfügungen gefesselten französischen Sprache die Bahn bereite. Wie verschieden dieser Gegenstand bei unsern westlichen Nachbarn und bei uns behandelt wird, ist eben so bekannt als auffallend: dort sieht man den Schriftsteller, wenn er einem veralteten Wort wieder Geltung verschaffen oder ein

*) Möge diese kleine Eitelkeit, der französischen gegenüber, dem Deutschen nachgesehen werden! N'oublions jamais, heifst es in der Vorrede zum ersten Theil, que la nôtre (langue) est devenue, pour ainsi dire, l'idiome commun des gens de lettres et de la bonne compagnie chez les nations policées de l'Europe. Surtout, heifst es weiter, ne prononçons qu'avec amour et respect le nom des grands hommes qui ont étendu ses victoires es ses conquêtes sur les points les plus opposés du globe.

Digitized by Google

neues einführen will, das Publikum mit einem Bückling um Erlaubnifs bitten; hier dringt und zwingt er in kecker, herausfordernder Stellung (mit dem vultus atrox, wie Tacitus unsre Altvordern schildert) und mit unverhüllter Anmafsung alte und neue, öfter entbehrliche, noch öfter barbarisch klingende Wörter auf. „Hier etwas ab, dort etwas zu", möchte beiden Nationen zuträglicher seyn. Doch scheint sich diese fabrikmäfsige Ueberfüllung der Sprachmagazine bei uns allmählig zu vermindern, und man ist endlich der Wörtermacher, der deutschen Ronsarde, eben so müde geworden, als man der Wortmacher in der Gesellschaft wird. Referent hat sich gegen die affectirt, pedantisch und handwerkerisch in der grammatischen Schmiede gehämmerten Wörter schon vor mehreren Jahren öffentlich erklärt, ihrer lassen sich in Einem Tage hundert und mehrere liefern, aber meistens machen nur die Bettler am Wege Gebrauch davon.

Aus der Vorrede zum ersten Theil, die eine Abhandlung über die Nothwendigkeit, gute, alte, aufser Gebrauch gekommene Wörter wieder einzuführen, enthält, möchten wir Deutsche, wenn auch nichts Neues zu lernen, doch Manches zu erwägen und weiter zu entwickeln und anzuwenden Anlafs bekommen, z. B. sich der Einführung neuer Wörter hartnäckig widersetzen, ist eben so wohl Vandalismus, als Altes jeder Art, wenn es schön, recht und brauchbar ist, zerstören; ein veraltetes Wort, das einen Begriff, wofür der jetzige Sprachschatz keine genaue Wortbezeichnung besitzt, in sich fafst, ist einem neuen vorzuziehen; bei Bildung neuer Wörter ist der Wohlklang eben so sehr zu beachten, als die grammatische Richtigkeit; auch dem gebildeten Ohre und dem guten Geschmack ist bei der Bildung und dem Gebrauch neuer Wörter eine Stimme einzuräumen, damit die Rede nicht knarre, wie ein mit Steinen schwer beladener Karren; neue Wörter sind um so willkommener, je mehr sie aus einer mit tiefer Sprachkenntnifs verbundenen genialen Eingebung hervorgegangen sind: man denke hierbei an Leibnitz, Haller, Lessing, Klopstock, Herder, Göthe, Jean Paul und ihresgleichen; will man für die Sprache wahrhaft wohlthätig wirken, so mufs man in Wiederbelebung verabschiedeter und vergessener und in Erzeugung und Einführung neuer Wörter nicht stürmisch, sondern behutsam zu Werke gehen u. s. w. u. s. w.

Im Werke selbst folgen die Wörter in alphabetischer Ordnung; die Bedeutung eines jeden wird durch ein gleichbedeu-

Digitized by Google

tendes oder durch Umschreibung erläutert; hierauf folgen in chronologischer Ordnung Stellen aus Dichtern, Prosaikern, Urkunden und Verordnungen des XII. bis XVI. Jahrhunderts, aus Hand- und Druckschriften genommen, aus welchen der Gebrauch und die Bedeutung des Worts nachgewiesen wird; ist ein Wort auch von Neuern gebraucht worden, so wird eine Stelle, worin es vorkommt, angeführt, und nicht selten mit Bemerkungen kritischer Beurtheiler der französischen Sprache begleitet; endlich ist der ehemalige Gebrauch eines Worts aus dem Lateinischen des klassischen Alterthums, der Kirchenväter und des Mittelalters, und der in verwandten Sprachen fortwährende aus dem Italiänischen, Spanischen und Englischen, nur einigemal auch im Griechischen, nachgewiesen. Jedem Buchstaben ist ein Anhang beigefügt, worin minder empfehlbare, jedoch der Beachtung gleichfalls würdige Wörter aufgenommen und mit Hinweisungen auf die Schriftsteller, bei denen sie vorkommen, versehen sind, jedoch ohne Aufnahme des Textes der bezeichneten Stellen. Zusätze und Verbesserungen schliefsen das Buch. Bisweilen setzt der Verfasser, jedoch ohne Gründe anzuführen, sein Urtheil, ob ein Wort aufnahmswürdig sey oder nicht, noch ausdrücklich bei. Nicht bei allen Wörtern finden sich alle Arten der oben genannten Beweisstellen, aber keines entbehrt der Hinweisung auf eine Stelle, in der es vorkommt, gänzlich. Erstaunen mufs man, wie so manches treffliche, kaum entbehrliche Wort vergessen oder ausdrücklich aufser Gebrauch gesetzt werden konnte. Es ist überflüssig, Beispiele hievon anzuführen; man schlage das Buch auf, wo man will, so kommen sie uns entgegen. Auf die obige Aeusserung, dafs eine ausführliche Beurtheilung dieses Werks einem sprachkundigen Franzosen überlassen werden müsse, zurückweisend, bemerken wir nur über ein paar Worte weniges: bei *béguiner*, faire le dévot, faire la dévote, ist uns über faire le dévot ein Zweifel aufgestofsen, da die Beguinenhäuser unsers Wissens jederzeit Frauenklöster waren. Die Stelle aus Deschamps: en béguinant faire la précieuse redet auch nur von einer weiblichen Person; auch scheinen in der voranstehenden Stelle: les maisons des prestres séculiers et des béguinages, die letztern, die Beguinenhäuser, den Häusern der Weltpriester in bürgerlicher Hinsicht nur darum beigesellt zu seyn, weil sie, obgleich zur Beobachtung einer Regel verpflichtet, doch keine eigentliche Klöster waren. Guastatori kommen auch in Tasso's Gierus. lib. vor, bedeuten aber

Digitized by Google

solche, die auf dem Felde Schanzen aufwerfen, wodurch sie allerdings auch Verwüster werden. Beihebergement u. s. w. hätte an das deutsche Herberge erinnert werden können. — Die Texte der Beweisstellen bieten, weil es nur um ein Zeugnifs des Gebrauchs eines Wortes zu thun war, selten eine andere als sprachliche Merkwürdigkeit dar; doch mag hier die bei étimelette aus dem Spanier Niereme genommene Beschreibung des höllischen Feuers stehen: Si de toda la leña del mundo sehiciera un incéndio, no podia afligir tanto, quanto la mas minima centellita del fuego infernal.

Begierig erwarten wir den dritten Theil dieses Buchs, welchem der Titel Archäologie vor den beiden ersten zukommen dürfte, da er eine bibliographische und literarische Beschreibung der zu diesem Werk gebrauchten Hand- und Druckschriften, und zwar in einer solchen Ausdehnung enthalten wird, dafs sie als Anhang zu einem Cours der altfranzösischen Literatur dienen kann. — Noch hat Hr. Pougens ein Vocabulaire relatif, das, um zu erscheinen, nur noch einiger Durchsicht bedarf, verfafst, worin er brauchbare, verständliche, wohlklingende, ergänzende Wörter aufführt, die sich in klassischen Schriftstellern solcher Völker finden, welche dem Genius der französischen Nation verwandt sind, der Italiäner, Spanier, Portugiesen, Engländer, Deutschen u. s. w.

Möge dem würdigen Greis, dessen Persönlichkeit jedem Hochachtung und Interesse einflöfsen mufs, der sie, wenn sie ihm nicht bereits bekannt ist, aus den Vorreden zu der Archäologie und dem Specimen kennen lernen kann, noch das Glück zu Theil werden, den Trésor und das Dictionnaire — Werke, die die Thätigkeit eines Vereins mehrerer Gelehrten hätten beschäftigen können, und am wenigsten von einem Manne zu erwarten waren, der seit seinem zwanzigsten Lebensjahre des Augenlichts beraubt ist, in der Revolution sein Vermögen verlor, und auch mit den heiterlächelnden Musen fleifsigen Umgang pflog — an das Tageslicht gefördert zu sehen!

Schmid.

Digitized by Google

Druckfehler in der Recension von Heyds etymologischen Versuchen.

S. 556. l. 11, Vorlauten st. Urlauten.
— 558. l. 11. v. u. Sahmen st. Rahmen.
— — l. 8. v. u. Dotter, streiche aus, und setze nach Nasenlaut ein Komma.
— — l. 3. v. u. u st. v.
— 559. l. 1. Schade st. Scheide.
— — l. 21. wisen st. wesen.
— 560. l. 20. Paa st. Par.
— — l. 25. Louter st. Lauter.
— 562. l. 17. v. u. nach to ein Komma zu setzen.
— — l. 15. v. u. Skinne st. Skinner.
— — l. 13. Coto st. Cato.
— — — Thuskern st. Tuskern.

Druckfehler im October - Heft 1826.

S. 1013. Z. 11. l. 843. st. 840.
— 1014. Z. 16. v. u. l. Tauroggen st. Taureggen.
— — Z. 3. v. u. l. Timur st. Limur.
— 1015. Z. 1. l. 1347. st. 1349.
— — Z. 10. l. 5. März st. 8.
— — Z. 14. l. Tiepolo's st. Tiepold's.
— — Z. 15. l. Iglau st. Iglan.
— 1016. Z. 26. l. Viadana's st. Virdana's.
— 1617. Z. 17. l. Tolentino st. Tolentine.
— — Z. 7. v. u. müfsten st. mufsten.

In Nro. 67. der Heidelberger Jahrbücher sind folgende Druckfehler stehen geblieben.

S. 1060. Z. 10. v. oben l. Wallishausser st. Wallishanser.
— 1062. Z. 10. v. oben l. betrifft st. betriffs.
— 1064. Z. 6. v. unten l. Wiederholungen st. Wiederholung.

Digitized by Google

N. 72. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Die Heizung mit erwärmter Luft, erfunden, systematisch bearbeitet und als das wohlfeilste, bequemste, der Gesundheit zuträglichste, und zugleich die Feuersgefahr am meisten entfernende Mittel zur Erwärmung der Gebäude aller Art dargestellt und practisch nachgewiesen von P. T. Meifsner, Magister der Pharmacie, ordentl. und öffentl. Professor der technischen Chemie am K. K. polytechnischen Institute und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. Dritte sehr vermehrte und gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit sechs Tabellen und zwei und zwanzig Kupfertafeln. Wien, 1827. XII und 518 S. 8. 4 fl. 48 kr.

Die erste Auflage dieses Werkes erschien 1821 als eine kleine, nur 41 Seiten starke Schrift mit sechs Kupfertafeln; sie wurde durch Ref. in No. 4. des Jahrgangs 1822 dieser Zeitschrift kurz angezeigt, und dabei nur mit wenigen Worten angedeutet, dafs die so sehr gepriesene Methode nach unumstöfslichen physikalischen Gesetzen unmöglich alles dasjenige leisten könne, was von ihr versprochen sey, mit Hinzufügung der Bitte, die dort gemachten Einwürfe vor einer allgemeinen practischen Anwendung etwas zu berücksichtigen. Wann die zweite Auflage erschienen sey, weifs Ref. nicht, denn er hat diese unbeachtet gelassen; allein da schon vor dem Schlusse des Jahres 1826 die dritte allgemein verbreitet war, so beweiset dieses genugsam, dafs das Publicum die Vorschläge des Verf. keineswegs mit Geringschätzung aufgenommen hat. Um so unbegreiflicher mufs es jedem, mit den individuellen Verhältnissen des Verf. unbekannten seyn, dafs er sich im Vorberichte bitter über Verkennung des Verdienstes seiner (vermeintlichen) neuen Erfindung, über widerstrebende Parteien und ihm gespielte Cabalen beklagt. Es ist wahrlich interessant zu lesen, was gleich im Anfange von ihm gesagt wird: „Je tiefer eine neue Erfindung in die allgemeinsten „Verhältnisse des geselligen Lebens eingreifet, je dringender „das Bedürfnifs ist, dem sie abhilft, und je einfacher die „Principien sind, auf denen sie beruhet, je mehr Widerspruch

Digitized by Google

„mufs sie finden: denn schon bei ihrem ersten Beginnen durch-
„kreuzet eine solche Erfindung die Privat-Interessen derjeni-
„gen Parteien, die mit grofser Klugheit auf die unentbehr-
„lichsten Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft ihren Vor-
„theil gründeten, und beleidigt die Eitelkeit und Selbstsucht
„anderer, die selbst nichts leisten, aber eben darum unauf-
„hörlich vom Neide und von einer strafbaren Scheelsucht ge-
„peinigt werden, sobald im Gehirne eines Dritten irgend etwas
„Nützliches gedeihen will . . . . . Kein Wunder also,
„dafs auch der Verfasser — welcher anfangs thöricht genug
„war, auf Anerkennung und liebevolles Entgegenkommen aller
„Welt zu rechnen — eine Unzahl von Gegnern fand, mit
„Kränkungen der bittersten Art überhäuft, und zuletzt —
„da auch sogar mit dem Vertrauen des Publicums beehrte Au-
„toritäten in die Schranken traten, und mit sophistischen
„Argumenten seine nützliche Erfindung zu unterdrücken droh-
„ten — zu sehr caustischen Vertheidigungsmitteln gezwungen
„wurde.“ Der Verf. erzählt dann weiter, dafs ihm dieses zwar übel genommen sey, allein „Gott Lob, die neue Erfin-
„dung ist bereits siegreich ins practische Leben eingegangen.
„— Tausende der neuen Heizapparate sind erbauet — — —
„ehe zwanzig Jahre vergehen, wird sie allgemein verbreitet
„seyn; Millionen werden dadurch erspart werden; ein Heer
„von nachtheiligen Einflüssen auf die menschliche Gesundheit
„wird beseitigt werden: und dem Erfinder ist wenigstens
„jenes beseligende Bewufstseyn gesichert, welches nur der-
„jenige zu würdigen weifs, den die Vorsehung mit der hohen
„Bestimmung gesegnet hat, auf eine bleibende Weise für seine
„Zeitgenossen und für künftige Geschlechter wohlthätig zu
„wirken.“ Diesen endlichen Ausgang der hochwichtigen Angelegenheit wird jeder von christlichem Mitgefühl nicht völlig verlassene Leser dem Verf. von ganzem Herzen wünschen, denn als er es erleben mufste, „dafs selbst in Wien und vor
„seinen Augen“ (die ein anderer allenfalls zugemacht hätte)
„eine grofse Anzahl unbrauchbarer Apparate erbauet, und das
„Publicum, gleichsam unter seiner Firma, um ungeheure
„Summen Geldes betrogen wurde“, so warf ihn dieses aufs Krankenlager, wovon er nach vier Monaten durch die Hülfe der geschicktesten Aerzte mit dem Vorsatze erstand, über seine Erfindung künftig zu schweigen, und das undankbare Publicum durch den partiellen Untergang derselben zu bestrafen. — „Aber zuletzt hat doch wieder der bessere Mensch
„gesiegt, und den Verfasser bestimmt: alle seine diesfälligen
„Erfahrungen, mit dem vollständigen Detail und mit genauen

Digitized by Google

„Zeichnungen belegt, dem Drucke zu übergeben; damit, „wenn auch nicht die seiner eigenen Person, doch wenigstens „die Ausplünderung des Publicums nach Möglichkeit beschränkt „werde.“ Solchen edlen und uneigennützigen Gesinnungen verdankt also das Publicum das vorliegende Werk, und um noch ein Uebriges zu thun, will der Verf. künftig eine eigene Canzlei unterhalten, um alle von nahe und ferne an ihn gelangende Anfragen, die Luftheizung betreffend, zu beantworten, und die für jeden individuellen Zweck geeigneten Anlagen durch genaue Zeichnungen zu erläutern, jedoch gegen angemessene Vergütung; denn ein vorhin so undankbares Publicum nun noch unentgeltlich mit Wohlthaten zu überhäufen, das wäre mehr als christlich. Der letzte, in einer Note hinzugefügte, Vorschlag könnte fast auf den Gedanken führen, als läge bei dem Verf., aufser dem heifsen Wunsche, die Menschheit durch seine Luftheizung zu beglücken, noch etwas anderes zum Grunde, weswegen ihn die nicht gebührende Schätzung derselben so empfindlich kränkte. Man sollte sonst denken, der Verf. hätte in Ruhe abwarten können, bis die Sache selbst ihre Vorzüge bewähren würde, und wenn einige dann durch Nichtachtung seiner Vorschläge und Anwendung schlechterer hinlängliches Lehrgeld gegeben hatten, so mufste der Contrast des guten Erfolgs bei den ächten Apparaten mit dem Schaden bei den unächten seine Erfindung in ein um so vortheilhafteres Licht stellen. Gab es aber hier und da noch einen Querkopf, welcher seinen alten Kachelofen oder Urnenofen oder schwedischen oder russischen Ofen oder gar seinen Camin lieber behalten, als mit einem neuen ächt-Meifsner'schen Luftheizungsapparate vertauschen wollte, so konnte der Verf. sich mit der bekannten Erfahrung trösten, dafs alles Neue, wäre es auch das Allerbeste, anfangs mindestens einigen Widerspruch findet, welcher bei technischen Erfindungen nur dazu dient, das Gute noch besser zu machen. So ist es dem Dr. Jenner himmelweit nicht in den Sinn gekommen, sich todt zu ärgern, weil es einige gab, welche meinten, man habe der Krankheiten ohnehin schon mehr als genügend, um noch eine neue herbeizuführen, und die Guytonschen Räucherungen sind so ziemlich allgemein eingeführt, obgleich viele anfangs und bis auf die neuesten Zeiten behaupteten, sie könnten nicht jedes Contagium zerstören. Ref. hegt indefs die volle Ueberzeugung, dafs es Hrn. Meifsner blos daran liegt, seine von ihm äufserst hoch geschätzte Erfindung so nützlich zu machen und so allgemein verbreitet zu sehen, wie nur immer möglich ist; auch kann er alle seine Leser ver-

sichern, dafs das vorliegende Buch in practischer Hinsicht sehr ausführlich und vollständig, zugleich auch auf den zwei und zwanzig grofsen Kupferplatten mit Zeichnungen so reichlich ausgestattet ist, dafs es keiner neuen Correspondenz nach Wien und keiner neuen Pläne für irgend eine Anlage bedarf; denn welcher Baumeister dasjenige, was hier für die vielen möglichen Fälle mitgetheilt ist, nicht mit den erforderlichen Modificationen in Anwendung zu bringen weifs, an dem ist wirklich Hopfen und Malz verloren, und ernstlich zu fürchten, dafs er auch bei Ausführung der etwa speciell entworfenen Pläne noch Fehler begehen möge.

So weit hatte es Ref. zunächst mit dem Verf. und einer diesem aufserordentlich am Herzen liegenden Erfindung zu thun, indem er dessen sehr menschliche Gefühle bei einer ihm zur Lieblingssache gewordenen Angelegenheit und sein Bestreben, recht viele Menschen des grofsen Glückes theilhaftig zu machen, durch die von ihm neu entdeckte Methode erwärmt zu werden, keineswegs verkennt. Nunmehr mufs aber auch das Buch als ein wissenschaftliches Product sich der Beurtheilung unterwerfen, und die unerbittliche Kritik, wenn sie ist, was sie stets seyn sollte, fordert gleichfalls ihre wohlbegründeten Rechte.

Was zuerst die Neuheit der Erfindung betrifft, so kann darauf der Verf. in so fern keine Ansprüche machen, als im Allgemeinen von der Erwärmung eines Raumes durch die in einem andern Raume erhitzte Luft die Rede ist, denn diese kannte man überall schon lange. Die im Werke selbst genannte Methode, nämlich die warme Luft aus einem unteren geheizten Zimmer in ein oberes aufsteigen zu lassen, ist wohl ohne Zweifel die älteste und gemeinste Anwendung dieser Idee, weil sie die natürlichste ist, und wurde sicher seit undenklichen Zeiten in Ausübung gebracht, wie Ref. selbst in alten Häusern gesehen hat. Ist aber einmal der Hauptgrundsatz oder das Princip einer Sache gegeben, so ist eine weitere Modification desselben eine Kleinigkeit, und obendrein liegt alles, was bisher als Verbesserung dieser ersten Idee angegeben ist, so nahe bei der ursprünglichen Angabe, dafs niemand durch alles dieses zusammengenommen die Unsterblichkeit erringen kann. Noch mehr aber: man hat die eigentliche Luftheizung durch solche Vorrichtungen, wie sie von unserm Verf. in grofser Zahl erfunden sind, schon lange in England gekannt, und im Grofsen sowohl als auch im Kleinen in Anwendung gebracht. Solche sind in den englischen Encyklopädieen beschrieben, Buchanan giebt mehrere an, und

Digitized by Google

Tredgold redet davon als von einer allgemein bekannten Sache. Inzwischen waren diese Einrichtungen in Deutschland nicht gebräuchlich und genau genommen, wie manche nützliche Einrichtung, nicht einmal gekannt, weswegen es allerdings für ein verdienstliches Unternehmen gelten mufs, nicht blos das Publicum mit der Sache selbst bekannt zu machen, sondern auch zugleich die dem beabsichtigten Zwecke am vollkommensten entsprechenden Vorrichtungen genau anzugeben und so deutlich zu beschreiben, dafs der empirische Baukünstler sie darnach herstellen kann. Wie aber jemand wegen eines solchen gemeinnützigen Unternehmens so angefeindet werden könnte, als unser Verf. das Publicum beschuldigt ihm gethan zu haben, das ist wahrhaft unbegreiflich. Ref. glaubt indefs den Grund hiervon in Folgendem gefunden zu haben, und überläfst es denjenigen, welche mit den äussern, hierbei vielleicht in Betracht kommenden Verhältnissen des Verf. mehr bekannt sind, zu beurtheilen, ob die angegebene Vermuthung alles oder nur einen Theil hiervon genügend erklärt.

Das ganze Werk über die Luftheizung sowohl in der ersten als auch in dieser dritten Auflage ist, alles darin enthaltenen Aufwandes von Zahlen, Tabellen und Zeichnungen ungeachtet, durchaus unwissenschaftlich, und die ganze Aufgabe, welche unmittelbar auf physikalischen oder, wenn man will, auf physikalisch-mathematischen Grundsätzen beruhet, ist mit Benutzung allbekannter Erfahrungen nach blofser Empirie behandelt. Vor allen Dingen fehlen gleich im Voraus die schon bekannten pneumatischen und calorimetrischen Grundsätze, welche dem Ganzen zum Grunde gelegt werden mufsten, ferner diejenigen regelrecht und kunstmäfsig angestellten Versuche, welche noch erforderlich waren, wenn das ganze Problem zu einer gründlichen Untersuchung kommen, und unbestreitbare Regeln als Grundlage der practischen Anwendung aufgefunden werden sollten, an welche die hier mitgetheilten, dann erst gleichfalls schätzbaren Versuche angeknüpft werden konnten. Hätte es dem Verf. gefallen, dasjenige als Muster zu befolgen, was sich unter andern in Buchanan's Practical and descriptive Essays on the Economy of Combustibles and the employment of heat cet. Glasgow 1810, hauptsächlich in Tredgold's Principles of Warming and Ventilating public Buildings cet. Lond. 1824, oder nur, was ihm sehr nahe lag, in Prechtl's Anleitung zur Beleuchtung mit Steinkohlengas, Wien 1817, namentlich p. 106. über diesen Gegenstand findet, so würde sein Werk einen ganz andern

wissenschaftlichen Charakter erhalten haben. Kein Wunder also, dafs auch andere glaubten, sie könnten die gemeinen Erfahrungen gleichfalls ohne weitere gründliche Prüfung benutzen, und ihrerseits gleich richtige, nützliche und practisch brauchbare Vorschläge darauf bauen, dadurch aber dem Verf. in einen von ihm einmal mit ausgezeichneter Vorliebe ergriffenen Gegenstand pfuschten, mit diesem dadurch in Collision kamen, weil beide auf dem nämlichen Wege fortschreiten wollten, und seinen Unwillen selbst dann reizten, wenn sie minder glücklich das Richtige trafen, als bei ihm der Fall gewesen war. So wird in der Schrift selbst als der allersonderbarste unter vielen gemachten Vorschlägen der genannt, „dafs „man, um die erwärmte Luft mit Gewalt in die zu erwär„menden Gemächer zu treiben, die Heizkammer nicht durch „mehrere unten angebrachte Oeffnungen unmittelbar mit der „Atmosphäre in Communication setzen, sondern rundum ver„schliefsen, und nur an einem Puncte mit einem viele Klafter „langen Kanal und diesen wieder mit einem hohen Thurme, „der sich oben in einen trichterartigen Windfang münde, ver„binden sollte; damit ein auch nur schwacher Wind die Luft „in die Heizkammer und erwärmt aus dieser in die Gemächer „zu treiben vermöge.“

Um aber das vorstehende Urtheil nicht blos auszusprechen, sondern auch zu beweisen, möge folgende ohngefähre Uebersicht eines Planes liegen, wonach die Aufgabe schulgerecht hätte behandelt werden sollen. Jede Heizung, mit Ausnahme einiger noch nicht allgemein und im Grofsen realisirter, mitunter gar nicht ausführbarer, Vorschläge, geht von der Erzeugung der Wärme durch das Verbrennen der Combustibilien oder durch das sogenannte Küchenfeuer aus. Dieses hat der Verf. allerdings angegeben, allein er hat dabei die Hauptsachen nicht scharf und bestimmt genug herausgehoben, weswegen er zu manchen, nachher zu erwähnenden, Fehlschlüssen verleitet wird. Die zu dem brennenden, d. h. glühenden, Combustibile zutretende atmosphärische Luft wird selbst glühend, und dient nach einer hier nicht weiter zu erörternden Theorie zur Bildung der Flamme; kurz, diese gröfstentheils glühende oder glühend heifse Luft ist dasjenige, was ursprünglich die Wärme hergiebt, wobei sie selbst abgekühlt werden mufs; und der Vortheil jeder Heizung beruhet daher auf zwei Bedingungen: erstlich die möglichst grofse Menge glühender Luft bei gegebener Menge von Brennmaterial zu erzeugen, und zweitens dieser heifsen Luft die gröfste Menge der Wärme zu dem beabsichtigten Zwecke wieder zu entziehen. Mag

nun das hiernach erforderliche Küchenfeuer offen brennen oder in irgend eine Hülle eingeschlossen seyn, so ist im Allgemeinen und namentlich in Beziehung auf die specielle Aufgabe der Stubenheizung entweder die Luft oder das Wasser dasjenige Mittel, welches die erzeugte Wärme wieder aufnimmt und in die dazu bestimmten Räume verbreitet. Hiernach zerfällt die Heizung, wenn man die Sache kurz darstellen will, in zwei Arten, nämlich durch die Luft und durch Wasser. Unter die erste Classe gehören die Camine, die Stubenöfen aller Art, die Heizcanäle, die Luftheizungsapparate u. s. w., unter die zweite die sogenannten Dampfheizungsapparate, wobei Kohlenpfannen, Wärmeflaschen u. s. w. ausgeschlossen werden. Beide Arten sind einander vollkommen gleich rücksichtlich der ersten Hauptbedingung der Heizung, indem man bei beiden die Einrichtung so treffen kann, dafs das gebrauchte Combustibile am vollständigsten verbrennt, und somit die gröfstmögliche Menge glühender Luft erzeugt; hinsichtlich der zweiten Bedingung, nämlich der Entziehung der dieser Luft mitgetheilten Wärme, hat dagegen die Dampfheizung entschiedene Vorzüge, und ist somit ohne Widerrede die wohlfeilste. Zuerst hat man bekanntlich schon die Siedekessel der Dampfmaschinen auf das vortheilhafteste so construirt, dafs die glühende Luft des Feuers den Wasserbehälter an der möglichst grofsen dargebotenen Fläche umspielt, durch die Hülle des Wassers, das Metall des Kessels, ihre Wärme abgiebt, und Dampf bildet, welcher die Wärme um so begieriger annimmt, weil eine grofse Menge zur Bildung desselben erforderlich ist, zugleich aber das Wasser mit der Metallfläche stets in unmittelbarer Berührung bleibt, und, was das Wesentlichste ist, an Temperatur nie über 100 bis höchstens 110° der hunderttheiligen Skale steigt. Dafs also, wie bei eisernen Oefen zum Behuf jeder Art von Heizung durch Luft häufig geschieht, die das Feuer einschliefsende Hülle glühend werden sollte, wobei doch die im Innern desselben enthaltene glühende Luft unmöglich so viel Wärme abgeben kann, weil der Hülle die schon mitgetheilte nicht schnell genug entzogen wird, ist hierbei ganz unmöglich, und dafs somit die erzeugte Wärme am vortheilhaftesten unmittelbar aufgenommen werde, liegt doch so offen am Tage, dafs man nothwendig durch Vorurtheil geblendet seyn mufs, wenn man dieses nicht zugestehen will. Aber die Dampfheizung bleibt auch in so fern die bequemste und wohlfeilste, weil vermittelst derselben die gröfste Menge der Wärme in ein weit kleineres Volumen concentrirt fortgeleitet werden kann, als dieses bei Luft der Fall ist. Dieser Satz

Digitized by Google

beruht abermals nicht auf einer bloſsen Behauptung, auf einem etwaigen Meinen, sondern auf unumstöſslichen Naturgesetzen. Die Wärme des Dampfes beträgt nämlich 640° C., seine Dichtigkeit gegen Wasser 0,000836 bei einer Temperatur von 110° C., die Dichtigkeit der Luft gegen Wasser 0,00128308 und ihre respective Wärme gegen die des Wassers als Einheit angenommen 0,2669. Ein Cubikfuſs Dampf von der angegebenen Temperatur wird also 1562 Cubikfuſs Luft um einen Grad Cent. zu erwärmen im Stande seyn, statt daſs hierzu über 14 Cubikfuſs Luft von gleicher Temperatur erfordert werden, und sich somit die Heizkraft beider Flüssigkeiten wie 14 zu 1 verhält. Wird ferner das aus dem Dampfe durch Abgabe der Wärme niedergeschlagene Wasser wieder in den Kessel zurückgeführt, so bedarf es um so weniger Wärme zur abermaligen Verwandlung in Dampf, je wärmer es noch ist, und es wird also alle von ihm abgegebene Wärme zur Erhöhung der Temperatur der Luft in den zu heizenden Zimmern verwandt. Wenn also der Verf. §. 14. von der Dampfheizung behauptet, daſs sie viel Brennmaterial erfordere, und nur da mit Vortheil angewandt werden könne, wo man entweder um jeden Preis die Erhöhung der Temperatur über den Siedepunct selbst an der Leitungsröhre verhüten will, oder durch die Anwesenheit von Dampfmaschinen die Wasserdämpfe umsonst haben kann, so streitet dieses eben so sehr gegen die Theorie als gegen die Erfahrung, obgleich die nächste Veranlassung zur Dampfheizung da gegeben ist, wo in Fabriken ohnehin Vorrichtungen zur Erzeugung des Dampfes vorhanden sind. Noch weit unhaltbarer sind aber die anderweitigen, gegen diese Art der Heizung vorgebrachten Gründe, nämlich: „daſs man dabei zuerst den Dampfkessel, „durch diesen das Wasser, durch dieses die Leitungsröhren „und endlich durch diese letzteren erst auch die Luft der Ge„mächer erwärme, und also auf mancherlei Wegen Wärme „verliere.“ Denn es wird auf dieselbe Weise Dampf gebildet, wie heiſse Luft, und die hierbei auf die Erwärmung des Wassers verwandte Hitze wird entweder durch den ökonomischen Gebrauch desselben zu anderweitigen Zwecken wieder benutzt, und ist also nicht verloren, oder sie kommt dem neu zu bildenden Dampfe wieder zu statten, der Verlust durch die Leitungsröhren ist aber bei beiden gleich, indem er entweder den Zimmern und Gängen zu statten kommt, oder der Localität wegen aufgeopfert werden muſs, wobei man im letzteren Falle bei beiden denselben durch schlechte Wärmeleitung der Röhren auf das Minimum herabzubringen sucht.

Digitized by Google

Diesem nach liegt also der gröfsere Vortheil rücksichtlich des Verbrauches von Brennmaterial offenbar auf der Seite der Dampfheizung, und er ist so bedeutend, dafs nach ohngefährer Schätzung die gröfseren Anlagekosten dadurch leicht überwogen werden konnten; indefs wäre zu einer genauen Entscheidung dieser Frage eine bestimmte Berechnung erforderlich, welche hier aus begreiflichen Gründen nicht Platz haben kann.

Würdigt man die andere, oben genannte Classe der Heizungsarten, so giebt es deren drei, nämlich Camine, Stubenöfen und sogenannte Luftheizungsapparate. Die bekannten Unvollkommenheiten der Camine giebt der Verf. an, und wir lassen sie hier ganz unerörtert; auch werden die meisten gangbaren Stubenöfen von ihm beschrieben und durch Zeichnungen erläutert, wobei denn zugleich auch ihre Unvollkommenheiten zur Untersuchung kommen. Es ist allerdings wahr, dafs die Wärmestrahlung mancher, insbesondere der eisernen Oefen etwas Unangenehmes hat, welches durch die Luftheizung vermieden wird, allein von der andern Seite wollen zuweilen unter den Mitgliedern einer Familie einige mehr, andere weniger Wärme haben, können daher ihre Plätze in geringerer oder gröfserer Entfernung von der unmittelbaren Wärmequelle nehmen, und bei erdenen oder porzellanenen Circuliröfen ist die Strahlung nicht sehr merkbar; endlich aber wiegt der Vortheil, dafs sich manche Sachen am Ofen erwärmen lassen, und dafs jedes Zimmer seinen eigenen angemessenen Heizapparat hat, welcher nach Umständen benutzt werden oder ruhen kann, einige Vorzüge der Luftheizung auf. Manche Familie wird z. B. von vier oder sechs Oefen ihrer Wohnung bei Krankheitsfällen oder der Ersparung wegen bei sehr grofser Kälte nur einen oder etwa zwei kleine Oefen heizen, und wenn deswegen der ganze Luftheizungsapparat in Thätigkeit gesetzt werden soll, so wird dieses auf keine Weise mit Vortheil geschehen können. Im Allgemeinen mufs jedoch noch Folgendes hauptsächlich berücksichtigt werden. Die Luft ist bekanntlich ein schlechter Wärmeleiter, und sollte die Wärme eines Ofens in einem grofsen, etwa 24 bis 30 Fufs langen Zimmer durch dieses Vehikel, wenn man es sich unbewegt denkt, vom Ofen aus bis an das äufserste Ende in dieser ganzen Entfernung geleitet werden, so könnte der Ofen viele Stunden lang roth glühen, ehe es dort nur erträglich warm würde. Selten oder wohl nie ist indefs die Luft in einem Zimmer ruhend, vielmehr wird sie durch viele Ursachen, insbesondere aber durch die Bewegungen der Men-

schen stets durcheinandergemengt, und aufserdem steigt die am Ofen erwärmte Luft nach statischen Gesetzen in die Höhe, wodurch die untere kältere sollicitirt wird, ihren verlassenen Raum einzunehmen. Inzwischen ist dieser Wechsel aus später nachzuweisenden Gründen nur unvollkommen, und auf diesem Umstande beruhet denn allerdings der entschiedene grofse Vortheil der Luftheizung. Der gelehrte Physiker Pictet pflegte deswegen die ungleich erwärmten Luftschichten in seinem grofsen Hörsaale vermittelst eines gewöhnlichen Regenschirmes durch einander zu mengen, und Ref. erinnert sich irgendwo gelesen zu haben, dafs ein Wirth, dessen Gastzimmer durch den darin stehenden grofsen Ofen nicht erwärmt werden konnte, letzteren mit einem hohen blechenen, unten durchlöcherten, Mantel umgab, um dadurch die Luftströmung zu verstärken, welches Hülfsmittel der Erwartung vollkommen entsprach. Aus allem diesen ergiebt sich, dafs die Luftheizung vorzugsweise nur bei grofsen Sälen, öffentlichen Gesellschaftszimmern, Canzleien, Schul- und Hörsälen, Fabriken und Theatern mit überwiegendem Vortheile angewendet werden kann. Daneben hat sie allerdings grofse, vom Verf. jedoch zuweilen überschätzte Vorzüge, namentlich der vermittelst derselben bei weitem am leichtesten, vollständigsten und zweckmäfsigsten zu bewerkstelligenden Ventilation, mehr Gleichförmigkeit der verlangten Temperatur, Ersparung der vielen Holzplätze und Schornsteine, Vermeidung des Rauchens und eines zuweilen üblen Geruches, gröfsere Reinlichkeit, Gewinnung von Platz u. s. w. Was die Holzersparnifs betrifft, so möchte Ref. diese nicht so unbedingt zugestehen. Manche sind zwar von der Neuheit der Erfindung so eingenommen, dafs sie glauben, diese sogenannten Meifsner'schen Oefen könnten Wunder thun, und ein einziger vermögte zehn andere ohne gröfseren Aufwand von Brennmaterial zu ersetzen, als welches einer derselben vorher erforderte. Es liegt schon an sich klar am Tage, dafs zur Erwärmung einer gröfseren Luftmenge eine gröfsere Menge Brennmaterial erfordert wird, mag jene im Zimmer selbst oder in einer eigenen Heizkammer bewerkstelligt werden, vorausgesetzt, dafs in beiden Fällen jene unvernünftige Ueberheizung, welcher man nur durch nutzloses Entfernen der übermäfsig erhitzten Luft begegnen kann, sorgfältig vermieden wird. In jedem Ofen nämlich ist die Masse der glühenden, die Hitze hergebenden Luft, wenn man mehrere derselben als ähnliche Körper betrachtet, der dritten Potenz der Durchmesser proportional, die berührte und somit Hitze aufnehmende Fläche

aber der zweiten, mithin wird die Masse der nicht mit einer solchen ableitenden Fläche in Berührung kommenden glühenden und heifsen Luft mit der Gröfse der Oefen zunehmen, und hieraus ein Verlust entstehen, welchem man bei jeder Art der Heizung durch geeignete Mafsregeln zu begegnen suchen mufs, bei sehr grofsen Oefen und verhältnifsmäfsig grofsen Rauchrohren aber am wenigsten gänzlich vermeiden kann. Dafs aber durch die Wände der Heizkammer auf allen Fall Wärme verloren werde, wenn man diese nicht anderweitig zu benutzen sucht, bedarf keines Beweises. Wo daher die Kälte dauernd sehr hoch zu steigen pflegt, und aufserdem kein Ueberfluss an Brennmaterial herrscht, man daher zweckmäfsig construirte Circuliröfen eingeführt hat und diese sorgfältig heizt, wird die neue Erfindung schwerlich Eingang finden. Das Heizen der Zimmer nimmt einen ganz andern und von dem gewöhnlichen sehr verschiedenen Charakter an, wenn die äufsere Temperatur bis auf oder unter — 20° R. herabsinkt, man vermeidet dann die sonst so zweckmäfsige Ventilation, verwahrt die Zimmer sorgfältig gegen alle eindringende kalte Luft, und ist zufrieden, wenn man in 8 bis 10 Fufs Entfernung von gut construirten Oefen die nöthige Wärme findet.

In den vorstehenden Betrachtungen liegen nun schon von selbst die Bedingungen, wodurch eine zweckmäfsig eingerichtete Luftheizung sich vortheilhaft vor der gewöhnlichen Ofenheizung auszeichnet, und sie unter den geeigneten Umständen weit übertrifft; eine genauere und parteilose Prüfung der Sache mufs aber unzweideutig ergeben, wo sie mit Vortheil angewandt werden kann, und wie lächerlich es auf der andern Seite seyn würde, wenn man sie als die einzige Art einer zweckmäfsigen Heizung empfehlen wollte. Wenn z. B. ein einziges, mäfsig grofses Zimmer erwärmt werden soll, und es wollte jemand hierzu einen solchen Apparat herstellen lassen, anstatt einen gut construirten Stubenofen in Anwendung zu bringen, so könnte dieses als Beispiel der thörigten Befangenheit gelten, womit oft die vermeintlichen neuen Erfindungen aufgenommen werden. Gegen diese und viele ähnliche Mifsgriffe sichert eine schulgerechte Darstellung der Sache und eine wissenschaftliche Entwickelung der Grundsätze, worauf sie beruhet. In so fern aber oben behauptet ist, dafs eben diese dem Werke des Verf. abgehe, so möge die Richtigkeit dieses Ausspruches aus dem Nachfolgenden erkannt werden.

Das eigentliche Princip der Luftheizung beruhet im Wesentlichen darauf, dafs man zuerst dem Ofen, worin das

Digitized by Google

Brennmaterial verzehrt und glühende Luft erzeugt wird, eine möglichst vortheilhafte Einrichtung gebe, damit die vollständige Verbrennung erfolge und die gröfstmögliche Menge glühender Luft erzeugt, desgleichen durch Vermehrung der Oberfläche des Ofens dieser glühenden Luft die meiste Wärme zur Erheizung der den Ofen berührenden äufsern Luft entzogen werde; zweitens aber, dafs eine möglichst grofse Quantität kalter Luft mit der heifsen Oberfläche des Ofens in Berührung komme, weil die dünne Luft, deren relative Wärme daher gegen die des Ofens sehr geringe ist, nur wenig Wärme aufnehmen kann, und in Folge dessen die glühende Luft ungenutzt aus dem Ofen in den Schornstein entweichen müfste. Die erstere dieser Bedingungen kann vollständig auch durch Stubenöfen erreicht werden, und darf aus diesem und aus andern Gründen hier nicht weiter verfolgt werden, auch findet man zur Erreichung derselben viele recht zweckmäfsige Vorschläge vom Verf. angegeben, der zweiten dagegen müssen wir um so mehr hier noch einige Aufmerksamkeit schenken, als auf ihr der eigentliche Vorzug der sogenannten Luftheizung beruhet. Schon oben ist die schlechte Wärmeleitungsfähigkeit der Luft erwähnt. Wir wollen diese einmal zu gröfserer Anschaulichkeit weit schlechter voraussetzen, als sie wirklich ist, und annehmen es befinde sich in einem grofsen Zimmer ein gemeiner Stubenofen bei völlig unbewegter Luft, die ihn zunächst umgebende Luftschichte sey glühend, aber auf zehn Fufs Entfernung betrage ihre Temperatur nur 10° C., so könnte bei solchen stets gleichbleibenden Bedingungen eine beliebige Quantität Brennmaterial im Ofen verzehrt werden, ohne dafs der vorhandene Zustand sich änderte, und die in gröfserer Entfernung von der Quelle der Wärme befindlichen Bewohner würden keinen Nutzen von allem Heizaufwande erhalten. Auf diese angegebene Weise kann nun zwar die Sache aus anderweitigen Gründen sich nicht verhalten, allein die hier beispielsweise angedeutete äufserste Grenze erläutert zum Mindesten das oben erwähnte Princip, worauf es bei der ganzen Sache ankommt, und was der Verf. weit mehr hervorheben mufste, als dieses von ihm geschehen ist. Zwar giebt derselbe an, dafs der Luftcanal bei einem Luftheizungsapparate eine gewisse Höhe haben müsse, wenn die erwärmte Luft bis auf eine gegebene horizontale Weite fortgeführt werden soll, allein dieses ist offenbar ganz unwissenschaftlich, und kann aus leicht nachzuweisenden Gründen nicht als allgemeines Gesetz gelten. Man kennt vielmehr schon lange das bei Caminen und überall bei Luftzügen zum Grunde liegende

Digitized by Google

Gesetz, dafs die Geschwindigkeit der erwärmten, und vermöge ihrer, der erhöhten Temperatur proportionalen, Leichtigkeit aufsteigenden Luft $c = A \cdot e \sqrt{4 g h}$ ist, wenn g den Fallraum in einer Secunde, h die Höhe des Canals, e die Ausdehnung der Luft durch den Temperaturunterschied und A einen beständigen, durch die Erfahrung aufzufindenden Coefficienten bedeutet, welcher durch die von der aufsteigenden Luft zu überwindenden Hindernisse der Bewegung entsteht *). Von der Grundlage dieser Formel ausgehend läfst sich berechnen, wie viele Luft von einer gegebenen Temperatur einem Zimmer in einer bestimmten Zeit zugeführt werden kann und wieder durch den, gleichen Gesetzen folgenden, Abzugscanal entweicht, woraus dann die Weite beider Canäle für gegebene Höhe und Gröfse des Zimmers gefunden wird. Dafs es hierbei nicht genüge, blos die Gröfse der Oeffnung zu berücksichtigen, aus welcher die Luft strömen soll, eben so wenig als die Weite der Ausgufsröhre allein die Menge des ausfliessenden Wassers bestimmt, ist jedem Sachverständigen auf den ersten Blick klar. Hieraus folgt dann aber ferner, dafs die Angaben des Verf. über die Weite der Leitungscanäle durchaus auf keinem wissenschaftlichen Grunde, sondern lediglich auf ungefährer Schätzung beruhen. Minder genau und allgemein bekannt ist aufserdem, in wie fern der Coefficient A sich ändert, wenn der Leitungscanal in einem gewissen Winkel gebogen oder auf eine gegebene Weite horizontal hingeleitet wird, und es war für eine gründliche Untersuchung der Sache allerdings der Mühe werth, hierüber die schon vorhandenen Erfahrungen zuzammenzustellen, und wo möglich mit neuen zu vermehren. Die über diese wichtige Frage S. 274 vorkommende Angabe des Verf., dafs bei 6,5 F. Höhe des lothrechten Canals die Luft kaum auf 3 F. horizontale Entfernung mit vollständigem Erfolge sich fortleiten lasse, ist viel zu unbestimmt und nach anderweitigen Erfahrungen auch nicht richtig. Offenbar mufs nämlich die Geschwindigkeit der Strömung durch jede

*) Die gänzliche Unbekanntschaft des Verf. mit diesem physikalischen Gesetze beweiset die Note S. 40, wonach er erst durch die Erfahrung belehrt werden mufste, dafs solche Heizapparate auch in gleicher Horizontalebene mit den zu erwärmenden Zimmern angelegt werden können. Es versteht sich nämlich von selbst, dafs, so lange h nicht = 0 wird, oder der Mantel nur noch einige Höhe hat, die Geschwindigkeit c der strömenden Luft der Gröfse von e proportional wächst.

Digitized by Google

Biegung vermindert werden und mit der Länge des horizontalen, oder auch nur in einem gewissen Winkel gegen den Horizont geneigten Rohres abnehmen, die genaue Untersuchung fordert aber, dafs ein bestimmtes Verhältnifs aufgefunden oder mindestens gesucht werde, worin beides geschieht. Ferner hat unter andern Tredgold in seinem oben erwähnten Werke genau angegeben, wie gröfs die Quantität Luft ist, welche durch eine vermittelst siedend heifser Wasserdämpfe erhitzte gegebene Oberfläche verschiedener Substanzen um eine gewisse Temperatur erwärmt werden kann, und auf gleiche Weise mufste auch der Verf. der vorliegenden Schrift zeigen, wie viele Luft eine gegebene Fläche z. B. von Gufseisen, Eisenblech u. s. w., wenn letztere auf die eine oder die andere Weise erhitzt wird, um einen bestimmten Unterschied der Temperatur zu erwärmen vermag. Als Beispiel, wie solche Untersuchungen anzustellen, und von welchem Nutzen sie sind, will Ref. nur diejenigen anführen, durch welche der scharfsinnige und geübte Prechtl aufgefunden hat, wie viel Wasserdampf ein Quadratfufs Oberfläche von Kupferblech binnen einer gegebenen Zeit bei stärkster Erhitzung zu erzeugen im Stande ist, und wenn solche Erfahrungen dann vorliegen, so wird Niemand seinen Kessel so construiren, dafs er eine gröfsere Quantität damit zu erhalten verlangt, als die dem Feuer ausgesetzte Fläche liefern kann. Hätte der Verf. ähnliche Bestimmungen für verschiedene und mit dem gangbarsten Brennmaterial geheizte Oefen mitgetheilt, so wüfste jeder im vorkommenden Falle die Gröfse und Bauart des für einen gegebenen Zweck erforderlichen Ofens aufzufinden. Endlich mufs aber bei einer vollständigen Untersuchung der Sache noch Folgendes berücksichtigt werden. Der Verf. giebt blos an, die erwärmte Luft solle den Zimmern zugeführt und die in denselben erkaltete den Heizkammern wieder zugeführt werden, ohne hierbei das Quantitative nur im Allgemeinen zu bestimmen. Für eine wissenschaftliche Behandlung der Sache ist es aber offenbar unzulässig, wenn man ohne Rücksicht auf die Differenz der Temperatur in und aufser dem Zimmer blos angiebt, dafs man die Klappe des Luftcanals so lange offen läfst, bis es anfängt zu warm zu werden, und sie dann verschliefsen mufs, vielmehr konnte der Verf. aus bekannten Werken entnehmen, um wie viele Grade ein Zimmer von gegebener Oberfläche seiner Wände, nach der Zahl seiner Fenster und Thüren und je nach seiner Begrenzung durch Gänge, Häuser oder die freie Luft bei einer gewissen Differenz der innern und äufsern Temperatur in einer bestimmten Zeit ab-

Digitized by Google

gekühlt wird. Erst wenn alles dieses in Voraus genau bestimmt ist, läfst sich durch Berechnung finden, wie viele warme Luft in einer gleichfalls gegebenen Zeit in dasselbe einströmen und etwas erkaltet wieder ausströmen mufs, und dann ergiebt sich von selbst, wie grofs die Weite des Luftcanals für ein Zimmer und die Oberfläche des Ofens für mehrere Gemächer seyn mufs, wie lange und mit wie vielem Aufwande von Brennmaterial die Heizung fortgesetzt werden mufs, wie grofs die Ersparnifs ist, wenn man die kalte Luft aus den Zimmern wieder in die Heizkammer zurückführt oder der so wichtigen Ventilation wegen ins Freie entweichen läfst u. s. w.

Wäre unser Verf, von diesen Grundsätzen ausgegangen, und hätte er seine practischen Vorschläge hierauf gegründet, so war es unmöglich, dafs andere ihm ihre eigenen regelwidrigen Erfindungen aufbürden konnten, denn jeder mufste ja sogleich selbst finden, dafs sie mit seinen Principien im Widerspruche ständen. Statt dessen aber benutzt er die allgemein bekannten Erfahrungen, und bauet auf diese seine angegebenen Constructionen, mit einem allerdings ziemlich glücklichen Blicke; allein man darf sie in der Regel nur dann zweckmäfsig nennen, wenn er allmälig durch diejenigen Resultate belehrt ist, welche er bei vielen unter seiner speciellen Aufsicht ausgeführten Anlagen zu machen Gelegenheit hatte. Die von ihm gegebenen Anleitungen sind daher allerdings recht nützlich und schätzenswerth, allein das Publicum kann ihnen unmöglich unbedingtes Vertrauen schenken, weil es nicht weifs, ob sie unter veränderten Bedingungen, z. B. bei sehr hoher Kälte, noch genügen werde. Noch eine allgemeine Bemerkung mufs Ref. schliefslich dem Gesagten hinzufügen. Der Verf. empfiehlt diese Heizmethode ganz allgemein, und namentlich auch für Irrenhäuser, Arbeitshäuser, Strafanstalten und Gefängnisse, legt aber viel zu wenig Gewicht darauf, dafs die Canäle aufser der erwähnten Luft auch den Schall ganz aufserordentlich leiten. Inzwischen ist es schon bei Irrenhäusern eine sehr unangenehme Sache, wenn das Toben und Schreien eines Rasenden aus dessen Zimmer sehr vernehmlich in allen andern gehört werden kann, welche durch die gemeinschaftlichen Canäle mit diesem communiciren, allein bei den drei letzteren Classen von Gebäuden ist dieses sogar höchst gefährlich, und so wie dieses Mittel bei Fabrikgebäuden mit grofsem Vortheil zu einer wünschenswerthen Communication benutzt werden kann, so werden sich rücksichtlich jener ersten Gebäude die Aerzte, rücksichtlich der letzteren drei Arten aber die Criminalrichter und Polizeibehörden durchaus gegen die An-

Digitized by Google

wendung dieser Heizmethode erklären müssen. Dasjenige, was der Verf. an mehreren Orten, namentlich S. 97. als Abhülfe dieses Uebelstandes in Vorschlag bringt, ist so wenig anwendbar, dafs es für den Sachverständigen keiner Widerlegung bedarf. Namentlich ist es eine drollige Idee, einen Späher an den Hauptcanal zu stellen, um die Geheimnisse der Gefangenen aus sechs Zimmern zu belauschen, und verräth gänzliche Unbekanntschaft mit den feinen Künsten der Criminalinquisiten. Man mufs in der That sehr befangen in der Schätzung dieser Heizmethode seyn, wenn man sie, aller handgreiflichen Hindernisse ungeachtet, überall in Anwendung bringen will.

Nach dieser allgemeinen Beurtheilung des Gegenstandes selbst und der Art, wie er in dem vorliegenden Werke behandelt ist, wird zu einer vollständigen Anzeige nur noch erfordert, diejenige Ordnung anzugeben, in welcher der Verf. die einzelnen Untersuchungen anstellt, und den Umfang nebst der Reihenfolge seiner verschiedenen practischen Vorschläge kurz zu bezeichnen. Zuerst werden diejenigen Apparate beschrieben, welche erforderlich sind, wenn der Ofen im Zimmer selbst steht, und entweder nur ein Gemach oder zugleich auch einige daneben liegende erwärmen soll. Die Hauptsache besteht darin, den Ofen mit einem Mantel zu umgeben, in welchen entweder die schon erwärmte Luft aus den unteren Regionen von unten hereintritt und oben nach Erhöhung ihrer Temperatur wieder ausströmt, oder frische von Aufsen zugeleitet wird, wenn man die z. B. in Krankensälen oder sonst verdorbene wieder wegschaffen will. Der Hauptvortheil einer den Quadratwurzeln der Höhe proportionalen stärkeren Luftströmung fällt hierbei gröfstentheils weg, der Verlust der immerhin etwas und bei hohen Graden der äufseren Kälte bedeutend erwärmten Luft kommt hinzu, die Wärmestrahlung, ein von dem Verf. sehr hoch angeschlagener Nachtheil der eisernen Oefen, ist bei gläsirten nicht bedeutend, und dennoch erhalten diese die Wärme sehr lange; folglich kann in diesem Falle die Luftheizung ohne vorherrschende übertriebene Vorliebe für das vermeintlich Neue nicht füglich in Anwendung kommen, es sey denn, dafs man sie der allerdings bequemen Ventilation wegen, oder in grofsen Sälen zur Vermehrung der Luftströmung einzuführen bestimmt wird.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

N. 73. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Meifsner über Luftheizung.

(*Beschlufs.*)

Die dicken, aus Backsteinen erbaueten Mantel sind in diesem Falle oft ein auffallender Uebelstand, jedoch hat der Verf. auch einige gefälligere Formen angegeben, deren Zahl aber noch wohl hätte vermehrt werden können. Mantel von Metallblech sind übrigens keineswegs so verwerflich, als S. 30. behauptet wird; denn dafs sie gleich stark als die eisernen Oefen selbst strahlen sollen, ist unmöglich, weil sie an ihrer inneren Seite nicht mit glühender Luft, wie diese, sondern nur mit warmer in Berührung sind; auch schützt nicht blos die Politur ihrer inneren Seite gegen diese Strahlung, sondern auch die der äufsern. Dem gerügten Uebelstande aber, dafs sie die Wärme nicht lange in sich erhalten, läfst sich dadurch begegnen, dafs man den Ofen selbst mit einer erdenen Bekleidung umgiebt, damit er nicht so schnell abgekühlt werde. Nahe verwandt mit dieser ersten Classe von Heizapparaten sind die im zweiten Capitel beschriebenen, welche aufserhalb des zu heizenden Zimmers, aber in gleicher horizontaler Ebene mit demselben angebracht werden. Ist in diesem Falle der Heizapparat nur für ein Gemach bestimmt, so kann keine Ersparnifs daraus erwachsen, weil auf allen Fall noch ein positiver Verlust durch die Wärmeausströmung auch des dicksten Mantels hinzukommt, und zur Anwendung desselben kann daher nur jener oben angegebene Grund der Ventilation bestimmen. Ist das Zimmer aber sehr grofs, dann erhält man, wie schon bemerkt, durch vermehrte Circulation der Luft mit einigem Verluste an Brennmaterial allerdings eine überall gleichmäfsigere Temperatur, auch kann der Wunsch, durch die ausströmende Luft die Gänge zu erwärmen, für die Anwendung dieser Methode entscheiden, und sollen mehrere Zimmer durch den nämlichen Apparat erwärmt werden, so gewinnt man allerdings durch Ersparung einiger, oft in den Ge-

Digitized by Google

häuden gar nicht oder nur mit grofser Mühe anzulegender Schornsteine und Feuerstätten, wie der Verf. zu erwähnen keineswegs unterlassen hat. Uebrigens sind die Regeln für die Anlegung der Heizapparate letzterer Art bis in das geringste Detail erläutert, z. B. für zwei, drei, vier oder noch mehrere Zimmer mit Rücksicht auf den Platz, an welchem nach geeigneten Umständen die Heizkammer am bequemsten eingerichtet wird, und für die verschiedenen Fälle, wenn die Zimmerluft aus allen oder nur aus einigen Gemächern wieder in den Heizapparat zurückströmen oder allezeit durch neue ersetzt werden soll. Es leidet wohl keinen Zweifel, dafs die auf solche Weise ertheilten und durch beigefügte genaue Zeichnungen erläuterten Anweisungen bei den blofsen Practikern grofsen Beifall und vielen Eingang finden werden, insbesondere aber wird hierzu der Umstand beitragen, dafs nach des Verf. Erzählung solche Apparate von ihm in bedeutenden Häusern wirklich angelegt sind, welche sich mehrere Winter, und namentlich auch im verflossenen sehr strengen hinlänglich wirksam bewährt haben. Allein da Ref. in allem diesen doch immer nichts weiter als blofse Empirie erkennt, überhaupt aber nicht einmal angegeben ist, um wie viele Grade über die äufsere Temperatur die Zimmer durch anhaltend fortgesetzte oder unterbrochene Heizung der Oefen erwärmt wurden (wovon unten noch einmal die Rede seyn wird), so kann er dennoch durchaus seine Bedenklichkeit nicht unterdrücken, dafs manche ganz nach diesen Vorschriften angelegte Apparate an kälteren Orten und in noch strengeren Wintern die erwartete Wirkuug nicht leisten werden, und dieses um so mehr, als sich der Winter von 25 auf 26 weder in hiesiger Gegend noch auch nach den öffentlich bekannt gewordenen Beobachtungen in andern durch grofse und anhaltend strenge Kälte ausgezeichnet hat.

Im dritten Abschnitte werden die Vorschriften für solche Heizapparate mitgetheilt, welche tiefer als die zu erwärmenden Räume liegen, und dabei gleich anfangs die verschiedenen Vortheile erwähnt, welche sie gewähren, unter denen jedoch gerade der wichtigste, nämlich die durch die gröfsere Länge der erwärmten Luftsäule vermehrte Geschwindigkeit der Strömung vergessen ist. Man mufs sich in der That wundern, dafs der Verf. nicht durch seine zahlreichen Versuche von selbst auf dieses, bei der ganzen Luftheizung wesentlichste Princip aufmerksam gemacht wurde, da man es bei dem Baue der Schornsteine so allgemein kennt, und unter andern einst ein gemeiner Ofensetzer dem Ref. mit dem Bemerken

Digitized by Google

entgegenkam, man müsse das zu einer etwas grofsen Höhe hinaufzuführende Rohr eines Windofens einige male biegen, weil sonst der Zug in demselben allzu stark werden würde. Späterhin redet der Verf. allerdings davon, dafs die Canäle die warme Luft leichter in die höheren Stockwerke leiten als in die unteren, allein das eigentliche, hierbei zum Grunde liegende Gesetz wird nirgend erwähnt. Richtig ist es ferner, dafs der Heizcanal stärker zieht, wenn er gerade aufsteigend und nicht gebogen ist, dafs aber durch einen herabwärts gehenden Theil desselben „die Luft pneumatisch abgesperrt werde", wie S. 64. behauptet wird, ist durchaus unrichtig, vielmehr wird blos ein dem herabwärts gehenden gleicher aufwärts gehender Theil ohne Wirkung bleiben, weil beider entgegengesetzte Strömungen einander aufheben, und aufserdem mufs die Bewegung im übrigen Theile die Hindernisse der Luftbewegung in diesen beiden Strecken überwinden; an eine eigentliche Absperrung und einen hieraus folgenden Stillstand der ganzen Luftsäule ist aber im Entferntesten nicht zu denken. Auf ähnliche Unrichtigkeiten stöfst man übrigens häufig. So soll unter andern nach S. 69. der Luftcanal für die warme Luft dicht über den Fufsboden in die Zimmer münden, wenn sich die Heizkammer in einem darunter liegenden Stockwerke befindet, weil dann „in gleicher Zeit ein gröfseres Volumen (obgleich minder) erwärmter Luft im Raume verbreitet wird". Gerade das Gegentheil findet statt, denn da der angegebenen Construction nach der Wärmecanal doppelt so hoch seyn würde, so verhielten sich die Volumina der ausströmenden Luft wie $1 : \sqrt{2} = 1 : 1{,}4142\ldots$, allein weniger warm würde letztere allerdings seyn, weil sie kürzere Zeit dem Einflusse des Ofens ausgesetzt wäre. Bei allen verschiedener Vorschlägen befolgt der Verf. übrigens im Allgemeinen die Methode, dafs die kältere Luft aus den Zimmern durch Ableitungscanäle der Heizkammer wieder zugeführt wird. Dieses ist allerdings in ökonomischer Hinsicht empfehlungswerth, allein man verliert dadurch zugleich die in den meisten Fällen sehr wünschenswerthe Ventilation, welche ganz vorzüglich zur Empfehlung dieser Heizmethode dient; und es ist namentlich in Krankenzimmern oft dringendes Bedürfnifs, die zugeleitete frische Luft erst zu erwärmen, welches daher Tredgold in seinem klassischen Werke vorzugsweise empfiehlt. Dafs aber sogar aus den Trockenstuben die mit Wasserdämpfen beladene Luft wieder in die Heizkammern zurückströmen soll, streitet gegen alle richtigen Grundsätze, und würde selbst nicht einmal in ökonomischer Hinsicht vor-

Digitized by Google

theilhaft seyn; vielmehr ist die Luftheizung gerade für solche Räume bei weitem am meisten geeignet, jedoch nur unter der Bedingung, dafs man die Dämpfe zugleich mit der erwärmten Luft fortschafft.

Einen grofsen Theil des Werkes, nämlich von S. 110 bis 230, nehmen diejenigen Vorschläge ein, welche einer Anwendung der neuen Heizmethode auf aufserordentliche Fälle gewidmet sind, wobei Ref. aber der Kürze wegen im Einzelnen nicht folgen kann. Die Heizung und damit meistens verbundene Ventilation grofser Versammlungssäle, der Theater, Pflanzenhäuser, Kattundruckereien, Malzdarren und Badeanstalten ergiebt sich aus den bekannten Erfahrungsregeln sehr leicht und ohne eigentliche Schwierigkeiten, wenn man sich, wie hier geschieht, auf scharfe Gröfsenbestimmungen nicht einläfst. Davon ist indefs der Verf. überall kein Freund, vielmehr hält er sich gern an die unmittelbare Erfahrung, und zog es daher vor, nach S. 112. „im Ceremoniensaale, bei zahl„reicher Gesellschaft, einige Versuche zu machen, und mit „dem Thermometer an der Hand seine theoretischen Ideen“ (besser wäre es gewesen, im Voraus seine theoretischen Kenntnisse) „zu berichtigen, so dafs er nunmehr die Gröfse der „Aufgabe genau kennt, und zur zweckmäfsigen Ausführung „des Apparates nachstehende Anleitung geben kann.“ Nach Vorausschickung allgemein bekannter Bedingungen folgt dann sogleich ein specieller Plan für grofse Versammlungssäle. Auf den S. 122. angegebenen rohen Versuch, einen mit wohlriechendem Wasser angefüllten Badeschwamm in den Luftcanal zu legen, und hierdurch die Luft zu parfümiren, darf sich beiläufig der Verf. nicht viel zu Gute thun, da jedermann aus der Physik leicht die Mittel entnehmen kann, so lange als es verlangt wird, eine in gleichen Zeiten gleiche beliebige Menge wohlriechenden Wassers in den Heizcanal oder Luftzugcanal zu bringen, und hierdurch ununterbrochen einen gleich starken Wohlgeruch zu verbreiten. Sollte übrigens jemand veranlafst werden, die vorgeschlagene Heizung unterirdischer Gefängnisse in Ausübung zu bringen, so wird es sehr wünschenswerth seyn, die oben angegebenen unabänderlichen pneumatischen Gesetze wohl zu berücksichtigen, weil sonst die Luft gar leicht die umgekehrte Strömung annehmen möchte, als welche ihr S. 128. angewiesen wird. Für die grofsen Räume der Gewächshäuser, insbesondere aber der Trockenhäuser, ist die Luftheizung vorzugsweise geeignet, wie dieses denn auch vom Verf. durch gemachte Erfahrungen nachgewiesen wird, und in den ersteren könnte ihr blos die Dampf-

Digitized by Google

heizung unter geeigneten Umständen den Rang abgewinnen, für die letzteren aber hat sie vor allen entschiedene Vorzüge.

Mit Uebergehung des achten Abschnittes, in welchem Vorschläge zur Benutzung mancher zu anderweitigen Zwecken erwärmter Apparate, als Backöfen u. dergl. ertheilt werden, die sich jedem hierüber raffinirenden leicht von selbst darbieten, desgleichen des neunten über die Abhülfe des Rauchens der Schornsteine, welcher gröfstentheils bekanntes, einiges nicht ganz richtiges enthält, wollen wir nur bemerken, dafs die Ueberschrift des zehnten leicht irre führen könnte. Sie heifst nämlich: „Anwendung der Principien der neuen Heizmethode auf die Verbesserung der Abtritte"; allein es werden blos Vorschläge zu Luftzügen und Klappen mitgetheilt, durch welche letzteren die Ausgänge in die Wohnungen auch während der Oeffnung der gewöhnlichen Deckel abgesperrt werden sollen. Wie schwierig und wohl unmöglich es sey, für diesen Zweck hinlänglich fest schliefsende Klappen der vorgeschlagenen Art anzubringen, leuchtet von selbst ein; Ref. will indefs nur kurz bemerken, dafs im Gegentheil dessen, was der Verf. anzunehmen scheint, die Luft in solchen Canälen specifisch schwerer ist, als die atmosphärische, und wenn jene daher kühl erhalten und gegen jeden möglichen Zug gesichert werden (wovon meistens das Entgegengesetzte zum unverkennbaren Nachtheile geschieht), so fällt das Aufsteigen der mephitischen Gasarten von selbst weg.

Von S. 235. an folgen allgemeine Regeln für die Anlegung der Luftheizungsapparate überhaupt. Hierin findet man sehr viel Nützliches und Brauchbares, was der Verf. aus seiner practischen Erfahrung abstrahirt hat, aber leider auch viel Falsches; und da das ganze Werk nicht blos zunächst, sondern ganz eigentlich nur für die Praxis bestimmt ist, so kann man doch unmöglich erwarten, dafs diejenigen, welche in demselben Belehrung suchen, zugleich die vorkommenden Irrthümer corrigiren sollen, und Ref. hält es daher für nützlich, einige derselben namhaft zu machen. Die Construction der Heizkammern ist recht gut angegeben; wenn aber S. 237. gesagt wird: „Mehrere Beispiele haben erwiesen, dafs schon in „dem Falle, wenn die Ausmündungen der Heizkammer um „einen Zoll tiefer als der höchste Punct des Gewölbes ange„bracht sind, die Absicht gänzlich verfehlt wird", so heifst dieses, dafs Luft in Luft überall nicht ströme, was von nun an wohl, so lange die Welt noch steht, kein Physiker glauben kann, wenn gleich ein jeder bei solchen Anlagen wohlthut, die Anbringung eines Raumes mit stagnirender heifsester

Digitized by Google

Luft im oberen Theile der Wölbung zu vermeiden. Noch auffallender aber heifst es S. 239: „Die bisherigen Erfahrungen „haben übrigens, was sich auch a priori erschliefsen liefs, „gezeigt, dafs, bei gleicher Gröfse des Feuers und Ofens, die „aus der Heizkammer strömende Luft um so mehr Wärme „hat, je gröfser der kubische Inhalt der Heizkammer ist, und „umgekehrt.“ Da der Verf. so sehr die Proben liebt, so rathen wir ihm, einen Ofen von einem halben Schuh Durchmesser und proportionaler Höhe in eine Heizkammer wie die Stephanskirche grofs zu setzen, und zu versuchen, ob glühende Luft ausströmt, in welchem Falle seine Theorie und die vorgeblichen Erfahrungen gerechtfertigt seyn würden. Die Angaben über den Bau und die Weite der Canäle beruhen auf blofser Schätzung ohne irgend ein wissenschaftliches Princip, und beweisen die dem Verf. oben S. 1149. dieser Anzeige vorgeworfene Unkunde in den Regeln der Pneumatik *); nach S. 243. soll durch eine gröfsere Höhe der Canäle nicht viel zu gewinnen seyn, und nach der Anmerkung auf der folgenden Seite so viel mehr Luft ausströmen, je höher der Canal ist, welches offenbar mit einander im Widerspruche steht. Der gelungenste Abschnitt ist ohne Zweifel derjenige, welcher von der Construction der Oefen handelt, worin zugleich der sehr gepriesene sogenannte englische, mit einem Mantel aus Röhren umgebene, Ofen aus richtigen Gründen verworfen wird, obgleich ein pneumatisches Absperren der Luft, wie hier behauptet wird, der Erfahrung gemäfs nicht statt findet, und auf die gestörte Geschwindigkeit der Luftströmung nebst dem hierbei gröfstentheils fehlenden Einflusse der strahlenden Wärme nicht genügendes Gewicht gelegt ist, welcher letztere wohl ohne Zweifel für eine nicht zu geringe Weite der Heizkammer entscheidet. Endlich würde bei der tabellarischen Uebersicht der Gröfse der Oefen und des zu erheizenden Raumes sehr für die Bequemlichkeit gesorgt seyn, wenn statt der Durchmesser der Oefen vielmehr ihre Oberfläche dem quadratischen Inhalte nach angegeben wäre, wobei es mindestens höchst wahrscheinlich ist, dafs die runden Oefen im Verhältnifs ihres Inhaltes die geringste Wirkung hervorbringen, weil ihre Oberfläche die kleinste ist.

Nicht blos Einzelnheiten mifsbilligend, sondern zuweilen mit dem Gefühle gerechten Unwillens hat Ref. endlich den Ab-

---

*) Der Vf. redet mehrmals, z. B. S. 275. zweimal, von den hierbei zum Grunde liegenden hydrostatischen Gesetzen.

Digitized by Google

schnitt von S. 278. an gelesen, welcher über die durch die neue Heizmethode zu erzielende Ersparung handelt, und eben dieses wird bei einem jeden sachkundigen Beurtheiler der Fall seyn, wenn er an wissenschaftliche Darstellung gewöhnt diese in gröfster Strenge bei der Behandlung eines durchaus nicht unwichtigen Gegenstandes überall fordert. Dafs die Luftheizung unter geeigneten Bedingungen nicht blos angenehm sondern auch wohlfeiler sowohl hinsichtlich der Anlagen als auch des Bedarfs an Brennmaterial sey, wird niemand in Abrede stellen, nur kann sie es nicht in dem Grade seyn, als der Verf. es darstellt, wovon der Beweis sogleich aus seinen eigenen Angaben entnommen werden soll. Nun könnte man sich zwar die übertriebene Lobpreisung einer Erfindung, wodurch der Verf. die Unsterblichkeit seines Nachruhmes zu erringen hofft, wohl gefallen lassen, auch würde man es ihm gern verzeihen, wenn nach seinem Dafürhalten künftig keine andere Heizungsart weder angelegt noch geduldet werden soll, allein man wird bei seiner Darstellung unwillkührlich gezwungen, sich ihn vor seiner Ofenboutique stehend und den Vorübergehenden seine Waare mit Herabsetzung der des benachbarten Hafnermeisters anpreisend vorzustellen. Unter dem letzteren mufs man sich denn den oft erwähnten *Gegenhandler* denken, und für eine solche Scene passen dann auch die einem gebildeten Schriftsteller nicht geziemenden Ausdrücke S. 280: „Andere Mitinteressenten, die etwas tiefer unter dem Firnifs liegen, „als dieser Hafner", und auf der folgenden Seite: „so mufs „man sich schon in die Umstände fügen, und sich mit zwei „Sälen herumbalgen", andere minder auffallende nicht zu erwähnen.

Gehen wir indefs auf die Sache selbst ein, so beziehen sich die Vorschläge des Verf. sämmtlich auf solche Einrichtungen, bei denen die Luft aus den unteren Theilen der Zimmer wieder in den Heizraum zurückgeführt wird; allein diese Methode würde Ref. in den wenigsten Fällen und nur dann in Anwendung bringen, wenn zu grofse Kälte den Verlust der schon erwärmten Luft verbietet. Im allgemeinen dagegen empfiehlt sich diese Heizmethode ganz vorzüglich durch die damit verbundene Ventilation für Krankenzimmer, Trockenstuben und die mit Menschen überfüllten Gemächer, wobei dieser zugleich erreichte höchst wichtige Nebenzweck leicht den gröfseren Aufwand an Brennmaterial überwiegt. Der Verf. fängt dann S. 279 seine Demonstration des grofsen Vortheils, welchen die Luftheizung gewährt, mit der pompös klingenden Einleitung an: „Sobald man einer auf wissenschaftlichen

„Grundsätzen beruhenden Einsicht a priori, und dem theore-„tischen Calcul, so sonnenklar derselbe auch immer seyn mag, „nicht vertrauen will“ u. s. w. Alsdann folgen die Anweisungen, wie vergleichende Versuche angestellt werden sollen, damit die Resultate nicht durch die obenerwähnten Gegenhandler und die tiefer unter dem Firnifs liegenden Mitinteressenten trüglich ausfallen. Als das Ergebnifs einer Vergleichung gemeiner, der Darstellung nach vortheilhaftest eingerichteter Stubenöfen mit der Luftheizung unter gleichen Bedingungen fällt dann nach S. 290. eine Ersparnifs von 31,1 pC. im Minimum und 74,4 pC. im Maximum auf die Seite der Luftheizung, die wirklichen Angaben der unmittelbaren Vergleichung des Verbrauches von Brennmaterial S. 292. geben aber nur 22,5 pC. im Minimum und 67 pC. im Maximum. Wäre indefs der Verf. in der Theorie fest, und nicht durch Vorliebe befangen, so müfste ihm eingefallen seyn, dafs ein solches übertriebenes Resultat, als das letztere ist, nothwendig durch anderweitige Nebenbedingungen erzeugt seyn mufs, und er hätte billig seine Leser warnen sollen, etwas dieser Art nicht zu erwarten. Ref. kennt einen Fall, wo im Vertrauen auf solche Angaben bei einer Anlage im Grofsen gleichfalls darauf gerechnet wurde, mit dem vierten Theile des sonst erforderlichen Brennmaterials auszukommen, allein die Probe des ersten Jahres hat sogleich die Unzulässigkeit einer solchen Voraussetzung sattsam documentirt, wie auch jedem Sachverständigen schon im Voraus nicht zweifelhaft war, da doch solche Oefen einmal keine Wunder thun können. Wir wollen indefs zwei andere Versuche, welche der Verf. gleichfalls mittheilt, in Rechnung nehmen, wobei die Bedingungen weit mehr gleich waren, als sie bei diesem gewesen seyn können. Die dritte und vierte Tabelle nämlich enthält eine Vergleichung der in zwei ganz gleichen Glashäusern am 14ten bis 18ten Febr. erzeugten Wärme und des verbrauchten Holzes. Die verglichene gewöhnliche Heizung geschah durch mit eisernen Platten belegte Canäle, welche namentlich in Rücksicht auf Ersparung des Brennmaterials aus leicht begreiflichen Gründen die aller unvortheilhafteste ist. Beim ersten Versuche wurden in den Canälen verbrannt 449 Pfd. 20 Loth in dem Luftofen dagegen nur 264 Pfd. 8 Loth Holz von gleicher Beschaffenheit, und es wurden durch jene 252,2 durch diese nur 232,5 Wärmegrade nach R. erzeugt. Wenn man nun annimt, dafs die erzeugte Wärme der Consumtion von Brennmaterial und die Ableitung durch die Wände und Fenster der inneren Temperatur gleichfalls proportional ist, wie wenigstens näherungsweise für richtig

Digitized by Google

gelten kann, so ist das gesuchte Verhältnifs ohne Rücksicht auf die Lothe des Holzes $= 449 : 264 \times (\frac{252,2}{252,5})^2 = 449 : 310,6$ welches nahe 144 zu 100 gleich ist. Beim zweiten Versuche aber wurden in den Canälen 386 Pf. 8 Loth, im Luftheizungsofen 283 Pf. 20 Loth Holz verbrannt, durch jene aber 243,3, durch diesen 222,6 Grade R. Wärme erzeugt. Auf gleiche Weise berechnet giebt dieses also das Verhältnifs $386 : 283 \times (\frac{243,3}{222,6})^2 = 386 : 338,1$, welches nahe 114 zu 100 gleich ist. Wenn nun die Vergleichung mit der schlechtesten unter allen Heizungsarten nur höchstens 14 pC. im Minimo und 44 pC. im Maximo zum Vortheil der Luftheizung giebt, wie sollte es möglich seyn, dafs die Vergleichung mit der besten so viel gegeben haben könnte, als der Verf. gefunden zu haben berichtet, wenn nicht anderweitige Bedingungen dabei von Einfluſs gewesen wären? Ueberhaupt kann eine gute Sache nur dadurch verlieren, wenn man sie übermäfsig anpreiset, und dadurch Erwartungen erregt, welche niemals erfüllt werden können. Die Vorzüge der Luftheizung unter denjenigen Bedingungen, weche für ihre Anwendung entscheiden, und namentlich dafs man sie so leicht mit einer sehr bequemen und gesunden Ventilation in Verbindung setzen kann, sind so einleuchtend, dafs niemand sie ernstlich bestreiten wird, eine vollständige und gründliche, auf bewährte physicalische Gesetze gestützte Anweisung zur Einrichtung derselben wäre zwar allerdings wünschenswerth, unterdefs findet ein practisches Talent bei einer an sich so leichten Sache ohne grofse Schwierigkeiten die hauptsächlich zu beachtenden Regeln, und diese sind allerdings in dem vorliegenden Werke enthalten, wäre die Darstellung derselben nur nicht mit so vielen Unrichtigkeiten und so manchen Uebertreibungen untermischt.

Ref. hat diese lange und strenge Beurtheilung niedergeschrieben, nicht um die Luftheizung in Miscredit zu bringen, wie man auch schwerlich in dem Gesagten finden wird, noch viel weniger weil er ein Widersacher des Vf. ist, wozu nicht die entfernteste Ursache in irgend einem Verhältnisse beider aufgefunden oder nur vermuthet werden kann, sondern lediglich um der Sache selbst willen, da die bei der Beurtheilung der ersten Auflage gemachten kurzen Bemerkungen ganz unbeachtet geblieben sind. Zum Beschluſs sey es daher erlaubt nur noch folgende Bemerkung hinzuzufügen. Möge die, manche Vortheile gewährende und im Ganzen eine angenehme

Digitized by Google

Wärme verbreitende Luftheizung immerhin überall angewandt werden, wo die Localitäten und übrigen Bedingungen dazu geeignet sind, nur erwarte man von ihr nicht zu viel und auf allen Fall nicht solche Wirkungen, welche anerkannten und unumstöfslichen physicalischen Gesetzen widerstreiten. Dafs sie unter höheren Breiten bei sehr strenger Kälte noch mit Vortheil anwendbar seyn sollte, zieht der Vf. selbst in Zweifel. Welche individuelle Art der Anlagen solcher Apparate für den jedesmaligen Zweck die geeignetste sey, läfst sich bei der grofsen Ausführlichkeit des beurtheilten Werkes aus diesem leicht durch einiges Nachdenken ohne Weiteres auffinden. Im Allgemeinen aber geben diejenigen Apparate, welche die Luft aus den geheizten Zimmern wieder in den Heizraum zurückführen, die leichtesten und wohl allezeit vollkommen sichere Resultate, wenn man von den Oefen unter der angegebenen Bedingung nicht verlangt, was sie der Natur der Sache nach einmal zu leisten nicht vermögen. Strömt aber die Luft aus den unteren Räumen der erwärmten Gemächer nicht wieder in die Heizkammer zurück, sondern läfst man sie der Ventilation wegen oder aus sonstigen Gründen auf die Gänge oder ins Freie ausströmen, so ist der Erfolg schon mifslicher und von mancherlei Bedingungen örtlicher Luftströmungen abhängig. Ganz leicht wird man zwar seinen Zweck auch dann nicht verfehlen, wenn man nur berücksichtigt, dafs die Geschwindigkeit der Strömung den Quadratwurzeln der Höhen der Luftsäulen in den Canälen und dem Ueberschusse ihrer Wärme über die der umgebenden Luft direct proportional ist, allein im Allgemeinen sind doch diese Apparate dann den Schornsteinen ähnlich, auf welche die oben von Ref. angegebene Hauptformel bekanntlich gleichfalls anwendbar ist, und jeder Baumeister weifs, wie leicht diese auch bei der besten Construction dennoch den Erwartungen nicht genügen, ohne dafs man durch alles Nachsinnen dem Uebel jederzeit abzuhelfen im Stande ist.

Muncke.

Digitized by Google

Diutiska. Denkmäler deutscher Sprache und Literatur. Aus alten Handschriften zum ersten Male theils herausgegeben, theils nachgewiesen und beschrieben. Den Freunden deutscher Vorzeit gewidmet von E. G. Graff. Erster Band. Drei Hefte. Stuttgard und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1826. 1827. gr. 8.

Seit der Brüder Grimm Altdeutsche Wälder vom Sturmdrange der Zeit wieder umgeweht worden sind, seit Hagen's und Docen's Altdeutsches Museum und andere Baugerüste wieder eingestürzt, hat die ältere Deutsche Literatur in dieser Beziehung lange feiern müssen.

Je eifriger, je gründlicher von der anderen Seite in den letzteren zehen und besonders den jüngsten Jahren von fahrenden Meistern und Schülern die grauen Schachte geöffnet, die alten Schätze heimgesucht worden sind; je reichere, kaum gehoffte Quellen sich der vaterländischen Freude und der grammatischen Forschung aufgethan haben, selbst im Auslande (Paris, Mailand, den Faröer u. s. w.), je mehr und immer mehr aus vielfach aufgefundenen Bruchstücken noch gänzlich unbekannter Gedichte, besonders der mittelhochdeutschen Blüthezeit, der Beweis ersteht und Kraft gewinnt, wie reich an Leben jenes Lebensalter unseres Volkes gewesen und wie viel uns verloren ist; endlich je mehr die einzelnen gelehrten Zunftgenossen dieser vaterländischen und muttersprachlichen Forschungen von neuen Auffindungen sich freundbrüderliche Mittheilung machten, oder auch öfter freilich wie Drachen ihre Horte bewachten — desto sehnlicher ward tagtäglich der Wunsch wieder rege nach einer sammelnden, mittheilenden Zeitschrift.

Diese neu-Aufgefundenes rasch wiedergebend, als Bruchstück verlorener, unbekannter Werke, oder als Ergänzung und Zusammenbringung des schon Bekannten, aber in seinem Zusammenhang und seinen Beziehungen nicht Erkannten und Zerstreuten, würde eine ergiebige Quelle werden für die Ergötzung des Gemüthes, die Bereicherung und Erweiterung der Kenntnisse, und den schnellen Austausch, der von Tag zu Tage und von den verschiedensten Seiten her erwünscht, oft kaum gehoffte Erklärung, Begründung und nähere Bestimmung langen oder augenblicklichen Dunkelheiten zuführte.

Freilich ist viel in früheren Zeitschriften, von Gräter's Reigenführendem Bragur und Iduma an gedeutelt, gespielt oder doch — nicht geforscht worden; wie es denn auch in

Digitized by Google

der Jugend einer neuen, warm von vaterländischer Liebe erfafsten Kunde und Wissenschaft nicht anders seyn konnte, weshalb wir uns dieser Kinderschuhe auch nicht weiter zu schämen, ja vielmehr um der naturgemäfsen Entwickelung willen, darauf rückblickend eher zu freuen haben. Aber es war wiederum auch gut, dafs die letzten zehen Jahre einmal Schicht und Halt gemacht wurde, und Grimm, mit Beneke, Graff, Lachmann, Docen u. s. w. die streng historisch-grammatische Sprachschule aufthat, in die fortan Jeder gehen mufs, der über Deutsche Sprache, Geschichte [1], Alterthum mitreden will.

Aber jetzt, nachdem Grimm's Werk, wozu Graff's Buch Ueber die althochdeutschen Präpositionen [2] gehört, wenigstens in seinem Formen- und Wortbau geschlossen genannt werden kann, und nachdem in Lachmann's Ausgabe des Nibelungen-Liedes die Deutsche Kritik ihre hochgesteigerte Mannskraft bewährt und bewiesen hat, jetzt war und ist es wohl recht in der Ordnung und an der Zeit, einmal wieder die Bahn der Mittheilung für den angehäuften neuen Stoff zu betreten, zu weiterer Erkenntnifs und Erhebung. Graff beginnt hiemit einen hoffentlich länger nachtönenden Reigen, zwar für jetzt allein und nur gebend, was er ausgebeutet auf seiner Fahrt, die ihn jetzt nach Wälschland hineingeführt hat. Andres aber wird sich gewifs anschliefsen, da von solchem Vordermann ein Weg der Tüchtigkeit und Gründlichkeit gewiesen und gewandelt wird.

Unterzeichneter, seit zweien vollen Jahren auch auf der Wanderschaft zu diesen Urtrümmern des Vaterlandes und der Muttersprache, könnte von seiner Ausbeute gleichfalls ein ganzes Iter germanicum blos von vervollständigenden, ergänzenden, berichtigen, bereichernden Notizen drucken lassen, hat diese aber in Kürze (den Abdruck ganzer, meist unbekannter, Stücke sich vorbehaltend) fast sämmtlich, was das mittelhochdeutsche Gebiet betrifft, wie er sie in Wolfenbüttel, Hannover, Göttingen, Kassel, Arolsen, Bonn, Frankfurt, Heidelberg, Karlsruhe, Stuttgard, Ulm, Wallen-

---

1) Ohne die Sprache und diese Sprachlehre versteht fortan Keiner die Urgeschichte Deutschlands; ohne die Dichtwelt Keiner das Mittelalter.

2) Nebst Grimm's Beurtheilung desselben in den Wiener Jahrbüchern der Literatur 1825. und seinem neuesten Buche: Zur Recension der Deutschen Grammatik, Cassel 1826. 8.

Digitized by Google

stein, Nürnberg, München, Straſsburg u. s. w. erlesen hat, an Heinrich van der Hagen in Berlin zu unmittelbarer Einfügung in den eben angedruckten bedeutenden Nachtrag zu seinem Literärischen Grundriſs zur Geschichte der Deutschen Poesie (Berlin, bei Dunker und Humblot. 1812. 8.) übergeben; althochdeutsche und altniederdeutsche Glossen Wolfenbüttel's, Frankfurt's, Straſsburg's, Stuttgard's (Elwangen's) u. s. w. vorläufig an Grimm, Graff, Schmeller u. s. w. mitgetheilt. Welche reichliche, die Grammatik und das Wörterbuch erweiternde, vergewissernde Herbstlese für das althochdeutsche Sprachfeld Lachmann auf seiner Reise 1824 nach St. Gallen gehalten hat, haben Grimm, Graff, Schmeller, Beneke u. s. w. durch die Mittheilung seiner Abschriften, und wird die gelehrte und vaterländische Welt durch die fortgesetzten Forschungen und Ergebnisse in der Grammatik erfahren.

Doch zurück zu Graff's Diutiska (d. i. Deutsche Sprache)! Zweckmäſsiger Titel, über den schon Grimm am bald zu besprechenden Orte sich ausgelassen hat.

Graff hat seine Mittheilungen in Bände und diese in Hefte getheilt, welche Denkmäler Deutscher Sprache und Literatur aus alten Handschriften mittheilen, „die theils zum ersten Male hier ganz herausgegeben, theils nachgewiesen oder beschrieben werden“.

Das Werk erscheint fortgesetzt und unausgesetzt bei Cotta in Stuttgard (Tübingen), der auch Schmeller's treffliches Bayrisches Wörterbuch so eben druckt, welches schon bis über Bogen Z im Drucke vorangerückt ist. Es werden zwei Bände zu je zwei Alphabeten.

Zwei Hefte der Diutiska sind schnell sich folgend, das letztere so eben erschienen. Vom dritten, dessen Correctur Unterzeichneter übernommen hat, liegen bereits acht Bogen vor ihm, die er darum mit in die Beurtheilung hineinzieht. Der Druck ist sehr sauber und (durch Schmeller's Durchsicht der beiden ersten Hefte) sehr genau, bis auf kleine Versehen, die aber mehr das verbindende, erläuternde Neudeutsch betreffen. Fehler in den älteren Mittheilungen (die ältesten, die althochdeutschen Glossen u. s. w. sind am genauesten) liegen schon in der Urabschrift, wie ich später an einigen Straſsburger Stellen nachweisen werde, aber auch diese betreffen nie eine wesentliche, eine grammatische oder graphische Wichtigkeit (dergleichen Eigenthümlichkeiten der Handschriften sind stets durch Cursivschrift ausgezeichnet), obschon, da Graff einmal aufs Treueste die handschriftlichen

Digitized by Google

Unterscheidungszeichen, Abkürzungen, Doppelselbstlaute (diese besonders erst geschnitten und gegossen) u. s. w. wiedergeben will, auch immer wörtlichste und buchstäblichste Genauigkeit angebracht gewesen wäre.

Das erste Heft enthält I) Aufgefundene Bruchstücke gröfserer mittelhochdeutscher Gedichte (von S. 1 — 46.), d. i. 1) Athis und Prophilias, aus Arnsberg, Pergam., worin wahrhaft gelungene dichterische Stellen, z. B. S. 8 — 9; 2) S. 22. Bruchstück aus Parcival (v. 21524 — 21659, 22747 — 22882 bei Müller), Pergam.; 3) S. 31. aus einem unbekannten Gedichte, Pergam. Cod. Argent. A. 107., nach einem altfranzösischen Gedichte; 4) S. 39. aus dem Renner Hugo's von Trimberg, Pergam. aus Wiesbaden; 5) S. 42. aus Konrad's von Würzburg Trojanischem Kriege (v. 11191 — 11325 des Müllerischen Abdruckes), wobei hier beigebracht wird, dafs der Fürst von Weilburg Zeil eine vollständige Handschrift dieses Trojanischen Krieges besitzt.

II. Nachricht von vier Handschriften der gereimten Weltchronik des Rudolf von Hohen-Ems (von S. 47 — 76). Wozu ich hier vorläufig nur dieses füge. Die in der Anmerkung berührte, von mir mündlich gegen Graff (als unsere Wanderschaft sich 1825 bei Gräter in Ulm kreuzte) besprochene Handschrift gehört dem Herrn Studiosus Zeisberg aus Wernigerode, wo er sie in einer Pfarrfamilie erstand. Sie ist Pergament, 4. (oder klein Folio), stammt wahrscheinlich aus dem Badischen, und ist vor der ersten Recension des Rudolfischen Werkes (Richer got herre über alle Kraft u. s. w.) die älteste und beste Handschrift, besser und reiner als die ihr dann folgende, von Graff ausgezogene Strafsburger Handschrift, mit der sie überdies von den achtzehn bisher von mir genau verglichenen Handschriften allein die in der S. 48 ff. mitgetheilten Erdkunde vorkommende Schilderung der rheinischen Städte (von Constanz, Basel u. s. w. bis Köln S. 62 — 66.) gemein hat. — Von der zweiten Bearbeitung des Werkes (Christ herre got uber alle craft) ist die gleich grofse, in ihren Bildern ähnliche Wolfenbüttler Pergamenthandschrift (Mscr. August. 4. No. 8. Ebert's Ueberlieferungen 2, S. 36 ff., Hagen's Grundrifs S. 241.) die reinste und beste.

III. Inhaltanzeige des in Stuttgard auf der Privatbibliothek des Königs befindlichen Wimgärtner Minnelieder-Codex und Dichterverzeichnifs des manessischen Code in Paris (von S. 76 — 121), wobei hier gleich bemerkt werden mag, erstens dafs der würdige Freiherr von Lafsburg (zu

Digitized by Google

Eppishausen unweit Constanz am Bodensee) diesen Codex nächstens als neuen Band seines achtbaren Liedersaales herausgeben wird, was ein treffliches Nebenwerk zu Hagen's manessischem Codex, der schon angekündigt ist, werden wird, da jene Pergamenthandschrift die darin enthaltenen Minnelieder meist in so viel älterer, sinnigerer Form enthält, dafs die Mittheilung ihrer Lesarten blos — bei dem Wiederabdruck des manessischen Codex (der in Paris 1815 vergessen worden, weil die Schweizer 1813 vergafsen, dafs sie Deutsche seyen) nicht genügt hätte. Zweitens wird bemerkt, dafs, da von der Hagen 1823 in Paris gewesen, den manessischen Codex noch einmal ganz abgeschrieben zum Behufe neuer Herausgabe, da auch diese Herausgabe, welche einen vollständigen Ring aller Minnelieder bilden soll, nach drucklichen und brieflichen Ankündigungen ihrer Erscheinung nahe gerückt ist, die Graffischen Mittheilungen von dem Inhalte des manessischen wie des Wimgärtner Codex nur — eine sehr kurze Lebensbedeutung haben werden, d. h. sie lieber durch Neues, lange Werth und Bedeutung Behaltendes hätten ersetzt werden sollen. Es geschieht gar leicht, dafs, wenn der mühsam Reisende und ämsig Arbeitende im Schweifs seines Fleisches Auszüge gemacht, er dieselben nicht vergebens gemacht haben möchte und er sie auch gern zu Markte zu tragen oder doch zu Tage zu fördern wünscht; es geschieht ferner nur allzuoft, (und dies gilt nicht dem treuen freien Graff, was hier ausdrücklich bemerkt wird) dafs die, welche auf gemeinsames vaterländisches Ziel lossteuern, nicht einig genug sind und nicht sattsam im menschlichen, freundbrüderlichen Verkehre bleiben, um zu wissen und im Bewufstsein zu behalten, was Jeder jederzeit Besonderes treibe und vorhabe, damit redlicher, reinmüthiger Austausch und Ablafs des Erarbeiteten, Erfahrenen, Erreisten gehandhabt werde zum Frommen der vaterländischen muttersprachlichen Forschung, damit nicht immer unnöthig Kraft, deren Vereinung dem gemeinsamen hohen Ziele so überaus noth thut, vereinsamt und zersplittert werde. Wohl sind mancherlei Gaben auch hier: der Eine ist fleifsiger Schanzer und Schaarwerker, Jener ist Sichter und Richter, der Dritte Versöhner (des Lebens mit der Wissenschaft, des Strebens mit der Kraft) — aber es ist und bleibt und bleibe nur Ein Geist, der Alle belebt und beseelt, den Zionswächter wie den kindlichen Schatzgräber, dafs sie alle, gemeinsam über das besondere Tagewerk des grofsen Liebeszieles nicht vergessen, der Verherrlichung des Deutschen Namens

Digitized by Google

so durch wissenschaftliche Erkenntniſs seiner gewaltigen Vergangenheit als durch werkliche Neubelebung der genesenden Gegenwart für eine groſse kühne erfüllende Zukunft. Dies gelegenheitlich. Sapienti sat! Und vergesse Keiner, was die vaterländische Ergründung und Belebung der muttersprachlichen Forschung unserer herrlichen Vergangenheit will und soll: daſs sie durch die Sehnsucht edler Seelen in den Tagen der Noth, als es mit dem Deutschen Namen auf der Neige stand, wieder heraufbeschworen, in Gottes Namen angerufen und angefacht worden ist, und daſs die spätere besonnene wissenschaftliche Ausgestaltung und Wappnung derselben doch nur Schutz, Schirm und Schild jener wider den neuen Leichtsinn unsrer Tage und wider die engherzige Anmaſsung fremdartiger, wenn auch an sich achtungswerther Schulen, so wie das feudale Mittelalter wieder herstellen wollender Pseudopolitik seyn wollte und sollte. Weiſs Gott, es giebt noch etwas anderes als eine kleine Zunft — ein ganzes Volk!! Es giebt noch etwas Höheres, Heiligeres als die Wissenschaft — das Leben, meines Volkes, dem jene soll die Tenne fegen zum frohen Reigen seinem jugendlicheren zukünftigen Geschlechte. — — —

IV. Pariser und Carlsruher Glossensammlungen des achten Jahrhunderts (von S. 122 — 162). Letztere höchst erfreuliche und wichtige Sammlung wird im Heft 2. von S. 172 bis 280 zum Schlusse fortgesetzt.

S. 281 — 291 folgt V. Uebersetzung der ersten Abschnitte des tractatus Nortperti de virtutibus aus dem zwölften Jahrhundert (codex monacensis 237).

VI. Gedichte des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts in Pergamenthandschriften der öffentlichen Bibliothek zu Strafsburg (S. 292 — 326).

VII. Aus und zu den fränkischen, alemannischen und bayrischen Gesetzen, die wichtigen malbergischen Glossen betreffend, aus Pariser, Strafsburger, Münchner und St. Galler Handschriften des achten und neunten Jahrhunderts (S. 327 — 342), wozu der Bonner Pergament-Codex zu vergleichen ist, welchen Hr. Prof. Hefftter in dem neuen eben erschienenen Rheinischen Museum für Jurisprudenz, Philologie, Geschichte und griechische Philosophie von Hasse, Boeckh, Niebuhr und Brandis (Jahrg. 1. Heft 1 und 2. Bonn, 1827. gr. 8.) S. 158 — 164. geschildert hat, wo leider aber die malbergischen Glossen, aufser S. 164. „Chereburgium", nicht mitgetheilt worden sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

N. 74. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Diutiska von E. G. Graff.

(*Fortsetzung.*)

VIII. Leben der heiligen Elisabeth von Thüringen (bis S. 370), wiedergefunden in Darmstadt, welches Wenk in seiner Hessischen Geschichte (Frankfurt, 1767, S. 115.) auszüglich erwähnte.

Dieses Leben der heiligen Elisabeth wird in Heft III. von S. 373 bis S. 49? in hinlänglich weitläuftigem Auszuge fortgesetzt; welcher Auszug mir Gelegenheit gegeben, Bruchstücke einer zweiten (Pergament-) Handschrift aus Frankfurt zu erkennen und an seinem Orte und zu seiner Zeit mittheilen zu können.

Nach dem Leben der Elisabeth folgen in Heft III. abermalige Karlsruher (Reichenauer) Glossen, alt und mit sehr eigenthümlichen Lautverhältnissen. Soweit liegt der Druck vor mir. —

Graff hat die einzelnen Abschnitte seinen Freunden, d. i. den gleichforschenden Arbeitern im Felde altdeutschen Schriftenthumes gewidmet, wie sich Jeder mit diesem oder jenem Zweige des grofsen Feldes am Meisten und Freisten beschäftigt oder wie Oertlichkeit, persönliche Beziehung etc. es veranlasse.

So ist Abschnitt I. zugeschrieben: An Docen in München. Abschn. II. An H. F. Mafsmann, jetzt in München. III. An Hagen in Berlin. IV. An Ildefons von Arx in St. Gallen. V. An Hoffmann, aus Fallersleben, in Breslau. VI. An Wilhelm Grimm in Kassel. VII. An L. Uhland in Stuttgart. VIII. und IX. An C. Lachmann in Berlin. X. An Beneke in Göttingen; welches alles hier nicht unabsichtlich beigezogen wird. Beiläufig — kommt L. Uhland mit den malbergischen Glossen am schlechtesten weg; denn lieber sieht er sich doch wohl angesehen als Dichter, denn als Anwalt oder Gesetzter; da er obenein jetzt vor-

Digitized by Google

zugsweise und mit Vorliebe mit volksfaſslichen Darstellungen der Minnelieder-Zeit beschäftigt ist im Sinne seines Walther von der Vogelweide (Stuttgart, 1822. 8.) und Hagen jenen auszüglichen Abschnitt über den manessischen Codex nicht gebrauchen konnte, da er alles selber vollständig hat. Warum dieser Abschnitt nicht an Jakob Grimm gewidmet, der im Archiv der Frankfurtischen Gesellschaft für ältere Deutsche Geschichtskunde Bd. 5. S 709—710. die Deutung der malbergischen Glossen versprochen hat?

Bei jener freundlichen Einrichtung aber von Graff's Diutisca mein' ich es sehr passend und angebracht, daſs Jeder den Abschnitt besonders — beurtheilend, erweiternd oder ferner Verwandtes mittheilend — bespreche, der ihm gewidmet ist, oder doch solche Abschnitte, die ihm nach Gegenwärtigkeit oder Verwandtheit der Beschäftigung zunächst und am Herzen liegen. So hat die Wissenschaft und ihre Handlangerin Literatur wahren Gewinn von einer Beurtheilung, die sich weder zur unnützen, nichtssagenden Lobpreiserin und Schmeichlerin entwürdigen soll, noch zu leerer oder bloſser Inhaltsanzeige die edle Zeit verschwenden will. Jenes ist die Art der Gemeinen, dieses Gewissenssache der Bücherhändler.

Wie ich aber eben oben gesagt habe, hat es Jakob Grimm bereits gemacht in den Göttinger Anzeigen d. J. Stück 160. S. 1595—1600. Er hat, was ihm für seine Grammatik zunächst lag und das Wichtigste war und weil er dort eben Hoffmann's aus Fallersleben Glossensammlung (Breslau und Leipzig, Barth, 1826. 4.) höchst lehrreich und geistreich besprochen, aus Graff's Diutisca Heft I. den vierten Abschnitt über die Pariser und Carlsruher Glossen genauer und in's Besondere durchgenommen, indem er dazu die St. Galler, fälschlich sogenannten Karonischen Glossen, in einzelnen lehrreichen Beispielen verglichen hat, die Graff, weil Ildefons von Arx sich ihren Abdruck vorbehalten hat, zwar achtungsvoll-gewissenhaft, aber doch leider nicht daneben gedruckt hat, was sehr zu bedauern ist, da alle drei Glossen eine und dieselbe Sammlung ausmachen und sich gegenseitig ergänzen und erklären. Eben so hatten die Wiener (Monseeischen bei Platz) als dieselben, wieder dazu gehört. —

Unterzeichneter nun wird dem Beispiele Grimm's folgen, und einen Abschnitt ins Besondere herausheben, um an ihn gröſsere ausführlichere Mittheilungen von seinen Reiseergebnissen anzuknüpfen.

Digitized by Google

Es soll dies vorzugsweise Abschnitt VI. seyn „über die Strafsburger Handschriften“, woran sich weiteres anschliefsen wird.

Gerne hätt' ich Abschnitt II. „Ueber Rudolf's von Hohen-Ems Weltchronik“ näher besprochen, hätte dieser Abschnitt, der eine ziemliche Ausdehnung erhielt, und wegen der eben deshalb nöthigen weitläuftigen Auszüge der verschiedenartigsten Handschriften nicht ganz für diese Jahrbücher eignete, auch schnell genug, wie es solche Anzeige forderte, von mir beseitigt werden können. Ich hätte ihn um so lieber gleich bearbeitet, als Graff mir diesen Abschnitt N. II. freundlich gewidmet hat, gewifs weil — nach mündlichem und brieflichem Verkehr — er wufste, dafs bei den Untersuchungen wie über die Quellen, so über die Ausläufer meiner Kaiserchronik, deren Druck durch langsam, wenn schon reichlich mir gewordenen Bedarf von neuentdeckten Handschriften (ich kenne und habe jetzt neun vollständige Handschriften derselben verglichen) verzögert, nun aber bald beginnt, die Weltchronik des Rudolf von Hohen-Ems in ihren übervielen, immer verschiedenen Sammel- oder Schwellhandschriften neben denen ähnlichen des Johann Enenkel und seines Vorarbeiters Heinrich von München, sehr wichtig geworden ist. Graff giebt S. 47—75 die nähere Schilderung von vier Handschriften, zu denen in Hagen's Grundrifs S. 225—248 (251) und jüngst in Ebert's Ueberlieferungen, Bd. I. Heft 2. 1826. 8. S. 36. etc. beschriebenen (Ebert gar zu kurz, Graff auch noch zu äufserlich), die aber wegen Nichtbeachtung und Nichterkennung der zwei, gewifs vom Dichter selber ausgegangenen Recensionen (für Konrad den Vierten und Landgraf Heinrich von Thüringen — beide gleichzeitig) noch nie gehörig geschieden worden sind, was mir möglich wurde, weil ich bisher schon achtzehn Handschriften genau verglichen habe und dadurch zu sicherem Ergebnifs gelangt bin, über die inneren Verhältnisse und die Geschichte dieses durch Rudolf's Tod (er starb an Salomone) unterbrochenen, und nach den vielen noch übrigen Handschriften zu schliefsen, vielgeliebten und vielgelesenen Werkes, das deshalb die verschiedensten Leute fortsetzten oder mit anderen Vorwerken und Nachwerken (Enenkel, Heinrich von München, Wilhelm von Oranse, Stricker etc., während Enenkel selber schon neben der Kaiserchronik das nur in Codex monaclus. Catal. pag. 87. membr. 4. enthaltene Gedicht Eraclius und andere, Heinrich von München aber aufser Enenkel, die Rep-

Digitized by Google

gauische Chronik umreimend, das Gedicht von Dietrichs Flucht, Ravenna-Schlacht, die unten zu besprechende Legende der Heiligen, Philipps Marienleben u. s. w. benutzte) ausflickten und anschwellten. Aber die Untersuchung, Scheidung und Gruppirung der dadurch entstehenden Handschriften — Familien ist zum Theil so schwierig und verwickelt oder doch verzweigt und verwachsen, dafs ich, wozu auch viele inneren Gründe drängen, nothwendig weiter zurück, höher hinauf gehen und zuerst von der Kaiserchronik und ihrem Inhalt und äufseren Ausbau redend, den gleich folgenden und gleich sie benutzenden, vorarbeitenden und umreimenden Enenkel und wiederum seinen Nachreimer Heinrich von München, endlich den viel edleren, reineren, selbstständiger dichtenden Rudolf von Hohen-Ems, dessen unvollendete Handschriften — wie gesagt — zu wahrhaften Schwellbüchern der Weltgeschichte (Wolfenbüttel, Arolsen etc) benutzt worden sind, schärfer in's Auge fassen und ausführlich diese ganze grofse Kette des Zusammenhanges zergliedern mufs; woran sich noch manch' andres Ergebnifs, manch' andre Beleuchtung des poëtischen und prosaischen Chroniken Zusammenhanges anschliefsen wird.

Der nun hier für diese Beurtheilung in's Besondere ausgewählte Abschnitt VI. betrifft die Strafsburger Handschriften, welche Graff — bei einem freilich sehr kurzen Aufenthalt in Strafsburg — doch fast allzukurz abgefertigt hat, indem er oft kaum eine hinlängliche Notiz oder ein Erkennungszeichen von ihnen giebt. Ich war volle zwei Monate in Strafsburg, und durch die mir, wie ihm, widerfahrene wahrhaft Deutsche Gastfreundschaft und hülfreiche Theilnahme der Gelehrten (Prof. Schweighäuser d. Jüng., Prof. Hessenschneider, Prof. Strobel, Prof. Wilm, Dr. Engelhardt und vor Allem des Prof. der Theologie Dr. Jung, Superiors am protestantischen theologischen Seminar) wurde ich befähigt, fast alle von Graff genannte oder beschriebene Handschriften ganz und gar abzuschreiben, so dafs ich über das Meiste viel genauere Auskunft und Auszüge zu geben vermag, bis ich die vollständigen Abschriften werde zum Drucke befördern können, was bestimmt und nächstens geschieht.

So wird meine weitere Gabe mehr eine Zugabe, als eine Beurtheilung von Graff's Diutisca sein und werden, wie es auch allein meine Absicht war und Sache der Recension ist. Was zur Beurtheilung oder Ergänzung der anderen Abschnitte

Digitized by Google

noch in der Kürze zu sagen sein möchte, wird am gelegentlichen, geeigneten Orte eingeschaltet werden.

Von Druckfehlern ist, wie gesagt, wenig zu sagen. S. 346, v. 2 von unten *snld* statt sulde ist leicht, 378 v. 7. von unten *enwant* statt en vant (oder enwânt?) gehört gewifs schon der Urschrift, da es in Graff's Handschrift stand. Einige bedeutendere Fehler finden sich noch in den Glossen, die aber meist wohl schon ursprüngliche in der Handschrift sind. Der von Grimm in den Pariser Glossen bemerkte Fehler S. 130. unpladendi, wo die Reichenauer nur das synonyme *unfrau* haben, wird durch die St. Galler Glossen (S. 6.) schon verbessert, sie haben urplidhem, wo das m am Ende, wie öfter, gewifs eine nicht seltene Abkürzung ist, vergl. St. G. S. 9. *cafolgam* (consecuti sunt, Par. *gefolgete sint:* Reichen. *kifolgenti sint*) u. s. w. — S. 132 unter Adtonitus stehet in den Paris. Gl. bei intentus *ni*haltanti; die St. Galler haben S. 8. richtiger *pi*haltandi. Beiläufig wird das St. Galler *sendi*, das kein Latein bei sich hat, durch das Reichen. *sehanti* (zu intentus) erklärt. — S. 139 stehet bei aliquam diu in den Pariser Gl. bei Graff eddes *ui* langeo, besser St. Galler S. 15. edbes *in* lango, 154. alimentum, rictum vel *citum*, St. Gall. 31. richtig cibum, 155. usurpat — gaturstico, St. Gall. 33. catursti*cot*, 157. sputiosum stu*dih*aft, St. Gall. 35. stu*k*ihaft, 158. u*p*arazzi, St. Gall. 37. u*p*arazzi, 161. populum — *floch*, St. Gall. *folc* (wie Paris. *glati* — algor, St. G. *chaldi*, Reich. chalti), 161. terra intus — *ethun*, S. Gall. 42. *er*thun uruuerf — terre iuctus), 162. ebis (hebes) — *tisic*, St. Gall. ebis — *tusic*, 155. fügt St. Gall. 33. zu „septentrionalis sipun stirnes" noch „s. *locus* s. sternes *stat*", 161. (St. Gall. 41.) ist *agens* = ἅγιος und 156. (St. G. 34.) steht animi quis (— *uuelik!!*) gewifs für *quies* (zu patiens, longaminis). Eigen ist 182. brutiscunt, Paris. *artopent*, St. Gall. 43. *irpotent*, welche Umstellungen sich öfter in Handschriften finden und auch in der Sprache Bequemlichkeit und Bedeutsamkeit begründet sind (gothisch *bauds*, *bautks* gegen taub, das persische *sav* (omnis) gegen slav. *vas*, mutus stumm??). S. 161. ist virilis — *gommanlih* aus *gums* (homo), gumo in truhtig*umo*, brutig*umo* und *man* zusammengesetzt, 172. nochmals nir — com*man* (gegenüber dem englischen woman?). — Die Bemerkung Grimms (Göttinger Anzeigen S. 160.) über St. Gall., Paris., Reichen., Gl., alvearia — *chaftaere*, *chaftere*, dafs es *chastere* heifsen müsse, bestätigt sich durch die Stuttgarter (Elwanger) Glosse 32. clusorem — *castare* (qui auro gemmas includit).

Zu Heft 2. S. 165. *bargine* — urlante, so auch St. Gall.

Digitized by Google

44. die leg. antiq. Longobard. titul. CXI haben *vargus*, Buda — tateo dafür hat St. Gall. Budata — deo, 166. sacrificat, St. G. auch wie Xa. *ceqarploazzit* — antiqui, St. G. *andiske* (P. antriske, R. eintriske). Ra. discurrit — zhilaufit, St. Gall. 45. besser zihlaufit, 167. bella gero — *cafekt toam*, St. G. 46 kifektoam, wie R. Kifektom, exerceo — pikam, St. G. pikaan (beginne), u. ignis — fiur (P. fuir), bustum — fuirstat, fuiristat, St. Gall. fiurstat, mortuorum — taotero, St. G. gur toaudero — Bustaemuria, emmuria, das langlebige eimuria, 1482, eyndren Asche, dän ämmer, isländ. amyrgie, wird durch St. Gall. 46. *eimuria* bestätigt und gesichert, 170. coguovi — inclinata, St. G. irchanta, 170. congragosa — pibroget, R. pihraget, *skimplac*, aspera — *sarpf*, St. G. blos confragosa — pirakete, dho (edho?) *scimbalac*, das *dho* (edho) liefse um so eher auf *sine loca* (lac) aspera schliefsen.

Doch überlassen wir diesen Glossenvergleich Grimm für die Göttinger Jahrbücher, wo er sicherlich ihre Sichtung, aus Heft 2 u. 3 fortsetzen wird.

Schliefslich sey hier nur zu den Glossen von Paris, Carlsruhe (Reichenau), St. Gallen und den gleichen Wienern (gl. Abrabani) noch bemerkt, dafs ihre allen gemeinsame lateinische Quelle, von welchem Urglossar Graff S. 122 — 123.[5]) spricht, blos lateinisch im Münchner Codex (aus Emmeran) C. LXXI. enthalten ist, und der lateinischen Hälfte gutes Licht zuführt Die Handschrift (179 Blatt in 2 Columnen) enthält 1) von andrer Hand: de orthographia Terenti Scauri, 2) theologische (arianische) Sätze, 3) das Glossar a) INCIPIT PROLOGVS b) IT PREFACIO c) Bl. 5—173: incipiunt glossae affatae et reliquae de nouo et veteri

3) Dieses Glossar, der St. Galler Sammlung, mufs in grofsem Ansehen gestanden haben und sehr verbreitet gewesen seyn, nicht nur als rein lateinischer Commentar (fast in jeder grofsen Manuscriptensammlung findet sich eine Abschrift oder Umarbeitung oder ein Auszug desselben vor; auch die glossae Salomonis haben es benutzt), sondern auch mit seiner Deutschen Uebersetzung, da ausser der St. Galler Handschrift auch eine Wiener Handschrift diese Glossensammlung — gl. Babani Mauri — enthält (s. Docen Miscell. und Hoffmann Glossensammlung S. IV. und X.), und ich zu diesen nicht nur die hier in Rede stehende Pariser, sondern auch noch eine vierte aus Reichenau herstammende Sammlung in Carlsruhe gefunden habe. Auch das Glossar in den Werken Isidors, Druck S. 619 — 631, gehört hieher.

Digitized by Google

testamento seu ex etymologiarum spiritualiter compositae. Der Anfang „abaujus, pater proaui id est auus aui. Abba pater, Syrum nomen est“ u. s. w. Der Schreiber giebt im Prologus an, dafs er bei den Glossen mehrere Exemplare verglichen und das Beste (freilich nicht immer) gewählt habe. Das Glossar enthält übrigens auch unbiblische Glossen.

Wir geben weiter zu Heft 2. S. 292. der Diutiska. Dort beginnen die Strafsburger Handschriften.

1. Der geistliche strit. Codex A. 105. der Johanniter Bibliothek 4). Graff bestimmt nicht näher. Ich füge hinzu: membr. 4. die Zeilen unabgesetzt, blos durch Puncte gesondert. Die Seite je 30 lange Zeilen. Rothe Anfangsbuchstaben der Absätze und jede Reimzeile roth angestrichen. Graff nennt diesen geistlichen Streit ein geistreiches Gedicht, zu dessen ganzer Herausgabe er ermuntert. Wilhelm Grimm, dem ich die Abschrift mittheilte, erwiederte mir, 22. 6. 1826: der einer Abschrift kaum werth ist. Späterer Abdruck wird Leser in Stand setzen, selber darüber zu entscheiden. Es gilt, das Bild des geistigen Streites, wie das des Todtentanzes, des Glücksrades in seiner historischen langen Verbreitetheit und darum Wichtigkeit auffassen und da giebt jener frühe geistliche strit manche recht frische Veranschaulichung.

Das Gedicht umfafst — Bl. 1a — 8a der Handschrift — 1008 Verse, von denen bei Graff abgedruckt sind v. 1 bis 259. und v. 904 — 1008, der Schlufs. Mitgezählt habe ich die, nach den Reimen, fehlenden Verse: 58, 122, 184, 291, 341, 648, welcher letztere aus v. 432. herzustellen ist.

An Graff's Proben ist zweierlei zu vermissen:
1) Sollten immer bei allen Handschriften die Blattseiten angegeben seyn. 2) Da Graff durchaus in Interpunction, Doppel-Vocalen, durch besonders geschnittene Lettern, Rechtschreibung und Abkürzungen die Handschriften wieder geben wollte, so hätte dies an dieser Stelle wirklich mit noch mehr Genauigkeit geschehen sollen. Hier in den Anfang herein mehrere Beispiele.

---

4) Die ehemalige Johanniter-Bibliothek, die Universitäts-Bibliothek und die Schöpflinische Bibliothek sind jetzt, zwar in sich gesondert, in Einem Raume vereinigt im Stifte St. Wilhelm (St. Guillaume) d. i. dem protestantischen Seminare.

Digitized by Google

Seite 293. v. 1. u. 3. stehet in der Handschrift *gotte*, v. 11. *luiter* — wie immer wuirt, wuint — wie auch v. 16. gleich richtig luiter gedruckt ist, v. 25. *suillen* (Graff: sullen), v. 59. *vnkuische*, nicht — *u* —; v. 20. stehet *hertze*, nicht herze, wie v. 10. glantze, 18. glentze; v. 15. u. 21. steht *dz*, nicht daz, und war beizubehalten wie *on* und wie 262, 437 . . . selbst *de* steht; v. 39. stehet *sunde*, nicht svnde, und so ist *u* und *v* oft umgeschrieben v. 38. st. *nut*, nicht *nit*, wie v. 66. richtig steht, eben so v. 52. *sui*, nicht sie, mulieres, wie 55 *sui*. nicht *svi*, illa, eben so 56. 57. *sui*, nicht *svi*, v. 61. su kúmet, nicht *v*; v. 66. u. 69. stehet richtig *sui*, v. 67. u. 68. wieder falsch *sv*; v. 55. stehet *schöwe*, nicht schöwen; v. 63. stehet *schöne* frowen, nicht schoene fr.; v. 69. lese ich alten herzen (Graff: herren) u. s. w. Dasselbe tritt ein bei den Strafsburger Gedichten des zwölften Jahrhunderts, S. 303. v. 8. stehet *sol* (Handschr. *sal*), v. 9. damit (H. damit*e*) wrden wir (H. wir *gote*) geechinot; v. 11. verzalt (*uerzalt*); v. 19. demselben (dem selhen), aber wold ich (woldich) u. s. w. Eben so S. 307. v. 2. *vor* (H. *uor*), 9. *wlit* (H. *wlih*), 18. *vorvechtere* (*uoruachtere*), 20. *vertribe* (*uertribe*) u. s. w. Sollte nicht auch das ziemlich regelmäfsig durchgeführte njeman, njemer, jemer zu beachten gewesen seyn? — Ferner S. 308. 309. v. 13. *bisenzan* (H. *bisenzvn*), 14. *zu* (*zv*), 15. *het iz* (*hetiz*), 20. het er (*heter*) u. s. w. Doch sind dies Kleinigkeiten. Wer an solchen Jagdvergnügen findet, habeat sibi. —

Dieser geistliche Streit der Leidenschaften und Laster wider des Menschen Seele oder besseres Ich, das sich rüstet und wehrt wieder sie, kehret im Mittelalter sehr oft wieder. Das Bild des geistigen Kampfes findet sich überall und lag in der germanischen Denkungsart, verwirklicht endlich in den Kriegszügen für das Kreuz. Man denke an milites Christi, homines Christi u. s. w.

Codex Arg. c. 133. enthält ein lateinisches Gedicht „de conflictu virtutum et vitiorum", vielleicht das selbe sehr alte, was codex monac. Emmeram. f. III. membr. IX. seculi. 4. fl. 100—120. enthält: Ambrosii Antperti (oder Ansperti, eines Franzosen und Benedictiners, der 778 starb. Also so alt das Bild!) liber de conflictu vitiorum atque virtutum, welches oft dem Ambrosius, bald dem Augustinus, bald dem Leo oder Isidor zugeschrieben worden ist und deshalb in der opp. s. Augustini, Theil 6, append. col. 699. und opp. Isidori S. 497. abgedruckt worden ist. Man sehe histoire littéraire de la France. 4. 148. etc. Dasselbe Gedicht, oft und lange gelesen, stehet auch in cod. monac. Emmeram. a. 8.

Digitized by Google

membr. 8. seculi IX. fol. 100 — 123; B. L. chart. fol. seculi XV. fl. 164 — 167; C. LXII. chart. fol. seculi XV. fol. 241 — 243; F. LII. chart. 4. seculi XV. fol. 284—285. Darin heifst der Anfang:

Vos qui sub Christo mundi certatis in isto.
Discite virtutum conflictus et vitiorum.

Hieher gehört auch der Krieg des Leibes und der Seelen (s. Hagens Grundrifs S. 445).

Codex Argent. B. 168. chart. 12. enthält unter N. 7. septem mulieres i. e. virtutes Theologiae, wie im obigen geistlichem stîte gekämpft wird: mit suben vbelen wiben, v. 49, nämlich den Leidenschaften: vrasheit, vnkusche, gritekeit, zorn, nit, tracheit, hoffart, wider die suben iuncfrowen: musse, kuschekeit, miltekeit, senftmuetekeit, minne, wackerheit, demut. Die Zahl sieben mag in ihrer alten Heiligkeit auch hier wiedergekehrt seyn, wie auch in den sieben Himmeln, sieben Todsünden (houbitsunden) u. s. w. Auch die Stelle Jesaias 4. 1. mag dazu gewirkt haben, wie auf ihr das Gedicht beruht, welches ich S. 97 — 103. in meinen „Erläuterungen zum Wassobrunner Gebet" — Berlin, bei Ohmigke 1821. 8. — 5) mitgetheilt habe, und auf welches auch der Anfang des Liedes von den sieben Gaben (geistlich; der man was iesus christ) in Lasberg's Liedersaal I. 367. sich bezieht:

Ain waissag sach das siben wib
Stritten vmb ains mannes lib.

Recht ausgeführt und sinnbildlich dargestellt ist dieser geistliche Kampf in dem Riesen- und Weltbuche der Herrat von Landsberg in Strafsburg, Blatt 199b — 204b, welches Engelhard besprochen hat. Die grofse Folio-Handschrift stammt von der Herrad Hand selber, eine wahre geistliche Bibliothek des Mittelalters, aus dem zwölften Jahrhundert; mithin ist das Bild des geistlichen Kampfes auch hier höher als unser deutsches Gedicht hinaufgeschoben. Aber auch viel spätere Zeit führet das Bild sehr oft noch durch. So heifst es

5) Ich recensire mich hier selber, und zwar überaus kurz. Die Münchner Handschrift, die ich nun selber seit 1825. oft eingesehen, liest bestimmt „mit inan" im Wassobrunner Gebete. Dafs mit den Accusativus mit sich führen kann, siehe bei Graff althochdeutsche Präpositionen, S. 128 — 129. — Koro.

Digitized by Google

in der deutschen Uebersetzung Sebastian Brand's von Jakob Wimpfelings „Rithmus contra bellisequaces:

Kriegsknecht was ist dier nodt sölchs bochen
Das du ym krieg wilt sein erstochen
Thu gemach, die platren, feber vnd bil
Werden erwirgen vwern vil
Vor brassen schlemmen vnkuscheit
Wirdt vch der gammell bald geleit
Bystu zu krieg geboren yn
Vnd wildt vff erden kriegen hin
Krieg mit dem fleisch vnd diner stünd
Vnd wer dich geen dem bösen findt
So magstu lang in kriegen alten
Vnd wirst durch sölchen strit behalten.

Graff giebt S. 292. in der Anmerkung eine Notiz von dem heiligen Namenbuch des Conrad Danckrotzheim, dessen Papier-Handschrift von 1435. in der ehemaligen Johanniter-Bibliothek zu Strafsburg — cod. B. 142. fol. 1a — 11b — sich befindet; und fordert Strafsburger Freunde zum Abdruck auf. Ich füge hier nähere Angaben hinzu. Die thätige Levrault'sche Buchhandlung zu Strafsburg wird mit dem neuen Jahre einen Band Alsatica, gesammelt durch den Professor Strobel daselbst herausgeben, welcher aufser dem Leben der Literatur und Gedichten von Sebastian Brand, Gottfried von Hagenau, Thomas Murner's Briefen auch jenes Namenbuch des Konrad von Danckrotzheim enthalten wird.

Das Gedicht umfafst 546 Verse auf 11 Blätter in 4. 1 Spalte. Die Ueberschrift ist: Cuonrat Danckrotzheim heilig nambuoch, wie v. 30: Vnd ist das heilig nambuoch genant. Bekanntlich hiefsen sonst die Fibeln gleichfalls Nambuch, gewifs, weil die Namen der Heiligen erst später der bösen Xantippe etc. Platz machten. Nach der Einleitung von 42 Versen folgen die 12 Monate mit alle lieben Heilgen durch das Jar, 412 Verse, dann die ergötzliche Ausleitung 413 — 546. Der Verf. nennt sich selber v. 34. Cuonrat Danckroczheim und v. 518. Conrat dangkrotzheim, nicht also Dangbrotsheim, wie Hagen im Grundrifs S. 501. VI. 3. bei der Angabe des Kolmarer Minnesänger-Codex 6) schreibt. V. 349. spielt er auf sich an

6) Diesem Codex habe ich vergebens nachgespürt, der nach Grä-ter's mündlicher Mittheilung, in Ulm, zuletzt bei einem Buch-

Digitized by Google

hei sinem genannen sant conrat und nennt sich cunczman. Hagen nennt ihn a. a. O. von Hagenau. In dem Namenbuch nennt und kennt er Hagenau sehr gut. Vers 152:

Der kouffman machet sich uff die fart,
wann es ist Jormerckt zue hagnowe;

v. 148. vorher sagt er: der do wil gen baden varen, v. 252. nennt er strasburg. — Die Handschrift ist, nach v. 511, von 1435:

Vnd hant dis buech da mit ein ende,
Das geben wart von milter hende,
Do man zalt tusent vor
Vier hundert fünff vnd drissig ior.

Ob nun der im Colmarer Codex (Grundriss S. 501.) derselbe Dangkrotsheim von Hagenau ist? In Gottfried's von Strafsburg Tristan kommt bekanntlich: diu nahtegale von Hagenouwe vor — v. 4777. Uebrigens ist das Namenbuch schon im 16ten Jahrhundert gedruckt worden, und liegt auf der Strafsburger Bibliothek. Zehen Blätter in 4. v. Ort u. Jahr. Der Titel heifst:

Das Heiligen Namenbuch,
Das heiligen nambuch, dut nennen mich
min diechter Dangkrotzheim der sinnrich
Ordenung der heiligen und defsglich
monat des jors zeug ich unstrofflich.

---

binder zu Colmar gesehen wurde, bei welchem er übrigens ehrfurchtsvoller behandelt worden seyn soll als die meisten — niederrheinischen — Handschriften, aus denen Uffenbach's Bibliothek und Catalog erwuchs, von den Solinger Bücherschneidern. Die Colmarer Bibliothek liegt dermalen in Unordnung. Ist der Codex noch darunter versteckt, so werden ihn der für deutsche Literatur in Frankreich so thätige Präsident Golbéry in Colmar und Professor Dr. Jung in Strafsburg, die mir beide eifrige Nachsuchung versprochen haben, gewifs finden.

Eben so wenig war in der durcheinander geworfenen Johanniter Bibliothek, um deren müheselige Ordnung sich Jung viel Verdienst erwirbt, der codex A. 900. zu finden, worin das Gedicht vom Gregor vom Stein (Hagen's Grundriss S. 281. 15 und Jacobi de Voragine historia Lombardica etc.) enthalten ist, wovon Görres früher Abschrift besafs. Uebrigens hat Professor Vesenmeyer in Ulm ein grofses Pergamentblatt Bruchstück aus einer zweiten Handschrift des Gregor vom Stein. Uhland in Stuttgard besitzt davon Abschrift.

Digitized by Google

Den jungen zu bericht ser tröstlich
befindet myn leser eygentlich.

Ein Holzschnitt ist beigefügt, der Jesum im Tempel mit seinen Aeltern unter den Lehrern darstellt.

Aus der Vergleichung des Druckes mit der Handschrift ergiebt sich, dafs in jenem die Sprache noch mehr verneut ist und dafs die Handschrift nicht die eigenhändige des Cuno seyn kann; denn es fehlt eine Zeile in demselben. Nach v. 401:

Die sties zwene broten an den spisz

hat der Druck die in der Handschrift fehlende Reimzeile

und briete und machte einen guten frisz.

In der Handschrift fehlt ferner noch Vers 72 (71. tempel:?)

Konrad von Dangkrotzheim (Dankers in Elsafs) Namenbuch ist wegen der Sittenbeziehungen seiner Zeit und wegen der harmlosen Drolligkeit wohl werth. Er hat es den Kindern gewidmet:

34. Vnd mahte es Cuonrat danckroczheim
Aller kinde patterone.

Ein zweiter Buko von Halberstadt?

Diese Notizen mögen hinreichen, um dem vollständigen Abdruck durch die Levrault'sche Buchhandlung zu Strafsburg einen freundlichen Empfang auf dem rechten Rheinufer zu bereiten, um so mehr, als wir uns der deutschen Gabe aus dem nun doch einmal wälschverwalteten Elsafs recht freuen sollen.

Diutiska, S. 301 bis 303. Legenden der Heiligen Cod. Arg. A. 77. der ehemaligen Johanniter Bibliothek.

Dieser grofse Codex von 444 gr. fol. Seiten Pergament. und je 3 Columnen zu je 50 Zeilen — ist von Graff allzukurz behandelt worden. Nicht einmal die Anfänge und Schlüsse sind gegeben worden, die wegen der Vorreden und Nachreden, freilich auch allein nicht helfen; während doch dieses Gedicht sogar ein recht angenehmer Fund ist, wie folgende Darstellung aufdecken wird.

Dieses grofse Leben aller Heiligen nach der Ordnung des Jahres ist nämlich nur der dritte Theil des in Hagen's Grundrifs S. 260b bis 267. besprochenen Lebens Christi, Mariä und der Apostel, ein von des Meister Philipp's sehr oft vorhandenem Werke, Grundrifs, S. 241, womit es Koch, Compendium, Theil I. S. 125, und Docen noch, Miscellen Th. 2. 96. und Museum Th. I. S. 192, verwechselten, gänzlich verschiedenes noch viel poetischeres Werk, welches aber auch sehr gelesen und geliebt gewesen seyn

Digitized by Google

mufs, wie die nachher darzuthuende Herausnahme einzelner Abschnitte, in cod. pal. 341. 378 u. 356, und die Benutzung solcher (z. B. von Decius, Diocletian oder Laurentius etc., einige der Wunder bei Christi Geburt, während die anderen aus Philipp's Marienl. Leben genommen wurden) durch Heinrich von München in seiner Weltchronik, worin er den Enenkel anschwellt.

In den altdeutschen Wäldern der Brüder Grimm Theil 3. S. 155. meinte Docen, dafs es wohl ein Werk Rudolf's von Hohen-Ems seyn möchte. Einige langgestreckte Reimstellen, von denen sogleich, liefsen darauf schliefsen, und es liefse sich fragen: Hätte Rudolf dies Werk als Fortsetzung seiner Weltchronik vielleicht vorgedichtet, ehe er an Salomon, wobei er bekanntlich starb, vorgerückt war? — Eigen aber wäre dann, dafs stets an Rudolf's Weltchronik, in den grofsen Sammelhandschriften zu Wolfenbüttel, Arolsen u. s. w., als nuwe Ee des Meister Philipps Verdeutschung des Marienlebens angehängt ist! Wovon näher im 2ten Theil der Kaiserchronik. Aber Grimm hat in seiner Grammatik, Theil 2. S. 252. gelegentlich schon das Resultat ausgesprochen, das Werk sey nicht von Rudolf, wozu ihn grade die Sprache und ins Besondere die Reime veranlassen; und Formen wie wëhsel ât, materât, die auch im Strafsburger Codex erscheinen: marterât: gât, wëchselât: gât 28, 25c, di villâte: râte 28a, mittelode 25c.

Zuerst nun von dem ersten und zweiten Theile des grofsen müheseeligen Reimwerkes.

Hagen, a. a. O. S. 260, kennt nur 1) eine Meininger Handschrift und giebt die Vorrede, und 2) S. 550. nachträglich kurze Nachweisung der Heidelberger Handschrift, N. 352. (Wilken, S. 434.), die ich sogleich näher beleuchten werde. Dazu haben sich später gesellt: 3) eine Wiener Handschrift, Ambras. Sammlung N. 266, kl. fol. 205. Bl. Perg. 13 Jhd. Anfang und Schlufs fehlt. Lambec. II. 781 — 788. 4) Eine Handschr. in der fürstlich-Dietrichsteinischen Bibliothek zu Nikolsburg; beschrieben in der Wiener Literaturzeitung 1816. Intelligenz Bl. S. 155. 161. 169. u. s. w. 5) Eine Pergamenthandschrift aus Görlitz erstand in diesem Jahre Hagen; 250. Bl. fol. aus bester Zeit, vollständig. 6) Von einer Pergamenthandschrift erhielt ferner Hagen zwei Blätter, von einem Deckel abgelöst, etwas jünger, durch Meusebach in Berlin. 7) Eine Thorner Handschrift, soll vorhanden seyn.

Digitized by Google

Die hier geschilderten Codices enthalten sämmtlich Theil 1 und 2 des Werkes. Der erste Theil umfaſst das Leben Jesu und der Maria, der zweite das Leben der Apostel. Von diesem zweiten Theile besitzt Straſsburg noch eine besondere Papierhandschrift, B. 110. fol. 15. Jahrh., wovon näher an seinem Orte.

Das ganze groſse dreitheilige Werk erhielt die Einrichtung, daſs jedes Buch Vorrede und Nachrede hat. Für Buch 2 giebt mir die eben genannte Straſsburger Papierhandschrift die Nachrede, die in der Heidelberger Handschrift fehlt.

Diese Vor- und Nachreden aber geben das beste Licht und den rechten Beweis von den zusammengehörenden drei Theile, indem die späteren Vor- und Nachreden immer den Inhalt der vorigen Bücher wiederholen; so wie eine groſse Stelle von Julian dem Bösen, welche vom zweiten Theile in den dritten wieder hinüber genommen worden ist.

Von Theil I. nun giebt von der Hagen im Grundriſs S. 260—261. die allgemeine Vorrede des ganzen dreitheiligen Werkes, S. 262—265. aber die Vorrede des ersten Theiles; und zwar nach der Meininger Papierhandschrift, worin mehrere Lücken und Unleserlichkeiten obwalten. Ich gebe hier die Ergänzungen der Heidelberger Pergamenthandschrift 7).

Hagen, S. 260. Z. 4: ob aller vreude crone. — S. 261. Z. 1. die fehlenden 7 Zeilen lauten:

du bist der an wisheit
1b mit minne dicke seze
In dime lobe vz meze
De creaturen wechselat
Din hoer gotlicher rat
Geworckt vnde vnds worcht wol hat
Daz vinstere von geluochte
(Die trucke vnt ouch die vuchte);

S. 261. v. 5. clingen statt schlingen, v. 14. an genuger st. gruener, varwe a, v. 19. sunner, st. dye sonde, v. 21—28:

Vnde wie die wechselen vmme

---

7) Die Heidelberger Handschrift hat niederdeutsche Schreibformen: bleif blieb; besihreif 14 d, dat, dit; bitime mit; schimp: glimp, he neben er; selwen, aber enthub; pleget, plit und pflit, plagen 15 a; ewenclich 15 c, willenclichen u. s. w.

Digitized by Google

Den tach die nackt vnde daz iar
In diner wisheit vffenbar
wande ir begin vnde ende
stet gar in diner hende
Du bist ir got si din geschaft
O gotlicher meists schaft
wie ho wie tief vnde wie lanc
(Ist dines gewaltes vmmeganc).

v. 34. vollesen st. follenlessen, follenmessen, v. 35. die eines wesen, v. 38. leben wessen, v. 43. die eines list, eygenes u. s. w. S. 262. v. 5. von unten zu jungest st. wüste! —

Dem Ganzen liegt natürlich eine lateinische Quelle zu Grunde, aber gewifs verschiedene Werke. Die Folge der Heiligen im Theil 3 ist nach dem Ablauf des Jahres und der kirchlichen Feste. Da nun der Dichter Jesu und Mariä Leben und Feste für Theil 1, das der Apostel und der Maria Magdalena für den zweiten Theil herausgeschieden hat, so blieben natürlich diese sämmtlich an Theil 3. aus der Reihenfolge heraus. Daher vergleicht man die Folge des 3ten Theils, wie sie Graff gegeben, z. B. mit der vollständigen auch nach dem Jahreslauf geordneten Legenda aurea (oder historia lombardica, wie sie von der Mittheilung der lombardischen Geschichte am Schlusse heifst) des Jacobus de Voragine, so ist bis auf jene natürliche Lücken die Folge ziemlich gleich. Jacobus de Voragine ordnet ganz genau nach den Festen und beginnt daher das Kirchenjahr mit dem Advent; fortblieb bei unserm Werke natürlich der folgende Apostel s. Andreas, und beginnt gleich mit den folgenden Heiligen Nicolaus, Lucia u. s. w. Mancherlei Umstellungen der Folge in unserm deutschen Werke gegen die Legenda aurea (z. B. bei Benedictus-Longinus, Christina-Martia, 11000 Jungfrauen-aller Seeligen u. s. w.), eben so vielfache Auslasse von Heiligen, gleich von vorn herein Paulus heremida, Hylarius, Macharius, Antonius-Vedastus, Amandus-Gorgonius-Chrysostomus, Lampetus u. s. w. beurkunden, wie die gesonderte Anordnung der 3 Theile an sich, bei unserm Verfasser theilt eine selbstständige Anordnung, theils dafs er verschiedene lateinische Quellen um sich versammelt hatte. Für das Leben der Maria und von Jesu Jugend bestimmt das lateinische Reimwerk, welches auch für 3 andere Deutsche Gedichte Quelle gewesen ist, nämlich 1) für Phillipp's Marienleben (Hagen, Grundr. am a. O.), 2) für ein von mir im Cod. Stuttgard. Biblioth. public. mss. theolog. et philosoph. 4. N. 22. chart. seculi 14.

Digitized by Google

(1388) aufgefundenes Deutsch gereimtes Marienleben, dessen Verfasser sich am Schlusse also nennet:

Der nu dis Büchelin
Ze tůsche Bekeret hat von latin
Der ist genemmet alsus
Von binow waltherus
Von Brêmgarten bi der rùs geborn
Notig genuog nach vnd vorn etc.

3) Cod. argent. Biblioth. Johann. A. 82. N. 3. chartac. 1396. Bl. 1 a — 85 c. Ich werde alle diese vier Bearbeitungen im 2ten Theile zur Kaiserchronik bei Gelegenheit von Rudolf's von Hohen-Ems Weltchronik genauer besprechen, sammt ihrer, allen gemeinsamen lateinischen Quelle, die ich bis jetzt viermal gefunden habe: 1. Cod. monac. lat. membr. N. 1328. 35. 2 Columm. fol. secul. XIV. fol. 1 a — 67 d. 2. Cod. Wallerstein membr. 8. seculi XIV. 1344. 122 fol. 1 Colum. 3. Cod. Carsruh. membr. 4. N. 252. 2 Colum. seculi XIV. 4. Cod. monac. Emmeram. F. XLI. 4. chartac. seculi XV. fol. 1 — 156. Schon Docen deutete im neuen literarischen Anzeiger v. 1806. 167 — 169 auf die lateinische Quelle. Der Anfang der Vorrede dieses Werkes heifst (Cod. Wallenst.)

Sanctus epyphaniuo doctor veritatis
Salamine pontifex cypri ciuitatis
Et sanctus ignatius verus martyr dei
Johannis discipulus filius zebedei
t Johannes damascenus qui phylosophiam
Omnem suam reuocauit diuina in vsiam (οὐσιαν) etc.

Der eigentliche Anfang des Werkes:

In ciuitate nazareth de terra galylea
homo quidam habitabat ortus ex iudea
Gente. genus eius sumens de stirpe dauid regis
Simplex iustus atque sanctus secundum iussa legis etc.

Jenes lateinische Werk heifset nun in unserm grofsen Legendenbuche, wovon wir ausgingen, einfach, daz buoch 27 b. 80 d. etc. wie die Deutschen Dichter ihre Quellen nie anders nennen, als daz buoch, daz märe, daz liet u. s. w.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

Digitized by Google

N. 75. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Diutiska von E. G. Graff.

(*Fortsetzung.*)

Für den Abschnitt des Faustinianus und Clemens liegt der deutschen Bearbeitung das auch der Kaiserchronik gemeinsame ursprünglich griechische Itinerarium S. Petri oder Recognitiones Clementis, in Rufini Torritani (Torani) lateinischer Uebersetzung, vollständig unter andern in Cod. Guelfb. opuscul. theol. XXVII. membr. sec. IX. (Itinerarium clementis pape predicationis sancti petri apostoli) und Cod. monac. Emmeram. membr. C. LXXII. sec. X. f. 5 — 100. S. Clem. Rom. Recognitionum libri X., aber in einem schon frühen lateinischen Auszuge zu Grunde, wie ihn auch Vincentius Bellovacensis schon in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts in seinen Speculum historiale aufgenommen hat. Eben so gedruckt in bibliotheca patrum. Lugdun. 2, 384 und Coteler Patr. apost. Amsterd. 1724. I. 491. Ueber jenes Werk siehe vorläufig Fabricii codex Apocryphus und die neuliche Darstellung in Göthe's Kunst und Alterthum 1825. Erfreulich war mir, in unserm deutschen Werke in dem Abschnitt über Faustinianus, und gerade hier und nur hier den der Kaiserchronik so eigenen und durchgeführten Ausdruck wîlsaelde, γένεσις, constellatio, Schicksalsstellung in der Stunde 8) der Geburt. — Der Abschnitt über Silvester ist natürlich aus den Gesta Silvestri u. s. w. Dafs unser Dichter aus solchen verschiedenen Werken geschöpft und gebaut, scheint in Worten zu liegen, wie Theil 3. 2a:

Sus wil ich mit gedichte wesen
Vnd an ein buch zv samenē lesen.

8) wile ist Stunde, hora, stunde ist Augenblick, momentum. Daher alle weile, dristunt, drei Mal u. s. w.

Digitized by Google

und 222c:

Ich habe — nicht ane opozen vmme fuch
Hi vollen bracht di drv buch.

Aus solchen und anderen Quellen, die der Verfasser auch nur allgemein bezeichnet, z. B. 3 87b: Sus wisent sumeliche buch, 87d: Ein ander buch suget 9) also — verdeutschte der Unbekannte, der sich nirgends nennt, sein Riesenreimwerk.

Min hertze lange mir gebot,
Daz ich mich druf bedechte
Vnde zuo dute brechte
Ein teil diner (christi) heilagen leben. Heidelb. 2c, wozu er sich zu schwach fühlt; aber nach vier jaren gehe er endlich daran:
Daz ich zu dutschem volke
Disses buches bin ein tolke (Dolmetsch).

Die Vorrede gehet von 1a — 1c. Der Anfang 1d ist:

Hie hebet sich an daz erste buch
passionalis vn sprichit von vnser
vrowen geburt.
David ein grozer kuninc was
als ich is an de buchse las u. s. w.

Graff hat vom dritten Theile den allgemeinen Inhalt gegeben. Zum ersten und zweiten Theile, gebe ich folgende Notizen. Der erste enthält das Leben Mariä, Christi Jugend und Wunder und Leiden, bis Mariä Tod und Auffahrt. Dann Marien Wunder und Marien Lob. Letzteres in der Heidelberger Handschrift. — 98b. Dit is das lob der kuninginnen marien. Anf.

Das lob der kuninginnen,
Die mit hoher minnen
In ir libe den besloz,
Der aller welde ist groz etc.

---

9) Anmerkung. Theil 1. Heidelb. 13d: als die cronken sagen. Ueber den Charakter und Werth seiner Quellen spricht er sich Theil 2. Nachrede, im Sinne des ganzen Mittelalters also aus:

Ob sich dar an ouch ribet
Lichte ein rede apocripha,
Den man weder hie noch da
Gewissen meister en hat,
Jedoch die Rede nit versmat
Wan sie ist nuotze an lere.

Cod. Argent. chart. 149c.

Digitized by Google

Dieser Abschnitt mufs sehr beliebt gewesen seyn, da er sich herausgenommen findet in mehreren Sammelhandschriften. Ich fand und erkannt' ihn 1. gleich dem Abschnitt von der Crescentia aus der Kaiserchronik, in Cod. palat. N. 341. membr. fol. 34b — 39b, gleich dem Coloczaer Codex N. X. XI. XII. XIII; 2. in Cod. palatin. N. 356. chartac. Bl. 65b. etc. vollsändig; 3. in Cod. palatin. N. 378. Bl. 48 — 60b abbrechend (bis 66b in N. 356.) — 105a. Hie nimt das erste buoch ein ende (die Nachrede).

Es folgt Theil 2: Dit is eine vorrede vf der aplsen buoch, d. i. Apostelen-Buch. Bl. 253d heifst es: der boten buoch. Es umfafst das Leben der Apostel bis Maria Magdalena.

Dieser zweite Theil ist, wie schon oben vorgemeldet wurde, nochmals in Cod. Argent. Johann. Biblioth. B. 110. (Papier fol. 15. Jahrhd.) enthalten, 150 Bl. gegen 40 Verse im Durchschnitt. — Bl. 1 beginnt mit dem Inhalt. Dann folgt, wie im Heidelb. C. Ein prologus vff der apostelen buch. Dieser beginnt im Heidelb. 105a, recapitulirend:

Min (Str. Ein) arbeitlicher versuoch
hat alhie daz erste buoch
In (Str. mit) gots helfe vollenbracht etc.
An der apostelen buch
min rede ich nu wende
Ir leben vnd ir ende
wil ich vch zu dute sagen
Vnde nicht die ordenunge iagen
als si des iares hin gelegen
Ich wil der ordenunge plegen
als man in canone der vint etc.

Es folgen nun die Apostel St. Peter, Paulus, Andreas, Jacobus, Johannes, Thomas, Jacobus der Jüngere, wie Jherusalem zuobrochen wart, Philippus, Bartholomäus, Matheus, Symon und Juda, Mathias, Barnabas, Lucas, Marcus, von den engelen, Johannes der Täufer, von sente Marien magdalenen.

Nach diesem Schlufs enthält die Strafsburger Papier Handschr. noch (147c — 150a) die hier, in Heidelb. Hdschr., fehlende Nachrede, woraus sich nochmals ergiebt, dafs das Ganze nach dem latine (147c) verfafst und dafs der Verfasser ein Priester war (was ich huote predigen plege 148d). In dieser Nachrede wiederholt er wiederum den Inhalt von Buch 1 u. 2. mit diesen Worten:

1. Zuom ersten ihesu cristi
Der da was alzuo guoter

Digitized by Google

2. Darnach siner muoter
Vnd der andern heiligen etc.

Das Ganze schliefst ein Gebet (149d—150a), worin auch die Vielreime hervortreten, z. B. gir: 3 Reime, minne: 4, hat: 7, blich: 9, geschant: 11. beiach: 13. — Theil 3 (Strafsb.) zeigt deren gleichfalls sehr viele z. B. 211. fach: vngemach : geschach : brach; 28. vberwunden : vunden : mvnden : begvnden : kvnden; 29d. quam : nam : helenam: stam; 90d. hegen : doneslegen : wegen : regen; 121f. cristen : wisten : vristen : listen; truc : vnvuc : fluc : gewuc; 122f. leben : ergeben : beneben : reben : gezogen : vnbetrogen : gebogen : gepflogen; 142b. erdoln : boln : koln : boln; 127a. stellen : vellen : gesellen : versvellen : swinen: erschinen : sinen : pinen : oberstriten : geziten : liten (des geluckes) : besiten : witen : gliten (gleiten) : biten : riten; u. s. w. Also 4, 6, 8 Reime! Bei Laurentius etc. hat sie daher auch Heinrich von München in seiner Weltchronik.

Wir kommen zum Theil III, zur Strafsburger Pergamenthandschrift zurück. Die allgemeine Inhaltsfolge hat Graff schon angegeben. Daher hier nur hauptsächlich von der Vor- und Nachrede.

Die Handschrift beginnt abermals mit der Vorrede: Dit ist der prologus. Sie beginnt also:

O starker got adonay
Dem vngebrochen wonet bi
Mit voller gewalt etc.

Darinnen heifst es Bl. 2d—2c:

Zwei buch sint da yor gescriben
Vnde ir arbeit verschiben
Daz dritte volget her na.

Nun folget genau der Inhalt obiger beiden Theile. Auch Bl. 208. sagt der Dichter vom Simon:

da ich me han gesprochen von
In der aposteln buche,

und 212d, von Petri Weilen in Rom:

Des ich ein teil da vor beschreib
In der aposteln buche

und 107c:

Martha marien swester war,
Als man vch da vor las,
Do man von marien schreib.

Eben so ist in dem Abschnitte von Juliano dem bosen (50c—52c), wie schon erwähnt wurde, auf 51c ein grofser Abschnitt von Theil I. (Heidelb. 246b—247b) wörtlich

Digitized by Google

wieder eingeflochten. — Am Schlusse des Prologus folget gleich vorweg der Inhalt des dritten Buches; das Leben der Heiligen (21. Sie waren merterere — Sie waren heilige bischove), also daz iar vmmme gat. Am Schlusse des ganzen Werkes folget die Nachrede, 222, die nun zu allen dreien Theilen gehört und der Inhalt des Ganzen, zum Belege des Zusammenhangs aller drei Theile, klar selbst wörtlich mit Reimzeilen aus der Nachrede von Theil 2. wiederholt. Anfang:

Dit ist di nach rede.
Ich habe nv mit der helfe gots
Nach dem willen sines gebots
Nicht ane grozen vmmesvch
Hi vollen bracht di drv buch,
Der ich durch got begonde etc.

Endlich folgt noch 222d — 222f eine zweite Nachrede: Dit ist die nach rede, in eigenthümlichem Versmafs und recht frischer Rede und Poesie.

Lob vnde ere
immer mere
Sunder kere
al vollen sere
Von aller creature
Si dir gesaget
al vnverdaget,
Der vns betaget
Bist von der maget
In menschlicher figure.

Diese, alle Creatur und Natur zum Lobe aufrufend, schliefst 2221:

Laz vns dich sehen
vnde vnser sele in dich brehen
amen daz mutze an vns geschehen.

Auch diese letzte Zeile schlofs eben so vor der Nachrede das Leben der Katharina 222c:

werden lobelich gesehen
amen daz mvze an vns geschehen.

Den vollständigen poetischen Schlufs des Ganzen, so wie genauere Inhaltsanzeige nach Anfängen und Schlüssen werde ich anderweitig geben, so wie gröfsere Abschnitte aus den drei Theilen des Werkes an den gehörigen Stellen im zweiten Theile der Kaiserchronik.

Wir kommen jetzt zu einem noch wichtigeren Abschnitt der Graffischen Mittheilungen: über die dem zwölften Jahrhundert angehörigen Dichtwerke: 1. Vom

Digitized by Google

Glauben. 2. Litanei aller Heiligen. 3. Lied vom Alexander. 4. Pilatus. S. 303. 307. 308. 310.

Alle vier Gedichte sind in dem Strafsburger Codex C. V. 16. b. der ehemaligen Universitäts-Bibliothek enthalten. Graff giebt nur dieses an. Genauer war schon die Beschreibung von Heinrich Schreiber in der Charis oder Blätter für Kunst, Literatur und Alterthum (Heidelberg 1824) N. 6. bis N. 9. Aber Codex und Inhalt sind näherer Beschreibung werth.

Der Codex ist kl. fol. Pergament, 30 Blatt (Bl. 1 a. b. unbeschrieben und zwischen Blatt 8 und 9 fehlt ein ganzes Blatt, nämlich Bl. 1. von Lage II, dem gemäfs auch das entsprechende zwischen Blatt 14. und 15.) in 2 Columnen zu je 56 Zeilen zwischen fein gestrichenen Linien, die Reime durch Punkte getrennt, Anfangsbuchstaben der Absätze roth, das Schlufs ſ ist lang, das ı ohne Punkt oder mit Strich ı́, Abkürzungen sind selten und einfache. Der Codex gehörte früher (nach Bl. 2.) Coll. Soc. Jesv Molshemy, und ist erst vor nicht geraumer Zeit zum Vorschein gekommen, und von den Professoren Bibliothekaren Schweighäuser und Herrenschneider angekauft worden.

Auf Blatt 29 a. b. stehet am unteren Rande von der Hand, welche den Pilatus (29 a—30 c) gleichzeitig mit den anderen Gedichten schrieb, in einer Zeile (zu drei Hexametern):

\- ∪ ∪ - ∪ ∪ - -

Captiuante saladino irotitanos (hierosolymitanos)
Annos millenos centenos octagenos.
Septenosq; reuoluat incarnatio uerbi.

Die Handschrift fiele demnach in oder um das Jahr 1187, wo Saladin bekanntlich das heilige Grab einnahm. Ueber diese Eroberung giebt es, beiläufig, ein gleichzeitiges lateinisches Gedicht in gereimten Versen, aus alter Münchener Handschrift abgedruckt in Aretin's Beiträgen, Band 7. S. 297 — 300; womit Hahn's teutsche Reichshistorie, 3, 298 — 302. zu vergleichen ist. — Ganz am Schlusse unserer Handschrift (Bl. 30 c d.) stehet von der späteren Hand: herze lieb ich gruoz dich frvntlichen, und noch weiter unten roth der bekannte, oft sich so findende Gruſs: aue praeclara maristella.

Zu den einzelnen vier Gedichten hat eine spätere Hand Ueberschriften und Nachschriften gefügt, welche so lauten 1) Bl. 1 a. Hie hebit sich ane daz boch daz do heizzet von deme gelauben; die ältere Ueberschrift heifst: vom glouben. Das Gedicht geht von Bl. 1 c — 9 b. Am Schlusse stehet von der späteren Hand wieder: Hi ist vz daz boch von me

Digitized by Google

gelaube. Zwischen Bl. 8 und 9 ist — s. oben — eine Lücke von etwa 400 Versen (einzelne Blätter zählen bald 410, bald 411, bald 459 u. s. w. Verse,, so dafs das ganze Gedicht wenigstens auf 3,800 Verse zu rechnen ist. 2) Bl. 9 b. bis 13 c. das Gedicht (Ueberschrift von späterer Hand): Hie get ane daz boch von der heligen latenien, d. i. Letanie, Litanei — v. 1461. Diz heizit di letania. Das Gedicht umfafst 1468 Verse. Die spätere Hand schliefst es mit der Unterschrift: Hie ist vz daz boch von der latenien. In diesem Gedichte kommen v. 47 — 90. Randeinschiebungen mit blasserer, aber doch ziemlich gleichzeitiger Dinte von der durch die ganze Handschrift gehenden gleichzeitigen Verbesserungshand vor, und Bl. 9 c. d. herrscht eine falsche Ordnung durch den Schreiber, die aber durch Randwinke wieder herzustellen ist. 3) Bl. 13 c. — 29 a. (von späterer Ueberschrift): Ditz ist alexander, und: Hi ist vz allexander. Gleich zwischen Bl. 14 und 15. — s. oben — fehlt ein Blatt — Bl. 8. von Lage 2, der zwischen nunc fol. 8 und 9. Blatt 1. schon fehlte [10]), mithin, da Bl. 14 a — d. 384 Verse zählt, etwa 380 — 400 Verse. Welche Lücke innerlich dadurch entsteht, geht aus dem Vergleich der lateinischen Quelle dieses und anderer Lieder vom Alexander hervor. Das Ganze umfafst, rund gezählt, um 7200 Verse. 4) Bl. 29 a. — 30 c. (von späterer Hand): Hi get ane daz boch von pilato — unvollendet abbrechend, so dafs die spätere Unterschrift: Hi ist vz pilatus, nur gilt, weil eben nichts weiter da ist. Das Vorhandene, gerade erst den Anfang der Sage andichtend, umfafst: Einleitung, 174 Verse und Gedicht, 445 Verse, nur 619 Verse. Letzteres Bruchstück werde ich in den Anhängen zur Kaiserchronik abdrucken lassen, weil dorthin die Sage gehört, welche Enenkel u. s. w. von Pilato wiedergiebt, die sich ähnlich in den Gestis Romanorum findet und in Karls des Grofsen Jugendgeschichte, wie sie Aretin — Aelteste Sage über die Geburt und Jugend Karls des Grofsen, München, 1803. 8. — mitgetheilt hat [11]), wiederkehrt. Die letzte Seite der Hand-

---

10) Die Lagen, zu je 4 Bogen oder 8 Blatt, wie gewöhnlich, sind mit alten Ziffern bezeichnet, und Lage 3 ist vollständig.

11) Beiläufig: Diese Sage ist wörtlich nochmals in einem Münchner Codex, einer Weltchronik, enthalten, so wie auszüglich in Ulrich Füterers Bayer. Chronik. Diese ganze Erzählung aber von Karls Jugend in Spanien etc. ist nur prosaische Auf-

Digitized by Google

schrift — die letzten Verse des Pilatus, Graff S. 311. — sind fast ganz verrieben, und leider hat eine spätere Hand mit Dinte nachgefahren und oft falsch. Doch ist das Ganze schon von Graff meist hergestellt: chemisches Reagens, das ich anwendete, hat nicht viel mehr herausgebracht und nöthig gehabt. Graff, S. 311. v. 7. des Schlusses stehet weren, nicht waren, v. 8. zweimal un̄, nicht un, v. 14. ist lesbar (danni)n *abe* was sin gedanc, v. 16. wi er *d* (i iuden) — —

Die anderen drei Gedichte der Handschrift werde ich an andrem Orte vollständig mittheilen. Sie haben mehrfache Wichtigkeit.

I. Einmal gehören sie alle der merkwürdigen Uebergangszeit an aus dem Althochdeutschen in's Mittelhochdeutsche, dem zwölften Jahrhundert, und die ganze Handschrift, besonders im Alexander, hat überdies wie die übrigen Gedichte und Handschriften jener Zeit mehrfache Hindeutungen auf das Niederdeutsche 12), so dafs neuer bedeutender Gewinn für Reimgesetz, Umlautsfrühe u. s. w. aus der sprachlichen Gruppirung des Pfaff Kuonrat, Cod. pal. 112, 13) König Rother, Cod. pal. 390 der Kaiserchronik, Cod. pal. 361, der heiligen Martina, Cod. Basil. bibl. public. Cartusian. membr. I, 223, Lamprecht's Alexander, Cod. Argent. C. V. 16. b, Bruchstück vom Aegidius, mitgetheilt von Grimm in Wigand's Archiv für Westfalen 1826. Hft. 2. S. 73 ff. u. s. w. hervorgehet.

II. Andrerseits ist das erste und zweite Gedicht der Handschrift — vom glouben und litania — für die religiöse Geschichte ihrer Zeit höchst bedeutsam. Wer Grimm's Beurtheilung der Klinzischen Ausgabe von des Bruder Berhtold's Predigten, Cod. pal. 24 und 35, in den Wiener Jahrbüchern der Literatur 1825. Bd. 32. S. 194 — 257. gelesen hat, und damit die Predigtenlese des Herman von Fritzsch-

---

lösung der strickerischen Umreimung des älteren Rolandsliedes vom Pfaff Kuonràt, Cod. palat. 112. 4. membr. und Strafsb. Bruchst. bei Schiller II. Den Beweis anderwärts.

12) Z. B. im Alexander, 13d v. 62. irin willen, 14a v. 137. irn schin, v. 149. daz ich non ime sagen daz ist war, 15b. v. 1112. di *iren* walt falten, 17d. lazent ir mich riten hi durch, 21b. o wi waz wollent ir mir fv, 27a. lazent mir den leben han; plegen, wale u. s. w.

13) Welchen Wilhelm Grimm herausgeben wird.

Digitized by Google

lar, Cod. pal. 113 und 114. membr. 8, die Predigtbruchstücke und philosophischen Abschnitte in Docen's Miscellaneen I. 143 ff. und Ebert's Ueberlieferungen Hft. I. S. 160 — 161. vergleicht, und an die Deutsche Theologie, 1817 wieder durch Karl Grell, und Tauler's Predigten, modernisirt Frankf. 1826. 4. 3 Theile, hält, der wird eine merkwürdige, erhebende, Kette frühen religiösen Durchbildungsdranges im Volke erkennen, befriedigt durch Laienpriester 14), die deutsch und zum Volke predigend auf Gassen, Linden u. s. w. mit dem lateinischen Regiment der römischen Curie früh in geistigen Widerspruch traten, bis zur Zeit der Kirchenbesserung hin.

III. Drittens ist das Lied von Alexander unter den vielen gedichtlichen Darstellungen seines Lebens und seiner Thaten — Lamprecht, Berhtolt von Herbolzheim, Bitterolf, Rudolf von Hohen-Ems, Ulrich von Eschenbach, Enenkel, Seyfried, Jakob von Maerlant — in der altdeutschen Literatur das bis jetzt älteste, und die Proben, welche Heinrich Schreiber in der Charis a. oben a. O. gegeben, machten längst den vollständigen Abdruck höchst wünschenswerth. Ich werde an denselben Betrachtungen und Mittheilungen über alle dichterischen Behandlungen desselben Stoffes und über die gemeinsamen Quellen dieser verschiedenen Bearbeiter anknüpfen. Hier nur die vorläufige Bemerkung über den Verfasser unsers Alexanderliedes. In der Handschrift, die wenigstens in den drei ersteren Gedichten von Einer Hand geschrieben ist, kommen zwei Namen vor: in No. 1, vom glouben, heifst es fol. 9 b:

di da horent sprechen,
dise rede rechene 15)
di ih arme hartman
uon deme heiligen gelouben han getan.

---

14) Worauf sich auch der längere Abschnitt im Wartburgskriege gründet. Zeune's Ausgabe, S. 28 — 32 u. s. w.

15) Wie vorn Bl. 1 a. v. 19 — 21:

Uon dem selben glouben woldich sprahen
bescheidenliche rechen
mit dutischer zungen.

Gl. St. Gall. (Keronis) S. 38: alegoriam - spelpatih (gl. Paris. spelpauhan, gl. Carlsr. spelpauh) aliut per aliud: ander quidid andher rechnit siguificans endi zaichinit (cazaihnit) — gl. Stuttgard Elwang. 1 a. irrechido: expositioni u. s. w. —

und im Alexander zu Anfange, v. 4. Bl. 13 c. heifst es:

iz tichte der paffe lamprecht.

und v. 13. nennt er seine Quelle:

elberich uon bisenzvn
der brahte vns diz liet zv.
der hetiz in walischen getichtit.
ih han is uns in dutischen berichtet.
nieman ne schuldige mih.
alse daz [walische] buoch saget so segen ouch ih.

Ohne Zweifel gehet das zweimalige ih dieser Stelle auf jenen paffe lamprecht. Jene wälsche Quelle aber — v. 13. elberich uon bisenzvn, v. 19. aelberih, v. 33. meister aelberich — möchte höchst wahrscheinlich derselbe Alberich von Vicenza seyn, nach dem der Stricker um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts den Daniel von Blumenthal dichtete, worin er gleich eingangs — Grundrifs von Hagen S. 145. — sagt:

von Vicencz maister Albrich
Der bracht ain rede an mich
Vser welscher zungen,
Die hau ich des bezwungen,
Das man sie in Tusch uernimpt.

Vicenza — Bisencun (neben Besançon) passen recht gut. Heifst doch z. B. Vicenza in der Strafsburger Handschrift der Reppauischen Chronik Bl. 174 a. selbst: bisunzia.

Um das Jahr 1138 war Alberich ein Mönch zu Clugny (Cluniacensis abbatiae) 16). Alberich ist bekanntlich eins mit Aubry (Oberon). Jene obige Stelle aus dem Eingange unseres Alexander v. 4. deuteten H. Schreiber a. a. O., Engelhard auf einem Einlegeblatt in der Handschrift, und Andere auf den Lambert li Cors (le Court) von Chasteaudun, welcher wirklich mit Alexander von Paris, gebürtig von Bernay in der Normandie, im zwölften Jahrhundert eine französische Alexandreis gedichtet hat. Man sehe Histoire littéraire de la France, Band XV. 1822. S. 119 ff. und S. 160 — 193; Notices de Manuscr. 5, 101 — 131; Roquefort de l'état de la poesie française S. 118 — 153; Biographie universelle unter Alexandre de Paris, und Préface du roman de la

16) Ganz unpassend ist, mit einer späteren Anmerkung Bl. 13 c. unserer Handschrift an Lambert von Aschaffenburg (wo er Mönch war, eigentlicher von Hirschfeld), der bekanntlich nur bis 1077. schrieb.

Digitized by Google

Rose, Amsterdam 1735. 17). Diese Alxandreis liegt handschriftlich pergam. kl. Folio in der Königl. Bibliothek zu Paris, französ. Manuscr. No. 7633. — l'Estoire dou Roi Alexandre in 8 Kapiteln, — wahrscheinlich auch zu Cambridge, 1363 geschrieben. Siehe Gerard. Vossii De Historia lat. Buch 3. de anonymis aetatis inceratae etc. nach Silvester Gyraldus von Cambridge.

Dafs am wenigsten aus dem Namen armer hartmann, wie Heinrich Schreiber gethan hat, weder für das Alexanderlied, noch für den glouben und die letanie auf Hartmann von der Aue, den Dichter des Iwain, Gregor vom Stein, Armen Heinrich u. s. w., geschlossen werden darf, der entschieden andern inneren Ton und andern Reim hat, geht aus einer Stelle des Alexander von Rudolf von Hohen-Ems deutlich hervor, woselbst Hartmann von der Aue grade nach Heinrich von Veldeck und neben Wolfram von Eschenbach als Einer dieser Dreie gerühmt wird; der rechter rîme aller erste began; während gänzlich auf unser Lied vom Alexander pafst, was daselbst treffend und ausdrücklich unter dem Namen Lamprecht von einem früheren Gedichte, das noch nicht Jener reinen Reim übe, d. i. der mehr assonirenden Zeit jener obengenannten Gruppe von Gedichten angehörend, ausgesagt wird. Ich theile diese Stelle hier ganz mit, damit auch die von Mone in seinem Badischen Archive, Band I. Karlsruhe 1826. 8, wohin ich wegen Biterolf's diese Stelle mittheilte, aufgestellte Meinung, dafs unser Alexanderlied das dort erwähnte von Biterolf sey, als nicht haltbar ihre Erledigung finde. Biterolf's Gedicht vom Alexander scheint nie fertig geworden zu seyn, denn Rudolfs Worte zeugen deutlich, dafs er es selber nur von Hörensagen kenne, fein lobend, dafs es wohl gut werden müfste, wenn es seinen übrigen bekannten Gedichten gleich wäre.

Rudolf's Lied vom Alexander ist nur in der einzigen Handschrift Cod. Monacens. fol. chartac. 2 Column. Catalog. pag. 173. vorhanden. Die Handschrift ist unvollständig, denn der Schlufs — von Alexanders Tode, oder vielmehr vom Kampfe der Makkabäer gegen den späteren Alexander: ganz nach den Büchern der Makkabäer — gehört einem ganz anderen, verlorenen und nur in seiner, meist vor der prosaischen Auflösung der Kaiserchronik als Kunigebuch

17) Auch Tritheim Catalog. illustr. viror. Frankf. 1601. S. 133; darnach Jöcher.

Digitized by Google

der Alten Ee vor dem Schwabenspiegel stehenden prosaischen Umschreibung noch vorhandenen Gedichte über das Alte Testament an, und ist nur schlau vom Schreiber angeflickt worden, um die wahrscheinlich auf den Kauf gefertigte Handschrift doch mit dem Tode eines Alexander zu schliefsen.

Dafs Rudolf's Werk unvollendet, ersieht man aus der Einrichtung, nach der er jedes Buch von Buch 2 an mit den Anfangsbuchstaben des Namens A-l-e-x-a(n-d-e-r) beginnt, aber nur bis zum a (Buch 6.) gelangt ist. Buch 1 beginnt nach seiner gewohnten Art, die auch in der ersten Recension seiner Reimchronik, wie am Schlufs seines Barlaam beibehalten ist, mit seinem Akrostichon R.v.o.d.o.l.f [18]). Jene Einrichtung ist ganz nachgeahmt dem lateinischen Vorbilde [19]) des Gualtherus de Castillone oder Insulanus — Gaultier de Lille ou de Chatillon, Bischof von Lille oder Rüssel in Flandern, im zwölften Jahrhundert, welcher die zehen Bücher seiner lateinischen Alexandreis mit den Anfangsbuchstaben des Namens des Bischofs Guillermus anfängt, dem er es widmete. Rudolf hätte durch R.(v.o.d.o.l.f.) und A.l.e.x.a.n.d.e.r. auch zehen Bücher erhalten.

Zuerst nun jene Stelle, darin er die rechten Reimer rühmt. Buch 2, Bl. 28 b — 30 b, seines Alexander beginnt er nämlich mit einer Schilderung der schönsten, besten Dichter seiner Zeit, ganz ähnlich der im Wilhelm von Oranse, wie sie Docen in den Miscell. II. S. 149 — 156. aus guter Handschrift wieder mitgetheilt und besprochen hat. Unser Cyclus giebt aber jenem in Manchem besser Licht (z. B. über her heinrich von linowe, der hier wirklich als Verfasser des waller erscheint), und giebt auch neue Notizen, z. B. über Sant Margreden leben, das

hat vil gefuege gegeben
min frunt her wetzel, de gihe ich.

Er beginnt seine ganze Betrachtung mit dem Anerkenntnifs,

---

18) Weniger bekannt möchte seyn, dafs die anderen Bücher seiner Weltchronik mit den Akrostichen M.o.y.s.e.s, A.b.r.a.a.m u. s. w. beginnen; ganz jenem Obigen gemäfs! Auch ein Zeichen der ersteren Recension.

19 Neben dem übrigens Rudolf sehr dem Curtius folgt, wie Keiner der anderen Alexander-Dichter, die alle jenen Walther, oder sein vermeintes griechisches Vorbild den Kallisthenes, oder gar Eusebius befolgen und nennen.

Digitized by Google

dafs in seiner Zeit viel gesungen, gedichtet, gereimt werde, dafs viele Kunst geübt werde, dafs er schwache (kranke) Sinne habe u. s. w.

Nach dieser allgemeinen Verständigung geht er auf die einzelnen Dichter, zunächst seine drei Hauptheiden des reinen Reimes über, um derentwillen wir diese längere Stelle mittheilen:

Kvnst ist vns allen wol erkant,
Doch sint ir wege vil vngebant,
Des vns gemeine volge gicht,
Wan nieman nuo so guotes nicht
Gesprechen kan, so man do sprach.
Do man vns kunst vor beltzen sach
Vff dem kûnstenrichen stam, 20)
28 d Von dem gedichte vrhab nam,
Von veldich der wise man,
Der rechter Ryme aller erste began,
Der kunsteriche heinrich:
Des stam het wol gebreitet sich,
Den vns sine hohe wifszheit
Zuo aneuange hat geleit.
Drû kunsterichen blumen Ris
Hant sich dar vff manige wis
Vil spehelich zerleitet
Vnd blumen zerspreitet.
Das Eine — fährt er fort —
Das sties der wise hartman 21)
Der kûnsteriche owere
Mit manigen suessen mere
Das ander rîs — —
Das hat gebeltzet vff den stam
Von eschbach her wolffram. — —
Das dirte vollekummen ris, — —
Das sties der wise goetfrit
Von strofsburg, der nie valschen trit
Mit valsche in siner rede getrat.
Wie ist eben slecht gesat
Sin funt sin rich sin ich sin ich (sic corrupt.);

---

20) Die ganze Stelle hat viele wörtliche Aehnlichkeit mit der Gottfried's von Strafsburg in seinem Tristan. So v. 4614. 4721. 4749. 4777.

21) Dieselbe Folge im Wilhelm v. Oranse: Miscell. 2. S. 151.

Digitized by Google

Wie ist so gar meisterlich
Sin tristàm. — —

Aus dieser Stelle gehet sattsam hervor, wie er die im fünften Buche (141c — 142b) gemeint hat, wo er die Dichter vor Alexanders Leben aufzählt, und besonders unsern Lamprecht mit jenen drei Reinreimern in Gegensatz stellt:

Zuo lang ist an den meren
Dise ouenture
An guoter sinne sture,
Zuo starg an dem gedichte
Wie man sie berichte,
Zuo swere, den verdriessen wil,
Wenne sie kummet an das zil.
Des han ich gar verwegen mich
Vnd ist das genueglich,
Wan so manig wis man
Vor mir sich hat genummen an
Zuo dichtende die mere;
Dem edeln zeringere 22)
142a Dicht'es durch siner hulden solt
1. Von herboltzheim her berchtolt;
Der hat als ein bescheiden 23) man
Gefuege vnd wol gesprochen dran
Vnd det bescheidenliche erkant,
Das er von ime geschriben vant;
Doch hat er gedichtet nicht
Des die hystorie von im gicht, 24)
Das der zehende (teil) moechte wesen,
Des ich von ime han gelesen.
2. Es hat ouch noch den alten sitten
Stûmpflich, nicht wol besnitten
Ein lamprecht gedichtet
Von welsche in dûtsche berichtet.

Könnten die Worte genauer wohin passen, als auf unsers Lamprecht's Lied? wo er wörtlich sagt:

der (elberich) bet iz in walischen getichtet
ich han is uns in dutischen berihtet

---

22) Berchtold von Zäringen.

23) Gescheidt!

24) Also nicht innerlich vollständig!

Digitized by Google

Und gehen jene Worte nach den alten sitten (der Assonanz) stûmpflich, nicht wol besnitten (am Reim) nicht trefflich auf alle Gedichte des zwölften Jahrhunderts vor Heinrich von Veldek, Hartmann den Auer, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straſsburg, Rudolf von Hohen-Ems? Ueber Bitterolf's Alexander fährt Rudolf also fort:

Ain frúnt her bitterolf hat
Ouch durch siner fuege rat
Gedichtet ein eis was mere
Von dem wisen wunderere (Alexander),
Als mir ist von ir geseit:
Das ist war, das ist mir nicht leit,
Obe des sprûche 25) als eben gant,
So eben sine lieder stant,
So sol er wol vollefarn
Vnd die worheit dar an bewarn,
Das er von ime nicht anders iehe,
Wan das er geschriben sehe,
Wo die mere spellent sich,
142b So sol er hoeren, des bit ich
Vnd diene es iemer vff mir zil,
Wan ich in dútscher zungen wil
Ein vrhab dirre mere wesen
Als ich die worheit habe gelesen etc.

Wir gehen weiter! Auch das Alexander-Lied zwar ist, wie N. I. und II. der Handschrift, nach seinem Eingange und seiner Schluſsermahnung (Bl. 29a 26), von einem Geistlichen verfaſst, welches zu dem paffe lamprecht stimmt, wie das viel lebenskühnere Gedicht von Roland auch von einem solchen gefertigt ist (cod. pal. 112. 123a: ich haize der phaffe chunrat). Aber Gedicht N. I. vom glouben und N. II. letanie sind zu verwandten Geistes und Inhaltes unter sich, als daſs, da ich für N. III. Alexander bestimmt den Namen lamprecht als des Verfassers festhalte und da N. II. seinen Verfasser

---

25) Wie im Wartburgkriege Bitterolf's Reden sûsse sprüche heiſsen.

26) Und anderen Innensteellen, z. B. 19c:

in den buchen han ich gelesen
daz ouch sin (A's) uater solde wesen
ein gwaldiger got:
daz ist der leien spot,
di des niht newizzen.

Digitized by Google

nur sehr unbestimmt bezeichnet (Bl. 13c. v. 1437: den ort. habe dirre getihte), aber doch von mehreren Gedichten, dirre getihte, redet, nicht beiden und diesen beiden allein, oder doch dem ersten allein, der Name arme hartman 9b. bleiben müfste. Auf Hartmann von der Aue aber könnte, schliefslich, allein nur die Erinnerung an sein Gedicht „der arme heinrîch" geführt haben; doch ist diese Bezeichnung durchaus nicht seinem innigen, sinnigen und kräftigen Wesen, wie es sich in seinen reifen Gedichten ausspricht, gemäfs; eher, beiläufig, dem späteren Heinrich von Lovfenberg, geistlichem Liederdichter, der sich in cod. Argent. B. 121. chartac., den er selber geschrieben, öfter der arme heinrich 27) nennt, gewifs mit anspielendem Bezug auf jenes im Volke lebende Sagenbild, das selbst in die Pflanzenwelt als pauper henricus überwanderte 28).

Endlich konnte man, statt an Hartmann von der Aue zu denken, eher noch vermuthen, es möchte ich arme hart man heifsen, wie öfter vorkommt z. B. ich arme muede etc., wenn schon es dann wohl herte, herti, durus, 2 st. decl., geheifsen hätte, oder aber ih harte arme man.

---

27) Z. B. Blatt 139b. Heinricus miser; und in Cod. B. 64c. 137d:

Ich armer heinrich han begyt
dz ir begirde teylent mir
Daz mir min ende waere gout
marya hab mich in ir huot.

28) Siehe Grimm's Ausgabe de Armen Heinrich. Cassel. 8.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

N. 76. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Diutiska von E. G. Graff.

(*Fortsetzung.*)

IV. Viertens geben uns die drei Gedichte unserer Handschrift noch manche andere, mehr literärisch-historische Ausbeute. A. In N. 1. Vom glouben heifst es Bl. 5b. vom jüngsten Gerichte:

nu ne wolle wir nvwit langer
an dirre rede hangen
wande wir hie uore haben geredet,
uil bescheidenliche gesagit
alse wiz (wi iz, wir iz) uon den wisen haben vernomen,
wiiz dan alliz sal comen
zo deme grozem vrteile
der werelt al gemeine:
Daz ne habe wir nj wit vermiden,
iz ist alliz gescriben
ze geborenne vnde ze gesihte
in dutischer scrifte.
swer daz buch wille lesen,
der mach iz alliz da uernemen,
so wirz mit unsen sinnen
aller best mohten vinden.

Wir ersehen aus dieser Stelle, dafs die nach Jeronymus gedeutschten Gedichte vom jüngsten Gerichte (Hagen's Grundrifs, S. 461. 463.) oder doch die Darstellung, die fünfzehen Bilder, somit schon im zwölften Jahrhundert im Deutschen Volke gang und gäbe waren und beiläufig vielleicht viel beitrugen zu dem bald darauf scharf in ganz Europa hervortretenden, im ganzen Otto von Freisingen widerhallenden, in den Geifselzügen später verkörperten Glauben an die nächste Nähe des jüngsten Tages, wie des tausendjährigen Reiches. Dafs die deutsche Darstellung,

Digitized by Google

welche unser „arme hartmann“ meint, eine poetische, gereimte gewesen, wie die noch vorhandene, läfst sich dem Geiste jener Zeit gemäfs fast als ausgemacht annehmen, um so mehr, als mir aus der obigen Stelle hervorzugehen scheint, dafs er ein Werk von sich selber meint.

B. Wie im Vorigen, so ist auch vielleicht in folgender Stelle aus Lamprechts Alexander (Blatt 15 d. — 16 a.) ein deutsches Gedicht gemeint. Es ist nämlich hier die Rede von König Apollonius. — Alexander hat Tyrus zerstört:

Zerstoret lach do tyrus:
di stifte sint der kuninc apollonius,
uon dem di buoch sagent noch;
den der kuninc antioch
vbir mere iagete,
wander ime sagite
ein retisie (sic pro retisce) mit forhten;
daz was mit bedecketen worten,
gescriben in einen brief,
daz er sines selbes tohter beslief.

Die Räthsel im lateinischen Apollonius sind bekannt. Auszüge aus der Sage hat Vincentius Bellovacensis im Speculum historiale und früher Gottfried von Viterbo im Pantheon, Buch 11, S. 282 — 292. als Gedicht, wo aber wenige Räthsel nur aufgenommen sind. Das deutsche Gedicht durch Heinrich von der Neuenstadt (Wien) liegt (allein) in Gotha (Pap. fol. 157 Bl. um 1400: s. Grundrifs, S. 206, v.). Stellen daraus stehen in Grimm's Altdeutschen Wäldern Band I. S. 72 — 73. und in der Iduma und Hermode. Ueber die Quellen des Gedichts siehe Meinert in den Wiener Jahrbüchern der Literatur 1823. Bd. 22. Anz. Bl. S. 62 — 66. Aber zum Beweise, dafs auch schon die Räthsel des Werkes deutsch, gereimt vorhanden waren, dient der alte Cod. Stuttgard. (Oeffentl. Biblioth.) Mscr. histor. fol. N. 41. membr. (aus Zwifalten), welcher enthält 1) Ekkehardi Abbatis Vraugiensis Chronica bis 1125, mit Auszügen aus Jornandes, Eusebius u. s. w.; 2) Auszüge aus Otto von Freisingen; 3) Historia Alexandri M.; 4) Apollonius Tyrus, worin zwei Räthsel deutsch gereimt sich finden, die ich anderweitig mittheilen werde.

C. Endlich drittens eine höchst merkwürdige Anspielung Lamprechts auf Gudruna (Chautrun), dieses erst jüngst in Wien aufgefundene und in Hagens Altdeutschen Gedichten Theil 2. (Berlin, bei Reimer, 1825.) S. 1 — 88. abgedruckte,

Digitized by Google

den Nibelungen sich kühn und schön anreihende Gedicht. Es heifst nämlich Bl. 16. d. unsrer Strafsburger Handschrift:

unzallich were uns ze sagen
umbe di da lagen irslagen
persen vnde criechen
sunder gewnten unde siechen.
da was weinen vnde clagen.
uon einen uolcwige hore wir sagen
der up wepinwerde gescach,
dar hilden vater tot lach
inzwischen hagenen vnde waten.
dar ne mohte sih hi zo nicht gegaten.
herwich vnde wolfram
ne mohten ime nj wit gelich sin
noh nehein man ander.
17a. also freislich was alexander,
man saget uon guten knechten
di wol getorsten uechten
in der troiere liede
e der sturm geschiede:
achilles unde hector,
aiax unde nestor,
di manic tusint irslugen
unde ouh scarfe gere trugen —
iz ne mohte vndin in allen
ze alexandro niht geuallen.

Diese Stelle ist dreifach merkwürdig. Erstlich sagt sie uns von einem, wahrscheinlich wieder deutschen, Trojaner-Liede. Sodann jene obige Beziehung auf den Gudrun, welche die in den Altdeutschen Wäldern Bd. II. S. 276. und Bd. III. S. 31. gegebenen aus dem Wartburgskriege, Salomon und Morolf, Meister Boppo und dem Weinschwalg, ergänzt. In Gudrun stehet: zu dem Wulpensande 29), hier: uf solpinwerde. Aber Lamprecht's Erwähnung wirkt nur neuen Schmerz, dafs wir das herrliche Gedicht, das in seiner jetzigen Gettalt zum mindesten mannigfache Zusammensetzung verschiedener Stoffe erfahren hat (es steckt ein Rother, ein Orendel-Horand u. s. w. darin), nicht in der Gestalt, wie es Lamprecht zu seiner Zeit kannte, übrig haben, wofür man

30) V. 3238: in einem wilden werde, der was gehaissen da zu dem wulpensande; v. 3391: Es was ein wert vil preiter vnd hiez der Volpensant; v. 4485: Auf dem Wlpensande, da e waz der strit.

Digitized by Google

Gedichte selbst des dreizehen - vierzehenten Jahrhunderts zu Dutzenden hergeben würde. Endlich drittens ist diese Stelle, verglichen mit späteren ähnlichen, sehr bezeichnend für das geschichtliche, innere Verhältnifs und die Uebergangszeit der alten heimischen (heidnischen) Heldensage und der Beziehungen auf sie — in die darauf eintretende gelehrtere Auffassung der fremden Stoffe vom trojanischen Kriege, von der Eneit, vom Alexander, zu welchem Letzteren schon die frühen biblischen, alttestamentlichen Darstellungen durch Makkab. I, 1, 1 — 9. hinzogen, auf die sich daher auch unser Lamprecht v. 11 — 12 bezieht:

Alexander was ein listich man
vil manige riche er gewan
er zestorte manige lant
philippus was sin uater genant
daz mugit ir wol horen
in libro machabeorum 30).

Alle von Rudolf von HohenEms in den oben mitgetheilten Stellen an Kunst und Reim gepriesenen Dichter, Heinrich von Veldek, Wolfram von Eschenbach u. s. w., wandten sich jenen gelehrten, auf lateinische oder wälsche Sprachkenntnifs ruhenden ausländischen Sagen zu. Diese neue Richtung unseres altheimischen Schriftenthums und jene angedeuteten Beziehungen auf frühere Sachendarstellungen gehen vollkommen gleichen Schritt mit der allmälig gröfseren historischen Erkenntnifs des Alterthums und mit dem immer mehr erwachenden Streben nach historischer Weltumfassung und Darstellung. Wie reichlich und keck auch die Poesie, die selbstschaffende und umschaffende altgewohnte Sagenkraft wieder in die Geschichte eingreift in der Kaiserchronik, es ist doch schon Bewufstseyn, Opposition da wider die deutsche Heldensage, Lust zu scheiden, zu sichten, Unmöglichkeit bei Dieterich und Ezel nachzuweisen, welche noch unerstarkte Lust freilich durch neue Sagenwirre gebüfst wird. Später blättern allmälig (die Chronik der hilliger Stadt Köllen ist hier entscheidend) durch ge-

30) Ganz ähnlich in der Repgauischen Chronik von Alexanders Leben, Tode und Nachfolgern (Strafsb. Handschr. 13 d — 14 a): Umme de tit wart gheboren van olimpiade allexander philippi sone konig macedonum; van siner groten vnd wunderliken dat is ein sunderlik buk. — — Di disse wudere al wille weten, de lese allexandrum magnum vnd dat buk machabeorum.

Digitized by Google

naueres Lesen der Alten zuerst die profanen Sagen von dem lange immer wieder nachgepflegten Glaubensbaume ab, während die kirchlichen treu und frommgeglaubt länger fortleben, bis auch sie das unhemmbare, unvermeidliche Licht der Forschung erreicht und erbleicht. Doch zurück!

In allen Stellen mittelhochdeutscher Gedichte, wo grofse Schlachten (volcwîge etc.) geschlagen und gesungen werden, pflegen die Dichter ihre Kampfdarstellung dadurch zu heben, dafs sie Kämpfe früherer Sagenkreise dagegen für Nichts erklären. So heifst es im Allgemeinen in der Kaiserchronik, vom Kampfe auf den Pharsalischen Feldern (Cod. Palat. 361, Bl. 3 b.) v. 418.

Da wart der herteste uolcwic,
Alsiz buch noch quid,
Der uffe dirre breiten erde [31])
Je geurumet mochte werden [32]).

Das Annolied malt vorher noch mehr aus, 25, 435.

So michil ward der herebrant.
Wer moqte gecelin al di menige
Die Cesari iltin ingegine
Van Ostrit allintbalbin,
Alsi der sne vellit uffin albin,
Mit scarin unti mit volkin
Alsi der hagil verit van den wolkin,
Mit minnerigem herige
Genanter an die menige
Du ward diz heristi volcwig [33]) u. s. w.

---

31) Cod. monac., Guelfb., Vindobon. etc. und das annolied. das diesen Abschnitt von Julius Cäsar aus der Kaiserchronik entnommen hat, lesen statt breiten erde, das wie breite schar, breite haide etc. stehet, in disem merigarten; welches Wort nochmals im Abschn. vom Heraclius vorkommt und im Pfaff Kuonrât u. s. w.

32) Klage: Daz ist diu grozziste Geschicht
diu zer werlte je geschach. — —

33) Von solchem volcwige wird auch, selbst bei fremden Sagen, z. B. Nero!, lange der Ausdruck chriemhilden hochzît gebraucht. So im Wilhelm von Oransee, vom Ulrich von Turlin (Mitte des 13ten Jahrhd. — Rudolf hätte es wohl nicht mehr gebraucht, obschon wir sehen, dafs er diese Beziehungen noch gut kannte.): Hi wil minne zwei herze laden | Zu der crimhelde hocheit | Vil volkis duuon tot gelit | Niman daz irwenden chan. 2) Ottokar

Ganz gleich stellt jenen Kampf die Repgauische Chronik dar (Cod. Guelfb. 22, 8.): Pompeius vnd iulius komen zesammen in diu velt, diu geheizen sint farsalici campi; da waz groz iamer. Do waz mage wider mage, man wider herren vnd zesamene alle romische chraft. Pompeius hette ahtzig schar vnd aht schar mit vil kunigen vnd mit vil grozzen herren, Julius het tusent ritter vnd vilvzig tusent vurgener [vuzgener, vuzgengel] — Do wort do ein grozzer s » it 34) etc.

Wie nun in Lamprecht's Liede Alexander, der Zeitnähe wegen, noch mit den Kämpfern der alten Heldensage verglichen wird, und doch schon mit den Helden Troja's, so treten allmälig, bei immer gröfserem Verdrängtwerden der alten deutschen Heldensage durch jene fremden Sagen- und Dichtstoffe aus dem Phantasiekreise der Dichter, je mehr und mehr die Helden des trojanischen Krieges und grade unser Alexander zum erhebenden, überhebenden Vergleiche in die Reihe. Hier nur einige Beispiele.

Enenkel in seinem österreichischen Fürstenbuche (bei Rauch Bd. I. S. 355 ff.), das er seiner Weltchronik hat anreihen wollen als österreichischen Schlufs — ganz, wie Königshofen's strafsburgische Weltchronik und die meisten andern Chroniken verfafst sind — macht folgenden Vergleich bei einem Kampfe:

Zway andrew (sper) namen si in die hant.
Aller erst wart ein iust gerant,
Daz nie so frumeleich wart getan,
Man seit von dem herezogen iwan
Und von Pern her Dietreich —
Dem vechten waz nicht geleich,

---

von Horneck (um 1295 bei Pez script. ver austr. 3. 82 a): Herre in schult sparn | fuerbaz eur essen | Diese freuntschaft ist gemessen | als Chriemhilten hochzeit. 3) Enenkel in der Weltchronik, oder vielmehr Heinrich von München bei Nero, den er aus dem grofsen Heiligen-Leben nimmt Fr pracht si ze sammen gar | mit vanen vnd mit praiter schar | Do si machten ainen strit | Do huob sich kreimilten hochzeit | Si verluren paidenthalben | auf veld vnd in alben | Paidenthalb funfhundert man. — Schon das Chronicon Budense von Keza hat das prOelium trumhelt.

34) Von der Wehrhaftmachung der Söhne Kaiser Friedrichs des Ersten, welche auch Veldek als Augenzeuge beschreibt, sagt die Repgauische Chronik (Berl. Hdschr. 49 a. b.): der groister hogezide eyn, dat ye wart an duytschen landen.

Digitized by Google

Daz dise zwen chune man
Hieten auf dem velde getan.
Wir haben dikche vernomen 35),
Wie der prenner wer chomen
Do er heren ekken vant 36)
Vnd wi er in slug zuhant —
Daz vechten waz gar ein wint
Wider diese ges(ch)icht,
Wie die zwen weigant
Vochten vmb Osterlant 37).

Das Wesentliche dieser Stelle wiederholt Enenkel (er hat eine ähnliche Wiederholung im trojanischen Kriege und beim Santhon) nur aus seiner früheren Darstellung des trojanischen Krieges in seiner Weltchronik — Cod. monac. membr. fol. Catalog. P. 21. Bl. 92 d. oder Cod. Neresheim, jetzt Ratisbon. fol. 92 d. — wo es von Achilles und Hector, wie oben in unsrer Lamprechten-Stelle, heifst:

Zu dem tritten mal man in gewan
Zwai sper fuerten sie da dan
Also fruemichleichen
Vnd also Ritterleichen,
Daz nie dhein tyost so ward getan.
Man seit von herczog yran 38)
Vnd von hernn dietreich 39) —
Dez rechtens waz dem nicht geleich

---

35) Annolied, v. 1 u. 3: Wir horten ie dikke singen u. s. w.

36) Siehe Ecken Ausfahrt (Hagen altd. Ged. II.): da si anander funden; und die Stelle, welche Docen aus einem Codex lateinischer Minnelieder in den Miscell. mittheilte, und Wartburgskrieg Man. Samml. II. 4.

37) Nochmals S. 379. ist auch wohl Anklang:

Die ersten tochter Margret
Die selb Kunigin Kunrat hat,
Der romischer vogt waz.
Dapey si eins suns genas,
Den hiezzen die lewte alle gelich
Wolf Dietereich,
Der lebt ritterleich
Der edel here tugentleich.

38) Sic et Cod. mon. August. Schelhorn.

39) von Bern hern D.?

Digitized by Google

Daz dise zwen man
Vor Troy heten getan,

Wie hier Enenkel die Troer noch gegen Dietrich von Bern u. s. w. hebt, so vergleicht Reinbot von Düren, später, schon nur noch mit dem Trojanischen Kriege. Er sagt im Heiligen Georg (Hagen Altd. Ged. Bd. I.) v. 1323.

Dar quam der helt vormessen
vnd besas mit her vnd sa
Das der konig menela
Troy die stat nie so gar besas.

und v. 2338:

Nue stehit dir des gluckes rat
Vnd setzt dich entpor,
Also ez thet hievor
Den milden [wilden?] allexander 40).

---

40) Das Bild des Glücksrades ist im Mittelalter sehr durchgehend. Hier nur ein Paar Beispiele: 1) In der Herrat von Landsperg Hortus deliciorum Bl. 215. das Rad der Fortuna; 2) Cod. monac. Emmeram. G. CXX. 4. membr. 13. S. fol. 89 — 93: magistri Boncompagni Rota veneris. 3) Die Weilburger Handschr. der Kaiserchronik, 15 Jhd. setzt fort bis Rudolf von Habsburg. Da heifst es 348b: auf gelvckes rat saz er zehant u. 358b: Do sas er auf gelvckes rat | Da nach das rat tet im mat | Das man ev, so des wirt keit | wie er vnder dem rat geleit, und 360b. Der chome sas auf geloches rat | das rat saig vmb vnd tet im mat. 4) Cod. Berolin. Chron. Repgav. membr. 4. nach dem Tristan 1818c. d. Federzeichnung des Glücksrades. 5) Vor allem Cod. monac. chart. fol. Catalog. Pag. 390: Liber de sorti legiis, s. Braun: 3, 117. von 1450. 1455. 1470. mit sehr vielen Abbildungen und gereimte Auslegungen von dem Glücksrade, das oft der Tod, oft der Engel, oft die Liebe u. s. w. dreht — 1b. hiefs: das gluck rad muofs vmbgau, wie das Strafsb. waf vmbe loterholz. — Hier müssen nicht nur alle Könige der Welt, und alle Thiere und Vögel Antworten geben auf die möglichen Würfelfälle, sondern auch Kunigartus 71. — Freydangk der Heroldt — Signvn die kunigyn, ytott d. k., die morin, Agley, Syblis, Amaley, lubenet, Cyspe, Candacis, Kyburg — Kayser Cares, 100, Ernst von payren, marggraf wilhelm von orantz, wilhelm von oalentz, wilhelm von der grönen hayd, wilhelm von osterreich — die kunigin amasyana, — hertzelande Schosyma, Sygun — Frawe adelhait, Vogel? wie die Trempe?, die Berge und Wälder Deutschlands u. s. w. — die vier Altvätter — die viet haydnisch

Digitized by Google

Und Enenkel selber im Fürstenbuch (Rauch II. S. 304.) bei einem Turnei:

daraus (dem schilt) drey leben geben glast,
von choczer seiden swarcz gepast
Wider schund ob einander
Der kuenig Allexander
Hiet sew mit ern wol gefueert.

Und selbst unser Lamprecht schon Bl. 22 a. sagt:

weder sint noh e
newart nih ein wirtscaft
mit sulhen eren uollenbraht,
iz ne téte der kuninc salemon.

Warum nicht mehr Sigemunt? wie vorn Bl. 13 c:

Do aelberich daz liet irhub
Do heter einen salomonis mvt;

grade wie im Salomon und Morolf schon neben einander stehen: Salomon — Absolon — Horant (aus Gudruna) und bei Meister Boppo (M. S. II, 233.): Salomon — Absolon — David — Samson — Horant.

Rudolf von HohenEms kennt die Beziehungen seiner Zeit auf die alte Heldensage recht gut, aber er will lieber von Alexander, als von Dietrich von Bern u. s. w. singen. Die darauf bezügliche Stelle, die viel Aehnliches mit der des Marner's und Renner's hat, befindet sich in seinem Alexander (Cod. monac. Bl. 185 c. d.):

Nve scheident aber die lûte sich:
Ir sitten sint vil miſzlich 41).
Einer hoeret gerne
Wie Dietrich von Berne
185 d. Mit craft in froemden landen streit;

---

maystr — die funff lantfaver; k. allexander, Sant Branden, Schiltberger, Johannes maister — die vier Evangelisten — Die vier Lerer — die vier Aynsydel — die vier Bischove — die vier Layfursten — die vier Grauen — die vier Elemenden — die vier Ritter vom Graule, Tyttorel, wygelays, Lohegryn, Parcyval — die vier Ritter von der Tavelrumm; k. Ruocher, Trystran, Lantzilet, Artus — die vier wynndt — die vier wälde: Duringerw., Schwartzw., Kesslerw., Behoemerw. — die vier Recken: Guenther, Haym, Wyttig, Hagen. — die vier Pueter: Wolffram von Eschenpach, Moringer, Prennberger, Fuoſs d. — die vier Engel u. s. w.

41) verschiedene, ungleich (mis-gleich): o misliche buche u. s. w.

Digitized by Google

Von artuses hubscheit
Wil ouch einre horensagen;
Einre von den liechten tagen 42);
Einer wil von minnen,
Einer von wisen sinnen;
Von gotte ouch maniger hoeren wil:
Den sitten hat ouch lúte vil,
Das in ist alles sagen ein wicht;
Der in von Ribalden 43) icht
Saite, das ist genug ir sitte.
Hie scheident sich genug ir sitte.
Den allen mag ich nit gesagen
Eie meren gar, die in behagen
Bede diseme dem vnd deme.
Wer gerne das von mir verneme,
Wie alexander gelang
Wie er alle riche twang
Vnd ȝas er wunders begie,
Dem wil ich es sagen hie.

Diese Stelle ist sehr belehrend. Sie führt uns nicht nur drei Hauptsagenrichtungen der Deutschen Dichtung (der deutsche, der lateinische, der wälsche Kreis, hier in Dietrich von Bern — Artus — Alexander bezeichnet), sondern auch jene neue allheilige Frühlingszeit der Hohenstaufen recht reich und frisch vor die Seele. Nach allen Richtungen baute da der Gesang Brücken, in die alte Sagenwelt, in neue Gefilde. Die Kaiserchronik, zwar nur im Zeitenfluge, giebt uns von Allem An-

---

42) Grundrifs, S. 493. 24. 3: Minnelied von Heinrich von Veltkilche: Ich bin vro, sit vns die tage lichtent u. s. w. Lichte tage im Gegensatz der wehtage u. s. w.

43) Siehe Du lange Gloss. unter Ribaldi; Roquefort de l'état de la poesie francaise dans le 12 et 13 siecle. Paris 1815, S. 91. Anmerk. 2. u. S. 258. (les deux Bordéois vibauds, Handschrift) und histoire littéraire de la France Bd. 16. S. 3: On condamna sous les noms de Pastoureaux et de Ribauds des bergers et des gens du peuple, pu'un Hongrois nommé Jacob enrôlait en France pour la Terre Sainte et aux puels il enseignait en même temps des maximes contraires à quelques dogmes catholiques, mais particulièrement à l'autorité du pape et du clerge; und S. 18 von den Flagellans: C'étoit, dans l'armée du Roi, qu'on distinguait des soldats appelés Ribauds, dont le nom exprime encore les désordres, aux quels ils se livraient. Leur chef portait le titre de Roi des Ribauds etc.

Digitized by Google

klänge und Nachhalle. Auch Gottfried von Bouillon tritt in diese Walhalla der Geschichte ein mit seinem neuen trojanischen Kriege, seinem neuen Karlskampfe wider die Ungläubigen. Jene reiche Zeit hat Görres in seinen Volksbüchern S. 272 — 296, besonders S. 292 schön geschildert, obschon ihm jene historische Brücke noch abgebrochen war.

In einem noch unbekannten Gedichte „Von der beschaffung dieser welt bifs auf das jüngst gericht gereymt“ (Cod. Norimberg. Bibl. Solger. N. 15. chart. fol. 1466.) heifst es nur noch, 1 c:

Vernemet von erst doch ein clage,
Sint ich uch durch myn sage,
Obe uch der rede icht myfshage,
Das mirs uwer gunst vertrage.
Ich kan nit vil gesmyren,
Noch die wort gezieren:
Ich will die rede furen
Ane alles floriren.
Geblumet rede seyt der gral,
herr ywyn vnd herr parzifal
Vnd wie gewarp zu Cornual
Brangene ysot tristan rewal
Vnd wie die clare pletziflur
Bestrictet jnn der mynne snür
Mit tristande durch amür
Heyme zu parmenie fure.
Solicher rede ich nit enger,
Were sich dann nit will keren here
Der findet doch sinen were,
der sehe vor sich dirre vnd der.
Difs rede ist ein ernstlich gefar.

Später endlich erscheint sogar Troja's Zerstörung in den christlichen Kirchen. So heifst es in der Fortsetzung der Münschrift von des Siegmund Meisterlin's Chronik, Bl. 264 b. — 265 a: „Herzog Karels uon Burgundien einreytten vnd Hofhalten, So er tätte zu Triere (1473). Sie giengen in die Kirche (264 d.): „So ist der Chor geziertt gewesen ie rings vmb mitt uil costlichen tüchern, vnd desgleichen die sind geworcht, vnd uil uon goldt vnd Silber darjnn. Dar an der Passion vnd martter vnnseres herren, ganz vast gutt gemacht ist. Nach dem Chor ist die kyrch auch ganz zurings hin umb mit costlichen deppichen vmbhangen 44), daran statt Troya

44) Diese Stelle giebt zugleich gute Anschaulichkeit über den oft

zerstorung ist vast bübsch vnd begirlich zu sehen! Eben so geschah es an und in den Häusern. In Cod. monac. latin.

---

vorkommenden Ausdruck Umbehang: 1) König Rother, v. 1127: Die umbehange man ufhiluc | Der Kunig Constantin 20 tische giene | Uf ein schone palas; v. 2522 der Harfner, Rother, bei Tisch: fleich kinder dén vmmehanc, und spielte. 2) Des Blickers verlorenes Gedicht: der unbehang, das uns mehrfach genannt wird

a) in Gottfrieds v. Strafsburg Tristan v. 4689:

Noch ist der vaerwaere mer:
Von steinahe Blikker.
Diu siniu wort sint lussam:
Si worhten frouwen an den ram
Von golde vnd ouch von siden;
bis v. nemt war, wie der hier under
4709: an dem umbehange wunder
mit spaeher rede entwirfet,
wie er diu mezzer wirfet
mit bedenkelichen rimen
wi kan er rime limen
als ob si da gewahsen sin.

Eben so v. 4710. 15142. 2521.

b) Rudolf von Hohen-Ems in seinem Alexander Cod. mon. Pag. 173. Bl. 29c:

Von steinbach her blickes,
Der funt ist los vnd also her,
Das alle tichter sin
Kan niemer vollebringen in,
Der ist der lose vmbehang.
Wer er fünff tusent elen lang.
Man kunde in vollemolen nicht;
Blitz des gedichtes icht geschicht,
So mag man molen die geschicht
Als iegelich ouenture gicht.
Do von mag des nicht geschehen,
Das er icht endes mügeichen.

c) Dieselbe Auskunft in Rudolf's Wilhelm von Or. in Docen's Miscell. II. 149 ff.

3) Bekanntlich hat Luther, 2 Mos. 27. 9. den Ausdruck auch noch fleifsig: Du sollst auch der wohnung einen Hof machen, einen Umhang von gezwirnter weisser Seide u. s. w.; eben so v. 11. 12. 14; v. 16. ein Tuch, v. 21. Vorhang.

Digitized by Google

N. 61. chartac. Blatt 199 a. — 203 b. in der aus dem Latein gereimten Urgeschichte Augsburgs (ist gleich den Codd. in Braun Notitia Codd. Aug. III. S. 53. 181 — 189. VI. S. 94 — 95.) vom kuchlin heifst es in der Nachrede:

Maister Joerg haist der maler klug,
Der jm das buechlin zutrug
Vnd tet es auch nit gar vmb sust:
Im stund dartzu sin eigen lust,
Dan er dar ufz wolt figuriren
Vnd mit gemeld gar schon ziren
dem gewaltigen man [Peter egen burgermaister]
Sein haufs vnd wend.

Diutiska S. 314 — 317. Zu dem in der Anmerkung daselbst von Graff gegebenen Inhalte des Cod. Argent. A. 94. der ehemaligen Johanniter-Bibliothek mögen folgende Bemerkungen kommen. Die Handschrift ist Pergament 4., 80 Blatt, XIV. Jahrh. — Ob n. 2. von gotfrit von strazburg ist, auf den doch nur, aufser der Ueberschrift, in v. 8 — 9. bezogen wird („des bringet vns gewisheit — von strazburg Meister gotfrit), bezweifelte schon Docen im Altdeutschen Museum I. S. 150. und Hagen in Gottfried's Werken I. S. XIV. — In den von Graff mitgetheilten Liedern ist doch wohl S. 318. in Vers III. Zeile 1 — 6 von unten aus Vers II. wiederholt und wäre aus der Leipziger Handschrift zu verbessern. — N. 3. ist von iocob appet. Siehe auch Docen in der Oberdeutschen Literatur-Zeitung 1810. Sp. 129. — N. 7. Zu dem von Graff hier mitgetheilten Gedichte (den Gegenständen nach gewissermafsen βουστροφηδον) gehören die noch in unsern Tagen und manchen Gegenden Deutschlands gäng' und gäben Kinderreime ganz ähnlicher Art, z. B.

Die Wurst hat zwei Zipfel,
Zwei Zipfel hat die Wurst;
Der Bauer leidet Durst,
Durst leidet der Bauer;
Meine Predigt wir so sauer u. s. w.

Der Ausdruck v. 8: bovgen daz sint rinder, ist merkwürdig, weil sich im alten Rothwälsch noch hornboge für Kuh findet. Bayrisch ist bögen, bägen — μηκᾶν, mugire — blöken wie eine Kuh. — N. 8: So ist dis von lugenen, nicht an. Vergleiche dazu und zur vorigen N. die Lügenlieder in den Deutschen-Liedern für Jung und Alt, Berlin 1818. 8, S. 21 und 24, aus Wunderhorn, 2, 410. und Hagen's Sammlung von Volksliedern n. 107. und Büsching's Wöchentlichen Nachrichten I. S. 210. 211. — Zu den „mülsteine

Digitized by Google

1 und 6 oben verletzt. Die obere Hälfte des Blattes fehlt. Blatt 2 gehört einem frühern Abschnitt. Blatt 1 aber gehört in das 3te Buch und v. 8 von unten auf Spalte c fällt zusammen mit denen bei Graff S. 425, Handschrift S. 224 ff. mitgetheilten Versen. Beide Pergamentblätter stammen aus Frankfurt am Main. Sie waren Deckelumschläge zweier Bücher aus der Carmeliter-Bibliothek daselbst, die jetzt der öffentlichen Bibliothek einverleibt ist. Blatt 2 war Umschlag von Stanislai Rescii Epistolae Neapoli 1594. Blatt 1 dagegen Einband von M. Quadi Deliciae Germaniae Col. Arg. 1600. (später Teutscher Nation Herrlichkeit). Also nach 1600 und wohl von einem Buchbinder zerschnitten. Bemerkenswerth ist die Nähe Darmstadts und Frankfurts bei der genauen Gleichheit der beiden Handschriften. Ich verdanke die Mittheilung beider Blätter dem Herrn Dr. Böhmer in Frankfurt. Andren Ortes soll das Bruchstück ganz mitgetheilt werden. Hier nur einige Verse, die mit Graff, S. 425. v. 1 ff. zusammenfallen, zur Probe:

Da sie der herre schone bielt
Irs selbes willen sie nuo wielt
als ir der oheim hangete
nieman sie nihtes drangete
Vernement waz nuo me geschach
als ich der rede auch, e veriach
der ih niht wol geswige
von fursten loduwige

Spalte d. (4 V. fehlen)

Sin werde massenie
wie der fuorste frie
vor in al da begraben wart
biz sie ir reiven wallevart
vber mer volanten.

u. s. w. u. s. w.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

Digitized by Google

N. 77. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Diutiska von E. G. Graff.

(*Fortsetzung.*)

So weit diese Mittheilungen! Mit dem Fortgange von Graff's Diutiska, deren Druck seit einigen Wochen stockt, sollen auch sie fortgesetzt werden. Mehrere der hier besprochenen Sprachdenkmäler werde ich andren Orts recht bald vollständig abdrucken lassen; Manches in dem zweiten Theil der Kaiserchronik, deren Druck, bisher durch beständiges den nöthigen Quellen und Hülfshandschriften Nachreisen, durch langes Harren auf in der Ferne mir gemachte Abschriften 45), durch Erkranken der vom ununterbrochenen Lesen alter Handschriften ermatteten Augen u. s. w. verschoben, nun wirklich bald beginnen wird. Mir stehen jetzt, aufser sechs Bruchstücken, neun vollständige Handschriften der Kaiserchronik zu Gebote, die sich in zwei Recensionen scheiden: A. die ältere: 1) Cod. palat. membr. N. 361; 2) Cod. monac. membr. P. 57; 3) Cod. Vindobon. membr. N. 2259; 4) vermittelnd Cod. Guelfb. membr. N. 15, 2; 5) verm. Cod. Argent. membr. B. die jüngere Bearbeitung: 6) Cod. Vindobon. membr. N. DLXX; 7) Cod. Carlsruh. chart. N. 52; 8) Cod. Weilburg-Zeil. chart.; 9) Cod. monac. chart. 1594.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

Dr. H. F. Mafsmann,
aus Berlin.

---

45) Ich empfehle hier öffentlich zum billigen, treuesten Anfertigen von Abschriften alter Handschriften und von Facsimile's den Herrn Franz Goldhann in Wien (Lobkowitzer Platz No. 1099.), der auch für Pertz, Hagen, Hoffmann u. s. w. dergleichen gefertigt hat.

Digitized by Google

1. *Bilibald Pirkheimers Schweizerkrieg und Ehrenhandel mit seinen Feinden zu Nürnberg. Nebst Biographie und Schriftenverzeichniſs. Durch Ernst Münch. Basel, in der Schweighäuserschen Buchhandlung.* 1 fl. 48 kr.

2. *Charitas Pirkheimer, ihre Schwestern und Nichten. Biographie und Briefwechsel. Durch Ernst Münch. Nürnberg, bei Fr. Campe.* 1 fl. 21 kr.

3. *Franz von Sickingens Thaten, Plane, Freunde und Ausgang. Durch Ernst Münch. In zwei Bänden Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Erster Band.* 1827. 2 fl. 36 kr.

Den Gesetzen dieser Jahrbücher gemäſs, nimmt der Verfasser der drei angezeigten Schriften sich die Freiheit, sie selbst anzuzeigen, und unterzieht sich dem Geschäfte um so lieber, als ihm hiedurch vergönnt wird, manche nachträgliche Bemerkungen und nothwendige Aufschlüsse mitzutheilen, auch hie und da gegen einige, scheinbar nicht ungegründete, Vorwürfe zum voraus sich zu verwahren.

Der Zweck der Schriften 1. und 2. ist in den Vorreden angezeigt. Es sind Beiträge und Materialien zur Reformationsgeschichte, und zwar, wenigstens theilweise, von der Art, daſs sie manche neue, nicht uninteressante Aufschlüsse gewähren. Hätte man Hoffnung, auf das jetzige Lesepublikum im Allgemeinen für solidere Lectüre einwirken zu können, so wäre gewiſs Pirkheimers Schweizerkrieg von der Art, daſs auch ein durch Walter Scott durch und durch Begeisterter noch einigen Geschmack an der trefflichen, ja wahrhaft klassischen Schilderung von dem letzten kräftigen Aufstreben der helvetischen Eidgenossen für heimische Freiheit (im Gegensatz zu den schändlichen Miethkriegen und den durch diese entstandenen verderblichen Bürgerfehden), so wie von der hochmüthigen Mittelmäſsigkeit des in seinem alten Werthe gesunkenen Adels und seiner noch ärmern Kopisten, der Patricier in den Reichsstädten, finden muſs. Der Adel war es, der in den Kämpfen mit der Schweiz gleichsam systematisch-muthwillig sich selbst verdarb. Dem alten Geiste des Institutes treu geblieben, hätte er eine groſse Rolle durchzuführen gehabt.

Die zweite, von Pirkheimer hier mitgetheilte Schriftensammlung, enthaltend die beinahe vollständigen Proceſsakten in seinem Ehrenhandel mit eben so

Digitized by Google

nversöhnlichen als schlauen und mächtigen Feinden in der Vaterstadt, worauf in der Geschichte les Schwabenkrieges häufig angespielt wird, hat freilich für len Juristen und Literator, in Hinsicht auf die Kenntnifs des lamaligen Processganges und rücksichtlich des Sprachwerthes nehr Anziehendes, als für die Leser im Allgemeinen.

Das beigefügte Schriftenverzeichnifs ist das vollständigste von allen bisher erschienenen. Die Biographie konnte, um den Schriften selbst den Platz nicht zu verengen, nur kurz gegeben werden. Der Verf. hofft, sie später dereinst ausführlicher umarbeiten zu können, und besonders zu diesem Zwecke die überaus köstliche Briefsammlung zu benutzen. Die Lage, in der er längere Zeit hindurch sich befand, hat ihn der Discretion der Verleger oftmals mehr preisgestellt, als ihm lieb ist, und in seiner literarischen Hülfslosigkeit, in der er nicht selten schmachtete, konnte Manches nicht ganz so erscheinen, wie sein Ideal von den Helden, die er beschrieb, und von der Art der Geschichtschreibung ihn wünschen liefs.

II. Charitas Pirkheimer, Bilibalds vertraute Freundin und Schwester, mit der trefflichen Klara und einigen andern Frauen des Hauses, sollte als eine Zugabe folgen. Eine gedrängte Biographie geht voran von den fünf Pirkheimerinnen, die hier beschrieben werden, nämlich: Charitas, Klara, Sabina, Katharina und Charitas II, sämmtlich Aebtissinnen oder Nonnen zu Nürnberg und Bergen. Dieser Biographie selbst hat Verf. sein Glaubensbekenntnifs über so viele gelehrte Weiber vorangeschickt, welche seit einer Reihe von Jahren den teutschen Parnafs zum wahren Blocksberg umgeschaffen. Charitas Pirkheimer, eine gelehrte Frau im Geist einer K. Pichler und sinnverwandter Edlen, trotz schriftstellerischer Wirksamkeit der Weiblichkeit und ihrem Berufe treu, nicht brutal und unverschämt gegen Tadel erfahrenerer Kunstkenner, und nicht im mystischen Sinn der geistigen Onanisten unserer Zeit, sondern im innersten Herzen demüthig und im Geiste tieferleuchtet, gehörte zu den ausgezeichnetsten Frauen ihrer Zeit, ohne es zu wissen und zu wollen. Ihre Briefe zeugen für das herrliche Weib und für die Schriftstellerin, wenn sie den Markt mit ihren Sachen hätte befahren wollen, nach dem Beispiel unserer hysterischen Kunstdamen, welche die verirrte Richtung des Geschlechtstriebes häufig für göttlichen Beruf des Genius, der ihrer bedürftig sey, ansehen.

Die in No. II. gegebenen Briefe sind zum Theil ungedruckt, aus Nürnbergischen und Bambergischen Archiven, zum Theil aber aus der Goldast'schen Edition der Opp. B. Pirkh. Append. übersetzt; der Rest aus verschiedenen bibliographisch-literarisch-historischen Werken gesammelt. Leider konnte man die vierzig Briefe des Probstes Sixtus Tucher an Charitas P. und seine Baase Apollonia Tucher nirgendher erhalten, und an dem Orte, wo sie sicher zu treffen sind, hiefs es, dafs nur an Bürger der guten alten Reichsstadt Bücher zur Einsicht (vielleicht auch zur Benutzung?) abgegeben würden. Mit dem literarischen Gastrecht ist es nun schon einmal böse in manchem Theil von Teutschland beschaffen.

III. Das dritte der angezeigten Werke, die Biographie Franz von Sickingen betreffend, kann der Verf. mit gutem Gewissen von sich behaupten, dafs er, was nur an gedruckten Materialien vorhanden war, und was von ungedruckten dem Staub der Archive entrissen werden konnte, auch manche Notizen und handschriftliche Beiträge von zuverlässiger Seite endlich benutzte. Die wackern Männer, die ihn besonders hierin unterstützten, sind: Paulus, Ittner, Dahl, Bauer, Yssel, Leichtlen, Molter, Winter, Voigt, Haupt, Heintz u. s. w. Der Cod. diplom. wird mehr als zweihundert Urkunden und Beilagen, wovon über zwei Drittheile ungedruckt, und neun in französischer Sprache, enthalten, und dürfte baldigst nachfolgen. Wäre dem Verf. die Einsicht in die handschriftliche Chronik Philipps von Flersheim vergönnt worden, von deren Daseyn er ein Jahr vor dem Drucke des ersten, im Manuscripte freilich längst beendigten Bandes schon Nachricht erhalten hatte, so dürfte Manches vielleicht noch vollständiger geworden seyn; eben so ist dies der Fall mit einer Anzahl Urkunden, die im Generalarchiv zu Karlsruhe liegen, worauf ihn jedoch erst das Badische Archiv aufmerksam gemacht hat. Weil jedoch Würdtwein's Kriege und Pfedeschaften, nach der Notiz Hrn. Mone's, wie Ref. auch selber schon früher vermuthete, blos ein verstümmelter Auszug jener Flersheimer-Chronik sind, und die aus dem Nachlafs des Hrn. v. Haupt erhaltenen Papiere zeigen, dafs derselbe diese Chronik ebenfalls gekannt, so wird wohl in der Hauptsache Alles benutzt seyn, und blos hie und da, wo durch Würdtwein oder meinen Kopisten der Pfedeschaften etwas übersehen worden, Einiges vielleicht noch zu berichtigen bleiben. Auf jeden Fall soll, nach Vollendung des Abdrucks

Digitized by Google

der Chronik, in irgend einer Literar-Zeitschrift oder auch besonders gedruckt, ein Nachtrag zu dem nunmehr bald vollendeten Sickingen in der gegenwärtigen Gestalt erscheinen, auch die Urkunden aus dem Generalarchiv demselben beigegeben werden.

Der vorliegende erste Band fafst in zwei und dreifsig Kapiteln folgende Gegenstände: I. Von dem Geschlecht und den Besitzungen der Sickinger. Da Hr. Th. v. Haupt eine Geschichte der Vorfahren und Nachfolger des Franz v. S. einst selber herausgeben will, so konnte ich über die frühern Schicksale der Familie durchaus nichts Wesentliches erhalten. Sehr leid that mir's, dies Kapitel als Einleitung daher nur gedrängt und abgerissen geben zu können. II. F. v. Sickingen Jugend und Anfänge. III. Fehde mit der Reichsstadt Worms. Ursachen und erste Vorgänge. Weil Pauli's Geschichte von Worms mir nie zu Gesichte kam, konnte ich sie mit meiner Darstellung nicht vergleichen. Uebrigens ist, was über die Wormser Angelegenheit gesagt worden, beinahe alles aus urkundlichen Quellen des Wormser geheimen Archives geschöpft, und in jener Geschichte düfte daher schwerlich viel Neues sich vorfinden. IV. Beginn der Feindseligkeiten. Die Acht des Reiches über F. v. S. Dessen öffentliche Vertheidigung. V. Belagerung der Stadt, deren Gefahr und Rettung. F. v. Sickingen Abzug. VI. Sein Bündnifs mit dem Hause von der Mark. Fehde mit dem Herzog Anton III. von Lothringen. VII. F. v. S. als Dienstmann Franz des I. von Frankreich. Fehde mit Metz. VIII. Unterhandlung auf dem Reichstag zu Mainz mit F. v. S., dessen Verantwortung vor Pfalz, Mainz und Brandenburg. IX. Die fernern Irrungen Sickingens mit Worms nach seiner Aussöhnung mit dem Kaiser. Versuche Balthasar Nörs und der aus Worms Vertriebenen um Widereinsetzung in den vorigen Stand. Leonhard von Türkheim Spielball der Politik des Magistrates. Bemühungen von Franz für Bischof Reinhard II. und endlicher Austrag der Sache auf den Reichstagen zu Augsburg und Worms 1518 und 1521., wornach somit die fehlerhafte Kapitelanzeige zu berichtigen ist. X. Sickingens Fehde mit Hessen. Belagerung und Vertrag von Darmstadt. XI. Fehde mit Frankfurt. XII. Sickingens Theilnahme am Krieg des schwäbischen Bundes

wider Herzog Ulrich von Würtemberg. Erneuerter Zwist mit Frankfurt.

XIII. XIV. XV. Die Freunde Sickingens. Darunter sind vorzüglich Ulrich von Hutten, Götz von Berlichingen und Reuchlin in ihren interessanten Verhältnissen zu dem Ritter geschildert. Ausführlich hätte auch noch hier gegeben werden können, was über die Verbindung mit Philipp von Flersheim und Wilhelm von Fürstenberg auf uns gekommen; allein die Materialien trafen zu spät ein.

XVI. Bemühungen Sickingen's und seiner Freunde, des Kardinals und von der Mark und Roberts II., Herz. von Bouillon und Aremberg, für die Wahl Karls V. zum teutschen Kaiser. Franzens Anstellung als oberster Feldhauptmann. Adresse des teutschen Adels an den Kaiser. Eines der wichtigern Kapitel, da es mehrere neue, sehr wesentliche Aufschlüsse über jene berufene Wahlgeschichte, aus bisher nicht ganz genau benutzten Quellen, mittheilt. Zugleich zeigt es auch, wieviel damals einem unternehmenden Genie, dem Golde der Fugger und der Intrigue möglich war.

XVII. Sickingens Verhältnisse zum teutschen Orden. Auch hier lernen wir die ganze Wichtigkeit der Person Sickingens für teutsche und auswärtige Verhältnisse kennen. Der Hochmeister, Markgraf Albrecht, bearbeitete durch ihn einen grofsen Theil der teutschen Ritterschaft, und Franz war lange seine einzige Hoffnung in dem Emanzipationskriege wider Polen. Die Aktenstücke, worauf der Verf. sich bezieht, sind aus dem geheimen Archiv von Königsberg und durch Voigt zum erstenmal mitgetheilt worden.

XVIII. Sickingen als kaiserlicher Feldherr wider Franreich, im Jahr 1521. Belagerung von Mezieres. Neue Denkmünzen. Die wenigsten Geschichtschreiber haben die wahren Ursachen des Mifslingens jenes Feldzuges berührt; hier sind sie, aus teutschen und französischen Quellen, ausführlich und treu geschildert. Dieser Feldzug hatte auf den Gang der Reformationsangelegenheiten bedeutendern Einfluſs, als man wohl glauben mag. Sickingen, der die Gunst Karls V. in hohem Grade besafs, und für Luther bereits damals enthusiastisch sich erklärt hatte, würde, wenn er siegreich aus Frankreich heimgekehrt wäre, den Kaiser vielleicht zu manchen entgegengesetzten Maafsregeln bestimmt haben. Jetzt aber zeigte sich sehr bald eine auffallende Kälte zwischen den Beiden, besonders durch die Forde-

Digitized by Google

rungen der Kriegskosten veranlafst, und die unvolksthümliche Parthei hatte die Oberhand von dieser Stunde an. Bayard und Sickingen, die beiden würdigsten Repräsentanten des untergehenden Ritterthums in Frankreich und Teutschland, sind hier einander gegenüber gestellt.

Im XIX. bis XXII. Kapitel sind Sickingens, Ulrichs von Hutten, Hartmuths von Kronberg und anderer berühmter Ritter religiöse Grundsätze und Bemühungen für den Sieg der Reformation entwickelt; besonders aber hat der Verf. jene Schriften Ritter Ulrichs zur Charakteristik Franzens benutzen zu müssen geglaubt, welche an der Seite und unter den Augen dieses Letztern geschrieben worden sind, und in welchem er mit seinem politisch-religiösen Glaubensbekenntnifs auftritt. Für die, welche Demagogen-Unkraut wittern, findet sich hier reiche Weide. Allein der Verf. hat seine Helden gegeben, wie sie gelebt, und in dem Geist, in welchem jene Zeit sie genommen. Es waren keine Radikalen unserer Periode, sondern Reformatoren der Nationalität im Geiste einer veredelten Aristokratie, welche doch auch in ihrer Kehrseite Schonung, Schutz und Lob erhält. Der teutsche Adel hatte damals noch, so gut als die Reichsfürsten, die aus seiner Mitte emporgesprossen, und gleich den Ungar'schen Magnaten bis zu der neuesten Zeit eine Art Insurrectionsrecht für die Aufrechthaltung der alten Reichsverfassung, gegen die immer gröfsern Neuerungen, welche aus gänzlich veränderter Politik sich ergaben Es galt nicht gegen den Kaiser, sondern für denselben, wider das Joch der vornehmen Prälaten, der auswärtigen Söldner, der Romanisten und Ultramontaner und wider die Strelitzen derselben, die faulen, üppigen, ausgearteten Mönche. Selbst gegen die weltlichen Fürsten im Allgemeinen war der Kampf keineswegs gerichtet; denn viele waren Verbündete und Mitwissende der Plane Sickingens. Kap. XXIII. enthält die Formalitäten, unter denen die Ritterschaft sich zu Vollführung derselben näher verbunden, nämlich auf dem Konvente zu Landau.

XXIV bis XXVI. fassen die Geschichte des Trierer Krieges bis zur Aufhebung der Belagerung von Trier in sich. Mehrfache historische Irrthümer, z. B. über die Zerstörung von St. Maximin, sind hier aus authentischen Quellen berichtigt. XXVII bis XXIX. schildern den Wendepunkt der Angelegenheiten Sickingens; den Bund der Fürsten von Trier, Pfalz und Hessen wider ihn und den teutschen Adel; die Wiedereroberung von St. Wendel; das Benehmen des Reichsregimentes in dieser Sache; die

Digitized by Google

über den Ritter gefällte Reichsacht; den Kampf der Einungsfürsten wider Sickingen und dessen Anhang; den Ausgang Hartmanns von Kronberg und Frobings von Hutten; die Versammlung der Sickinger zu Schweinfurt; die Bedrängnifs Albrechts von Mainz, welcher, obgleich Erzbischof und Kardinal, und heftiger Gegner Luthers, dennoch nicht übel Lust hatte, teutscher Pabst zu werden, sein Erzstift zu säcularisiren, die schöne Ursula Hedinger zu heirathen, u. a. mehr. Er wufste um alle Plane Franzens, und unterstützte ihn heimlich mit Geld und Truppen. Ferner werden nun noch angeführt die Friedensversuche Sickingens und seiner Freunde und die an Adel und Städte gesendeten Schutzschriften.

Im Kap. XXX. ist die Katastrophe des Ritters zu Landstuhl erzählt, nach Sturm, Spalatinus, Brower und Philipp von Flersheim. „Lieber Hofmeister — waren einige der letzten Wort Franzens, an Ludwig von Fleckenstein gerichtet — ich bin nit der Hahn, um den man tanzet; man wil tanzen um die ganze ritterschaft!“ — XXXI und XXXII. schildern die Schicksale der Burgen und der Kinder Sickingens; ein nicht uninteressantes diplomatisches Gemälde aus jener Zeit, und höchst merkwürdiger Beitrag zur Geschichte des damaligen Staats- und Reichsrechtes. Die Fürsten waren gar nicht verlegen im Zugreifen und Vertheilen. „Wenn ein Ding geschehen ist — sagt der Hofmarschall von Habern zu Philipp von Flersheim — so ist es auch vertheidigt.“ — Karl V. und Ferdinand I. sahen diesem hastigen Vertheilen und dieser eigenmächtigen Executionsart nicht ganz gleichgültig zu; der Verf. hat aus drei ungedruckten Urkunden hiefür den Beweis geliefert. Der Erzherzog drückt sehr stark sich gegen Pfalz aus; der edle Flersheim (nachmals Bischof Philipp II. von Speier) handelte allein für die Waisen als Freund und Verwandter viele Jahre lang mit unerschütterlicher Treue, bis wenigstens ein Theil des Geraubten wieder erstattet war. Auch Dieterich von Dalberg schlofs sich mehr oder minder an ihn an. Die österreichische Regierung, noch immer Schuldnerin der Familie, unterstützte diese Bemühungen aus Pflicht- und Schaamgefühl.

Im Anhang endlich werden die Grabschriften, Bildnisse, Denkmünzen, Reliquien und Denkmale Sickingens, welche aus der Sündfluth des dreifsigjährigen und der Franzosenkriege noch gerettet wurden, angezogen und beschrieben.

Mit Urkunden ist der Verf. von Seite der Familie, trotz wiederholter öffentlicher Aufrufe, durchaus nicht unterstützt

Digitized by Google

worden, doch wird das Publikum durch das im Cod. diplom. (wie oben bemerkt) gesammelte und abgedruckte so viel möglich zufrieden gestellt werden. Er hatte bei Vollendung dieser Biographie zwar die Absicht, Georg v. Frundsberg folgen zu lassen, von welchem, so viel ihm Kenntnifs geworden, handschriftliche Denkwürdigkeiten, durch den berühmten Ritter selbst verfafst, im Schlosse zu Mindelheim noch vor wenig Jahren vorhanden waren. Allein der Wunsch Hrn. Reimers und vieler Freunde der Reformationsliteratur, so wie eine Art Ehrenpflicht legen ihm auf, auf dieselbe Weise, wie Fr. v. Sickingen, auch Ulrich v. Hutten zu bearbeiten, nachdem dessen Schriften nun sämmtlich heraus, die Epistolae obscur. viror. ebenfalls mehr erläutert, und manchfache neue Data seit dem Erscheinen der übrigens trefflichen Wagenseil'schen Biographie zum Vorschein gekommen sind. Diese Aufgabe, welche freilich noch mehrere Dinge voraussetzt, die einstweilen noch abgewartet werden müssen, dürfte im Verlauf einiger Zeit gelöst werden.

C. Julii Caesaris Commentarii de Bello Gallico et Civili. Accedunt libri de bello Alexandrino, Africano et Hispaniensi. Mit geographischen, historischen, kritischen und grammatischen Bemerkungen für studirende Jünglinge und Freunde der Römischen Literatur von Anton Moebius. Erster Band. Mit zwei Kupfertafeln. Hannover, im Verlage der Hahnschen Hofbuchhandlung. 1826. 1 Thlr. 8 Gr.

Auch unter dem Titel:

C. Julii Caesaris Commentarii de bello Gallico libri VIII. Mit geographischen etc. Anmerkungen für Stud. etc. von Anton Moebius etc. XVI und 560 S. 8.

Hr. M. ist schon durch seine Ausgabe der Oratt. selectt. des Cicero und Anderes als ein Mann bekannt, der die lateinischen Autoren gründlich versteht, und durch den Gehalt seiner Anmerkungen seinen Ausgaben ein Publicum zu gewinnen weifs. Dafs er aber nun mit einem Cäsar mit deutschen Noten im Jahr 1826 hervortritt, nachdem 1824 Herzog das bellum Gallicum mit einem grofsen deutschen Commentar, 1825 Held dasselbe Werk mit wenigern, auch deutschen, Anmerkungen herausgegeben, darüber könnte man sich wundern. Allein so wenig Held von Herzogs Ausgabe während der Ausarbeitung der seinigen (die ohnedies nach ganz

Digitized by Google

anderm Plane und ganz andern Grundsätzen bearbeitet ist, und die wir als bekannt und anerkannt voraussetzen) etwas wufste, so wenig wufste Hr. M., als er der Aufforderung der Verlagshandlung folgte, dafs fast zu gleicher Zeit mit der seinigen jene zwei Ausgaben gedruckt wurden. Er erklärt, er würde sie auch wirklich nicht angefangen haben, wenn er dies gewufst hätte. Indessen glaubt er doch nicht, es ganz bereuen zu müssen, dafs er die gegenwärtige Bearbeitung übernommen habe, indem durch eine mehrfache redliche Beeiferung für einen Gegenstand derselbe gewinnen müsse, auch Zweck und Plan der Herren Herzog und Held von dem seinigen im Ganzen und Einzelnen abweiche, ohne dafs er gerade seine Ansicht jetzt aufzugeben sich veranlafst sehe, ob er gleich kein anderes, als ein rühmliches Urtheil über seine Vorgänger fällen könnte. Dafs er seine Anmerkungen deutsch geschrieben, weil er dies für die Jugend für das zweckmäfsigste gehalten, darüber wollen wir weiter nichts sagen. Die Gründe pro und contra sind schon gar zu oft besprochen worden: die Hauptsache ist, ob die Anmerkungen, wie sie sind, gut sind. Hr. M. mischt indessen „zur Beförderung der schnelleren Fortschritte der Jugend in der Lateinsprache“ Erklärungen des lateinischen Textes durch andere lateinische, nicht selten umschreibende, Wendungen und Ausdrücke ein. Als Leser seiner Ausgabe wünscht er sich indessen nicht blos Schüler, sondern auch überhaupt Freunde der classischen Literatur, und, wenn auch nicht zünftige Philologen, doch wenigstens angehende Schulmänner. Diese Vereinigung nicht ganz leicht verträglicher Zwecke hat denn freilich die Folge gehabt, dafs, so wie gewifs die bezeichneten Classen von Lesern recht viel Gutes und Brauchbares für sich hier finden werden, doch jeder auf Dinge stofsen wird, die für ihn nicht sind. Einige Erläuterungen schienen uns auch von der Art, dafs sie für keine der angegebenen Classen passen; nämlich manches gar zu Leichte, was kein Schüler nicht wissen darf, der den Cäsar in die Hand nimmt, oder was die Grammatik oder das nächste beste Wörterbuch eben so gut bietet; z. B. dafs *statio* Posten heifse, *jacula* Geschosse, *insignia* (S. 132.) Abzeichnungen (soll wohl Abzeichen heifsen), *calamitates* Unglücksfälle u. dergl. Uebrigens ist die Vorrede etwas unklar geschrieben; ein Fehler, den wir an den Anmerkungen nur selten zu rügen haben.

Betrachten wir nun die Ausgabe selbst und ihre Ausstattung näher, so zeigt schon das Aeufsere, dafs sie zwischen der schwer bepackten Herzog'schen und der ihrem Zwecke

Digitized by Google

gemäfs leicht aufgeschürzten Held'schen in Rücksicht auf das Volumen die Mitte hält. Es findet sich in derselben nicht leicht etwas übergangen, worüber ein Studirender, der den Cäsar für sich lesen will, Erläuterungen und Nachweisungen wünschen kann, seyen es Ausdrücke oder Constructionen, oder geographische oder historische Puncte, oder endlich Lesarten und deren Erwägung und Abwägung. Zum Gebrauch in der Schule möchte sich die Ausgabe darum weniger eignen, weil dem Lehrer durch dieselbe etwas stark vorgegriffen ist, und derselbe sich oft blos durch Berichtigung einzelner Angaben und Citate, und Kritisiren der in den Noten ausgeübten Kritik etwas zu thun machen könnte. Dafs, ungeachtet die grofse Mehrzahl der Anmerkungen und Bemerkungen Beifall verdient, doch noch auch Manches Stoff zu Berichtigungen gebe, will Ref. jetzt, nicht in der Absicht zu tadeln, sondern um für den zweiten Theil Aufmerksamkeit auf gewisse Dinge zu erregen, und für eine zweite Ausgabe des ersten zu dessen Vervollkommnung beizutragen, durch eine Anzahl von Bemerkungen zum ersten Buche hier darthun.

I. 1. S. 2. herrscht eine Verwirrung in der Erklärung von *Provincia;* es wird ein Theil von *Gallia inferior* und die *Gallia togata* mit einander verwechselt, Plinius falsch citirt (es mufs heifsen III. 4. S. 5.) und *breviber* für *breviter* geschrieben. S. 3. ist Cic. de rep. falsch citirt. Die Stelle ist II. 4, nicht I. 5. — S. 4 sq. wenn Hr. M. sagt, in der Stelle: continetur Garumna flumine, Oceano, finibus Belgarum, würde die Lesart, die Oudendorp empfahl, *Oceano mari*, einen schönen Gegensatz von *Garumna flumine* bilden; so will uns diese Schönheit nicht einleuchten, sondern als ein schulmeisterlicher Zusatz vorkommen. Ebd. wird *vergit* zu erläutern und zu etymologisiren versucht durch Φέρει sc. τὴν γῆν. Das dürfte wohl in einer neuen Ausgabe wegfallen. I. 4. S. 11. soll *ex vinculis causam dicere* eine Brachylogie seyn für *vinctum se defendere.* I. 6. S. 15. falsches Citat: Cic. de N. D. I. 22. für 32. — Ebd. Erant — itinera duc, quibus — exire possent. Der Conj. steht, sagt Hr. M., weil ein möglicher Fall ausgedrückt wird. Das würde *poterant* auch thun; ist ja doch *posse* überhaupt das Verbum der Möglichkeit. Der Conjunctiv steht für *posse se videbant* s. *sciebant;* kurz, es ist aus der Seele der Helvetier gesprochen. S. 17 und 18. wird ganz unnöthig das Kalenderdatum in der Anmerkung übersetzt. I. 8. S. 20. wird *ostendere* anatomirt in *os* und *tendere*, und erklärt: mit freiem *Gesicht*, freier Stirn Etwas zu erkennen geben. Diese Etymologie ist verunglückt. Wir bitten Hrn. M.,

Digitized by Google

nicht den schwankenden Scheller, sondern den festen Vossius (Etym. L. L. s. v. p. 360. ed. Elzer.) nachzusehen. — I. 9. S. 21. nach Neuerungen streben, für *novis rebus studere* ist weder richtig noch deutsch. — I. 12. S. 24: Das bekannte quod quis per alium facit, id ipse fecisse putatur ist kein Sprichwort, wie Hr. M. sagt, sondern eine Rechtsregel. — I. 13. S. 26. ne ob eam rem aut suae *magno opere* virtuti tribueret. Hier vergleicht Hr. M. c. 14. quo gravius homines ex commutatione rerum dolerent. Aber diese Stelle beleuchtet jene Construction gar nicht. Held citirt zweckmäfsiger Liv. III. 26. Cic. in Verr. V. 41. — I. 14. S. 26 Eo sibi minus dubitationis dari soll eine seltenere Redensart seyn, statt *sibi* non esse cur dubitaret. Wir glauben aber, dafs jenes allerdings ein seltener, dieses aber ein seltsamer Ausdruck wäre. Man sagt wohl: *non est, quod dubites*, oder *cur dubites;* man kann sogar sagen: *tu non est quod dubites;* aber man sagt nicht *tibi non est quod dubites*, ob man gleich so sagen könnte. — In demselben Kapitel wird unnöthig *quo gravius* durch *ut eo gravius* erklärt. — I. 17. S. 32. Hos seditiosa atque improba oratione multitudinem deterrere, ne frumentum conferant, quod praestare dicant. Si jam principatum Galliae obtinere non possint, Gallorum quam Romanorum *imperia perferre neque dubitare*, quin, si Helvetios superaverint Romani, una cum reliqua Gallia Aeduis libertatem sint erepturi. Hr. M. sagt in der Note, er habe nach *praestare* gegeben *debeant*, welches allein richtig sey, und auch von Held aufgenommen ist; und doch steht im Text *dicant*. Das Folgende giebt Held — — Gallorum, quam Romanorum imperia perferre, *satius esse*, neque dubitare etc. aus Handschriften, wie wir aus der Oudendorp'schen Ausgabe sehen; übrigens ohne Bemerkung, weil die Stelle so an sich klar ist. Hr. M. sagt, man soll vor *Gallorum* ergänzen *magis* oder *potius;* das wollten wir uns noch gefallen lassen. Aber dafs *satius esse* nach *perferre* den Sinn störe, dafs der griechische Metaphrast seine Lesart unterstütze, welcher μᾶλλον αὐτὴν τῶν Ἑλβητίων, ἢ τῶν Ῥωμαίων εἶναι gebe: das ist eine Uebereilung. In der Jungermann'schen Ausgabe, in welcher der Metaphrast abgedruckt ist, heifst der lateinische Text: quod praestare dicant, si jam principatum Galliae obtinere non possint, Gallorum, quam Romanorum imperia perferre: liest man so, so braucht man freilich kein *satius esse*. Der Metaphrast übersetzt dann in der oratio recta aber nach dieser Lesart: Κἂν μὲν οἱ τοιοῦτοι τὴν τῆς Γαλατίας ἀρχὴν μὴ δύνωνται καταλαβεῖν, μᾶλλον αὐτὴν τῶν Ἑλβητίων, ἢ τῶν Ῥωμαίων εἶναι ἐπιθυμοῦσιν. — I. 18. p. 35. Wieder ein An-

Digitized by Google

stofs bei einer Stelle des Metaphrasten. Da steht ὡς (l. ὡς) ἐν τῇ — πρόσθεν — γεγενημένῃ ἥττᾳ sc. μάχῃ. Was soll das heifsen? Erstlich heifst es ἥττᾳ, und zweitens ist dieses Wort ein Substantivum, bei welchem nichts weniger als μάχῃ zu suppliren ist. — I. 19. p. 36. sine ejus offensione animi: Hr. M. erklärt etwas unklar: sine dolore ejus animi, ohne sich die Sache zu Herzen zu nehmen. Besser Held: dafs er sich nicht beleidigt fühlen möge. — I. 22. p. 40. hier sagt Hr. M. er gebe id se *a* Gallicis armis atque insignibus cognovisse und ziehe dieses *a* dem gewöhnlichen *e* und *ex* vor. Aber *ex* ist doch im Text stehen geblieben. — Ebd. p. 41. empfiehlt Hr. M. nicht mit Unrecht *propter* hostium castra aus dem Cod. Oxon. für *prope*. Held berührt die Lesart nicht. — S. 42. ist im Griechischen aus dem Metaphrasten dreimal gefehlt; erstlich steht ὄρος für ὄρος, dann κατέχοντες für κατασχόντες und συνῆψαν für συνῆψαν. Ueberhaupt sind in den griechischen Stellen gar viele Druckfehler. — I. 24. p. 43. nimmt Hr. M. die aus einer Handschrift geflossene Lesart des Ciacconius auf: ita, uti — auxilia *collocaret*, ac — montem hominibus *compleret*. Interea etc., und dieser Construction ist auch die griechische Metaphrase günstig. Wir möchten sie wirklich der von Held aufgenommenen Oudendorp'schen vorziehen, welche geben: collocaret: ac — compleri *et* interea — muniri jussit. — I. 2. 5. pag. 45. multi ut — praeoptarent. Hier erklärt Hr. M. *multi ut* durch *ita multi ut*, da er doch für *ita ut multi* steht. Der Grieche: ὥστε οἱ πολλοὶ μὲν αὐτῶν. — I. 31. p. 53. ut sibi secreto in occulto — cum eo agere liceret. So die Handschriften, so auch Held; und eben so Hr. M. in den Noten, wo er zu secreto in occulto erklärend hinzusetzt: sc. loco: Geheim, an einem verborgenen Orte. Secreto ist i. q. remotis arbitris. Eine andere Erklärung ist von Oudendorp, von welcher Held sagt, sie sey fast zu fein, nämlich dafs *secreto* heifse von Niemand gehört, *in occulto* aber von Niemand gesehen. Wir sind übrigens mit Helds Vorschlag einverstanden, der secreto *et* in occulto lesen will. Dafs aber Hr. M. die in der Note in Schutz genommenen und erklärten Worte *in occulto* im Texte wegläfst, das ist wohl wider seinen Willen geschehen. — I. 31. p. 56 sq. Hr. M. schlägt vor, das Punctum nach *sustineri* in ein Komma zu verwandeln, das Komma nach *auxilii* in ein Punctum, und zusammen zu lesen: non posse ejus imperia diutius sustineri, nisi si quid in Caesare populoque Romano sit auxilii. Omnibus Gallis idem esse faciendum etc. Aber wir geben ihm zu bedenken, ob dann, wenn Cäsar und das Römische Volk hilft,

Digitized by Google

noch Ariovists *imperia* von den Galliern ertragen zu werden brauchen? Bei seiner Interpunction kommt nämlich der Sinn heraus: Hilft Cäsar nicht, so können wir Ariovists Gewaltherrschaft nicht länger dulden. Hilft er; dann können wir sie noch länger ertragen. — I. 34. p. 60. ut ad Ariovistum legatos mitteret, qui ab eo postularent. Da *legatos* in einigen alten Ausgaben nicht steht, so klammert es Hr. M. als überflüssig ein. Das läfst sich hören. — Ebend. p. 61. neque exercitum sine magno comeatu atque *molimento* in unum locum contrahere posse. Obgleich alle Handschriften *emolumento* haben, so ziehen wir doch *molimento* unbedenklich mit Hrn. M. vor. Jenes war den Abschreibern ein weit geläufigeres Wort. Das *e* konnte sich leicht von *atque* anhängen, und aus *emolimento* wurde leicht *emolumento*. Held giebt *emolimento*, das, wenn man selbst mit Ruhnken ad Vellej. Pat. II. 78. und Gesner im Thes. L. L. die Distinction zwischen *emolimentum* und *emolumentum* annimmt *), doch nicht recht pafst. Uebrigens citirt Hr. M. den Ruhnken ad Vellej. ohne Angabe der Stelle, und excerpirt seine Note nicht ganz genau. Ruhnken zog dort *molimentis* dem handschriftlichen *momentis* vor. — Wie kommt es wohl, dafs S. 62. 82. 92. und 95. die Germanen in den Noten griechisch Γερμανοὶ geschrieben werden? — I. 38. p. 66 sq. quod flumen *Dubis*, ut circino circumductum, paene totum oppidum cingit. Da die Handschriften nicht *Dubis* geben (welches erst Cellarius aus dem Strabo hergestellt hat), sondern *Alduabis* und ähnliche Entstellungen; so vermuthet Hr. M. quod flumen *adductum* (herbeigeleitet) ut circino circumductum etc. Eine Verbesserung, oder vielmehr Veränderung, die sich durch ihren Wohlklang eben nicht empfiehlt; nicht zu gedenken, dafs bei seltenern Flufsnamen falsche Schreibungen in den Handschriften zum Gewöhnlichen gehören. — I. 40. p. 71. quum — meritus videbatur. Hier bemerken wir blos gegen Hrn. M., dafs, wenn man sagt: meritus videbatur, nicht nothwendig der Gegensatz gedacht wird: sed non meruit, sondern häufig: esse videtur, besonders in Reden (und hier haben wir eine Rede) blos ein urbaner Ausdruck ist für *est*. — I. 40. p. 72. Factum *etiam* nuper in Italia servili tumultu. Hier hat eine Baslerausgabe von 1566: Factum *ejus* nuper etc.

---

*) Gesner sagt nämlich, *emolimentum* soll man nehmen, wenn von schwierigen Unternehmungen *emolumentum*, wenn von Vortheilen dabei die Rede sey. Ruhnken sagt übrigens, vielleicht habe man ehemals beides promiscue geschrieben.

Digitized by Google

und dies billigt Hr. M.; nämlich dafs man zu *factum* ergänze *periculum*, und *hostis* zu *ejus* aus dem kurz vorhergehenden: Factum ejus hostis periculum patrum nostrorum memoria. Wir glauben, jenes zweite *ejus* ist aus einem Fehlblick des Abschreibers oder Druckers, oder aus einer falsch gelesenen Abbreviatur entstanden. Es ist leichter, ejus hostis periculum ganz zu suppliren, als nur hostis periculum. Wollte Cäsar etwas anderes, als das ganz genügende *etiam* schreiben, so hätte er wohl gesagt: Factum ejusdem periculum nuper etc. — I. 43. pag. 80. quod munera amplissima missa. Die besten Codd. haben *tam* amplissima und viele amplissime. Da emendirt denn Hr. M. tam amplissime, und beweist, dafs *tam* auch bei einem Adverbium im Superlativ stehe, durch eine Stelle des Terenz, und bei einem superlativischen Adjectiv, durch eine Stelle des Cicero. Wir möchten diese Rarität indessen doch nicht in den Cäsar hinein corrigiren. — I. 44. p. 51. fängt Ariovists Rede an: Transisse Rhenum sese, da aber Rhenum in einigen Handschriften fehlt, und es am Schlusse der Rede des Cäsar heifst: at ne quos amplius Rhenum transire pateretur, so hat Hr. M. das Wort Rhenum eingeklammert. Wir würden es allenfalls auch für entbehrlich halten, wenn dann nur nicht das häfsliche Gezisch zu Anfang der Rede einträte: —sisse sese. — I. 46. p. 85. Caesar loquendi finem *fecit* seque ad suos recepit suisque imperavit. Hr. M. sagt in der Note, er gebe mit Oudendorp *facit*, weil Cäsar und überhaupt die Historiker die Abwechselung der Zeitformen lieben. Aber Oudendorp hat *facit* nur in der Note aus Handschriften empfohlen, und *fecit* im Text behalten. Dasselbe ist auch Hrn. M., wie es scheint, wider seinen Willen, passirt. — I. 53. neque prius fugere destiterunt, quam ad flumen Rhenum — *pervenerint*. Hier behalten Held und Hr. M. das aus einigen Handschriften von Oudendorp aufgenommene *pervenerint*. Hr. M. vertheidigt es sogar, wiewohl ungenügend. Held aber erkennt, dafs *pervenirent* oder *pervenerunt*, wie die meisten Codd. und die alten Ausgaben haben, besser ist. Wir würden das Eine oder das Andere zurückgeführt haben. — IV. 23. p. 229 sq. Interim legatis tribunisque — convocatis, et quae ex Voluseno cognosset, et quae fieri vellet, ostendit monuitque, ut rei militaris ratio, maxime ut maritimae res postularent, ut quae celerem atque instabilem motum haberent, ad nutum et ad tempus omnes res ab iis administrarentur. So giebt an dieser bestrittenen Stelle Hr. M. Held setzt mit Oudendorp die Worte *ut rei* bis zu *haberent* in Parenthese, wodurch die Stelle deutlicher wird. Da aber vor *celerem* die

Digitized by Google

meisten Codd. haben *ut quam*, so will Hr. M. eine Parenthese machen und so lesen: maximeque (ut maritimae res postularent, *quae quam* celerem atque instabilem motum haberent) ad nutum — omnes res — administrarentur. Hier vermissen wir in der Parenthese sogar die grammatische Richtigkeit der Conjectur. — V. 52. pag. 301. Longinus prosequi veritus, quod silvae paludesque intercedebant, *neque etiam parvulo detrimento illorum locum relinqui videbat*, omnibus suis incolumibus copiis eodem die ad Ciceronem pervenit. Die unterstrichenen Worte übersetzt Held: und weil er sah, dafs keine Gelegenheit übrig sey, ihnen auch nur einen kleinen Schaden zuzufügen. Offenbar richtig. Damit vergleiche man nun aber die seltsame lateinische Paraphrase des Hrn. M.: i. e. atque etiam videbat, h. e. intelligebat, non parvulo detrimento hostium locum illorum i. e. locum, in quo hactenus fuerant, ab iis relictum iri, h. e. hostes ex eo loco non fugituros sine magno detrimento suo, h. e. antequam multi in silvis et paludibus perissent, quod Romani efficere non potuissent, nisi magno quoque accepto detrimento. Wenn sich Hr. M. darauf beruft, dafs auch der griechische Metaphrast die Stelle, wie er, verstanden habe, so erwiedern wir ihm, dafs alle griechische Uebersetzungen lateinischer Schriftsteller voll mifsverstandener Stellen sind, wie dies z. B. auch jedes Capitel der Uebersetzung der bekannten zwei Ciceronischen Schriften von Theodor Gaza beweist.

Haben wir nun nach Recensentensitte und Pflicht meistens solche Stellen herausgehoben, wo wir mit dem Herausgeber nicht einverstanden waren, so wollen wir nun auch am Schlusse unserer Anzeige das Bekenntnifs niederlegen, dafs uns bei weitem das Meiste richtig (nur oft zu viel) erklärt und erläutert zu seyn scheint, und dafs diese Ausgabe besonders zum Selbststudium empfohlen zu werden verdient; weswegen wir auch der Bearbeitung des zweiten Theiles der Werke des Cäsar durch Hrn. M. mit Vergnügen entgegensehen.

Digitized by Google

N. 78. 1826.

Heidelberger

Jahrbücher der Literatur.

Erklärende Anmerkungen zu Homers Odyssee von Gregor Wilhelm Nitzsch, Conrector am Gymnasium zu Wittenberg. Erster Band. Erklärung des ersten bis vierten Gesangs. Hannover, 1826. Im Verlag der Hahn'schen Hofbuchhandlung. XXII und 327 S. in gr. 8. 1 Thlr.

Der Zweck dieser Bearbeitung der Homerischen Odyssee, wodurch endlich eine wesentliche Lücke unserer Literatur ausgefüllt und einem fühlbaren Bedürfnifs abgeholfen wird, ist nach S. V. der als Vorrede zu betrachtenden, einleitenden Zuschrift an Hrn. Professor Lange zu Schulpforta: „Schüler der oberen Gymnasial-Classen dahin anzuleiten, dafs sie durch ein genaues Eingehen in den Sinn und die Darstellung des Dichters theils mit dem Hauptgegenstande des Gedichts zugleich das darin enthaltene Zeitgemälde auffassen, theils die Homerische Sprache als einen eigenthümlichen Geistesabdruck kennen lernen.“ In so fern hatte der Verf. im Ganzen es nur mit der Erklärung zu thun, das Lexicalische, da Passow's Wörterbuch vorausgesetzt werden konnte, war nur da zu berücksichtigen, wo der Verf. von Passow abweicht, oder die Worthedeutung zur Hand seyn mufs. „Ueberhaupt, sagt Derselbe, wollte ich kein Hülfsmittel zur ersten Bekanntschaft und schnellen Lectüre geben; vielmehr sollen die reiferen Schüler die Odyssee mit mir studiren“ u. s. w. So stellt sich auch ein ganz anderer Standpunkt, als ihn z. B. Heyne bei seiner Bearbeitung der Iliade hatte, besonders in Absicht auf die Benutzung und Anführung der alten Griechischen Erklärer, indem der Vf. keineswegs eine Zusammenstellung oder Sammlung derselben beabsichtigte, wovon die eigene Erklärung gewissermafsen abhängig gemacht wäre. Damit ist freilich nicht gesagt, als wenn die alten Erklärer durchaus unberücksichtigt gelassen, im Gegentheil sie sind sorgfältig benutzt, von ihren die Geschichte der Erklärung und Behandlung des Homer betreffenden Bemerkungen Manch charakteristisches aufgenommen, „nicht leicht aber eine Meinung der berühmten Alexan-

Digitized by Google

driner unerwähnt gelassen.“ Diese Erwähnungen werden den Lesern sagen, dafs unser Text auch da, wo wir Aristarch's Meinung wissen, keineswegs immer der dieses Grammatikers ist, dafs Wolf unendlich Vieles nach eigenem Ermessen schreiben mufste, dafs endlich die Homerische Kritik keineswegs abgeschlossen ist. Ueberhaupt denkt sich der Verfasser eine Bearbeitung der Odyssee in dreifacher Zertheilung (S. VII. VIII.): 1. *Quaestiones Homericae*, Untersuchungen enthaltend über einzelne Puncte der höheren Kritik, Prüfungen einzelner deshalb angefochtenen Stellen. Die 1824 von demselben Verf. herausgegebenen *Quaest. Homericae* (de Odysseae exordio) liefern davon eine Probe. Eine weitere Fortsetzung derselben würde von den Rhapsodien der Odyssee, eine dritte von einzelnen Anstöfsen in den vier ersten Gesängen handeln. 2. Einleitung in die Odyssee in drei Abschnitten, über die Handlung der Odyssee, ihre allegorische Deutung und über die Geschichte Homers unter den Griechen. Damit bringt Ref. zugleich Einiges in Verbindung, was der Verf. in diesem einleitenden Briefe berührt, über die ursprüngliche Einheit der Odyssee S. X ff. Mit Wolf theilt der Verf. die Ansicht, dafs die Homerischen Gedichte nicht geschrieben und nicht als ein Ganzes auf einmal gegeben, sondern im Geiste empfangen und ausgedichtet, im Gedächtnisse aufbewahrt und in sogenannten Rhapsodien theilweise gesungen worden seyen; nur läugnet er den von Manchen daraus gemachten Schlufs, dafs wegen dieser Art des Vortrags einzelner Gesänge, auch eben diese nicht ursprünglich auf ein Ganzes berechnet gewesen seyn könnten. Denn diese haben eben so viel selbstständigen Gehalt, um einzeln vorgetragen, und auch verstanden, ja mit Vergnügen gehört werden zu können; zugleich aber sind sie wiederum so auf das Ganze berechnet, dafs sie sich als Theile desselben unverkennbar beurkunden. Durch diese hier nur im Allgemeinen angedeutete Ansicht fallen freilich manche Bemühungen der Gegner der Homerischen Einheit, manche Beweise, aus einzelnen Widersprüchen u. dergl. mehr aufgesucht, zusammen, oder verlieren ihre Kraft — Der dritte Punkt betraf die eigentliche Erklärung des Textes oder die erklärenden Anmerkungen. Von diesem Theil der Arbeit liefert hier der Verf. in den vier ersten Gesängen der Odyssee eine Probe, die um so schicklicher ausgewählt ist, als gerade diese Gesänge, wie auch S. IX. richtig bemerkt wird, theils die Grundlage des ganzen Gedichts, theils ein reicheres und vollständigeres Gemälde der Homerischen Welt enthalten, als andere Theile der Homerischen Gedichte, zugleich auch hier

Digitized by Google

genug Anlässe sich darbieten, manche allgemeine Ansichten über Homerische Darstellungen, Homerische Sprache, Syntax u. dergl. auszuführen, wodurch zahlreiche Erinnerungen und Bemerkungen in der Folge erspart werden, da es hier einmal für allemal erklärt ist, und eine Hinweisung darauf im Folgenden genügt. Da diese Anmerkungen sorgfältig Alles erörtern, was in sprachlicher, syntaktischer oder grammatischer und sachlicher Hinsicht vorkommt, so entsprechen sie vollkommen ihrem Titel von erklärenden Anmerkungen, so wie ihrer Bestimmung. Insbesondere möchten wir daher auch diese Anmerkungen dem Privatstudium empfehlen, weil wir überzeugt sind, dafs, wer mit diesen Anmerkungen in der Hand an die Lectüre der Homerischen Gesänge, hier zunächst der Odyssee, schreitet, und ihnen folgend, die Odyssee durchliest, gewifs zu einer gründlichen Kenntnifs der Homerischen Sprache, wie der Homerischen Welt selber gelangt, und jeder weiteren, oft ungründlichen, Hülfsmittel vollkommen entbehren kann. Die Erklärungen folgen, ihrer Bestimmung gemäfs, Vers auf Vers und Wort für Wort; dafs der Verf. eigene Excurse vermieden, kann Ref. aus manchen Gründen ihm nicht gerade zum Tadel anrechnen, da diese Methode ihm überhaupt nicht zusagen will, und Gegenstände allgemeiner Art, deren Ausführung den Gang der erklärenden Anmerkungen zu sehr unterbrechen würde, ohnehin hier in die Einleitung, oder in die besonderen Quaestiones verwiesen werden konnten.

So viel im Allgemeinen. Es bleibt nun noch das Einzelne zu würdigen übrig durch einige Proben von der Erklärungsweise des Verf., um unser oben ausgesprochenes Urtheil zu belegen. Ref. will dies unter einem dreifachen oder auch vierfachen Gesichtspunkt thun, indem er einige Stellen des ersten Gesangs in Absicht auf die grammatisch-syntaktische, so wie sprachliche und sachliche Erklärung (letztere zunächst mit Rücksicht auf Mythologie und Geographie) vorlegt.

Was zuvörderst die grammatische Interpretation betrifft, so freute sich Ref. insbesondere über die Sorgfalt, womit der Verf. den feineren Puncten und dem feineren Redegebrauch nachspürt, in der genauen Erörterung der Partikeln — was oft bei der Lectüre des Homer so sehr übersehen wird, in der Auseinandersetzung des Gebrauchs der Modi, Tempora und dergl. mehr, auch der verschiedenen Casus, der Verbindungsweisen der einzelnen Redeglieder, Sätze u. s. w. Mit ähnlicher Sorgfalt ist der Theil ausgearbeitet, welcher sich mit Erklärung der Sprache, der einzelnen Ausdrücke, der Erörte-

Digitized by Google

rung ihres Begriffs und Ausmittelung ihrer Etymologie beschäftigt. So wird gleich I, 3. das ἴδεν — καὶ νόον ἔγνω richtig aufgefafst: „Gesinnung erfuhr, durch Erfahrung kennen lernte, erprobte", wo auch nach unserer Ueberzeugung an eine wifsbegierige Betrachtung (worauf schon Strabo und nach ihm Andere die Stelle deuteten) nicht zu denken ist. Vers 5, nachdem die Bedeutung des ὄγε hervorgehoben, verwirft der Verf. bei ἀρνύμενος die Erklärung der alten Ausleger: „einsezzend, hingebend sein Leben". Ref. vergleicht auch Timaei Lex. Platon. p. 49. 50. nebst Ruhnken's Note. Ueber οὐδ' ὥς vs. 6. hätten wir eine kurze Erörterung gewünscht. Das bedeutsame ἔνθα vs. 11, in welchem man so Viel hat finden wollen, erklärt der Verf. einfach für damals, nunmehr, als unbestimmte Zeitandeutung, in so fern ein auf der Zeitfolge der Begebenheiten beruhender Zusammenhang zwischen dem Proömium und der Angabe vom eilften Vers an, wo Odysseus nach vielfach ausgestandenen Gefahren (wie sie im Allgemeinen in den vorhergehenden Versen angedeutet sind) nun auf den Punkt gekommen ist, wo sein Schicksal — seine Irrfahrt — sich wenden und damit enden soll. Vs. 16. die ungewöhnlichere Construction des πεφυγμένος mit dem Genitiv, statt des Accusativs erklärt der Verf. aus der verschiedenen Bedeutung, indem es hier heifse: erlöst aus, wie das Sophocleische νόσου πεφευγέναι (Philoct. 1044.). Ref., der früher nach Matthiä (Griech. Grammat. S. 442.) diesen Genitiv im Allgemeinen der Participialconstruction zuschrieb, aber bald das Ungenügende dieser Erklärungsweise einsah (da das von Matthiä damit zusammengestellte εἰδώς ganz anderer Art ist, und aus ganz andern Gründen den Genitiv bei sich hat), fand später bei Thiersch (Homer. Gramm. S. 444 der dritten Aufl.) eine ihm genügendere Erklärung, die mit der unsers Verf. im Ganzen übereinstimmt, da Thiersch den Genitiv aus dem Begriff des Freiseyns ableitet, bei dem Accusativ aber an ein blofses Vermeiden, Fliehen denkt. — Die Construction der Verse 16 — 19 hat der Verf. besser als die früheren Erklärer erörtert. Er nimmt nämlich die Worte οὐδ' ἔνθα πεφυγμένος — οἵσι φίλοισι als einen Zusatz per parenthesin zu dem mit ὅτε δή beginnenden Vordersatze, während der Nachsatz dazu mit den Worten θεοὶ δ' ἐλέαιρον beginnt, das δ' aber in dem Nachsatz nach einer Parenthese an seiner Stelle ist. Vs. 20. bei ἀστερόεις hat sich der Vf. sehr behutsam über das α intensivum erklärt; auch läfst sich in der That jetzt noch Nichts bestimmtes über die Verschiedenheit oder Einerleiheit mit dem α privativum festsetzen. Das schwierige Epitheton vs. 29. ἀμύμων nimmt

Digitized by Google

der Verf. als euphemistisch den Vorwurf verdeckend an, nachdem Aegistheus nun gebüfst habe. Hier gesteht Ref., möchte er doch immer noch die Erklärung, welche dieses Wort blos auf einen Standesvorzug, auf eine Würde, es sey der Geburt oder des Standes, ohne persönliche Achtung oder Berücksichtigung des persönlichen Charakters, bezieht, natürlicher, einfacher und darum angemessener finden. Vs. 34 und 35 schreibt der Verf. getrennt (nach der Analogie ähnlicher Redensarten) ὑπὲρ μόρον d. h. mehr als das allgemeine Schicksal ihnen zutheilt, als ihnen von Anfang an bestimmt ist. Mit dieser Erklärung mufs Ref. vollkommen übereinstimmen. Bei γλαυκῶπις (vs. 44.) darf man sicherlich nur an helle, glänzende Augen denken (der Verf. sagt: lichtäugig, mit lichtbraunen Augen). In keinem andern Sinn nennt Pindar die Drachen γλαυκῶπες (Ol. VI, 76. Pyth. IV, 444. vergl. mit Oken Naturgeschichte Th. III. Abschn. II. S. 225.), oder auch blos γλαυκοί (Ol. VIII, 48.), was sonst auf den ganzen Körper bezogen wurde (vergl. z. B. Nonn. Dionys. I, 246. II, 45. XLII, 41.). Den Optativ ῥέζοι in dem bekannten Vers (47)

ὡς ἀπόλοιτο καὶ ἄλλος, ὅτις τοιαῦτα γε ῥέζοι

hat der Verf. gegen die vorgeschlagene Verwandlung in den Conjunctiv oder Indicativ gut vertheidigt, und so jeden Zweifel an der Richtigkeit desselben beseitigt. Auch hat Schäfer selbst später (zu Sophocl. Oedip. Colon. 1418. pag. 326.) die Unsicherheit seines früher aufgestellten Canons eingesehen und berichtigt. Vs. 48. verbreitet sich der Verf. über δαΐφρων, dem man in der Iliade die Bedeutung kriegerisch, von δαΐς, in der Odyssee aber die Bedeutung einsichtsvoll, von δαῆναι, giebt. Dafs er bei dieser Trennung angestofsen, verdenkt ihm Ref. nicht, der sich ebenfalls schon früher bemüht, den gemeinsamen Grundbegriff auszumitteln, welcher doch in nichts anderem, als in δαίω, δαῆναι (erprobt, versucht haben) liegen kann, und dem davon abgeleiteten δαΐφρων die Bedeutung des Tüchtigen, des Erprobten giebt. Vs. 50. folgt eine grammatische Erörterung über τε nach dem Relativ, da, wo eine Bestimmung hinzugefügt werde, die einen schon angegebenen Gegenstand weiter bezeichne. Dies erklärt auf jeden Fall befriedigender und auf eine in der Natur der Partikel mehr begründete Weise, als wenn wir mit Hermann dies τε durch ein etwa erklären wollten, wovon Ref. sich nie hat überzeugen können. — Die vielbestrittenen Verse 141 und 142 sucht der Verf. aus dem ganzen Context für ächt und nothwendig in dem Zusammenhang des Ganzen zu erweisen; auch vs. 148. in der bekannten Redensart (κοῦροι δὲ κρητῆρας ἐπεστέ-

Digitized by Google

ψαυτο τοτοῖο) wird die allgemeine Erklärung von einem Füllen der Becher bis an den Rand beibehalten, und Virgils Uebertragung oder Nachbildung (*vina coronant*) einem Mifsverständnifs zugeschrieben; doch auch bemerkt, dafs ἐπιστέφεσθαι, vollfüllen, mehr vom Wiederanfüllen der schon einmal geleerten Mischkrüge gesagt werde. — Dafs vs. 225. das τί δὲ verworfen wird, damit ist Rec. vollkommen einverstanden, und schien es ihm immer, als habe Aristarch hier eine Attische Redensart dem Homer aufdringen wollen (vergl. Heyne Observv. in Iliad. Vol. VI. pag. 83.). Im folgenden Vers 226. suchen schon die Alten den Unterschied zwischen εἰλαπίνη und zwischen ἔρανος dahin zu deuten, dafs ersteres Opfermahle, glänzende Gastmahle, letzteres aber Mahle von zusammengebrachten Beiträgen bezeichne. Aber mit diesem Unterschied reichen wir nicht aus; des Verfassers Versuch, ihn aufzuklären, möchte eher genügen. Er findet nämlich, durch Vergleichung auch von einigen andern Stellen, in ἔρανος die Bezeichnung der gewöhnlichen Mahlzeit, welche die gewöhnlichen Tischgenossen des Königs in dessen Hause halten (die spätere Bedeutung des ἔρανος mufs davon sorgfältig unterschieden werden), oder auch einer gewöhnlichen Mahlzeit, wozu in manchen Gegenden sich andere, dem Könige näher stehende Männer mit ihren Beiträgen eingefunden. Ref. würde die erstere Erklärung vorziehen. — In Vers 234: νῦν δ' ἑτέρως ἐβάλοντο θεοὶ scheint der Verf. Spitzner's Verbesserung zu billigen: ἑτέρωσ' ἐβάλοντο i. e. *in alteram partem se verterunt;* was Ref. doch etwas gekünstelt erscheint, so dafs ihm immer noch das Aeolische ἐβόλοντο für ἐβούλοντο vorzüglicher scheint, wenn man nicht bei der Vulgata und der von Eustathius gegebenen Erklärung derselben sich beruhigen will.

Rec. hat aus diesen ersten Versen des ersten Gesangs diese Anführungen entlehnt, er könnte fortfahren, da fast jede Seite durch eine feine grammatische oder sprachliche Bemerkung sich auszeichnet, und überhaupt das Buch nicht blos in den Händen der Schüler oberer Classen nützlich seyn, sondern einem viel allgemeineren Kreise aller derer angehören wird, die überhaupt gründlich über Homerische Sprache belehrt werden wollen oder sollen. Noch mufs Rec. der mythologische oder geographische Gegenstände betreffenden Erklärungen gedenken; er will aus dem reichen Schatz solcher Bemerkungen nur einige wenige hier nachweisen. So z. B. vs. 8. über Ὑπερίων, den der Verf. nach des Ref. Ermessen vollkommen richtig, eben so wie Helios als eine Bezeichnung des Sonnengottes auffafst. Vs. 38. bei Gelegenheit des Ἀργειφόντης;

Digitized by Google

freuen wir uns die Worte zu lesen, deren Beherzigung wir selbst jetzt noch empfehlen müssen, wo man theilweise noch immer es wagt, mit Homer das Gebiet der Griechischen Mythologie zu beginnen und Alles andere aufser und vor ihm, allen historischen Zeugnissen zuwider, abzuschneiden. Wir lesen nämlich S. 12: „solche Namen müfsten allein schon auch den starresten Ausleger der berühmten Stelle Herodot. II, 53. überführen, dafs es vor und neben Homer, d. h. neben der Ilias und Odyssee, eine reichere Mythe gegeben habe". Und so ist gewifs die wahre Deutung dieses Namens anderswo zu suchen, sein Inhalt aber aus andern Mythen, die mehr in das Gebiet der älteren Priesterschule und Theologie Griechenlands zurückgehen, zu erklären. — Auch das andere Beiwort des Hermes διάκτορος sucht der Verf. zu Vs. 84. genauer zu erörtern, insbesondere gegen Buttmanns Etymologie im Lexilogus, die in keinem Fall ausreichen kann; eben so zu III, 279. über Apollo als Todesgott; wobei der Verf. am Schlufs seine Ansicht dahin ausspricht, dafs, wenigstens im Volksglauben, keineswegs Apollo mit Helios identificirt worden, und es noch zu Strabo's und Plutarch's Zeiten nur als eine gelehrte Meinung bestanden, Apollo sey auch Sonnengott. Ein Mehreres über diesen viel besprochenen Gegenstand hier zu erörtern, ist nicht der Ort, weshalb sich Ref. begnügen mufs, hier die Ansicht des Verf. kurz anzudeuten. Ueber Poseidon und das ihm heilige Rofs s. zu III, 7. IV, 708, so wie über den Dreizack zu IV, 499; über die Keren und Mören zu III, 236; über Athene Tritogeneia zu III, 378; über Proteus zu IV, 384. u. s. w. — Zu II, 135. coll. ad III, 26. sucht der Verf. einen Unterschied zwischen δαίμων und θεός, welche Wörter man wohl für gleichbedeutend hält, zu bestimmen, welcher noch bestimmter hervortrete in dem Gebrauch der Adjectiva δαιμόνιος und θεῖος zeige, wo letzteres das Göttliche als die höhere Trefflichkeit einer über das gemeine menschliche Maafs begabten Natur, jenes dasselbe als das eine unbegriffene Macht Ankündigende, als das Staunen und Furcht Erregende bezeichnet. Sonach sey in manchen Stellen Homers bei δαίμων mehr das dunkle, wunderbare Walten höherer Macht, als bei θεός aufzufassen. Es führt dies auf einen Punkt des Vorworts S. XIII ff., wo der Verf. seine Ansicht zu begründen sucht, dafs im Homer neben dem Polytheismus auch ein Pantheismus sich bemerklich mache, welcher dem ersteren gleichsam neue Nahrung zuführe; ihm auch komme das Wort δαίμων zu, jenem das Wort θεός; eine Ansicht, die Ref. nicht verwerflich nennen will, obschon er unter dem, was der Vf.

Digitized by Google

als Pantheismus bezeichnet, — dessen Wesen unmittelbar erkannt und beim Dichter oder jedem sonst vor unsern Augen entstehen; der überhaupt die Welt voll Geister sieht, während die Wesen oder Götter des Polytheismus überliefert erscheinen und geglaubt werden, vielartig, und über der Menschenwelt stehende Personen seyen, — sich eher etwas Anderes denken möchte. Er würde bei Homer neben dem als Polytheistisch-Anthropomorphistisch Erkannten noch einen Pantheismus annehmen, der auf die ältere priesterliche, oder mysteriösere Lehre sich bezieht, und an vielen Orten, wie aus dunkler Ferne ahnungsvoll und bedeutungsschwer durchschimmert, ohne dem Uneingeweiheten ein Gegenstand des Zweifels oder des Anstofses zu werden, während der Eingeweihete die Beziehung bald ahnet und begreift.

Was nun endlich die Erklärung der geographischen Punkte betrifft, so hat der Verf. hier rühmlichst gestrebt, das Verhältnifs der mythischen zur geschichtlichen Geographie im Einzelnen nachzuweisen, und so weit als möglich Homers Angaben mit der geschichtlichen Kunde zu vereinigen: ein Geschäft, bei der Odyssee schwieriger als bei der Iliade, da die geographischen Nachrichten der letzteren mehr rein historisch erscheinen, und selbst in Zufälligkeiten noch heute sich auffallend als wahr bewähren, die der Odyssee aber mit Mythen verwebt sind; aber auch eine um so verdienstlichere Arbeit, da sowohl die Alten (z. B. Strabo, Pausanias) wie die Neueren (noch zuletzt Kruse in seinem Hellas) die Homerischen Gesänge für eine im Ganzen unverdächtige Quelle der ältesten Griechischen Geographie halten. Unter den vielen einzelnen Bemerkungen führen wir deshalb nur an: über die Aethiopen zu I, 26; über die Insel der Kalypso zu I, 48; über die Taphier u. s. w. zu I, 180; über die Insel Dulichion zu I, 245. vergl. Vorwort S. XIX f.; über Ephyra zu I, 259, welches hier auf das Thesprotische bezogen ward (Wagner, Spec. rer. Corinth. Darmst. 1824. cap. III, der über die verschiedenen bei Homer vorkommenden Oerter dieses Namens gehandelt, bezieht es noch auf das Elische; was freilich auch von der Beantwortung der Frage nach den Wohnsitzen der Taphier abhängt); über Pylos zu III, 4; über die Fahrt III, 169 ff.; über Malea III, 287; Gortys III, 291; über die Kaukonen III, 366; über die Stadt Lakedämon IV, 1; über die Gegenden, welche Menelaos auf seiner Irrfahrt berührt, zu IV, 83; über Ithaka IV, 605; über die Elysischen Felder zu IV, 560; über die Insel Pharos IV, 357; über die Insel Asteris IV, 844 ff.

Digitized by Google

P. Ovidii Nasonis Fastorum Libri sex. Ad optimorum librorum fidem recensuit, lectionis diversitatem et alias observationes adjecit Jo. Ph. Krebsius. In usum scholarum. Wiesbadae, ex officina Schellenbergii. MDCCCXXVI. XXXV und 314 S. in gr. 8. 2 fl. 24 kr.

Wir besitzen zwar bekanntlich eine gröfsere gelehrte Bearbeitung der Fasten des Ovidius von Gierig, wir besitzen selbst einige für Schulen berechnete Ausgaben dieser Schrift, wie die zu Frankfurt (1814) erschienene, durch F. C. Matthiä besorgte, oder die neueste in der Sammlung der bei Teubner erschienenen Classiker, so dafs vielleicht auf den ersten Anblick eine neue Ausgabe der Fasten als etwas überflüssiges erscheinen könnte. Aber wenn man erwägt, dafs unter den beiden eben erwähnten Ausgaben die erstere nur den hergebrachten Heinsius-Burmannschen Text liefert und nichts weiter, die zweite auch nur selten davon abweicht, überdem durch häufige Druckfehler entstellt ist (eine unrühmliche Ausnahme von den übrigen so correcten Abdruckungen, welche aus der Teubner'schen Officin hervorgegangen sind), so mufs man es um so mehr wünschen, eine brauchbare, durch einen fehlerfreien, gereinigten, aber auch auf handschriftliche Autorität gestützten Text sich empfehlende Ausgabe für den Schulgebrauch zu erhalten; wir müssen uns auch freuen, dafs ein solches Unternehmen in die Hände eines Mannes gefallen ist, welcher durch ein dreifsigjähriges wiederholtes Studium dieser Schrift, wie durch frühere Versuche über dieselbe seinen Beruf dazu hinlänglich befähigt hatte. Denn schon im Jahre 1799 trat der Herausgeber mit einer deutschen Uebersetzung der Fasten auf, der ersten, welche von dieser Schrift überhaupt in Deutschland erschien (Frankfurt a. M. 1799), er machte damals auch Hoffnung auf einen ausführlichen Commentar, wofür er Viel gesammelt und für den er jede von Amtsgeschäften freie Stunde benutzte. Indefs unterblieb die Ausführung, da auch später die Ausgabe von Gierig erschien, und darin Manches natürlich enthalten war, was auch unser Verf. sich gesammelt hatte. Jetzt kehrt der Verf. nach langem Zwischenraume, aber nie unterbrochenen Studien wieder zu den Fasten zurück; und übergiebt dem Publikum eine Schulausgabe, über deren Beschaffenheit und Zweck wir in möglichster Kürze unsern Lesern berichten wollen. Auch hat sich der Verf. in der Vorrede genauer über die Art der Anlage und die Ausführung solcher Ausgaben, die für den Schulgebrauch bestimmt sind, verbreitet. Es fragt sich nämlich,

Digitized by Google

ob für diesen Zweck ein bloſses Textesabdruck oder ein mit erklärenden Noten in grammatischer, sprachlicher und sachlicher Hinsicht reichlich ausgestatteter Text vorzuziehen sey. Stellt man diese Frage so nackt auf, so werden wir uns freilich mit dem Verf. — den vieljährige Erfahrung hierin gewiſs das Bessere gelehrt — unbedingt für die Ausgaben der ersteren Art erklären. Was die Ausgaben der andern Art betrifft, so findet der Verf. für solche in den von A. Matthiä besorgten eine Art von Muster, welches seiner Idee von solchen Ausgaben wenigstens am nächsten komme. Er selber macht S. XV. vier Hauptanforderungen an eine solche Ausgabe. Erstens verlangt er einen nach der Autorität der Handschriften berichtigten und von Druckfehlern freien Text; zweitens eine Angabe der abweichenden Lesarten der Handschriften und alten Ausgaben oder eine Auswahl der bedeutenderen Varianten; die dritte Zugabe wären treffende Parallelstellen zur Erläuterung der Ausdrucksweise so wie des Gedankens; endlich viertens eine Angabe der Stellen alter Schriftsteller, welche als Zeugnisse für irgend einen im Text berührten Gegenstand gelten können. Nach diesen Anforderungen, deren Nutzen wohl Niemand in Zweifel ziehen wird, hat Hr. Krebs versucht, eine Bearbeitung der Fasti zu liefern. In wie fern ihm dieſs gelungen, wird sich aus dem folgenden ergeben. Was zuvörderst den Text betrifft, so blieb der Herausgeber durchaus nicht bei dem an willkührlichen und unnöthigen Veränderungen reichen Heinsius-Burmannschen Texte stehen, sondern vieljährige Beschäftigung mit den Fasten lehrte ihn bald zu der ursprünglichen, in Handschriften vorkommenden Lesart zurückzukehren, da wo solche, was leider nicht selten der Fall ist, von Heinsius oder Burmann ohne Noth geändert worden war. Mit welcher Mäſsigung indeſs auch hierin der Herausgeber verfahren, zeigen seine eigenen Worte S. XX. der Vorrede: „Nihil me temere et forte fortuna mutasse ex „addita lectionis diversitate omnes cognoscent, quin etiam „mecum sentient, multo plura mutanda fuisse, quae quum „a plerisque editione Heinsio-Burmanniana nihil emendatius „habeatur, mutare religiosum duxi, ne nimis petulans et „arrogans in summos illos viros viderer.“ Aus unzähligen Belegstellen führen wir nur an I. 6. 153. 219. 207. 255. 296. 319. 388. 393. 564. II. 5. 103. 152. 359. 394. 587. 655. 657. 803. 804. 787. III. 114. 463. 514. 528. 543. IV. 215. 683. 686. 694. 700. 703. V. 207. 655. etc. etc. Ueberdem ist die richtigere Orthographie in vielen Wörtern zurückgeführt; wie denn der Herausgeber stets schreibt Juppiter, relliqui, rettuli,

Digitized by Google

quattuor u. s. w. Auch schreibt er fenum und bemerkt zu I. 206: „fenum an foenum scribendum sit, docti dissentiunt". Da die alten Denkmale, so weit wir wissen, foenum geben, so möchte wohl diese Schreibart den Vorzug verdienen. Eben so schreibt der Herausgeber fenus für foenus und giebt dazu (I. 694.) dieselbe Bemerkung, so wie auch zu sulfur I. 271 coll. 739; wo auch Ref. mit Schneider Element. Lehr. I. S. 211. die Schreibart sulfur der Schreibart sulphur vorzieht. Unter dem Texte steht eine Auswahl der bedeutenderen, abweichenden Lesarten. Neue handschriftliche Hülfsmittel hat der Herausgeber nicht benutzt, und bei der grofsen Anzahl von Handschriften, welche bereits Heinsius und Burmann verglichen, möchte fast weniger Verlangen nach neuen Handschriften und neuer Ausbeute durch sie entstehen, als vielmehr eine sorgfältige Sichtung und Anordnung dieser verschiedenen und zahlreichen Handschriften zu wünschen seyn, zumal da Heinsius bei seinen Vergleichungen oft etwas schnell und nicht immer mit der erforderlichen Pünktlichkeit und Genauigkeit zu Werke gieng, auch uns bekanntlich die versprochenen Angaben über Alter, Beschaffenheit u. s. w. der von ihm benutzten Handschriften nicht gab. Geflissentlich hat der Herausgeber es vermieden, den abweichenden Lesarten irgend ein Urtheil der Verwerflichkeit oder Billigung beizufügen; er hat nur hie und da eine Parallelstelle zur Vertheidigung oder Erörterung irgend einer Lesart beigegeben. Der Zweck dabei war, dem Lehrer ein Mittel in die Hand zu geben, die Urtheilskraft der Schüler dadurch zu wecken und zu schärfen. Doch setzt der erfahrene Schulmann hinzu: „Hac κρίσεως exercitatione nihil est melius, nihil utilius, *nisi ea abutamur et in levibus longius moremur.* Der Inhalt der übrigen Anmerkungen ergiebt sich aus den oben unter Nummer 3 und 4 vom Verf. selber bezeichneten Anfordernissen einer Schulausgabe. Es sind meistens Parallelstellen, oder sach-erläuternde Stellen anderer alten Schriftsteller, und zwar, wie es uns scheinen will, zahlreicher in den letzteren Büchern, als zu Anfang, namentlich im zweiten Buch. Verweisungen auf seltenere ältere Bücher, wie z. B. Eustathius, Athenäus, oder auf ähnliche neuere Bücher, die dem Schüler doch nicht zu Gebot stehen, sind vermieden, und überall auf das Bedürfnifs des Schülers Rücksicht genommen. Zwar ist es hier schwer, überall das rechte Maafs zu treffen und in steter Erinnerung an den Zweck und die Bestimmung seiner Ausgabe, das zu Viel und das zu Wenig auf gleiche Weise zu vermeiden. Etwas mehr grammatische Erklärungen oder sprachliche, so wie

Digitized by Google

sie Aug. Mathiä zu geben pflegt, hätten wir allerdings von dem wohlkundigen Grammatiker gewünscht, auch wohl in seltenen oder ungewöhnlichen Fällen eine Verweisung auf eine der höheren Grammatiken, wie z. B. I. 526 bei *minus altior* auf Ramshorn § 155 Anm. 3. Ob II. 174. *nec* castas pollue aquas, nöthig sey zu schreiben *neu*, bezweifeln wir, da *nec* auch in dieser mehr prohibitiven Bedeutung vorkommt. — III. 310. wird *si* erklärt: in *exclamationibus* causam reddit; wir würden lieber setzen: in *obtestationibus* usurpatur, wie z. B. bei Livius I. 23. Ruhnken. ad Terent. Andr. I. 5. 57. Zu IV. 7 vergleicht Ref. auch Tibull. II. 6. 6, so wie zu IV. 940: Horat. Od. III. 1, 31. 32. In der Stelle I. 545, wo Einige *Tegaea* haben (was dem Metrum widerspricht, da *Te* kurz ist, wie aus dem Vers bei Herod. I. 66 und 67 erhellt), Andere *Tegeea*, billigen wir, dafs der Herausgeber *Tegeaea* beibehalten, obgleich er ein bescheidenes: „quid verum sit, ambigitur" hinzusetzt, und aus dem Griechischen keine Hülfe erwartet. Indefs glauben wir, dafs doch aus dem Griechischen so viel hervorgehe, dafs aus Τεγεάτης oder Τεγεήτης Lateinisch nicht *Tegeea* gebildet werden kann. — Noch bemerken wir, dafs ein verbessertes und berichtigtes Kalendarium dieser Ausgabe S. XXV — XXXIV beigegeben ist.

Von demselben Verfasser ist uns so eben eine andere Schrift zugekommen, die ihrer Bestimmung gemäfs an die vorliegende angereiht werden kann, ihrem Inhalte nach insbesondere allen Schulmännern empfohlen zu werden verdient, da sie einem auf den Bildungsanstalten sehr fühlbaren Bedürfnifs abhilft:

Praktische Metrik der Lateinischen Sprache in Beyspielen zum Lesen und Nachbilden der vorzüglichern bey den Alten vorkommenden Sylbenmaafse, zum Gebrauche in gelehrten Schulen, von J. Ph. Krebs, Dr. der Philos. etc. Professor zu Weilburg. Ein Anhang zu jeder lateinischen Metrik. Heidelberg und Leipzig, bei K. Groos. VII. 111 S. und 16 S. gr. 8. 1826. 54 kr.

Dasselbe Bedürfnifs, das auch neulich den verdienten Hrn. Director Friedemann bewog, eine praktische Anleitung zur Kenntnifs und Verfertigung Lateinischer Verse nebst leichten Lesestücken (Braunschweig 1824.) herauszugeben, veranlafste auch das Entstehen dieser Schrift; auch sie soll dem Mangel abhelfen, der sich bei dem Erlernen und bei dem Studium der Lateinischen Metrik nur zu sehr kund giebt, wo man bald ein Buch vermifst, das Proben der verschiedensten Gedichte aus den verschiedensten Versarten enthält, und zu-

Digitized by Google

gleich Uebungsstücke zum eigenen Nachbilden eben dieser Versarten aus gegebenen Worten liefert. Nun umfafst aber das Friedemann'sche Werk nur die beiden Hauptversarten, Hexameter und Pentameter und das aus ihrer Vereinigung gebildete elegische Versmaafs; unser Verf. hält sich nicht in diesem Kreise beschränkt, sondern er liefert uns eine über alle Versarten sich gleich verbreitende Anleitung, die auf diese Weise das Verdienst hat, die erste vollständigste Schrift über diesen Gegenstand zu seyn, darum aber, zumal bei der Pünktlichkeit und Genauigkeit, womit jeder einzelne Theil ausgearbeitet worden, zur Einführung auf Schulen und zur Benutzung bei einem gründlichen Unterricht der Metrik, sich sehr eignet. Wenn einige wenige schwierige Versmaafse der Tragiker und Komiker übergangen worden, weil ihre Kenntnifs tiefer in die Metrik einführt, als der Schulunterricht zuläfst, so wird man dies durchaus nicht tadeln können; oder wenn dagegen mehrere andere Versmaafse aufgenommen, die nur bei guten neueren Lateinern vorkommen, aber wegen ihrer lieblichen Melodie Nachahmung verdienen. Es beginnt der Verf. mit den dactylischen Versen, den reindactylischen, wie den logaödischen Versen und ihren zahlreichen Unterabtheilungen nach den einzelnen Rhythmen; darauf folgen die choriambischen Verse, und zwar zuvörderst die reinchoriambischen, nach Monocolen, Dicolen und Tricolen, jedes mit seinen zahlreichen Unterabtheilungen der einzelnen Metren; dann die choriambisch-dactylischen, und die dactylisch-choriambischen. Daran schliefsen sich die jonischen Verse, die trochäischen, sowohl die reintrochäischen nach Monocolen und Dicolen, als die trochäisch-choriambischen, ferner die jambischen Verse mit gleicher Vollständigkeit in der Aufzählung der einzelnen unter dieselben Abtheilungen gebrachten Versarten. Sie sind entweder reinjambische oder dactylisch-jambische oder trochäisch-jambische, oder endlich choriambisch-jambische. Nach den jambischen Versen werden noch in der Kürze abgehandelt die anapästischen Verse, das gallijambische und das alcaische (tricol. tetrastroph.) Metrum, in einem Anhange aber die nöthigen Erörterungen über Centonen, Parodieen, Palindromen, Reimverse, Fistular- oder ropalische Verse und politische Verse mitgetheilt. Dies ist der Inhalt des Ganzen.

In Absicht auf die Art der Behandlung aber bemerken wir Folgendes. Es wird bei jedem einzelnen Metrum zuerst das Versmaafs selber und der Gebrauch desselben, so wie die Gesetze, die ihn bestimmen, angegeben, zugleich mit Ver-

Digitized by Google

weisung auf die einschlägigen Paragraphen in des Verf. Anfangsgründen der Metrik; auch werden in der Kürze die Hauptdichter genannt, welche dieses Metrums sich bedient. Nun folgen als Belege einzelne Stücke aus diesen Dichtern, an deren Scansion und metrischer Erklärung der Schüler geübt werden kann; es folgen aber auch zweitens Beispiele von in Wörtern umstellten Versen zur Uebung des Schülers, der die aus ihnen bestehenden wahren Verse durch Umstellung herausfinden soll; wobei es an öfteren Fingerzeigen für den Schüler, mit mehr Leichtigkeit und Bestimmtheit das Richtige aufzufinden, nicht fehlt, insbesondere bei den bekannteren und öfter vorkommenden Metren. Auch diese Uebungsstücke sind aus Lateinischen Dichtern entlehnt, aber die Stellen, wo sie zu finden sind, wurden natürlich weggelassen. Für den Lehrer ist dadurch gesorgt, dafs auf einem besonderen Bogen, der unter eigenem Titel („Anhang zur praktischen Metrik der Lateinischen Sprache, zum Gebrauche für Lehrer u. s. w.) von der Verlagsbuchhandlung ausgegeben worden, die Originalverse, genau immer citirt, abgedruckt zu erhalten sind.

Aus dieser einfachen Relation über Inhalt und Beschaffenheit dieser Schrift und die ganze Behandlungsweise des Verf. ergiebt sich die Nützlichkeit derselben von selber, und mag unser oben ausgesprochenes Urtheil über ihre Brauchbarkeit rechtfertigen. Zwar hat man zu einer Zeit alle metrischen Uebungen in eigenen Versuchen aus den höhern Bildungsanstalten bannen und als eine unnütze Antiquität abschaffen wollen, auch wohl abgeschafft: nicht ohne Nachtheil, da eigene poetische Versuche zum besseren Eindringen in die Gesetze der Prosodie und Rhythmik, zur besseren Kenntnifs der Sprache von Seiten des Wohlklangs u. s. w. durchaus nothwendig, und schon von dieser Seite für die allgemeine humanistische Bildung auf höheren Lehranstalten einzuführen sind, vorausgesetzt, dafs sie in den bestimmten Gränzen sich halten und nicht aus dem ihnen zunächst angewiesenen Kreise ihrer Bestimmung heraustreten wollen. — Schliefslich bemerkt noch Ref., dafs das Aeufsere dieser Schrift in Druck, Lettern, Papier u. dergl. gewifs befriedigt, und in dieser Hinsicht diese Schrift besser ausgestattet ist, als die oben angezeigte Ausgabe des Ovidius.

Digitized by Google

Kleine griechische poetische Anthologie für mittlere Gymnasialklassen, enthaltend leichte Lesestücke für die ersten Anfänger, darunter den neunten, zehnten und eilften Gesang der Homerischen Odyssee, eine praktische Anleitung zur Verfertigung griechischer Verse und ein griechisch-deutsches Wörterverzeichniſs herausgegeben von D. Fried. Traug. Friedemann, Director des Herzogl. Katharineums zu Braunschweig. Braunschweig, 1825. Verlegt von L. Lucius. VIII und 143 S. in 4. 12 Gr.

Bei der täglich wachsenden Masse von Schulbüchern aller Art, besonders von Chrestomathieen, hat eine neu erscheinende allerdings nöthig ihre Existenz zu rechtfertigen; und thut sie das nicht genügend, so mag sie sich keinen freundlichen Empfang versprechen; wie denn auch dem vorliegenden Buche in einem andern öffentlichen Blatte ein ziemlich unfreundlicher zu Theil geworden ist. Wir wollen nun zwar nicht in diesen Ton einstimmen; indessen wird auch Hr. Dir. Friedemann selbst nicht glauben, durch das Buch einem allgemein gefühlten dringenden Bedürfnisse abgeholfen zu haben; er wird eingestehen, daſs seine praktische Anleitung zur Verfertigung griechischer Verse, auf sechs Seiten, keine Anleitung sey, und daſs sie nicht griechische Verse überhaupt, sondern nur Hexameter und Pentameter, und zwar nicht verfertigen, sondern nur restituiren, nicht lehre, sondern zu restituiren Gelegenheit gebe, weil auf diesen sechs Seiten gegen 200 Hexameter und Pentameter als versus disjecti gedruckt sind; er wird endlich zugeben, daſs ein Wortregister, das bei doppelten Columnen fast die Hälfte des Buches einnimmt, und doch nur für den kurzen Gebrauch des Buches paſst, eine etwas starke Zugabe zu einer Chrestomathie sey, welche in Oktav gedruckt nur sieben Bogen einnehmen würde, wiewohl der sehr billige Preis des Buches diesen Einwurf so ziemlich zum Schweigen bringt. Uebrigens braucht auch ein Buch zur Rechtfertigung seiner Existenz gar nicht einem allgemein gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen, sondern nur für den Kreis, für den es bestimmt ist, zweckmäſsig zu seyn; dies reicht schon hin, um die Stimme der Kritik in dieser Hinsicht zu beschwichtigen. Hr. Dir. Fr. erklärt sich hierüber in der Vorrede hinlänglich. Eine Anstalt, die in gleichem Falle ist, wie das Braunschweigische Katharineum, wird dem Herausgeber danken, und ein geschickter Lehrer wird mit diesem Buche in der Hand die Schüler recht gut zu der Lectüre der Dichter vorbereiten können. Hr. Fr. bedurfte für die vierte Klasse (von oben herunter gezählt) ein wohlfeiles Anfangsbuch für Schüler, denen die Anschaffung eines allgemeinen Wörterbuches zum Theil nicht zugemuthet werden konnte, weil manche darunter

Digitized by Google

noch eine andere Bestimmung, als die eigentlichen Studien, erhalten, die aber doch der Ordnung wegen vom Griechischen nicht dispensirt werden können. Er wollte ein Lesebuch, das aus der für Knaben jenes Alters so interessanten Odyssee bedeutende Bruchstücke enthielte, was er in der trefflichen Jakobs'schen Blumenlese vermifste, wogegen Kochs kleine Odyssee (Marburg 1822.) wegen des Preises nicht gewählt werden konnte. Und so giebt er denn S. 1 — 3. regelmäfsige Hexameter aus verschiedenen Dichtern; S. 4 — 7. Hexameter mit allerlei metrischen und dialektischen Abweichungen; eine kleine homerische Anthologie. S. 7—60. die 3 genannten Gesänge der Odyssee, die uns recht zweckmäfsig aus dem Ganzen herausgehoben scheinen. Im zweiten und dritten hat er einige anstöfsige Stellen weggelassen, aber auch absichtlich einige Verse stehen lassen, die nicht an sich anstöfsig sind, jedoch durch Deutung und Gerede darüber anstöfsig werden könnten, z. B. K, 7. 11. Weggeblieben sind K, 301. 334. 335. (333 ist passend verändert) 340. 341. 342. (aber nun bricht V. 339. die Rede fatal ab δολοφρονέουσα κελεύεις, und der Schüler fragt: was verlangt sie denn?) 346. 347. Im 11ten Gesange liefsen sich leicht herausheben die Verse 241 bis 270; 305 bis 320, deren Weglassung zu billigen ist. Von S. 61 bis 72. folgen wohlgewählte Stücke aus der Anthologia Palatina. S. 72. 73. umgestellte Hexameter, S. 74. 75. umgestellte Disticha, beides mit Bezeichnung der zweifelhaften Quantität. S. 76. 77. umgestellte Disticha ohne Bezeichnung der Quantität und ohne Abschnitte. Diese sechs Seiten sind nicht accentuirt, und können auch als Uebungen im Setzen der Accente dienen. S. 78 — 80. endlich enthalten eine Idylle von Bion und eine von Theokritus, die, wie zum Theil die Epigramme, zur Einübung dorischer Formen bestimmt sind. Das Wörterverzeichnifs konnte um Vieles abgekürzt werden, wenn z. B. die zusammengesetzten Verba, wo sie durch die Präposition nur die Bedeutung der Präposition hinzubekommen, weggelassen wären. Stünde z. B. dafs κατά bei Verbis meistens hinab heifse, so brauchte kein καταβαίνω, καταβάλλω, κατάγω, κατακλίνω, καταπίπτω, κατατλέω, u. s. w. besonders aufgeführt zu werden. Wir finden solche und ähnliche Raumersparungen nicht blos darum gut, weil Raum gewonnen wird, sondern weil die Schüler dadurch mehr vom gedankenlosen Aufschlagen entwöhnt und zum Denken gewöhnt werden. Den Druck haben wir gröfstentheils gut und richtig gefunden. Nur steht S. 16. δ ἔτοι für δέ τοι, οὐ für οὐ, Ποσειθάων für Ποσειδάων, S. 26. ἀρουρα für ἄρουρα, S. 58. νεκύεσσιν für νέκυσσιν.

Digitized by Google